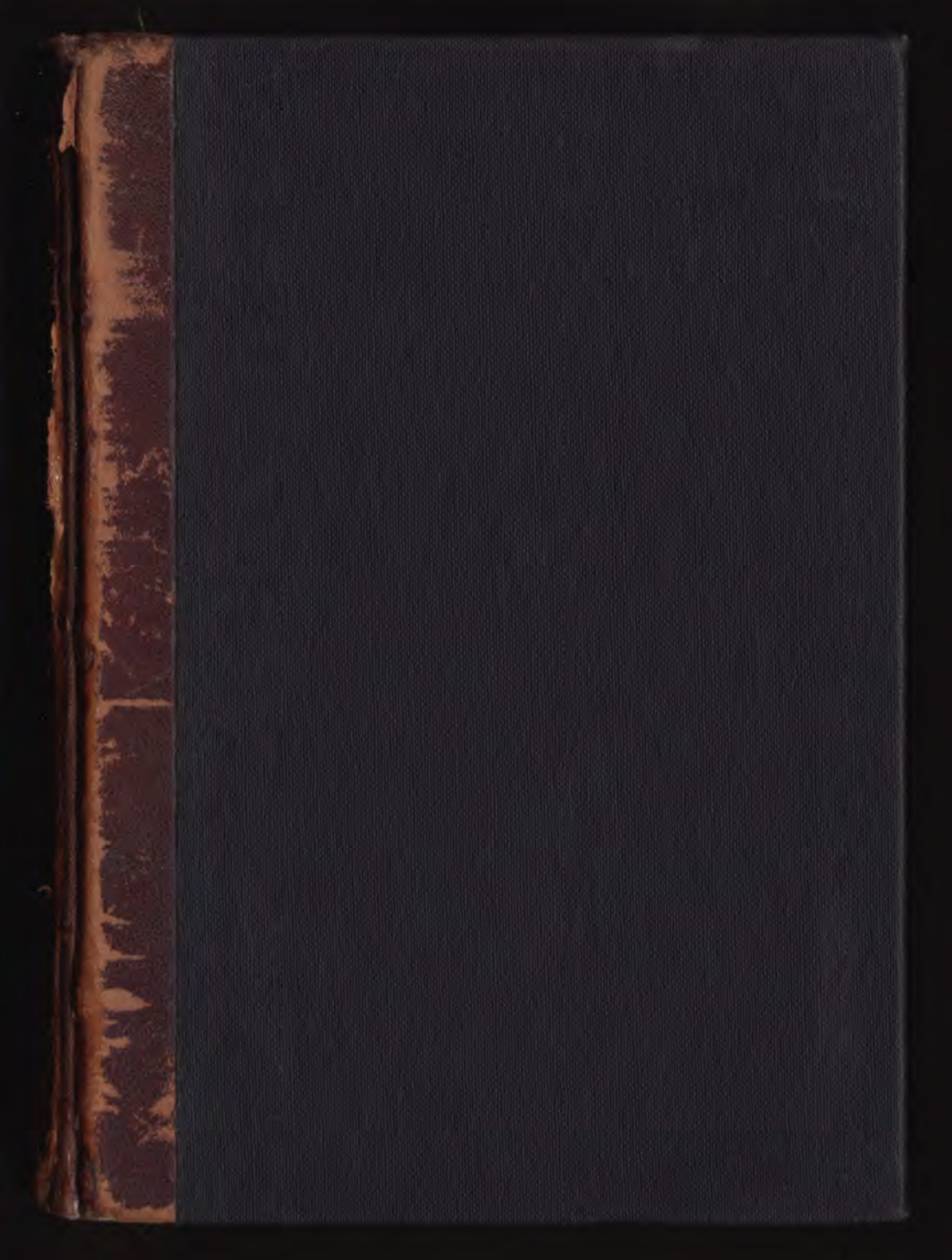
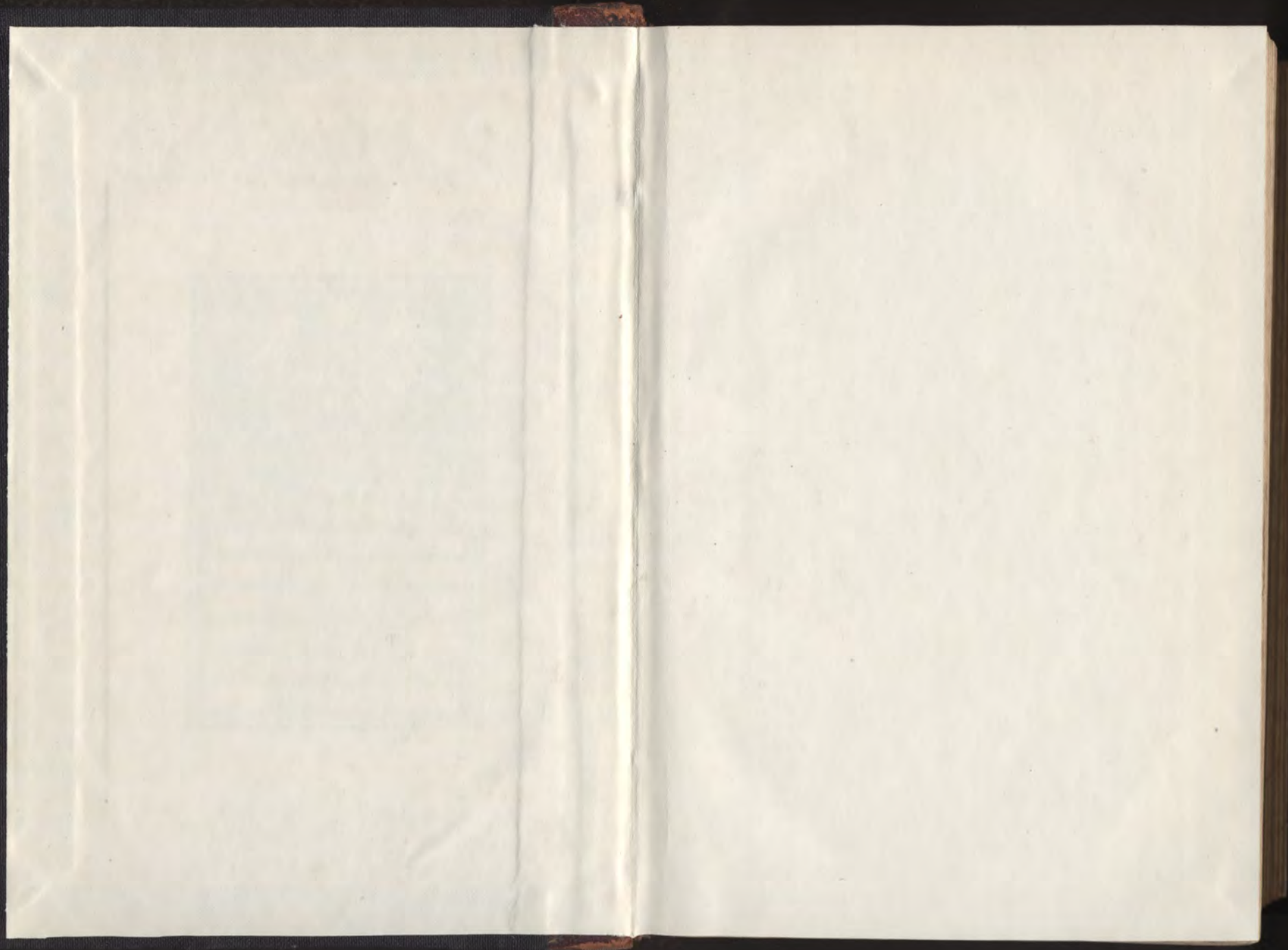
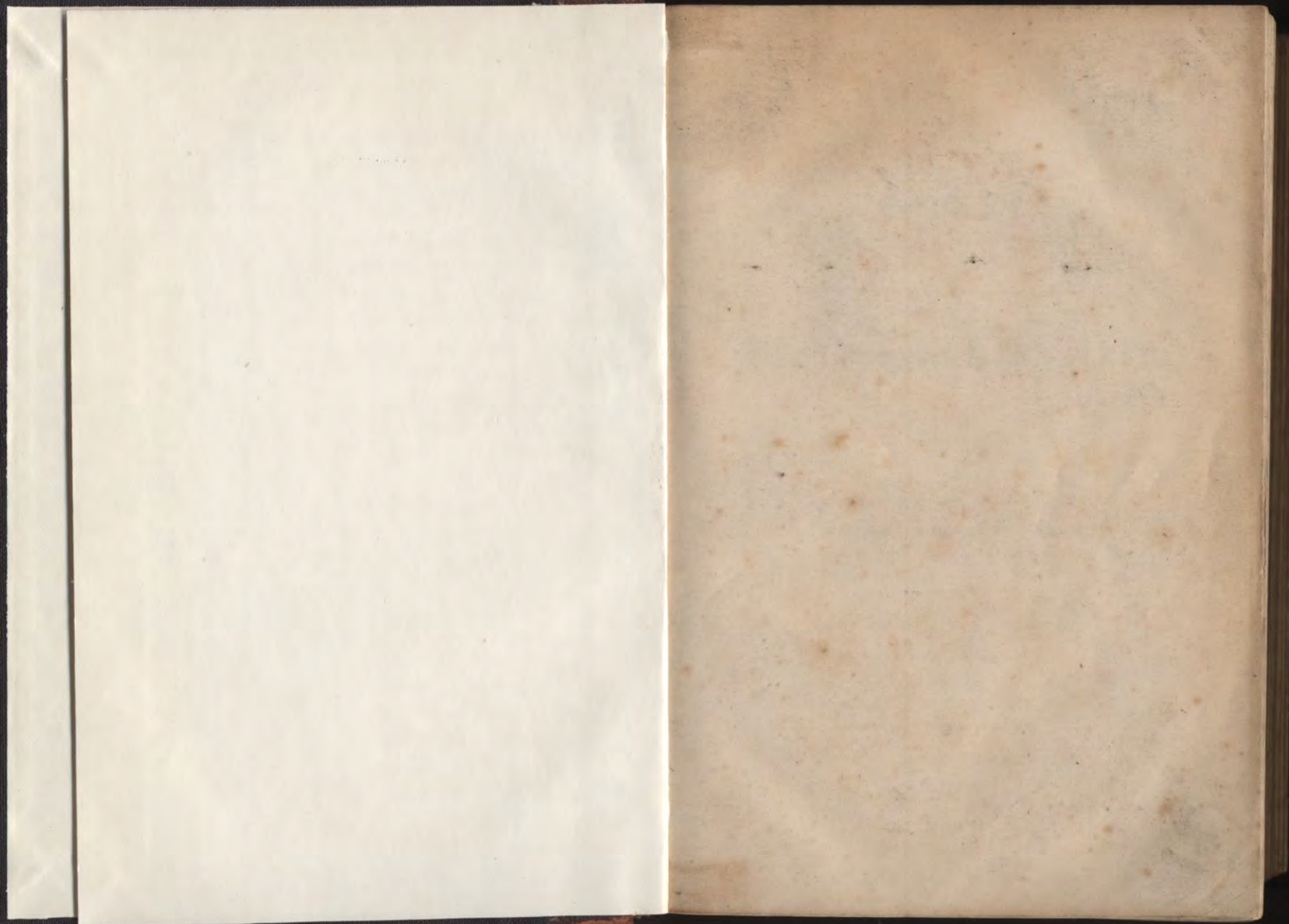








Bibliothek
der

Deutschen Klassiker.

Fünfundzwanzigster Band.



Deutschen Klassiker.

Mit literargeschichtlichen Einleitungen, Biographien und Porträts.

Fünfundzwanzigster Band.

Denker und Forscher der Neuzeit.

Hildburghausen.

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1864.



4085 S

4043/XXV

830(091)

Akc U 278/70/S

Denker und Forscher

der

Nezeit.

Eine Anthologie.

Mit biographisch-kritischen Skizzen

von

Arnold Schloenbach.

Hildburghausen.

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1864.

Statt der Einleitung.

Diese vierte Gruppe von Schriftstellern, welche den Schluß unserer Bibliothek deutscher Klassiker bildet, läßt keine so geschlossene Ueberschau und allgemeine Einleitung wie die vorhergegangenen Gruppen zu, weil sie in ihrer, durch praktische Rücksichten bedingten Zusammenstellung zu verschiedene Gebiete umfaßt. Dennoch bildet auch sie wieder eine Art Ganzes, eine Säulenhalle zu dem erhabenen Dome deutschen Geistes, der an Umfang und Höhe die Geistesdome aller andern Nationen unbedingt übertrifft; der jeden Unbefangenen mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllen und die feste Zuversicht auch auf eine spätere, große und erhabene politische Bedeutung Deutschlands geben muß. Wo die Nation eine solche Masse und Gewalt des immer freieren und kühneren Denkens, des immer nationaleren und befreienderen Wissens in ihrem Schooße trägt, wie nur in diesem eingezogenen Raume die deutsche Nation der Welt darbietet: da muß der denkende Patriot auch ihrer endlichen großen politischen Gestaltung mit Zuversicht entgegensehen. Wir könnten die aufgerichtete Säulenhalle noch um Vieles, Vieles weiter bauen; wir könnten noch eine bei weitem überwiegend größere Anzahl als die der angezogenen Namen auf allen Gebieten des Denkens und Forschens den gegebenen würdig zur Seite stellen; aber nach dem ganzen Plane, mit seinen beschränkenden äußeren Bedingungen, sollten es vorzüglich

nur Diejenigen sein, die irgendwie eine besondere charakteristische Richtung vertreten; die die Wissenschaft mit Neuem bereichern und erweitert, ihr neue Bahnen gezogen oder die eine neue Wissenschaft hervorgerufen haben; die nach irgend einer Seite hin kulturhistorisch epochemachend oder tief eingreifend, wenn auch nur für die Geschichte ihrer Zeit, waren.

Auf dem Gebiete der Geschichte beschränkten wir uns dabei auch noch auf Diejenigen, die sich vorzugsweise der deutschen Geschichte widmeten.

In der Zusammenstellung der Autoren wird man auch hier wieder eine gewisse systematische Intention erkennen und nicht bloß eine rein äußerliche Ordnung, sondern eine tiefere Grundbeziehung annehmen.

Wir waren bestrebt, mit aller Objectivität zu urtheilen, doch den freisinnigen Standpunkt nicht zu verlassen, noch weniger zu verdecken. Wir hatten auch stets ein allgemeines Publikum vor Augen, dem wir uns nach Art und Weise der Behandlung anzupassen strebten. Wir glauben mit aller Rechtsschaffenheit und mit allem Fleiße uns der übernommenen Aufgabe gewidmet zu haben und dürfen wohl hoffen, mit dieser Aufgabe ein Nützliches und Fruchtbares zu wirken.

A. Sch.

Ludwig Börne.

Ludwig Börne.

(Geb. 18. Mai 1786. Gest. 13. Februar 1837.)

Die Akten über diesen Schriftsteller und Charakter sind zwar noch nicht geschlossen, aber der Abscheu wie die Vergötterung von früher haben doch schon einer ruhigeren Betrachtung Raum machen müssen. Man erblickt in ihm — politischer Seits — nicht mehr den blutdürstigen Robespierre der Feder und den Schmäher deutscher Ehre und Nationalität; aber auch nicht mehr den Apostel der alleinseigmachenden Freiheit und den Verkünder politischer Weisheit. Man erblickt in ihm — literarischer Seits — nicht mehr einen literarischen Sansculotten, einen kaustischen Witzmacher, einen system-, plan- und stylofen Feuilletonisten; aber auch nicht mehr den Begründer einer neuen Literaturepoche, den Schöpfer bedeutender Werke, den Beherrscher eines neuen Systems und Styls. Man erblickt in ihm — individueller Seits — nicht mehr den verbissenen, verbitterten, böshafte, sich persönlich rächenden Juden; aber auch nicht mehr das Musterbild eines großen und gewaltigen Charakters; den erhabenen Märtyrer einer ewigen Menschheitsidee. Man betrachtet ihn als eine ebenso originelle und merkwürdige als

bedeutende Erscheinung, in der Politiker, Kunstkritiker, Schriftsteller und Charakter so ganz und gar in Eins verschmelzen und zwar so durch und durch subjektiv waren, daß man ihn eben nur im Ganzen und Vollen betrachten und würdigen kann. Er ist nicht zu messen nach dem Maßstab dogmatischer Begriffe über Politik, Kunst, Aesthetik und Ethik; er kann nur an sich selbst gemessen werden; als eine einzige, nur in sich da stehende und beruhende Erscheinung; als eine Art Elementarnatur. Er hat nach allen Richtungen seines Wirkens hin das Wunderlichste und Barockste, wie das Tiefste und Bedeutendste; das Einfältigste wie das Genialste; das Ungezogenste, ja Häßlichste, wie das Edelste und Zarteste; das Trivialste wie das Kühnste und Entschiedenste ausgesprochen. Er hat es nie zu einem eigentlichen Werke, zu einem schöpferischen Ganzen, nicht einmal zu einem konsequenten Gedankengang gebracht; es ist bei ihm Alles nur aphoristisch, journalartig, epigrammatische Pointe; aber doch sind seine gesammelten Schriften gesammelte Thaten, die nicht allein furchtbar und fruchtbar wirkten für ihre Zeit, sondern auch noch für viele Zeiten einen seltenen Schatz bewahren. Er schuf nicht einen neuen Styl und wir haben erfahren, wie wenig es nützte und wie viel es schadete, wo seine Schreibart nachgebildet wurde; aber für ihn selbst, für seine eigenartige Subjektivität war sein Styl von einem Glanz und einer Genialität, von einer Kraft und Wucht, wie wir es selten in einer Literatur finden. Er war als Charakter vielfach bestimmt durch Erinnerungen an das Ghetto seiner Geburt und Jugend; durch den grausamen Fluch, den die sogenannte „christliche Liebe“ auf das schmerzlich brennende Haupt seiner unglückseligen Glaubensgenossen warf; bestimmt durch mancherlei Capricen, Schrullen und Stimmungen, durch seinen Körper, wie durch mancherlei Anforderungen, die er an einen wohligen und behaglichen Komfort des Lebens stellte;

aber Güte, Sanftmuth und Edelmuth, Noblesse und Großherzigkeit, tiefste Wärme und höchste Begeisterung trugen doch im Ganzen den Sieg davon; waren doch die eigentlichen Triebfedern ebenso seines großen Wirkens wie seines Fehlens und Leidens. Wir verweisen hier auf Guklows vortreffliches Werk „Börne's Leben“, und wollen auch noch in raschen Zügen dieses Leben äußerlich skizziren.

Ludwig Börne wurde am 18. Mai 1786 zu Frankfurt a. M. geboren, als Sohn des jüdischen Wechselagenten Jakob Baruch, eines angesehenen und vielfach gebildeten, wenn auch noch streng jüdischen Mannes. Er studirte zuerst in Berlin und Halle Arzneikunde, dann in Heidelberg und Gießen Staatswissenschaft. Nach beendigten Studien wurde er — seltsam ironisch spielt oft das Schicksal — in seiner Vaterstadt als Polizeiaktuar angestellt; später aber, als Frankfurt wieder „frei“ war, seiner Stellung entlassen, wenn auch mit Gehalt. Er widmete sich nun in mannigfachen journalistischen Unternehmungen und Theilnahmen der Publicistik. Besonders berühmt wurde seine „Wage“, namentlich durch die originellen und geistvollen Kunstkritiken. Gleichzeitig hatte er sich als Ludwig Börne taufen lassen und war zur lutherischen Kirche übergetreten. Aus langer Untersuchungshaft wegen politischer Untriebe entlassen, zog er nach Paris und lebte er nun abwechselnd dort, in Hamburg und wieder in Frankfurt. Von 1829—31 gab er 8 Bände „Gesammelte Schriften“ heraus, die große Aufmerksamkeit erregten; die Julirevolution riß ihn gewaltsam zurück nach Paris, welcher Zeit wir seine „Briefe aus Paris“ verdanken. Mit geringen Abwechselungen blieb er dort bis zu seinem Tode, den 13. Febr. 1837. Er ließ in Paris noch „Neue Briefe aus Paris“ erscheinen und „Wenzel, der Franzosenfresser“, welches Schriftchen später seinen „Gesammelten Werken“ angereiht wurde.

Auch erschienen später noch seine „Nachgelassenen Schriften“. Börne wurde am 15. Februar auf dem Père-Lachaise unter außerordentlicher Theilnahme französischer und deutscher Bevölkerung begraben. So vereinigte er wenigstens als Todter für eine Stunde lang was der Lebende als Aufgabe seines Lebens umsonst versucht hatte: eine Vereinigung Deutschlands und Frankreichs. Das war eine ideale Caprice, um die er Vieles erdulden mußte; in sich selbst und noch mehr durch Andere, durch Kurzsichtige, Mißverstehende und Uebelwollende; — eine ideale Caprice, an die er einen großen Theil seiner Kraft verschwendete. Am 5. November 1842 wurde dem Todten ein schönes Denkmal gesetzt; David hatte dazu die Büste modellirt; Erk und Eck hatten sie gegossen. Voltaire, Rousseau, Lamennais und Beranger, wie Lessing, Herder, Schiller und Jean Paul waren Börne's Götter; von Allen hatte er eine Ader, wenigstens einen göttlichen Funken. Er war der Ulrich von Hutten des 19. Jahrhunderts.

A. Sch.

Vermischte Aufsätze.

Ueber den Umgang mit Menschen.

Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht. Ihm ist die Welt gegeben; was er nicht hat, ist er. Nichts ist herrlos auf dieser Erde, nicht einmal der Herr; nichts ist frei, nicht einmal die Luft — man kann sie dir nehmen. Gelüstet dir nach einer Blume, nach einer Frucht: der Garten, in dem sie wachsen, ist einem Menschen eigen. Suchst du Weisheit: der Mensch lehrt sie dich, oder das Buch, das ihm gehört. Willst du in den Himmel: Petrus hat den Schlüssel. Bist du arm, brauchst du Menschen, die dir geben; bist du reich, brauchst du Menschen, welchen du gibst. Denn ob du einsam auf einer wüsten Insel darbst, ob du einsam im wüsten Herzen genießest, du bist nicht glücklich, wenn du einsam bist. Dein Glück auch in der Einsamkeit zu finden, mußt du heilig sein, und das bist du nicht, wenn du willst; Wenige sind auserkoren. Was dir Menschen geben, mußt du bezahlen mit dem, was du hast, oder theurer, mit dem, was du bist. Auch Freundschaft wird dir nicht unentgeltlich. Jeder hat in seinem Leben einen schönen Kindertag, wo er, wie die ersten Menschen im Paradiese die Früchte des Feldes, so auch Liebe, ohne Sorgen und Mühe findet. Ist dieser Tag aber vorüber, erwirbst du, wie dein Brod, so auch Liebe nur im Schweiße deines Angesichtes. Ihr müßt Herzen säen, wollt ihr Herzen ernten. Kann man den Menschen nicht gewinnen, wie verdient man ihn? Kann man ihn gewinnen, welchen Einsatz fordert das Glück für die Hoffnung des Gewinnes? Vieles lernen wir auf niedern und auf hohen Schulen: wie die Sterne am Himmel gehen, welche Thiere in fremden Welttheilen leben, wie die Städte beschaffen, die wir niemals sehen. Aber wie die Menschen beschaffen, die uns umgeben, und welche Wege sie wandeln, das lehrt man uns nicht. Wir lernen, unter Früchten die guten wählen, die giftigen meiden; wir lernen Hausthiere benutzen, und wilde

Thiere zähmen; wir lernen dem übermüthigen Pferde schmeicheln, und das träge anspornen, schwimmen, und Brücken über reisende Ströme bauen. Aber wie wir gute Menschen gebrauchen, und böse beschwichtigen; wie wir dem Stolzen schmeicheln, und den Stillen antreiben; wie wir Brücken über Tyrannen bauen, und durch ihre Leidenschaften schwimmen — das lernen wir nicht. Ihr sagt: Das lehrt die Erfahrung dem Mann! Aber die Schule der Erfahrung wird auf dem Kirchhof gehalten, und der Tod fragt uns nicht, was wir im Leben gelernt; er hat andere Künste und andere Fragen. Doch soll man um den Menschen dienen? Darf man ihn behandeln? Soll man ihn gebrauchen? Darf man ihn täuschen? Soll man ihm schmeicheln? Du kannst noch viele solche Dinge fragen, und findest keine Antwort darauf. Und wärest du der klarste Geist, und das tugendhafteste Gemüth, du wüßtest nicht, was recht ist. Glücklich auch hier, daß du nicht frei bist; daß dir die Natur gütig oder hart, Kräfte, Neigungen, Leidenschaften gegeben oder versagt, die dich auf diesen oder jenen Weg führen, und dir die Mühe der Wahl ersparen. Bist du aber der Glückseligsten einer, Herr deines Willens, und Meister zu thun, was du willst: so wähle. Es gibt zwei Wege, die zu den Menschen führen: du mußt sie lieben oder hassen, hochschätzen oder verachten, sie als göttliche Wesen oder als Sachen ansehen. Es gibt noch einen dritten breiten Weg, auf den die verworrene Menge sich drängt und Staub macht; den meide.

Nicht wenn du lebenswürdig bist, wirst du geliebt; wenn man dich liebt, wirst du lebenswürdig gefunden. Andern gefallen, ist leicht, schwer ist nur, daß uns Andere gefallen. Hier ist die Kunst, mit Menschen umzugehen! Du sagst: „Ich verabscheue jenen Menschen, er ist schlecht.“ Nein, er ist krank. Gewährst du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt, und sind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichsten? „Aber er ist frei, er kann sich bessern.“ Glaube an deine eigene Freiheit, wenn du den Muth hast, dein Thun zu verantworten;bürde aber keinem Schwachen diese Last auf. „Er ist ein Wütherich, ein Attila.“ Er ist ein Blis. Bewunderst du nicht die Güte Gottes noch in der Sündflut, und die Weisheit der Natur im niedrigsten Gewürm? „Er ist dumm.“ Er ist nur ein dummer Mensch, aber das klügste Schaf. Muß er Wolle tragen? „Er ist ungesellig.“ Gebräuche ihn zu etwas Andern. Der Weinstock gibt dir seine Früchte, die Eiche ihren Schatz; hast du je Früchte von der Eiche, und Schatten vom Weinstocke begehrt? „Er hat weder Geist, noch Herz, noch Tugend, noch irgend eine Gabe; er ist ein Pferd.“ So reite ihn; doch du irrst. Ein Niese ist nur zweimal so groß als ein Zwerg, und jeder Zwerg ist ein halber Niese. Ein gleiches Maß von Kraft hat die Natur

den meisten Menschen gegeben. Hier bildet sie sich zum Geiste, dort zur Tugend, bei Einem zur Schönheit, beim Andern zur Gesundheit, beim Dritten zu dem Sinne aus, der das tief vergrabene Glück wittert. Ohne alle Gabe ist selten Einer. „Aber er ist einer dieser Selteneren; er hat weder Geist, noch Herz, noch Schönheit, noch Reichthum.“ So wird er wenigstens einen guten Magen haben, und es gibt Leute, die es gern hören, wenn man ihre Verdauung lobt. „Selbst diese ist schlecht.“ Dann wird er wenig essen und trinken; lobe seine Mäßigkeit, mache aus seiner Noth eine Tugend. „Aber ich will, ich darf ihm nicht schmeicheln; schmeicheln ist fündlich.“ So liebe ihn! Liebe ist eine Schmeichelei, die Allen gefällt, Hohen wie Niedern, Kindern wie Erwachsenen, Guten wie Bösen — und sie ist auch Gott gefällig.

Du habest Könige, wenn sie rasen — rasest du nicht auch, wenn du getrunken? „Aber sie sollen nicht trinken, sie sollen Schmeichlern ihr Ohr nicht geben!“ Aber sie sind im Keller geboren, Wein war ihre Ammenmilch, und man ist nur Herr, sich den ersten Becher zu versagen, nicht den zweiten. Du Liberaler habest den Ultra — was hat er dir gethan? „Er unterdrückt die Freiheit des Volks, er will Alles für sich allein, er will Vorrechte haben.“ Er liegt in den Banden der Gewohnheit, und wenn sein Recht auch nur ein Geschwür wäre, er stürbe daran, wenn man es öffnete. Doch sein Besitz ist edler, tausendjährig, und seine Vorfahren haben sich ihn durch ihre Tugenden erworben. „Doch er selbst hat kein Verdienst!“ Bist du besser? Verschwelgst du nicht im Müßiggange den ererbten Reichthum, den dein Vater mit saurer Mühe erworben? Bist du geneigt, mit den Bedürftigen deine Schätze zu theilen? Macht ist wie Reichthum. . . . Du Ultra verfolgst den Liberalen — warum verfolgst du ihn? „Er will mir meine Rechte rauben!“ Er will sie nur mit dir theilen, er ist ein Mensch, wie du. „Aber ich war Jahrhunderte im alleinigen Besitze.“ Desto schlimmer für dich, du bist ihm auch die Zinsen schuldig. „Aber er ist ein Schwärmer, den man schrecken muß, und ich habe die Macht in der Hand, ich kann ihn zernichten.“ Und wenn du den Körper zerstörst, was gewinnst du? Der Geist bleibt, der Geist hat keinen Hals; er fürchtet dich nicht, er spottet deiner. Wenn du zehn, wenn du hundert, wenn du tausend fanatische Menschen hinrichten läßt, hast du darum den Fanatismus zerstört? Glaubst du das, dann bist du ein Thor, ein Kind. Schwärmerei ist wie eine Tontine, der Antheil der Verstorbenen fällt den Ueberlebenden zu, und wenn du die Zahl der Todten vermehrst, hast du nichts gethan, als den Reichthum des Glaubens aus Vielen in Weniger Herzen gebracht, daß er mächtiger wirke. „Also — sprecht ihr und ihr — sollen wir die Hände in den Schooß legen, und gelassen mit ansehen, wie uns unsere

Feinde bedrohen, uns berauben, in unser Gebiet fallen?" Nein, das sollt ihr nicht. Vertheidige du und du, was du als Recht erkannt — nicht dein Recht, das deiner Brüder; aber nur auf dem Schlachtfelde dürft ihr euch verwunden. Bist du ein Krieger, fechte; bist du ein Redner, rede gegen deine Feinde. Doch außer der Schlacht, außer dem Buche schone deinen Feind. Entweihe nicht den heiligen Altar der Menschenliebe, der auch den Mörder schützt, und breche nicht die Tage des Gottesfriedens.

"Wohl! Ich will alle Menschen lieben, ich will Jedem zu gefallen suchen, dem Klugen wie dem Einfältigen, dem Hohen wie dem Niedern, dem Guten wie dem Bösen. Doch wie gefällt man der Gemeinheit?" Das mußt du einem Andern fragen. Hast du einen hohen Geist, blickst du dich vergebens; so dumm ist die Dummheit nie, daß sie nicht die krumme Linie zur geraden umzumessen wüßte. Du mußt klein sein, willst du kleinen Menschen gefallen. "Doch ich lebe unter Philistern, ich muß unter ihnen leben." Das mußt du nicht; erhänge dich! Doch ist dir dein Leben gar zu lieb, vertrage dich mit ihnen. Willst du wissen, wie unglücklich man ist, wenn man mit den Menschen zerfallen, denke an Rousseau. Sein Staub ist nicht mehr, du kennst sein Leben und seine Werke, und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geistes gewesen. Du weißt aber auch, hättest du zu seiner Zeit gelebt, du würdest ihn, wie es Alle gethan, für einen Bösewicht und für einen Narren gehalten haben. Rousseau war ein Sklave seiner Freiheitsliebe, und wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnsinn steigert, daß er, um aller geselligen Bande los zu sein, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geschick. Darum suche die Menschen zu erwerben; aber noch einmal, du mußt wählen. Du gewinnst den Menschen nicht, wenn du ihn nicht hochschätzest oder verachtest; und gibt es eine Kunst, in der zu stümpern lächerlich und verdamulich ist, so ist es die, mit Menschen umzugehen. Laß dich von meinem eigenen Beispiele warnen. Nur Einmal in meinem Leben — doch es war für einen Freund — suchte ich von einem Großen etwas zu erscheideln. Es ist schon lange her, und es geschah noch in jenen guten Tagen, von welchen der Minister auf dem Blocksberge in Goethe's Faust gesungen:

Jetzt ist man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir Alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Ich ging zur Audienz. Aus dem, was mich Knigge und Chesterfield gelehrt, wählte ich das Schönste und Beste, band es zierlich

zusammen, und überreichte den Blumenstrauß. Aber ich war falsch; mein Rücken war krumm, meine Seele war gerade; ich hatte Zucker auf den Lippen und Salz im Herzen, und der Minister — warf mich zur Thüre hinaus.

Bemerkungen über Sprache und Styl.

Im Jahre 1814, glorreichen Andenkens, war ich, als Herausgeber eines politischen Blattes, so glücklich, unter der pädagogischen Leitung eines großmächtigen Polizeidirektors und Censors zu stehen. Ich war damals, was sich von selbst versteht, jünger als jetzt, stand in den Flegeljahren der Schriftstellerei, war ohne Scheu, freimüthig, ein kleiner Hutten. In dieser glücklichen Gemüthsstimmung ließ ich drucken: "Die Engländer sind Spitzbuben". Der Herr Polizeidirektor strich ganz gelassen diesen Satz aus der Weltgeschichte und bemerkte mir freundschaftlich: ich wäre ein junger Mann, gar nicht ohne Talent, und es wäre recht schade, daß ich meinen Geist nicht auf etwas Solides legte. Sehr beschäftigt wie er war, wartete er nicht erst meine Erkundigung ab, was er unter Solides verstehe, sondern fügte von selbst hinzu: in der deutschen Sprache wäre noch viel zu thun, und das eigentlich mein Feld; auf dem ich Ruhm und Lohn ernten könnte. Ich erwiderte hierauf: dieses Feld wäre allerdings so angenehm als fruchtbar; aber, meiner Meinung nach, wäre jetzt gar nicht die Zeit, wo ein braver Mann an seine Spaziergänge oder sonstige Vergnügungen denken dürfte. Wenn wir uns mit Untersuchungen über die deutsche Sprache beschäftigen, wer denn Europa in Ordnung bringen sollte? — fragte ich ihn. Ohne von dem Censurblatte aufzublicken und mit dem Streichen einzuhalten, antwortete mir der Polizeidirektor: "Das ist unsere Sorge; Sie aber sollten Ihre glückliche Freiheit" — Freiheit? Nein, das Wort gebrauchte er nicht. Er sagte: "Sie aber sollten Ihre glückliche Sorgenlosigkeit gehörig benutzen, über unsere Muttersprache Forschungen anzustellen. Beatus ille qui procul negotiis" — setzte er mit klassischer Bildung hinzu. Atque emolumentis? frug ich satyrisch. Aber er hörte diese Frage nicht, oder wollte sie nicht hören, und es blieb zweifelhaft, ob das Imp., das er im nämlichen Augenblicke niederschrieb, die Abreviatur von Impertinent oder von Impriatur war. Indessen versprach ich, den guten Rath zu befolgen, nahm mein radirtes Blatt und empfahl mich.

Seit jener Zeit habe ich oft und ernstlich über Sprache und Styl nachgedacht, aber was ich suchte, habe ich bis jetzt nicht entdeckt. Was heißt Styl? Buffon sagte: „Le Style c'est l'homme.“ Buffon hatte einen schönen und glänzenden Styl, und es war also sein Vortheil, diesen Satz geltend zu machen. Ist aber der Satz richtig? Kann man sagen: Wie der Styl, so der Mensch? Nur allein zu behaupten: Wie der Styl, so das Buch — wäre falsch, denn es gibt vortreffliche Werke, welche in einem schlechten Style geschrieben sind. Doch die Behauptung: der Mensch ist wie sein Buch, — ist noch falscher, und die Erfahrung spricht täglich dagegen. Der Eine dichtet die zartesten Lieder und ist der erste Oribian von Deutschland; der Andere macht Lustspiele und ist ein trübsinniger Mensch; der Dritte ist ein fröhlicher Knabe und schreibt Nachtgedanken. Macchiavelli, der die Freiheit liebte, schrieb seinen Prinzen, so daß er alle rechtschaffene Psychologen in Verlegenheit und in solche Verwirrung gebracht, daß sie gar nicht mehr wußten, was sie sprachen, und sie behaupteten, Macchiavelli habe eine politische Satyre geschrieben. Was heißt also Styl? Wie gesagt, ich weiß es nicht, und ich wünsche sehr, darüber belehrt zu werden.

Die Schreibart eines Schriftstellers gehörig zu beurtheilen, muß man die Darstellung von dem Dargestellten, den Ausdruck von dem Gedanken sondern. Aber dieses wird zu oft mit einander verwechselt. Noch ein Anderes wird nicht immer gehörig unterschieden, nämlich: die Schönheit und das Charakteristische des Stils. Man kann sehr schön schreiben, ohne einen Styl zu haben, und einen Styl haben, ohne schön zu schreiben. Ja, eine Schreibart von eigenthümlichem Gepräge schließt die vollkommene Schönheit aus, wie ein Gesicht mit ausgesprochenen Zügen selten ein schönes, und ein Mann von Charakter selten ein liebenswürdiger ist. Nicht im Kolorit, in der größern oder kleinern Lebhaftigkeit der Farben, sondern in der Zeichnung, Stellung und Gruppierung der Gedanken liegt das Eigenthümliche einer Schreibart. Vielleicht hängt der Styl eines Schriftstellers mehr vom Charakter als vom Geiste, mehr von seiner sittlichen, als von seiner philosophischen oder Kunstanschauung des Lebens ab. Cicero schreibt vortrefflich, aber er hat keinen Styl, er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen und Cäsar. Die Franzosen können keinen Styl haben, weil ihre Sprache einen hat. Wer in Frankreich schreibt, schreibt wie die guten französischen Schriftsteller, oder schreibt schlecht. Vergleicht man Rousseau mit Voltaire, so findet man zwar jeder Styl sehr von einander verschieden; doch sind sie es nur so lange, als sich beider Ansichten von einander unterscheiden. Wo Rousseau denkt wie Voltaire, schreibt er auch wie er. Die deutsche Sprache hat — der

Himmel sei dafür gepriesen — keinen Styl, sondern alle mögliche Freiheit, und dennoch gibt es so wenige deutsche Schriftsteller, die das schöne Recht, jede eigenthümliche Denkart auch auf eigenthümliche Weise darzustellen, zu ihrem Vortheile benutzten! Die Wenigen unter ihnen, die einen Styl haben, kann man an den Fingern abzählen, und es bleiben noch Finger übrig. Vielleicht ist Lessing der Einzige, von dem man bestimmt behaupten kann: er hat einen Styl.

Eine andere Frage: Woher kommt es, daß so viele deutsche Schriftsteller so sehr schlecht schreiben? Vielleicht kommt es daher, weil sie sich keine Mühe geben, und sie geben sich keine Mühe, weil sie, als Deutsche treu und ehrlich, sich mehr an die Sache und die Wahrheit haltend, es für eine Art Koketterie ansehen, den Ausdruck schöner zu machen, als der Gedanke ist. Entspringt die Vernachlässigung des Stils aus dieser Quelle, so ist zwar die gute Gesinnung zu loben; doch ist die Sittlichkeit, von der man sich dabei leisten läßt, eine falsche. Wie man sagt: Der Gedanke schafft den Ausdruck, kann man auch sagen, der Ausdruck schafft den Gedanken. Worte sind nichtswerthe Muscheln, in welchen sich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man soll darum die Muscheln nicht verschmähen. Zu neuen Gedanken gelangt man selten. Der geistreiche Schriftsteller unterscheidet sich von dem geistarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, schon vorhandene Ideen, deren Dasein jener gar nicht merkt, aufzufassen und sich anzueignen vermag; aber neue schafft er nicht. Der menschliche Geist müßte eine ungeheure Umwälzung, eine solche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis seiner Wirksamkeit sich bedeutend erweitern sollte. Die größte bekannte Revolution, welche die Menschheit erlitten, war das Christenthum, und doch kann man nicht sagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd gewesen. Freilich erklärt sich dieses dadurch, daß auch schon vor Christus christliche Weltanschauung, wenn auch nicht in solcher Ausbreitung als jetzt, geherrscht hat. Kann aber der Schriftsteller keine neue Ideen schaffen, so vermag er doch die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen Natur die nämliche, und es nur die Gestalt ist, welche in der Wesenform ein Geschöpf über das andere stellt, so wird auch der ewige, ungeborene Gedanke, durch einen edlern oder gemeinern Ausdruck, edler oder gemeiner dargestellt — und der Pfliegewater ist auch ein Vater.

Die schlechte Schreibart, die man bei vielen deutschen Schriftstellern findet, ist etwas sehr Verderbliches. In Büchern ist der Schaden, den ein vernachlässigter Styl verursacht, geringer und vergeßlicher; denn Werke größern Umfangs werden mehr von solchen

gelesen, die eine umschlossene oder gesicherte Bildung haben, und der sittliche und wissenschaftliche Werth dieser Werke kann ihren Kunstmangel vergüten. Zeitschriften aber, aus welchen allein ein großer Theil des Volks seine Bildung, wenigstens seine Fortbildung schöpft, schaden ungemein, wenn sie in einem schlechten Style geschrieben sind. Die wenigsten deutschen Zeitschriften verdienen in Beziehung auf die Sprache gelobt zu werden. Es ist aber leicht an ihnen zu gewahren, daß die Fehlerhaftigkeit des Styls von solcher Art ist, daß sie hätte vermieden werden können, wenn deren Herausgeber und Mitarbeiter mit derjenigen Achtjamkeit geschrieben hätten, die zu befolgen Pflicht ist, sobald man vor dreißig Millionen Menschen spricht. Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunsttalent müsse angeboren sein. Dieses ist aber nur in einem beschränkten Sinne wahr, und gibt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, so ist es das des Styls. Man nehme sich nur vor, nicht Alles gleich niederzuschreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht Alles gleich drucken zu lassen, wie man es niedergeschrieben. Eine gute Styl-Übung für Männer (denn Knaben auf Schulen im Style zu üben, finde ich sehr lächerlich) ist das Uebersetzen, besonders aus alten Sprachen. Ich meinerseits pflege mich am Horaz zu üben, und — es kommt hier nicht darauf an, ob mir die Uebersetzungen mehr oder minder gelungen, aber das habe ich dabei gelernt: daß die Reichthümer der deutschen Sprache, wie wohl jeder, nicht oben liegen, sondern daß man darnach graben muß. Denn oft war ich Tage lang in Verzweiflung; wie ich einen lateinischen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutschen wieder geben könne, ich ließ mich aber nicht abschrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie sub dio moreris zu übersetzen sei, und erst am neunten kritischen Tage fand ich das richtige Wort. Mehrere deutsche Journalisten werden es einst bereuen, daß sie die gegenwärtige vortheilhafte Zeit nicht zur Verbesserung ihres Styls benutzt haben. Die goldene Zeit der römischen Literatur begann, als die der Freiheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frei herausprechen darf, ist man genöthigt, für alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden. Die schönsten Stellen des Tacitus sind, wo er von der alten Freiheit spricht, weil er dieses verdeckt thun mußte, da er, zwar unter einem guten Kaiser, aber doch unter einem Alleinherrscher lebte. Unsere Zeit auch verstatet nicht, Alles frei herauszusagen, und durch diesen Zwang befördert sie sehr den guten Styl. Man möchte von Konstitution, von Spanien, von Italien sprechen, aber es ist verboten. Was thut ein erfinderischer Kopf? Statt Konstitution sagt er „Leibesbeschaffenheit,“ statt Spanien „Iberien,“ statt Italien „das Land, wo im dunklen Hain die Goldorangen glücken,“ und gebraucht für die-

sen und jenen Gedanken diesen und jenen dichterischen Ausdruck, den der gemeine Mann nicht versteht. Denn darauf kommt jetzt Alles an, daß der gemeine Mann nicht errathe, was wir wollen, sondern fühle, was wir gewollt.

Weil wir gerade in so freundschaftlichen Unterhaltungen begriffen sind, will ich noch erzählen, wie ich dazu gekommen, den Horaz zu übersetzen. Am 20. März 1815 kehrte Napoleon von der Insel Elba zurück. Wir deutschen Zeitungsschreiber wurden rein toll vor Freude. Nicht etwa aus Liebe für die korsische Geißel — bewahre der Himmel! — sondern weil uns nach langer Dürre endlich wieder erfrischende Nachrichten zugekommen. Ich schrieb hurtig einen schönen Artikel in meine Zeitung — nicht für, sondern gegen Napoleon; denn, es offenherzig zu gestehen, ich war damals noch eine recht gläubige Seele und sehr dünn, wenn ich mich so ausdrücken darf. Aber der Artikel, der mit vielem Feuer geschrieben, wurde von oben erwähntem Polizeidirektor dennoch gestrichen. Den andern Tag fragte ich dessen Sekretär, warum es geschehen, da wir doch alle mit der Geißel der Menschheit Krieg führten? Dieser antwortete mir: „Wind ist Wind, ob er nach Osten oder Westen bläst — gleichviel. Er soll gar nicht blasen, wir wollen Ruhe haben.“ Also, wie gesagt, mein Artikel wurde gestrichen. Es war zehn Uhr Abends, und es fehlte mir eine halbe Spalte. Was thue ich? Im Polizeizimmer lag unter den Sachen eines Jenaer Studenten, der am nämlichen Tage, weil er seine Wirthschaftsgehe nicht bezahlen konnte, arretirt worden war, ein kleiner Horaz. Ich setze mich hin und übersehe daraus die Ode: Nunc est bibendum, und bringe das nasse Manuscript zum Censiren in's Nebenzimmer, wo der Polizeidirektor saß. Dieser las es, und sprach: „Charmant! Ich muß Ihnen das Kompliment machen, daß Sie die Ode recht gut überseht. Horaz — ja das war ein Mann! Welche Sprache, welche Delikatesse, welches attische Salz!“ (Schade, bemerkte ich, daß auch dieses Salz ein Regal ist!) Und welche Philosophie, welche Sittlichkeit, welche Tugend! Ja, Horaz, das nenne ich einen wackern Mann!“ ... Als ich Horaz wegen seiner Sittlichkeit loben hörte, pochte mir das Herz, ich konnte es nicht länger aushalten und mußte mir Luft machen. Ich ordnete meine Glieder, streckte feierlich wie ein Gespenst meine Rechte aus und sprach wie folgt: „Horaz ein wackerer Mann? der? Nun, dann seid mir willkommen, ihr Memmen und Schelme! Nicht als ich Sylla morden, als ich Cäsar rauben, als ich Octavius stehen sah, gab ich die römische Freiheit verloren — erst dann weinte ich um sie, als ich Horaz gelesen. Er, ein Römer, ihr Götter! und seine Kinderangen haben die Freiheit gesehen — er war der erste, der sich am Feuer des göttlichen Genius seine Suppe kochte. Was lehrt er? Ein Knecht mit Numuth sein. Was singt er? Wein,

Mädchen und Geduld. Ihr unsterblichen Götter! ein Römer und Geduld. Er vermochte darüber zu scherzen, daß er in jener Schlacht bei Philippi, wo Brutus und die Freiheit blieb, seinen kleinen Schild „nicht gar löblich“ verloren. Klein war der Schild, Herr Polizeidirektor, und doch warf er ihn weg — so leicht macht' er sich zur Flucht! Und der ein wackerer Mann? ... Ich sagte noch mehrere solche, theils fürchterliche, theils heidnische Dinge. Der Polizeidirektor entsezte sich, trat weit, weit von mir zurück, und sah mich flehentlich an. Ich ging. Auf der Treppe dachte ich, er ist doch kein ganzer Türke — er fürchtet die Ansteckung!

Der Gott in Höflingen.

Das Spaßhafte der Sache liegt nur darin: daß die Leser anfänglich glauben werden, ich mache Spaß, und die Höflinge unter ihnen, ich wolle ihrer spotten, und daß der letzteren Einer, begreift er endlich, daß ich es ernst gemeint, voller Angst zu seinem Arzte schicken und dem herbeigeeilten sagen wird: „Medicinalrath, ich bin ein Mann, und zittere vor dem Tode nicht; darum Offenherzigkeit! Bin ich wirklich ein Schwärmer? Habe ich Religion? Liege ich an Ideen darnieder? Grade heraus, ist die Krankheit immer tödtlich, oder hat man Beispiele von deren glücklichen Heilung? Was halten Sie von meinem Zustande?“ Ja, Herr Hofmarschall! Sie sind schwärmerischer als ein Verliebter, frömmere als ein Heiliger, phantastischer als Jakob Böhme; Sie leben in einer lustigen Ideenwelt und sind gar nicht praktisch. Aber beruhigen Sie sich nicht, Sie haben eine gute Natur, und werden nicht daran sterben! ... Ich sage: das ist allein der Spaß; im übrigen aber, wird man den heiligen Ernst nicht verkennen.

Jener Haushofmeister eines Prinzen Conti, der, nach beendigtem Festmahl, das er für seinen Gebieter angeordnet, sich den Degen in das Herz stieß und starb, weil auf dem Tische eine Schüssel Stöckfische gemangelt — gemangelt ohne sein Verschulden, (der Gilbote war damit eine Stunde zu spät aus dem Hafen gekommen) — gemangelt nur ihm, seinem Künstlerauge, nicht den Gästen und zur Sättigung — den Opfertod jenes edeln Haushofmeisters, werdet ihr ihn verspotten? Thut das nicht, nur seiner Zeit dürft ihr lachen. Gibt es einen himmlischen Lohn für jede irdische Hingebung, dann wird auch der Haushofmeister seine Palme finden. Freilich werden Brutus, Sokrates und Timoleon dem neuen Heiligen mit Lächeln

entgegen schweben, aber sie werden ihm lächeln wie einem Kinde; und wenn der Himmel seine Spiele hat, werden sie ihn ergötzen, und der verklarte Haushofmeister wird mit seinem Degen an der Seite hinter dem Stuhle des großen Cäsar stehen, und die Majestät wird seine Kunst loben, und an Stöckfischen wird's nicht mangeln! ... Racine, welcher krank ward und starb, weil König Ludwig ohne Blick an ihm vorübergegangen war — Er starb nur sei nem Gotte, doch er starb dem Göttlichen. Der Himmel hat tausend Pforten, die Hölle hat nur eine, und seltner als man denkt, gelingt es Menschen, und schwerer als man glaubt, sich verdammen zu lassen.

Der Ruhm glänzt, wie die Sonne, mit eigenem Lichte; die Ehre gleicht der Erde, die mit geborgten Strahlen leuchtet; die Eitelkeit ist der Mond dieser Erde, der Ehre kühler und kleiner Trabant. Aber das Licht der Tugend behält, wie Wein im Wasser, auch verdünnt von seiner Kraft. Der Mensch, so gemein auch sein Treiben sei, lebt in Ideen, bis in den Sumpf spiegelt sich der Himmel ab. Der Höfling, der sich alle seine Jahre um ein Band am Rocke, um ein Lächeln seines Gebieters, um den leeren Schall eines Titels martert, opfert er nicht Ruhe, Glück und Frieden, gleich dem edlern Schwärmer, auch einem Gedankenbilde? Und ist es sein Vergehen, wenn er mit den Zeitgenossen summt, die den vergoldeten Thurnsknopf, um den sie gleich Wicken kriegen, für einen Sonnenball halten? Ich habe einen Freund, der sich so gern an den Branger stellte, als einen Orden trüge, den aber jede Volksgunst, die in alter oder neuer Zeit diesem oder jenem widerfahren, bis zu Thränen der Eifersucht bewegt. Er hat freilich ein größeres und schöneres Recht, als jener Höfling, aber kein anderes. Wohl ist es größer und schöner, den nach Bewegung lechzenden Geist auf weiter See schiffen zu lassen, und das glühende Herz an Meeresstürmen abzukühlen, als sich auf einem Gartenteiche zu schaukeln, und mit einem Fächer die heißen Wangen zu erfrischen; aber hier und dort ist Wind und Wasser, ist das göttliche Element, woraus Jeder schöpft nach Vermögen, mit kleinern oder größern, mit irdenem oder goldenem Gefäße.

Der Weltmann spottet des Schwärmers, den er verkennt, nur weil er sich selbst nicht kennt. Nachdem er seinen Hunger gestillt, und seinen Durst gelöscht, wofür bemüht er sich? Für ein Gedankenbild; er schwärmt selbst. Wir bewundern die großen Männer des alten Roms; lehrten diese zurück, sie würden uns mehr bewundern, als wir sie. Was ist leichter, im Rausche der Begeisterung, die nicht rechnet, Leben und Gut an das Glück des Vaterlandes, eine spanne Zeit an ewigen Nachruhm wagen — oder nüchtern fünfzig Jahre lang auf dem Selle der Intrigue zu tanzen, und mit klopfenden Herzen ängstliche Blicke rechts und links auf die Balan-

cirftange der List zu werfen, um keinen andern Lohn, als sich von kindischen Zuschauern begaffen und beklatschen zu lassen? Was ist gewinnlüstiger, schönes Gold gegen Freiheit eintauschen — oder eine eiserne Kette schleppen, sich damit eine goldne zu verdienen? Darum nicht verachten oder hassen, belehren und belächeln soll man jene Weltleute, die jeder edeln Regung spotten. Wer nur wenige Jahre das Erziehungsrecht über sie selbst hätte, würde sie zu ihrer Beschämung dahin bringen, daß sie mit Füßen treten, was sie früher angebetet, und anbeten, was sie früher mit Füßen getreten. Alle Menschen aller Zeiten, wurzelten in dem schmutzigen Boden des Eigennutzes; aber mit Stamm, Zweigen, Blüthen und Früchten erhoben sie sich über die Erde, und lebten im reinen Elemente, höher oder niederer wachsend, heller oder dunkler blühend, mit mehr oder minder süßer Frucht, je nach Samen, Witterung, Jahreszeit, Himmelsstrich und Pflanze — aber alle nach dem Himmel strebend.

Denkrede auf Jean Paul.

Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Erfaß gewesen und uns nun unerseßlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergiltung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenenden Franzosen erquickt der sprudelnde Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft, und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: Der himmlische Glaube, der in dem Erlöschen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: Die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie Alle, die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: Der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Na-

tur — er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dolmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Mäden und Hungrigen ein in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirthliches Dach: die vornehmen, verzärtelten Geschmacks in den Palast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Kenette am Herd waltet, und der heiße, beißende Wirth mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldne Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schönen Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Palästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leier an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergeborenen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltenen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unsers Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freuden nachtönt, und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Thürme, Tempel und Paläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebt; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dach jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur eine Saite noch auf seiner kümmerlichen Leier, hat die Feiertage der

ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlöscht. Bei jener goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal an einander legt, und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorene Bäche, dringt er in das eingeschnitten Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu theilen. Mit vollen Klängen besingt er die königliche Lust, auf den Sonnen-Inseln des Lago Maggiore; aber mit leiseren und wärmern Tönen das enge Glück eines deutschen Jubelseniors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorglicher noch als unsern Haß, suchen wir unsere Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichthums meiden. Wie oft geschieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geschwäzes, all den wichtigsten, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort gesprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt, scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust geriegt, gehen bedächtigen Schrittes und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den rothen Abendwolken unserer hinabgesunkenen Jugend. Wie ängstlich lauschest du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die stillen Seufzer deiner Brust vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran, und sagt dir leise und lächelnd: „Ich kenne dich!“ Du verbirgst deine Freuden, weil sie dir zu kindlich scheinen für die Theilnahme der Würdigen; du verheimlichst deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verstoßene Lust und spricht: „Komm, spiele mit mir!“ Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinst, wirft sich an dein Herz und sagt: „Ich komme mit dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgend eine kindliche Reizung in deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor der Wiege, und vielleicht waren es nur seine Lieder, die dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gesunk. Nicht wie Andere es gethan, spürt er nach den verborgenen Eindrücken im menschlichen Herzen, er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtodten Funken, und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgethan, darin war er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüng-

ling, wenn er liebte, zu sagen wagte: ich liebe dich. Züchtig und bescheiden, wie er war, sagte er: wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinauf gerannt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, das jedem Deutschen so grause Wort Ich auszusprechen, und wenn die Freiheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetze lebe, sondern daß Jeder sein eigner Gesetzgeber sei, so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freiheit ausgestreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die schönste erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer schweren, es auch spreche, und will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpenthale, oder in der Schattenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irthümer, oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen Alles, Alles nehmen!“ Er hat den Eid geschworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was ist Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem einen schenkt, was er dem andern genommen. Jean Paul war auch ein Priester des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem sie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein sittlicher Säng. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadel ein Lächeln abzuschießeln; aber er hat es nicht gethan. Er stritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heillosen Guts, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquickern — dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll auch der Richter der Menschheit sein, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er strafte; wenn er verhöhnete, hatte er einen guten Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war Keiner frech genug. Trat der Niese Hochmuth ihm noch so fest entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch sich die Schlanheit in ihrer dunkelsten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Sein Geschloß war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher.

Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland bekend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihn, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Acker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Gevierte und der Klau' manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinem Jagdgeschichtchen verlocken in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand herab zu holen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christenthum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des todten Besitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übeln lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Thiere, in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengläute vergibt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Satyrus, setzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient, und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo Jeder durfte seine Kraft und Hirtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Zerebras seines gefangenen Volks. Die Klage ist verstummt, das Lied ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Todten wollen wir seiner franken Nachahmer, mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frei, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihrem Gefängniß toben, und freimüthig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herz zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen, Verrentung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichtes, sie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Hängsting der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohr läppchen tragen.

Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm. Nicht preisen

wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lästerne Geist vergißt über das Mahl den Wirth, der herzlose Kunstfreund den Künstler über sein Werk. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohlthat vergißt, sich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend denken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Geld, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Geizhalsfrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlne Brodfrucht, und Acker genug, worauf noch die spätesten Entel ernten werden. Solcher Reichtum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als Andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrthum verschuldet? Wenn große Reichtümer durch viele Geschlechter einer Familie heraberbten, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; Alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeiler spiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fässer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, theilt unbesonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nicht geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Günst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um, und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gerne! Doch was der Reiz der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold auch in der Erzstufe, nur von Wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth.

So war Jean Paul! — Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht ihr seine Hoffnungen? Im Kampferthale findet ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul

es gethan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimat; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet wie er.

Pariser Stizzen.

Die Estaminets.

Das Wörterbuch der französischen Akademie sagt: „Estaminet ist ein Ort, wo man sich versammelt, um zu trinken und zu rauchen.“ Dürre Worte! Saftlose Worte! Ihr müßt einen Deutschen fragen, was ihm in Paris ein Estaminet ist, ihr müßt ein deutsches Herz aufschlagen, darin findet ihr die bessere Erklärung, welche folgt.

Sie rauchen nicht, die schmucken Pariser — sie sind aber auch darnach! Ist es uns nicht möglich, wie die alten Griechen, Anmuth mit Kraft, wie der Münster zu Strassburg, Feinheit mit Größe zu verbinden, zugleich hell und tief zu sein, wie — wie — ja, wie wer? wie was? Ich habe noch nichts gesehen, das zugleich hell und tief war, als der Brunnen der Festung Königstein in Sachsen, da man einen angezündeten Kronleuchter hinabließ, uns Neugierigen das Wasser unten zu zeigen! Muß man ein Vengel oder ein Weib sein, ein Deutscher oder ein Franzose? Wo ist die goldne Mitte, wo ist das schöne Rheinthal, in dem Ernst und Scherz als trene Brüder wohnen? Die zierlichen Franzosen rauchen nicht, denn Rauchen ist ein romantisches Vergnügen, eine Oßian-lust, und die Franzosen lieben den Nebel nicht, dieses Salz der schönen Natur; sie mögen keinen grauen, sie mögen nur blauen Dunst. Der Deutsche raucht, denn er hat ein volles Herz und leere Stunden; der Franzose hat, weil kein volles Herz, auch keine leeren Stunden, und darum raucht er nicht. Der Deutsche raucht, denn er liebt zu schwärmen im gedankenlosen Denken; der Franzose aber denkt nur Gedanken, und fragt seinen wandernden Kopf, wie ein Passagier: Wohin? Ueber welche Orte? Auf wie lange? In welchen Geschäften? Ach, ich werde es nie vergessen, wie es mir erging, als ich, von Deutschland kommend, im Gasthause einer französischen Grenzstadt den kleinen Rest holländischen Tabaks, den ich kühn und listig durch die Gerberusschaar der Böllner geführt,

aufzurauchen unternahm! Nun gedenke man der alten Erfahrung, daß jedes Volk an der Grenze seines Landes den stärksten Patriotismus hat — den schönsten hat es in der Mitte. Ich war an deutscher Grenze und darum gröber und rauchsfüchtiger als je. Die Wirthin des Gasthauses — oder war es die Tochter der Wirthin, sie zählte kaum zwanzig Jahre — fühlte sich auf französischer Grenze, und hatte gegen Tabak den feinsten Pariser Abscheu. Sie war schön wie eine junge Rose und hatte zärtliche Taubenaugen. Ich steckte die Röhre in den Mund, und die Taube — die Grazien mögen mir das raue Wort vergeben — die Taube fuhr wie ein Kettenhund auf mich los. Vor Entsetzen ließ ich die Pfeife fallen, die Tabaksasche entflog dem Kopfe. „Monsieur!“ gurrte die Taube, und der Schmerz ersticke ihre Stimme, sie konnte nichts weiter sprechen. Der Stall, die Küche, die ganze Hausdienerschaft wurde herbeigeschrien; sie kamen mit Schaufeln, mit Besen, mit Tüchern, mit Sand, mit Wassereimern; es wurde gelehrt, gerieben, gewaschen; die unglückliche Wirthin kniete zur Erde nieder, um zu sehen, ob der Schandfleck an dem Boden ausgelöscht sei. Dann wurden alle Fenster geöffnet und tausend Winde herbeigesiebt. Ich aber war voll abergläubischer Furcht, weil am Rubicon des höflichen Landes mein Pferd gestolpert.

Erst nachdem ich schon mehrere Monate in Paris gewesen, entdeckte ich eine der Freistätten, wo das sittenverbrecherische Rauchen Schutz findet gegen Spott und Gewalt. Einen solchen Ort nennt man eben Estaminet. Ich stieg hinauf — ach, wie ward mein Herz erquickt! Ich sah Rauch, ich sah Deutschland wieder. Da war nicht die schwüle Stille, die man in andern Kaffeehäusern findet; da wurde geschwaht, geschrien, da knallten die Stöpsel der Bierflaschen, da schlugen die Billardkugeln, da klapperten die Domino- und Damensteine. Da sieht man nicht die augenkränkenden Taschenausgaben von Stereotypen-Physiognomien, die man in Paris unter allen Dächern, auf allen Straßen findet; da gibt es leserliche Folio-Gesichter, tüchtiges Volk, ehrliche Leute, aufrichtiges Lumpengesindel, Zahnärzte, Spieler, Kaufleute, Kreolen, Amerikaner, Holländer und jüdische Lieferanten, die aus Deutschland gekommen, in Spanien Thron und Altar retten zu helfen, nämlich Oßsen zu führen übernommen, bis hinab zur Säule des Herkules. Die Kellerjungen — o die glücklichen Südländer, sie sind unreinlich und natürlich wie ihre Natur! — Die Kellerjungen räumten die Pfeifenköpfe mit denselben Kortziehern aus, mit welchen sie die Flaschen öffneten, und es war Keiner, den das verdroß. Doch glaube man ja nicht, daß Alles nordisch und deutsch gewesen; durch den Schleier der Rauchwolken entdeckte man französische Zierlichkeit genug; der Essig deutscher Romantik war mit dem Dele

französischer Klassicität im gehörigen Maße vermischt. Es waren glänzende Zimmer mit seidnen Vorhängen, mit Standuhren, mit Vasen; ein schönes Mädchen am Zehlfisch; die ausgestellten holländischen Pfeifen waren in Fächerbündeln malerisch geordnet; die Cigarren mit ihren Strohspitzen ragten als Amorpsfeile aus einem goldgefärbten Röcher hervor; und hohe Spiegel rings umher an den Wänden, denn diese kann der Franzose nicht missen, und er zahlt gern doppelt für sich und für sein Bild im Spiegel, das mit ihm isst und trinkt. Aber welch ein Dampf! Mir kam Schillers Romanze: Der Handschuh, in den Sinn, welche anfängt:

In seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Sah König Franz —

Würde eine schnippische Pariserin — dachte ich — ihren Handschuh in ein Estaminet, in den dicksten Rauch, und spräche zu ihrem Anbeter: „Herr Ritter! Ist eure Liebe so heiß, so holt mir den Handschuh“ — wahrlich, das duftende Ritterchen würde sagen: „Den Dank, Dame, begehre ich nicht!“ ließ den Handschuh liegen, und verließ sie zur selben Stunde. Sicher, die Pariserinnen wissen nichts von der grauen Pest, die in manchen Häusern des Palais Royal wüthet; ihr liberaler Zorn fände Nahrung und spräche: „Hier da ist ein Cordon sanitaire zu ziehen; was kümmert uns das weit entfernte Barcellona!“

Lichtenberg sagt, er habe noch kein Genie rauchen sehen. Es wäre schlimm, wenn er Recht hätte! Nicht bloß, für mich, der ich den Tabak liebe, sondern auch für die sechs Herren dort am Tische, die deutsch sprechen und alle rauchen. Ich will die Sache untersuchen. Ich trat an den vaterländischen Tisch — „Landsleute!“ rief ich, und machte vergnügte Augen. Fünfe von den Sechsen sahen mich verdutzt an — sie waren Kaufleute ohne Zweifel, die haben kein Vaterland. Der sechste aber, ein junger Arzt, wie ich später erfuhr, rückte mir freundlich einen Stuhl herbei. Ich warf meine Cigarre mit gespielterm Zorn auf die Erde. — „Nein,“ sprach ich, „das schlechte französische Zeug rauche ein Anderer, ich vermag es nicht!“ Auf dem Tische gewahrte ich ein Päckchen Tabak, mit lieblich-schauerlichen holländischen Worten darauf. Wie ward mir der Mund so kistern! Ich streckte meine Hand darnach aus. „Wyn Heer!“ sagte der Eigenthümer, und wälzte seine Hand über die meinige: die Hand war saftig und schwer, und machte dem holländischen Schlachtvieh Ehre. Der Hartherzige bot mir nichts an von seinem Ueberfluß, und gequetscht und leer zogen sich meine Finger zurück. Die fünf Handelsherren gingen fort, ich blieb mit dem Arzt allein. Er war ein gemüthlicher, verständiger Mensch;

wir sprachen über Allerlei. „Sehen Sie,“ sagte er mir lächelnd, „der dicke Herr, der dort an der Ecke saß, war ein Nordamerikaner; den hat die Freiheit nicht sehr hold gemacht; er sprach immer von Kaffee und Buenos-Ayres-Häuten, und gähnte, als ich mit Wärme von Mannel redete.“ — „Freund,“ erwiderte ich, „thun Sie diesem Manne und thun Sie der Freiheit nicht Unrecht. Sie gleicht der Gesundheit; die erworbene ist schön, aber die angeborene ist gut. Die Freiheit, für die man kämpft, ist eine Geliebte, um die man sich bewirbt; die Freiheit, die man hat, ist eine Gattin, die uns unbestritten bleibt. Glauben Sie, daß ein braver Mann sein Weib nicht liebt, weil sein Herz still und friedlich ist? Laßt sie ihm untreu scheinen, wie wird seine Brust pochen; laßt sie krank werden, und wäre es tief im Winter der Ehe, ihr werdet sehen, daß der Greis noch Liebestränen hat, und dem geretteten alten Mütterchen weinend um den Hals fällt, wie in den schönen Tagen der heißen Werbung! Laßt den fetten Amerikaner Eimen an seine Freiheit tasten, und ihr werdet sehen, wie er die Feder wegwirft, und nach dem Schwerte greift, wie ein katalonischer Züngling! Das Paradies selbst ist ja nur des Glückes Gewohnheit.“ — „Also wäre die Hölle des Unglücks Gewohnheit?“ — sprach der Arzt. „Aber diesen höllischen Tabak, ich rauche ihn schon anderthalb Jahre, und ich habe mich noch nicht daran gewöhnt.“ — „O still davon,“ erwiderte ich, „denke ich daran, dreht sich mir das Herz um und um. Schönes Frankreich, glückliches Land! Wie ist dein Himmel so blau, wie ist deine Erde so reich, wie ist deine Luft so milde! Wie wohlschmeckend ist dein Brod, wie saftig dein Fleisch, wie feurig sind deine Weine! Deine Mandeln, deine Nüsse, deine Feigen, deine Orangen, wie sind sie so süß! Und Alles, was der Mensch erfindet und verfertigt, die Stoffe, die Kunstwerke, die Geschmeide, wie schön, wie vollkommen, wie lockend und befriedigend ist Alles! Und Alles mit geringem Aufwande zu genießen, und auch dem Halbbegabten nahe gestellt! . . . Nur ein Naturerzeugniß gibt es, was Menschenkunst verdirbt, theuer und ungenießbar macht, und dieses Eine unter allen Erzeugnissen, das verdorben, theuer und ungenießbar ist, wird von der Regierung gepflanzt, verfertigt und verkauft — es ist der Tabak!“ — „Bedenken Sie aber,“ erwiderte der Arzt, „daß die französische Regierung jährlich sechzig Millionen an Tabak gewinnt, und daß diese Einkünfte zum Besten des Landes verwendet werden.“ — „Nein, so ist es nicht ganz. Das rohe Einkommen vom Tabak beträgt sechzig Millionen, der reine Gewinn etwa vierzig. Aber schon oft haben die Tabaksbauer, Tabaksfabrikanten und Händler der Regierung einen größeren Gewinn angeboten, wenn sie den Verkehr des Tabaks freigäbe. Sie hat sich aber dessen immer geweigert, denn zwanzig

Millionen wendet sie von den Tabaksgesällen jährlich an die Unterhändler und Verwaltungs-Beamte, und wenn das aufhörte, würde sich die Zahl ihrer Anhänger vermindern, das sitzende Heer schwächer werden. O die Stiefkönige!"

Der Arzt warf mir einen bedenklichen Blick zu. Ein Schleicher hatte sich an unsern Tisch gedrängt, und seinen Ohren konnte das letzte Wort nicht entgangen sein. „Seien Sie unbesorgt,“ rief ich lachend, „und wenn er auch Deutsch verstünde und ein Angeber wäre, der Polizeikommissär, dem er berichtet, versteht kein Deutsch, und wie will er Stiefkönige übersetzen?“ — „Er kann das nennen: Les Rois beau, paternels“ — „D, dann hat es keine Gefahr. Die französische Polizei, ob zwar kosmopolitisch wie jede, ist doch vor Allem Französisch, sogar vor ihrer Pflicht. Ueber etwas Lächerliches muß sie lachen, und das entwaffnet ihren Zorn. Höchstens kann mir geschehen, daß ich auf ein Gutachten der französischen Akademie, wegen meiner linguistischen Umtriebe, in Charenton eingesperrt werde. . . . Ach ja, Charenton! Sie sind ein Arzt, und gewiß sind Sie schon dort gewesen. Sagen Sie mir, wie sind die französischen Wahnsinnigen? Die klugen Franzosen gleichen sich alle; ist das mit den Verrückten auch so? Sind sie klassische Narren nach den Regeln des guten Geschmacks, oder sind sie romantisch-toll, wie wir Deutsche? Ich bin sehr begierig, mich darüber zu unterrichten.“ — „Uebermorgen Vormittag um 10 Uhr können Sie mich in Charenton finden; wenn Sie sich umsehen wollen, werde ich Ihnen Alles zeigen.“ — „Es bleibt dabei; auf Wiedersehen in Charenton!“

Die Vendome-Säule.

Man muß sehr lachen, wenn man der drolligen Verlegenheit einiger französischen Schriftsteller begegnet, welche Beschreibungen von Paris zum Gebrauche der Fremden verfaßt haben. Viele Bauwerke, in neuerer Zeit entstanden, erregen und verdienen die Bewunderung aller; aber wie davon sprechen? Napoleon hat sie geschaffen. Um dieser stehenden Wahrheit auszuweichen, sieht man jene armen Herren sich wie Raupen krümmen. Sie reden in mancherlei Windungen, und stellen für schreibende Höflinge die schönsten Stylmuster auf. Sie sagen: alle Bauwerke der kaiserlichen Regierung wären schon unter Ludwig XIV. beschlossen worden; Ludwig XV. habe wohl daran gedacht, die Entwürfe seines Vorgängers auszuführen, habe aber, um das dazu nöthige Geld zu holen, die benachbarten Staaten nicht erobern wollen; Ludwig XVI. sei auf

Gleiches bedacht gewesen, habe es aber unterlassen, um seine Unterthanen nicht mit Abgaben zu beschweren. Dann sagen sie: Napoleon habe nur aus Eitelkeit viel bauen lassen. Dann, um die Schnelle, mit welcher unter ihm so viele und große Werke entstanden, der Bewunderung zu entziehen, sagen sie: Buonaparte habe zu Pferde der Unsterblichkeit zufliehen wollen. Ferner: er habe wohl begriffen, daß ihm jene Kunstwerke größern Nachruhm bringen würden, als seine verheerenden Schlachten. Ferner: es habe ihm gehahnet, daß es mit seiner Herrlichkeit nicht lange dauern würde, und darum habe er sich beeilt, ein gefälliges Andenken zurückzulassen. Endlich, weil sie fürchten, noch nicht genug geschmeichelt, Napoleon noch nicht genug gelästert zu haben, sagen sie: er habe die Baukunst nicht geschätzt, die Baukünstler nicht aufgemuntert, nicht belohnt, sie vielmehr gehaßt, weil ihn, da er noch Lieutenant gewesen, ein Architekt, wegen einer Schuld, bei dem Friedensrichter verklagt hatte. Wenn dieses wahr ist, muß man sich wundern, daß Napoleon nicht auch die Künsten und Kindermädchen verfolgt, weil ihn, als er noch Kind war, höchst wahrscheinlich eine dieser Personen irgend ein Pütschchen gegeben. Bei Gelegenheit der Vendome-Säule sagen jene immergrünen Schmeichler: Napoleon hat die Säule jener des Trajans zu Rom slavisch nachbilden lassen, weil er den Künstlern nicht vergönnen mochte, eigenem Schöpfungsgeiste zu folgen. Daß er ein Taugenichts war, wissen wir auswendig genug, aber mit der Vendome-Säule hat er Recht gehabt. Die Künstler unserer Tage haben mir gelernt, den Reichen und Mächtigen zu gefallen. Ein Bildchen, zwischen hölzernen Stäben eingesperrt, in der warmen Stube aufgehängt, von Gardinen gegen die Sonne, von Schloß und Riegel gegen freie Untersuchung geschützt — das ist ihr höchstes Thun. Aber ein Bauwerk unter freiem Himmel, auf dem Markt des freien Urtheils hinzustellen, Allen verständlich, Allen gefällig, und das groß in die großen Augen des Volks einzieht — das vermögen sie nicht. Aber die alten Römer vermochten es, und darum war es wohl gethan, eines ihrer Werke nachzuahmen. Die Vendome-Säule ist das schönste unter allen Bauwerken Napoleons; unter solchen nämlich, die eine sittliche Vorstellung ausdrücken. Denn was die Gebäude betrifft, die dem Vortheile des thierischen Menschen gewidmet sind: Märkte, Wein-, Getreide-Hallen, Schlachthäuser, die der französische Kaiser aufführen ließ, so muß man gestehen, daß die alte Welt nichts Aehnliches vorzuzeigen hatte.

Die Säule auf dem Plage Vendome soll, wie bekannt, die Siege der Franzosen im Jahre 1805 verherrlichen. Sie ist ringsum bis zu ihrer Spitze mit Bildwerken halb erhabener Arbeiten bedeckt, wozu zwölf hundert eroberte Kanonen das Metall gegeben. Ein schönerer Baustoff, als den der türkische Kaiser zu verwenden ge-

denkt, welcher, wie eine deutsche Zeitung schmunzelnd erzählt hat, bei seinem Barte geschworen, in Griechenland eine Mosee von Christenschädeln aufzurichten zu lassen! Die Spitze der Säule krönt eine Kuppel, auf welcher, bis zur Rückkehr der Bourbonen, die Statue Napoleons stand. Sie war, wie ihr Urbild, so fest auf den Beinen, daß man sie abfägen mußte. Aus dem Leibe des Helden wurde später das Pferd gegossen, worauf Heinrich IV. auf Pont-Neuf sitzt. Eine finstere Treppe führt zur Gallerie, welche die Kuppel der Säule umgibt. Mit einer Laterne in der Hand steigt man den ängstlichen Weg hinauf, der so eng ist, daß man den Herabkommenden zurufen muß, oben zu warten, denn zwei sich Begegnende könnten sich nicht ausweichen. So sind die Wege des Ruhms! Von der Höhe der Säule hat ein Held der alten Garde sich vor einigen Jahren herabgestürzt. Beargwohnt von der Schwäche, ge-neckt, verfolgt, ward ihm das Leben zur Last. In fünfzig Schlächten war er den Lanzen und Schwertern des Feindes kühn entgegen getreten — vor den Nadelstichen der Polizei nahm er feig die Flucht. Von dieser Säule des Ruhms schaut man auf das heutige Paris hinab — ein Anblick, der einem Deutschen wohlthun würde, wenn es die Winze größer und stärker machte, daß der Sturm die Eiche niederwarf. Auch haben sie, um der Weltgeschichte Höflichkeit zu lehren, die Inschrift vertilgt, die am Fuße der Säule deren Bestimmung ausdrückte. Die Inschrift war in lateinischer Sprache, und die Wenigsten hatten sie verstanden: die leere Tafel kann jetzt jeder dumme Bauer lesen.

Der Garten der Tuileries.

Es ist noch gar nicht lange (erst fünf Minuten), daß ich die Ursache entdeckt, warum ich in Paris stärker, häufiger und lieber philosophire, als ich in Deutschland gethan. Es ist damit so arg geworden, daß ich, um in die Tuileries zu kommen, den Weg über die Kritik der reinen Vernunft nehme, welches der kürzeste Weg nicht ist, sondern der längste. Ich thue es bloß aus einer hypochondrischen Aengstlichkeit für die Gesundheit meines Geistes, die mich in Paris befallen. Eine bekannte diätetische Klugheitsregel schreibt vor, man solle sich im nüchternen Zustande keinem ansteckenden Kranken nähern, sondern vorher etwas genießen; auch wird in diesem Falle angerathen, sich den Mund mit Weinessig auszuspülen. Das Philosophiren ist mein Weinessig, der mich gegen die mancherlei Seelenkrankheiten schützt, von denen man in Paris angesteckt werden kann. Man kann dort fangen: Habsucht, Unduldsamkeit, Gottlo-

sigkeit, feinen Geschmack, und des verstorbenen Ritters von Zimmermann Personal- und Nationalstolz. Diesen Nebeln ist man ausgesetzt, wenn man öffentliche Orte besucht; ja das zu Hause bleiben bewahrt nicht immer vor Ansteckung, denn die emsigen Zeitungen gehen mit Fiebern hausiren. Besucht man aber gar Salons und die Gesellschaften darin, so kann man noch gefährlichere Nebel erwischen. Man wird da Liberaler, Ultra, Bauchredner, Mouchard, Carbonaro, Mitarbeiter oder Stoff des Roveil oder des Miroir. Darum rathe ich jedem Deutschen, in Paris ohne Philosophie nicht auszugehen, und so oft er Gesellschaften besucht, zuver einige: Unser Vaterland, still herzubeten. Ich kann die Deutschen versichern, daß sie nichts verloren, seitdem ich in Frankreich bin, vielmehr sehr gewonnen. Ich liebe sie jetzt und mit der wahrsten, reinsten, uneigennützigsten Liebe — denn was könnten sie einem gewinn-süchtigen Geiste in Kunst, in Wissenschaft und im Leben mehr anbieten, als die Franzosen? Aber sie haben und gewähren etwas, was den Franzosen mangelt; die Freiheit im Denken und im Fühlen. Die Zerstörung der Bastille hat in Frankreich nur die Zungen frei gemacht, die Herzen und Geister sind noch eingesperrt, wie früher. Wer aber diese meine Wahl nicht billigt, wer nicht gleich mir eine freie Wüste, und wäre sie von Löwen, Hyänen und Schlangen bevölkert, vorzieht einem geschlossenen Paradiese, und wäre es voll Goldäpfel, und würde vom Cherubim bewacht — den tadle ich nicht, aber ich beweine ihn.

Aus jener heilsamen Neigung zu philosophiren sind nicht bloß die bisherigen Betrachtungen geflossen, die gar nicht zur Sache gehören, sondern entspringt auch folgende Bemerkung, die nicht weniger überflüssig ist. Mit so großer Mühe lernt und lehrt der Mensch so Vieles und Mancherlei zu keinem andern Zweck, als um sich und Andern tausend Freuden zu verderben! Die Wissenschaft gleicht einer Chaussee, die ein schmales und langes Gefängniß ist, das man nicht verlassen darf, und rechts und links liegen die schönsten Felder und Blumenwiesen. Jede Kunstregel ist eine Kette, jedes Buch ein Thor — auch im andern Sinne des Wortes — das sich hinter den Eingetretenen zuschlägt. Glückselig, die nichts wissen und nichts lesen! Wäre mir Hirschfelds Theorie der schönen Gartenkunst bekannt, würde mir der Tuileries-Garten wahrscheinlich abgeschmackt erscheinen; jetzt aber gefällt er mir, und ich werde ihn sehr loben. Er ist zweckmäßig eingerichtet, und die Zweckmäßigkeit zur Schönheit zu erheben, ist so bequem und wirthschaftlich, daß sie gewiß in vielen Compendien der Aesthetik als solche aufgestellt sein wird. Engländern, die das Reisen lieben, und also auch gern das Bild des Geliebten vor Augen haben, ist ein Garten ein Miniatur-Europa, in dessen Zügen sie einen kleinen Schaffhauser Wasserfall, ein kleines

Chamounythal, einen kleinen Golf von Neapel mit Wohlgefallen erblickten. Auch viele Andere ziehen englische Gärten vor: Verliebte, Deutsche, Philosophen, glückliche, unglückliche Menschen. Wäre aber der Garten der Tuileries nicht wie er ist, im besten französischen Geschmack, sondern im englischen, so wäre das sehr schlimm. Einen Trunkenbold, der täglich eine Flasche Rum trank, heilte sein Arzt — denn endlich hat man die Trunkenheit aus der Moral in die Medicin übergewiesen, und hoffentlich wird man auf diesem guten Wege fortschreiten, bis man dahin gelangt, die Nobespierres-Leiden nicht in der Geschichte, sondern in Hufelands Journal der praktischen Heilkunde zu beschreiben — der kluge Arzt heilte ihn auf folgende Weise. Er ließ ihn täglich so viel Siegellack in die Flasche tröpfeln, als erforderlich ist, ein Bettgeschäft abzurücken. Auf diese Weise ward die Flasche täglich etwas wenigens voller an Siegellack und leerer an Rum, und der Trunkenbold kam allmählig zu Verstand und ohne Aufsehen zu erregen. War in diesem Fall der Abgewöhnung von geistigem Getränk solche Vorsicht nöthig, wie viel nöthiger wäre sie im Fall der Angewöhnung eines geistigen Genusses, und ein Sprung hierin wäre eben so gefährlich, als der Tuileriengarten, wenn er englisch wäre. Das Herz eines echten Parisers würde krank werden durch Erkältung oder durch Erhitzung, wenn er aus dem Kunstkabinett des Palais-Royal, schon nach wenigen tausend Schritten, in das Naturgeschichtliche eines englischen Gartens träte — wenn sein Ohr, ohne Zwischensaiten, plötzlich vom Schlangengezisch des Nonletts zum Gemurmel eines Springquells, von den giftigen Locktönen einer Königin der Nacht zu den unschuldigen Liedern der Nachtigallen überspränge — wenn sich sein Auge vom Pharaotische zu einem Boulingreen wendete — wenn sein Gefühl aus der breiten Sonnenfläche, worauf die, gleich Grenadiere des großen Kurfürsten, neben einander gestanden und gedrechselten Bäume stehen, plötzlich in das schattige Gewimmel eines frischen Wäldchens träte. So aber bleibt er gesund, denn er tritt aus dem Palais Royal nur in einen Jardin Royal. Ich will den letztern beschreiben, wie ich ihn an einem der ersten Frühlingstage gesehen.

Der Frühling kündigte sich im Garten nicht durch Blüthenstand an, sondern durch irdischen. Die Bäume hatten die Augen noch geschlossen, denn als Städter stehen sie später auf, wie Landbäume. Berrückte Engländer fahren vorbei in großen Reifewagen; das Kammermädchen im seidnen Spencer inwendig, die Herrschaft unter bäuerlichem Strohhut auf dem Boock. Sobald der Frühling kommt, verlassen die Engländer Paris, um nach der Schweiz, nach Italien oder nach England zu reisen. Ihnen ist die Reiskasse eine Spar- und Amortisationskasse. Wenn in Deutschland ein unzahlreicher Schuldner die Flucht nimmt, um sich vor seinen Gläubigern zu ret-

ten, flüchtet ein Engländer, um seine Gläubiger zu befriedigen. Eine Guinee ist schon in deutschen Gulden nicht aufzureiben, in französischen Franken noch weniger. Es ist, als würde außer dem Metallwerthe auch noch die Hagon daran bezahlt, wie an einem Goldringe. Das reiche, glückliche Volk! Ein armer Teufel von Dichter in London, der nicht Geld genug hat, im November sein Steinkohlenfeuer zu bezahlen, schiffte nach Frankreich, wärmt sich dort an der Sonne, und trinkt wohlfeiler feurigen Wein, als in seiner Heimat kaltes Bier. Geht es dem Schelme gar zu arg, ist er noch enger beschränkt, dann muß er freilich nach Neapel wandern, dort für einen halben Paol sein Abendmahl halten, und dabei die Sonne untergehen sehen im blauen Meer!... Ich folge dem englischen Reifewagen mit den Augen nach, die ganze Tivolistraße hinauf, bis an das Garde-Meuble, wo er umbiegt. Auf diesem Palast spielt der Telegraph. Spielen? Ach ja, er spielt wie eine Schlange in der Sonne. Fürchterlich, fürchterlich! Die langarmige Tyrannei! Neulich reiste ein englischer Schriftsteller von Paris nach London. Er war schon drei Tage fort, stand in Calais am Bord des Schiffes; die Segel wurden gerückt — da schoß ihm von Paris der Telegraph wie ein Blitz nach. Er wurde festgehalten, und mußte, wegen Verdachts aufrührerischen Briefwechsels, vier Wochen im Kerker schmachten. Er ward unschuldig befunden. Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur durchzulesen, von 1789 bis jetzt, und ein Beispiel aufzusuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohlthat zugesendet, daß je Thränen durch diesen Sturmwind getrocknet, daß er je dem Verurtheilten rasche Begnadigung zugesprochen. Und finde ich nur ein einziges Beispiel solcher Art, dann will ich mich mit dem Telegraphen ausöhnen. Doch ich vergesse — werden nicht neunmal jeden Monat die gezogenen Lottomummern von dem Telegraphen durch ganz Frankreich gesendet, welche Trost bringen: der weinenden Mutter unter hungrigen Kindern den Trost — sie werde glücklicher sein in der nächsten Ziehung!

An jedem der Gitterthore des Tuileriengartens stehen zwei Schildwachen, ein Schweizer und ein Franzose, die sich wechselseitig bewachen, und an Treue mit einander wettsiefern. Es machte mir das größte Vergnügen, zwischen beiden stehend, mein weißes Taschentuch herausziehen und wehen zu lassen, und so mit Hülfe des blauen Franzosen und des rothen Schweizers, ein aufrührerisches Farben-Trio öffentlich zu spielen, ohne daß mir ein königlicher Procurator etwas darum anhaben konnte. Diese armen Schildwachen sind sehr geplagt. Gewiß hatten sie in den Schlachten von Marengo und Austerlitz ihre Flinten nicht so viel handthiert, als sie es hier thun. Sie müssen vor Jedem, der ein Ordensband trägt, das Gewehr präsentiren. Das endet nicht. Es ist erquickend, zu sehen,

wie viele Verdienste in die Tuilerien eintreten, und wie sich der abgetriebene Wandwurm immer wieder erneuert. Ich ließ es mir anlegen sein, eine Viertelstunde lang alle die zu zählen, die Ordensbänder trugen. Ich zählte zehnmalhundert Vorübergehende, und unter jedem Hundert waren neunzehn bis zwei und zwanzig Bebanderte, also je der fünfte Mann war ein Wohlthäter seines Vaterlandes! Und dazu rechne man noch die Vielen, die ich im Gedränge übersehen, oder die bescheiden ihren Ruhm unter dem Hocke trugen. Dann zählte ich aber auch die vielen jungen und blühenden Männer, auf welche der Schlachtentod schlecht gezielt, und die nur einen Arm oder ein Bein verloren. Wofür haben sie gekämpft? Ich erstaunte, daß der Mensch so ein Lamm sei, und daß die Menge der Verstümmelten sich nicht auch fragt: Wofür haben wir gekämpft? — und nicht öfter, als es geschieht, den Kopf an das verlorne Bein setzen.

Unter den Bäumen stehen eine unzählige Menge Strohstühle neben einander gereiht; es sind Lehnstühle, kaum sitzt man darauf, kommt eine Frau, die Lehnspflicht einzufordern. Man zahlt zwei Sous; ist man aber ein Mensch vom feinsten Ton, begehrt man eine Felonie, sagt keck, man habe schon gezahlt, legt zu den zwei ersparten Sous noch fünf Franken, und frühstückt gut. Schriftsteller, die statistische Notizen sammeln, müssen es sich merken, daß man in Paris zum Sitzen an öffentlichen Orten zwei Stühle gebraucht (sie können den Strohbedarf und den Ackerbau darnach berechnen); nämlich einen zum Sitzen, und den andern die Füße darauf zu stellen. Man erkennt Ausländer, die erst in Paris angekommen, leicht daran, daß sie mit herabhängenden Füßen sitzen. Auch unterscheiden sich durch die Art des Sitzens die Ehemänner von den Anbetern ihrer Weiber. Erstere sitzen neben den Frauen, und haben, wie diese, ihre Füße auf dem Fußstuhle gestellt. Die Anbeter hingegen sitzen vor den Angebeteten, ihnen zu Füßen auf dem Fußstuhle, unterhalten sich mit ihnen französisch (in linguistischer und sittlicher Bedeutung des Worts), und wenden der Allee und der Welt darin den Rücken zu. Frauenzimmer, deren Herz Ferien hat, bereiten sich, wie brave Studenten, auf das kommende Sommer- oder Wintersemester gehörig vor, indem sie die vorübergehenden Herren fleißig ansehen, und sich die wichtigsten Paragraphen notiren. Dies ist eine löbliche Sitte; denn die Schamhaftigkeit wird durch nichts mehr gestärkt, als durch ihre Verletzung, nämlich durch Abhärtung derselben. Man braucht im Garten der Tuilerien gar nicht eitel zu sein, sondern nur fremd, um sich vorzuschmeicheln, man habe die schönsten Eroberungen gemacht in der Weibervelt. . . . Eine bürgerliche Frau geht vorbei und fordert Kupfergeld ein; sie trägt etwas versteckt und achtsam unter ihrer weißen Schürze. Bettelt sie für einen Säugling, den sie mütterlich gegen Wind und Sonne

schützt? Nein; sie trägt unter ihrer Schürze eine Art Gebäckes, das so leicht ist wie gebackne Luft. Es heißt: Plaisirs des Dames. Das muß schnell und verhüllt herumgetragen werden, damit es nicht kalt werde. „Des plaisirs, mes Dames! Des plaisirs!“ ruft sie im Fluge, und wie im Traume schweben sie vorüber.

Wie der Tuileriengarten für die Metropolitiker, für die Glückritter und Glücksfußgänger ein Marktplatz ist, auf dem sie kaufen und verkaufen, so ist er für die Metropolitiker ein schöner Paradeplatz, auf dem sie exerciren und exerciren sehen. Sechs Zeitungsbudens liefern patriotischen Herzen täglich das nöthige Brennholz. Ihr tretet heran, nehmt, ohne ein Wort zu sprechen, ein beliebiges Blatt, geht lesend spazieren, so lange es euch gefällt, bringt dann das Blatt zurück und bezahlt einen Sous dafür. Waret ihr drei bis viermal an der nämlichen Bude, verwundert ihr euch, noch immer denselben wohlgekleideten Mann da zu finden, der schon vor zwei Stunden im Lesen vertieft dort gestanden. Er ist ein Lauerer, der sich an der Quelle der Ueberraschung lagert, und daraus jeden Tag frisch die Meinung der Zeitungsleser schöpft; denn wenige Franzosen können mit dem Munde schweigen; mit den Blicken aber, mit den Mienen, Händen und Füßen, das vermag keiner. Auf diese Weise wird in allen Pariser Straßen der öffentliche Geist zusammengekehrt, und nachdem die Wesen schönen wie häßlichen Auswurf, Blumen wie welcke Krautstengel, zu Roth zerstampft, wird der Unrath in die Kloake der Polizei-Präfectur geworfen, die ihn gehörig abführt.

Der Garten wird auf beiden Seiten, seiner Länge nach, von zwei gemauerten Terrassen begrenzt. Die eine, längs der Seine, gewährt eine herrliche Aussicht auf den Strom, auf die Brücken und den Palast der Volksdeputirten, der, nach dem Schlage, der ihn neulich getroffen, auf der linken Seite gelähmt ist. Die andere Terrasse führt die Straße Tivoli entlang, und heißt die Terrasse Feuillans, weil bis zur Revolution das Kloster der Feuillants da gestanden. In diesem Kloster hatte die National-Verammlung ihre Sitzungen. Zu der Zeit, vor der Hinrichtung des Königs, beliebte es dem Volksmuthwillen, jene Terrasse mit einer dreifarbigten Schnur von dem übrigen Garten abzustecken, und er nannte sie le pays national, zum Unterschiede des pays de Coblenze. Wehe dem Bürger, der im pais de Coblenze spazieren ging, er wurde für einen Aristokraten angesehen und gemißhandelt. Ein junger Mann, dem diese geographische Eintheilung noch unbekannt war, stieg in das Koblenzer Land hinab. Zusammenlauf, wüthendes Geschrei, Verderben drohende Geberden. Da merkte der Unwissende, was er begangen, kehrte zurück, zog seine Schuhe aus, und wuschte den Staub von den Sohlen. Jubel, Beifallklatschen, und der Jüngling wurde im

Triumphe fortgeführt. Am Fuße dieser Terrasse, da, wo sie, sich senkend, in Gestalt eines Hufeisens ausgeht, innerhalb des Kreissechseckes, liegt ein Platz mit Stühlen und Bänken versehen, den nennt man: *La petite provence*, weil die Mittagssonne, deren Strahlen sich frei und ungehindert an der Mauer brechen, dort eine Wärme verbreiten, die in Wintertagen in jene südliche Provinz Frankreichs versetzt. Da ist der tägliche Sammelplatz vieler hundert Kinder mit ihren Müttern oder Wärterinnen. Man denkt gern nicht daran, daß dort auch viele Frauen mit Adoptivkindern sitzen und die empfindsame Mutterliebe spielen, um Adoptivväter anzulocken — man vergißt das gern, um, des Pariser Kunstlebens voll und satt, sich in der reinen Kinderwelt zu erfrischen. Aber auch diese Erquickung ist matt. Zu verderben war die Kindernatur nicht, aber sie auch steckt in einem verzierten Stui, und man muß sie herausziehen. Da haben sie ein Spiel, *la corde* genannt. An einem Stricke sind an beiden Enden hölzerne Handhaben befestigt, daran faßt man ihn, schlägt ihn unter die Füße durch, und springt so darüber. Es hieße die Romantik zu weit treiben, wenn man tadeln wollte, daß diese Stricke keine rohen Natur- und Galgenstricke sind, sondern feine Schnüre, wie sie sich ein türkischer Strangulat von Stände nur wünschen mag. Aber das Folgende ist ärgerlich. Nämlich außer jenen kleinen Schnüren zu Selbstsprüngen haben sie auch lange Gesellschaftsstricke, die an beiden Enden von zwei Kleinen festgehalten werden, und worüber alle anwesenden Spring- Dilettanten, mit größerer oder kleinerer Fertigkeit, springen, sowohl vorwärts als rückwärts. Da bildet sich nun ein Zuschauerkreis von Erwachsenen, und man sieht dann sechsjährige Mädchen in der Kaskette debütieren, und den Beifall der Umstehenden, als spielten sie bei Franconi, mit amüthigen Lächeln fordern und einziehen.

Jetzt sinkt hinter den elysäischen Feldern die Sonne unter, auch hier herrlich! Denn die Königin der Erde geht in ruhiger Majestät vorüber, unbekümmert, was sie mit ihren Blicken bezeuge, Paradiese, Schlachtfelder, oder den Spielwarenmarkt von Paris — sie lächelt nicht minder, sie zürnt nicht mehr. Es wird getrommelt, und die große Wache des Gartens tritt heraus. Sie laden scharf, mit Geräusch und Gepränge, damit es Jeder erfahre, daß der wachende Mond am Thronhimmel die nächtlichen Schritte der Räuber beleuchte. Dann sondern sich etwa zwanzig Mann ab, und stellen sich zehn Schritte aus einander, eine Linie durch die ganze Breite des Gartens ziehend. Darauf schreiten sie mit kleinen und langsamen Schritten vor, das Volk vor sich hertreibend. Zurück darf Keiner, und so wird in wenigen Minuten der Garten ausgekehrt. Dann werden die Thore geschlossen, und Todesstille herrscht um den Palast. Wehe dem Betrunknen, dem Unachtsamen oder Unwissenden, der

in der Nähe der Tuilerien während der Nacht der fernzurufenden Schildwache nicht gleich antwortet. Dieses Versäumen hat erst vor wenigen Tagen einem Jüngling das Leben gekostet; die Kugel traf ihn in's Herz. O die unselige Herrschaft, die, einer erotischen Pflanze gleich, in fremden Schiffen hergebracht, von Hofwärme ausgebrütet, von der Gießkanne lohnüchtiger Gärtner begossen, vor jeder Wolke, vor jedem Lüftchen zitternd, ein ängstliches Treibhausleben führt! Wie besser ist die andere, die, gleich einer deutschen Eiche, in der Liebe des Volkes wurzelt, von der Sonne geboren, vom Himmel selbst befruchtet, die der naschenden Art freundlich wehrt, und dem Sturme mit Macht widersteht.

Ueber den Charakter des Wilhelm Tell in Schillers Drama *).

Aus Schillers liebevollem, weltumflutendem Herzen entsprang Tells beschränktes, häusliches Gemüth und seine kleine enge That; die Fehler des Gedichtes sind die Tugenden des Dichters. Wäre es mir auch immer gleichgültig, nur dieses Mal möchte ich nicht mißdeuten sein — ich vermiße, doch ich beklage nicht. Der reiche Schatz der Kunst kann eine Kostbarkeit entbehren, das Seltenste ist ein edler Geist. Dem lebenswürdigen Schiller stehen seine Mängel besser, als besseren Dichtern ihre Vorzüge an. Ihm zittert das Herz, ihm zittert die Hand, welche formen soll, und formlos schwanke die Gestalten. Der Frost bildet glänzende Krystalle, bildet schöne Blumen an den Fensterscheiben, der Frühling schmilzt sie weg; das Glas wird leer, doch durchsichtig, und zeigt den warmen blauen Himmel; das Auge staunt nicht mehr an, aber es weint.

Es thut mir leid um den guten Tell, aber er ist ein großer Philister. Er wiegt all sein Thun und Reden nach Drachmen ab, als stünde Tod und Leben auf mehr oder weniger. Dieses abgemessene Betragen, im Angesichte grenzenlosen Glends und unermesslicher Berge, ist etwas abgeschmackt. Man muß lächeln über die wunderliche Laune des Schicksals, das einen so geringen Mann bei einer fürstlichen That Gevatter stehen, und durch dessen linksches Benehmen die ernste Feier lächerlich werden ließ. Tell hat mehr von einem Kleinbürger, als von einem schlichten Landmann. Ohne aus seinem Verhältnisse zu treten, sieht er aus seinem Dachfenster über dasselbe hinaus; das macht ihn klug, das macht ihn ängstlich. Als braver Mann hat er sich zwar den Kreis seiner Pflichten nicht

*) Eine der berühmtesten Kritiken aus den „Dramaturgischen Blättern“.

zu eng gezogen; doch thut er nur seine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Art Lebensphilosophie und ist mit Ueberlegung, was seine Landsleute und Standesgenossen aus bewußtlosem Naturtriebe sind. Er ist ein guter Bürger, ein guter Vater, ein guter Gatte. Es ist sehr komisch, daß er seinen gesunden Vergestnaben, starken Kindern einer rauhen Zeit, eine Art Erziehung gibt, wie sie Salzmann in Schnepfenthal den seidenen Püppchen des achtzehnten Jahrhunderts gab. Er härtet sie ab, sie sollen ausgerüstet werden gegen das Ungemach des Lebens, ja, er bemüht sich sogar, ihren Verstand aufzuklären, und die abergläubische Wirkung der Ammenmärchen zu zerstören. Tell hat den Muth des Temperaments, den das Bewußtsein körperlicher Kraft gibt; doch nicht den schönen Muth des Herzens, der, selbst unermüdet, die Gefahr gar nicht berechnet. Er ist muthig mit dem Arm und furchtsam mit der Zunge; er hat eine schnelle Hand und einen langsamem Kopf, und so bringt ihn endlich seine gutmüthige Bedenklichkeit dahin, sich hinter den Busch zu stellen und einen schönen Mord zu begehen, statt, mit edelm Troke, eine schöne That zu thun.

Tells Charakter ist die Unterthänigkeit. Der Platz, den ihm die Natur, die bürgerliche Gesellschaft, und der Zufall angewiesen, den füllt er aus und weiß ihn zu behaupten; das Ganze überblickt er nicht, und er bekümmert sich nicht darum. Wie ein schlechter Arzt, sieht er in den Uebeln des Landes und seinen eigenen, nur die Symptome, und nur diese sucht er zu heilen. Geschickt und bereit, den einzelnen Bedrängten und sich selbst zu helfen in der Noth, ist er unfähig und unlustig, für das Allgemeine zu wirken. Als der flüchtige Baumgarten seine Landsleute um Beistand ansieht, denken diese mehr an die Verfolgung, als an den Verfolgten, lassen sich erzählen, klagen um das Land und zaudern mit der Hülfe. Tell erscheint, sieht nicht auf die Verfolgung, sondern nur auf den Verfolgten und rettet ihn. Ein solcher Mann kann in einem Schiffbruche, als guter Schwimmer, vielen Verunglückten Hülfe leisten; doch unfähig, das Steuer zu führen, wird er den Schiffbruch nicht verhindern können. Wenn er nun in einem Sturme den Gängsteten zuruft: „Fürchtet euch nicht, ich kann schwimmen; ich ziehe euch aus dem Wasser“ — wird er, wie überall, wo der Charakter mit den Verhältnissen in Widerspruch steht, komisch erscheinen, und eine Wirkung hervorbringen, die der ernstesten Würde der Tragödie schädlich ist.

Auf dem Rütli, wo die Besten des Landes zusammenkommen, fehlte Tells Schwur; er hatte nicht den Muth, sich zu verschwören. Wenn er sagt:

Der Starke ist am mächtigsten allein —

so ist das nur die Philosophie der Schwäche. Wer freilich nur so viel Kraft hat, gerade mit sich selbst fertig zu werden, der ist am stärksten allein; wem aber nach der Selbstbeherrschung noch ein Ueberschuß davon bleibt, der wird auch andere beherrschen, und mächtiger werden durch die Verbindung. Tell vermag dem Hute auf der Stange seinen Gruß; doch man ärgert sich darüber. Es ist nicht der edle Troß der Freiheit, dem schönen Troße der Gewalt entgegengesetzt; es ist nur Philisterstolz, der nicht Stolz hält. Tell hat Ehre im Leibe, er hat aber auch Furcht im Leibe. Um die Ehre mit der Furcht zu vereinigen, geht er mit niedergeschlagenen Augen an der Stange vorüber, damit er sagen könne, er habe den Hut nicht gesehen, das Gebot nicht übertreten. Als ihn Gefähr wegen seines Ungehorsams zur Rede stellt, ist er demüthig, so demüthig, daß man sich seiner schämt. Er sagt, aus Unachtsamkeit habe er es unterlassen, es solle nicht mehr geschehen — und wahrlich, hier ist Tell der Mann, Wort zu halten.

Der Apfelschuß war mir immer ein Räthsel, ja mehr — ein Wunder. Er soll geschehen sein, man glaubt daran, gleichviel. Die Natur ist oft unnatürlich, sie schafft Mißgestalten, und die Geschichte ist oft undramatisch; aber man muß das liegen lassen. Ein Vater kann Alles wagen um das Leben seines Kindes, doch nicht dieses Leben selbst. Tell hätte nicht schießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden. Man frage nur die Zeugen der That, man höre, was sie sagen, beobachte die Schweigenden — sie alle haben sie verdammt. Ja, die gelungene That ist noch ganz so häßlich, als es die gewagte war; das Entsetzen bleibt, und die Furcht, der Vater hätte sein Kind treffen können, ist größer, als die frühere war, er könnte es treffen. War Gefährs Gebot so ungeheuer, daß es einen Vater ganz aus der Natur werfen konnte, und er nicht mehr bedachte, was er that: so hätte auch Tell, ohne Bedacht, dem Befehle nicht gehorchen, oder den Tyrannen erlegen sollen. Aber er war doch besonnen genug, wie ein Weib zu bitten, und sein lieber Herr, lieber Herr zu sagen, wofür der bange Mann Ohrfeigen verdient hätte. Daß er dem Landvogt tollkühn eingestand, was er mit dem zweiten Pfeile im Sinne geführt, das war auch wieder Philisterei; die ehrliche Haut kann nicht lügen. Dieses ängstliche Wesen, diese Unbeholfenheit des guten Tell, entsprang aber nicht aus Schen des Unterthanen vor seinem Herrn — dieses Gefühl, wie er später gezeigt, konnte er überwinden — nein, es war die Schen des Bürgers, dem Edelmann gegenüber. Ganz anders betrug sich der Ritter Rudenz. Das ist es aber eben, und das hätte der Dichter bedenken sollen. Man muß das Bürgervolk nur immer in Masse kämpfen lassen; man darf keinen Helden aus seiner Mitte an seine Spitze stel-

len. Der schönste Kampf kommt in Gefahr, dadurch lächerlich zu werden.

Es ist traurig — ja schlimmer: es ist verdrießlich, daß Tell in die Lage kommt, um der guten Sache willen, schlechte Streiche machen zu müssen. Verrath kann wohl nothwendig werden, aber sittlich wird er nie, auch nicht, wenn an Feinden begangen. Und ist es nicht Verrath, ist es nicht ein schlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt sich auf dem See seiner Hilfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entspringt, es in die Wellen zurückstößt, und wieder dem Sturme Preis gibt? Tell zeigt sich hier auch wieder als Pedant, als Schulmoralist und buchstäblicher Worthalter. Er glaubt nicht den Landvogt getäuscht zu haben; er versprach ihn aus der gegenwärtigen, zehn Schuh breiten Gefahr zu retten, und dies hat er gethan. Dem Schiffer, dem Tell nach seiner Befreiung das Ereigniß erzählte, sagt er:

Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hilfe
Getraut' ich mir's, und helf' uns wohl hindammen.
So ward ich meiner Bande los und stand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin; —

das nennt er redlich hinfahren! Wie ist nur der schlechte Mann zu dieser feinen jesuitischen Sinnesdeutung gerathen? ... Jetzt kommt Geflers Word. Ich begreife nicht, wie man diese That je sittlich, je schön finden konnte. Tell versteckt sich, und tödtet, ohne Gefahr, seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubte. Die Natur mag diese That rechtfertigen, so gut es ihr möglich ist, aber die Kunst vermag es nie. Als Tell später mit Johann von Schwaben zusammenstößt, und dieser mit den Mordgesellen Bruderschaft machen will, stößt ihn Jener mit Abscheu zurück und spricht:

Unglücklicher!
Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?

Doch Tell irrt. Aus Ehrsucht hat er freilich den Landvogt nicht getödtet, doch mit Nothwehr — sollte diese ja, gegen eine rechtliche Obrigkeit, je rechtlich Statt finden können — kann er sich nicht entschuldigen. Damals, wenn er, um den Schuß von seinem Kinde abzuwenden, den Bogen nach Geflers Brust gerichtet hätte, wäre es Nothwehr gewesen, später war es nur Rache, wohl auch Feigheit — er hatte nicht den Muth, eine Gefahr, die er schon mit Zittern kennen gelernt, zum Zweitemale abzuwarten.

Sollte ich aber jetzt auf die Frage Antwort geben: wie es denn

Schiller anders und besser hätte machen können? — wäre ich in großer Verlegenheit. Der dramatische Dichter, der einen geschichtlichen Stoff behandelt, kann eine wahre Geschichte nach seinem Gebrauche ummodelln; denn es schadet der Geschichte nicht, man kennt sie, und sie bleibt doch geschehen, wie sie geschah. Eine geistige Ueberlieferung aber darf er niemals ändern. Diese besteht nur durch den Glauben, und wird zerstört, wenn der Glaube umgeworfen oder anders gerichtet wird. Eine solche Ueberlieferung ist das Ereigniß mit Tell. Aus diesem Zwange aber entsprangen Verhältnisse, mit welchen die Kunst nicht fertig werden konnte. Schiller führte uns, mit Bedacht und Geschicklichkeit, die Leiden der Schweizer vor Augen; wir sehen, was Baumgarten, Melchthal, Vertha und die Uebrigen dulden und fürchten. Diese Leiden fließen endlich in ein Meer der Noth zusammen, das Alles bedeckt; diese Klagen bilden endlich eine Vereinigung, die das Land rettet. Tell aber ragt im Thum und Leiden zu monarchisch vor, gehört nicht zu dem topographischen Schicksale der Schweiz und ist übrigens der Mann nicht, eine monarchische Rolle zu spielen. Er ist zu ängstlich, bedenklich zu viel und duckt sich gew. Den Mann mit breiten Schultern füllt nicht ganz seine Seele aus. Warum ihn aber Schiller so behandelt, ist schwer zu erklären. Er hätte ihn können Alles thun, Alles ertragen lassen, was er gethan und ertragen, und ihn dabei trohiger, hochsinniger, gebietender machen können.

Wilhelm Tell bleibt aber doch eines der besten Schauspiele, das die Deutschen haben. Es ist mit Kunstwerken wie mit Menschen: sie können bei den größten Fehlern lebenswürdig sein. Was heißt aber ein lebenswürdiges Schauspiel? Ein lebenswürdiges Schauspiel ist ein Schauspiel, das lebenswürdig ist; die Kritik weiß hierüber nicht mehr, als jedes andere Frauenzimmer.

Faustenpredigt über die Eifersucht.

Das Scharlachfieber füllt im Konversationslexikon mehr als sechs Setten an, die Eifersucht kaum eine halbe Seite. Wunderliches Größenverhältniß! Jenes Uebel, das nur die Oberfläche des menschlichen Lebens berührt, findet ärztliche Sorgfalt, freundliche Wärter, baldige Heilung, und den sanften Kindertod, wenn die Natur unverföhnlich ist. Die Eifersucht aber, welche alle die großen Lebensräume des ausgebildeten Mannes und Weibes anfüllt, ihr Inneres zerreißt, versengt, vergiftet, sie grausam verfolgt, und die

geängstigte, pflichtige Empfindung, aus dem verborgensten, dunkelsten Winkel hervorholt, sucht vergebens Trost und Beistand, sie findet nur Spott und Verachtung; der frieðbringende Tod, und selbst der eigene Wunsch zu genesen, bleibt ihr versagt. Prometheus, weil er das Feuer des Himmels entwendet, und es dem fluchenden Menschen eingehaucht, ward an einen Felsen geschmiedet, wo ein schrecklicher Geier an seinem Herzen nagte, ohne es je zu zernagen. Die Liebe ist jene Flamme, welche die Götter den Sterblichen mißgönnen, und die Eifersucht ist der fressende Geier, der den Diebstahl fürchtbar rächt.

Die Eifersucht der Männer muß von der Eifersucht der Frauen gefondert werden, sie haben eine gemeinschaftliche Quelle, aber ihr Lauf, und um das Bild zu vollenden, die Ufer, die sie bespülen, sind so unendlich verschieden, als es ihr Ausfluß ist, wenn sie diesen erreichen, und sich nicht in der Tiefe verlieren. Der Mann haßt seine Nebenbuhler nicht, das Weib verabscheut seine Nebenbuhlerinnen. Die Eifersucht des Mannes ist ein stürmisches Meer, das Alles überschwemmt, Alles, was fest an ihm ist, niederreißt und verschlingt, das alle seine Tiefen ausfüllt, alle Ströme seiner Empfindung aufnimmt, und seinen Geist zerstört. Die Eifersucht des Weibes ist ein schmaler, reißender, tödtlicher Strom, der seine Tiefe verbirgt und an dem die stillen Ufer um so schärfer und höher hervorragen; sie erhöht seine Empfindungen und stärkt seinen Geist. Der eifersüchtige Mann ist ein zorniger Löwe; er ist edel und nur der Hunger zwingt ihn seine Beute zu zerreißen. Das eifersüchtige Weib ist eine erboßte Schlange, sie ist eitel, und die Lüsterheit allein verführt sie zum Stechen. Die Erbitterung des eifersüchtigen Mannes ist gegen den geliebten Gegenstand gerichtet, und sie unterbricht seine Liebe; die des eifersüchtigen Weibes wendet sich der Nebenbuhlerin zu, und ihre Liebe wird dadurch erhöht. Die Eifersucht macht den Mann dumm, lächerlich, und setzt ihn in der Liebe und Achtung des Weibes herab; das Weib macht sie geistreicher, lebenswürdiger, und sie steigert die Empfindung des Mannes. Die Eifersucht ist ein furchtbares, blutiges Werkzeug, das ein Weib leichtsinnig gebraucht, ihrer Eitelkeit ein wenig Zuckerwerk vorzuschneiden; es verletzt also damit selbst einen geliebten Mann, um sich an seinen Schmerzen zu ergözen. Der Mann verschmäh't dieses grausame Mittel, ob es zwar selten seinen Zweck verselzte, würde es angewendet, die schlummernde Liebe eines Weibes aufzuwecken, oder selbst die nicht bestehende zu schaffen.

Die Freude ist gleichförmig, weil sie den ganzen Menschen ausfüllt. Denn jede Lust, durch welchen Sinn, durch welche Seite des Lebens sie auch einkehrt, ist nur der rohe Stoff, der wohl an der Eintrittspforte einen geringen Zoll erlegt, aber dann sich weiter

führt, um im menschlichen Herzen, dieser großen gemeinschaftlichen Werkstätte, nach gleichen und unwandelbaren Regeln zubereitet zu werden. Alle Genüsse, so verschieden auch ihre Bestandtheile sind, werden, wenn sie durch das Herz gehen, in Blut verwandelt. Darum ist die Freude so einfach und ohne Wechsel, und daher ist Entbehren die große Bedingung unseres Glückes, weil man das gesättigte Herz nüchtern machen muß, um seine Empfänglichkeit zu erneuern. Aber der Schmerz ist tausendfältig, denn das auslösende Herz weist ihn zurück, er darf die Glieder nicht verlassen, die er peinigt, und wird in jedem derselben besonders empfunden. Doch einen Schmerz gibt es, der mit der Freude die schreckliche Gemeinschaft hat, daß auch er den ganzen Menschen ausfüllt, und in's Blut des Lebens verwandelt wird — es ist die Eifersucht. Wie Musik eine überirdische Lust ist, und der Mensch, der sie empfindet, alle Freuden aller Welten genießt, so ist die Eifersucht ein unmenschlicher Schmerz, und die Brust, die sie empfindet, fühlt die Leiden aller erschaffenen Dinge. Verschmäh'te Liebe ist Tod. Eifersucht ist mehr, sie ist die Furcht des Todes.

Frauen verstehen die Liebe der Männer nicht zu schätzen. Weil sie Alles, worüber sie schalten können, dafür hingeben, glauben sie den vollen Preis bezahlt zu haben. Es ist ihre ewige Täuschung, daß ihre Liebe größer sei, denn sie wäñnen zu geben, wenn sie empfangen. Das Weib lebt nur, wenn es sich in einen Mann verliebt. Das Herz der Frauen wird leer geboren, und nichts darin hat dem Bilde eines geliebten Mannes erst Platz zu räumen. Aber die Seele des Lehrers ist voll und belebt, und er muß eine Welt verdrängen, um den Gegenstand seiner Liebe aufzunehmen. Er opfert dem Weibe alle seine Sinne, seine Entwürfe, seine Hoffnungen. Seine Empfindungen sind Ströme, seine Gedanken die Schiffe darauf, in welchen er der Geliebten alle Freuden und Kräfte des Lebens zuführt. Er hat sein ganzes Eigenthum in eine Hand gegeben, und wird nun seine Liebe verschmäh't oder verrathen, so findet er nicht Nahrung noch Obdach, denn er ist von Allem entblößt. Wohin soll sich der Unglückliche wenden? Soll er seinen Schmerz in den Taumel der Sinne versenken — die grausamen Wellen heben ihn immer wieder empor und führen ihn dem Tode zu. Soll er sich im Thun des Geistes zerstreuen? Aber er hat auch den Geist der Geliebten geopfert. Er kann sich nicht betäuben, denn er hört nicht; er kann sich nicht verblenden, denn seine Augen sind geschlossen. Dem liebenden Jünglinge ist die ganze Menschheit nur eine Sache. Die Welt ist ihm leblos und entvölkert, ihre Pulse stocken, wenn das Herz der Geliebten aufhört für ihn zu schlagen.

Jedes Seelenleid hat seine warmen Thränen, die manche stehende Eiszacke der Empfindung wegschmelzen, nur die Eifersucht

hat sie nicht, und das trockene, verkohlte Auge zeigt den dürrn Grund eines ausgebrannten Kraters. Jeder Schmerz hat seinen Schlummer, der ihn in Vergessenheit wiegt, nur der Eifersüchtige wacht immer, und kein schmeichelnder Traum gibt ihm zurück, was ihm der Tag genommen.

Findet ein leises körperliches Mißbehagen seinen Arzt, und schon die üble Laune eines Freundes ihren Tröster, warum bleibt allein das furchtbarste aller Uebel ohne Hilfe und Beschwichtigung? Warum findet der Eifersüchtige weder Arznei noch Theilnahme? Weil die Nähe eines Eifersüchtigen drohend und verderblich ist; wo er weilt, da haufen Schlangen unter den Rosen der geselligen Freude. Der liebende Mann hat sein ganzes Dasein auf das Herz eines Weibes gestützt; wankt und bricht nun diese Säule unter ihm, dann stürzt er in den leeren Raum, und je bedeutender er ist, je mehr Tugenden er besitzt, je gewichtiger ist sein Fall, und je gefährlicher wird er Jedem, dem er in seinem Sturze begegnet. Darum flieht man ihn, wie man der verderbenschwangeren Bombe ausweicht. Jede andere Schwäche, jedes Laster, ja eine schlechte Handlung verzeiht man dem Manne, weil diese nur ein Glied seines Wesens verderben, und die Freundschaft, oder die Achtung, in seinen übriggebliebenen gesunden Theilen Ersatz für die Ertrankten finden; wer aber an der Eifersucht krank liegt, dessen ganze Natur ist zerrüttet, und gleich einem durchaus verdorbenen Säubner, kann er auch nicht den kleinsten Theil der gerechten Forderungen der Welt befriedigen. Wie kann Der liebevolle Nachsicht fordern, der selbst Liebe für Keinen hegt, weil er die ganze Summe seines Herzens einem einzigen Wesen hingegeben hat? Seine Seele ist eine Wasservölste; vergebens schickt die Barmherzigkeit ihre Taube aus, sie bringt kein Delblatt zurück, das die Rettung von irgend etwas Festem, Lebendigem bezeugt.

Eifersucht ist der einzige verlorne Schmerz, die alleinigen Wehen in der ganzen Natur, welchen nie eine Geburt nachfolgt. Krankheiten stärken den Körper, Armuth macht thätig und reich, Thorheit macht weise, Ungewitter befruchten, was der Blitz zerstört, wird gut bezahlt, am Fuße flammenspeiender Berge blühen üppige Länder. Und gibt es Uebel, die kein Gut begleitet, so sehen wir in der Erinnerung jeder überstandenen Noth eine ähnliche Schwester der Freude. Aber die Eifersucht ist eine Wolke ohne Himmel, hinter ihr ist das schreckliche Nichts. Sie macht nicht stark, nicht weise, sie bessert, sie reinigt nicht, sie erwirbt nicht fremde Liebe, sie befreit nicht von der eignen und endet sie, so endet die Liebe mit ihr, und das Herz gewinnt nur die Ruhe des Grabes. Die Rückerinnerung dieser Qual wie traurig ist sie! Der Leidende fühlt sich wie nach einem Schiffsbruch auf dürrn Meeresstrand geworfen; das Leben ist gerettet,

aber das Fahrzeug, das alle seine Güter trug, haben die Wellen verschlungen, und als nackter Bettler wandert er durch die Welt.

Warum ist das zarte, innig führende Weib, das einem Manne diesen furchtbaren Schmerz einflößt, so empfindungslos dagegen? Das Weib bildet den Horizont der Menschen, an dem Himmel und Erde zusammentreffen. Engel und Teufel betragen sich in ihm, wie sonst nirgends. Die sanfteste, edelmüthigste Frau besitzt von der Hölle wenigstens ein volles Kohlenbecken, und es ist keine so ruchlos, die nicht einen kleinen Winkel des Paradieses in ihrem Herzen trüge. Wo ihre höchste Würde, da ist ihre niedrigste Gemeinheit nicht weit davon. Seht ihr ein königliches Weib auf goldenem Throne, so hat es einen Schemel von schlechtem Holze unter seinen Füßen. Man muß sie hassen, damit man sie ja nicht liebe, sie verachten, um sie nicht anzubeten, sie beherrschen, um nicht ihr Sklave zu werden. Die Liebe ist ihre Angel, die sie ernährt und ergötzt. Die großen Fische tödten, mit den kleinen spielen sie. Es gibt nichts Lächerlicheres als ein verliebter Mann; ein Goldfischchen in einer gläsernen Wasserglocke ist ein erhabner Anblick dagegen. Liebe einzulösen ist das unaufhörliche Bestreben der Weiber. Sie wünschen dem Monde ein Herz, um es anzufüllen. Aber gleich Helden suchen sie nur den Kampf und verschmähen die Beute. Nicht das Herz, das sich ihnen ergibt, das widerstehende achten sie. Darum hat der Eifersüchtige kein Mitleid zu erwarten; er ist abgethan. Der Gleichgültige beschäftigt alle ihre Sinne, Kräfte und Wünsche; sie haben keine Thränen für die Wunden, die sie schlugen, aber sie küssen die Hand, die ihnen Wunden schlägt. Man begießt und wartet die Bäume nur, bis der Herbst gekommen, und Eifersucht ist die überreife Frucht der Liebe. Das entlaubte Herz wird gespalten, und die schönen Gärtnerinnen wärmen ihre Winterstuben mit dem Holze. Wollt ihr Liebe erwerben, verbergt die euere; wollt ihr euch gegen Eifersucht schützen, erregt sie. Macht es wie die Wanderer im heißen Afrika. Wenn sie reisenden Thieren begegnen, werfen sie sich zur Erde, halten den Schlag ihres Herzens zurück, die Tiger kommen herbei, belecken den Scheintodten, und gehen ohne ihn zu verletzen vorüber. Liebende Künftlinge! Haltet den Schlag eures Herzens zurück, die Weiber küssen euch dann und zerfleischen euch nicht.

Der Eßkünstler.

Ein artistischer Versuch.

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt, daher ich mich glücklicher schätzen darf, als viele Andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tischgenossenschaft, welche ihren Zweck, gemeinschaftlich zu verschlingen, gar nicht zu beschönigen suchte, drohte Zwietracht: denn sie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt sei, oder ein tiefstünniger Gelehrter, oder ein Narr, oder taubstumm, oder ein langweiliger und trockner Mensch. Allerdings hatte jede dieser Meinungen Gründe für sich. Ich aß wenig, sprach nichts, hörte auf keine Anrede. . . bald war ich düster, bald lachte ich laut auf, . . . ich schnitt mehrere Gesichter, mein Blick war starr auf diesen oder jenen Punkt gerichtet, und nicht selten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unsern artigen jungen Herren, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, sich aus dem Stegreife freisiren, und ihre Locken in eine liebliche Verwirrung bringen. Aber nach einer Woche klärte sich Alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine sehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält sich wie folgt.

Mir gegenüber saß ein Mann, an dessen Rode von unaussprechlicher Farbe eine seltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerksamkeit anzog. Auf drei Quadratschuh Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf — eine Bevölkerung, die zwar, wenn von den Menschen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn sie überträfe selbst die von Malta, die aber, da es sich von Knöpfen handelt, von einer Sparsamkeit ohne Beispiel ist. Ich schloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von so eigenthümlicher Physiognomie ein ausgezeichnete Mensch sein müsse, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchst vortrefflichen Eßkünstler, der mit seinen herrlichen Gaben auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hinter einander in seiner Kunst unentgeltliche öffentliche Vorstellungen gab.

Man wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß die meisten Menschen wie das Vieh essen, ohne klares Bewußtsein, ohne Ueberlegung, ohne Regel und ohne jene Anmuth, welche nur die verschönernde Kunst über die Natur haucht. Was ich nur immer dunkel geahnt hatte, daß das Essen etwas viel Erhabeneres bezwecke, als die Befriedigung eines bloß thierischen Triebes, wurde mir klar durch die Anschauung der Meisterschaft, welche der würdige Künstler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Andere Konzertgeber warten gewöhnlich, bis sich das Orchester gesammelt hat, und das Stimmen zu Ende ist; dann erst treten sie hervor. Unser Künstler aber verschmähte den kleinlichen Kunstgriff, durch Ueberraschung zu wirken. Im Gegentheile, er war eine halbe Stunde früher als die übrigen Gäste im Speisesaal, so daß die Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle, denn sie glaubten, er suche ein Gabelfrühstück. Diese Einsamkeit benutzte er als ein Mann, dem seine Kunst heilig ist, und der sie nicht bloß zum schönsten Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf sein Gedeck einer höchst genauen Musterung; die Teller und das Glas wurden nachgesäubert; er untersuchte das Messer, ob es keine Scharten habe, in welchem Falle er es mit einem andern vertauschte. Am meisten aber war er auf die Elasticität des Stuhles bedacht, wohl erwägend, wie viel auf diesen Resonanzboden des Eßinstruments ankäme. Darauf wußte er sich mit seinen Ellenbogen einen freien Umkreis ab, indem er die Stühle auf beiden Seiten zusammenrückte, so daß man sich später wunderte, wie ein Mann, der für sechs essen mochte, doch nur für zwei Personen saß. War dieses Alles geschehn und es blieb ihm noch Zeit übrig, so präladirte er, indem er sich ein Glas Wein aus den gemeinschaftlichen Beirägen der benachbarten Flaschen sammelte, und dazu ein Milchbrod mit etwas Gurkenalat genoß. So konnte er von seinem sichern Hasen aus mit Ruhe auf den Sturm der heranwogenden Gäste schauen, und durfte sich, während die andern verwirrt ihre Plätze suchten, und hungrig der Suppe entgegen seufzten, der Früchte seiner weisen Vorsicht erfreuen.

Man kann sich nicht genug darüber wundern, wie es so viel tausend Menschen, die seit undenklichen Zeiten täglich in Gasthöfen speisen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche sei, welche die Wirthe aus Spitzbüberei eingeführt haben. Bei nur einiger Aufmerksamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet ist, die Speisen zu halten, als herab und durchfallen zu lassen. Einen so hellsehenden Eßkünstler, wie den unsrigen, konnte die heuchlerische Hilfsleistung der Gabel nicht betören, und er bediente sich ihrer nie, sondern gebrauchte bei allen Speisen den sichern und weitumfassenden Löffel, den er vor den räuberischen Händen der Kellner, die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch sicherte, daß er Exercitien und gymnastische Uebungen mit ihm anstellte, so daß er nicht zu ergaschen war.

Die Völker germanischen Ursprungs leben alle in dem Wahne, als wären die verschiedenen Beieffen, von welchen das Rindfleisch begleitet zu werden pflegt, rothe Rüben, Gurkenalat u. s. w. nur zur Auswahl da: aber unser großer Künstler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beieffen Simultan-Speisen wären, und die

glückliche Anwendung seines Grundfahes zeugte von dessen Wichtigkeit. Meerrettig, geröstete Kartoffeln, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte Bohnen, Gurkensalat, Radieschen, rothe Rüben, Rettigseiben, Senf und Salz, brachte er sämmtlich auf seinen Teller und wußte sie durch eine weise Benützung des Raumes dergestalt im Kreise zu ordnen, daß keines das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthurs Tafelrunde, und war für das Breißen bestimmt, welches er etwa übersehen haben und das noch kommen könnte.

Das Vorurtheil, daß die Künste in monarchischen Staaten größere Aufmunterung fänden, als in republikanischen, hat jenes andere Vorurtheil veranlaßt, daß die meisten Künstler aristokratisch gesinnt wären. Bedarf es noch eines Beweises, daß diese Ansicht falsch sei, so hat ihn unser Eßkünstler gegeben. Seine Neigung für Freiheit und Gleichheit war so heftig, daß ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genießen sah, bei Tische mit Uebergehen der Herren zuerst bedient zu werden, in die größte Wuth versetzte, und er schwachte nicht bloß für die Freiheit gleich den deutschen Liberalen, sondern er kämpfte auch für sie, indem er jeden Kellner, der ihn überspringen wollte, um die Schüssel einer Dame zu reichen, gewaltsam am Armel zurückhielt, und ihn Achtung der Menschenrechte lehrte. Den Kellnern selbst kam diese Freiheitsliebe unseres Künstlers am meisten zu Statten; denn da der Wirth die geringste Nachlässigkeit, welche jene sich gegen die Gäste zu Schulden kommen ließen, streng bestrafte, so arbeitete der Eßkünstler solcher Tyrannei dadurch entgegen, daß er den Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, sie sollten ihn nicht vernachlässigen und an ihn denken.

Gemüse sind die Freunde des Eßpöbels und der Wirth: sie befriedigen das rohe Bedürfnis auf eine wohlfeile Art. Unser Künstler offenbarte seine Geringschätzung gegen dieselben hinlänglich, indem er bei keinem Gemüse lange verweilte, sondern, von einem zum andern eilend, sich unter das Gefolge, die sogenannten Beilagen, mischte, wo er, wie dieses oft der Fall ist, größere Bildung fand als bei der Herrschaft. Einen neuen Haring, der noch sehr schlüchtern war, und dem man die Verlegenheit vor so vielen Gästen zu erscheinen an sah, munterte er auf, und unterhielt sich so zutraulich mit ihm, daß dieser ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freilich murrten die Tischgenossen über diese Vernachlässigung des sogenannten Anstandes, aber unser Künstler lachte dazu und fragte einen österreichischen Grafen, ob nicht der älteste Haring auch einmal neu gewesen? Vorzüge adeln, nicht Jahre — setzte er hinzu.

Tutti aß zwar unser Künstler auch mit, sich von andern Künstlern unterscheidend, die hierin eine lächerlich-vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen; doch wie natürlich, versparte er seine

meiste Kraft auf die Solo's. Wenn er nach einem Halte, in Gedanken, die gewöhnlich eine große Schüssel Aepfelloppott als langathmiger Triller schloß, sich ganz seiner freien Phantasie überlassen durfte, dann wurde auch der kälteste Mensch zur Bewunderung hingeworfen. Wie aber die Zeit, die während des Tellerwechsels und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benützt werden könnte, zeigte unser Eßkünstler zur Beschämung aller Tischgenossen.

Ich weiß nicht, ob es ein passendes Gleichniß ist, wenn ich sage: Wehl Speisen sind die Adagio's der Tischsymphonien; aber passend oder nicht, unser Künstler war hierin unerreicht. Sobald die süße Schüssel auf der Schwelle der Saalthüre erschien, machte er ganz kleine Augen, um seine Sehkraft zu verstärken. Er hatte dieses optische Verfahren nicht aus Hallers Physiologie gelernt, sondern an mehreren europäischen Höfen, wo die Fürsten ihre Augen und Ohren bis auf eine kleine Oeffnung verschließen, oder, was in der Berechnung auf eins herauskommt, wo sie nur wenig Höflinge sehen und anhören, um deutlicher zu vernehmen, was das Volk braucht und wünscht. Er machte also solche Hofaugen. Bis die Schüssel an seine Person kam, sprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während einem Donnerwetter seine Angst zu betäuben. Er lachte mit sichtbarer Anstrengung. Endlich kam sie und seine Brust war frei. Er schnitt sich ein Stück von mittlerer Größe ab, das er, ehe er es aus der Schüssel nahm, einige Male darin herumdrehte, angeblich, es von allen Seiten zu beschauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überschüttete er es völlig, und wenn beim Schöpfen der Sauce noch etwas Solides im Löffel blieb, so war das schwer zu vermeiden.

Freilich fiel ihm dann immer bei, die anwesenden Engländer möchten seine Anhänglichkeit an das Kontinentalsystem übel nehmen, und um diese zu täuschen, goß er so lange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu sehen war. Doch gelang ihm dieses nicht immer, und mehrere Male ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Rosinen über der Flut empor. Während dem Essen der Wehl Speise war er nachdenkend und in sich gekehrt, und man sah ihn nicht selten schmerzhaft lächeln. War das erste Drittel der Puddingportion verzehrt, (denn er theilte seine Speiseportionen von allen Gerichten in drei Theile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu fassen) dann ließ er sich zum zweitenmal die Schüssel reichen, was gerade nichts Besonderes war. Beim dritten Male aber gebrauchte er List, und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bißchen Sauce; hatte er ihn aber herbeigelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum Uebrigen.

Nur deutsche Philister sind im Stande, einen großen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daß große Männer auch immer

gut sind, offenbarte unser Künstler in mehreren schönen Zügen. Nie schlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er sie nicht gewähren, so gab er wenigstens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüssel vor, die er zurückweisen mußte, weil er zu beschäftigt war, sagte er: jetzt nicht, aber später, mein Freund! Ein rührender Zug seines sanften Herzens war folgender. Eines Mittags wurde ihm zwischen dem Braten und dem Dessert noch eine Suppe vorgesetzt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaste verwechselte, der eben erst in den Saal getreten und sich an den Tisch gesetzt hatte. Unser edler Künstler, um dem Kellner die Beschämung und die Vorwürfe des Wirths zu ersparen, hatte die Großmuth, die Suppe zu essen, als wäre sie für ihn bestimmt gewesen. In allen Dingen war er ausgezeichnet. So theilte er die Unart der meisten Gäste nicht, welche die großen Krebse auswählten und die kleinen in der Schüssel liegen ließen — er nahm die kleinen auch. . . . Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Pastete von oben einzudringen, und so gleichsam in ein Haus durch das Dach zu steigen, trogte er muthig. Er machte zweckmäßiger zwei Seitenöffnungen, gegen einander über. Durch die Vorderthüre steckte er den Köffel, und trieb das Wild und Geflügel nach der Hinterthür, wo er es mit Leichtigkeit auffing. . . . Die Geschicklichkeit, mit welcher er einen Rebhühn-kopf trepanirte, hatte ihres Gleichen nicht. . . . Einen Brachtkecht von seltener Größe nahm er ungetheilt vor sich, so daß der Fisch nur mit dem Leibe seinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopfe aber über dem Teller seines rechten, und mit dem Schwanz über den seines linken Nachbarn hinausreichte, welches ein imposanter Anblick war.

Man wird sich wundern zu hören, daß unser Künstler von den verschiedenen Bratenarten nur gewöhnlich viel aß, da allgemein bekannt ist, daß gerade diese Art Speisen bei wahren Kennern in großem Ansehen stehen. Aber der Meister betrat überall eine neue Bahn, und wie er selbst unmachahmlich war, so ahmte er auch niemals Andern nach. Wie gesagt, er aß die Braten als Dilettant, und benutzte die Muße, die er dadurch gewann, um sich auf das Dessert würdig vorzubereiten. Von diesem stellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige System ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie unsers Künstlers in das klarste Licht zu setzen, und man wird erkennen, daß die falsche Ansicht vom Dessert sich so viele Jahrhunderte hat behaupten können.

Joseph in Egypten, den meine Leser, wenn auch nicht aus der Bibel, doch gewiß aus Mefküls Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungersnoth bedacht, und ließ, als ein guter Staatsverwalter, Vorrathskammern anlegen.

Ich weiß nicht, ob sich unser Künstler gegen eine Frau Potiphar so streng benommen hätte, als der keusche Joseph, aber in der Nationalökonomie blieb er hinter dem Sohne der Rachel nicht zurück. Auch ihn machte der Ueberfluß bei Tische nicht sorglos, er gedachte der sieben mageren Nachmittagsstunden, und traf seine Maßregeln. Ein glücklicher Umstand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bei, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künstler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 15 für die gute Sache gekämpft, und aus dem glorreichen Freiheitskampfe die wahre Ansicht vom Dom zu Köln, das Heu Heu, und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimat gebracht. Er war es, der den Vorschlag gemacht, der Bundestag solle sich nicht eher versammeln, als bis der Dom zu Köln ausgebaut wäre, um dann darin Platz zu nehmen, und jeder wahre Freund des deutschen Vaterlandes muß bedauern, daß dieser Vorschlag nicht zur Ausführung kam, und daß sich der Bundestag früher versammelte. Er war es, der die Judenverfolgungen in den Gang brachte, um Freiheit und Gleichheit einzuführen, und ihm hat man zu verdanken, daß die Sekte der Puristen sich so allgemein verbreitet hat. Er jagte alle französischen Wörter über den Rhein zurück und selbst das sanfte Dessert konnte seinem Hasse nicht entgehen; er sagte dafür Nachtisch. Nachtisch! Möchte man doch immer der ursprünglichen Bedeutung der Worte nachforschen, dann wäre es leicht, sich über die wahre Beschaffenheit aller Dinge zu verständigen! Was heißt Nachtisch? Nachtisch heißt dasjenige Essen, welches nicht bei Tische, sondern nach Tische verzehrt wird. Unser Künstler war nun nach dem zweiten Pariser Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutschem Manne zu thun oblag, er aß den Nachtisch nach Tische. Um aber die neue Institution um so fester zu begründen, gab er ihr eine historische Basis. Er aß daher gleich den übrigen Gästen sein Dessert noch bei Tische, war dieses aber geschehen, so häufte er seinen Teller zum zweiten Male mit Kuchen und Früchten an, und ließ dieses durch den Kellner auf sein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsstunden zu verspeisen.

Fehler wie Vorzüge, Laster wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrthümer, hängen unter sich zusammen, und ziehen sich nach. Unser Künstler gab einen neuen Beweis hievon. Kaum war ihm über die wahre Bestimmung des Nachtisches ein Licht aufgegangen, so schritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das System aus, und wandte es noch auf andere Verhältnisse des Lebens an. Daß er, sich unterscheidend von den übrigen Gästen, seine Serviette unter das Kinn fest band, konnte mich nicht überraschen, denn von einem solchen Manne ließ sich nicht anders erwarten, als daß er die alte Sitte, Weste und Beinkleider zu schonen, beibehalten

werde. Daß er aber genannte Serviette, die während dem Gedränge des Essens herabfiel, zur Zeit, wenn das Dessert kam, und die andern Gäste ihre Serviette zulegten, von neuem unter das Kinn befestigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter steckt was — und es fiel wirklich etwas dahinter, wie sich zeigen wird. Er spielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, so oft es ihm seine Geschäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog sie aber häufig hervor, und zeigte, daß sie hohl war. Hierdurch gewöhnte er die Zuschauer an diesen Anblick, so daß sie zuletzt gar nicht mehr darauf sahen. Kam nun das Dessert, dann nahm er ein großes Stück Brod vor sich, wovon er aber nur wenige Brosamen zu der Torte aß. Er ließ das Brodstück auf dem Tischtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupstuch aus der Tasche, und bediente sich dessen mit vielem Geräusche. Er ahnte hierin glücklich den Taschenspielern nach, die, wenn sie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuschauer zu beschäftigen suchen. Ich paßte auf. Huch hatte er die rechte Hand mit dem Brode hinter der Serviette, und von da brachte er es unbemerkt in die Tasche, worauf er dann das Schnupstuch wieder einsteckte. Auf dieselbe Art practicirte er einige Birnen in die Tasche; jedoch hat man dieses letztere Stück schon von Pinetti gesehen. So wendete unser Künstler die Theorie des Nachtsches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menschliche Natur ist nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen und auch unser Künstler war nicht frei davon. Ich hatte gestern in einem Anfälle von übler Laune in mein Tagebuch geschrieben: „und sei eine Frau noch so kluge Wirthschafterin, sie versteht nur die Küche; der Kellner ist — um mich artig und architektonisch auszudrücken — unter ihrem Verstande.“ Diese Bemerkung galt der Frau von Staël; aber treffender hätte ich sie auf unsern Eßkünstler anwenden können. Vom Wein hatte er gar keine Kenntnisse, und er trank nur wenige Gläser. Doch hielt er für diese einzige Schwäche durch seine Herzensgüte wieder schadlos, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht schmecke, was den Wirth hätte kränken können, den übriggelassenen zugleich mit dem Dessert auf sein Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrscheinlich heimlich ausschüttete.

Napoleon sagte nach seinem Rückzuge aus Rußland: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.“ Die Kellner, welche unsern Eßkünstler bedienten, machten diesen Schritt, und fanden dessen Kunstansichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieser ihrer Unwissenheit zu bedauern, sondern noch mehr darum, daß sie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigste Mitleid nicht sehen, wie diese armen Menschen

sich quälen mußten, um die Konvulsionen ihres Gesichtes zu verbergen, und denjenigen Anstand zu beobachten, den jeder Gast von einem loyalen Kellner fordern kann.

Ueber das Schmolten der Weiber.

Meine ehemalige Braut nannte ich, wie es bei allen kultivirten Völkern Sitte ist, einen Engel; meine jetzige Frau nenne ich, wenn ich böse auf sie bin, einen gefallenen Engel, ist das Eheretter aber heiter, einen gestuhten. „Warum gestuhter?“ fragte mich Wilhelmine, als ich mich zum Erstenmale dieses Ausdrucks bediente. Ich ward verlegen, denn ich hatte mich noch nicht zu verstellen gelernt, ich wußte noch nicht, wie gut in der Ehe oft das Lügen sei, und wie ohne diesen Lichtschirm der Wahrheit rothe Augen noch häufiger wären. „Theure Wilhelmine!“ sagte ich, indem ich ihr ein Stückchen Zucker, den sie sehr liebt, in den Purpurmund steckte — „liebes Vögelchen, müßte ich nicht zittern für mein Glück, wenn deine Engelsflügel nicht etwas gestuht wären? Müßte ich nicht fürchten, du entflattertest . . . und flögest den Himmel hinauf, wo deine Heimat ist?“ wollte ich höchst poetischer Weise hinzusetzen. Aber meine gute Frau ließ mich nicht ausreden. „Du fürchtest also, ich könnte dir untreu werden?“ fragte sie, wartete aber auf keine Antwort, sondern nahm ihr Gesicht zusammen, verschloß den Mund und schmolte. Vergebens war mein Flehen, mein Drohen, mein Reden, mein Schweigen sogar, sie schmolte fort. Ich ging mit starren Schritten das Zimmer auf und ab; in Engels Mimik ist keine Bewegung geschildert, die ich nicht mit der größten Naturtreue darstellte: Liebe, Haß, Zorn, Wuth, Verzweiflung; aber meine gute Wilhelmine sprach kein Wort. Bei dieser Gelegenheit lernte ich das berühmte Schmolten der Weiber kennen, und seitdem verlernte ich es nicht mehr. Es war der dreißigste Tag nach meiner Hochzeit, da mein Glück in den Wendepunkt des Krebses trat. Anfanglich hatte meine theure Wilhelmine nur einen Schmolstuhl, dann nahm sie einen Schmolzwinkel ein, später verschloß sie sich in ein Schmolzkammerchen, bis sie es endlich durch Uebung dahin gebracht, im ganzen Hause zu schmolten.

Ich habe mich in der theoretischen wie in der praktischen Philosophie etwas umgesehen, Metaphysik, Logik, Anthropologie, empirische Psychologie sind mir nicht ganz fremd; aber mit der Theorie des weiblichen Schmolzens konnte ich bis jetzt noch nicht in's Kleine kom-

men. Doch will ich die wenigen unstreitigen Grundsätze, die ich mir aus meinen Erfahrungen abgezogen, gern mittheilen; sie sind in der gegenwärtigen Lage von Europa vielleicht nicht ohne Nutzen. Staatspapier-Händler, oder Staats-Papierhändler (ich weiß nicht, welche Schreibart die richtigere ist) fragen sich und Andere jetzt oft: welchen Ausgang wird der Krieg gegen Spanien haben? O beneidenswerthe Unwissenheit! Nur wer nicht verheiratet ist, kann zweifeln, jeder Ehemann aber weiß es bestimmt, daß die Franzosen verlieren werden. Das Schmollen der Weiber ist nichts als ein Guerillakrieg, den sie gegen die concentrirte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem sie immer siegen. Was nützt euch eure schwere Artillerie, wenn Mücke nach Mücke die Hände, welche die Luntten anlegen, stechen und verwirren? Was helfen euch dreimal hunderttausend gut bewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten sie mit dem Bösen ein Bündniß geschlossen, sind gründfest, es dringt keiner durch. Ihre gefährliche Waffe ist der Mund, sie mögen ihn zum Reden oder zum Schweigen gebrauchen. Reden sie, und ihr habt viel Verstand und Geduld, dann könnt ihr sie zuweilen zum Schweigen bringen; schweigen sie aber (welches in der häuslichen Kriegskunst Schmollen heißt), ist alle Mühe vergebens, sie zum Reden zu bringen, ihr müßt euch zurückziehen, und schließt um jede Bedingung einen pyrenäischen Frieden.

Der zürnende Mann ragt wenigstens mit dem Kopfe über die Wolken seines Hornes hinaus, das eheliche Gewitter gröllet nur unter seinen Füßen; die Frau aber steht mit dem Kopfe unter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finsternes Gesicht. Wenn ich mit meiner guten Wilhelmine zankte, weiß ich, daß ich in einer Viertelstunde wieder versöhnt sein werde; mein schmollender Engel aber hat gar keine Vorstellung davon, daß sie mir je wieder gut werden könnte. Ein komisches Mißverständnis trägt gewöhnlich dazu bei, sie noch mehr aufzubringen. Ich pflege nämlich meine theure Gattin Wilhelmine zu nennen; aber so oft sie zankt, rufe ich sie Minchen. Dieses Wort macht sie nur unversöhnlicher, denn sie wähnt, ich bediene mich der lieblosen Verkleinerung nur aus Spott, und die gute Seele wird aus dem Morgenblatte erfahren, daß ich sie, wenn sie schmollt, nur darum Minchen nenne, weil sie mir dann als ein kleiner Minna vorkommt — so geschieht weiß sie den Guerillakrieg zu führen.

Ich habe meiner lieben Frau schon oft vorgeschlagen, ich wolle mich auf ihr Schmollen monatlich abonniren, indem ich ihr immer auf dreißig Tage voraus Recht gäbe, und dabei meinte ich, würden wir uns besser stehen; aber sie wollte von einem solchen Vertrage nichts hören. So habe ich denn viele trübe Schmolltage in meinem Hauskalender einzutragen, und beim Schlusse des Jahres fällt die

meteorologische Bilanz nicht immer zu meinem Vortheil aus. Was aber meinem Kalender ein noch seltsameres und trauriges Ansehen gibt, ist, daß ich zwar Tag und Stunde bezeichnen kann, wo meine Wilhelmine zu schmollen angefangen, aber weder Stunde noch Tag, wo sie zu schmollen aufgehört. Sie vergrollt so leise und allmählig, daß nicht zu bestimmen ist, wenn der letzte Laut ihrer Unzufriedenheit verschallte, und plötzlich befinde ich mich mitten in meinem gewohnten Glücke, ohne zu wissen, wie ich hinein gekommen. Sie hat mir einmal anvertraut, daß es alle Weiber so machten, die, wenn sie ihr stillstehendes Herz wieder aufziehen, alle ganze, halbe und Viertelstunden, über welche der Zeiger rücke, schlagen ließen, bis der Zeiger auf der Stunde der Liebe stünde. Sie müßten das so machen, um die Uhr ihrer Seele nicht zu verderben.

Wenn mich meine gute Wilhelmine aus dem Paradiese, das sie mir selbst geschaffen, auf Stunden und Tage hinaus schmollt, so ist das nur meine eigne Schuld. Ich habe unbefonnen meiner häuslichen Verfassung die Fehler der spanischen gegeben. Meine Frau und ich bilden nur eine Kammer, und so muß denn geschehen, was in solchen Fällen immer geschieht: das demokratische Princip gewinnt die Herrschaft über das aristokratische. Das weibliche Herz ist ein atheniensischer Markt — unter einem herrlichen blauen Himmel, liebliche Blumensträuße, duftende Süßfrüchte, holde Anmuth, Geist, Wiß, Empfindung; aber auch Tücke, Lappen, Wankelmuthigkeit und Undankbarkeit. Wo aber die häusliche Geseßgebung weise in zwei Kammern getrennt ist, wo der Mann das Oberhaus, und die Frau das Unterhaus bildet, da werden, wie ein Baierscher Pair unvergleichlich schön gesungen hat, die Wogen der Demokratie sich an den Felsen der Aristokratie brechen, auf welchen Felsen der Thron gebaut ist und der Frieden!

Briefe aus Paris.

Paris, 30. December 1831.

Ihre Frage wegen der Simonisten möchte ich Ihnen gern klar und genau beantworten; aber ich weiß nicht viel davon. Da ich mich nicht schäme, unwissend hierin zu bleiben, will ich mich auch nicht schämen, meine Unwissenheit zu gestehen. Sie ist um so weniger zu entschuldigen, da mir bekannt, daß der Simonismus eine der wichtigsten Erscheinungen, ja noch mehr ist: der Inbegriff von vielen wichtigen Erscheinungen dieser Zeit. Das schwebte vor mir in der

Luft und genauer untersuchte ich es nicht. Es ist nicht zu ändern. Hier in Paris braucht man nur einen halben Magen; denn der gefällige Kochtopf übernimmt die Hälfte der Verdauung. Hier in Paris braucht man gar kein Herz; denn da alle öffentliche Gedanken in öffentliche Empfindungen übergegangen, ist das Klima davon warm geworden und man braucht die Brust nicht einzubeizen. Aber tausend Beine braucht man hier, um nach allem Merkwürdigen zu gehen, tausend Augen und Ohren, alles Merkwürdige zu sehn und zu hören, und tausend Köpfe, um alles aufzufassen, sich anzueignen und zu verarbeiten.

Was mich bis jetzt von einer nähern Bekanntschaft, nicht mit den Grundsätzen, sondern mit den Lehren der Simonisten, abgehalten, ist die monarchische Verfassung ihrer Kirche. Sie haben einen Papst; vor solchem kneuze ich mich, wie vor dem Satan. Sie haben eine Autorität; die fürchte ich noch mehr, als den Räuber im finstern Walde. Ich lasse mich von keiner Wahrheit gern einschränken; ich trinke, wie der goldgelockte Felix im Wilhelm Meister, am liebsten aus der Flasche. Wenn ein Papst mir sagt: zweimal zwei ist vier — glaube ich es ihm nicht, und habe ich es früher gewußt, fange ich an, daran zu zweifeln. Zwar weiß ich recht gut, daß keine neue Kirche der monarchischen Leitung entbehren kann; das Christenthum blieb schwach, ward verfolgt und geschlagen, so lange es republikanisch war, und wurde erst stark, siegend und erobernd, als es einen höchsten Bischof an seine Spitze stellte. Jedem Staate ist die monarchische Gewalt in seiner Kindheit die Lausbank, in seinem Greisenalter eine Krücke; Freiheit gehört dem Jünglingsalter und den männlichen Jahren. Aber ob ich auch das begreife, verabscheue ich doch die Monarchie für jedes Verhältniß und für jede Zeit. Ein junger Staat soll lieber auf allen Bieren kriechen und etwas später gehen lernen, soll lieber, sobald er das Greisenalter erreicht, sich freiwillig den Tod geben, als gemächliche und schnellere Entwicklung seiner Glieder, als einige Jahre Frist jämmerlichen Daseins mit der Freiheit bezahlen. Wie einem die Regierung oft alle bürgerliche Gesellschaft, das System die schönste Philosophie verleiden kann; so verleidet einem die Kirche jeden Glauben. Muß ich selig sein im Paradiese, dann will ich lieber in der Hölle leiden. Es liegt gar nicht so viel daran, daß eine neue Wahrheit sich schnell und weit umher verbreite; sie wird leicht an Würde verlieren, was sie an Macht, im Werthe verlieren, was sie im Preise gewinnt.

Sie fragen mich: ob die Simonisten etwa das reine Christenthum herzustellen suchen? Ich glaube es. Aber was heißt rein es Christenthum? Es gibt nur eine reine Quelle des wahren Glaubens, und aus dieser fließen die mannigfaltigen Ströme der Religionen, die nach und nach den Schlamm der Ufer abspülen, und sich mit M-

lem besudeln, was die schmutzigen Menschen hineingeworfen. Die Simonisten mögen wohl in Frankreich sein, was die Carbonari in Italien sind. Was diese wollen, weiß ich zwar auch nicht klar; doch daß sie einen edlen Zweck haben, daß sie suchen Licht in das dunkle Lügengebäude des Papstthums zu bringen, und die Zwingburgen der Gewalt niederzureißen: das erfahre ich von der unbeschreiblichen Wuth, mit welcher die geistliche und weltliche Macht in Italien den Carbonarismus verfolgt.

Der hier erscheinende Globe ist das Apostelblatt der Simonisten; eine Art hausirrende Bibel, die alle Tage den wahren Glauben frisch und warm in die Häuser bringt. Doch ich kann keine Milch vertragen und lese darum das Blatt nicht. Von den drei stereotypen Lehren, die der Globe als Motto's täglich hinter seinem Titel hat, kann ich nur die erste annehmen; die zweite ist mir zu trivial; die dritte finde ich falsch, und eine vierte, mir die erste, mangelt gänzlich. Erste Grundlehre. Les institutions sociales doivent avoir pour but l'amélioration du sort moral, physique et intellectuel de la classe la plus nombreuse et la plus pauvre. Daß die bürgerliche Gesellschaft nur für die Mehrzahl, nur für die ärmern Klassen zu sorgen habe, diesem Grundsatz kann man dann erst beitreten, nachdem man stillschweigend angenommen, daß die Minderzahl der Geist- und Güterbegabten, daß jene Glücklichen, für welche schon die Natur gesorgt, den Schutz und den Bestand der bürgerlichen Gesetze entbehren können. Dann aber bleibt in jenem Grundsatz die reinste, heiligste und unverletzliche Vorschrift, wie der Sittlichkeit, so der Religion übrig. Weil sie rein ist, wird sie von Allen besudelt; weil sie heilig ist, wird sie verspottet; weil unverleßlich, täglich übertreten. Doch ich mag nicht davon sprechen. Wer nur etwas gelebt hat und nur einen Tag nicht sich allein, der konnte wahrnehmen, wie man überall und zu allen Zeiten das niedere Volk als unmorganisches Produkt betrachtet, als Erde, Steine, Sand, Wasser — von Gott, dem Hofarchitekten der Vornehmen und Reichen, herbeigeschafft, diesen das Leben wohllich und angenehm zu machen. Aber der Tag wird kommen, wo der zum Himmel gestiegene Thranendunst aller der Millionen Unglücklichen als Sündflut niederstürzen, und die Reichen mit allen ihren aufgesparten Gütern bedrohen wird, und dann werden Schrecken und zu späte Reue die hohle Brust der Hartherzigen ausfüllen, und sie werden das Erbarmen, dessen Rufe sie nie gefolgt, selbst anrufen.

Zweite Grundlehre. Tous les privilèges de la naissance, sans exception, seront abolis. Werden hier die alterthümlichen bekannten Privilegien gemeint, wie die des Adels, der Pairs, oder sonst eines bevorrechteten Standes, so ist das eine so entschiedene Wahrheit, ein so fest gegründetes Recht, daß man durch ein schaden-

frohes Erwähnen derselben nicht die Annahme des Widerspruchs herausfordern sollte. Nicht die Vernunft ist auf der Seite der Gleichheit, sondern auf der Seite der Ungleichheit ist der Wahnsinn. Aber der Vernunft ziemt es nicht, dem Wahnsinn entgegen zu treten, ihm den Weg zu versperren; sondern sie soll warten, bis er herbei kommt, bis er losbricht. Dann soll sie ihn besprechen, heilen, und wenn er sich unheilbar zeigt, ihn an die Kette legen und unschädlich machen. Jedes Wort, noch ferner gegen den Adel gesprochen, ist ein Schwertschlag dem Schlachtfelde entzogen; die Zeit des Redens ist vorüber.

Dritte Grundlehre. A chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres. Eine heillose Irrlehre! Die Wahrheit ist ganz auf der entgegengesetzten Seite. Je mehr Verdienst, je weniger Lohn; das ist die Regel der Vernunft. Verdienst ist die reine Vorausbezahlung, welche die Natur solchen Menschen leistet, denen sie vertraut, und der, dem sie geworden, hat keinen weiteren Lohn zu fordern. Bezahlung werde dem Verdienstlosen, der nichts von der Natur geerbt. „Jeder Capacitāt nach ihren Werken,“ ist auch falsch. Was der Mensch ist, bestimmt seinen Werth, und also seinen Preis, nicht das, was er thut. Ist das, was er thut, seiner Natur gemäß, ist es blos Lebensanfertigung, Selbsterhaltungstrieb, und er hat dafür keinen Lohn zu fordern; ist es seiner Natur zuwider, kann es nichts Gutes sein. Diese Irrlehre der Simonisten entspringt aus einer andern, zu welcher sie sich bekennen, von einer Güteergemeinschaft, — eine Lehre der verderblichsten Art, weil sie den Menschen nicht allein in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch in seinen reinmenschlichen Verhältnissen zu Grunde richtet. Freiheit und Gleichheit bestehen darin, daß jeder einzelne Mensch in seiner Lebenssphäre, sei nun dieser Kreis so eng gezogen als man wolle, Despot sein darf; nicht aber darin, daß man alle diese Persönlichkeiten zerstört, und daraus einen allgemeinen Menschenteig knetet, den man Staat, Kirche, Gemeinde, Volk nennt. Wenn die Lebensgüter gemeinschaftlich sind, wenn das Recht sich Alles nehmen darf, was bleibt dann noch dem schönen Vertrauen zu fordern, was der Liebe zu geben übrig? Man wirft den Simonisten vor — ob der Vorwurf gegründet, weiß ich nicht — sie wollten die Ehe aufheben. Es fällt mir schwer, das zu glauben. Manche Religionen, mancher politische Bund, haben im Verlaufe späterer Entartung sittenverderbliche Grundsätze angenommen; aber eine neue Religion, eine neue Gemeinde, wurde nie auf Sittenlosigkeit gegründet. Doch einen andern Grundsatz sprechen die Simonisten deutlich aus: den der Emancipation der Weiber. Wollen sie damit täuschen, oder täuschen sie sich selbst — ich weiß es nicht. Vielleicht heucheln sie diesen Grundsatz, um die Frauen für ihre

Seite zu gewinnen. Ist es ihnen aber Ernst, dann sind sie in einem Wahne befangen, der nur darum nicht verderblich ist, weil er nie zur Wirklichkeit werden kann. Bei einer flüchtigen Betrachtung scheint es zwar Gewinn, wenn das weibliche Geschlecht emancipirt würde, wenn es gleiche sittliche, gleiche politische Rechte mit den Männern erhielte; der Kreis der Menschheit, scheint es, würde dadurch erweitert werden. Aber es ist Täuschung. Selbständigkeit des Weibes würde nicht allein die Bestimmung des weiblichen, sondern auch die des männlichen Geschlechts vereiteln. Nicht das Weib, nicht der Mann allein drücken die menschliche Natur aus; nur Mann und Frau vereinigt bilden den vollkommenen Menschen. Nur in der Ehe, nur im Familienleben wird der Zweck der Menschheit erreicht.

Paris, 4. Januar 1832.

— — — Nicht darauf kommt es an, ob man einem Fürsten für seine ungemeine Gefälligkeit zu regieren einige Millionen mehr oder weniger gibt — man gebe ihm so viel er braucht, so viel er wünscht, daß er zufrieden sei und uns zufrieden lasse; denn die süßlen Launen eines Fürsten sind dem Lande verderblich, und zu allen Zeiten mußte das Volk sein Glück und seine Freiheit erkaufen. Sondern das ist zu bedenken: jeder überflüssige Sold, den ein Volk seinem Fürsten gibt, den dieser nicht für sich und seine Familie verwenden kann, wird dazu gebraucht, einen Hof zu bilden und zu nähren, der als giftiger Nebel sich zwischen Fürst und Volk hinzieht und eine traurige Thronfinsterniß hervorbringt. Vielleicht ist es wahr, was die Fürstengläubigen behaupten: eine Krone sei etwas Himmlisches, eine Art Sonne, die im reinsten Lichte strahle; aber woher wollen wir Bürger das wissen? Man zerstreue den Hofdunst, der jede Krone umgibt, und dann werden wir sehen, was daran ist. Dann ist zu überlegen, daß man ganz falsch rechnet, wenn man blos die Millionen, die man einem Fürsten als Civilliste bewilligt, zählt. Diese Millionen sind nur das Saatkorn, das dreißigfachen Ertrag gibt; diese Civilliste ist nur die Waffe, womit ein Fürst sich Alles erbeutet von seinem Volke, wonach ihm gelüftet. Ludwig XVIII. hatte fünfunddreißig Millionen; aber mit diesen fünfunddreißig Millionen holte er sich tausend andere, womit er sich und seine Kreaturen für den durch die Emigration erlittenen Verlust entschädigte. Hätte er keine fünfunddreißig Millionen gehabt, sondern nicht mehr als er zu seinem Unterhalte bedurfte, hätte er die Kammer nicht bestechen können, und das heillose Gesetz der Emigrantenentschädigung wäre nicht angenommen worden. Louis

Philipp, der Pfasterkönig, hat zwölf Millionen jährlicher Einkünfte aus seinem Privatvermögen, und doch verlangt er eine Civilliste von achtzehn Millionen. Die Einwohner der Stadt Bourgs haben der Kammer eine Bittschrift übersendet, worin sie darauf antragen, man möchte dem Könige nicht mehr als eine halbe Million geben. Doch ist nach meiner Gesinnung eine halbe Million zu viel, ich würde ihm gar nichts geben. Wer die Ehre haben will, ein großes Volk zu regieren, der mag es sich etwas kosten lassen. Frankreich konnte unter sechs Millionen Bürgern einen König wählen; aber König Philipp konnte sich kein Volk wählen; die Völker sind selten.

Paris, 19. Januar 1832.

Lassen Sie die Leute immerhin sprechen von meiner Festigkeit, die nichts nütze, die nur schade; das sind alles Worte ohne Sinn, wären sie auch noch so gut gemeint. Wer nützt? Wer schadet? Die See geht hoch, der Wind ist gut und Gott sitzt am Steuer. Ich armer Schiffsjunge schwankte oben im Mastkorb und rufe: Klippe und Sandbank und feindliche Segel und Land herab. Als wenn ich mit dem Rücken gelehnt stünde an der Mauer der Welt, und nur so vor mir mich zu bewegen brauchte, wie und wohin ich wollte! Ich habe keine Freiheit hinter mir, und darum keine vor mir. Ich treibe, weil ich werde getrieben, ich retze, weil ich werde gereizt. Der Wind ist heftig, der mich schüttelt; ist das meine Festigkeit? Habe ich den Wind gemacht? Kann ich ihn schweigen heißen? Gibt es Menschen ohne Brust, die nicht zu athmen brauchen — gut für sie; aber sie mögen nicht rechten mit mir; ich brauche die Lebensluft der Freiheit, um fortzudauern. Und wenn Sie wieder einmal von einem meiner guten Freunde sagen hören: er dauert mich, er darf es gar nicht wieder wagen, nach Deutschland zu kommen, er würde in jeder Gesellschaft, an jedem öffentlichen Orte beschimpft werden — so mißtrauen Sie dem Herzen oder dem Kopfe dieses guten Freundes. Er ist entweder Einer jener Gossen, welche die Verleumdungen der Polizei weiter schwemmen, oder ist ein matscher Schwamm, der jedes, worin man ihn getaucht, gedankenlos aufnimmt und es bei der Berührung behaglich wieder abtröpfelt. Wir haben das gleich vom Anfange bemerkt und verstanden, wie Jene, die ich in das Herz getroffen, das Volk gegen mich aufzuwiegeln suchen. Alle Hunde, die ihren Hof bewachen, haben sie von der Kette losgelassen; alle hungrigen Zeitungsschreiber mußten ein Geschrei erheben, ehe man ihnen die Schüssel füllte, und dieses Geschrei und dieses Geschrei sollen das Konzert der öffentlichen Mei-

nung bilden! Seien Sie nur ruhig, wie ich es auch bin; ich bin ganz der Mann, solche Gaullerkünste zu vereiteln. Die Aristokraten möchten den Streit aus ihrem Gebiete entfernen, denn sie wissen recht gut, daß er sie gilt und nicht das Volk; aber wir kennen das und spotten ihrer vergeblichen List. Das Vaterland herabwürdigen! Deutsches Volk beschimpfen! Hätte ich wirklich gethan, was sie durch ihre Ausrufer mich beschuldigen lassen — die Hände küßten sie mir dafür! Vaterland, Volk, Ehre, Schande, das sind den Aristokraten nur mythologische Geschöpfe, und sie hätten mich glücklichen Jäger bewundert, dem solche Fabelthiere einmal wirklich in den Schuß gekommen, und der sie getroffen und dann abgethan. Ihr Vaterland ist der Hof; ihre Ehre ist in der Unterwürfigkeit des Volks; ihre Schande in dessen Freiheit, und das Volk ist nichts, ein Stuhl, ein Tisch, ein Ofen, das man weder schänden noch ehren kann. Vor solchen Menschen soll ich mich fürchten? Sie, ohne Herz und ohne Gott, was vermögen sie mir gegenüber, der ich liebe und glaube? Mit einem einzigen Worte durchbreche ich den Nebel ihrer Verleumdungen; mit einer einzigen Zeile zünde ich ihre Lügenbände an, und verbrenne sie zu Asche. Ich erwarte sie, wenn ich nach Deutschland komme.

Gestern las ich wieder in hiesigen Blättern von Mauthzerstörungen im Hessischen, ich weiß aber nicht, ob das die alten oder neuen Geschichten sind. Indessen wahrscheinlich das Erstere, da Sie mir in Ihren letzten Briefen von keinen spätern Vorfällen schreiben. Das sind recht traurige Verhältnisse, und am traurigsten ist, daß sich die Regierungen nicht zu helfen wissen. Immer Gewalt, immer Blutvergießen! Warum suchen sie das Volk über die wahre Beschaffenheit der Mauth, ihre Nothwendigkeit und Nützlichkeit nicht aufzuklären? Warum suchen sie es nicht durch Sanftmuth zu beruhigen, durch Ueberredung zu gewinnen? Warum tragen sie den Geistlichen nicht auf, von der Kanzel herab ihre Gemeinden im Zollwesen zu unterrichten? Wäre ich Pfarrer von Feschenheim, Bergen oder Bockenheim, hätte ich am ersten Sonntage nach dem monarchischen Gemehel an der Mainkur ungefähr folgende Predigt gehalten, und dadurch gewiß zur Erhaltung der Ruhe mehr beigetragen, als zehn Schwadronen Husaren im Stande sind.

Liebe Gemeinde!

„Am Freitag wart Ihr wieder rechte Esel gewesen, und habt Euch todtschießen lassen. Wißt Ihr warum? Ich will die ganze Woche keinen Tropfen Wein trinken, wenn Ihr es wißt. Dummköpfe seid Ihr und Schwerenöther! Ihr jammert über die Mauth, Ihr wollt keine Mauth bezahlen! Wißt Ihr denn, was die Mauth

ist heut zu Tage? Wißt Ihr, was sie sonst gewesen? Begreift Ihr denn gar nicht, wie viel besser Ihr es jetzt habt, als in frühern Zeiten? Nun, so gebt Acht; ich will Euch eine Laterne in den Kopf hängen.

Viele von Euch sind doch schon einmal den Rhein hinabgefahren; der Hans dort, das weiß ich, ist oft als Floßknecht nach Holland gekommen, ehe er sich eine Frau genommen — ein kruzbraves Weib, sie hat mir gestern eine fette Gans geschickt. Und wer von Euch nicht am Rhein war, der ist doch einmal in Königstein gewesen und am Falkenstein vorbeigekommen. Nun, das ist Alle eins. Oben auf den Bergen an beiden Seiten des Rheins, da sehet Ihr viele verfallene alte Schlösser, die man Burgen nennt. Sie waren aber nicht immer so öde und verfallen, wie sie jetzt sind. Ehemals waren es prächtige Schlösser, worin die Ritter wohnten, und es ging lustig da her. Liebe Kinder! Die Ritter, das waren prächtige Leute! An denen hatte doch der liebe Herrgott noch seine Freude. Wenn sie sich recht wild herumtummelten in ihres Vaters Garten, und er lag am Sonnenfenster und sah zu, wie sie spielten, lachte er und sagte: „Jugend hat keine Tugend, das will sich austoben; aber es ist mein Herz und mein Blut.“ Wenn aber der liebe Herrgott uns jämmerliche Wichte sieht, seine jüngsten Kinder, die den ganzen Tag hinter den Büchern hocken und heulen, wenn sie der gestrenge Herr Schulmeister mit seinem Lineal anrührt, dann schämt er sich, unser Vater zu sein, schlägt das Fenster zu und brummt: „Ja, ja, ich bin alt geworden!“ So ein Ritter war kerngesund, stark wie ein Stier, und wenn er sein Kreuz gegen den Teufel geschlagen hatte, fürchtete er sich vor nichts mehr in der Welt. So ein Kerl hat Euch den Tag zehn Pfund Roth- und Schwarzwildpret gegessen, sechs Pfund Hammelfleisch, ein schön Stück Schinken, einen großen Rosinentuchen, aber wenig Brod. Dazu hat er getrunken zwei Eimer Bacharach oder Rüdesheimer, und Abends vor dem Schlafengehen ein paar Maß warmen Gewürzwein. Ich sage Euch Kinder, es ist nichts gesünder als warmer Wein mit Zucker, Nellen und Zimmt angemacht. Gestern hatte ich einen starken Schnupfen, und ich legte mich früh zu Bette. Wie ich nun das Licht auslöschten wollte, wer kommt herein? Meine Haushälterin. Sie hatte mir kein Wort davon gesagt, war in die Küche gegangen und hatte mir eine Kumppe Glühwein gemacht. Den setzt sie vor mein Bett und sagt: „Herr Pastor, das wird euch gut thun.“ Ich habe den Glühwein getrunken, habe tüchtig geschwitzt, und heute Morgen war der Schnupfen weg. Merkt Ihr noch was davon? Seht Ihr, solch ein lustig Leben haben die alten Ritter geführt: gut gegessen, gut getrunken und gut geschlafen. Und die übrige Zeit haben sie gesagt und sich untereinander herumgebalgt. Das war

aber kein Kriegsführen wie heute, es war ein wahrer Spaß. Man schlug sich einander auf Helm und Schild, und war Einer tüchtig getroffen, so ging er zum Schmied und den andern Tag war Alles wieder gut. Das hundsöfftliche Pulver war noch nicht erfunden.

Nun hört weiter. Die Ritter hatten zwar große Schlösser, schöne Pferde, viele Jagdhunde und Knechte; aber sie hatten kein Geld. Woher wollten sie Geld haben? Sie arbeiteten niemals und verdienten also nichts. Aber alle Menschen sind Gottes Kinder, und wenn es einen Menschen gibt, der nichts arbeitet, ist es Christenpflicht, daß der Andere, welcher arbeitet, ihn ernährt. Die frommen Ritter, welche Gottes Gebot kannten und ehrten, richteten sich auch darnach, und so oft sie Geld brauchten, nahmen sie es von den Arbeitsleuten, die welches hatten; und das machten sie so. Auf die hohen Thürme ihrer Burgen stellten sie einen armen Knecht mit einem Horn, der mußte Tag und Nacht Licht geben, und umher schauen, und sobald ein Schiff mit Waaren den Rhein hinauffuhr, oder ein Wagen auf der Chaussee kam, um ihre Ladung auf die frankfurter Messe zu bringen, stieß der Knecht in's Horn. Die Ritter, die das Zeichen verstanden, sprangen darauf vom Tische oder aus dem Bette auf, ergriffen ihr Schwert und eilten die Burg hinab. Schiff und Wagen wurde angehalten, Schiffer, Fuhrleute und Kaufherrn wacker durchgebläut, Kisten und Kisten aufgeschlagen, und Alles herausgenommen. Darauf sagten die Ritter: „Viel Glück zur frankfurter Messe, ihr Herren!“ und lehten mit ihrem Range jubelnd zur Burg zurück. Und weil sie auf diese Art ihr Brod verdienten, nannte man sie Raubritter. Die Waaren verkauften sie dann um einen Spottpreis an Juden und so hatten sie Geld. Die Juden verkauften den geplünderten Kaufleuten ihre eigenen Waaren wieder und darauf zogen sie zur frankfurter Messe, und Alles war gut. So ist die Mauth entstanden, und was damals die Raubritter waren, das sind heute die Zöllner.

Jetzt gebt weiter Acht. Die Kaufherrn überlegten endlich bei sich: Wäre es nicht gescheidter, wir gäben den Rittern lieber gleich so viel baar Geld, als sie für unsere Waaren von den Juden bekommen? Diese Spitzbuben lassen sich von uns zweimal so viel bezahlen, als sie selbst bezahlt. So wäre die Hälfte Profit und die Prügel wären auch gespart. Sie schickten also dem Ritter Kunz eine Deputation, die trug ihm vor: „Herr Ritter, Ihr seid ein ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zu leid gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Ruprecht, ist ein Spitzbube und ein Räuber, der, so oft wir vorbeikommen, uns mißhandelt und beraubt. Wir kommen also, Euch einen Vorschlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor der

Burg Gures bösen Nachbarn vorüber, beschützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euern guten Willen geben wir Euch jedesmal hundert Goldgulden.“ Ritter Rinz erwiderte: „Ihr seid kluge Leute und ich will es bedenken, heute Abend gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus: Habt Ihr nicht vielleicht ein Fäßchen Bacharach auf Euerm Schiff?“ Die Kaufherrn holten das Fäßchen, gingen darauf zum Ritter Ruprecht und sagten ihm: „Herr Ritter, Ihr seid ein ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zu Leid gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Rinz, ist ein Spitzbube und ein Räuber, der, so oft wir vorbeikommen, uns mißhandelt und beraubt. Wir kommen also, Euch einen Vorschlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor der Burg Gures bösen Nachbarn vorüber, beschützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euern guten Willen geben wir Euch jedesmal hundert Goldgulden.“ Ritter Ruprecht erwiderte: „Ihr seid kluge Leute und ich will es bedenken; morgen Mittag gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus, habt Ihr nicht vielleicht einige gute Schinken auf Euerm Wagen?“ Die Kaufherrn holten die Schinken und gingen darauf zum Ritter Eberstein, und so gingen sie von einem Ritter zum andern, von Rüdesheim bis nach Bonn und sprachen mit allen auf die nämliche Weise. Und wie Abends viele Ritter zum Ritter Rinz zum Schmausen kamen, und jeder seinem Nachbarn erzählte, wie die Kaufherrn ihn in's Gesicht einen ehrlichen Mann gescholten, und seinen Nachbarn als Spitzbuben gelobt, lachten sie Alle ganz unbändig und reckten bis der Morgen graute. Die Handelsleute hatten es aber jetzt viel besser als früher.

So währte das einige Jahrhunderte lang. Endlich merkten die Kaiser, Könige, Herzöge, Fürsten, Landgrafen, die Vorfahren unserer gnädigsten Landesherren, daß sie lang dumm gewesen. Sie dachten: „Ei, die Ritter verdienen ein schön Stück Geld an den Bürgerz- und Landleuten, sind wir nicht rechte Narren, daß wir es nicht selbst verdienen? Wer ist Herr im Lande, wir oder die Ritter? Das muß anders werden.“ Sie sagten also den Kaufleuten: „Ihr untersteht Euch nicht mehr, Euch von den Rittern loszukaufen; das Geld, das Ihr ihnen gegeben, gebt Ihr künftig uns selbst, und dagegen beschützen wir Euch gegen jede Gewalt.“ Die Kaufleute mußten das zufrieden sein, und den Rittern wurde von den Landesherren unterfagt, sie zu beunruhigen. Diese ließen sich aber nicht wehren, und wenn die Kaufleute vorüber kamen und nicht bezahlten, wurden sie wie früher geblüdet und todtgeschlagen. Sie mußten also, wollten sie Ruhe haben, die Ritter auch bezahlen. Unsere gnädigsten Landesherren erfuhren dies und dachten bei sich: „Unsere

Kaufleute geben für jede Ladung Waare den Rittern hundert Goldgulden, wäre es nicht klüger, sie geben uns zweihundert Goldgulden und den Rittern gar nichts?“ Sie ließen also die Kaufleute rufen und sagten ihnen: „Ihr gebt uns künftig zweihundert Goldgulden für jede Fuhr und den Rittern gar nichts; und diesen wollen wir schon das Handwerk legen.“ Auch hielten sie Wort, zerstörten alle Raubburgen, nahmen die Ritter gefangen und führten sie an ihren Hof, wo sie durch gutes Futter bald zahm gemacht wurden. Den Kaufleuten aber gaben sie das Geleit, so oft sie auf die Messe zogen. Als es nun keine Ritter und keine Räubereien mehr gab, und die Kaufherrn keine Furcht mehr hatten, gingen sie zu ihren Landesherren und sagten ihnen: „Wir danken unterthänigst für den bis jetzt geleisteten Schutz; aber wir brauchen ihn nicht mehr, denn die Straßen sind sicher.“ Die Fürsten erwiderten darauf: „Es freut uns, daß Ihr uns nicht mehr braucht, wir brauchen aber Euer Geld, und den Geleit müßt Ihr bezahlen nach wie vor, und das ist jetzt altes Herkommen.“ Nach einiger Zeit bedachten die Fürsten: „Ist es nicht ganz überflüssig, daß wir den Kaufleuten Hufaren zur Begleitung mitgeben, da doch die Wege sicher sind? Die Kosten des Geleits könnten wir ja sparen.“ Sie hoben also das Geleit auf, und ließen sich statt Geleitsgeld Zoll bezahlen. An allen Ein- und Ausgängen des Landes wurden Zöllnhäuser errichtet, und so oft da Waaren vorüberkamen, mußten sie den alten Raub und das alte Geleit abkaufen, welche Abgabe man Zoll nannte. Beklagte sich nun ein benachbarter Fürst, daß man seine Unterthanen drückte, antwortete der diesseitige: „Herr Bruder, macht es mit meinen Unterthanen, wie ich es mit den Euren mache; laßt Euch auch Mauth von ihnen bezahlen; Schafe wollen geschoren sein, sonst gedeihen sie nicht.“

„Jetzt werdet Ihr deutlich einsehen, daß Ihr Ochsen seid, wenn Ihr Euch über die Mauth beklagt. Habt Ihr es nicht ehemals noch viel schlimmer gehabt? Sonst würdet Ihr beraubt und gemißhandelt; jetzt werden Euer Kisten mit Ordnung geöffnet, man nimmt Euch mit Höflichkeit Euer Geld ab, und Ihr bekommt keine Schläge mehr. Zwar werdet Ihr noch jetzt, wie zu den Zeiten der Raubritter, todt gemacht, wenn Ihr die Mauth nicht bezahlen wollt und Euch zur Wehre setzt; Ihr werdet aber nicht mehr wie damals todt gehauen, welches grob war, sondern todt geschossen, welches viel höflicher ist, und gar nicht wehe thut; und da Ihr auf Befehl Eures gnädigen Landesherren todtgeschossen werdet, so ist das noch eine Ehre für Euch. Wenn Ihr aber fragt: Warum nimmt unser gnädigster Landesherr, der doch so reich ist, uns armen Teufeln ihre paar Pfennige weg; warum müssen wir das Pfund Zucker mit dreißig Kreuzer bezahlen, das uns noch vor acht Tagen nur achtzehn

gekostet?" So zeigt Ihr wieder, daß Ihr Ochsenköpfe seid. Behält denn unser gnädigster Landesvater Euer Geld für sich? Ei bewahre! Das braucht er nicht, er hat mehr als genug. Aber mit Euerem Gelde ernährt er die Nachkommen jener Raubritter, die wie ihre Vorfahren nicht arbeiten und nichts erwerben, als Müßiggänger an seinem Hofe leben, und für die Ihr, da sie Euch nicht mehr berauben dürfen, wie billig, sorgen müßt. Und nicht bloß für diese Räuberbrut braucht unser gnädigster Landesfürst Euer Geld, sondern auch seine vielen Soldaten zu bezahlen. Und jetzt seid mir keine Esel und fragt: wozu braucht er so viele Soldaten? Das habt Ihr ja am Freitag selbst gesehen, wozu er sie braucht! Hätte er keine Soldaten gehabt, hätte er ja mit Euch nicht fertig werden können, als Ihr die Mauth gestürmt. Nun sagt Ihr aber vielleicht: aber wäre keine Mauth da, wären wir ruhig geblieben; sind wir ruhig, braucht man keine Soldaten; hat man keine Soldaten, braucht man unser Geld nicht; braucht man unser Geld nicht, ist die Mauth unnöthig. In dem, was Ihr da sagt, ist etwas Verstand, und ich sehe, Ihr seid gar nicht so dumm, wie Ihr aussehet. Aber, liebe Kinder, Ihr müßt noch etwas bedenken. Unser gnädigster Landesvater braucht nicht bloß seine Soldaten gegen Euch, seine Kinder, sondern er braucht sie auch gegen Fremde, gegen den äußern Feind. Fragt Ihr nun: wer ist sein Feind, wer will ihm etwas zu Leide thun? muß ich Euch aufrichtig antworten: es denkt Keiner daran. Aber unser gnädigster Landesherr hat eine große Familie, für die er auch sorgen muß. Alle Kaiser, Könige, Großherzöge, Herzöge und Fürsten sind seine nahen Verwandte, denen er in der Noth beisteht; das ist Christenpflicht. Macht Ihr es nicht auch so? Der Kaiser von Rußland ist sein Bruder, der Kaiser von Oesterreich ist auch sein Bruder, der König von Preußen ist sein Schwager. Nun sehet: der Kaiser Nikolaus will Polen haben, der Kaiser Franz will Italien haben, der König Friedrich Wilhelm weiß selbst nicht, was er haben will; denn er will Alles haben. Nun ist aber das mächtige Frankreich drüben; dort ist der König nicht Herr über Alles, er ist nicht mehr als jeder Andere, er ist nur der erste Bauer im Lande. Das Volk ist dort Alles, und für das Volk geschieht Alles. Nun sagen die Franzosen: alle Völker sind mit uns verwandt, wir sind Alle von einer Familie. Die Polen sind unsere Brüder, die Italiener sind unsere Vettern, die Deutschen sind unsere guten Nachbarn. Und wir wollen nicht leiden, daß ihnen Jemand etwas zu Leide thue, sondern ihnen helfen. Darum leih' unser gnädigster Landesfürst den Kaisern und Königen seine Soldaten, damit sie mit den Franzosen fertig werden, und darum müßt Ihr Mauth bezahlen. Und die Soldaten, die man gegen die Franzosen schickt, das sind Euerer eigenen Söhne und Brüder, und damit sie gern mar-

schiren — denn wer könnte sie zwingen, wenn sie nicht wollten — lügt man ihnen vor, die Franzosen wären Feinde der Deutschen, und wollten unser Land erobern. Glaubt es nicht. Die Franzosen sind Euerer besten Freunde, und wenn sie kommen, kommen sie bloß den Polen und Euch beizustehen, und Ihr müßt sie mit Jubel empfangen und gleich in die Schenke führen. Aber schließt Eure Mädchen ein, bis sie wieder fort sind.

Jetzt habe ich Euch erklärt, was die Mauth ist; nun geht und bessert Euch. Wie wollt Ihr es denn vor Gott und Euerem Gewissen verantworten, wenn Ihr widerspenstig seid gegen Euren gnädigsten Landesherrn, und ihn zwingt, Soldaten gegen Euch zu schicken, die ja Alle Euerer Brüder und Söhne sind, und die, wenn sie Euch erschließen, Vater- und Brudermörder werden? Geht und bezahlt die Mauth. Und wollt Ihr ja einmal wieder kommen und die Mauth zerstören, so seid keine Ochsen, und bleibt weit von den Soldaten stehen, was ihnen Herz macht auf Euch zu schießen, sondern geht ihnen ganz nahe auf den Leib, damit sie Euch erkennen. Bringt Euerer Töchter mit. Die Lise dort wird unter den Jägern gewiß mehr als einen Schatz finden — brauchst nicht roth zu werden, Lise, wir waren Alle einmal jung — und wenn sie nun zu ihnen tritt und sagt: „Aber Peter, aber Hans, seid Ihr denn stockblind? Sehet Ihr denn nicht, daß ich es bin? Haben wir nicht auf der vorigen Kirchweih mit einander getanzt? Peter, da ist ja mein Vater, der dir manchen Apfel von seinem Baume geholt? Hans, da ist ja mein Bruder, dem du erst neulich den Bierkrug an den Kopf geworfen? Lieber Peter, kennst du deine Lise nicht mehr? Willst du nun ein Stück Kommissbrod ein Mörder werden? Bist du nicht selbst ein Bauernkind? Was gehen dich die Fürsten, was geht dich die Mauth an? Komm zu uns, lieber Hans! du sagst nichts? Nun, da steh' ich, schieß' mich armes Mädchen todt, wenn du das Herz hast.“ Aber ich sage Euch, meine geliebten Kinder, Hans und Peter werden nicht das Herz haben zu schießen, sondern das Gewehr wird ihnen aus der Hand fallen, und sie werden anfangen zu weinen. Und alle ihre Kameraden werden das Gewehr wegwerfen, Euch in die Arme stürzen und heiße Thränen vergießen, daß sie so gottlos verblendet gewesen. Dann braucht Ihr keine Mauth mehr zu bezahlen. Jetzt geht nach Hause und bessert Euch. Wer mich nicht verstanden, ist ein Esel. Amen!“

Paris, 25. Januar 1833.

Als ich gestern über den Boulevard St. Antoine, der jetzt Boulevard Beaumarchais heißt, spazieren ging, sah ich mir genau

drei Häuser an, die nicht weit von einander liegen. Ich sah hinein, hinauf und da es alle drei Eshäuser sind, machte ich die Kinde um sie, ganz wie ein Dieb, der kundschaffen will, auf welche beste Art er in der Nacht einsteigen könnte. In diesen Häusern wohnten einst berühmte Menschen. Solche verödete Wohnstätten rühren mich mehr als die Gräber auf dem Kirchhofe. Dort war früher nichts und jetzt lebt da der Tod, es ist eine Art Geburt. Hier aber war früher Alles, und jetzt ist das Leben todt, da ist die wahre Vernichtung. Und welches Leben war in diesen Häusern! Alle Lust und aller Schmerz des Daseins; alle Weisheit und alle Thorheit des Lebens; Reichtum, Armuth, die Freuden der Jugend, die Leiden des Alters, Wit, Geist, Aberglaube, Philosophie, Edelmut, Gaunerei, Freundschaft, Treue und Verrath, aristokratische Verderbniß und demokratische Wuth, zwei Jahrhunderte und beide verrauht, und das ganze Paradies und die ganze Hölle, die zwischen der glücklichen und unglücklichen Liebe liegen. Jetzt wird in allen drei gemeine Krämerei getrieben!

In dem ersten Hause hat Cagliostro gewohnt. Es sieht etwas labyrinthisch und theatralisch aus und ist ganz geeignet zu einem Schauplatz für Geisterbeschwörungen, Goldmacherei, somnambulistischen Spuk und andere Täuschungen. Goethe's aristokratische Verstocktheit und beispiellos enge Hofbeschränkung, wurden mir durch nichts klarer als durch die falsche Ansicht, unter welcher er das Leben des Cagliostro und die Halsbandgeschichte betrachtete. Er sah sie als revolutionäre Erscheinungen, als die ersten Blitze an, mit welchen das Weltgewitter begann. Und sie waren gerade das Gegentheil: das helle Aufblitzen einer verlöschenden Zeit. Cagliostro's Treiben war eine Parodie der monarchischen Taschenspielerkunst. Ganz wie er, zu gleichen Zwecken und mit gleichen Mitteln, haben die Fürsten aller Zeiten, die Völker aller Länder betrogen, so oft wegen unzureichender Macht die List nöthig geworden. Die Halsbandgeschichte war die Sittenverderbniß aller Höfe, nur daß sie hier zum Erstenmale öffentlich geworden. Freilich wenn wahr ist, was nentlich die Montesquieu'schen an der Im und der Saale, die edlen Ritter des Thüringer Waldes, die Großherzoglich Sachsen-Weimar-Eisenach-Moskowitzsche Adelskammer behauptet: Daß Deffentlichkeit der Anfang aller Revolutionen gewesen — dann war die Halsbandgeschichte wohl eine revolutionäre Erscheinung. Aber an wem die Schuld, wenn keine Monarchie die Deffentlichkeit ertragen kann?

Das andere Haus gehörte einst der Ninon de l'Enclos, der schönen Magdalene — ohne Reue — die alle die unendliche Barmherzigkeit Gottes erschöpfen muß, wenn er ihr so viel vergeben will, als sie geliebt hat. Ihre Zeitgenossen wunderten sich, daß sie noch

im höchsten Alter Bewunderer gefunden. Wie würden diese erst erstannen, wenn sie heute lebten, und sähen, daß noch jetzt, nachdem Ninon länger als hundert Jahre todt ist, noch jeder Mann von Geschlecht sie liebt? Es ist ein großer Streit unter den Gelehrten, in welchem Alter Ninon zum letztenmale glücklich gewesen, ob in ihrem siebenzigsten oder in ihrem achtzigsten Jahre. Ich glaube aber weder das eine noch das andere; denn sie war neunzig Jahre alt als sie starb. Ghesterfeld fragte einmal eine Dame von vierundsiebzig Jahren, in welchem Alter die Frauen zu lieben aufhörten? diese erwiderte: Mylord, das weiß ich nicht, Sie müssen eine ältere fragen. Ninons Haus hat drei Seiten, die nach drei verschiedenen Straßen gehen. Vorn nach dem Boulevard ist eine Hofmauer, vielleicht früher eine Gartenmauer, die zwei Pavillons verbindet. Den einen, garstig roth angestrichen, verunziert eine Weinschenke der gemeinsten Art. Zu dem Andern, höher auf einer Terrasse gelegen, der einen Balkon hat, davon herunter zu springen, führt von der Straße aus, eine kleine, holde, anliebelnde Treppe, so eng, daß in dunkler Nacht, ein gehender und ein kommender Liebhaber sich unmöglich hätten ausweichen können. Doch für solche Fälle war gesorgt. Auf der entgegengesetzten Seite nach einer andern Straße, hat das Haus noch eine Thüre. Da ist der Haupteingang, das Thor. Jetzt hängt eine Tafel davor: Appartement à louer. Wie würde Ninon darüber lachen, wenn sie das läse. Ein nicht-möblirtes Appartement, also nur jahrweise zu vermietthen. Sie hat ihr Haus oft genug vermiethet; aber die längste Miethzeit war nicht länger als ein Tag unserer Antipoden. Das Haus hat ungewöhnlich viele Fenster, welche die ganze Höhe der Zimmer einnehmen, und von denen jetzt mehr als die Hälfte vermauert sind. Diese vielen Fenster gehören zu dem Nachruhm der Ninon. Sie heuchelte nicht; in welchem Zimmer, in welchem Winkel sie auch war, es konnte ihr jeder Nachbar in das Herz sehen. Sie war so edel, daß, sobald ein Mann ihre Gunst erhielt, er das Recht, ihr ein Geschenk zu machen, auf immer verlor. Edel und doch gestorben — wie traurig! Aber es sterben auch gewöhnliche Menschen, die nichts haben als das Leben, und das ist noch trauriger.

Das dritte Haus war das von Beaumarchais. Dieses suchte ich eigentlich auf, die andern sah ich nur im Vorübergehen. Ich hatte eine Wallfahrt dahin gelobt, als ich einige Tage vorher, im Theater Français, Figaro's Hochzeit aufzuführen gesehen. Das Haus liegt oder lag vielmehr am Ende des Boulevards und am Eingange der Vorstadt St. Antoine, sehr bezeichnend als Grenze zwischen Monarchie und Republik, wie Beaumarchais selbst eine war. Das Haus, der Garten, einst zu den Merkwürdigkeiten von Paris gehörend, die jeder Fremde zu sehen eilte, sind verschwunden.

Nur die Gartenmauern stehen noch, hoch, mit Tränkenmäulern zum Abflusse des Wassers versehen; es scheint der Garten lag auf einer Terrasse. Auch noch ein Lusthäuschen hat sich erhalten, von launischer Bauart, einen reichen Besitzer verrathend. Ich trat in den geräumigen Hof. Dieser umschließt jetzt ein neues Gebäude zur Salzniederlage bestimmt. Salz — Beaumarchais — es ist ein Erbe, der seiner nicht ganz unwürdig ist. Beaumarchais gehörte zum Salze seiner Zeit. Unser heutiges Leben hat kein Gewürz mehr, es ist wie ein Kinderbrei. Auch ist jetzt die Menschheit ein Kind, das in die Schule geht. Nichts trauriger als eine solche Zeit der Entwicklung und der Lebre, wie die unsere, und die schon ein halbes Jahrhundert dauert. Man ist da immer entweder zu jung oder zu alt. Ist man zu jung, ist man gedankenlos und die Zeit geht einem verloren; ist man zu alt, ist man sorgenvoll und man geht selbst verloren. In der ganzen französischen Geschichte war das achtzehnte Jahrhundert gewiß das glücklichste, für alle genußliebenden Menschen, Philosophen und Müßiggänger. Wer aber von jenen Menschen, beim Ausbruche der Revolution, sich und die Freiheit verstanden, hätte sich unter den Trümmern der Bastille müssen begraben lassen. Auch unter den Ehen, welche die Liebe geschlossen, gibt es Glückliche, wenn auch selten; aber wer die Freiheit geheiratet, nachdem er sie als Jungfrau geliebt, ist immer unglücklich. Natürlich. Die Wehen der Zeit kommen nach den Geburten und man erkaufte die Vater- und Mutterfreuden nicht mit Angst und Schmerzen, sondern man bezahlte sie damit, nachdem man sie schon genossen. Beaumarchais war nicht so glücklich, einen Tag nach der Monarchie zu sterben. Er lebte lange in die Revolution hinein, hörte ihre Versprechungen, erfuhr ihre Täuschungen, dann starb er und sah ihre Erfüllungen nicht mehr.

Es ist merkwürdig, wie aller Geist der Menschen nichts hilft, wenn der Geist der Zeiten sich ändert. In einer Nacht war Beaumarchais ein Dummkopf geworden; in einer Nacht hatte er allen seinen schönen Muth, seine Klugheit, seine Gewandtheit, seine sonst unerschütterliche Festigkeit verloren.

Mit dem Kriege des Lebens hatten sich die Rüstungen des Lebens geändert, und die Revolution fand Beaumarchais wie im Schlafröthe. Wie wäre es erst Voltaire ergangen, der so viel Waffenvortheile als Beaumarchais, sich soviel Wehrloser gefühlt hätte! Sie kennen Beaumarchais als Schriftsteller, aber wissen vielleicht nicht, daß er einer der größten und thätigsten Geschäftsmänner, einer der unternehmendsten Köpfe, einer der feinsten Hossente und gewandtesten Weltleute gewesen, und daß er in allen Verlegenheiten, in allen Gefahren des geselligen und bürgerlichen Lebens, immer den größten Muth und eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart

gezeigt. Sein Abenteuer mit Clavigo in Spanien ist durch Goethe bekannt geworden; aber erst gestern habe ich aus seinen hinterlassenen Briefen erfahren, wie er einst ganz allein in einem Walde bei Nürnberg von Räubern angefallen worden, und, ob zwar schwer verwundet, sich durch seine Unerfrorenheit und Tapferkeit gerettet hatte, nachdem er einen der Räuber niedergestossen, die andern verjagt. Er war zugleich ein Duvrard und ein Voltaire. Durch seine kühnen und glücklichen Handelsunternehmungen ward er einer der reichsten Männer von Frankreich. Im amerikanischen Freiheitskriege machte er den Insurgenten, im Einverständnisse mit der französischen Regierung, große Waffenlieferungen. Da gab es nun, wie immer bei solchen Unternehmungen, Kapereien, Schiffbrüche, verzögerte oder verweigerte Bezahlungen. Beaumarchais, durch seine Gewandtheit, wußte aus allen diesen Verwicklungen sich zu seinem Vortheile zu ziehen. Nun, dieser nämliche Beaumarchais, zeigte sich in der Revolution unerfahren wie ein Kind, feige wie ein deutscher Stubengelehrter. Er unternahm auch für die revolutionäre Regierung, Gewehrlieferungen; verlor aber nicht allein sein Geld, sondern fast auch seinen Kopf darüber. Früher hatte er es mit Ministern einer absoluten Monarchie zu thun. Die Kabinetsthüren solcher Großen schließen und öffnen sich jedem leicht und sanft, der Schlösser und Angel zu ölen versteht. Später hatte es Beaumarchais mit ehrlichen, das heißt mit gefährlichen Leuten zu thun; das wußte er nicht zu unterscheiden und ging zu Grunde darüber.

Man hörte, daß er im Auslande Waffen aufkaufte, und er kam in Verdacht, dieses für Rechnung der Feinde zu thun; das Gerücht verbreitete sich im Volke. In einer Nacht stürmten die Vorstädter, raschglühend, sein Haus. Sie schrien, es wären Waffen darin versteckt. Beaumarchais flüchtete sich in Todesfurcht. Das ganze Haus wurde umgekehrt, die Erde des Gartens wurde tief aufgewühlt; man fand nichts. Besonders die Weiber des heiligen Antonius waren wie rasend. Man hat sie oft die Furien der Revolution genannt; aber nein, sie waren die Rache Furien der Monarchie, sie kamen hinter der Sünde. Die Feinde der Freiheit möchten gern die Strafe für das Verbrechen erscheinen lassen. Die angstzitternden Diener Beaumarchais's waren im Hause zurückgeblieben und konnten später ihrem Herrn von dem Hergange erzählen. In dem reichen und vollen Hause wurde nichts entwendet, auch nicht von dem Werthe eines Pfennigs. Kein Glas Wein wurde angenommen, die Wuthentbrannten löschten ihren Durst mit Wasser. Der zerlumppte Kerkel, der die Rote anführte, erklärte, es würde jeder niedergestochen, der nur etwas anrühre. Eine Frau hatte im Garten eine Kette abgebrochen; sie bekam dreißig Ohrfeigen, und wäre beinahe im Springbrunnen ertränkt worden. Als Beaumarchais den andern

Morgen in sein Haus zurückkehrte, war er erstaunt, alle seine Schätze wiederzufinden. Er war erstaunt — so wenig verstand er die Revolution, er, der doch selbst dreißig Jahre daran gearbeitet! Er starb 1799 in seinem siebenzigsten Jahre, bei ungeschwächter Kraft des Körpers und des Geistes; nur seine Heiterkeit hatte er verloren. Ein Freund, der ihn noch wenige Stunden vor seinem Tode, ohne das geringste Zeichen von Uebelbefinden gesehen, äußerte die Vermuthung, er möchte sich freiwillig das Leben geraubt haben. Beaumarchais sagte ihm beim Scheiden: „Ich bin nicht neugierig mehr“... Und wo sich dieses Alles begab, wo solch eine Welt von Leben lebte, wird jetzt Rochsalz verkauft!

Paris, 4. Februar 1833.

Verangers neue Lieder haben nicht das jugendliche Herz der früheren, in welchen reines Quellblut sprudelte. Wir aber, die den Dichter lieben, lesen sie wieder frisch. So blühen verwelkte Blumen neu auf, wenn man sie in warmes Wasser stellt. Veranger fühlt es selbst, daß er schwächer geworden; aber er sagt: nicht sein Alter allein, sondern auch der Ernst der Zeit, hätte seine Sangesweise schwer und nachdenklich gemacht. Wir aber scheint, daß seine Verachtung nicht mehr ausgereicht für die Verächtlichkeit, sein Spott nicht mehr für die Lächerlichkeit der jetzigen Machthaber und ihres Treibens und daß darum sein sonst so siegesfroher Kampf alle Freudigkeit verloren. Er hat die Gedichte Lucian Bonaparten zugeeignet, der ihn einst in seiner Jugend von der Armuth rettete und ihm wieder forthat. Die Worte der Zueignung sind würdig und rührend. Da sagt er unter andern: „J'ai toujours penché à croire qu'à certaines époques les lettres et les arts ne doivent pas être des simples objets de luxe.“ Das mögen sich unsere deutschen gelehrten Zeug-Fabrikanten und unsere poetischen Goldarbeiter merken, die, in der Schule Goethe's gebildet, ihre Wissenschaft und Kunst und ihr edles Gewerbe herabzuwürdigen glauben, wenn sie je auf etwas Anderes als auf neue Erfindungen für die Lust der Reichen und Vornehmen sinnen, wenn sie je an etwas Andern, als an Kronen und Ordenssternen arbeiten. In der Vorrede sagt Veranger: das wären seine leeren Lieder und er wolle den Rest seines Lebens verwenden, die Denkwürdigkeiten seiner Zeit aufzuschreiben. Diese Drohung braucht uns keine Sorge zu machen; Dichter und Liebende schwören oft falsch.

„Das Glück der Menschheit war der Traum meines Lebens.“ Hätte Veranger nur das nicht gesagt! Das sagen ja eben die Andern auch, die das Glück der Menschheit nicht wollen.

Sie spotten: Ihr träumt, Ihr schwärmt! Nein, es ist kein Traum; aber freilich wenn man schläft, ist Alles Traum. Schlummert nicht, wachet auf! Es gibt jetzt zehntausendmal mehr glückliche Menschen, als es vor vierhundert Jahren gab. Aber gewiß lebten damals auch Dichter und Philosophen, welche von dem Glücke der Menschheit träumten, und gewiß wurden sie von den Weltleuten auch verhöhnt wegen ihrer Schwärmereien. Und doch ist Alles besser geworden, und ohne Zweifel übersteigt die Wohlfahrt der heutigen Welt, weit die Hoffnung jener Gutgesinnten, weit die Furcht jener Schlechtgesinnten. Was hat sich geändert? Hat das Glück der Menschheit sich vermehrt? Nein. Die Summe des Glücks ist immer die nämliche, nur kommt es darauf an, wie sie vertheilt ist. In jenen frühen Jahrhunderten war alles Land und Gut, aller Reichthum und alle Lust des Lebens, waren alle Waffen zur Vertheidigung der Güter des Lebens in alleinigem Besitze der Edelleute und alle Kunst und Wissenschaft und göttliche Erkenntniß waren Eigenthum der Geistlichkeit. Sie hatten Alles, wußten Alles, konnten Alles; das Volk war arm, dumm und wehrlos. Der Frühling kam, der Adel und die Geistlichkeit aufgelöst und da flossen Reichthum und Wissen von selbst auf das Land herab. Vollendet jetzt das Werk, mit eures Geistes, mit eurer Hände Kraft, und wartet nicht auf die Zeit, die langsam zerstört und noch langsamer bildet. Die Zeit ist eine Seidenraupe; wollt ihr Seide spinnen, dürft ihr nicht warten bis sich der Schmetterling entfaltet. Gott gab dem Menschen die Zukunft, daß er sie zur Gegenwart mache; aber wir sind so faul und niederträchtig feige, daß wir die Gegenwart zur Zukunft werden lassen. Die Vergangenheit ist unsere Gegenwart, und wir Narren sind zufrieden, wenn wir altbacken Brod essen. Jeder Fürst eines großen Landes verzehrt das Glück von hunderttausenden seiner Unterthanen, jeder kleine Fürst nach Verhältnis noch mehr. Jede Universität macht das Land zehn Meilen in der Runde dumm. Wenige sollen Alles wissen, damit Alle nichts wissen. Unsere Gelehrten sind die Schatzmeister der Aufklärung. Diese Narren bilden sich ein, sie würden von den Regierungen gut bezahlt, damit sie den Schatz in Ruhe und Frieden genießen. O nein; man stellt sie an, daß sie den Schatz wohl verschlossen halten, damit nichts davon unter das Volk komme. Mit dem allein, was die Göttinger Bibliothek gekostet, könnte man in ganz Deutschland Dorfbibliotheken errichten. Wenn man dreißig Fürsten in zwanzig Millionen Bürger und Bauern, wenn man dreißig Professoren in dreißig tausend Schulmeister zer-schläge — in jedem geheimen Hofrath stecken ihrer tausend — wäre ein ganzes Volk, wohlhabend, gebildet, sittlich und glücklich. Dann würde das Unglück der Menschheit der Traum der Schlechten sein. Wonach ich in diesen Liedern am begierigsten sah, können Sie

sich leicht denken. Nach den Gesinnungen und Aeußerungen Verangers über den Zustand Frankreichs. Mit wahrer Angst suchte ich das auf; denn ich habe seit zwei Jahren oft flüstern hören: nicht aus Mangel an Stoff ließ Veranger seinen Zorn schweigen, sondern aus einem andern Mangel. Ich glaubte das halb und es machte mir Kummer. Ich glaubte es — denn die schöne Zeit ist nicht mehr, wo nur die Verleumdung edle Menschen beschädigen konnte; das thut auch jetzt der Argwohn der Guten, der wie ein Rost das reinste Gold der Tugend verzehrt. Der Wein, welchen die Macht in großen Strömen fließen läßt, die Vernunft und das Herz der Welt zu überschwemmen, daß sie ihr Mitschuldige werde, hat auch viele der Edelsten berauscht und die Regierungen haben es in ihrer geheimen Scheidekunst so weit gebracht, daß sie selbst aus Rosenwasser das stärkste Gift destilliren können. Dank dem Himmel, das fand ich nicht in den Liedern; ich fand aber auch nicht Alles, was ich suchte. Den Stoff, den ihm die Regierung Louis Philipps angeboten, der viel schöner und reicher ist, als der der frühern Zeit, hat Veranger träge bearbeitet. Aber es gibt außer der Bestechung durch Geld, noch eine andere; die durch Worte und Schmeicheleien. Viele von den alten Freunden Verangers theilen jetzt den Gewinnst und die Sünden der Macht. Es kann ihm wohl Einer derselben vorgestellt haben: er möge bedenken, welchen großen Einfluß seine Lieder auf das Volk hätten, und daß sie am meisten die Revolution vorbereitet. Er möge bedenken, in welcher gefährlichen Lage der König den Partheien und dem Lande gegenüber stehe — das bedenken und darum schonen. Vielleicht zeigte man ihm auch in einiger Entfernung ein Endchen von irgend einem Geheimnisse der heiligen Allianz. Da ließ sich der gute Veranger überlisten und versprach zu schweigen. Später sah er wohl ein, daß er getäuscht worden, aber er hatte einmal sein Wort gegeben. So zielen Verangers politischen Lieder, zwar auf die Scheibe, aber nicht mehr wie früher auf das Schwarze.

5. Februar.

Weiber heraus! Herbei mit Stecknadeln, mit Nähnadeln, mit Haarnadeln, mit Stricknadeln, mit scharfen Zungen, mit Fisd-beinen, mit Wirtnäulen, mit Haarflechten! Es gilt eure Ehre; ich führe euch an. Die Darmstädter wollen euch den Zutritt in ihre Kammer verweigern. Sie haben euch gelästert deutsch und französisch. Sie haben gesprochen von Kriovist, von Cäsar, von den Römern, von den Germanen, von Montesquieu, vom Orient, vom Occident, von den spartanischen Frauen, von Goethe, Schiller, von den schätzbaren Winken, welche die philosophischen Schriften

des königlich preussischen Staatsministers Ancillon über diesen Punkt enthalten. Von Himmel und Erden, von Gott und Teufel. Sie haben gesprochen von dem dröhnenden Gekröse der germanischen Weiber und wie Cäsar vier Wochen gebraucht, seine Soldaten an den Graus zu gewöhnen und wie er früher die Schlacht nicht gewagt. Zwar hat eure Sache durch eine kleine Stimmenmehrheit gesiegt; aber das hilft euch nichts. Die Regierung dort wird euch nie in die Kammer lassen, denn sie zittert vor euch. Sie fürchtet: manchem würde euer Lächeln mehr sein als das gnädige Lächeln des Fürsten, euer Händedruck schmeichelnder als das Achselzucken eines Ministers und euer Spott gefährlicher als die Unzufriedenheit des preussischen Gesandten. Darum sammelt euch! In Ordnung! Die häßlichsten im ersten Gliede! Vorwärts! ... Was ist? Ihr zaudert? Habt ihr Furcht? ... Ja so! ... Die schönsten voraus! Marsch! ... Halt! Kehrt wieder um und gehet nach Hause. Es fällt mir eben ein, daß sie Recht haben; es sind schon Weiber genug in allen deutschen Kammern.

Von den Duellen, welche in diesen Tagen zwischen karlistischen und liberalen Journalisten statt gefunden, werden Sie in den Zeitungen gelesen haben. Aber bei euch mag man wohl die Bedeutung dieses Ereignisses nicht ganz fühlen. Es war sehr wichtig, es hat die Regierung aus ihrem süßen Traum geweckt. Man dachte, das Volk wäre todt, weil es nicht mehr brüllte, und da kam mancher Esel, wenn auch zitternd, herangestolpert, um durch einen Fußtritt seine Tapferkeit und seine treue Anhänglichkeit für die doktrinäre Eserei zu beweisen. Da brüllte der Löwe wieder einmal und sie bekamen Angst. Die unverschämte Herausforderung der Legitimisten, die doch so schwach sind wegen ihrer geringen Zahl, wurde so gedeutet: daß diese Partei durch den geheimen Schutz der Regierung sich stark fühle. Hat doch der Minister Broglie in der Kammer erklärt, die Vertreibung Karls X., die ganze Revolution, sei keine Handlung des Rechts gewesen, sondern nichts als eine That der Gewalt, die man achten müsse, weil man müsse. So erkannte die öffentliche Meinung in dem Troße der Carlisten nichts als die Arglist der Regierung, und sie sprach sich so stark aus, daß die Doktrine ihre Fühlhörner erschrocken in ihr Schneckenhaus zurückzog. Carr el, der Redakteur der National, der sich für die liberale Partei hervorge stellt, ist lebensgefährlich verwundet worden. Jetzt ist er außer Gefahr. Wäre er geblieben, hätte er vielleicht ein riesengroßes Grab bekommen. Auch haben der Hof, das Ministerium und die Gesandtschaften, sich öffentlich oder im Stillen, so ängstlich um das Befinden dieses Republikaners erkundigt lassen, als wäre es ein legitimer Prinz. Von den amis des droits de l'homme allein haben sich achttausend gemeldet, um, je zwanzig,

es mit den Carlisten anzufechten. Ein Freund, der gestern auf dem Bureau der Tribune war, erzählte mir, die Zimmer wären alle von gemeinen Arbeitsleuten voll gewesen, die gekommen waren, sich unter die Duellanten einschreiben zu lassen. Ich billige sonst Duelle bei gewöhnlichen Beleidigungen nicht. Die sogenannte Ehre ist nichts als die falsche Münze der Tugend, ein kindisches und nichtswürdiges Ordensbändchen, das sich der Hochmuth der Aristokratie erfunden, damit ihre Verdienstlosigkeit zu schmücken. Aber Duelle aus politischen Gründen preise ich. Man stirbt für die Freiheit so ehrenvoll in einem Zweikampfe und auf dem Schafotte, als auf dem Schlachtfelde.

— So will ich Ihnen denn die Erbschaftsgeschichte der Mars erzählen. Bei dieser Gelegenheit aber muß ich die Künstlerin um Verzeihung bitten; ich habe ihr großes Unrecht gethan. Wie ich gestern in einer Biographie gelesen, ist sie 1778 geboren, also gegenwärtig erst 55 Jahre alt und nicht 60, wie ich neulich, gewiß nicht aus Bosheit, aber aus jugendlichem Leichtsinne behauptet hatte. Es geschah vor vielen Jahren, daß ein alter, reicher Marquis sich in die Mars verliebte. Aber sie erbarmte sich seiner nicht. Er schrieb ihr seidne Liebesbriefe, hoch und weich ausgepolstert mit Bankzetteln; die Edle schickte ihm den Flaum sammt dem Ueberzuge zurück. Kürzlich befreite der Tod den armen Marquis von seinen Liebesleiden. Einmal fuhr er über den Platz Vendome, der Wagen wurde umgeworfen, und der Marquis brach ein Bein. Man eilte herbei, ihm zu helfen und ihn nach Hause zu tragen. Aber er erklärte mit fester Stimme den Umstehenden: hier liege ich und hier bleibe ich liegen und lasse mich nicht anrühren, bis der Wundarzt der Demoiselle Mars kommt und mich in seine Behandlung nimmt. Man schickte zur Mars. Diese, zwar aufgebracht, aber doch betrübt über den alten Narren, fuhr gleich zu ihrem Freunde und Arzt Düpuytrin und bat ihn, die Heilung des Marquis zu übernehmen. Nahe Verwandte hinterließ er nicht. Als seine vermuthlichen Erben das Inventarium machen ließen, und über die vielen schönen Sachen sich sehr freuten, fanden sie unter der reichen Verlassenschaft ein Bild der Mars von Gerard gemalt. Die Erben dachten, die Mars werde dieses ihr Bild wohl gern an sich bringen, und ließen sie das wissen. Sie eilte auch gleich in das Sterbehaus, ihr Bild in Augenschein zu nehmen. Während sie mit den Erben um den Preis des Bildes unterhandelte, kamen aus dem Nebenzimmer die Notare mit einem Testamente heraus, das sie eben erst unvermuthet gefunden und gleich geöffnet hatten, und sagten der Mars: sie möge nur das Bild und Alles behalten, es gehöre Alles ihr, sie wäre Universallegatarin. Die Mars stand mit einem Susammelächeln, die

Erben standen mit Bazilemäulern da. So belohnt der Himmel weibliche Tugend.

Noch eine andere Denkwürdigkeit ereignete sich bei diesem Anlasse. Als die Bücher des Marquis versteigert wurden, kam eine alte Bibel an die Reihe, vielleicht dreißig Sous im Kaufwerthe. Der Auctionator durchblätterte das Buch, ehe er es loszuschlug, um zu sehen, ob es nicht defekt sei, und der Käufer damit betrogen werde. Da fielen Bankzettel, nach und nach fünfzig Stück, heraus, die als Papierstreifen, zur Bezeichnung kräftiger und erbaulicher Stellen, in der Bibel lagen. Denken Sie nur, wäre diese heilige Schrift nicht zufällig untersucht worden und ein armer frommer Teufel hätte sie gekauft für dreißig Sous, und zu Hause fünfundzwanzig, vielleicht fünfzig Tausend Franken darin gefunden — das hätte vielleicht das Christenthum über ganz Paris verbreiten können! *Nutzenwendung:* 1) Man weise alte Marquis zurück; ihr Tod ist einträglicher als ihr Leben. 2) Man kaufe alte Bibeln.

Aphorismen und Fragmente.

Diplomaten sehen mit den Ohren; die Luft ist ihr Element, nicht das Licht. Darum lieben sie Stille und Dunkelheit.

Das Schicksal macht nie einen König matt, ehe es ihm Schach geboten.

Das größte häusliche Unglück, das einem Manne begegnen kann, ist, wenn seine Frau einmal gegen ihn Recht hat, nachdem er es ihr abgestritten. Dieses einzige kleine Recht dient ihr wie ein Fläschchen Rosenöl; damit macht sie zwanzig Jahre alle ihr Geräthe und Gerede wohlriechend.

Eine Geliebte ist Milch, eine Braut Butter, eine Frau Käse.

Reichthum macht das Herz schneller hart, als kochendes Wasser ein Ei.

Ein konstitutioneller Thron ist ein Armseffel, ein absoluter ein Stuhl ohne Lehne. Fürsten sind, ihrer Natur und ihrem hohen Standpunkte nach, dem Schwindel unterworfen, und eine Staatsverfassung sorgt nicht weniger für ihre eigene Sicherheit als für die der Regierten. Hätte Napoleon Frankreich die Verfassung bewilligt, die ihr Ludwig XVIII. gab, er wäre, als ihn der

Schwindel befiel, nicht vom Throne gefallen, er wäre noch heute Kaiser der Franzosen.

Die Freiheit kann reden, denn ihr ist das Wort zugleich Waffe und Beute; die Macht aber ist verloren, sobald sie anfängt, sich zu rechtfertigen.

Zu gewissen Handlungen reicht nicht hin, kein Herz, man muß auch keinen Kopf haben. Es ist nicht Jeder dumm, der will. Gibt es eine Eigenschaft der menschlichen Natur, die man nicht erwerben kann, die angeboren sein muß: so ist es die Dummheit. Es gibt für jeden Minister nur ein Mittel, sich durch die Gefahren zu schlagen, welchen er begegnet, wenn er den Staat nach den Wünschen der Aristokratie beherrschen will — er darf diese Gefahren nicht sehen. Ueber enge felsige Wege, an tiefen Abgründen vorüber, ohne Schwindel und Sturz zu schreiten, das vermag nur ein Padesel.

Im Kampfe zwischen Adel und Bürgerschaft hat der Adel, er mag angreifen oder sich vertheidigen, den Vortheil, daß er von der Höhe herab gegen einen Feind streitet, der in der Ebene steht.

Manche Menschen haben bloß männliche, andere bloß weibliche Gedanken. Daher gibt es so viele Köpfe, die unfähig sind, Ideen hervorzubringen, weil man die Gedanken beider Geschlechter vereint besitzen muß, wenn eine idealische Geburt zu Stande kommen soll.

Die deutsche Geschichte gleicht einem ungebundenen Buche; so beschwerlich und verdrießlich ist sie zu lesen. Man muß oft die Bogen umwenden, verliert den Zusammenhang darüber, und Titel und Register liegen nicht selten in der Mitte verstreut.

Der Hofnarr des Kaisers Claudius sagte: man könne die Namen aller guten Fürsten auf einen einzigen Ring schreiben. Der lateinische Geschichtschreiber, der dieses erzählt, spricht dann weiter: „Fragst du, woher solche böse Fürsten kommen, so antworte ich, mein Vester, daß zuvörderst die Ungebundenheit, dann der

Ueberfluß, außerdem ruchlose Minister, verabscheuungswürdige Gesellschafter, habgierige Verschnittene, dumme und nichtswürdige Höflinge und, was nicht zu leugnen ist, die völlige Unwissenheit in den Staatsgeschäften die Ursachen davon sind. Der Kaiser Diocletian, da er bereits in den Privatstand zurückgetreten war, sagte, wie mir mein Vater erzählt hat: es sei nichts schwerer, als löblich zu regieren. Vier oder fünf Personen vereinigen sich, machen einen Plan, den Regenten zu betrügen, und schreiben ihm sein Verhalten vor. Der in seinem Palaste verschlossene Kaiser ist von der Wahrheit nicht unterrichtet, erfährt nichts weiter, als was ihm diese Leute vorreden, befehlt alle Stellen mit Personen, die man entfernen sollte und entfernt diejenigen, die man hätte beibehalten sollen. Kurz, der beste, vorsichtigste und vortrefflichste Regent wird, wie Diocletian sagt, verrathen und verkauft."

Vor der Revolution war es am französischen Hofe Sitte, daß gemeinschaftlich mit den königlichen Prinzen ein bürgerliches Kind erzogen wurde, das, so oft der junge Prinz sich verging, statt seiner gezüchtigt wurde. Eine ähnliche bürgerliche Bestimmung hat das deutsche Volk. Wenn die Franzosen, wenn die Spanier und Portugiesen, wenn die Neapolitaner und Piemontesen, wenn die Russen sich unartig betragen, bekommen die armen deutschen Kinder Ohrfeigen. Es ist gar zu betrübt; wir müssen machen, daß wir groß werden.

Die Staatsbaumeister glauben, um dem Rauchen ein Ende zu machen, brauche man bloß die Schornsteine zu vermauern. Sie thun es, treiben den Rauch zurück, vermehren ihn, werden ärgerlich darüber und ahnen gar nicht, daß ihre Unwissenheit das Uebel vergrößert.

Leidenenschaften der Regierungen zeugen von Schwäche, Leidenenschaften des Volkes aber zeugen von Stärke.

Es wäre nichts leichter als die alte Zeit wieder herzustellen, man brauchte nur die öffentliche Meinung zu unterdrücken — und Kindern sagt man: Schwalben wären leicht gefangen, man brauche ihnen nur Salz auf den Schwanz zu streuen.

Die Geheimnisse der Politik und die Brabanter Spitzen werden unter der Erde gekloppt; denn die freie Luft zerrisse das überfeine Gespinnst. Und das Erzeugniß so vieler Tage, so vieler Hände, so vielen Geldes? — Ein Schleier. Und der Gebrauch? — Die Schönheit verliert, was die Häßlichkeit gewinnt. Und der Nutzen? — Ein Windstoß hebt den Schleier auf, und eine einzige Minute zerstört die Täuschung einer langen Woche. Und die Lehre? — Verwebt euern Flachs zu Leinwand für das Volk; die hält Wind und Wetter aus und kleidet den Bürger wie den König.

Welche Staatsverfassung ist die beste? „Diejenige, die am besten verwaltet wird.“ Diese Antwort hat die Schlanheit erfunden, um über die Nutznießung der Freiheit deren Besitz, und über deren zeitigen Besitz das ewige Recht daran vergessen zu machen. Man könnte ebenso gut, nämlich ebenso falsch, auf die Frage: Welches Geschöpf ist das vollkommenste in der Reihe der lebendigen Wesen? erwidern: das gesündeste — woraus folgen würde, daß ein gesunder Pudel höher stünde, als ein kranker Mensch. Dieses ist aber in dem Grade unwahr, daß sogar ein kranker Weise mehr als ein gesunder Narr ist; denn der Weise kann gesund, der Narr kann aber nie weise werden.

Wenn, wie es in Deutschland oft geschieht, Gesetze in der Sprache von Befehlen abgefaßt werden, gewöhnt man die Bürger daran, Gesetze als bloße Befehle anzusehen, denen man folgt, nicht weil man sie ehrt, sondern weil man sie fürchtet.

Nie wurde die Wissenschaft in Deutschland von den Großen so sehr verehrt, als jetzt. Ich rede ernst, wenn ich das sage; aber es ist ein Jammer mit den Deutschen, daß sie, weil keinen Spaß, auch keinen Ernst verstehen. Es war eine Zeit, da hätte man jeden, selbst eines Majestätsverbrechens überwiesenen akademischen Lehrer (so lange nur kriminalistische Förmlichkeiten nicht hinderten) ruhig fortlehren lassen bis zur Stunde der Hinrichtung. So sehr war das Leben getrennt von der Wissenschaft, daß man die öffentliche Rede auch eines Verbrechers nicht fürchtete. Fällt aber jetzt nur der leiseste Verdacht auf die polizeigemäße Denkungsart eines Professors, so werden gleich seine Vorlesungen eingestellt. Ist das nicht Ehrfurcht vor der Wissenschaft? Das ist Furcht vielleicht, aber sie führt zur Ehrfurcht. Die Bessern unter den Großen

liebten vormalz die Wissenschaft, aber sie liebten sie, wie man ein Spiel, ein Kind, ein Mädchen liebt, sie achteten sie nicht. Jetzt ist es besser. Man soll zittern vor ihr; denn der Geist sei König der Welt, und das Recht sein Schwert.

„Wann wird Ihre Frau entbunden?“ fragte Ludwig XIV. einen Hofmann. „Quand il plaira à votre majesté,“ antwortete dieser mit tiefer Verbeugung. . . . So schmeichelt man noch heute den Fürsten, sie könnten die Stunde bestimmen, in welcher die Zeit in's Kindbett kommen soll.

Die Fürsten hätten sich und ihren Völkern viel Unglück ersparen können, wenn sie die Hofnarren nicht abgeschafft hätten. Seit die Wahrheit nicht mehr sprechen darf, handelt sie.

Wenn es wahr ist, daß der Bandwurm sich erneuert, so lange der Kopf besteht, dann bleibt den Völkern nur die traurige Wahl zwischen Verbrechen und Krankheit. Darum bedenkt euren Vortheil, die Tugend des Volkes und die Ruhe der Welt — seid nicht länger der Kopf des Bandwurms.

Deutsche Demuth. Als der König von Preußen in Paris war, hatte die Gazette de France von ihm erzählt, er habe die Ehre gehabt, mit dem Könige von Frankreich zu Mittag zu essen. Eine deutsche Zeitung feiste etwas über solche leichtfertige unumständliche Rede. „So spricht eine Zeitung der civilisirtesten Nation in Europa von ihren Gästen!“ rief sie aus. Daß das kleine Herz zum Zorne sich bewegte, war schön, nur verfehlte es das rechte Ziel. Mit den Deutschen laßt uns schmollen, daß sie nicht zu sein wagen, wie jene. Wenn auch ja einmal das Maß der Ehrfurcht, das ein freies unabhängiges Volk einem fremden Fürsten schuldig ist, nicht gehörig beachtet worden, was ist tadelnswerther, die Verkürzung oder Ueberschreitung jenes Maßes? Liegt nicht etwas Großes darin, daß Frankreich einen König, dessen siegreiche Fahnen noch innerhalb des Landes wehen, zu lieblosen verschmäht? Hätte, als Napoleon zu den Zeiten seines Glanzes die Staaten seiner Bundesfreunde durchreiste, der Zeitungschreiber irgend einer Residenz zu sagen gewagt: Der Kaiser von Frankreich habe die Ehre gehabt, mit dem Könige zu speisen, beim Himmel! alle deutschen Höfe wären blaß geworden, und man

hätte, um Gott zu versöhnen, einen allgemeinen Bet- und Bußtag im Lande ausgeschrieben. Also die Preußen, die wären eine „civilisirte Nation“, weil sie 1806, am Abende des Einzugs Napoleons in Berlin, die Stadt auf's Prachtigste beleuchtet hatten? (Die Nachwelt wird dieses als ein Ammenmärchen belächeln!) Also die Deutschen wären „civilisirter“ als die Franzosen, weil sie, wenn es dem Könige von Frankreich gelüstete, von Paris nach Petersburg zu reisen, sie mit der Superlativität der Unterthänigkeit von ihm sprechen, und weil ihre Tagesblätter ein genaues Register darüber führen würden, wo Allerhöchstdieselben jede Nacht zu schlafen, um wie viel Uhr in's Bett zu steigen geruht haben, und wie viel Pferde auf jeder Station von der Seine bis an die Niewa zu Allerhöchsteren Dienste gebraucht worden wären? Ein Volk, das fremden Herrschern nicht geringere Ehrfurcht als seinen eigenen bezeigt, verräth hierdurch, daß es in seinem Fürsten nicht den Vater des Vaterlandes liebe, sondern nur die Fürslichkeit in ihm abergläubisch fürchte. Es gibt deutsche Blätter, die nie von dem vielen, was in englischen Hochherzigen und Herrlichen enthalten ist, auch nur ein einziges Wort mittheilen, aber von den Schmerzen und Erleichterungen der (verstorbenen) Königin von England uns Monate lang täglich die genauesten Berichte liefern. Es gibt deutsche Blätter, die vierzehn hinter einander folgende Tage von einer todtten Prinzessin und von den Lichtern sprechen, die bei ihrer Bahre gebrannt und wie viel Ellen schwarzes Tuch zum Trauerbehänge verbraucht worden; aber von den leuchtenden großen Gedanken, die durch die französische Deputirtenkammer blitzen und gewittergleich ganz Frankreich erfrischen, mäuschenstille schweigen. Es gibt deutsche Blätter, die von jeder Feuersbrunst in Konstantinopel so genaue Nachrichten haben, als hätten deren Herausgeber dabei die Spriken geleitet, aber den Rauch in ihrem eigenen Vaterlande niemals wahrnehmen. Das deutsche Volk schmieget und windet sich als wäre es der Hofmarschall Kalb bei allen Fürsten Europas. Es ist ein gemeines Wesen unter uns, aber kein Gemeinwesen.

Es gibt immer noch wohlthätige Menschen, und wer einmal so glücklich ist, unglücklich zu werden, dem wird geholfen. Früher freilich nicht!

Bernunft verhält sich zum Verstande, wie ein Kochbuch zu einer Pafete.

„Alles für, nichts durch das Volk“ — sagen die Schläuen. Das heißt in's Aufrichtige übersetzt: nicht am Gelde und Gute ist uns gelegen, sondern nur daran, daß wir herrschen. Wer aber ist der gefährlichste Feind der bürgerlichen Freiheit? Nicht der niedrige Mensch, der nur nach Reichtum und sinnlichen Genüssen strebt; denn dieser läßt sich abfinden, und hat die Macht sich zum Volke gewendet, bettelt er auf dem Markte, wie er früher in den Palästen gebettelt. Der gefährlichste Feind der Freiheit ist der herrschsüchtige; denn selbst das Gute thut er nur mit Willkür. Nicht Mirabeau, ein Lüstling und ein bestechlicher Mensch, sondern Robespierre, der den Reichtum verachtete, ward der Tyrann seines Vaterlandes.

Beschränkten Menschen ist es eigen, daß sie die wenigen Ideen, die in dem engen Kreise ihrer Fassungskraft liegen, mit einer Klarheit ergreifen, die uns in der Schätzung ihres Geistes oft irre macht. Sie sind wie Bettler, die das Gepräge und die Jahreszahl jedes ihrer Kreuzer kennen.

Die Fürsten sehen immer noch nicht ein, daß die Polizei ihre gefährlichste Feindin, ja die einzige revolutionäre Macht ist, die sie zu fürchten haben. Sind wirklich Uebel vorhanden, so werden sie von der plumpen und abgeschmackten Quacksalberei jener Staatsgewalt nur verschlimmert. Ist das Volk krank, so gebt ihm frische Luft und freie Bewegung, vertraut es aber nicht den ungeschickten Händen, eitler, thörichter und pflichtvergeßener Pfuscher an.

Alle Ansprüche und Vollstreckungen einer geheimen Justiz sind heimliche Hinrichtungen, mit welchen bürgerliche Freiheit gar nicht zu vereinen ist. Ob eine streitige Sache dem Hans oder dem Kunz verbleibe, ob ein einzelner Missethäter bestraft werde oder nicht, dieses ist dem Gemeinwesen sehr gleichgültig. Aber die Zuversicht, daß Recht geübt werde, ist Lebensbedürfnis in der bürgerlichen Gesellschaft, und diese Zuversicht versagt die heimliche Justiz. Kein Fürst, kein Richter, kein Verwalter darf Glauben fordern an seine Gerechtigkeit; nur an Gott glaubt man, die Menschen aber will man sehen, hören, betasten, ausrechnen.

Wie einzelne Menschen, so treten auch Staaten jede neue Lebens- und Bildungsstufe ohne Erfahrung an. Die Lehren der Vergangenheit sind auf die Gegenwart nicht mehr anwendbar, das konstitutionelle Frankreich wird weder in dem alten königlichen, noch in dem republikanischen, noch in dem kaiserlichen Frankreich unterrichtende Beispiele finden — es wird die Erfahrungen, die ihm nützen, erst kaufen und bezahlen müssen.

Gute Fürsten müssen wie fruchtbare Jahre angesehen werden. Man soll ihre Regierung dazu benutzen, Nothmagazine von Volkssfreiheiten und Gerechtsamen aufzuspeichern für die möglichen Hungerjahre eigenmächtiger Erbsolger. Vorsicht hierin ist nie überflüssig, Pharao's magere Rübe entbleiben nicht.

Es ist wahr: die Weltgeschichte ist das Weltgericht; aber es kommt für uns gemeine Bürgerleute nicht viel Trost dabei heraus. Wird ja einmal ein großer Verbrecher gestraft, oder ein Schuldner der Menschheit eingestekt, dann werden zuvörderst die Prozeßkosten, Defensionsgebühren und Sporteln aus dem Vermögen des Delinquenten bezahlt, so daß zur Privatentschädigung gewöhnlich nichts mehr übrig bleibt.

Den Fischen hat man die Freiheit in engen Flaschen, den Störchen in flachen Schüsseln vorgefetzt. Die schlaunen Fische werden sich zu helfen wissen, sie werden der Flasche den Hals brechen; aber welche Hoffnung bleibt den dummen Störchen? Sie ließen sich wohl gar weiß machen, es käme nur darauf an, sich den Schnabel puzen zu lassen! . . . Aufgabe zur Uebung des Verstandes: Wo sind die Fische, und wo sind die Störche?

In Meinungskämpfen sei man dann am vorsichtigsten, wenn die Gegner sich uns nähern und uns bestimmen. Die Wahrheit dient oft nur als Leiter zur Klüge, der man verächtlich den Rücken wendet, sobald die Höhe erreicht ist.

Der Leichtsin ist ein Schwimmgürtel für den Strom des Lebens.

Kanonen- und Flintenkugeln sind oft Blechkugeln zum Reinigen der beschmutzten Welt.

Luther hatte es verstanden, als er dem Teufel das Dintensaß an den Kopf geworfen! Nur vor Dinte fürchtet sich der Teufel, damit allein verjagt man ihn.

Gott hat seine Höflinge, die ihm schmeicheln, als wenn er ein Fürst wäre.

Keine größere Tücke kann das Schicksal gegen große Menschen üben, als wenn es sie am Schlusse einer alten Zeit erscheinen läßt. Sie sind dann nur die Leichensteine begrabener Geschlechter und ihr Ruhm wird mit Füßen getreten. Welche aber das Geschick begünstigt, die läßt es am Anfange einer neuen Zeit auftreten. Sie wachsen dann in das zarte Jahrhundert hinein, mit ihm gegen den Himmel, und werden unsterblich. Goethe und Napoleon gehören zu den einen; Voltaire, Rousseau, Washington, Lafayette zu den andern.

Vor allen Kindern, die uns begegnen, sollten wir uns tief und ehrfurchtsvoll verneigen; sie sind unsere Herren, für sie arbeiten wir. Ein Kind in der Hütte ist mehr als ein Greis auf dem Throne. Schon darum muß man suchen Vater zu werden, um Kinder ohne Reid betrachten zu können.

Liegt ein Vornehmer krank auf seinem Lager, dann eilt die bezahlte oder die bettelnde Sorgfalt, Stroh auszubreiten über das Pflaster der nahegelegenen Gassen, damit nicht der schwere Fuß des Lastträgers, noch der Trott der Pferde, noch die rasselnden Räder den Leidenden aus seinem Fieberschlummer stören. Dieser ist froh, daß die Welt so stille sei; aber die geschäftige Menge treibt sich umher wie immer, Jeder wandelt seinen Weg der Lust oder Noth, die Wagen rollen nicht minder schnell, Keiner verliert, und nur der Dieb gewinnt, daß er, wenn die Nacht herannaht, ägernden Schleichens überhoben, seiner Beute rascher entgegenstürzen darf... So auch gehen Gedanken und Reden, wie früher ihren gewohnten Weg, nur leisern Drittes, über die weiche Decke

hin, mit der man, empfindliche Köpfe zu schonen, die Straßen der öffentlichen Meinung belegt hat.

Nicht allen Revolutionen gehen Zeichen und Warnungen vorher; es gibt auch eine politische Apoplexie.

Die Erfahrung bereitet uns vorsorglich harte und trockene Lehren, welche als Schiffszwieback für das menschliche Herz ausdauern zur langen Seefahrt des Lebens. Wir müssen uns daran sättigen oder verhungern. Frische Nahrung genießt der Mensch nur zweimal: auf der seligen Insel der Kindheit, und einst wohl in dem Hafen der Ruhe.

Warum Shakespeare auf deutschen Bühnen kein Glück macht? Weil man nicht gewohnt ist, mit Vorlegelöffeln zu essen.

Einen Dieb zum Nachtwächter und einen Jesuiten zum Zeitungsschreiber bestellen, das ist einerlei.

Wenn sie eine kleine Zeitung unter ihre Faust gebracht, frohlocken sie, daß sie den Strom der Zeit aufgehalten! Sie gleichen jenem dummen Teufel, der die Quelle in Donaueschingen mit seiner Hand bedeckte und dabei lachend ausrief: Wie werden sie sich in Wien wundern, wenn auf einmal die Donau ausbleibt!

Das Unglück ist der Ballast, der uns auf dem Ocean des Lebens im Gleichgewichte erhält, wenn wir keine Glücksgüter mehr zu tragen haben.

Jede Revolution endet wie sie angefangen; wer daher nur versteht, die wesentlichen Erscheinungen einer Revolution von den zufälligen zu unterscheiden, kann sicher vorhersagen, wie sich die Geschichte dieses oder jenes Staates entwickeln wird. Wo wird Frankreich stille stehen? An der Stelle, von der es 1789 ausgegangen. Damals wollten die Franzosen eine konstitutionelle Monarchie — und sie wird ihnen werden. Weder die Republikaner,

welche das Königthum umstürzen, noch die Ultras, welche die Konstitution vernichten wollen, erreichen ihren Zweck.

Die Deutschen erreichen später als andere Völker ein Ziel, es sei in Kunst, Wissenschaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß sie den kürzesten Weg nicht kennen, oder zu träge fortwanderten — sie haben nur darum einen längeren Weg zum Ziele, weil sie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundsätzen aus, und ist ein Fettsfleck vom Rockärmel wegzubringen, studiren sie die Chemie vorher und studiren so lange und so gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt. Aber das gerade ist ihnen Recht, aus Lumpen machen sie Schreibpapier. Sie machen aus Allem Papier.

Will der Spott nur Registrator sein im Archive der Lächerlichkeiten, um sie uns aufzubewahren, dann übernimmt er ein schädliches Amt, welchem der stärkste Tadel zukommt. Eine begangene Lächerlichkeit ist ein Verbrechen des Geistes, das zur Abschreckung Anderer zwar bestraft werden muß, aber auch Mitleiden verdient und Belehrung erheischt. Vornehmenswerther ist ja wohl Niemand als der Mensch, dem das Loos zugetheilt ward, lächerlich zu sein.

Die meisten sogenannten edeln Menschen haben nur Krämer-tugenden; ihr Herz ist ein Gewürzladen und freilich alles Lobes werth. Sie wiegen ihre Gutthaten in Lothen und Quentchen kleiner Gefälligkeiten zu, und indem sie die dringenden Bedürfnisse des Augenblicks befriedigen, werden sie der Armuth und bettelhaften Eitelkeit ganz unentbehrlich. Die Tugend hoher Menschen aber ist ungemünztes Gold, das im Verkehre des alltäglichen Lebens nicht zu gebrauchen ist. Solche Menschen beglücken leichter Völker als einzelne Menschen; sie geben lieber Saatkorn als Brod. Ihre Seele ist keine Gießkanne, die eine geliebte Nelke erfrischt, sondern eine Gewitterflut, die weite Felder und hohe Eichenbäume tränkt. Die zerknickte Blume im stillen Gärtchen mag den donnernden Jupiter schelten — sie hat doch geduftet und den Menschen erfreut. Darf aber Unkraut, das noch keinen erquickt, den Sturm lästern, der es geschüttelt? Soll die Lust stille stehen und faulen, damit es ewig fortwuchere? Nein wahrlich, der Löwe, welcher starb und auch nur einen Esel schonend übrig ließ, der seine Leiche mit Füßen tritt, das war kein grausamer Löwe!

Löwen und Despoten sehen schärfer in der Dunkelheit als bei Tage.

Die Einen wähen, wenn sie nur Fenster hätten, dann ginge die Sonne nie unter, und die Andern wähen, würden die Fenster nur zugemauert, dann ginge nie die Sonne auf.

In einer gewissen Beziehung kann man freilich mit Grund sagen, daß die Gelehrten und Philosophen die französische Revolution befördert haben, so betrachtet nämlich, daß jeder Revolution eine Umwandlung der öffentlichen Meinung vorhergegangen sein muß, und daß die Schriftsteller allein es sind (wo nämlich keine Volksvertretung stattfindet), durch welche die öffentliche Meinung sich ausspricht. Doch den Philosophen darum einen verbrecherischen Theil an den Uebeltaten der Staatsumwälzung in Frankreich zuschreiben zu wollen, ist ebenso ungerecht, als lächerlich. Sie sind es nicht, welche die öffentliche Meinung leiten, sie sind ihr vielmehr selbst unterworfen, und verhalten sich zu ihr, wie die Sprache zum Gedanken; aber verdammt kann nie der Ausdruck, sondern nur der Sinn sein. Die Philosophen, welche die Gesinnung des Volkes aussprachen und verriethen, noch ehe sich diese in Thaten offenbarte, waren vielmehr heilsam, und haben den Jammer der Zeit sehr gemildert. Wenn einmal die alten Dämme im Staate unhaltbar geworden und durchbrochen sind, breitet sich die öffentliche Meinung von selbst aus, die Schriftsteller und Redner aber führen sie durch Kanäle unschädlicher ab. Man irrt sich, wenn man den Rednern geschahenes Unheil vorwirft, indem man behauptet, sie hätten Leidenschaften aufgeregt; sie haben sie vielmehr unschädlicher gemacht, indem sie ihnen einen Ausweg bahnten. Der Blitz, dessen begleitenden Donner wir vernehmen, ist schon unbeschädigend an uns vorüber gegangen. In Revolutionen sind die Schweigenden gefährlicher, als die Redenden. Auch die Aufklärung hat in Frankreich die Uebel nicht verschuldet, sondern nur die versteckten an den Tag gebracht. Die Sonne, welche über einem Schlachtfelde aufgeht, hat die Todten auf demselben nicht geschlagen, sondern nur gezeigt. Sie lehrt uns den Verlust berechnen — und das ist besser.

Das Volk kann, einem Kinde gleich, nur weinen oder lachen. Daß es Schmerz hat oder Freude, erkennt man wohl; aber woran es leidet, und wessen es froh sei, ist oft schwer zu erforschen.

Erst vor wenigen Jahren hat die römische Kirche die galileische Weltordnung anerkannt. Was mögen nun jene politischen Ptolomäer noch von ihren verrosteten Schwertern erwarten, da sie sehen, daß selbst der blankste Muth sich endlich der Wahrheit unterwirft? Denn der Kampf unserer Tage über die bürgerliche Ordnung ist ganz der alte Streit zwischen dem ptolemäischen und copernicanischen Planetensysteme. Es fragt sich, ob die Erde stehe und um ihre Kleinheit sich die Sonne bewege, oder ob die Sonne Gebieterin sei? List, Drohung, Gewalt, Bestechung, Schmeichelei — Alles vergebens. Man kann hier und dort die eingeschüchterte Wahrheit zwingen, der Lüge knieend Abbitte zu thun; aber im Aufstehen wird sie sich ermutigen, und wie Galilei ausrufen: Und doch bewegt sie sich!

Als Pythagoras seinen bekannten Lehrsatz entdeckte, brachte er den Göttern eine Hekatombe dar. Seitdem zittern die Dämonen, so oft eine neue Wahrheit an das Licht kommt.

Soll man die Menschheit beweinen, oder über die Menschen lachen? Jeder wie er will; es ist eines wie das andere. Ob wir spotten oder ernst sind, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortstürmen, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln — am Grabe begegnen wir uns Alle. Doch eins ist, was nützt: die Klarheit. Eins ist, was besteht: das Recht. Eins ist, was besänftigt: die Liebe.

Der Geist des Mannes ist sonnenlichter Tag, der Geist des Weibes gleicht mondheller Nacht — und der trübste Tag ist heller, als die hellste Nacht. Aber der Tag verdunkelt die Sterne und macht alles Leben irdisch, und die Nacht ruft alle Welten hervor und macht das Leben himmlisch. Der Tag bringt Glut und Dürre und Haß; Alles uns trocknend, beleuchtend, entzweit er die verwandtesten Dinge, bis selbst auf ihre Schatten; die Nacht bringt Milde und Thau und Liebe, und alle Grenzen verwischend, verschwistert sie, was sich feind oder fremd war. Der Geist des Mannes steht überall im Mittelpunkte der Betrachtung, von welchem er die ganze Welt übersieht. Er denkt hinaus und fühlt herein; sein Wissen ist ganz, seine Empfindungen sind Brüche. Frauen stehen mit ihrem Geiste nur auf diesem oder jenem Punkte der Kreislinie. Nicht überschauen und umschauen können sie die Welt, sie umschiffend, und sind sie am Ziele, so stehen sie doch

wieder am Anfange der Reise; sie fühlen hinaus und denken herein; ihre Empfindung ist vollständig, ihr Wissen ein Bruchstück. So wäre Verlust und Ersatz dem Manne und dem Weibe in gleichem Maße zugetheilt.

Der Hund heult, wenn er geschlagen wird, und der Mensch soll es nicht dürfen? Aber es gibt Menschen, die hündischer sind als Hunde — und nicht heulen, wenn sie geschlagen werden.

Man muß den Staat als eine Affekuranzgesellschaft betrachten, worin jeder Theilnehmer einen gewissen Theil seiner Freiheit als Affekuranzprämie entrichtet, um das Kapital zu sichern. Aber die Prämie muß im Verhältnisse zum Kapital, sie muß auch im Verhältnisse zu den Gefahren stehen, welchen das Kapital ausgesetzt ist. Verschlingt die Prämie fast das ganze Kapital, dann bleibt ja dem Bürger nichts übrig, das ihm versichert wird. Ist die Prämie zu groß für die Unwahrscheinlichkeit der Gefahr, dann wagte es der Bürger besser, ohne Versicherung zu leben, er gewönne dabei, in den Zustand der Natur zurückzutreten. Diese beiden Mißverhältnisse finden aber in den europäischen Staaten statt. Die Freiheit des Bürgers ist so sehr beschränkt, daß ihm wenige mehr übrig bleibt, zu deren Sicherung jene Beschränkung eigentlich eingeführt worden. Als die bürgerlichen Gesellschaften sich bildeten, waren ihre Gefahren groß. Die wilden natürlichen Triebe der Menschen herrschten noch vor, die Leidenschaften ruhten nicht; die Freiheit mußte sehr beschränkt werden. Aber die Zeiten der Gefahr sind vorüber, die Bürger sind zur Geselligkeit erzogen und der Versicherungszins ist durch die Gewinnsucht der Regierungen so groß geblieben, als er ursprünglich gewesen.

Eine Staatsverfassung darf nichts enthalten, als die Beschränkung der Freiheit, denn die Freiheit selbst ist ein angeborenes Recht und braucht nicht bewilligt zu werden, da sie nicht versagt werden kann. Daher ist eine freie Konstitution ein thörichtes Wort, das einen thörichten Gedanken ausdrückt.

Der Adel sieht sich als einen Obelisken an, dessen Spitze der Fürst und dessen Postament das Volk bildet.

Die bürgerliche Gesellschaft ist in Gährung, sie strebt sich in ihre Elemente aufzulösen. Deren sind zwei: Herrschaft und Freiheit. Alle Massen, alle Stoffe, ziehen sich nach dieser oder jener Seite. Der Kampf wäre bald entschieden, könnten nur die Kämpfer im freien Felde auf einander treffen. Aber der Ministerialismus sucht die Mischungen zu erhalten.

Aus dem Tagebuche.

Einst war mir die Nachtigall die Rose der Luft. Wir dufteten ihre Töne und blutlockende Dornen verwundeten das entzückte Ohr. Jetzt höre ich sie nur noch und mit wahren Vergnügen. Die Christgeschenke des Frühlings lagen hellerleuchtet vor mir und ich war unentschlossen wie ein Kind, was ich zuerst genießen, zuerst mir aneignen sollte. Ich zögerte zu wünschen. Dort das Wäldchen, hier das Thal, den Berg drüben, die Mühle, den Wassersturz? Jetzt kann ich bedenken und wählen.

Der Frühlings, die Nachtigall, das Morgenroth, des Mädchens holder Blick — es ist nichts. Alles ist die Jugend. Die Welt ist ein Spiegel, was hineinschaut, schaut heraus. Er gibt euch nur zurück, was ihr ihm geliebt, er dankt euch nicht mit einem Lichtstrahle ärmlicher Rinde. Ja, wer ihn durchschauen könnte, wer es vermöchte die Folie des Lichtes abzustreifen! Die Welt ist hinter dem Leben; aber wo endet das Leben? Die Welt ist nichts.

Die Jugend — es ist ein dunkles Wort. Wir alten klugen Leute sprechen es aus und verstehen es nicht. Ein Traum der vorigen Woche ist uns heller. Und gut, daß es so ist; gut, daß wir im Alter die Jugend vergessen, denn wäre es anders, es wäre schlimm, es gäbe Zweifel, die uns zu Tode quälten.

Für welches Lebensalter bestimmt uns denn die Geburt? Für welches bilden wir uns heran? Für welches erziehen wir unfre Kinder? Habt ihr je darüber nachgedacht? Ich zweifle. Für Alle! Ja! so sollte es sein, aber so ist es nicht. Der Knabe wird dem Jünglinge, der Jüngling dem Manne, der Mann dem Greise aufgeopfert. Und will der Greis, nachdem seine Freiheit überreif geworden, sie endlich genießen und leben für das Leben, kommt die Religion und sagt: nicht so, alter Junge, die Schule ist noch nicht aus, das Leben kommt erst nach dem Tode, der Sarg ist die Wiege deiner Freiheit. —

Was berechtigt uns, das blanke Gold der Jugend dem blaffen trügerischen Alter darzuleihen, das hohe Zinsen verspricht, weil es aller Schuldscheine lacht und sich nicht scheut, Bankerott zu machen.

Wir leben immer nur für die Zukunft, ewiges Stimmen und nie beginnt das Concert. Ein Wechsel wird mit dem andern bezahlt; es ist eine Lieberlichkeit ohne Gleichen. Die Zinsen blasen das Kapital auf und Thoren, welchen nie das baare Geld des Lebens lacht, halten sich für reich, wenn der Luftballon ihrer Hoffnungen recht hoch steigt. Wo nur das hinaus will! Lieber Gott, du bist doch sonst so gut, rede einmal, sei nicht verschwiegen wie ein Diplomat, sage uns, wo das endlich hinaus will.

Ihr könnt es gedruckt lesen: von allen Menschen, die geboren werden, stirbt fast die Hälfte in der Kindheit; das Jünglingsalter erreichen weniger als die Hälfte, bis zu dem fünfzigsten Jahre, bis zu dem Alter, wo man für Arbeiten, Mühen, Entbehrungen zu ernten anfängt, gelangt weniger als ein Drittel, und dem Wohle dieses kleinen Dritttheils werden zwei große Dritttheile aufgeopfert! Den Jungen gehört die Welt und die Alten bewirthschaften, benutzen und beherrschen sie. Eltern, die Schule, Erziehung, der Staat, alle sorgen nur für die hochbejahrten, und die Jugend ist verdammt, die Magd des Alters zu sein!

Die alten klugen Leute sprechen von der Leidenschaft der Jugend und von ihrer eigenen herrlichen Erfahrung. Aber die Leidenschaft, die jedem Alter angemessen, ist seine Vernunft. In jedem Alter glauben wir vernünftig zu sein und sehen die Vernunft des verflossenen Alters als Leidenschaft an. Und die Erfahrung macht unruhig, unglücklich, denn sie lehrt uns nur die Ausnahmen von der Regel. Die Regel zu kennen braucht man keine Erfahrung, die lehrt das Buch und das eigene Herz. Nur der Unerfahrene hat Recht, nur er ist glücklich. Darum glaubet der Jugend; was die Jugend glaubt, ist ewig, euer Wissen aber vergeht.

Und die Natur in ihren Menschengesetzen ist nicht vernünftiger und gerechter als der Mensch in seiner Freiheit. Nicht die unerfüllten Wünsche meiner armen Brüder schmerzen mich, mich betrübt, daß die Erfüllungen kommen, wenn der Wunsch, der sie gerufen, schon längst begraben ist.

Das Kind möchte herumspringen: es muß in der Schule bleiben und lateinisch lernen. Der Jüngling darf hinaus in's Freie; da sitzt er in der Kammer beim Schattenrisse der Liebsten und seufzt. So lange wir reiselustig, haben wir kein Geld: wenn wir reich geworden, sind wir alt und bequem, wir spielen Boston und unser Casino lockt uns mehr als Rom und Neapel. Dann kommen die Freundinnen unserer Nichten, Herzen und küssen den lie-

ben Onkel, trippeln ihm unbarmherzig auf seine giftigen Füße und stören ihn im Mittagsschlaf. Satanskinder! warum seid ihr nicht dreißig Jahre früher gekommen, da der Onkel noch ein Neffe war, nach dem Essen nicht schlief, sondern trank und das Bodagra nicht hatte? Lacht nicht, lacht nicht! Ich habe Neffen, die werden mich rächen.

Als Knabe hatte ich einen Wunsch, so heiß wie keinen seitdem. Es war ein Säbelchen zum Tabakräumer dienend, das ich bei einem andern Knaben gewahrte. Ich hatte eine schlaflose Nacht darüber. Jetzt könnte ich solcher Säbelchen in Dutzenden kaufen, aber ich mag sie nicht. Sie könnten vor meinen Füßen liegen, ich würde sie nicht aufheben. Dafür habe ich andere Gelüste, und ich möchte rasend werden, denke ich daran, daß mir vielleicht später alle diese Sachen kommen, wenn sie mir gleichgültig geworden.

Robert oder der Mann wie er sein sollte, verschaffte mir von meinem Hofmeister eine Ohrfeige, die ich heute noch spüre. Diesen Robert hatte ich mir zum Muster genommen; ich wollte ein Arzt werden wie er, der unentgeltlich heilte, aber noch viel tugendhafter als er. Wegen Klara du Bessis und Klairant versäumte ich meine Uebersetzung im Döring, und mußte die Bank hinunter rücken, und über die Leiden der Hardenbergischen Familie habe ich mehr geweint, als später über meine eigenen. Ach, seitdem hat kein Kummer, noch so groß, mein Brod benezt, wie damals die Thränen den Apfel benezten, an dem ich lesend aß, und den mir die Ohrfeige aus der Hand warf! Und jetzt! bin ich so glücklich, daß mir keiner Ohrfeigen gibt, weil ich lese und liebe? Wer störte mich? Doch still — ich verspreche es dir, guter Lafontaine, nie, nie will ich dich kritisiren!

August Barmhagen von Ense.

Karl August Varnhagen von Ense.

(Geb. 21. Febr. 1785. — Gest. 9. Okt. 1858.)

Ein ausgezeichnete Schriftsteller im Fach der Memoiren und Biographien. Das, was ihn indessen erst allgemein bekannt gemacht hat: die nach seinem Tode erschienenen „Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858. Nebst Auszügen aus Varnhagens Tagebüchern“, und die darnach erschienenen vier Bände „Tagebücher“ (herausgegeben von Ludmilla Affing, seiner Nichte) gehören auf ein ganz anderes Gebiet als das, was wir hier beschreiben. Trotz ihrer großen kulturhistorischen Bedeutung und Tragweite, haben sie mit unserer spezifischen Aufgabe nichts gemein, da sich dieselbe mehr mit Schöpfungen der Poesie und des Geistes, als um Beleuchtung einzelner Zustände befaßt. Wir brauchen also auch das allerdings sehr delikate pro et contra der Berechtigung und Lauterkeit jener Briefe und Tagebücher hier nicht abzuwägen und dem Charakterrättsel eines Mannes nicht nachzuforschen, der uns in so Vielem imponirt, Verehrung, ja Bewunderung einflößt, während er uns doch auch so mannigfach verleht und irre werden läßt an der Reinheit seines Wesens. Wir halten uns hier lediglich an den Biographen und Memoiristen, den wir als den deutschen — oder vielmehr als den preussischen Plutarch bezeichnen können; nur daß er noch ungleich mehr Künstler, freilich aber auch mehr kluger Diplomat als der griechische Plutarch war.

P!!!
!!

Barnhagen von Ense wurde als der Nachkomme eines alten, vornehmen westphälischen Geschlechts, doch als der Sohn eines schlichten Arztes in Düsseldorf, am 21. Februar 1785 geboren. Katholisch von väterlicher Seite, protestantisch von mütterlicher; durch seine Schwester — die Dichterin Maria Uffing — verschwägert mit dem jüdischen Arzte Uffing (Vater der Ludmilla), später auch mit einer Jüdin — der außerordentlichen Rahel Levin — verheiratet: mußte dies seinem sich schon früh entwickelnden Humanitätsstreben einen sicheren Boden und einen weiten Horizont für dasselbe geben. Und wie war sein ganzes Jugend- und Mannesleben dazu geeignet, einem reich begabten, scharf blickenden, beobachtenden und urtheilenden Mann das Leben und die Menschen jener denkwürdigen und vielbewegten Zeit nach allen Seiten und Verhältnissen hin kennen zu lehren und ihm den reichsten Stoff für interessante und bedeutende Memoiren und Biographien; — die bei ihm allemal auch gleichsam kulturhistorische Beiträge zur gründlichen Geschichte seiner Zeit sind, zu überliefern! — Als schon früh aufmerkender und mit seltener Kraft auffassender und sich zu eigen machender Knabe, reiste er mit seinem Vater in den ungeheuren Jahren 1790—94 nach Straßburg, Brüssel, Aachen u., zuletzt zu neuer Niederlassung nach Hamburg. Als angehender Jüngling kam er zum ersten Studium der Medicin nach Berlin und trat schon mit Chamisso, Hitzig und Neumann in poetische Verbindung; trat auch schon in den berühmten Kreis der von ihm sofort angebeteten Rahel ein. Er kehrte zurück nach Hamburg und bezog dann die Universität Halle, wo er mit Schleiermacher und Steffens in bedeutsame Berührung kam. Nach Auflösung dieser Universität durch Napoleon, kam er wieder nach Berlin und trat nun schon freier und theilnehmender in den noch größer und bedeutender gewordenen Kreis der hochverehrten Rahel, trat auch dieser schon sehr nahe. Nach einigem Schwanken in der Wahl eines neuen Studiums, bezog er die Universität Tübingen, wo er mit Uhland und Justinus Kerner in nahe Verbindung trat. Napoleons Krieg mit

Oesterreich rief ihn zur Armee seines weiteren Vaterlandes. Er debütierte als tüchtiger Soldat in der Schlacht bei Wagram, wurde gleich schwer verwundet und nach Wien gebracht, wo er in den großen Zirkeln von Erkelenz und Arnstein alle Celebritäten der Kaiserstadt kennen lernte. Von seiner Genesung an beginnt nun sein eigentlicher geschichtlicher Weltgang, zunächst in österreichischen Diensten als Adjutant des Prinzen Bentheim, den er an den Hof Napoleons begleitete; als Gesandter nach Prag, wo er mit Stein und andern Kapacitäten unterhandelte. Nach dem Frieden zwischen Napoleon und Oesterreich trat Barnhagen in preussische Dienste. Bald aber sehen wir ihn unter dem russischen General Tettenborn als Offizier dienen und als dessen nächster Adjutant alle Kampagnen mit demselben durchlebend. Nach beendetem Feldzug 1814 ging Barnhagen wieder nach Berlin, verheiratete sich mit Rahel und wurde in der preussischen Diplomatie angestellt. Er ging mit Hardenberg nach Wien zum Kongreß, zum zweiten Frieden nach Paris. Er wurde alsdann Gesandter in Karlsruhe, von da nach Berlin abgerufen und wegen seiner lebhaften Betheiligung an dem neu erwachenden freiheitlichen Geist der Zeit zur Disposition gestellt, nachdem er den Gesandtschaftsposten für Nordamerika abgelehnt hatte. Er war und blieb mißliebig bei der sich immer steigenden preussischen Reaktion, wenn man auch dann und wann noch seine glänzende und gewandte Feder und seine reiche Erfahrung und Kenntniß benutzte. Er benutzte dafür auch seine nunmehrigen Gegner zu seinen Briefen und Tagebüchern. Sein Haus wurde der Sammelplatz aller irgend wie bedeutenden Persönlichkeiten der verschiedensten Richtungen und blieb es — wenn auch immer entschiedener als Centralpunkt für die sogenannte „höhere Demokratie“ — bis zu seinem Tode am 9. Oktober 1858.

Mit 1820 beginnt seine eigentliche schriftstellerische Wirksamkeit und Bedeutung; er begann seine „Biographischen Denkmale“, die im Laufe der Zeit zu mehreren Bänden erwuchsen; er gab die Briefe seiner verstorbenen Rahel heraus, widmete derselben auch noch

das Wort: „Galerie von Bildnissen aus Kaphels Umgang und Briefwechsel“, und schloß mit den 9 Bänden seiner „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften“. Dies sind die hauptsächlichsten seiner Werke; abgesehen von mancherlei kleineren und größeren belletristischen, kritischen und politischen Schriften der früheren Zeit und der Zwischenzeit. Alle die, im Verlauf dieser Skizzen schon angedeuteten, bedeutsamen Eigenschaften waren bei ihm verbunden mit lichtvoller, klarer Darstellung; mit rein menschlicher, humaner Wärme, mit einer ebenso plastischen, als elastischen Form. Eigentliche Tiefe, ein schöpferisches Charakterisiren des Gegenstandes von Innen heraus nach Außen und die Begabung: mit dem Blitze des Genies mit einemmale die Gestalt zu beleuchten, war ihm nicht so gegeben. Er mußte viele äußere Fäden in der Hand haben, um daraus die Wahrheit und Wesenheit eines Charakters vor unseren Augen zu weben; es war immer etwas Mosaikartiges, wie er zeichnete und hätte er etwas von dem dämonischen Grimm seiner „Tagebücher“ in den ruhigen Fluß seiner übrigen Memoiren und Biographien mit einfließen lassen, so wären dieselben wohl heißer und bewegter geworden. — Jedenfalls aber verdient Varnhagen den Namen eines modernen Klassikers.

N. S.

Vermischte Aufsätze.

Schlacht bei Kesselsdorf am 15. December 1745.

(Aus „Leopold von Dessau“ in den „Biogr. Denkmälen“.)

Der König (Friedrich der Große) rückte in der Nacht nach Meißen und hielt mit seinen Truppen beide Elbufer besetzt, um für jedes Ereigniß vorbereitet zu sein. Leopold empfing wiederholte Befehle, vorzugehen und anzugreifen.

In aller Frühe am 15. December brach Leopold von Rohrdorf in vier Truppenzügen auf, und nahm über Wilsdruf den geraden Weg nach Dresden. Sein Vortrab stieß bald auf die Reiter des Generals Sibilski, und jagte dieselben vor sich her bis gegen Kesselsdorf. Leopold folgte mit der Hauptmacht unmittelbar, und hatte gegen Mittag das feindliche Heer in Schlachtordnung vor Augen. Dieselbe erstreckte sich rechts von Kesselsdorf, wo der linke Flügel der Sachsen sich festgesetzt, auf günstigen Anhöhen hinter einer Schlucht, welche dicht vor Kesselsdorf anfangend sich tiefer und tiefer gegen die Elbe fortzog, bis zu der Höhe vor dem Dorfe Bennerich, welche dem rechten Flügel der Sachsen zum Anhalt diente; von hier bis zur Elbe selbst, durch die zunehmend vertiefte Schlucht nur stets noch besser gedeckt, standen die Oesterreicher, 10 Bataillons stark, unter dem General von Grünne. Die ganze unter dem Oberbefehle des Grafen Rutowski hier vereinigte Macht betrug über 35,000 Mann. Vor dieser festen Linie lag in der Tiefe das Dorf Zöllmen, besetzt von 1000 Mann Warasdinern; die ganze Stellung, durch aufgeschlossenes Geschütz — man zählte 54 schwere Kanonen und 44 Geschwindstücke — auf allen Punkten wohl vertheidigt, erschien fast unangreifbar. In Kesselsdorf selbst waren 7 Bataillons sächsischer und österreichischer Grenadiere und das schöne Regiment Rutowski hinter Zäunen und Hecken vorthelhaft aufgestellt, unter dem Schutze von 28 Stücken Geschütz, welche rechts und links die Zugänge besetzten; links von Kesselsdorf, wo

der Boden in Fläche übergang, standen 12 Schwadronen Dragoner als Rückhalt, die übrige Reiterei war hinter der Schlachtordnung vertheilt. Sobald Leopold mit eigenen Augen diese Stellung des Feindes überschaut hatte, war er sogleich entschlossen, und befahl ohne Verzug den Angriff. Er war der Vorwürfe überdrüssig, und wollte in einem Hauptschlage zeigen, was seine Tapferkeit und Kriegskunst werth sei. In seiner soldatischen Kraftsprache verhieß er, jetzt wolle er in Sachsen einen Gestank ausgeben lassen, den man viele Jahre zu riechen haben solle. Die Truppen erhielten Befehl, in drei Treffen sich zur Schlacht zu ordnen. Dies mußte längs der feindlichen Stellung von deren linken Flügel her im wirksamsten Geschützfeuer geschehen, und wurde unter Kriegsmusik, die den dessauer Marsch spielte, mit strengster Ordnung und ruhigster Fassung ausgeführt. Um 2 Uhr Nachmittags erst war der Aufmarsch vollendet, und an dem kurzen Wintertage keine Zeit mehr zu verlieren. Leopold hatte sogleich erkannt, daß Kesselsdorf der Schlüssel der ganzen Stellung, und dessen Besitz für den Ausgang des Tages entscheidend sei; dahin richtete er demnach unverzüglich den vollen Angriff seines rechten Flügels. Indem die ganze Linie der Preußen mächtigst anrückte, setzte Leopold sich an die Spitze dreier Grenadierbataillons, unterstützt von dreien Bataillons seines Regiments, richtete laut gen Himmel das Gebet: „Lieber Gott, steh' mir heute gnädig bei, oder, willst du mir diesmal nicht beistehen, so hilf wenigstens auch dem Schurken von Feind nicht, sondern steh, wie's kommt!“ rief dann mit gezogenem Degen: „In Gottes Namen! Marsch!“ und führte den Angriff geradezu gegen die Spitze von Kesselsdorf. Unter dem General von Herzberg rückten die tapfern Grenadiere, mit entblößter Brust und scharf geschultertem Gewehr, bergan auf ungünstigem Boden, ohne einen Schuß zu thun, todverachtend gegen die Mündung der Kanonen vor. Furchtbares Kartätschenfeuer schlug verwüstend in ihre Reihen, nicht minder verderblich das Gewehrfeuer der feindlichen Grenadiere. Zu gleicher Zeit mußten der General von Lefwald mit Fußvolf, und der General von Gesler mit 3 Regimentern Reiterei gegen die linke Seite von Kesselsdorf vordringen, so daß der ganze Angriff einen Haken bildete. Mit größter Entschlossenheit, unter dem grimmen Zurufe Leopolds, erstiegen jene Bataillons die Höhe, und trachteten in das Dorf einzudringen; schon hatten sie 5 sächsische Kanonen, die vor dem Dorfe standen, stürmend genommen; aber der Hagel von Kugeln, der ihnen entgegenschlug, nahm ganze Reihen hinweg, der General von Herzberg fiel tödtlich getroffen, mit ihm eine Menge der besten Offiziere, und die zertrümmerten Schaaren wichen zurück; auf's Neue führte sie Leopold zürnend gegen die Batterien vor; reichlich färbte den Boden das Blut der

Preußen, welches der Frost in Eis verwandelte, daß noch 14 Tage nachher gefrorne Pfützen davon zu sehen waren; breite Oeffnungen in den Reihen zeigten erschreckend den mit jedem Augenblick furchtbar zunehmenden Verlust. Unaufhörlich schmetterte das feindliche Geschütz, dem das tapferste Fußvolf nutzlos zum Opfer fiel; das preussische Geschütz war theils noch zurück, theils wegen des ungünstigen Bodens nicht zu gebrauchen. Dem Feinde seinen Vortheil zu rauben, und Muth und Kräfte zu neuem Angriffe zu sammeln, zog Leopold seine Leute etwas rechts hin zurück. Dieses Zurückgehen geschah nicht in bester Ordnung; die Sachsen und Oesterreicher, den Sieg entschieden glaubend, vergaßen Kutowski's strengen Befehl, ihre angewiesene Stellung in keinem Falle zu verlassen, und stürzten, um die fliehenden Preußen zu verfolgen, Victoria rufend aus dem Dorfe hervor. Die österreichischen Grenadiere gingen an die Gefallenen zu plündern; das Regiment Kutowski kam vor die eigenen Batterien, und machte dadurch deren Feuer schweigen. Diesen Augenblick hatte Leopold erwartet, und benutzte ihn mit rascher Entschlossenheit. Als Rückhalt seiner 6 Bataillons war das Dragonerregiment Bonin aufgestellt; schleunig befahl er dem Obersten von Lüderitz, der dasselbe befehligte, in die getrennten Reihen des Feindes einzubrechen, und augenblicklich folgte die Ausführung. Dem Ungestüm des plötzlichen Reiterangriffs widerstand das über-raschte Fußvolf nicht, die Meisten wurden niedergehauen oder gefangen, die Uebrigen flohen verwirrt zurück. Mit dem gesamten Fußvolke des preussischen rechten Flügels stürmte Leopold hinterher, und drang nun von allen Seiten ungestüm in das Dorf ein, dessen er sich bemächtigte, ehe der Feind wieder zur Fassung kam; die Kanoniere wurden niedergemacht, das sämtliche Geschütz erobert; der General von Lefwald ließ die noch übrigen Truppen, welche Kesselsdorf vertheidigten, nach kurzem Gesecht das Gewehr strecken. Noch war der Sieg indeß unvollkommen. Leopold verlor keinen Augenblick. Er ließ den General von Gesler mit der Reiterei des rechten Flügels das Dorf in der linken Seite, gegen welche derselbe von Anfang seine Richtung gehabt, vollends umgehn, und über die 12 Schwadronen sächsischer Dragoner herfallen, welche hier als Rückhalt aufgestellt waren; sie wurden im ersten Anlaufe so heftig geworfen, daß sie nicht wieder, trotz aller Bemühung, konnten zum Stehen kommen. Unaufhaltsam drang jetzt der ganze preussische rechte Flügel aufrollend die Stellung der Sachsen hinab, warf Alles über den Haufen, was Widerstand leisten wollte, und trieb ganze Schaaren Flüchtiger vor sich her. Inzwischen hatte der preussische linke Flügel, unter dem Befehle des Prinzen Moriz von Dessau, mit dem Feinde über die Schlucht hinüber, welche zwischen beiden Schlachtordnungen trennend hinlief, ein heftiges Kanonen-

feuer gewechselt, da die unwegsame Schwierigkeit des Bodens jede weitere Unternehmung versagte. Als jedoch der Sieg auf dem rechten Flügel sich so glänzend entschied, wollte das Fußvolf des linken nicht mehr zurückbleiben. Unter dem fürchterlichen Kugelregen des feindlichen Geschüßes warfen sich zwei Regimenter, mit dem Gewehr zwischen den Beinen die jähen Wände der Schlucht hinabrutschend, in die Thaltiefe, nahmen das Dorf Böllmen, und stiegen auf der andern Seite, trotz Morast, Schnee und Gestein, den steilen Boden wieder hinan. Oben auf dem Rande angelangt, suchten sie schnell ihre gebrochenen Reihen herzustellen, und stürzten zu 30—60 Mann, wie sie eben ankamen, gegen das feindliche Fußvolf, welches, verwirrt und erschrocken über diesen unerwarteten Anblick, schon zu weichen begann. Zwei sächsische Reiterregimenter aber stürzten in vollem Rennen auf die noch ungeordneten preussischen Haufen an, deren Vernichtung in diesem Zustand unvermeidlich schien; doch schnell, in Folge der bewundernswürdigsten Zucht und Uebung, waren die Preußen geschlossen und schußfertig, ließen die feindliche Reiterei dicht heran, und gaben ihr dann ein so wohlgeführtes Feuer, daß Alles in schlemmigster Flucht umkehrte. Von allen Seiten drangen nun die Preußen siegreich vor, ihr Gewehrfeuer that die entseßlichste Wirkung; kein sächsisches Viereck hielt. Die gesammte sächsische Reiterei, etwa 50 Schwadronen, sollte sich entgegenwerfen, allein nichts war vermögend, nicht das Zureden der Generale, nicht das Beispiel des Herzogs von Weissenfels, der sich selbst an die Spitze stellte, diese Reiterei mit dem Gegen in der Faust zum Einhauen zu bringen; das Feuer einiger preussischen Batterien, welche nach unsäglicher Mühsal endlich bergan vorrückten, zersprengte sie vollends; in schrecklichster Unordnung wurde die Flucht allgemein. Der schnelle Einbruch der Nacht hemmte die Verfolgung, zu welcher auch unter den Generalen von Bredow und von Rochow die Reiterei des preussischen linken Flügels, die wegen der Hindernisse des Erdreichs bisher unthätig geblieben, noch zuletzt herangekommen war. Der Sieg war vollständig, die Preußen übernachteten auf dem Wahlplatze, Leopold im Dorfe Bemerich, sein Regiment in den rauchenden Trümmern von Kesselsdorf. Die Sachsen hatten 3000 Tode verloren und 7000 Verwundete, die größtentheils gefangen wurden, ferner 5 Fahnen und 3 Standarten, ein Paar Paulen und 48 Kanonen. Der Verlust der Oesterreicher war am wenigsten beträchtlich, die Nacht begünstigte ihren Rückzug, ehe der Angriff sie ganz erreicht hatte. Der preussische Verlust wurde zu 1600 Todten und 3400 Verwundeten angegeben, nach sächsischen Berichten aber betrug er weit über das Doppelte, und in der That dürfte jene Angabe zu gering sein. Leopolds Regiment hatte verhältnißmäßig am meisten

eingebüßt, er selbst hatte bei dem Sturm auf Kesselsdorf drei Kugeln durch den Rock bekommen. Seine Anordnungen zur Schlacht, die Unerfrorenheit des Angriffs und die rasche Umsicht und Entschlossenheit, mit welcher er inmitten des Kampfes die Bewegungen gelenkt, zeigten den erfahrenen Meister seines Faches, den vollendeten Kriegshelden. Aufrichtig bekannte er indeß, der General von Gessler habe durch seine Reiterangriffe den größten Theil an dem ruhmvollen Tagewerke. Leopold hatte Kesselsdorf allerdings gleich von Anfang mehr umgehen, und mit minderm Verluste den Feind in Seite und Rücken angreifen können, allein es war dazu keine Zeit mehr übrig, der Tag war beinahe vergangen, und Leopold fürchtete nur immer, mit dessen noch wenigen Stunden die Gelegenheit zur Schlacht und zum Siege theilen zu sehen.

Während Leopold die Schlacht von Kesselsdorf lieferte, harrete in Weissen voll peinlichster Ungewißheit der König auf Nachrichten. Man sah den Himmel feurig, man hörte den Kanonendonner. Friedrich ließ die Reiterei satteln, das Fußvolf in's Gewehr treten. Er schickte Streifparteien aus, um zu erkunden, was vorgehe, er ritt selbst mit einer Schaar Husaren weit auf der Straße von Dresden vor, mußte aber bald, wegen einbrechender Dunkelheit, nach Weissen zurückkehren. In der Nacht brachte ihm ein Offizier von Leopold die Siegesnachricht. Am folgenden Tage, den 16. December, rückte der König nun eiligst zu Leopold heran, und hierauf die vereinigte Heeresmacht auf beiden Ufern der Elbe gegen Dresden vor. Noch 4500 Gefangene und zahlreiches Geschütz fiel auf dem Wege dahin dem Sieger in die Hände. Am 17. beritt der König mit Leopold das Schlachtfeld, erstaunte über die bezwungenen Schwierigkeiten, und bedauerte zwar den Tod so vieler tapfern Krieger, doch pries er laut Leopolds herrliche Waffenthat, überhäufte ihn mit Lobsprüchen, verzieh ihm sein früheres Säumen, und unterließ nichts, was dem Ruhme des alten Feldherrn schmeicheln konnte. Jedem Stabsoffiziere des siegreichen Heeres ließ er 500 Thaler als Geschenk reichen, Leopolden selbst aber eine Summe von 50,000 Thalern. Noch viele andere Belohnungen und zahlreiche Beförderungen fanden Statt. Am 18. erfolgte der Einzug in Dresden, dessen Einwohner schaarenweise aus den Thoren geströmt waren, um das Schlachtfeld und die Preußen zu sehen. Der Hof war schon früher nach Prag geflüchtet; die österreichische Truppenmacht des Prinzen Karl von Lothringen befand sich zwar ganz in der Nähe, nahm aber mit den Ueberresten von Kutowski's Truppen den Rückzug in's Gebirge nach der böhmischen Grenze. Die Schlacht von Kesselsdorf entschied schnell den ganzen Krieg; der Plan der Verbündeten gegen Preußen war vernichtet, und der Frieden, an welchem schon lange gearbeitet worden, wurde schon

nach zehn Tagen, auf die Grundlage der hannöverschen Uebereinkunft, am 25. December 1745 zu Dresden glücklich abgeschlossen. Die preussischen Truppen räumten Sachsen, der König kehrte nach Berlin und Leopold nach Dessau zurück, wo er noch vor Ende des December eintraf.

An dem Schlusse seiner Laufbahn, wo sonst dem Greise sogar Besitz und Werth frühgewonnenen Verdienstes schwanke und unsicher zu werden pflegen, sah Leopold durch die herrlichste Kriegsthat sich mit neuem höchsten Gewinn des unbestrittensten Ruhmes gekrönt, die Schlacht von Kesselsdorf drückte sich als ein Siegel auf alle seine früheren Heldenthaten, und bekrundete zugleich seine Würdigkeit, als untergeordnetes Gestirn neben dem aufgehenden des königlichen Feldherrn noch zuletzt emporzustrahlen.

Aus:

„Leben des Generals von Seydlitz“.

Die Schlacht bei Zorndorf.

Die preussische Vorhut drang über Zorndorf hinaus, und eröffnete den Kampf durch wirksame Geschützfeuer gegen die rechte Eckspitze der russischen Aufstellung; die Bataillone, links an den Zabergrund gestützt, drangen muthig vor, und warfen die erste Linie des Feindes zurück. Die beiden Haupttreffen schlossen sich dieser Bewegung an, in schräger Richtung vorschreitend, mit versagtem rechten Flügel, der erst später am Gefechte Theil nehmen sollte. Fast alle Reiterei war unter Seydlitz Anführung auf dem äußersten linken Flügel aufgestellt, noch jenseits des Zabergrundes, der sie von dem Fußvolke, dem sie Unterstützung sein sollte, beim weiteren Vorgehen desselben mehr und mehr trennte; gleich im Beginn des Gefechtes erhielten aber drei Kürassierregimenter und bald darauf noch zwei Dragonerregimenter Befehl, sich auf den rechten Flügel hinzuziehen. Der König, welcher die ganze Truppenlinie übersehen konnte, bemerkte, daß die Reiterei nicht gehörig vorgehe, und sandte den Befehl, sie solle dem Fußvolke nachrücken. Allein Seydlitz wollte seine Reiter, für die es noch nichts zu thun gab, nicht unnütz dem feindlichen Kanonenfeuer aussetzen, und weigerte sich, selbst dem wiederholten Befehle des Königs zu folgen; er antwortete, es solle von der Reiterei nichts versäumt werden, er hoffe überall, wo und wann es noth thue, mit ihr zur Hand zu sein, und nach der Schlacht werde er sich rechtfertigen. Friedrich sandte nochmals, und ließ ihn wissen,

er werde es nach der Schlacht mit seinem Kopfe zu verantworten haben, worauf Seydlitz ruhig erwiderte: „Sagen Sie dem Könige, nach der Schlacht steht ihm mein Kopf zu Befehl, in der Schlacht möge er mir aber noch erlauben, daß ich davon für seinen Dienst guten Gebrauch mache.“ Im Vorrücken hatte jedoch das preussische Fußvolk die befohlene Linie nicht gehörig eingehalten und die linke Flanke, welche dem Zabergrunde angelehnt bleiben sollte, dem feindlichen Feuer bloß gegeben; das Vortreffen fand sich in seinem Angriffe nicht unterstützt, indem das Fußvolk, welches hinter ihm nachfolgen sollte, neben ihm in dieselbe Linie eingerückt war; so vermochten denn die wenigen Bataillone die zweite russische Linie nicht gleich der ersten zu werfen; im Gegentheil, der Feind, in dichten Massen aufgedrängt, fühlte seine Uebermacht und ersieht seinen Vortheil; das russische Fußvolk bricht mit großem Geschrei hervor, wirft das preussische zurück, und die russische Reiterei stürmt in diesem Augenblicke rasch heran, und vermehrt die Verwirrung, die schnell über den linken Flügel der Preußen sich ausbreitet und ganze Bataillone zur Flucht fortreißt; die Russen nehmen 26 Kanonen und verfolgen ihren Sieg. Seydlitz aber, der mit 31 Schwadronen jenseits des Zabergrundes hält, hat mit scharfem Aug' und Urtheil den Gang des Gefechts beobachtet; der Befehl des Königs, das feindliche Fußvolk, sobald es erschüttert zu weichen anfänge, mit allem Nachdruck anzufallen, findet sich durch die Nothwendigkeit überboten, den siegtrunkenen und auch hier und da schon ordnungslos vorrückenden Feind zu hemmen, und den auf dieser Seite fast verlorenen Kampf herzustellen. Mit heller Einsicht erkennt er die Größe des Augenblicks und seiner Aufgabe, mit Ruhe ordnet er seine Mittel, mit der Sicherheit des Meisters schreitet er zur Ausführung. Schon ist er mit seinen Schwadronen näher herangerückt, einige Stellen des Zabergrundes, wo Reiterei durchzudringen vermag, sind aufgefunden, im schnellen Fluge ziehen die Schaaren hinüber, stehen drüben gleich wieder schlagfertig und auf das gegebene Zeichen stürzt Alles mit verhängtem Zügel dem voranstürmenden Führer nach. In seiner künftigen Besonnenheit hatte er den Angriff gleich zwiefach geordnet; er selbst, an der Spitze zweier Husarenregimenter und seines Kürassierregiments, fällt mit erhobenem Säbel in die russische Reiterei, die von dem ungeheuren Stoße zerfliehet, in die sumpfigen Wiesengründe versprengt und auf der Flucht niedergemacht wird; die Gardedivision und Gensd'armen aber wenden sich gegen das russische Fußvolk, das unter den preussischen Klingen blutet, von den Rossen zertritten wird, aber nicht weicht, sondern hartnäckig im Kampfe beharrt. Seydlitz überläßt die russische Reiterei ihrer wilden Flucht, und greift mit seinen wieder schnell geordneten Schwadronen nun gleichfalls das feindliche Fußvolk an. Zu gleicher Zeit

brechen 15 Schwadronen hervor, die hinter dem preussischen linken Flügel nachrückten, und 2 Dragonerregimenter, die vom Könige nach dem rechten Flügel beordert waren, und schon im vollen Trabe durch das brennende Zornsdorf eilten, jezt Gegenbefehl erhalten, und gleichfalls in diesen Kampf geworfen werden, der einer der blutigsten und verzweifeltsten ist, die jemals zwischen Reiterei und Fußvöll gestritten worden. Die Russen schaaren sich in dichte Klumpen, aus denen kein Entweichen, in denen keine Schonung möglich ist, die Getödteten und Verwundeten stürzen, aber die Stehenden rücken immer auf's Neue dicht zusammen, und nähren die Wuth des Kampfes mit ausdauernder Gegenwehr. Husaren von Zietzen dringen in solche Klumpen ein, werden darin umzingelt, und müssen sich mit größter Anstrengung wieder herausheulen. Endlich aber siegt dennoch der Grimm und die Kraft der preussischen Reiter, ganze Massen des Feindes werden vertilgt, die runden Ungeheuer, in welche die zerstörten Ordnungen sich aufgeschaart, erliegen dem Schwerte, Tausende bedecken den Boden, wenige letzte Haufen fliehen, und in dem ganzen Raum zwischen dem Zaber- und dem Galtengrunde steht kein Feind mehr. Hinter dem Galtengrunde jedoch steht die russische Hauptstärke noch unerschüttert, und durch die sumpfige Tiefe gegen den Reiterangriff geschützt; ihrem nahen Feuer würde Seydlitz seine Reiter nutzlos bloßstellen, sie müssen ohnehin nach so furchtbarem Kampfe sich sammeln, ordnen, erholen, und er führt sie zu diesem Zweck hinter Zornsdorf zurück, wo er die Regimenter alsbald in neue Bereitschaft setzt, und aufmerkamen Blickes die weitere Entwicklung der Schlacht abwartet.

Seit 9 Uhr Vormittags hatte der Kampf auf dieser Seite begonnen, und es war jezt ungefähr 1 Uhr, als hier die Erschöpfung beider Theile einen kurzen Stillstand gebot. Das Fußvöll des preussischen linken Flügels war unfähig, sogleich wieder zum Angriff vorzugehen, und der König beschloß, den durch Seydlitz und seine Reiter so kühn als unerwartet errungenen Vortheil zu verfolgen, und den bisher zurückgehaltenen rechten Flügel in den Kampf zu führen. Das Geschütz dieses Flügels rückte vor, und beschloß die zwischen dem Dorfe Zicher und dem Galtengrunde noch stehende russische Schlachtordnung, gegen welche bald auch wieder die Batterien des linken Flügels ihr lebhaftes Feuer richteten. Die Kanonen des rechten Flügels waren aber unter zu schwacher Bedeckung der nachrückenden Linie zu weit vorausgegangen, russische Reiterei überfiel sie, bemächtigte sich ihrer, und warf sich alsdann mit Ungestüm auf das Fußvöll. Hier aber standen die Kerntruppen des Königs, die er aus Schlesien mitgebracht hatte, sie schlugen den Anfall muthig zurück, und bald auch trabte die preussische Reiterei dieses Flügels heran, warf die feindliche, und verfolgte sie bis über Zicher hinaus.

Hierdurch war das Geschütz wieder befreit, und die ganze Linie der Preußen bewegte sich auf's Neue vorwärts. Allein die Russen konnten bei ihrer Ueberzahl den Kampf immer noch mit frischen Truppen aufnehmen, und die Niederlage eines Theiles ihrer Reiterei hinderte nicht, daß ein anderer sogleich wieder hervorbrach, und den linken preussischen Flügel mit Ungestüm angriff. Die ersten Bataillone, noch erschüttert vom früheren Unfall, erwarteten den Stoß nicht, und ihre Flucht riß die Uebrigen mit fort; 13 Bataillone, welche bei Groß-Zägerndorf rühmlich gekämpft hatten, hier aber von plötzlichem Schrecken erfaßt wurden, flohen in völliger Auflösung gegen Wiltersdorf; die Stimme der Befehlshaber wurde nicht gehört, die Gegenwart des Königs vermochte nichts, und das Beispiel seiner auch diesmal standhaften schlesischen Bataillone blieb vergebens. Keine frischen Truppen waren heranzuführen, alle standen im Feuer, und die große Lücke, welche diese unerwartete Flucht riß, schien dem Feinde den Weg des Sieges unwiderruflich geöffnet zu haben. Aber die Ehre und der Vortheil dieses blutigen Tages sollten dennoch für Preußen gerettet werden! Seydlitz hält hinter Zornsdorf an der Spitze seiner Reiterei, die nach allen Mühsalen und Thaten dieses Tages noch unverdrossen und gespannt neuer Vollbringungen harret. Er hat 61 Schwadronen vereinigt, die Gefahr des Augenblicks entgeht ihm nicht, er muntert die Truppen auf. „Kinder, folgt mir!“ ruft er ihnen zu. „Wir folgen,“ antworten ihm die vertrauensvollen Krieger; sein Befehl erschallt durch die Reihen, sein Beispiel leuchtet voran, und diese ganze Reitermasse wirft sich in jene Lücke, und stürmt im vollen Rennen auf den Feind, der, durch sein eignes Vorrücken schon zerrüttet, solchen Anfall nicht besteht; die russische Reiterei flieht in größter Verwirrung, und wird über das Schlachtfeld hinaus in die Moräste bei Quartschen gejagt. Jezt führt der König den Kern seines Fußvolks vom rechten Flügel gegen den russischen linken, durchbricht dessen Linien, findet aber immer neuen Widerstand, und die Tapferkeit der Russen macht jeden Augenblick das Gefecht wieder zweifelhaft. Da wendet sich Seydlitz von der Verfolgung, läßt seine Schwadronen, die er schnell auf's Neue geordnet, links um schwenken, und stürzt mit aller Hefigkeit in die feindlichen Fußvölker. Kartätschen- und Gewehrfeuer schmettert entgegen, doch seine Reiter wanken nicht, sie dringen mitten in den Feind, und ein furchtbares Gemisch entsteht, wo Reiterei und Fußvöll beider Theile in wildem Gemenge sich, Schonung nicht gegeben noch gefordert wird, und zuletzt doch die Kriegsgeliebten Preußen, deren Tapferkeit leichter sich wieder ordnet und einigt, den hartbesrittenen Sieg behaupten. Gegen 8 Uhr Abends war der Feind im vollen Zurückweichen, seine ungeordneten Haufen zogen theils gegen die Wiegel, wo sie die Uebergänge zerstört fanden,

theils hinter Zornsdorf und in die Haide von Dreiwitz, nur auf dem Fuchsberge, zwischen dem Gallengrunde und dem Zabergrunde, hielt noch eine freitbare russische Schaar von allen Waffen, die sich unter dem General Demitoff wieder gesammelt hatte. Der König ließ sie in der Front und in der rechten Flanke angreifen, jedoch erfolglos, sein Fußvolk war erschöpft und verschüchtert, einige Bataillone, vom russischen Geschütz erreicht, wandten sich abermals zur Flucht, andre blieben im Gallengrunde mit Plünderung beschäftigt; die Reiterei war durch den sumpfigen Boden gehemmt. Erst in der Nacht verließ Demitoff seine Stellung. Die russischen Streitkräfte waren indeß am folgenden Tage noch bedeutend genug, um eine Neuernung des Kampfes zu wagen, der sich aber auf einiges Geschützfeuer und einen verfehlten Reiterangriff beschränkte, nach welchem das russische Heer in der Nacht zum 27. August seinen Rückzug gegen Landsberg antrat. So verblieb den Preußen die Ehre und der Vortheil dieses denkwürdigen Kampfes, der in mehreren seiner Wendungen ihnen verderblich zu werden drohte, und dessen endlicher Erfolg nur mit den größten Opfern errungen war; sie hatten an Todten und Verwundeten fast 12,000 Mann, unter diesen 324 Offiziere, verloren. Der Verlust der Russen war größer, doch bei ihrer Uebersahl minder fühlbar, er betrug über 21,000 Mann und darunter 941 Offiziere; Gefangene gab es wenige, und fast nur Schwerverwundete, da Muth und Erbitterung auf beiden Seiten während der Schlacht kein Leben schonten. Die Preußen hatten 26 Kanonen verloren, dagegen 103 Stücke russisches Geschütz erobert, und 27 Fahnen und Standarten genommen, jener Verlust war zunächst dem Fußvolk anzurechnen, dieser Gewinn aber hauptsächlich der Reiterei zu danken, welche hier abermals auf dem Gipfel ihres Ruhmes in ihrer kraftvollsten Entscheidung erschienen ist, und nach den Tagen von Roßbach und Zornsdorf in aller neuern Geschichte keinen ähnlichen zu nennen hat. Sie hatte jeden Preis errungen, den des Muthes, des Angestüms, der Ausdauer; mit jeder Waffengattung war sie im Kampf gewesen, gegen jede siegreich geblieben, und jede Probe hatte sie doppelt und dreifach geleistet. Keine Schwadron hatte gewankt, keine gesauert, kein Angriff mißlang, keiner war fruchtlos, sondern nothwendig, wohlthatig und entscheidend jeder. Im Glanze des Sieges strahlte vor Allen Seydlitz, dessen Name mit Begeisterung genannt wurde. Nach der Schlacht umarmte der König den Reiterhelden, dankte ihm in den gnädigsten, rührendsten Ausdrücken, und sagte in der unwiderstehlichen Annuth, die er seinen Worten voll Hoheit und Innigkeit zu geben wußte: „Auch diesen Sieg hab' ich ihm zu danken.“ Seydlitz aber im Gefühl der Anerkennung fremden Verdienstes mit dem Könige wetteifernd, rief bewegt: „Nicht mir, allergnädigster König! sondern den braven Leuten, die ich anführte, Ew. Majestät Reiterei

hat den Sieg erkämpft, und sich der größten Belohnungen werth gemacht; vor allen der Rittmeister von Wakenitz, der wie ein Löwe gekämpft und die größten Thaten verrichtet hat.“ Wakenitz war nämlich an diesem Tage ältester Schwadronsführer an der Spitze des Regiments Gardedükors, welches besonders im Uebervölligen des russischen Fußvolks den unerschrockensten Muth und beispiellose Kraft gezeigt hatte. Der König ernannte ihn sogleich zum Oberstlieutenant, und die beiden andern Schwadronsführer desselben Regiments, von Bosadowski und von Schäkel, zu Majors. Noch viele andere Offiziere, die Seydlitz zu Belohnungen vorschlug, erhielten Beförderung, andere den Verdienstorden, die Ausgezeichnetsten beides. Noch auf dem Schlachtfelde traf den König mit seinen Generalen der großbritannische Gesandte Sir Andrew Mitchell, der ihn im Kriege begleitete, und begrüßte ihn mit den Worten: „Der Himmel hat uns einen schönen Tag gegeben;“ der König aber, noch ganz erfüllt vom thatfächlichen Eindruck, zeigte auf Seydlitz und sagte: „Ohne diesen da würde es schlecht mit uns aussehen.“ Es wird erzählt, Seydlitz habe die Beförderung des Rittmeisters von Wakenitz, welchen der König auf jene Empfehlung sogleich zum Major ernannt hatte, nicht genügend gefunden, worauf ihn der König auch noch zum Oberstlieutenant gemacht; als jedoch auch hie-mit Seydlitz nicht zufrieden gewesen, und noch ferner in den König gedrungen sei, habe dieser mit einiger Ungeduld ausgerufen: „Ich werde ihn doch nicht zum General machen sollen!“ Die Verschiedenheit des Standpunktes erklärt in solchen Fällen hinlänglich den Unterschied der Beurtheilung, ohne daß man deshalb auf der einen Seite übertriebene Forderung oder auf der andern unbillige Kargheit anzunehmen braucht; wir finden hier, sowohl Seydlitz als den König, jeden in seiner ihm zuständigen Weise, und der Groll, welcher in Betreff des Empfohlenen späterhin erwuchs, hat wenigstens hier noch keinen Grund.

Das Ende des siebenjährigen Krieges.

Die Schlacht von Freiberg war die letzte des siebenjährigen Krieges, und schloß denselben für die preussischen Waffen auf das Ruhmvollste. In Anordnung dieser Schlacht hatte Prinz Heinrich, in Ausföhrung derselben Seydlitz das Hauptverdienst, wie auch jener laut anerkannte, und unter den Geschichtsschreibern Warneke unumwunden sagt. Beachtenswerth ist hiebei noch, daß Seydlitz, wie überhaupt in diesen letzten Feldzügen, so auch in dieser Schlacht

nicht mehr bloß als Reitergeneral erscheint, sondern mehr als Kriegsführer im Allgemeinen, ja sogar im Gegensatz jenes eigensten Berufes, an der Spitze des Fußvolkes anstürmend gegen Fußvoll. Er beweist sich hierdurch in der That als Feldherr, der nicht einer bestimmten Waffe angehört, sondern dem alle Truppengattungen brauchbar sind. Allein, wie gewiß er dieser höheren Sphäre einzurechnen sei, so bleibt doch zu erkennen, daß er nur vermittelt der Vollendung, die er als Reitergeneral besitzt, in sie hineinragt, und daß er seine glänzendste Erscheinung als dieser gefunden hat. Wie groß auch sein Verdienst in diesen letzten Feldzügen zu erachten, wie unentbehrlich solches Heldendasein überhaupt gewesen sei, damit hier die preussische Sache nur habe können erhalten und getragen werden, immer muß dies Spätergeleistete gegen das Frühere um Vieles zurückstehen, und den Seydlitz, der bei Rossbach und bei Zorndorf an der Spitze seiner Reitergeschwader wie ein zürnender Kriegsgott über das Schlachtfeld stürmt, und die Schicksale des Tages im Augenblicke feststellt, diese leuchtende Glanzgestalt sehen wir freilich darauf nicht mehr. Irrig hat man der Voraussetzung Raum gegeben, er sei nicht mehr an Kraft und Feuer derselbe gewesen, wie seinen Körper habe auch seinen Muth und Geist die erschlaffende Krankheit gehemmt. Wir sehen aber im Gegentheil überall, wo es Anstrengung und Entschlossenheit gilt, ihn sowohl in den letzten Kriegseignissen, als in der nachherigen Friedenszeit, vollkommen rüstig und bewährt. Der wahrnehmbare Unterschied erhält seinen Aufschluß von andrer Seite her. Nicht der einzelne Feldherr, der ganze Krieg war herabgekommen, der Kern des preussischen Heeres hingerafft, der Werth und selbst die Zahl der früheren Streiter nicht mehr aufzubringen, der König selbst im unlöslichen Ringen gegen die Uebermacht fast erschöpft; die großen Schlachten lieferte nur noch die Noth; die Gelegenheiten, in welchen Seydlitz geleuchtet hatte, konnten nicht wiederkehren. Dem ist schon viel vergönnt, der ein- oder zweimal im Leben zeigen kam, was er zu leisten fähig ist; da dies Vielen stets verjagt bleibt.

Seydlitz nach dem Kriege.

Wie unter dem alten Dessauer die kleine Wiese bei Halle der Lehrboden des preussischen Fußvolkes geworden war, so wurde jetzt Orlau die Pflanzschule der preussischen Reiterei. Sein eigenes Regiment erhob sich als das Vorbild aller andern. Von der geringsten Uebung der Waffen, dem kleinsten Anfange des Reitens, bis

zu dem vollständigsten Felddienste und den wichtigsten Ausführungen im Großen, war Alles von ihm streng angeordnet, genau beaufsichtigt, in folgerichtigem Zusammenhang erhalten. Das ganze Regiment, Gemeine und Offiziere, ritt in gleichmäßiger Weise, nach einer und derselben Vorschrift, rasch, leicht, gewandt, mit größter Kühnheit und Sicherheit. In der heftigsten Bewegung mußte der einzelne Reiter und ganze Schwadronen die vollkommenste Gewalt über sich haben, jedem Wink des Befehls augenblicklich folgen können, den vollen Ungestüm der Rosse loszulassen und zu beherrschen wissen. Die Verwegenheit des Reiters wurde bis zur Tollkühnheit getrieben und kein Unglücksfall geachtet. Die Einweihung der Reulinge geschah durch harte Prüfungen. Kam ein rüstiger Bursche als Rekrut, oder trat ein derber Junker ein, — denn mansehnliche und schwache fanden gar nicht Aufnahme, — so wurden sie auf ungezähmte Pferde gesetzt und mit diesen im Dahinrennen über Stod und Stein dem Schicksal preisgegeben; wer den Hals brach oder sonst zu Schaden kam, von dem war weiter nicht die Rede; wer diese erste wilde Probe bestand, und sich fest und unverzagt blieb, der wurde zu geregelten zugelassen. Hieraus ergab sich bald, daß im Regimente, und besonders in der ersten Schwadron, nur die erlesensten, muthigsten Reiter zu sehen waren, und jeder Gemeine im stolzen Bewußtsein seines Werthes die Art und das Ansehen eines Offiziers hatte, dem Offiziercorps aber kein anderes zu vergleichen war. Wie weit der Meister seine Jünger in kriegsräthlichen Kenntnissen gebracht, zeigt folgendes Beispiel, dem fast jeder Tag ähnliche zur Seite stellen konnte. Der König hatte eine Anzahl Reiteroffiziere der märkischen Inspektion nach Orlau geschickt, um Seydlitzens Exercierart sich anzueignen. Der General ließ erst sie ihre Künste darthun, und gab ihnen eine Schwadron zu exercieren, allein es ging schlecht, und er endete den Versuch alsbald, indem er ihnen zugleich ankündigte, am andern Tage wolle er ihnen zeigen, wie Reiterei exercieren müsse. Er führte seine Leibschwadron persönlich an, und hatte ihr für diesen Tag seine besten Offiziere zugetheilt. Die Schwadron hielt auf dem Markte, dort wurde das Gewehr aufgenommen, dann zu Dreien rechts abgebrochen, und im Trabe auf den Exercierplatz marschirt. Hier wurden alle möglichen Uebungen im schnellsten Tempo durchgemacht, und darauf im Trabe wieder abgezogen. Anstatt aber gleich in die Stadt zurückzukehren, führte Seydlitz seine Reiter in den Orlaufluß hinein, ließ im Wasser die Schwadronen formiren, dann wieder zu Dreien abbrechen und so zum Marktplatz reiten, wo in Zügen aufmarschirt und mit diesen dann wieder in der Art eingeschwenkt wurde, daß der vierte und dritte Zug zwischen das Rathhaus und die linke Häuserreihe, der zweite Zug zwischen Rathhaus und Hauptwacht,

und der erste Zug zwischen diese und die rechte Häuserreihe zu stehen kam. Nun ließ er in gestrecktem Laufe die Schwadronen formiren, vorrücken, und als er Halt rief, stand die Schwadron geschlossen und gerichtet vor seinem Quartier. Die fremden Offiziere staunten und bewunderten; solche Schnelligkeit und Meisterschaft war nie gesehen worden, jede Bewegung war vollständig gelungen. Da lächelte Seydlitz vergnügt und sagte: „Meine Herren, ich habe Ihnen zeigen wollen, was Reiterei zu leisten vermag, wenn Fleiß und guter Wille da ist.“ Er dankte seinen Offizieren für ihre Aufmerksamkeit, und gab den Kürassieren zur Belohnung einen Ball, bei welchem es an keinerlei Bewirthung fehlen durfte.

Die schönsten und tüchtigsten Jünglinge aus den vornehmsten Häusern des In- und Auslandes drängten sich zu diesem Regiment, und da die beschränkte Zahl der Offizierstellen für die Menge nicht ausreichte, so mußten Viele sich begnügen, nur als Freiwillige einzutreten. Die jungen Edelleute, reich ausgestattet, kraftvoll und eifrig, wetteiferten in strengen Leistungen, die leicht wieder zu einer Art Leppigkeit wurden; der Ruhm, die schönsten Pferde zu haben, stellte sich neben den, sie am kühnsten und geschicktesten zu gebrauchen, der Glanz und Schmuck einnehmender Erscheinung neben dem ehrbaren Stolz kriegerischer Haltung. Der maßigende Zügel, welchen der Krieg durch seine Gefahren und Zwecke dem Uebermuth auferlegt, fehlt im Frieden, und dieselben Kräfte, welche die vortrefflichsten sind, werden hier oft als die tadelnswürdigsten erscheinen müssen; Auszeichnung und Vorzug werden auch in eitlem Prunk, in starker Uebertreibung, in wilder Ausgelassenheit gesucht. Die Offiziere von Seydlitz blieben in dieser Art nicht zurück, allein entgingen auch hierbei harter Strenge nicht, die sie zum Theil freiwillig übernahmen. Da man auf knappe, enganliegende Bekleidung hielt, so wurde keine Pein gescheut, um sich in diese einzuzwängen. Die Uebertreibung wird durch die Sage bezeichnet, welche scherzhaft-spöttisch erzählt, daß die Seydlitzschen Offiziere, um ihre ledernen Beinkleider anziehen zu können, in die naßaufgehängten hineinsteigen, und dann darin hängend, stundenlang abwarten mußten, bis sie völlig in diese Behautung hinabgesunken waren, die dann freilich, nachdem sie auf dem lebenden Körper trocken geworden, diesem wie angegossen war, und jede schöne und kraftvolle Form zeigte. Wir geben die Sage, wie sie noch umgeht, und lassen dahingestellt, ob ein oder mehrere Beispiele solchen Verfahrens jemals vorgekommen. Daß in Ohlau nicht alles Stüßbasse vermieden, sondern durch Seydlitz manches der Art geduldet, ja sogar veranlaßt worden, ist aus mancherlei Nachrichten, wie auch aus seinem Charakter mit Grund anzunehmen.

Die kühnen Reiterübungen, welche Seydlitz auch für seine Person fortsetzte, und bei denen er selber Alles wagte und ausführte, was er seinen Untergebenen zu leisten auflegte, ließen nicht immer glücklich für ihn ab. Er hatte im Jahre 1765 bei Lissa, wo der König Truppschau hielt, den Unfall, mit dem Pferde so gefährlich zu stürzen, daß er im ersten Augenblicke für todt gehalten wurde, und längere Zeit ohne Bewußtsein blieb. Der König kam schleunigst herbei, stieg vom Pferde, und freute sich der Nachricht, daß wieder Lebenszeichen sichtbar würden, er ließ seinen eigenen Wagen aus dem Hauptquartier herbeischaffen, und sandte einen Pagen nach Breslau, um den berühmtesten Arzt von dort zu holen. Als der Zustand wieder Hoffnung gab, aber dennoch mit Gefahr verbunden blieb, und Seydlitz zwar aufblickte, jedoch nicht sogleich die Sprache wieder finden konnte, wurde der König so gerührt, daß er sich wegzwenden mußte. Er fand sich sodann jeden Tag, den er noch hier verweilte, persönlich zur Nachsorge ein, wie es dem Kranken ergehe, besprach mit den Ärzten umständlich die Bedeutung des Falles und die Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Mittel, und empfahl, als er weggehen mußte, noch scheidend die fürsorglichste Behandlung. Seydlitz genas bald wieder, ließ aber durch seinen Unfall sich nicht abschrecken, sondern trieb sein verwegenes Reiten nach wie vor. Er wiederholte sogar die Wagstücke seiner Jugend, und ritt als General, wie sonst als Page, zwischen umlaufenden Windmühlensügeln durch; sein Gefolge that es ihm dann sogleich nach. Einst traf er in der Gegend von Ohlau beim Spazierreiten auf eine Halbkutsche, die sehr langsam im Sande hinfuhr, ein Landprediger und dessen Frau saßen darin; Seydlitz betrachtete das Fuhrwerk, dessen Vordertheil sehr gestreckt war, und also zwischen Kasten und Kutscherbock einen ziemlichen Raum gab; der muntre Reiter besinnst sich nicht, gibt seinem Pferde die Sporen, und setzt über den Wagen hinaus, alle seine Begleiter ebenso hinter ihm drein, zum großen Schrecken der darin Sitzenden, die aber ganz unbeschädigt blieben. Wer sich selbst in dieser Art nicht schonte, von dem war auch für Andere keine zarte Besorgniß zu erwarten. Jeder Gefahr zu Pferde mußte der entschlossene Reiter unverzagt entgegensehen, und nur sie zu überwinden streben, nicht aber sie vermeiden. Die Unglücksfälle häuften sich, allein Seydlitz achtete ihrer nicht, sondern hielt sie für Opfer, die der Kriegsdienst auch dem Frieden auferlege. Als der König ihn einmal fragte: „Seydlitz, wie kommt es, daß bei deinem Regimente so viele Leute den Hals brechen?“ antwortete er: „Ow. Majestät dürfen nur befehlen, und es soll nicht wieder kommen, aber ich bin dann auch außer Schuld, wenn das Regiment gegen den Feind nichts ausrichtet.“ Die Wittlerin von Schlabrendorf, welche ihre Angst nicht verhehlte, daß

ihr Sohn durch das tolle Reiten, von dem sie mit Entsetzen hörte, ein Unglück nehmen könnte, tröstete er auf andere Weise: „Ihre Excellenz können ruhig sein,“ sagte er, „einen Kornet und eine Kaze kann man vom Thurme herabwerfen, sie brechen nicht gleich den Hals.“ Die Jagd gab noch besondern Anlaß zu mannigfachen Fährlichkeiten, denen sich Niemand ohne Schande entziehen durfte; den jüngern Offizieren war es so reizend als ehrenvoll, daran Theil zu nehmen; nächst schönen Pferden hielt man gute Jagdhunde in hohem Werth; die des Generals waren so abgerichtet, daß sie auf's Pferd apportirten. Im Schießen mit der Wülfe und mit Pistolen, worin Seydlitz sowohl zu Fuß als zu Pferde die größte Fertigkeit hatte, wurde gleicherweise Vieles gewagt, das Leben in die Geschicklichkeit der eigenen oder fremden Hand gesetzt; es wird versichert, Seydlitz sei ebenso erbötig gewesen, einem guten Schützen einen Thaler als Zielscheibe zwischen den Fingern hinzuhalten, als selber darauf zu schießen. Dem Glöckner in Dhlau, der eine kleine am Rathhause hängende Glocke täglich dreimal läuten mußte, schoß er von seinem Fenster aus nicht selten den Strick entzwei; Thonpfeifen, in die Erde gesteckt, pflegte er zu kleinen Stücken nach und nach abzuschießen.

Die Schlacht bei Waterloo.

— Wellington hatte zum 17. früh sein Heer bei Quatre-Bras zusammengezogen, und dachte den Feind diesen Tag in Gemeinschaft mit Blücher anzugreifen, von dessen Rückzug er noch nichts erfahren hatte; seine Offiziere, die seine Vorschläge deshalb an Blücher bringen sollten, fanden auf der Straße von Quatre-Bras nach Sombref den Feind, und erfuhren, daß ein Adjutant Blüchers in der Nacht auf dieser Straße getödtet worden war. Nach zufällig erlangter Gewißheit über den Ausgang der Schlacht von Ligny und den Rückzug Blüchers nach Wavre sah Wellington sich bei Quatre-Bras dem Angriffe der gesamten Nacht Napoleons ausgesetzt, und beschloß daher gleichfalls abzuziehen, um wieder mit Blücher näher zusammenzutreten; ob dieser in der nächsten Zeit im Stande sein würde, eine zweite Schlacht zu liefern, war völlig ungewiß. Im Verneinungsfalle wurde ein weiterer Rückzug gegen Antwerpen nöthig, und Brüssel mußte dem Feinde überlassen werden. Jedoch schon um 9 Uhr Morgens empfing Wellington von Blücher aus Wavre eine Botschaft, worin derselbe zum neuen An-

griffe nur so viel Zeit verlangte, als nöthig sei, seinen Truppen Patronen und Lebensmittel auszutheilen. Hierauf zog Wellington im Laufe des Tages in die Stellung von Mont-St. Jean zurück, vorwärts von Brüssel, von dieser Stadt nur durch den Wald von Soignes getrennt. Hier wollte Wellington das Heer Napoleons zur Schlacht erwarten, so ließ er Blücher wissen, im Fall dieser versprochen könnte, mit zwei preussischen Heertheilen zur Unterstützung einzutreffen; Blücher antwortete, nicht mit zweien Heertheilen nur, sondern mit seinem ganzen Heere werde er am 18. über St. Lambert herandrücken, um an diesem Tage den Angriff Napoleons mitzubestehen, oder denselben am folgenden Tage mit Wellington vereint selbst anzugreifen. — — — Zwischen den beiden Feldherren wurden die näheren Verabredungen genommen, und demnach Alles für den nächsten Tag vorbereitet. Blücher befahl, die Truppen sollten vor ihm in Parade vorbeimarschiren, um Sinn und Gemüth, in Uebung strenger Genauigkeit und im Stolz kriegerischer Haltung von den Eindrücken der letzten Unfälle vollends zu reinigen.

Napoleon hatte am 17. früh das Schlachtfeld von Ligny beritten, und nachdem er in Erwartung näherer Angaben, welche seinen Entschluß bedingen möchten, lange geögert, gegen Mittag den Marschall Grouchy mit den Heertheilen von Vandamme und Gerard und der Reiterei der Generale Pajol und Exelmans, zusammen über 32,000 Mann, von Ligny zur Verfolgung der Preußen abgeordnet, und wandte sich dann mit seiner Hauptstärke links nach Quatre-Bras, um nun auch die Engländer heftig anzugreifen. Diese hatten bloß eine starke Nachhut dem Marschall Ney gegenüber zurückgelassen, die den Feind verzögerte, doch ohne den Angriff selbst abzuwarten, sondern in der Richtung von Brüssel abzog. Dahin folgte Napoleon mit allen seinen Truppen voll Eifer und mit größter Anstrengung. Es hatte die Nacht geregnet, und regnete immer fort, der Boden war bald völlig durchweicht, die schwarze Erde löste sich in zähe Flüssigkeit auf, und mit unsäglichem Beswerden kam das Heer, auf der schlammigen Straße, und in den alsbald unter den Hufen der Pferde grundlos gewordenen Getreidefeldern, nur langsam fort. Bei Genappe hielt die englische Reiterei ernstlich Stand, und setzte erst nach hitzigem Gefecht ihren Rückzug fort. Erst am Abend gelangte der französische Vortrab an die englische Stellung von Mont-St. Jean, die sogleich, aber vergeblich, angegriffen wurde. Die Nacht brach herein, und machte dem Gefecht ein Ende. Furchtbare Regengüsse strömten diese Nacht vom Himmel; die Truppen litten unbeschreiblich, die Thiere versanken im Koth, Geschütz und Wagen schienen kaum fortzubringen. Am folgenden Morgen, den 18. Juni, waren die Franzosen sehr über-

rascht, den Feind, welchen sie unter Begünstigung der Nacht über Brüssel hinaus abgezogen glaubten, unverrückt in derselben Stellung, wie am vorigen Abend, vor sich zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellingtons ganzes Heer auf der Anhöhe von Mont-St. Jean schlagfertig ihm gegenüber hielt. Der rechte Flügel, von Lord Hill befehligt, stand rechts der Straße von Nivelles, und erstreckte sich in der Richtung von Brain-la-Neuve. Die Mitte, unter dem Prinzen von Oranien, hielt die Strecke zwischen den beiden Straßen von Nivelles und von Charleroy, und, vorwärts dieser Stellung, rechts das Vorwerk Hougomont in einem Wäldchen, und links den Meierhof la Haye-sainte besetzt. Der linke Flügel, unter dem General Picton, stand zwischen der Straße von Charleroy und den Dörfern Papelotte und la Haye bis gegen Frichemont. Die Schlachtordnung war in zwei gedrängten Treffen; die Reiterei, als drittes Treffen, stand in der Vertiefung, welche hinter der Anhöhe hinzog; Wellington hatte sein Hauptquartier rückwärts in Waterloo, am Ausgange des Waldes von Soignes. Die sämtlichen Truppen betrugen etwa 68,000 Mann; mit 18,000 Mann stand der Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, um die rechte Flanke des Heeres, welche durch eine Scheinbewegung Napoleons bedroht war, zu decken. Napoleon ordnete sein Heer auf der Anhöhe von Bellealliance zum Angriff. Aber nur mühselig und langsam trafen auf durchweichtem Wege und Felde die Truppen ein; einzelne Regenschauer fielen noch von Zeit zu Zeit, der Boden erschwerte jeden Fortschritt. Erst um Mittag konnte Napoleon den Befehl geben, zum Angriff vorzurücken. Der zweite Heertheil, unter dem General Reille, wandte sich links, der erste, unter dem General Drouet, rechts, von Bellealliance gegen die englische Linie andringend; der sechste, unter dem General Mouton, blieb in der Mitte rückwärts halten, noch weiter zurück die Garde; die Reiterei war auf beiden Seiten vertheilt. Zuerst wurde links das Vorwerk Hougomont heftig angegriffen, aber nicht minder hartnäckig verteidigt. Nachmittags um 2 Uhr wurde auch der Angriff rechts gegen den Meierhof la Haye-sainte und das Dorf la Haye durch den Marschall Ney mit stärkstem Nachdruck ausgeführt. Auf letzteren Punkt richtete Napoleon den Hauptstoß, weil der linke Flügel Wellingtons der schwächere schien, hier die Verbindung mit den Preußen abzuschneiden war, und auf dieser Seite auch Grouchy's Streikkräfte mitwirken konnten. Das Feuer aus dem Geschütz, aus dem Kleingewehr, die Angriffe mit blanker Waffe, wechselten mit immer neuer Wuth; die Reiterei wogte in stürmenden Angriffen hin und wieder, und zerstörte sich gegenseitig in furchtbarem Gemelch, ohne irgend einen wesentlichen Erfolg. Dieser Kampf dauerte mehrere Stunden, die Franzosen suchten mit an-

dringender Wuth, die Engländer mit ausdauernder Standhaftigkeit. Endlich wurde der Meierhof la Haye-sainte den Engländern entzogen, darauf auch das Wäldchen von Hougomont, allein weiter vorzudringen war den Franzosen unmöglich. Wellington, sein Heer mehrmals in Gefahr sehend durchbrochen zu werden, eilte persönlich in das stärkste Feuer, zeigte sich den Truppen, und strengte alle Kräfte an, sich gegen die Uebermacht zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen herankäme, und dem Kampf eine entscheidende Wendung gäbe. Er wußte, daß Blücher kommen würde, er wußte ihn im Anzuge, die Vortruppen desselben schon in der Nähe, doch wurde dessen wirkliches Eintreffen auch schon mit jedem Augenblicke nöthiger. Napoleon entwickelte unaufhörlich neue Streikkräfte, sein Geschütz wirkte verheerend, seine Truppen rückten entbrannt zu neuen Angriffen vor; die Kräfte Wellingtons erschöpften sich. Es war hohe Zeit, daß Blücher auf dem Kampfsplatz erschien, doch zeigte sich von ihm noch keine Spur, und die Lage der Dinge wurde jeden Augenblick bedenklicher.

Blücher war, seinem Versprechen gemäß, am 18. Juni früh morgens von Wavre in zwei Heerzügen aufgebrochen; der eine, den Heertheil von Lützen begreifend, zog rechts über Fromant auf Châin, dem linken Flügel Wellingtons zu; der andere, aus den Heertheilen von Bülow und Pirch bestehend, ging links über Neuf-Chabarets und St. Lambert dem rechten Flügel Napoleons in Seite und Rücken; der dritte Heertheil, unter Thielmann sollte bei Wavre stehen bleiben, und nur, wenn dort kein Feind erschien, den übrigen als Unterstützung nachrücken. Blücher hatte den 17. an den Folgen seines Sturzes im Bette zubringen müssen, und am 18. in der Frühe, als er unmittelbar aus dem Bette wieder auf's Pferd sollte, um mit seinen Truppen zur neuen Schlacht auszurücken, war man für den übel zugerichteten Greis nicht ohne Sorgen; der Wundarzt wollte ihn noch zu guter Letzt einreiben, Blücher aber, als er die Anstalten sah, versetzte: „Ach was, noch erst schmieren! Laßt nur sein, ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, das wird wohl auf Eins herauskommen!“ erhob sich, ließ sich anfleiden, und setzte sich wohlgemuth zu Pferde, obgleich ihn bei jeder Bewegung die gequälten Glieder schmerzten. Als er sah, wie stark es geregnet hatte, und daß es noch immer fort regnen würde, sagte er: „Das sind unsere Mürten von der Rabbach, da sparen wir dem König wieder viel Pulver.“ Blücher begab sich an die Spitze des Heertheils von Bülow, der voranzog, und zuerst an den Feind kommen mußte. Er that Alles, um den Marsch zu beschleunigen; allein schon gleich anfangs wurde derselbe durch ein zufälliges Hinderniß unerwartet aufgehalten, in Wavre entstand eine Feuersbrunst, welche die Hauptstraße sperrte, und die Truppen zu

Umwegen nöthigte, wodurch ein beträchtlicher Zeitverlust entstand. Weiterhin wurde es noch schlimmer, der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geschwellt, jede kleinste Vertiefung mit Wasser gefüllt. Die schmalen Wege durch den Wald und Gebüsch nöthigten zu häufigem Abbrechen der Glieder. Das Fußvolk und die Reiterei kamen mit Mühe fort, das Geschütz machte unsägliche Beschwer; der Zug rückte zwar immer vor, aber mit solcher Langsamkeit, daß zu befürchten war, er werde zur Schlacht viel zu spät eintreffen, und weit über den Zeitpunkt hinaus, in welchem er für Wellington noch die versprochene Hilfe sein könne. Offiziere kamen und brachten Nachricht von dem Gange der Schlacht, von Napoleons übermächtigem Andrang, und wie sehr die Ankunft der Preußen ersehnt werde. Blücher, in heftigen Sorgen, sein gegebenes Wort nicht zu lösen, rief sein „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ anfeuernd in die Reihen der Truppen, überall fördernd floßen seine Blicke und Worte umher, wo ein Hinderniß entstand, wo eine Stockung sich zeigte, war er sogleich gegenwärtig; doch alle Anstrengung gab noch immer nur geringe Aussicht, zu rechter Zeit anzukommen. Neuerdings trieb er zu verdoppelter Eile an; die Truppen erlagen fast den Mühseligkeiten; aus dem Gemurmel der im Schlamm und durch Pfützen Fortarbeitenden klang es hervor, es ginge nicht, es sei unmöglich. Da redete Blücher mit tiefster Bewegung und Kraft seine Krieger an: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehn, ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Und so ging es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts.

Es war angenommen, die Preußen würden um 2 Uhr Nachmittags zur Schlacht kommen. Aber erst nach 4 Uhr war endlich der schwierige Engweg von St. Lambert, über und durch den Bach von Lasnes, zurückgelegt, und nur zwei Brigaden und die Reiterei von Bülow hatten jenseits ihre verdeckte Aufstellung erreicht, und erwarteten das Herankommen der übrigen. Napoleon indeß war auf seiner fernen Höhe die nahenden Preußen gewahr geworden, hielt sie jedoch für wenig bedeutend, und sandte nur an Grouchy den Befehl, seinen Angriff gegen das preussische Heer, welches er zu verfolgen beauftragt war, zu verstärken. Blücher aber, die Gefahr Wellingtons erkennend, gab seinerseits, ohne sich lange zu besinnen, den Befehl zum Vorrücken, er glaubte die Wirkung für das Ganze in diesem wichtigen Augenblicke jeder anderen Betrachtung vorziehen zu müssen, sein einzelnes Unternehmen konnte scheitern, da nur erst so wenige Truppen heran waren, aber die Schlacht konnte dadurch zum Vortheil entschieden werden; die beiden Brigaden Fuß-

voll und die Reiterei, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen, drangen demnach ungesäumt zum Angriff gegen das Dorf Trichemont und in den Rücken des französischen rechten Flügels vor; sie zogen sich, nach Maßgabe, daß die übrigen Truppen nachrückten, mehr und mehr links, um das Dorf Plancenois zu gewinnen, welches theilweise erobert wurde, doch in hartnäckigem Kampfe noch lange streitig blieb. Napoleon hatte sofort genauere Kunde von dem Anzuge der Preußen erlangt, doch noch immer nicht von ihrer Macht und Eile; erst als sie auf der Höhe von St. Lambert sichtbar wurden, ließ er gegen sie einige Regimenter seitwärts im Haken aufstellen. Blücher aber gab nun durch frühzeitiges Geschützfeuer dem Heere Wellingtons das Zeichen seiner ersehnten Ankunft, dieser Kanonendonner erweckte den Engländern frohe Zuversicht, den Franzosen Staunen und Bestürzung. Jetzt schickte Napoleon den sechsten Heertheil, den er bisher noch aus dem Gesechte zurückgehalten, dem Angriffe der Preußen entgegen, und es entstand ein heftiger Kampf, in welchem die beiden Brigaden anfangs gegen die Uebermacht einen harten Stand hatten. Blücher indeß sandte allen Truppentheilen, deren Herankommen er auf alle Weise rastlos beeilte, den Befehl, ihre Richtung geradezu auf die Höhe von Belle-alliance zu nehmen, deren Gebäude über die ganze Gegend sichtbar emporragten; der Bach von Lasnes sollte die Stütze des linken Flügels bleiben. Der Kampf stand in aller Heftigkeit, als Blücher von dem General von Thielemann die Meldung erhielt, der Marschall Grouchy habe ihn bei Wavre mit beträchtlicher Truppenmacht angegriffen, und suche den Uebergang über die Dyle zu erzwingen; wenn dies gelang, so konnte das Heer, im Fall Napoleon die Schlacht behauptete, zwischen zwei Feuer kommen und vernichtet werden. Doch Blücher hatte für die Meldung, der Feind greife ihn im Rücken an, dasselbe Wort wie bei Hainau: „vor ihm lag die Entscheidung des Tages und nicht anderswo,“ sagt der amtliche Bericht. Er befahl, alle Truppen sollten im Vorrücken bleiben, erst wenn Napoleon geschlagen worden, dürften Unterstützungen nach Wavre umkehren, und dem Heertheil von Thielemann ließ er wissen, er habe dem Feind nach Kräften zu widerstehen.

Auf Wellingtons linkem Flügel, wo die Vereinigung der beiden Heere sich bemerkstelligen mußte, drängten sich jetzt die wichtigsten Bezüge des Tages zusammen. Der General von Muffling, der sich preussischer Seits im Hauptquartier Wellingtons befand, und zwischen beiden Heerführungen das Zusammenwirken thätigst förderte, begab sich selbst dahin, wo er schon früh Morgens die Gegend erkundet, und für den preussischen Anmarsch und Angriff die leitenden Angaben, unter Wellingtons voller Zustimmung, an Blücher und Bülow gesandt hatte; er ordnete die Maßregeln zur beschleunig-

ten Annäherung und Einwirkung der Preußen, nach deren Erscheinen vielfach verlangt und gefragt wurde. Doch Wellington selbst, voll unerschütterlichen Vertrauens in Blüchers Wort, ließ in dieser Hinsicht weder Besorgniß noch Ungeduld blicken, und kein Zweifel, keine Frage solcher Art unterbrach die entschlossene Ruhe seiner strengen Fassung. Endlich zeigten sich die ersten Truppen des Heertheils von Zietzen, durch wiederholte Botschaften in ihrem Marsche beschleunigt, auf dem linken Flügel Wellingtons von Ohain her im Anrücken. Sogleich brachen nun sechs Regimenter englischer Reiterei, welche bisher auf dem linken Flügel gehalten hatten, zur Unterstützung der hartbedrängten Mitte der englischen Schlachtfeldordnung auf, wo sie im rechten Augenblicke zum erfolgreichen Einhalten anlangten. Inzwischen hatte der Feind seine Stärke gegen Wellingtons linken Flügel beträchtlich vermehrt, und drang nun, nach dem Abziehen jener Reiterei, deren nahe Ersehung durch die Preußen er noch nicht wahrnehmen konnte, nachdrücklich in den Raum vor, welcher die beiden verbündeten Heere noch trennte; die Franzosen nahmen das Dorf Papelotte wieder, zu gleicher Zeit griffen sie das Dorf Frichemont heftig an, und schoben sich demnach zwischen die Truppen von Bülow und das Heer Wellingtons immer mehr trennend vor. In diesem gefährvollen Augenblicke, gegen 7 Uhr, treffen die ersten Truppen Zietzens, durch Müllings Angaben förderndst geleitet, auf dem Kampfplatze ein, Zietzen selbst an der Spitze seiner ersten Brigade, mit der ganzen Reiterei und dem Geschütze seines Heertheils; er erstürmt mit 2 Bataillons das Dorf Papelotte, und bereitet sich zu stärkerem Vordringen. Napoleon jedoch wankt noch immer nicht, er sieht die Truppen Blüchers immer furchtbarer auftreten, allein sein hartnäckiger Eifer verzichtet noch nicht auf den Sieg, ein letzter verzweifelter Schlag soll ihn entscheiden. Bereits hatte er die junge Garde nach Plancenois geworfen, um das den Preußen wieder entzogene Dorf zur Sicherheit seiner rechten Flanke festzuhalten, jetzt läßt er die alte Garde, den Kern seiner Truppen, 12 Bataillons, zur Durchbrechung der Schlachtfeldordnung Wellingtons auf deren Mitte im Sturm vorrücken, zusammengeedrängt, das Gewehr im Arm, ohne Schuß, unter Anführung des Marschalls Ney, während zugleich die ganze französische Linie überall zum neuen Angriff übergeht. Doch Wellington stellte der vordringenden Garde 6 englische Bataillons in zwei Gliedern aufmarschirt entgegen, deren mörderisches Gewehrfeuer ganze Reihen des dichtgeschaarten Feindes niedertreibt, zugleich richtet alles Geschütz seine Wirkung gegen diese Masse, von allen Seiten wenden sich die Truppen zu diesem Kampfe, dem blutigsten des Tages. Ganze Schaaeren werden vernichtet; die große Menge der Verwundeten, welche dem Gefechte entweichen, gibt auf

beiden Seiten den Anschein einer Flucht. Die französische Garde, trotz ihres ungeheuren Verlustes, rückt immer vor, ihrem gewaltigen Ungestüm scheint Nichts widerstehen zu können, die Engländer weichen auf mehreren Punkten, ihr Geschütz stellt das Feuer ein. In diesem Drange rückt Zietzen über Papelotte hervor, läßt 24 Stück Geschütz in den Feind schmettern, und führt seinen Hauptangriff in Sturmschritt, unter dem Wirbeln aller Trommeln, die Höhe von Bellealliance zur Richtung nehmend, unaufhaltsam vorwärts. Diese Bewegung ist entscheidend, der Feind, auf dem Winkel seiner beiden Kampflinien durchbrochen, beginnt auf beiden zu weichen. Schon aber hat gleichzeitig auch Wellington die Truppen seines weniger bedrängten rechten Flügels nach der Mitte gezogen, seine Reiterei zusammengebracht, und geht nun selbst wieder zum entschlossensten Angriff über. Er befiehlt seiner ganzen Schlachtfeldordnung ein allgemeines Vorrücken. Die französische Garde, dem allseitigen Sturme erliegend, geräth in Unordnung und flieht, 4 Bataillons, die am meisten vorgerückt sind, ziehen sich in Vierecken geschlossen nach Bellealliance zurück. Sie kommen aber hier in das Geschützfeuer Bülows, sie werden von der Reiterei umzingelt, man ruft ihnen zu sich zu ergeben, aber: „die Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht!“ schallt es aus ihrer Mitte: die Meisten fallen, Einige entkommen, gefangen werden Wenige. Jetzt kommt auch der zweite preussische Heertheil, unter Pirch, zur Schlacht, und um halb 8 Uhr erneuert sich der Kampf bei Plancenois. Noch leistet der Feind verzweifelte Gegenwehr, alle drei preussische Heertheile sind im heißesten Gefechte, aber die Schlacht ist schon gewonnen, der Feind überall im Rückzuge, er kämpft nur noch für seine Rettung. Endlich gegen 9 Uhr erobern Pirch und Bülow vereint das Dorf Plancenois, und das Verderben des französischen Heeres ist entschieden. Der Rückzug artet in wilde Flucht aus, die Truppen aller Waffen, mit Geschütz und Fuhrwerk untermischt, drängen sich auf der Straße nach Genappe und Charleroy; die Nacht nimmt die Flüchtigen auf. Es war schon völlig dunkel, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Bellealliance zusammentrafen, und sich gegenseitig als Sieger begrüßten. Diese Höhe führte den Namen von der Verbindung zweier schönen Brautleute, welche sich hier niedergelassen; Blücher, der siegreichen Waffenverbindung zu Ehren, nannte die Schlacht nach diesem Namen; Wellington nannte sie, dem eingeführten Gebrauche gemäß, nach dem Hauptquartier, welches er an dem Tage gehabt, die Schlacht von Waterloo, Napoleon die von Mont-St. Jean; welcher dieser Namen in der Folge vorherrschend bestehen wird, ist noch die Frage. Wenn die Ehre des Tages vorzugsweise gebühre, darüber ist viel gestritten worden. In Betreff Blüchers dünkt uns der Streit unnütz: wem sie zugesprochen, wie sie

vertheilt werden möge, immer wird wahr und fest bestehn, daß Blücher und die Preußen gethan, was hier erzählt worden, und dies kann genügen. Blücher hegte für Wellington von jeher ganz besondere Achtung und Zuneigung, und sein inniges Vertrauen zu demselben hatte weder Groll wegen Ligny, wozu keine Stimme befangenen Unmuths ihn gegen bessere Ueberzeugung aufreizen gekommt, noch dann Zweifel wegen Bellealliance in seiner Brust aufkommen lassen; ihm fiel auch jetzt nicht ein, mit eifersüchtiger Rechnung das gemeinsame Werk in seinen und seines Waffenbruders Antheil scharfsondernd zu zerlegen. Wellington selbst aber schloß seinen Bericht an den Prinz-Regenten von England mit den so gerechten als edlen Worten der Anerkennung: „Ich würde nicht nach meiner Ueberzeugung sprechen, wenn ich nicht dem Feldmarschall Blücher und dem preussischen Heere das glückliche Ergebniß dieses furchtbaren Tages beimäße, durch den Bestand, welchen sie mit so großer Bereitwilligkeit und so zu rechter Zeit mir geleistet haben.“

Die Schlacht war gewonnen, aber die Arbeit noch keineswegs vollendet. Das Heer Wellingtons hatte furchtbar gelitten, die Menschen und Pferde konnten nicht weiter. Die Preußen waren kürzere Zeit im Kampfe gewesen, die Anstrengung des Marsches kam nicht in Anschlag. Von dem Nachdringen beider Heere auf derselben Straße fürchtete man überdies nur Verwirrung; man kam deshalb überein, Wellington sollte, nach kürzest höchstnötiger kurzer Rast, über Nivelles und Vinch in Frankreich einrücken, während Blücher unmittelbar die Verfolgung Napoleons und seines geschlagenen Heeres übernahm. Also noch in derselben Nacht ging Blücher sofort nach Genappe, wo sein Vortrab den Feind, der sich anfangs vertheidigen wollte, um 11 Uhr in der Nacht zu weiterer Flucht nöthigte. Der Feind hatte sein meistest Geschütz auf dem Schlachtfelde stehen lassen, das mit seinen Trümmern und Leichen bedeckt war. In Genappe war aufgehäuft, was an Geschütz, Pulvervorrath, Gepäck und anderem Fuhrwerk noch gerettet worden; Alles fiel hier den Preußen in die Hände, unermessliche Beute, Napoleons eigne Feldrüstung, sein Silbervorrath, seine Edelsteine, der Wagen selbst, in welchem er gefahren war, und da er beim plötzlichen Geschrei, die Preußen seien da, ohne Hut und Degen eiligst verlassen hatte, um sich auf's Pferd zu werfen. Die Kleinodien, das viele Geld und anderer Besitz verblieb den Soldaten; den Wagen Napoleons, seinen kaiserlichen Mantel, sein Fernglas nahm Blücher an sich, Hut und Degen und die Ordenssterne Napoleons sandte er als Siegeszeichen an den König. Die Verfolgung ging unaufhaltsam fort. Wie bei Genappe, so auch bei Quatre-Bras und weiterhin bei Frasnes, wurde der Feind noch in derselben Nacht immer wieder aufgestört, wo im Getreide sich ein Trupp lagern, in

Gebäude und Höfe sich einrichten wollte, trieb schnell wieder der Schall der Flügelhörner und Trommeln, das Feuern aus Flinten und Kanonen ihn auf; der Mond schien hell und begünstigte die Verfolgung, welche Gneisenau mit dem Heertheile von Bülow rastlos betrieb, und an welche, wie Blücher befohlen hatte, der letzte Hauch von Ross und Mann gesetzt wurde. Der Heertheil von Pirch war inzwischen beordert, den Truppen unter Grouchy, welche bei Wavre gegen Thielmann gekämpft hatten, den Rückzug bei Sombref abzuschneiden; der Heertheil von Ziethen folgte dem von Bülow nach. Blücher selbst blieb die Nacht in Genappe; in dem Zimmer, das ihm angewiesen wurde, lagen 6 schwer verwundete Franzosen, die man fortzuschaffen wollte, doch er litt nicht, daß sie um seinetwegen gestört würden, sondern ließ ihnen vielmehr alle Hülfe und Pflanzung zukommen, welche der Zustand gestattete. Noch in der Nacht, während zugleich die Angaben zu dem Bericht an den König gesammelt wurden, ließ Blücher folgenden Aufruf an sein Heer anfertigen: „Brave Offiziers und Soldaten des Heers vom Niederrhein! Ihr habt große Dinge gethan, tapfere Waffengeführten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert, die erste war unglücklich, und dennoch war euer Muth nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen und ihr trugt ihn mit Ergebung. Angebeugt durch ein widriges Geschick tratet ihr mit Entschlossenheit, 24 Stunden nach einer verlorenen blutigen Schlacht, den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerschaaren, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Trost gegen eure siegtrunknen, übermüthigen, eidbrüchigen Feinde, zur Hülfe den tapfern Britten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf suchten. Die Stunde der Entscheidung aber sollte schlagen, und kund thun, wer ferner herrschen sollte, ob jener ehrsüchtige Abenteuerer, oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als ihr aus dem euch verbergenden Walde hervorbrachtet grade in den Rücken des Feindes, mit dem Ernst, der Entschlossenheit und dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor 48 Stunden erlittene Unglück. Da donnertet ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein, und schritten auf der Bahn des Sieges unaufhaltsam fort. Der Feind in seiner Verzweiflung führte nun sein Geschütz und seine Waffen gegen euch, aber euer Geschütz schleuderte den Tod in seine Reihen, und euer stetes Vorschreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen, und endlich zur regellosesten Flucht. Einige hundert Geschütze mußte er euch überlassen, und seine Armee ist aufgelöst. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einem geschlagenen Heere nicht sogleich darauf wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan, und gezeigt, daß

tapfere geprüfte Krieger wohl überwunden, aber ihr Muth nicht kann gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten; ihr habt euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte gibt, wird sie eurer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preussischen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses. Wie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen. Genappe, den 19. Juni 1815. Blücher." — — — Am 19. Vormittags erhob sich Blücher von seinem Lager, und sah seine nachrückenden Truppen vorüberziehen; jede Abtheilung, so wie sie nahe kam, rief ihm ein siegfreudiges Hurrah, das er mit freundlichen Grüßen erwiderte. Noch den nämlichen Tag zog Blücher nach Gosselies. — Am 20. kam das Hauptquartier nach Verbes-le-Chateau. — — —

Inzwischen setzte Gneisenau voll muthigen Eifers und kriegerischer Thätigkeit die angestrenzte Verfolgung fort, durch welche die Niederlage des französischen Heeres vollendet wurde. Die Flüchtigen wurden von jedem Orte, wo sie zu ruhen meinten, oder sich sammeln wollten, durch die nachstürmenden Preußen schnell wieder aufgetrieben, und mit größerem Verlust in vermehrte Verwirrung gestürzt. Erst an der Sambre konnte man dazu gelangen, die Ergebnisse der letzten Schlacht zu überschauen. Das Heer Wellingtons hatte gegen 13,000 Tödt und Verwundete, und unter diesen die angesehensten Befehlshaber. Geringer war an diesem Tage der Verlust der Preußen; obivohl sie dem Feinde den größten bewirkt, hatten sie selbst, begünstigt durch den Stand und die Wendung der Dinge, den kleineren, er betrug 7000 Mann, meistens den Heertheil von Bülow betreffend. Die Franzosen dagegen hatten über 30,000 Tödt und Verwundete, 15,000 Gefangene, 300 Kanonen nebst der verhältnißmäßigen Anzahl Pulverwagen, und zahlloses Fuhrwerk mit Gepäc und Kriegsgeräthen aller Art eingebüßt. Was übrig war, floh in aufgelösten Haufen, Napoleon mit ihnen, kaum ein Bataillon war noch beisammen, nur einige Kanonen wurden über die Sambre gerettet; Napoleon dachte anfangs bei Charleroy die Trümmer seines Heeres wieder etwas zu gestalten, erkannte aber die Unmöglichkeit, und gab den verwirrten Massen weit rückwärts die Stadt Laon zum Sammelorte; er selbst flüchtete zuerst nach Philippeville, und begab sich von da nach Paris. Auch der Marschall Grouchy mit seinen beiden Heertheilen, noch zurück auf dem linken Ufer der Sambre, schien abgeschnitten und verloren; doch dieser, nachdem er bei Wavre noch am 19. gegen Thielmann im Vortheil, und sogar über die Dyle vorgerückt war, hatte auf die Nachricht von Napoleons verlornen Schlacht den Rückzug auf Namur ungehindert ausgeführt, und daselbst am 20. von den Festungs-

wällen herab den schroffen Angriff des Heertheils von Birch überlegen abgewiesen. Nachdem hierauf Birch und Thielmann, der gleichfalls vor Namur gerückt war, den Befehl erhalten, in Eilmärschen dem Zuge Blüchers nachzufolgen, entkam Grouchy desto leichter auf dem rechten Ufer der Sambre nach Dinant und Givet, und strebte seine noch völlig streitfertigen Truppen auf dem Umwege über Aethel und Rheims mit der übrigen Heermasse wieder zu vereinigen.

Das Verderben der Franzosen zeigte sich jenseits der Sambre immer schrecklicher; so viele Flüchtlinge, ermattet, verhungert, zum Theil verwundet sich fortziehend, nur noch dem eigenen Lande durch ihr Elend und ihre Zügellosigkeit fürchtbar, brachten überall Schrecken und Zerstörung hin; Straßen und Felder trugen die Opfer der Noth und der Wildheit; geplünderte und abgetragene Häuser, umgestürzte Wagen und weggeworfene Waffen, Leichen und Sterbende; Augenzeugen, welche den Rückzug der Franzosen nach der Schlacht von Leipzig gesehen, erklärten diesen von Belle-alliance nicht geringer an gräßlichen Anblicken. In dieser Zerstörung rückten die Preußen nach, durch alle Arten der Aufregung zu Grimm und Haß entflammt, noch erbittert vom heißen Kampfe, unaufhörlich zu neuer Entscheidung strebend, dabei selbst als Sieger mit allen Entbehrungen der Besiegten ringend!

Wilhelm von Humboldt.

(Aus den „Denkwürdigkeiten“.)

Nabel sagte von Humboldt, er sei von keinem Alter, gehöre keinem an. Wer ihn wirklich gekannt, wird diese inhaltvolle Bemerkung von tiefer Wahrheit finden. Die verschiedenen Lebensalter, welche sonst wohl denselben Menschen in ganz entgegengesetzten Gestalten zeigen, waren in Humboldt von geringer Kraft, und bezeichneten nur äußerliche Unterschiede, Humboldt war nicht jung, weil er sechzehn, nicht alt, weil er sechzig Jahre zählte; nicht die Zeiten traten in ihm hervor, er nur in ihnen, und Humboldt der Knabe wie Humboldt der Greis war vor allem Humboldt, dies wesentliche Gepräge stand in ihm, alle Jahreszahlen hindurch, unverändert fest.

Man kann auf diesem Grunde weiter gehen, und hinzufügen, daß Geist und Charakter in ihm sich ganz unabhängig von seinem äußeren Lebenslauf ausgebildet haben. Seine Geburt hatte ihn

glücklich auf eine Bahn gestellt, wo die beste Bildung seiner Zeit ihm begegnen konnte, und ihm für deren Aneignung Freiheit und Muße gegeben war; dieser erste Glücksfall genügte, es bedurfte nun weiter keiner Gunst, als die er aus eigener Entwicklung schöpfte; der Keim hatte Boden und gedieh unwiderstehlich aus sich selber. Wohl erfuhr Humboldt in Weltverhältnissen und Lebensgeschichten fortwährend ausgezeichnete und seltne Förderung; er gelangte zu der höchsten Wirksamkeit und Ehre, zu dem ruhmvollsten Ansehen; auf den größten Schauplatz erhoben stand er als glänzende Erscheinung da, und früh war ihm Alles reich dargeboten und leicht bereitet: aber bestimmen thaten diese Glücksfälle nicht in ihm, sie konnten sein Inneres nicht bereichern, noch bedingen, dies war in sich fertig und wirksam, und hätte auch in Bedrängniß und Unglück nach seiner Eigenheit sich entfaltet und dargethan, beschränkter, dunkler vielleicht, doch immer als dasselbe.

Wir brauchen daher, um Humboldts Charakterschilderung zu geben, nicht gerade seinen Lebenslauf zu begleiten, dessen äußere Ereignisse ohnehin durch Reichthum und Bedeutung weit über die Grenzen unseres gegenwärtigen Zweckes hinaus liegen, und für sich allein schon den Stoff einer wichtigen und lehrreichen Biographie geben. Wenn von irgend Wem, so kann von Humboldt gesagt werden, daß er seine Lebensumstände gemacht habe, daß sein Geist fessellos über ihnen waltete, die dargebotenen Loose nach seiner Weise fassend, manche verschmähend, allen gewachsen, den meisten überlegen; und auch hierin immer noch größere Kräfte nach Belieben entwickelnd, so daß man in dem großen Reiche möglicher Aufgaben kaum wagen darf einen Punkt anzudeuten, über den seine Fähigkeiten nicht hätten hinansreichen können.

Von seinem Geiste kann in der That nicht groß genug gedacht werden. Er hatte diese Kraft in einem außerordentlichen Maße. Und obwohl manche Gegenstände sich ihm entziehen mochten, für manche sein Sinn fast verschlossen war, zum Beispiel für Ton und Farbe, und auch ganze Gebiete ihm ferne lagen, wie die eines völlig abstrakten, in sich selbst zurückkehrenden Denkens und einer überlieferten Religion, so that dies der Allgemeinheit seines Geistes doch keineswegs Eintrag, denn jene Gegenstände beschränkten ihn nicht eigentlich, sondern er begrenzte sie vielmehr für sich, ließ sie als unausgebeutet in dem großen Umfange seines Herrschens und Schweifens liegen; er konnte sich ihres Besitzes in so fern noch immer versichert fühlen, als wenigstens Gestalt und Bedeutung auch des Verschllossenen ihm geistestklar offen lag.

Wagte Humboldt in solchem Sinn auch das ihm Fremdartige noch zu bewältigen, so durchschaltete sein Geist die Gegenstände, die ihm näher verwandt waren, mit freier Meisterschaft und Leichtig-

keit. In den Gebieten der angewandten Philosophie, der Alterthumskunde, der Sprachwissenschaft, der bildenden Künste, im lebendigen Stoffe der menschlichen Verhältnisse, der Gesellschaft, des gesamten Staatswesens, da faßte und stellte er Alles mit eigenthümlicher Macht, mit herrscherlicher Freiheit; da war seinem zerlegenden Scharfsinn nichts undurchdringlich, seinem verknüpfenden Wize nichts unsüßsam; und obgleich nicht in dem Sinne produktiv, daß er neue metaphysische Systeme oder große dichterische Gestaltungen geschaffen hätte, so erhob doch sein eindringender Geist aus jedem Stoffe, den er bewegte, gewiß immer ein wesentliches Ergebnis, das eine Förderung, den möglichst erlangbaren Ertrag, der wenigstens eine Wendung war. Welche Dialektik ihm dann zu Gebote stand, was für Hilfsmittel des Wizes, welche Erfindsamkeit innerhalb eines Gegebenen und aus diesem heraus, welche sichere, ausgebreitete, festgestampfte Kenntniß, die er doch beweglich handhabte, und, nach Bedarf oder Laune, bald als mächtige Wand aufspannte, bald zur einbohrenden Spitze zusammendrängte, bald als umschließenden Ring so fest als leise zusammenzog, — dies Alles in lebendiger Schilderung und in bezeichnenden Beispielen darzulegen, dürften wir den Reiz und die Macht platonischer Gesprächsform herbeiwünschen!

Seine Geisteskraft beruhte hauptsächlich auf klarem Verstande, der in ihm auf die höchste Stufe gestiegen war, wo er für die andern Seelenkräfte stellvertretend werden und ihre Leistungen annähernd nachbilden kann. Die Beschaulichkeit geheimer Stille, die Glut schaffender Einbildungskraft, ja die dunklen Mächte des Wahns und der Furcht erschließen sich hier. Alle Fähigkeiten des Menschen, wie verstreut nach verschiedenen Richtungen sie liegen, werden hier in Eine mächtig zusammengefaßt. Nachdem der große Gegensatz von Antikem und Modernem einmal unserer Vorstellung eingewurzelt ist, und sich nun überall zur Anwendung drängt, haben wir eine hohe Geistesart, wie die angedeutete, nothwendig als antike zu fassen. Humboldt selber sagt irgendwo, das Antike sei es für uns nicht sowohl durch seinen Inhalt, als vielmehr durch seine Stellung zu uns, durch die abgeschlossene, gediegene Gestalt, aus der alles Unwesentliche längst ausgeschieden ist. Von frühester Zeit mit Vorliebe in das klassische Alterthum versenkt, sein Leben lang mit dessen edelsten Schätzen genährt, ist Humboldt in allen seinen Richtungen von antikem Geiste beseelt; aber deshalb selber noch keine antike Erscheinung. Der Verstand erkennt und ergreift das Gegenwärtige, das er nicht leugnen will, dem er nicht entgehen mag, und so lenkt er mit allen Kräften des antiken Geistes doch nur wieder in das moderne Leben ein. Dies ist ihm der unabweisliche Stoff, der ihm zum Verarbeiten vorliegt. Aber bei allem Ernst

und Eifer, der darauf mag verwendet werden, kann doch eine Unwürde und Gemeinheit nicht verhehlt werden, die dem Heutigen, Täglichen, eben weil es noch nicht für den Geist gesichtet ist, anhaftet, und dieser wird für den Augenblick keine Hilfe finden, als sich kalt und ruhig dagegen verhalten. Diese Kälte und Ruhe herrschten durch Humboldts ganzes Wesen. Sie gaben ihm, wo weltliches Uebergewicht entgegen stand, großartige Fassung und Standhaftigkeit, wo zu heiterer Thätigkeit Raum war, unendliche Freiheit des Wises und der Laune, unerschöpflichen Scherz, der allen Gegenständen eine Geisteslust abgewinnen, jeder ernstesten Aufgabe ihr angemessenes Spiel gesellen konnte. In diesem leichten, scharfen, und doch selten verletzenden Scherz, der nur die wenigst empfindlichen Spitzen der Dinge abschnitt, bestand Humboldts persönliche Eigenheit; Niemand war ihm hierin ähnlich; sein Mangel im Sprechen, daß er kein Sch ausprechen konnte, sondern nur immer S dafür sagte, gab diesem Scherz auch einen äußeren Typus, mit dem er zusammenwuchs. Sonderbar ist es noch, daß Humboldt nur im Sprechen, im Schreiben selten oder wenig scherzte. Im Schreiben wurde die kühle Klarheit, aus der im Sprechen sein Scherz wurde, zum Styl; und von diesem überhaupt kann man sagen, er erinnere bei ihm an glänzende Eisgebilde; so frisch und nüchtern in ihrer Pracht und Schönheit, so scharf ab schneidend mit dem Gedanken, so kristallinisch durchsichtig und fest, so sich selber gleich im kleinen Einzelnen und in massenhaftem Ganzen, sind seine Phrasen und Perioden. Die innere Wärme versteckt sich unter der kalten Hülle, und wenn das unmittelbare Gefühl nur diese wahrnimmt, so deckt und schützt sie doch meist nur ein zartes Wachsthum, welches in der offenen Glut der Sonne verdorren müßte.

Humboldt schrieb an Schiller: „Ich kann kaum der Begierde widerstehen, so viel als nur immer und irgend möglich ist, sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch scheint doch einmal dazu da zu sein, Alles, was ihn umgibt, in sein Eigenthum, in das Eigenthum seines Verstandes zu verwandeln, und das Leben ist kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte.“

Dieser antike Trieb, das Leben als ein Werkzeug höherer Einsicht und edler Genüsse zu verbrauchen, war doch wieder auf nothwendige Hilfsmittel angewiesen. Die Macht der Aufschauung, so groß im Alterthum und so wirksam, ist den Söhnen der neuern Zeit minder reichlich zugetheilt, nur in eigenthümlicher Begabung und ganz besondern Fällen leistet sie noch, was für gewöhnlich unter uns dem Auge der Gedanken überlassen ist. Humboldt war hier nicht begünstigt. Er mußte Alles durch Denken erforschen, durch geordnete, aufgereichte Folgerungen die Gegenstände selbst und

ihre Ergebnisse ergrübeln. Ihm wurde die Welt ein ungeheures Gewir von Problemen, die sich ewig erneuten und vervielfachten, und deren Lösung er haben wollte. Den Werth dieser Probleme bestimmte nur ihr geistiger Inhalt, der Drang, dem ein verhöllter Sinn zu entsprechen schien, nicht ein Bezug auf Nutzen und Vortheil in der Welt. Diese Selbstständigkeit und Freiheit des Forschens hat Humboldt vom Anfange bis zum Ende seines Lebens bewahrt, und auf Alles, was ihn je beschäftigte, angewendet. Ob er prosodische Sylben maß, oder Staatsverhältnisse wog, die Geheimnisse der Geschlechtsbezüge ergründen wollte, oder Geldsummen anzulegen hatte, ob er in Betrachtung plastischer Schönheit den Sinn schwebeln ließ, oder in herkömmlichen Gebräuchen eitles Gesellschaftswesen mitmachte, immer war in ihm dieselbe Thätigkeit des Geistes, dieselbe Behandlungsart der Gegenstände, ein gründliches Erforschen ihres Wesens, wie ein scherzendes sich Drüberhinaussetzen.

Er ging von Ideen aus; sie waren ihm das Höchste in der Welt; ihnen lebte er und blieb er getreu; sie waren ihm der Maßstab der Dinge, des allgemeinen Treibens, seiner eigenen Stellung darin. So konnte denn auch die Laufbahn des Staates mit ihrem Ehrgeiz, mit der Macht des Wirkens und dem Glanze des Namens, ihn nicht ganz erfüllen; „und hätte ich,“ schrieb er an Schiller, „einen Wirkungskreis, wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrscht, so würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordneten ansehen, und das ist meine wahre Meinung.“ Er hatte die größten weltbildenden Gedanken, allein die Zeitbildung der Staaten, in deren Kreis er thätig sein konnte, war für solche Gedanken nicht offen, nicht reif, und forderte andere größere Leistungen. Selbst in seiner großen und gedeihlichen Einwirkung auf Kunst und Wissenschaft mußte er die höheren Ansprüche den untern Bedingnissen nachsehen. Daher kam von dem, was er als Denker befaß, ihm als Staatsmann nicht immer viel zu Nutzen; daher konnte er den Staat mit seinen Geschäften auch wohl als etwas Geringses ansehen, woran im Grunde wenig gelegen sei. Sofern er aber Aufgaben hatte, sofern für ihn eine Pflicht damit verbunden war, ließ er es an Eifer, Fleiß und Sorgsamkeit nicht fehlen. Sein philologischer Sinn, seine gelehrte Genauigkeit, kamen ihm auch in seinen Geschäftsarbeiten zu Statte. Ein trefflicher Ausführer, faßte er leicht und sicher die Punkte, auf die es ankam, wußte die Sachen zu wenden, die Menschen zu überreden, die Stärke zu gewinnen, mit den Schwächen fertig zu werden, und so Zwecke zu erreichen, die ihm als erreichte dann oft gleichgültig wurden. Auch die Klugheit und Gewandtheit hatten bei ihm einen höheren Charakter, und gemeine List und Täuschung fanden darin keine Stelle; er hatte keine Freunde, den Einzelnen zu mystificiren, lieber übte er

gegen die Menschen insgesammt eine scherzende Verhöhnung, die, weil sie unpersönlich war, und aus freier Geistesüberlegenheit kam, weniger beleidigte.

Wenn ein solcher Mann, nach abgeschlossenem Laufe, in der Würdigung von und vor seinen Ebenbürtigen, durch Bösch mit Recht ein Staatsmann von periklesischer Hoheit des Sinnes genannt wird, und die Welt diesem Ausspruche zustimmt, so kann dagegen nicht befremden, wenn mitten in der Bewegung des Lebens, unter dem Drang und Lärm streitiger Interessen, zwischen mittelmäßige und armselige Genossen gestellt, ein solcher Geist lange Zeit dem Unverstand ein Aergerniß, den Schwachen ein Räthsel, und auch dem sonst Einsichtigen und Wackern oftmals ein Anlaß unsicherer Zweifel und bedenklicher Fragen sein konnte! Ein Mann, der sich aller Vorurtheile ledig und von keiner der Meinungsgrößen, welche auf Jahrhunderte zu vererben pflegen, befangen zeigt, dessen Geist jede Schranke zu übersteigen strebt, der Alles in Frage stellt, in Untersuchung zieht, und der dabei jede Heuchelei verschmäh, sondern fest und fröhlich seine freie Sinnesart walten läßt, ja diejenigen Seiten, wo Gefühl und Gedanke ihn seinen Mitlebenden doch wieder anschließen, geflissentlich versteckt, der sich in ewigen Paradoxien gefällt, bald leichtsinnig scherzend, bald schauderhaft ernst, — nicht zu verwundern ist es, daß hier für die Meisten etwas Unbegreifliches bleibt, woraus der blöde Sinn der Menge sogleich ein Uebles macht. Ein Geist der Verneinung, des Uebermuthes und Frevels, wird dann vorausgesetzt, und auch da gesehen, wo keine Spur desselben ist; läßt nun gar die Laune sich verleiten, — wie sie denn kaum solcher Lockung je widersteht, — die angedichtete Rolle wirklich zu spielen, und die Zuhörer neckend noch mehr zu verwirren, so ist der Ruf bald entschieden, und stimmt nur allzu gern den Bezeichnungen bei, denen er widersprechen sollte.

Allerdings liegt auch in dem bloßen Schein und Spiel etwas Bedenkliches. Ist man nicht schon einigermaßen das, was man gern spielt, wird man nicht ein wenig zu dem, was man lange vorstellt? Diese Fragen drängen sich auf, und finden nicht immer sichere Bejahung oder Verneinung, so daß in solchem Falle nicht bloß die blöde Menge leicht irr und zweifelhaft wird.

Auf solchen Anschein hin konnte selbst der geistverwandte Freund, Graf von Schlabrendorf, bisweilen diese Geistesart mißkennen, und Genuß, wie er in einem seiner Briefe sagt, hier nur die Meisterschaft des Sophisten finden; Talleyrand aber, der über Humboldt den Staatsmann geäußert, „que c'était un des hommes d'état dont l'Europe de mon temps n'en a pas compté trois ou quatre.“ drückte zu anderer Zeit das Mißbehagen aus, daß er diese Eigenthümlichkeit doch nicht ganz durchschaue, und dieselbe etwas

ihm Unverständliches behalte. Nabel aber verteidigte ihn stets; als man darüber stritt, welches Maß von Geist ihm wirklich zukomme, und sie um ihre Meinung gefragt wurde, antwortete sie: „Er hat so viel er nur will.“ Und ein andermal, da sie sagen sollte, wiefern er ein guter Mensch zu nennen sei, erwiderte sie: „Er ist soweit in seinen Ideen, daß nicht mehr die Rede davon sein kann, ob er gut oder nicht gut sei, das liegt fern unter ihm.“ Seine Paradoxien und Scherzreden, durch welche er öfters Mißfallen erregte und zaghafte Hörer gar oft verschüchterte, erklärte Nabel geradezu für die Wirkung seiner Langenweile, aus Ungeduld müsse er reden, meinte sie, und er habe zu viel Geist, um bloße Dummheiten zu sagen. Doch gab es Zeiten, wo auch ihr das Vertrauen oder die Einsicht wankte, und Humboldt seine angenommene Rolle so weit trieb, daß es fast einerlei dünkte, ob er so scheinen wolle, oder so sei; sie sagte dann unmutig: „Ich kann Ihnen Ihre Geistesfreiheit nicht mehr so hoch anrechnen, wenn Sie auch für Ihr Thun und Ausüben in Ihrem Innern weder Schranke noch Zügel haben.“

Was ihm Viele ganz absprachen oder doch bezumeßten anstanden, Wärme der Empfindung überhaupt und Innigkeit der Theilnahme für Welt und Menschen, fehlte doch seiner Seele keineswegs. Sein Herz war lebendig da, wach und reizbar zur Thätigkeit. Für die Erscheinung aber stellten sich hier neue Bedingungen. Wie am Himmel die Sonne und die Gestirne gleichzeitig wandeln und wirken, aber nicht zugleich gesehen werden, so konnten in Humboldt nicht an demselben Horizonte Geist und Gefühl hervortreten. Der unermüdete Geist aber mochte den Blicken kaum jemals entschwinden, und hielt als zusammengedrücktes helles Licht die zerstreuten milderer Lichte unscheinbar. Man nimmt überall eine Trennung zwischen den beiden Hauptkräften an, welche das höhere Leben ausmachen, zwischen Kopf und Herz, Verstand und Gefühl; aber die Trennung ist meistens nur eine gemachte, zum Behuf der Erkenntniß bequeme: in Humboldt war sie eine wirkliche. Keine von beiden Kräften hatte in ihm die Oberhand, auch standen sie nicht gegen einander im Gleichgewicht; jede waltete abgesondert für sich, in ihrem eigenen Reiche, unbekümmert um die andere; sie erkannten ihre Gebiete wechselseitig an, und lebten neben einander ohne Streit noch Einigkeit. Im größten Gegensatz aber schieden sich ihre Wirkungen. Die Thätigkeit des Verstandes trat hell und glänzend nach außen hervor, und nahm die ganze Breite des erscheinenden Menschen ein; die Thätigkeit der Empfindung zog sich schon nach innen zurück, und versteckte sich fremden Augen. Wenn Vertrauen, Achtsamkeit, oder Zufall, dies Innere doch öfters aufschloßen, so sah der erstaunte Blick hier Alles reich erfüllt und belebt, ja man konnte das Gefühl allzu weich, allzu zart und reizbar finden,

vielleicht eben deswegen aber auch nicht glühend und gewaltig. Eine strebende Empfindsamkeit, voll persönlicher Neigung und grüblender Forschung, dauerte bei Humboldt über die Jünglingsjahre, die sich noch harmlos dazu bekamen, weit in das spätere Leben fort, wo sie jedoch nur in besondern Verhältnissen und seltenen Anlässen, in geheimer Vertraulichkeit oder in Leidenschaft, ihr Dasein offenbarten, gewöhnlich aber verschämt und spurlos untertauchten, und absichtlich einen falschen, oft ganz entgegengesetzten Anschein zur Hülle nahmen. Erst in den letzten Lebensjahren fiel diese Hülle wieder größtentheils ab, und das innigste Gefühl trat unverstellt hervor, in sanfter Güte, in liebevoller Theilnahme, die jedes Herz zu edler Nährung stimmten.

Ein Vorgang in Humboldts Universitätsjahren, den wir durch frühe Schilderung umständlich kennen, gewährt einen merkwürdigen Blick in diese schon damals unter Scherz und Verneinung sich versteckende Empfindsamkeit, die sich mit antiker Seelenstärke wunderbar verband. Er badete mit seinem Freunde Stieglitz, dem nachherigen hannoverschen Leibarzt, bei Göttingen Abends im Mondschein in der Leine, und gerieth in einen Strudel, der ihn forttrug; nach vergeblichem Ringen hielt er sich für verloren und rief dem Freunde zu: „Stieglitz, ich ertrinke, aber es thut nichts!“ Doch dieser sprang ihm nach und rettete ihn. Humboldt erzählte späterhin seine Empfindungen, sie waren die der zartesten und edelsten Freundschaft, für den anwesenden Freund, des innigsten Andenkens an ferne Geliebte, aber in den unmittelbaren Aeußerungen fand sich davon nichts, er ging mit dem Freunde, der ihn gerettet hatte, unter Scherz und Lachen noch lange in der Mondnacht spazieren. Seine Freundschaft suchte auch späterhin, da die der größten und edelsten Männer ihm zu Theil wurde, sich in Bezeugung und Ausdruck kühl und keusch zu erhalten; Liebe und Verehrung standen als unabweisbare Thatsachen fest, die durch das ganze Leben immerfort bestätigt wurden, die er aber in Worten auszudrücken vermied. Allerdings war in dieser maßvollen Ruhe, die wir auch über dem innigen und fruchtbaren Bunde Goethe's und Schillers walten sehen, die Würde einer so seltenen und reifen Freundschaft edler ausgedrückt und sicherer bewahrt, als dies in lebhaften Versicherungen möglich gewesen wäre. Doch konnte auch hier bisweilen ein Schein entstehen, der einen schwachen Sinn leicht irreführte. In der Sicherheit, sowohl des Werthes seiner Freunde, als des Gefühls, welches ihm sie verband, durfte Humboldt die kleinliche Sorge verschmähen, seine Freunde bei jedem Anlasse zu vertreten und geltend zu machen; er hörte wohl Tadel, ja Verunglimpfung gelassen an, er ging wohl gar in Scherzreden ein, die zu vertragen er seine liebsten und geheimsten Empfindungen schon immer gewöhnt hatte, und

die freilich in jedem anders beschaffenen Gemüth einen schärferen Sinn gehabt hätten. „Angesprochen darüber, daß er an großer Tafel einem abwesenden lieben Freunde hart habe mitspielen lassen, ohne sich seiner anzunehmen, erwiderte er mit ruhiger Freundlichkeit: „O mein Lieber, man muß niemals Jemanden vertheidigen!“ Aber verleugnen that er nie; schriftlich und mündlich bezeugte er offen, wer seine Achtung, seine Bewunderung, seine Zuneigung habe, und sprach so durch die That im Ganzen bündiger für die Seinen, als alle Worte im Einzelnen es vermocht hätten.

Ueber jedes andere Freundschaftsverhältniß erhob sich das brüderliche; hier vereinigten sich von beiden Seiten die zartesten und liebevollsten Empfindungen, das edelste Zutrauen, die reinste Hochachtung, welche ein langes Leben hindurch, in größter Trennung und innigster Nähe, in entgegengesetzten wie in gleichen Strebungen, unwandelbar denselben Bruderbund darstellten, in welchem die Weihe der Natur durch die des Geistes und Gemüths immerfort erhöht wurde.

Nur Eine Verbindung stand noch höher, die mit seiner Gattin. Alle Kraft der Liebe, der Vorsätze, der Beisehung, deren Humboldt fähig war, strömte bieber zusammen, wirkte mit nie erlöschendem Feuer. Als er die Gewißheit erlangt hatte, Fräulein Karoline von Dacheröden werde seine Frau werden, that er gleich das Gelübde, sie unter jeder Bedingung glücklich zu machen. Sein ganzes Leben hindurch hat er diese Aufgabe festgehalten, und nach seinem Vermögen treulich erfüllt. Doch es bedurfte keines Zwanges der Angelobung, jeden Tag auf's Neue konnte er aus freier Neigung dem Verufe folgen, der nie aufhörte, sein einziges Glück zu sein. Als die geliebte Gattin im ersten Wochenbette darniederlag, und die Aerzte bedenklich waren, glaubte Humboldt, er werde nach dem schrecklichsten Verluste das Leben nicht ertragen, indem er seinem verzweifelten Vorhaben in der Angst sogar den Grund unterschob, man könne ja nicht wissen, ob die Geliebte nicht jenseits noch seiner bedürfen möchte! Während der noch langen Lebenszeit, in der die Gattin als sein höchstes Glück ihm zur Seite blieb, dauerte diese Beisehung in jeder Gestalt fort, mit völligem Unterordnen, ja Vergessen seiner selbst, mit Aufopferung sogar derjenigen Ansprüche, die von solcher Liebesfülle unzertrennlich schienen. Er genoß des Glückes, die Härlichkeit und Zuversicht seines Herzens erwidert zu sehen, seine ganze Gesinnung, seine Geistesfreiheit, strahlten ihm aus dem reichen Gemüth lieblich zurück. Frau von Humboldt hatte unwiderstehliche Anmuth in frischem Lebensdrange; doch lenkte ihr Sinn und Gefühl, bei starken Anlagen und lebhaften Aeußerungen, gern in eine Art romantischen Dämmerwebens ein, von welchem doch ernste Tiefe und helle Wahrheit nicht nothwendig ausgeschloß-

sen waren. Sie nahm an des Gatten innerem Leben, an seinen Entwicklungen und Stimmungen, lebendigen Antheil, wie er an den übrigen.

Auch andere Frauen, denen seine Zuneigung, seine Achtung, sein Vertrauen einmal zu Theil geworden, blieb Humboldt lebenslang ein treuer Freund, auf den in Glück und Unglück zu rechnen war. Bei allen oft scharfkomischen Scherzen, zu welchen die Laune ihn fortriß, und trotz alles mephistophelischen Uebermuthes, den er nicht unterdrücken mochte, war er gleichwohl ein sanfter und schweigsamer Anbeter, ein ernster und wahrer Freund, ein tief-ergriffener und zarter Verehrer, je nachdem der Gegenstand, der Anlaß und die Umstände, es geboten oder zuließen. Die Eindrücke seiner jüngern Jahre waren ihm besonders heilig. Seine preisende Verehrung für Frau von Wolzogen verleugnete sich nie, Therese Huber, welche er bewundernd einst die erste aller Frauen genannt, hielt er bis an seinen Tod im höchsten Werth; die wärmste Anhänglichkeit bewies er Andern noch fast als Sterbender. Für Rachel empfand er ein rückhaltloses Vertrauen, im Denken hatte er für sie kein Geheimniß; doch faßte er ihren Geist nicht ganz, und bei aller Anerkennung ihrer Eigenschaften wußte er doch kaum, welchen tiefen Zusammenhang diese in ihrer Seele hatten; er sah oft nur muntern Geist und reichen Wit, wo großer Schmerz und mächtige Wahrheit in jenen ausbrachen; wie tief er selbst von ihr erkannt und durchschaut wurde, ahndete er nicht.

Es ist schon erwähnt worden, daß Humboldts Geist, wenn auch manchen Gegenständen abgewendet und manchen Standpunkten fremd, doch wesentlich ein allgemeiner war; jede Richtung, die er verfolgte, lenkte er in gedankenreiche Höhe, in keiner verlor er sich an das Einzelne, immer brach er zu großen Verbindungen durch. Wer Alexander von Humboldt zum Bruder hatte, durfte das Gebiet der Naturforschung nicht noch auf's Neue für sich erobern wollen; ihm ziemte, seine Macht nach anderer Seite hinzuwenden. Doch selbst diese Verschiedenheit führte nur wieder in erhöhte Gemeinsamkeit. Er wählte und erwarb die großen geheimnißvollen Grenzgebiete, wo das Reich der Natur und das der Geschichte zusammentreffen, und wo die Wechselwirkung zwischen Geistigem und Körperlichem sich unaufhörlich erneut. Die Betrachtung der Menschengeschichte als einer gemeinsamen Entwicklung, die Untersuchung des Wesens bestimmter Geistesgebilde, die Erfassung aller Sprache als eines organischen Ganzen, was ist dies anders, als eine Naturforschung höchster Art, wo die Natur selber schon geistig wird?

Diesen Gegenständen schloß sich ein anderer an, der in dem Leben fast aller Menschen wirksam durchbricht, in Humboldts Wesen aber zu besonderer Bedeutung emporstieg, und eine seiner eigen-

thümlichsten Erscheinungen wurde. Die Anstalten, welche in der organischen Natur für die Fortdauer der Gattungen getroffen sind, die Zweifelt der Geschlechter, welche in dem Menschen sich aus körperlichen Bedingungen zu den höchsten geistigen Gebilden erhebt, der sinnliche Genuß, die Bewunderung des Schönen, das Entzücken der reinsten Seelenliebe, dies Alles, gewöhnlich nur stückweise in zerstreuten Erfahrungen dem Menschen beschieden, ordnete sich für Humboldt in große, zusammenhängende Studien; hier vereinigte sich abermals der mannigfachste Ertrag aller geistigen Reiche, welche dem Menschen eröffnet sind: der klaren Kenntniß großer Naturverhältnisse und dem reizvollen Durchforschen geschichtlicher Wandlungen mußte sich die genussreiche Anschauung plastischer Kunst und des besten Inhalts aller Poesie gesellen. Hier war der Stoff scharfsinnigster Zerlegung, die bald in zarten Umrissen das Unsagbare geisteslastig aufzeigte, bald in üppiger Fülle die Einbildungskraft neu entzündete, hier der Anlaß freier Ausflüge zum Selbsterkunden, zum thätigen Spiel, zum lässigen Scherz, hier die bereitete Stätte, wohin jedes Begegniß, jedes selbsterfahrene Glück und Leid seine sichere Ausbeute liefern konnte. Diesem Kreise und seinen proteischen Gebilden blieb Humboldt immerdar versunken, der Gegenstand ließ ihn nie ganz los. Die Alterthumskunde, die plastische Kunst, brachten ihre Weiße hinzu, die Lust des Lebens und das Treiben der Welt wurden genial. Humboldts Geist wirkte zerlegend auf das Gemeine; was er berührte, hatte schon Theil an Höherem, verschlang sich, wenn auch noch so fernher, mit Bildern der Schönheit, mit Gedanken der Erkenntniß.

Ueberhaupt aber hielt Humboldt seine Fähigkeiten in steter Ausübung. Nichts von Allem, was er je gelernt, durfte erlöschen oder schlummern, im Gegentheil mehrte und kräftigte sich bei ihm stets das Einzelne wie das Ganze seines geistigen Besitzthums. Sein Willen schaltete leicht und frei mit jeder Thätigkeit; Stimmung und Umstände durften wenig einwirken. Nach unglaublichen Leistungen in Geschäftsarbeiten, denen er unermüdet und höchstfördernd oblag, war er frisch und munter zu wissenschaftlicher Anstrengung, wie zu heiterer Geselligkeit. Während der drangvollsten Tage des wiener Kongresses durchseufzte er die kunstreiche Uebersetzung griechischer Chorgeänge, stellte er mit sich allein Uebungen in peitastischer Lebrart an, dichtete er jeden Tag deutsche Verse, schrieb fleißige Familienbriefe, und führte noch außerdem ein Tagebuch, worin nicht nur die großen Staatsverhandlungen, sondern auch die kleinen Vorgänge der Gesellschaft, die Anekdoten und Abenteuer des Tages genau bemerkt waren, das er aber bald nachher in Paris mit vielen andern Papieren, zu seinem eigenen spätern Leidwesen, dem Feuer überliefert hat.

Nahm er das Leben im Ganzen wie eine große Aufgabe, die zu lösen sei, so stellte sich ihm als solche auch jedes Begegniß und Geschäft, jede Reizung und Aussicht. Der Verstand, immer zuerst im Werte, umschritt und umzog seinen Gegenstand, maß die Verhältnisse, suchte die Eingänge; der heißeste Stoff kühlte sich unter dieser Behandlung ab, und wurde eifig anzufühlen. Merkwürdig in seiner frischen Kälte und Klarheit ist besonders das Werk über Goethe's Hermann und Dorothea, wo das Wesen des Epos aus seinen Bestandtheilen und Beziehungen gleichsam herausgerechnet wird. Wo die Aufgaben nicht mehr theoretisch blieben, sondern praktisch wurden, konnte freilich der Geist allein die Macht des Wirklichen nicht aufheben; aber etwas mit ihr zu verknüpfen, ihren Anschein zu stärken oder zu schwächen, das konnte immer versucht werden. So bisweilen geschah es, daß Humboldt seinen Gegenstand umstrickte und umwob mit den feinsten Gedankenzügen und stärksten Schlussfolgen, und man glaubte die Sache zu haben, indem man doch nur das umhergelegte Netz hatte; ebenso wußte er ein solch vorgefundenes zu zerstören, als ob es die Sache selbst wäre, ohne daß diese im Geringsten verändert wurde. Hauptsächlich in seinen diplomatischen Arbeiten fand sich Anlaß zu dieser künstlerischen Meistererschaft, den Gegnern nicht selten zur hilflosen Verlegenheit. Bewundernswürdig an Scharfsinn und Freiheit, an fester Gliederung und Durchführung, ist besonders eine Denkschrift, worin er Verfassungsgrundsätze erörtert; er gibt die bindigste, gefälligste Umhüllung, man glaubt schon Alles sicher festzuhalten, aber zur Sache ist nichts gethan, es ist nur eine Aufgabe, eine geistige Uebung gewesen. Jedoch weder die Gesinnung noch die Thatkraft Humboldts können hierbei in Frage stehen; in so weit als die Aufgaben an ihn gewiesen waren, hat er sie mit Nachdruck und Weisheit gefördert, und die Nothwendigkeit großer Fortschritte bei jeder Gelegenheit auf das Bestimmteste ausgesprochen. Er selber zuerst würde dem Wig Rahels, die nach dem Lesen jener Denkschrift ausrief: „Die Prübe ist vortreflich, aber sie macht keinen Braten,“ als einem treffend wahren zugestimmt haben, um so mehr, als er selbst keineswegs das Eine für das Andre ausgeben wollte, sondern nach der Einleitung auch die Hauptsache wirklich schon bereitet hatte. —

Die hier bezeichnete Verfahrensweise steht im Zusammenhange mit der Eigenheit seiner Geistesbewegung überhaupt. Nicht im raschen Fluge, nicht stoßkräftig und sturmlühn drang er auf den Gegenstand ein, sondern gelassen vorstrebend in sicherem Gange, Schritt an Schritt reisend, als leichter unermüdeter Fußgänger, der unversehrt seinem Ziele näher rückt, alle Felsen und Schwierigkeiten zuletzt überwindet, und das Erreichbare gewiß ersaft. Nichts ist

seltner bei Humboldt als Zorn und Ungeduld des Geistes, als große Durchbrüche und Schlagworte: nicht zerreißt er das Dunkel ruckweise durch starken Blitz, aber seine ganze Bahn zieht helle Lichtstreifen, und leitet auf Ergebnisse hin, die als vorbereitete weniger überraschen, aber desto mehr befriedigen. In dieser Weise dringt er in die größten Tiefen, zu den höchsten Spitzen, von jedem Ausgangspunkte, und auf Wegen, wo andre Geistesarten zurückschrecken und ermatten. Natürlich sind nicht alle seine Schriften von gleichem Werth und Verdienst, und manche gerühmtere sogar entschieden mangelhaft, aber durch alle zieht jene Lichtspur und ihr Gesamtinhalt gehört zu der edelsten Ausbeute des Jahrhunderts.

Humboldts sprachwissenschaftliche Arbeiten zu würdigen, ist hier nicht der Ort, noch unsres Amts. Nach dem Urtheile befugter Richter, sichern sie ihrem Urheber unvergänglichen Ruhm. Sein letztes Werk, dem er bis zum Tode seine klare Geisteskraft und fleißige Sorgfalt widmete, schließt großartig diese Arbeiten mit dem Ertrag eines ganzen Lebens. Die philosophische Forschung ist hier zu Tiefen hinabgedrungen, die nie vorher berührt worden, sie folgt dem Wunder der Sprache bis an das Geheimniß der Schöpfung, bis zu dem Heiligthum der Andacht, wo der Mensch in das Unendliche zu greifen strebt. Mit der Stärke seines Geistes erscheint hier auch dessen Schönheit. Das ganze Menschendasein mit seiner besten Gabe und seinen höchsten Ausichten wird von Strahlen getroffen, welchen diesmal ein Hauch der Liebe nicht fehlt, der das Herz milde erwärmt, während jene den Geist erhellten.

Noch manchen merkwürdigen Zug, noch manche besondre Eigenheit des seltenen Mannes könnten wir besprechen, noch manches Wort und Begegniß erwähnen, wollten wir unsre Schilderung in's Einzelne weiter ausführen. Das Bild würde nur an Liebenswürdigkeit gewinnen, uns vertrauter werden und näher rücken. Denn dies war ein Hauptreiz in Humboldts Erscheinung, daß diese verwirrende Ausnahme, diese unberechenbare Ueberlegenheit, doch wieder so leicht in den Kreis des Gewöhnlichen eingehen konnte, ja so zu sagen in allen menschlichen Schwächen mitlebte! Der Vorurtheilslose, im Denken jede Schranke Verachtende, übte jede Pflicht herkömmlicher Sitte, geselliger Freundlichkeit; er verzichtete auf seine Auszeichnung, voll Rücksicht und Duldung für alle Geringern. Keine Befangenheit, keine Schwachheit der menschlichen Natur mochte er verleugnen, er kannte sogar die Schauer der Gespenstersucht, und suchte sie wohl absichtlich zu erwecken. Man hat ihn auch zu großer Sparsamkeit beschuldigt, aber mit Unrecht; ein großer Verstand herrscht freilich nicht, ohne auch den Werth der Dinge in scharfer Rechnung zu halten, und phantastische Verschwendung kann neben ihm nicht aufkommen; aber wo der Verstand einwilligte, wo

ein hoher Zweck, ein edler Wunsch zu erfüllen war, da wußte Humboldt freisinnig sich selbst und Andern zu gewähren, und oft in solchen Mäßen, wie sie in den Verhältnissen nicht geboten schienen.

Die Betrachtung seiner Persönlichkeit gab unerschöpfliches Studium, und erst manch neue Räthselfrage, dann aber auch zuletzt manch ergänzenden Aufschluß seines innern Wesens. Diese hohe und in den Schultern vorgebogene Gestalt, diese zurückweichende Stirne, diese heraustretenden Forscheraugen, die zarte Blässe des ruhigen Gesichts, dessen Mienen gleicherweise im Ernst und im Lächeln Scheu und Ehrerbietung einspöckten, der hagre, nicht muskelkräftige, aber durch starke Nerven zu jeder Anstrengung und Ausdauer willige Körper, die seine sanftschneidende Sprache, der aber niemals der Fluß des Ausdrucks und die Geschicklichkeit der Wendung versagt war, — dies Alles zusammen muß man im Leben gesehen haben, oder durch Macht der Einbildung lebendig hervorrufen können, um den Ausdruck wahrhaft zu fassen, zu welchem solches Innere und solche Leiblichkeit hier vereinigt waren!

Nach wiederholter, allseitiger Prüfung, und im Aufblicke von dem Minderwesentlichen und Zweifelhaften zu dem wahrhaft Großen und Entschiednen, wird für Humboldt immer als letztes Ergebniß feststehen, daß er einer der außerordentlichsten Menschen war, die unsere Zeit gesehen hat, und daß hohe Bildung und Wissenschaft und unverletzte Würde des Charakters in ihm ein reiches bewegtes Leben mit jedem Ruhm erfüllt haben.

Karl G u t t o w.

Karl Gutzkow.

Gutzkow, dessen Leben und Bedeutung als Dramatiker sowie als Romandichter wir früher (Bd. 22 und 24) besprochen haben, sei uns hier noch vorzugsweise durch seine „*Öffentlichen Charaktere*“ (1835) vertreten, denen eigentlich auch seine „*Briefe aus Paris*“ (1842) und von kleinen Schriften das meisterhafte Spiegelbild „*Wiener Eindrücke*“ (1846) angehören. Denn auch Paris und Wien behandelt er gleichsam wie öffentliche Charaktere, wie organische Gebilde, deren inneres Wesen und Wachsthum er uns zeigt. Und darin steht Gutzkow ungleich höher als Barnhagen: dieser zeigt uns das Wesen und Leben seiner Gestalten wie das Innere eines Uhrwerks; — Gutzkow wie das eines Organismus, einer Naturkraft. Und das, was wir bei Barnhagen so vermissen: eine Gestalt von Innen heraus zu beleben, oft auch mit einem einzigen Schlaglicht sie fast rundum beleuchten zu können, ist Gutzkows eigentliche Kraft, die man bei ihm schöpferisch nennen kann: dazu seine allzeit

schlagfertige Gewandtheit in Führung jeder Handwaffe; seine außerordentliche Kraft der Dialektik und sein eben so scharfer Blick für die Strömungen der Zeit und für alle Bedingungen, die einen öffentlichen Charakter bilden: so werden seine Charaktere noch lange Zeit eben so als bedentfame kulturhistorische Bilder, wie als seine und tiefe Menschenschilderungen gelten müssen.

A. Sch.

Vermischte Aufsätze.

Aus:

„Öffentliche Charaktere.“

(1835.)

Die Napoleoniden.

Es steht keiner Gattung der ungebundenen Darstellung eine solche Veränderung bevor, wie der Geschichtschreibung.

Wenn sich bei jenen alten und vergessenen Zeiten, die mit ihren schwierigen Jahreszahlen bis zum Anfange der französischen Revolution reichen, der Historiker auf die Ermittlung einiger hervorragenden Erscheinungen, auf einige charakteristische Anekdoten, und eine Verknüpfung derselben, welche die Schule sehr ängstlich unter dem Namen Pragmatismus empfiehlt, beschränken durfte, so verlangen unsere Zeiten, die uns noch im Gedächtnisse klingen, einen neuen Styl der Behandlung, dessen Principien bis jetzt noch keine Rhetorik entworfen hat.

Jene alte Geschichte wurde gemacht vom Ruhm, von der Usurpation, von der Genealogie und von einigen wunderbaren Ereignissen, welche sich um Feldherrnstäbe, wie die der Marlborough, um ewige Portefeuilles, wie die der Richelieu, und um Regierungen, welche nicht kürzer waren, wie die Friedrichs III., herumrankten. Ein Avanturier, ein Eroberer, ein Phantast, ein Paar Handschuh gaben den Ausschlag, und der Historiker hat Alles gethan, wenn er in Kürze berichtet, was in Kürze geschehen ist.

Jetzt ist es anders. Die Coefficienten der Weltgeschichte haben sich vermehrt jene rasirten Tafeln, Völker genannt, oder Interregna oder matte Perioden, auf welche der Despotismus, die Laune,

der Zufall oder gar ein demokratisches Original, das durch eine Empörung oder Vision sich den Scheiterhaufen erkaufte, Geschichte schrieben, sind entweder kleiner geworden oder haben selbst für die Ereignisse eine Rolle übernommen. Die moderne Geschichte baut sich nicht mehr aus Massen auf, sondern aus Individualitäten; sie läßt keine Lücken, welche für die alte Welt die Kunst, die Religion und die Wissenschaft ausfüllen, sondern alle Fugen ziehen sich eng zusammen, oder wo sie offen bleiben, drängt sich eine neue Erscheinung, die bald alles Uebrige wieder überragt, hervor.

Wie kurz war in unserer Zeit das Glück, wie bestritten der Ruhm! Wie schnell wandelten sich die Thaten in Begebenheiten um, denen ihre Folgen schon wieder über den Kopf wuchsen! Das Schauspiel unserer Tage hat sich vor überreicher Handlung in ein Epos verwandelt, so daß der Historiker weniger Epochen als Zustände zu schildern hat, breite Dimensionen, breite Antworten nicht mehr auf die Frage: Was geschah? sondern: Wie wurde gelebt?

Die Poesie der Geschichte war in jenen alten schlummernden Zeiten zuweilen ein flüchtiger Traum, ein üppiger Auswuchs der Chronik, Oedipus im Hain der Eumeniden, Cleopatra am Strande des Meeres kofend mit Antonius, der Obolus des Belisar, Conradus Tod, kein Epos wie jetzt; keine Kette von wunderbaren Begebenheiten, wie die neue Geschichte. Wer wollte Napoleon zu einem tragischen Helden machen? Wer wollte alle die Elemente seiner Zeit (die er nicht immer bezwang, sondern nur augenblicklich beruhigte oder zur Ruhe zwang) fortlegen, diese Hindernisse und Folien, welche seine Erscheinung in die Länge zogen, aus dem kurzen Drama ein gigantisches Epos mit Völkern und Tendenzen als Endreimen machen, und aus den Nesten dieses Meteors, aus den Pallantiden Frankreichs einen Roman, ein breites Familien-gemälde?

Aber ich frage darnach nichts; unsere großen historischen Meister, ein Pölit, ein Adolph Menzel, werden auch mit diesen Dingen leicht umzuspringen und das Ungeheure in ihrer Art zu überwäl-tigen wissen.

Als der Bellerophon den großen Kaiser hinwegnahm, blieb die mannigfache Verzweigung und Verschwägerung seines Blutes zurück, Namen von verschiedenem Werthe, zum größten Theil aber Glückspilze, die neben den unauslöschlichen Fußtapfen des Kaisers aufgeschossen waren, diese Fettflecken in den Hermelinen Europa's, welche die Kugeln der heiligen Allianz nicht tilgen konnten.

Seitdem ziehen sich die Napoleoniden durch die Tagesgeschichte, wie eingewirkt ihrem Gewebe, wie der rothe Faden einer Vergangenheit, welche in St. Helena am Magenkrebs auf ewige Zeiten gestorben ist.

Napoleons Familie ist eine Verlassenschaft ohne Rache, ungleich den Jakobiten, den Bourbonen von 1793 und 1830, ja selbst dem Hause Wasa, es ist eine Bürgerfamilie ohne Trotz gegen die Legitimität, welche ihnen einst Töchter in's Ehebett gab, und jetzt die Schulden bezahlt, welche sich in ihren versteckten Asylten aufhäufen: eine Verwandtschaft, welche den, der sie erhob, innerlich verwünscht und seinen Feinden die Kostbarkeiten verkauft, welche er ihnen hinterließ.

Diese Ueberreste haben ihre eigenen Straßen, welche sie in Europa nur einschlagen dürfen, ihre eigenen Tage, wo sie bei ihren legitimen Schwägern zum Besuche kommen, sie sind bei allen Dingen auf gewisse Grenzen angewiesen, und verschleiern den Ruhm ihres Bruders, um den ihre Augen nicht mehr naß werden.

Napoleon hatte sich an Denen, welche älter waren, als er, für die Tyrannei in der Kinderschule, beim Spiel und Besperbrod empfindlich gerächt; er hatte sie in Lagen gebracht, denen sie nicht gewachsen waren, und sie nur deshalb mit Geschenken überhäuft, um sie desto besser unter seiner Zuchttruthe zu haben. Die jüngeren zog er vor, seine Schwestern liebte er und tanzte sogar mit ihnen, ja seine erheirateten Verwandten, den Prinzen Eugen und Hortense, betete er an mit seiner Zärtlichkeit, die ihm so schön stand; aber Alle hat er sie entweder so verwöhnt, oder so geknechtet, daß sie wenig Sympathie für ihn empfanden und ihn noch jetzt anlagen, wenn einmal ihre Finanzen nicht in Ordnung sind, oder sie von den Siegern eine Zurücksetzung erfahren.

Dies ist eine bekannte Thatsache und soll mich vertheidigen, wenn ich von den kleinen Funken des zersprungenen Sternes Napoleon nicht mit jener Andacht spreche, welche in neuern Zeiten bei Nennung seines Namens Sitte geworden ist.

Die Poesie hat sich immer sehr erhitzt, wenn sie auf Lätitia, die vierundachtzigjährige Mutter des erloschenen Königs Hauses, zu sprechen kam. Sie wurde bald mit Hekuba, bald mit Riobe verglichen; christliche Phantasten nannten sie die Rahel oder auch die Maria des neunzehnten Jahrhunderts.

Warum lag in allen diesen Benennungen nichts so Erhabenes, als es das Schicksal dieser alten Dame vorzustellen scheint? Vielleicht weil Riobe mit einem Schlage alle ihre Erzeugnisse hinfinken sah, Hekuba außer einer Mutter auch eine greise Gattin war, welche ihren alten Herrn Priamus zärtlich liebte, vielleicht, weil Rahel in ihren gemordeten Kindern junge Reime sterben sah, Hoffnungen, die noch nicht Männer geworden waren, und den Schmerz ihres Verlustes nach dem Wlase dessen, was man von ihnen noch nicht wußte, vergrößerten. Verschwindet doch selbst der Schmerz einer Maria

vor den Leiden ihres Sohnes, dessen göttliche Vollkommenheit sie überstrahlte: „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen!“

Lätitia ist keine feudale Fürstin, keine trauernde Königin aus dem „Schloß am Meer“, sie gebär nicht, um große Erscheinungen hervorzubringen; Lätitia kann uns nur als Mutter rühren, als Mutter, wo sie im Vergleich ziemlich glücklich ist; denn ist sie nicht von Enteln und Kindern umgeben?

Das gute Mütterchen wurde auf den Schauplatz der Welt gebracht, wie in einem Pfandsstücken Stücke zuletzt die alten Väter und Großväter aus ihren Dachstuben kriechen, um das Glück ihrer Kinder zu theilen, deren Tugend sie im Verlauf eines Theaterabends aus Lustigkräften zu Präsidenten machte.

Lätitia würde sich in alle die Wunder, welche ihr Sohn verrichtete, nicht gefunden haben, wenn Söhne, Schwiegersöhne und Stiefväter nicht die Associates der Weltgeschäfte geworden wären, so daß ihr Alles in die handgreiflichste Nähe gerückt wurde. Sie sah keine Hoffnungen sterben, keine Privilegien der Geschichte, keine Berechtigungen, die, wenn sie nicht eintreffen, zuweilen poetisch sind; die Früchte ihres Leibes waren größer als der Stamm, sie machten den Schooß vergessen, welchem die Geschichte ein so großes Ereigniß verdankt.

Glaubt ihr, daß Madame Mère so unglücklich ist? Thorheit! Sie wohnt zu Rom auf der Via San Romualdo, ist so alt, daß sie vielleicht hofft, der Tod werde sie übergehen, und lebt doch Luciano noch, den sie lieber hatte als Napoleone, Luciano, der sie nicht mit harten Worten kränkte, schreibt doch auch Giuseppe zuweilen aus Nordamerika, und Girolamo besucht sie aus Florenz, Girolamo, der mit Gewalt ein großer Admiral, oder wenigstens ein König werden sollte, und doch artiger war, als alle übrigen.

Die gute Alte! dort liegt sie auf dem bettartigen Sopha, ihr dürrer Leib, der so viel Könige enthielt, in weite Shawls gewickelt, blind, aber ohne Prophezeiung, mit gedörrten Zügen, aber lebhaft, geschwätzig, Liebhaberin von Neuigkeiten, im muntern Gespräch mit Onkel Fesch, nicht anders, wie einst im Palast de l'Elisée von Paris.

Onkel Fesch, dieser verschlagene Priester im Violettschurz und rothem Hut, will noch jetzt die Dinge immer besser wissen, als Napoleon, er beweist der Matrone, welche schlummernd zuhört und schläfrig-lächelnden Beifall nicht, wie es der todte Kaiser hätte anfangen sollen, wie Alles anders gekommen wäre, wenn er auf ihn gehört hätte, wie er aber immer tollkühn und tyrannisch gewesen sei. Hier senkt Madame Lätitia; aber der weise Cardinal fährt grausam fort: „Ich hatte den Papst in der Hand, den heiligen Vater, welcher es gut mit dem abtrünnigen Sohne der Kirche meinte. Ich

schloß das Konkordat, was dem übermüthigen Knaben mißfiel, ich hätte Alles machen können; aber wollte er?“

Und die alte Dame senkt wieder und spricht mit jener fürchterlich rauhen Stimme, welche sich vor alten Italienerinnen immer zittern machte: „Ach, er glaubte nichts: ob er wohl in den Himmel kommt, Fesch?“ Fesch ist grausam, zuckt die Achseln und murmelt: „Er hat uns unglücklich gemacht!“ Wahrhaftig, so sprechen die Menschen über eine Unsterblichkeit, an welcher sie die einzigen Heilsflecken sind.

Napoleons Brüder waren nicht ohne Fähigkeiten; sie hatten eine gute Erziehung genossen, und für den jüngsten, für Hieronymus, sorgte der ältere deshalb selbst. Joseph konnte wie Edmund im Year sich sogar des Vorzuges rühmen, welchen die Natur den nicht zwischen Schlaf und Wachen Empfangenen zu gestatten pflegt. Lucian besaß mehr Feuer als die Uebrigen, war rasch im Handeln, ohne sich um die Verantwortlichkeit zu kümmern, und hat seinem Bruder gegenüber immer einen festen Willen gezeigt. Ludwig hat einen sanfteren Charakter, mit einem Anstrich von Schwärmerei, die eine gute Entschuldigung seines Phlegmas war. Hieronymus endlich, der schon in dem Glanze seiner Familie erzogen wurde, nahm früh die Eigenschaften, welche echtes prinzipliches Blut zu begleiten pflegen, in sich auf, im Guten wie im Bösen. Napoleon konnte deshalb auch daran denken, sie zu seinen Zwecken zu benutzen, während sonst das Genie immer Noth hat, die Misere seiner Herkunft und Verwandtschaft zu verdecken.

Anfangs wollte er sich aus ihnen nur Umgebungen schaffen, die ein feines Ohr, verschwiegenen Mund und beredete Zunge hätten; es fehlte ihm an Treue, Sicherheit und Spionen des ersten Ranges; er hatte so manches Amt zu vergeben, das er von der Zuverlässigkeit bekleidet wünschte; ja er sah so viele freie Hände einflußreicher Schönheiten, daß er nicht Männer genug haben konnte, denen er diese aufbewahrte.

Diese letzte Kombination war die erste, welche ihm fehlgeschlug; denn so leicht es ihm wurde, den Ehrgeiz seiner Brüder zu lenken, so aufständig zeigten sie sich doch, als er ihren Herzen die freie Wahl nehmen wollte. Die schöne Jouberton, die Patterson gehörten nicht in seine Pläne: man weiß, wie wenig Ludwig mit Hortense verwandt war.

Napoleon, darauf bedacht, sich mit einer erborgten Legitimität zu schmücken, adelte vor allen Dingen zuerst sein Blut, seine Familie, und machte seine Brüder, welche als französische Prinzen schon die Handgriffe und Bewegungen einer anständigen Repräsentation erlernt hatten, zu Königen über Reiche, welche entweder erst erobert waren, oder durch Intrigue einen leeren Thron zeigten.

Dies wurde für Europa eine Propaganda des französischen Gouvernamentssystems, die, wie bald auch ihre Wirksamkeit vorüberging, doch nicht ohne Folgen auf die spätere Gestaltung unserer Verhältnisse blieb. Mit Napoleons Brüdern und den andern gekrönten Paladinen der großen Kaiserherrschaft kamen die Begriffe Centralisation und Bureaucratie über uns, welche die spätere Restauration adoptirte, obschon sie Ausflüsse der Revolution waren. Napoleons eigenes Verfahren galt als Muster, seine Politik, sein Handelsgrundsatz durfte von keinem seiner Vasallen überschritten werden; diese militärische Feudalherrschaft wurde mit einer Strenge ausgeführt, welche den Günstlingen der kaiserlichen Gnade diese bald selbst unerträglich machte. Zur Gunst gesellte sich die Laune. Napoleons Brüder wurden die Abzugskanäle seines Unmuths.

Sie waren es schon in Paris; ein widerwärtiges Ereigniß kam immer auf die Rechnung seiner Familie, zu der er dann hinaufstürmte, die Thüren schlug, mit dem Degen drohte, so lange bis ihn erst seine Schwestern besänftigten.

Napoleon hatte nicht Unrecht; denn schon damals, als er noch General der Republik und Consul war, gaben seine Brüder vielfachen Anlaß zum Unwillen; sie übernahmen die Lieferungen bei der Armee, um sich zu bereichern, und machten Geschäfte an der Börse, zu welchen sie die Politik Napoleons als versteckte Wetterfahne und Telegraphen brauchten. Joseph und Lucien leisteten in diesen Speculationen das Mögliche, denn sie waren älter und italienischer als die Andern.

Die späteren Könige mußten Napoleons Zuchttruthe noch derber fühlen. In jedem militärischen Nachtheil, an einer entdeckten Verschwörung, an jedem Mißgeschick des Kaisers waren sie Schuld; „sie wären,“ sagte er, „keine Franzosen, sie unterhandelten mit den Engländern, mit dem Papste, sie hätten immer andre Dinge im Kopf als er, und er schwöre ihnen zu Gott, sie sollten sich in Acht nehmen.“ Wenn im Haag, in Neapel, in Madrid, in Cassel eine Depesche von Paris ankam, so zitterte man; denn die Brüder wußten, daß sie schon wieder Etwas nicht recht gemacht hatten.

Niemand hatte von Napoleons Mißlaune mehr zu dulden, als Ludwig, der hinter seinen Deichen und Földern, mit einem fürchterlichen Deficit der Kasse, mit Feuersbrünsten, aufliegenden Pulverschiffen, Ueberschwemmungen und republikanischen Tendenzen benitleidenswerth geplagt war. Er war etwas weitläufig in seinen Bewegungen, nahm zu den kleinen Sprüngen, die er machen durfte, immer große Anläufe, und liebte es freilich, mehr zu sprechen, als Napoleons despotischer Laconismus gut hieß. Auf Ludwig häuften sich des Kaisers Unmuth; er moralisirte ihm zu viel; Napoleon fand es lächerlich, wenn sich sein Bruder, statt gefürchtet, populär

machen wollte, wenn er von Nationalität und republikanischen Erinnerungen und allgemeiner Menschenliebe sprach; er nannte mit einem seiner klassischen Ausdrücke diese Dinge an seinem Bruder „Humanitätswahnsinn“ und schrieb ihm einmal über das andre, jetzt möcht' er nur machen, daß er bald zu den Engländern überginge. Ludwig verließ Holland, und hat sich mit seinem Bruder nie wieder ausgesöhnt.

Wenn man die letzten Trümmer des Hauses Napoleon in eine Gesamtansicht bringen will, so findet man zwar, daß sie sich unter einander begatten; doch lassen sich zwei Strömungen, selbst mit verschiedenen Kennzeichen, und verschiedenartig gegen ihre Umgebungen absteckend, herauscheiden — die männliche und die weibliche Verwandtschaft Napoleons. Rechnet man zu dieser letztern noch seine Heiraten und Adoptionen, so ist sie diejenige Linie, welche sich noch in der lebhaftesten Korrespondenz mit der Legitimität befindet. — — —

Die männliche Verwandtschaft des Kaisers hat sich mehr versteckt und zurückgezogen, ja sie ist sogar der Monarchie zum Theil untreu geworden und bemüht sich, das Gedächtniß ihres großen Bruders und Oheims allmählig wieder mit der Demokratie zu versöhnen, und seinen Ruhm in die Herzen des Bürgerthums zu verschieben.

Die weibliche Linie ist an einigen Höfen gern gesehen, weil sie sich glücklich fühlt, eine untergeordnete Rolle zu spielen, und das zu sein, was einst in Argos Cassandra, die geraubte Tochter des Priamus, war. Nur die Söhne Murats, dieses Paris unter den Napoleoniden, gingen über an die Demokratie, und predigen, als Enkel eines ehrlichen Bürgers und Gastwirths in Frankreich, die allgemeine Nivellirung, den Contrat social, und die wohlfeile, bequeme und freie Staatsverfassung Nordamerikas. Dies bürgerliche Element hat die ganze Familie auseinander gesprengt, so daß ein Glied derselben in einem Staate proscribirt sein kann, wo das andere um die Hand einer Königs Tochter freien darf. Eine Reaction dieses verzweigten Stammes ist undenkbar, weil sein Einverständnis gescheitert ist. Sie sind sich Alle fremd geworden.

Der Graf Surville hat in neuerer Zeit noch einmal gegen die Geschichte des Tages protestirt. Er kam selbst über den Ocean aus Nordamerika herüber, um den Thron von Frankreich für seinen Neffen Reichstadt in Beschlag zu nehmen; doch Louis Philipp war trotz seiner Körperstärke schneller zur Hand.

Auch der Graf Surville ist von einem fabelhaften Umfange, ohne damit zu imponiren. Sein Auge ist matt, seine Manieren sind unköniglich, obschon er auf zwei Thronen gesessen hat. Es ist ein guter alter Herr, der nicht begreift, was das Schicksal mit ihm vor-

gehabt hat; noch heute wird ihm wunderbar zu Muthe, was er damals Alles thun mußte, ohne zur Bestimmung zu kommen. Acht Jahre hindurch hat er in einer ängstlichen Verlegenheit gelebt, vor Niemandem mehr zitternd als vor dem, der ihn mit Ehren überhäufte. Weil er kein böses Herz hat, so glaubte er: daß seine Völker unter ihm sich sehr glücklich müssen befunden haben, und dies ist ein Trost, den er mit in's Grab zu nehmen gedenkt. Er besinnt sich etwas schwer auf seine wunderbare Vergangenheit, nur die Beleidigungen sind ihm unvergesslich, welche ihm die kühnen Marschälle und Schildträger seines geharnischten Bruders fast in's Gesicht sagten; doch hat er ihnen Alles vergeben, er ist der gutmüthigste Mann in Nordamerika. Statt Maachiavelli's Fürsten studirt er jetzt — und ich betrachte dies als seine ehrenwertheste Seite — rationelle Landwirthschaft, wittert Kohlenlager aus, und läßt den Delaware ausschlämmen, welcher an seinen Besitzungen vorbeifließt. Er besucht die quakerische Stadt Philadelphia gern, und liebt es, von alten Dingen zu sprechen. Seine Gemahlin, eine Kaufmannstochter, und Schwägerin des jetzigen Königs von Schweden, ist keine so große Freundin der rationellen Landwirthschaft, sie hat ihn mit ihren beiden Töchtern verlassen, und ziert mit ihnen die bekannten Bonapartistischen Salons in Florenz.

Der Fürst von Canino lebt in Sinigaglia, nachdem ihm schlechte Finanzen seine römischen Paläste zu verkaufen zwangen. Er stand dem Genie seines Bruders am nächsten, obschon er ohne Napoleon vielleicht nichts geworden wäre, als ein guter Börsenspekulant, vielleicht ein kühner Parteigänger der Revolution, oder ein mittelmäßiger Dichter. Das Terrain, worauf ihn sein Bruder stellte, kam ihm zu Hilfe. Was er an schroffer Energie besaß, verdeckte seine Leutseligkeit, und was ihm daran fehlte, ersetzte die Kunst der Repräsentation, die ihm meisterhaft zu Gebote stand. Er drängte sich gewandt durch die Parteien der Revolution, und riß so viel Gewalt an sich, daß er die Hauptsache am 18. Brumaire seinem Bruder übergeben konnte, ohne in eine abhängige Stellung zu kommen. Seitdem Napoleon seinem Bruder etwas zu verdanken hatte, hörte auch ihr gutes Vernehmen auf. Napoleon entdeckte an Lucian einen starren Republikanismus, oder wenigstens die Maske desselben, welche seine ehrgeizigen Absichten verbarg. Diplomatische Verdienste, die sich Lucian erwarb, und die neue Kohlen auf Napoleons Haupt sammelten, vermehrten das Mißverständniß, so daß Lucian endlich aus seiner Opposition ein Prinzip machte. Die Kaiserkrone erschöpfte den eifersüchtigen Bruder, er verließ Frankreich, und führte nicht ohne Koketterie seinen Widerspruch so hartnäckig aus, daß er das Interesse der Engländer verkannte, und statt in ihren Schutz, in ihre Gefangenschaft gerieth. Die Ereignisse

von 1814 führten ihn noch einmal nach Frankreich zurück, wo er im Augenblick der Gefahr die Sache seines Bruders mit Eifer betrieb, und deshalb nicht so schnell abgewiesen werden konnte, wie die übrigen Brüder, welche sich jetzt ängstlich um Napoleon drängten, und ihre eigne Verlegenheit mit dem Scheine zärtlicher Theilnahme bemänteln wollten. Lucians Anordnungen waren vortrefflich, hätte Marie Louise die Aufopferung gehabt, sich zwischen das Geschick ihres Mannes und die Triumphe der Allirten zu werfen. Lucian wurde in Italien von Oesterreich aufgehoben; doch gab ihn die Einsicht in sein bisheriges Leben frei: man wußte, daß er seines Bruders eifrigster Antagonist gewesen war, und seinen Ehrgeiz, wenn auch nicht widerlegt, doch ihm das Gleichgewicht gehalten hatte.

Der Prinz von Canino liebt die Künste, die Wissenschaften und Handelspekulationen. Die unglücklichen Resultate der letztern haben den Schutz der erstern sehr einschränken müssen. Die große Muße, welche ihm das Schicksal ließ, benutzte er, um seine Verse zu feilen, über die Schönheiten Virgils zu träumen, und die Verkleinerer der Alten zu widerlegen. Eine seiner interessantesten Schriften ist eine in frühester Zeit verfaßte Geschichte des englischen Parlaments, zu welcher Napoleon in bessern Tagen Anmerkungen geschrieben hatte. Diese Notizen verrathen, wie viel Napoleon der Geschichte verdankt. Er hatte sie mit einem bestimmten Zwecke studirt, und abstrahirte ihre Regeln um so glücklicher, als er seine Zeit zum Maßstabe der Vergangenheit nahm. Er spricht von Cromwell wie von einem Usurpator des neunzehnten Jahrhunderts, und gibt ihm Regeln, als hätte er sie von ihm borgen sollen. Er spricht von den alten Helden im vertraulichsten Tone und mißt ihren Werth immer nach dem Maßstabe, was sie eigentlich wollten, oder auch nach dem, was sie unter ihren Umständen wollen durften. Anziehend ist zuletzt in diesen Anmerkungen Napoleons Eifersucht auf seines Bruders Styl; man sieht, wie schwer es ihm ankommt, die Trefflichkeit desselben zuweilen einzufestehen, ein Lob, das er sogleich wieder minderte, indem er an St. Jean d'Angely erinnerte, den er in der darstellenden Kunst für unübertrefflich hielt. Napoleon liebte es, durch kurze Sätze, durch einen Styl, der immer wie um die Ecke hervorschießt, überrascht zu werden.

Der Graf St. Len lebt zu Florenz mit dem Stolge seiner ehemals bewiesenen Herrschertugenden. Er glaubt aus den Stürmen seiner Zeit das süße Bewußtsein gerettet zu haben, daß ihn die Holländer lieben. Die Holländer!

Er gibt sich selbst das Zeugniß, daß er für einen Privatmann keinen bessern König habe abgeben können, und spricht nicht ohne Rührung von den schönen Tagen in Utrecht und Harlem. Noch

hört er die fürchterliche Explosion des Harlemer Pulverschiffes und schildert gern, was er für Menschenliebe bei dieser Gelegenheit entwickelt, wie er selbst Hand angelegt habe, um zu retten, und wie viel Gulden er für ein erhaltenes Leben geboten. Dann erzählt er von jenem jungen Prediger, der in seiner Gegenwart an den Himmel republikanische Gebete gerichtet hätte. Seine Minister wollten, er sollte den Frevler bestrafen; „nein,“ sagte er stolz, „er wolle ihn nur belehren,“ und ließ ihn zu sich kommen und setzte ihm den Lauf der Dinge, die Weltgeschichte und die holländische auseinander.

Man kann dem Grafen nicht widersprechen, wenn er Napoleons Grausamkeit anklagt, der ihn für solche Handlungen verrückt nannte, und ihn unter Vormundschaft setzen wollte. „Es ist wahr,“ sagt der Graf, in Florenz und in seinen Memoiren, „ich war derjenige unter den neuen Königen, welcher gegen den Despotismus die meiste Energie zeigte.“ Denn kurz vor seiner Abdankung, als die französischen Exekutionstruppen schon die Vorstädte von Leyden erreicht hatten, rief er nach einem Pferde, legte die Schärpe um und wollte ganz Holland unter Wasser setzen. „Was wollt ihr?“ frug er die Repräsentanten des Landes; „Krieg oder Frieden?“ Frieden, sagten die Hochmögenden trocken; Louis lächelte, und verließ Holland.

Der Graf St. Leu liebt die gutmüthige, aber hübsch gebaute Phrase, er hielt gern Reden, und spricht auch gern in öffentlichen Schriften mit, wenn von der Vergangenheit die Rede ist. Er spricht von den Pflichten eines Königs, wie ein Republikaner; wie denn immer, wer über das Königthum erst philosophirt, sich zu republikanischen Grundsätzen zuletzt neigen muß. Der Graf St. Leu hat aus der Monarchie ein so zauberhaftes Ideal gemacht, daß daraus ohne sein Wissen eine Republik geworden ist. Seine Söhne haben auch diese Täuschung durchschaut, und offen den Humanitätsgrundsätzen, welche sie von ihrem Vater erbten, den rechten Namen gegeben: sie sind entschiedene Republikaner geworden; der Eine, welcher in der jüngsten italienischen Insurrektion im Lager von Perli starb, der Andere, welcher in der Schweiz lebt, und Verdienste um die schweizerische Artillerie haben soll. Was weiß ich!

Der Herzog von Montfort sollte einst ein großer Admiral werden, und es wurde nur ein König aus ihm, der mehr als alle übrigen von seinem Bruder die geheime Zusage einer selbstnen Schür zu fürchten hatte. Im Besitze mancher lebenswürdigen Eigenschaft, hatte ihn das Glück verzogen. Er hätte für einen Cousin Ludwigs XV. gelten können, so schnell fand er sich in die neue Herrschaft, welche sein Bruder etablierte. Er heiratete eine deutsche Fürstentochter und bestieg einen improvisirten Thron, in dessen Nähe er Bacchus und Venus als Minister rief. Man hat nie so amü-

sant in Kassel gelebt, als während der westphälischen Zeit. Jerome war der gutmüthigste Charakter, er wollte nur Vergnügen, oder, wie er selbst sagte: „lustig sein;“ sich zu bereichern vergaß er. Dies war ein Fehler, den erträglich zu machen, die Aufgabe seines spätern Lebens geworden ist. Der Herzog von Montfort studirt seitdem an einem Systeme der Sparsamkeit, und rechnet, wie sich Lucullus und Harpagon vermeiden lassen, und ein ehrlicher Mann sich einrichten muß, um sein Auskommen zu haben. Er ist krank, erschöpft von seiner Vergangenheit, und verleugnet sich gern mit einer achtungswerthen Bescheidenheit. Aber noch liebt er Deutschland, von dessen Wäldern er nie geglaubt hätte, daß man in ihnen so angenehme Saturnalien feiern könnte und so podagrastisch werden, er besucht es oft, und einer unserer Bundesstaaten öffnet ihm gern seinen berühmten Marstall, obschon er ein schlechter Reiter ist. Sein Sohn gehört zum Militär desselben Staates als Oberlieutenant.

Von Napoleons Schwestern lebt nur noch Madame Karoline, Mürrats Gemahlin.

Für die Unsterblichkeit gibt es keine größere Bewunderung, als wenn das Genie zufällig eine Schwester hat. Eine Schwester erkennt den Abstand der Alltäglichkeit von ihrem Bruder ungemein tief, und kleidet sich gern mit dem Prunk des Ruhms, wenn der Held nicht die Muße hat, ihn selbst zur Schau zu tragen.

Napoleon liebte seine Schwestern zärtlich. Ihren Beifall nahm er für überirdische Weissagung, wie einst der alte Gallier; ihr Widerstand imponirte ihm oder machte ihn lachen. Er verzieh ihnen ihr heißes Blut, das er durch sein eigenes entschuldigte, und würde die Aufopferung seiner Schwester Pauline, der Fürstin Borgheze, die sein Gril in St. Helena theilen wollte, so tief empfunden haben, wie jene kindliche Zärtlichkeit des jungen Reichthums, als der kleine Knabe an den gefesselten Prometheus, seinen lieben Papa, einen heimlichen Brief schrieb, wobei ihm eine verschwiegene und gefühlvolle Gouvernante die Hand führte. Doch überraschte sie der Tod.

Ihre Schwester Elisa starb später in Triest, zwei junge Fürsten Bacciochi hinterlassend, von welchen der eine auf Korsika wohnt, der andere aber im verwichenen Jahre bei einem Pferdesturz verunglückte.

Die weitem von hier ausströmenden Descendenzen verschwimmen allmählig in das breite Niveau der zahllosen italienischen Marchesen. Hier und da trifft man Personen, welche einen Tropfen vom napoleonischen Familienblute haben und vor denen der geschichtliche Enthusiasmus gern den Hut abnimmt. Man sieht diese dritten und vierten Glieder der großen Generation oft im Theater, und staunt an die Physiognomien, welche noch immer olivenfarbig

spielen, das schwarze glatte Haar, das die breite Stirn beschattet, das mächtig zermalende Kinn, die untersekte Statur mit einer hervorstechenden Anlage zum Fettwerden. Diese unverkennbar gezeichneten Spätlinge verstehen die Richtung der Lorgnetten wohl, richten sich dann stolz auf, und legen die Arme über einander, um uns vollends zu täuschen. Einige auch schlagen die Augen nieder, und schämen sich, weil das Schicksal so unbarmherzig mit ihnen Versteckens gespielt hat. Zu der Oper hat aber das Parterre dann noch einmal so viel Lust; denn man fühlt, daß ein Stück Weltgeschichte in der Nähe athmet.

Nur einem Seitenflügel des Hauses Napoleon gelang es, sich vor dem Zusammensturz zu retten: der Familie Leuchtenberg. Es war die edelste Emanation der Kaiserherrschaft.

Das Genie ist nicht immer glücklich; deshalb heiratete Napoleon sein Glück. Prinz Eugen wurde des großen Mannes Augapfel, der Günstling einer fast antiken Liebe. Seine Sanftmuth schmeichelte sich in Napoleons weiche Empfindung ein, seine Anstelligkeit war eine vortreffliche Gewährleistung für die Gunstbezeugungen, welche der Kaiser über ihn häufte. Prinz Eugen befaß dieselbe Humanität, wie Louis Bonaparte, aber ohne Phrase, ohne Affectation; ihr Organ war nicht die Rede, sondern die Leutseligkeit. In einem militärisch so straff zusammengehaltenen Gouvernement, wie das Königreich Italien war, hatte der Regent Muße genug, die Tugenden des Friedens zu zeigen, und die blutigen Vorbeeren durch Palmen zu verdecken. Napoleon wußte, daß des Prinzen Benehmen keinen Kontrast werfen sollte, daß es keine Rolle, sondern Instinkt und Naturell war, und fürchtete die Vergötterung nicht, die Italien, excentrisch in Liebe und Haß, seinem Stellvertreter zollte. Und wenn dieser seine Erscheinung darnach einrichtete, daß sie dem Kaiser nicht auffallen mußte, wenn er einen militärischen Erfolg auf Andere übertrug, und seinen Stiefvater mit Bescheidenheit und Liebkosung umarmte, so war dies weniger Maske, als Stimmung und Einsicht in den eignen Werth, der, was Energie und Beruf anlangt, seiner hohen Stellung nicht gewachsen war. Des Prinzen Verbindung mit einer deutschen Fürstin rettete ihn vor der Degradation: seine Kinder haben sogar bei den mannigfaltigen Wechseln der europäischen Politik Aussicht auf Avancement erhalten. Die griechische Krone streifte nahe an dem Haupte seines ältesten Sohnes vorüber, dann die belgische; eine Schwester desselben trug einige Zeit hindurch die brasilianische; eine andere ist Erbin des schwedischen, und eine dritte Erbin des hechingischen Thrones, während jener glückliche Bruder, ausgerüstet mit dem Schwerte Don Pedro's, vielleicht bald auf dem Wege ist, die Braut des Oceans heimzuführen, und ein langes Gedicht durch einen Akt des Gesehes

zu schließen. Die Eifersucht Louis Philipps im Namen eines seiner Söhne, noch weiß er selbst nicht, welches? verfolgt ihn; doch Liebe hilft aus Todesnehen. Hier ist mehr als Politik; hier ist ein Roman.

Was haben die Napoleoniden von der Zukunft zu hoffen? Nichts.*) Ihre Protestation gegen die Geschichte überhört sowohl die Freiheit als die Legitimität. Die Privilegien ihres Blutes sind zerissen; ja selbst die Privilegien ihres Verdienstes können nie den Umfang erreichen, wie in jener illusorischen Vergangenheit, wo sie auf Alles hoffen durften. Was sie den Einen nahmen, würde unwillkommen den Andern sein, welchen sie es geben wollten. Hier gibt es keine Initiative mehr. Der breite Despotismus des Kaisers war erträglich; aber die, welche die Despotie zerstückeln, sind den Völkern verhaßt.

Eine Universaldespotie ist eine glückliche Chance der Freiheit; denn an einem Ende sinkend, reißt sie das ganze unermessliche Gebäude in den Untergang; während die kleinen Erben der Größe, die, welche theilen, eiserne Nägel am Sarge der Freiheit sind.

Aber eine Huldigung des Weltgeistes ist es, die die Geschichte dem Heldengrabe auf St. Helena darbringt, daß sie den Enkeln einer wunderbaren Herrschaft die Möglichkeit nimmt, ein großes Andenken schmerzlich zu machen. Starb nicht darum auch der junge Frühling im Garten von Schönbrunn, ehe er reifte und wurmfressige Früchte trug?

Eine weise Gottheit stellte an die Wiege zweifelhafter Hoffnungen den Sarg einer beweinten Vollendung, damit das glänzende Gedächtniß des Größten unserer Tage ohne Flecken bleibe, und die Geschichte um einen Helden trauern kann, der ohne Nachahmung starb.

Der Vorhang dieses Drama's ist auf Ewig gefallen; nur Gebete sollt ihr flüstern unter Longwoods Thronenweiden!

Martinez de la Rosa.

Die leichtfertigen Franzosen übertreiben, wenn sie in Don Francisco Martinez de la Rosa nichts gelten lassen wollen, als die Talente eines Theaterkostümiere. Es ist wahr, er lieferte ein lächerliches Meisterstück der Poesie, als er das Kostüm entwarf, in welchem die Veteranen, die jungen Helden und die Tartüffes der spanischen Freiheit ihre Rolle als Deputirte spielen sollen. Ein Anzug der Art, wie er ihn vorschrieb, mit seinen feudalen Schleifen, seinen byzantinischen Bändern, dem Peruanischen Falbala, kostete meh-

*) Und der 2. Decbr. 7

vere Tausend Franks; die Deputirten waren unfähig, in dem Augenblicke einen solchen Aufwand zu machen, zögerten zu erscheinen, und es hätte leicht geschehen können, daß durch die Rücksicht auf die Schneider von Madrid die ganze spanische Konstitution auf Monate eine Täuschung geworden wäre. Doch besaß Martinez de la Rosa ehrenwerthe Eigenschaften, Talente und Präcedentien, welche den Novellisten und Dichter für das Parterre vergessen machen. Nur kann man nicht leugnen, daß Martinez de la Rosa sich eine große Aufgabe gestellt hat. Das Beispiel, welches er gibt, ist nicht einzig, aber doch selten. Die Geschichte sträubte sich immer, Männern, welche gewohnt sind, im Reiche der Phantasie zu leben, ein irdisches Portefeuille anzuvertrauen. Ich besinne mich in diesem Augenblicke nur auf König David, Arthur von Nordstern und Chateaubriand. Selbst Alcäus von Mytilene und Goethe gehören nicht hierher. David, der Sohn Jsaï's, sang schon als Minister Saul's. Er vertauschte frühe die Schleuder und den Flitzbogen mit der Keier, der kleine Held, und verstand, im Palaste wie in den Höhlen der Gebirge so den Dichter mit dem Premierminister zu verbinden, daß es zweifelhaft geblieben ist, ob er mehr durch jenen oder diesen auf den finstern, tragischen Saul wirkte. Ein herrliches Vorbild! Der Dichter mit dem Fürsten „auf der Menschheit Höhen!“ Doch war David ein antiker Dichter. Damals war Alles noch einfach; die Sprache, die Sitte, die Poesie kostete kein Studium, Alles war Instinkt. Die Bilder waren noch nicht verbraucht; wenn man nach ihnen jagte, traf man selten auf solche, welche schon angeschossen waren. Es ist wahr, David kämpfte zwar auch wie jeder Dichter mit Philistern: aber eine ganze Völkermasse von Prosa ist leichter zu besiegen, als wenn sich die Alltäglichkeit vereinzelt oder wohl gar die Maske der Kritik vornimmt. Kurz, einen Dichter der Vorwelt kostete sein Ruhm keine Mühe, seine Zukunft keine Gegenwart, seine Unsterblichkeit nicht, wie den Romantiker, den Tod. Der poetische Minister Saul's durfte nur einen Blick in die Morgenröthe werfen, einen Blick, der ihn nichts von seinen Geschäften versäumen ließ, und das einfache Bild, das bloße Wort reichte hin, alles das auszudrücken, woran ein zeitgenössischer Dichter einen Tag, und Alles, was sich in einem Tage versäumen läßt, setzen muß. Dies hat unsere Zeit so mißtrauisch gegen Minister gemacht, welche mit dichterischen Talenten begabt sind. Eine Ungerechtigkeit ist eingerissen gegen Etwas, was sich doch mit unwiderstehlichem Drange in die Seele wirft, was der schönste Begleiter einer dornenvollen Laufbahn ist, und auch einen Minister trösten kann, nach den sauern Stunden, welche eine Ständefixung, ein theilnahmloser Blick des Monarchen, ein plötzliches Deficit ihn kostet. Warum soll dem ersten Staatsmanne die aufgehende Sonne keine Empfindung entlocken? Warum soll er kalt

bleiben, wenn die Lerche ihr Morgenlied singt? Warum soll ihm überhaupt der Himmel verschlossen sein? Die grausamen Franzosen! Sie machen Martinez den Vorwurf, daß er Dichter ist! Wir wollen, indem wir die flüchtigen Schatten seines Lebens reizen, in ihm den redlichen, patriotischen und talentvollen Mann erkennen lassen. Geboren wurde Martinez de la Rosa im Anfang der achtziger Jahre zu Granada. Wenn ihr den Vorzug, Deutsche zu sein, auf einen Moment vergessen könnt, so beneidet ihn darum! Beneidet ihn um die Olivenwälder, die am Fuße der Sierra Nevada stehen, beneidet ihn um den goldhaltigen Genil, in dem er baden konnte, und jenen zweiten Fluß, dessen Name mir entfiel, der aber gediegenes Silber mit seinen Wellen führt! Welche zaubervolle Jugend! Die alten maurischen Sagen umflüsterten den Knaben, wenn er beim Spiele seinen Ball in die Trümmer des Alhambra warf. Er hörte in der wunderbaren Löwenhalle, wie sich die großen Emire der Wüste aus dem weisheitsvollen Koran die Sprüche vorlesen ließen, welche an die Mäßigung im Glück und die Barmherzigkeit des Siegers des Paradieses schönste Freuden knüpften. Er trank aus dem Brunnen im schweigamen Hofe und fühlte, wie sich frühe die Gabe der Weissagung und schönen Rede auf seine Lippen legte. Aber nicht Alles ist verschwundene Herrlichkeit in Granada. Auf den Trümmern der maurischen Erinnerung pflanzte das Ritterthum und die Weltmonarchie Karls V. die Trophäen ihrer großen Siege. Auf dem Blase Vivarambla konnte Martinez keinen Wettlauf mit seinen Gespielen anstellen, ohne daß jene die Zegris, diese die Abencerragen retten wollten. Er wurde älter, und in den ungeheuern Dimensionen des Palastes Karls V. lernte er die Geschichte des Vaterlandes, die Universalräume des spanischen Habsburgs an dem Grabmale Ferdinands und Isabellens, wie Amerika entdeckt und die Inquisition eingesetzt wurde. Hier konnte sich früh die Seele an einen mächtigen Flügel Schlag gewöhnen, so daß die monchische Erziehung des spätern Alters zwar Vieles dem Wissensdurst verweigern durfte, aber nichts nehmen, was schon da war. Martinez war reicher und angesehener Eltern Kind. Er benutzte alle Bildungsmittel, welche ihm Spanien darbot, und gab sich zuletzt dem Studium der Rechte und der Staatswirtschaft hin. Das System der Reformen Karls III. ließ sich in Spanien durch eine Herrschaft der Günstlinge und Ehebrecher nicht sogleich aufhalten. Es blieb von der encyclopädischen Aufklärung, von dem philosophischen Enthusiasmus des achtzehnten Jahrhunderts, welcher auch Spanien mannigfach berührt hatte, Vieles übrig, was sich nach unten hin verbreitete, und genährt von den Grundsätzen der französischen Revolution, die Hauptquelle der Bildung wurde, die späterhin in der Gestalt des Liberalismus als eine politische Macht austrat. Martinez warf sich in diesen

Strom der Tendenzen und ließ sich von ihm tragen, bis er in Begebenheiten endete. Die Revolution von Aranjuez, die Abtretungen von Bayonne und Madrid, die neue Dynastie der Napoleoniden warfen Spanien in einen anarchischen Kampf von Interessen, wie sie auf einem kleinen Terrain in Europa niemals widerstreitender gewesen sind. Doch machte sich die gute Natur durch diese Verwirrung Platz, der Instinkt des Patriotismus ließ alle Differenzen vergessen, und von zahllosen sich durchkreuzenden Leidenschaften blieb nichts übrig, als der Haß gegen die Franzosen. Die Cortes von 1803 traten zusammen, und Martinez de la Rosa nahm unter ihnen den Platz ein, der seinen Talenten und Kenntnissen gebührte. Er theilte die Schicksale dieser Cortes in Madrid, Sevilla und Cadix. Ob er sich zu irgend einer Nuance dieser patriotischen Versammlung bekannt hat, wissen wir nicht, glauben aber, daß ihn die Liebe zur Freiheit immer da hintreten ließ, wo ihre beredtesten Fürsprecher standen. Noch gab es keine Doktrinärs, noch hatte die Exaltation durch gescheiterte Pläne sich nicht in Mißkredit gebracht: es gab keine andere Gefahr, als die, welche eine edle Seele immer übersteht, den Servilismus. Martinez reichte sich den glorreichen Rednern dieser Periode an, welche durch ihre glänzende Beredsamkeit, ein Talent, welches in keine Schule gegangen war, ganz Europa zur Bewunderung zwang. Die Restauration Ferdinands machte allen diesen Dingen ein Ende. Die Cortes waren zersprengt, der Rückkehrende begrüßte sein treues Volk mit Schaffotten und Proskriptionen. Martinez de la Rosa wurde nach der afrikanischen Küste verbannt und in Ceuta wie ein Gefangener gehalten. Er scheint sich während dieser Zeit vielen Reflexionen hingegeben zu haben. Er mag sich bemüht haben, Spaniens Schicksal in ein Resultat zusammenzufassen, und philosophirte vielleicht über Dinge, die uns entnuthigen, wenn wir uns über sie stellen wollen. Welchen Eindruck mochte Voltaire's und Laßky's Schicksal in ihm machen? Er beweinte es, aber nannte es vielleicht eine Thorheit, zu konspiriren. Fesseln entwerfen: man sage nicht, daß man nach einer vierjährigen Gefangenschaft noch für sich gut steht! Martinez wandte sich zweifelnd von den politischen Kombinationen ab, und dichtete seinen Morayma. Die Sehnsucht des Verbannten trug seine Phantasie in die poetischen Erinnerungen Granada's, aber so gefesselt waren seine Gedanken an die Schicksale des Vaterlandes, daß sein Drama eher den Namen einer Allegorie verdiente. Er läßt einen der letzten maurischen Könige nach Ermordung der Abencerragen den Thron bestiegen. Die Erbitterung der Parteien umgibt ihn. Persönliches Interesse schürt die Leidenschaft, hier Intrigue und Verleumdung, dort Gewaltthatigkeiten und Tumulte. Der Kastilianer steht vor den Thoren. Der König ist schwach und weil er zwischen bei-

den Parteien in der Mitte stehen will, wird er Tyrann und undankbar gegen die, welchen er seine Krone verdankt. Hier sind die Cortes, hier Ferdinand, die Franzosen. Hier aber auch schon der Gefangene von Ceuta mit seinen Grillen, die er mit den Wuscheln am afrikanischen Strande anfließt; denn er sieht in Allem, was der Hebel seines Drama's ist, persönliche Leidenschaft, fürchtet die rohe Gewalt, auch da, wo sie zum Siege seiner Partei unerlässlich ist, und haßt den Tumult der Masse. Wir sehen ihn befangen nach Madrid, in die Cortes von 1820 zurückkehren. Er, der auf einem, fast möchte man sagen, geschichtlichen Wege unter die Opposition gekommen ist, findet sich jetzt umringt von Männern, die erst durch eine Betrachtung liberal wurden, von Männern, die dem einreißenden Carbonarismus verwandter waren, als den konstitutionellen Erinnerungen Spaniens. Martinez mochte erstaunen, daß die Liebe zur Freiheit ein System geworden war, daß es ein Wörterbuch des Liberalismus gab. Inzwischen trug ihn eine hohe Verehrung empor, und gleich die erste Sitzung machte ihn zum Sekretär der Kammer, welche Spanien dem kühnen Muthe Niego's verdankte.

Von 1820 bis zur Katastrophe des Julius 1822 fällt Martinez de la Rosa's glänzendste Periode. In den drei Cortessessionen dieser Zeit galt er als einer der vorzüglichsten Redner, der mit Galiano und Augustin Arguelles, dem Göttlichen, wetteiferte. Sein erster Antrag stand noch unter den Eindrücken seiner Gefangenschaft; denn er wollte, daß Spanien die afrikanische Küste aufgebe, und sie an den Kaiser von Marokko gegen einen Tribut abträte. Dann forderte er die Minister auf, Maßregeln gegen die Räuberbanden, welche Spanien durchstreiften, zu nehmen. Er wollte nicht, daß die Pfarrer zwei Pfünden besäßen, ein Antrag, den Graf Torreno unterstützte, und ziemlich reformatorisch zu einem rein politischen machte. Ja, er sprach sogar für die Geschwornen, welche ihm in einer neuen Sitzung der Procuratoren ein zu frühes Geschenk waren. Er nahm sich lebhaft der Josephinos an und bewirkte eine Amnestie für sie, kurz, es gab mannigfache Gelegenheit, wo er sein Talent und seinen Patriotismus zeigen konnte. Doch sprach sich seine späterhin prononzierte politische Nuance gleichfalls allmählig aus. Viele seiner Meinungen waren gegen die politischen Klubs gerichtet, und als am 5. September 1820 diese Frage auf's Neue zur Sprache kam, treffen wir auf eine merkwürdige Allianz zwischen Martinez de la Rosa, Moscoso, Garelly und Torreno, die sich in unsern Tagen wieder erneuert hat. Martinez sagte damals: „Es ist nothwendig, zum Vortheile der natürlichen Freiheit der bürgerlichen und politischen Schranken zu setzen;“ ein Satz, der erst dann wahr ist, wenn man ihn umkehrt. Der doktrinaire Pedantismus, der seine jetzigen Reden auf der Ministerbank so unverkennbar

Charakterisiert, zeigte sich auch damals schon: Martinez distinguirte gern und zog sich, wie alle politisch Zaghaften, auf die Phrasen zurück, daß man die Dinge auch von der andern Seite ansehen müsse. Sein Widerstand gegen eine Entschädigung, welche Niego verlangte, machte ihn unpopulär, noch mehr die Debatte über die unter dem Namen „Die Perser“ bekannten meineidigen Deputirten, und am Schlusse der Sitzung von 1821 das Repressivgesetz Torreno's, welches er eifrig unterstützte. Das Volk stürzte Torreno's Wagen um, und belagerte nach des Grafen Hause auch das des erschrockenen Dichters, der hier Szenen aus seinen Tragödien wiederkehren sah. Nichts desto weniger erhielt er mit Anfang der Sitzung von 1822, im Februar, das Portefeuille des Auswärtigen. Die Zusammensetzung dieses neuen Ministeriums war unpopulär genug: es war aus der Majorität der entlassenen Cortes gebildet, die sich durch ihren Servilismus dem Volke so verhaßt gemacht hatten. Die neue Kammer galt für unabhängiger, als alle früheren; Niego war im Anfange ihr Präsident. Martinez, der sich schon lange an die ministerielle Physiognomie gewöhnt hatte, fand in seiner neuen Würde, für die seine Uneigennützigkeit sich nicht bezahlen ließ, einen schwierigeren Stand. Der Kongreß sah drohend in Verona, die Glaubensarmee organisirte sich in den Gebirgen, die Camarilla Ferdinands conspirirte, in Valencia und Pampeluna brachen royalistische Tumulte aus. Und dennoch schien dem Ministerium diese Gefahr geringer, als die, welche im Lager selbst drohte. Es glaubte keinen andern Feind bekämpfen zu müssen, als den Jakobinismus der Klubs. Die Reden in der Fontana d'Oro, die Aufstände der Zuriaga und des Terzerols beschäftigten die Minister mehr, als die Fortschritte, welche die Insurrektion der Misa, Jaimés, Zabala und Quesada machte. Man kann das Ministerium des Martinez de la Rosa von jener Zeit das Direktorium der spanischen Revolution nennen: der Moderantismus desselben, welcher nicht durch vorangegangene, sondern parallele Ausschweifungen gerechtfertigt werden konnte, brachte unter Spaniens damaligen Umständen nichts zuwege, als eine Reckheit des Royalismus, der immer mehr um sich griff. Der Moderantismus war, wenn nicht offene Verrätherie, was wir nicht glauben, doch jedenfalls die verfehlteste Maßregel, um die spanische Freiheit zu retten. Wenn er die Demokratie kurz am Zügel fassen wollte, so arbeitete er der Reaktion in die Hände. Auch war die Demokratie nie mächtiger, als damals. Die Klubs, die Comuneros donnerten, die Cortes machten die Beschlüsse derselben gesetzmäßig. Niego rauchte mit Ferdinand Cigarren zum Zeichen ihres Einverständnisses, und seine Hymne, mit der er das Heer von Isla de Leon führte, wurde, wie es damals hieß, für ordnungsmäßig erklärt. Unter solchen Umständen war der Moderantismus

ein Fehler. Wir wiederholen nochmals, daß es unglaublich scheint, wenn das Ministerium mit Aranjuez unterhandelt haben und in seinem Haffe gegen die Demokratie so weit gegangen sein sollte, daß es mit dem Feinde innerhalb und außerhalb Ilimus jene Besiegten wollte. Das würde geheißen haben, ein kleineres Uebel durch ein größeres heilen. Auch unterließ Martinez nicht, Einiges zu thun, was für seinen guten Willen zeugte. Er sandte seinen Freund Torreno (Torreno ist Porliers Schwager) nach Paris, um die dortige Botschafterstelle zu übernehmen, und auf das Cabinet der Tuilerien, mehr aber noch auf den Pavillon Marfan, die ultraroyalistische Coterie des Grafen Artois, und das Asyl aller spanischen Verräther, einzuwirken. Er unterhandelte viel mit dem französischen Gesandten Lagarde in Madrid, den man beschuldigte, der Vendée in den Gebirgen Vorschub zu leisten. Ja als das feindselige Benehmen der französischen Regierung, die Unterstützung, welche sie den Insurgenten angedeihen ließ, immer offenkundiger wurde, verbreitete sich im Mai das Gerücht, Lagarde habe nach einem heftigen Wortwechsel mit Martinez seine Pässe verlangt. Auch hielt der Minister darauf eine heftige Rede vor den Cortes, worin er Frankreich Vorwürfe machte, welche einer Kriegserklärung gleich kamen. Dies ist der einzige energische Akt während seines Amtes, der aber am deutlichsten seine Schwäche zeigte, da er ohne Folgen blieb. Die Entscheidung des 7. Julius rückte heran. Man weiß, daß die Demokratie an diesem Tage ihren Triumph feierte. Die eben entlassenen Cortes wurden vom Magistrat Madrids, dem Ayuntamiento, welcher die Rolle des Stadthauses aus der französischen Revolution übernahm, ersetzt. Die aufrührerischen Gardes mußten im Prado nach einem hartnäckigen Kampfe mit der Nationalgarde (wenn uns Martinez erlaubt, die milicia urbana so zu nennen) das Gewehr strecken. Auch das Ministerium war gesprengt. Es ist kaum glaublich, daß dasselbe mit dem Aufstande in Verlehr gestanden habe. Es war von diesem Ereignisse so überrascht, wie die Nation, ein Beweis für seine Schwäche. Es hatte weniger Antheil daran als der Schlächter Amerika's, Morillo, der damals eine so zweideutige Rolle spielte. Zu der Nacht vom 7. bis zum 8. saßen die Minister wie gefangen im Palaste, alle Ausgänge waren besetzt, und in dieser Verlegenheit mag Martinez die politische Laufbahn verwünscht, und sich nach dem stillen Angange mit den Mäusen gesehnt haben. Sein Leben war in Gefahr; die siegtrunkene Partei, welche viele Opfer zu betrauern hatte, wollte Anfangs die Minister für das Geschehene verantwortllich machen; doch da Spanien wiederum das Unglück hatte, ein abgenutztes Ministerium aus alten Trümmern früherer, die schon gescheitert waren, zu bekommen, so fiel die Anklage, und Martinez zog es vor,

sich allmählig ganz vom Schauplatz des Tages zurückziehen. Bald wurde auch der Absolutismus in Spanien zum zweitenmale restaurirt. Die französischen Bajonnette setzten Ferdinand in ein plein pouvoir ein, das er auch zunächst gegen die Anhänger der Konstitution, die er so oft falsch beschworen hatte, in blutige und konfiskatorische Anwendung brachte. Martinez de la Rosa fürchtete die Tage von Ceuta und zog mit den Proscribten über die Pyrenäen.

Die sieben Jahre der Verbannung brachte Martinez zum großen Theile in Paris zu. Er gab sich literarischen Beschäftigungen hin, welche immer politische Leiden am leichtesten vergessen machen. Mit seinen Landsleuten gespannt, schloß er sich selbst von ihren Konspirationen aus, dichtete, ästhetisirte und sammelte seine Schriften, welche mit vieler Eleganz bei Didot gedruckt worden sind. Er kam nach Frankreich, noch ganz voll von Verehrung des tragischen Kothurns eines Corneille und Racine. Man würde sich täuschen, suchte man bei ihm die farbenprächtige Grandezza des alten spanischen Theaters. Er ist als Dichter mehr Storch, als Flamingo. Seine Gefühle gehen auf Stelzen, sein Dialog sind Wechselreden nach den Grundsätzen der Rhetorik. Er war, als er die Wittve des Padilla schrieb, den Morayma und Eupio, ein Dichter der drei Einheiten, mit moralischen, kalten Tendenzen, steifer als Alfieri, ärmer als Arnault. Statt daß seine Personen handeln, erzählen sie; sie reflektiren über das, was sie thun sollten, und lieben es, Alles bis auf den fünften Akt zu verschieben, welcher der Unthätigkeit endlich ein Ende macht. In seinen Untersuchungen über die spanische Poesie findet er es lächerlich, wenn Lope de Vega den Columbus von Madrid nach Granada, von dort nach Amerika, und von hier wieder zurück nach Barcelona versetzt. Er sieht darin eine Verletzung aller Regeln, wenn derselbe Dichter in ein Drama drei Handlungen versetzt, und wiederholt gegen Shakespeare die Vorwürfe, welche vor ihm schon Voltaire machte. Nichts desto weniger brachte der Aufenthalt in Paris auf Martinez poetische Ader eine neue Wirkung hervor. Der Kampf des Romantismus und der Klassiker konnte ihm nicht fremd bleiben, und seine späteren Produkte bezeugen, daß er in seiner alten Stellung wankend gemacht wurde. Victor Hugo, welch' ein Beispiel! Martinez mochte seine Extravaganzen hassen, aber vielleicht ließen ihn die Vorbeeren des Dichters nicht schlafen, vielleicht quälte ihn ein unerklärliches Etwas aus seinen alten Ansichten heraus. Welcher wahrhafte Dichter gäbe sich so bald zur Ruhe! Er wird niemals mit sich zufrieden werden, und von seinem Nächsten immer die Hoffnung haben, daß es das Vorangegangene übertreffen werde. Martinez kam mit dem französischen Theater in Berührung, Scribe übersetzte ein Lustspiel von ihm, er war nun in die Bewegung hineingerissen und versuchte,

ob ihm bei verändertem Glaubensbekenntnisse die Muse heißere Umarmungen gönnen würde. Sein Aben Hunneya gelang ihm ungleich besser: er hat hier den Kothurn abgeworfen und tritt in leichter, freier Prosa auf. Die Sprache ist frisch, leidenschaftlich bilderreich; die Scenen sind nicht übermäßig ausgemalt, sondern brechen plötzlich ab, wenn ein Ereigniß dem andern folgt. In der Verschwörung von Venedig, demselben Drama, das in Madrid mit einem Applaus aufgenommen wurde, der den Dichter als Minister in Verlegenheit setzte, geht Martinez in der Verehrung des französischen Theaters sogar noch weiter. Er verschmäht nicht mehr den Pomp und die Kunst der Scenerie, er füllt einen ganzen Akt mit Schauspielen der Art, von denen Schlegel sagt, sie würden ihm gefallen, wenn nicht Worte dabei wären. Und nun ich Schlegel nenne, so wolle man wissen, daß Martinez de la Rosa auch diesen kannte, und ihn öffentlich einer geringen Kenntniß des spanischen Theaters bezüchtigt hat. Es thut mir leid, hiervon Erwähnung thun zu müssen. Inzwischen zogen sich nach dem Jahre 1829 durch eine Heirat einige Wolken von dem spanischen Horizonte weg. Die Herrschaft des Weichsichs wurde durch die des Alfovens zerstört. Ferdinand stürzte durch demagogische Umtriebe das falsche Gesetz, und er sah sich nach Menschen um, die seine Handlungen billigten. Die Erbitterung gegen die Emigranten legte sich, und die am wenigsten kompromittirt waren, durften es in Hoffnung der allgemeinen Amnestie wagen, über die Pyrenäen zurückzukehren. Ferdinand hatte wie Karl V., aber wider Willen, bei Lebzeiten schon seine Exequien gehalten, er hörte mit scheinodtem Ohre, wie ihn Calomarde an Karl verrieth, wie man sich in die Herrschaft theilte, und in der öffentlichen Meinung von ganz Europa sein Todtengericht hielt. Er hatte seinen wahren Feind kennen gelernt, und eilte jetzt, mit seinen alten Gegnern Frieden zu schließen, um sie gegen den Carlismus zu verwenden. Der Name Martinez de la Rosa war in keinem der Komplotte gehört worden, welche die Sicherheit der zweiten Restauration gestört hatten; er wurde zwar nicht gerufen, aber zugelassen. Weder Mina's noch Corrijos Expedition ließ man ihn entgelten; man wußte, wenn man den Dichter feilen hörte, daß es nicht den Ketten Spaniens, sondern seinen Werken galt. Marie Christine liebte an Martinez Auge den lebhaften Ausdruck, sie bewunderte die kleine weiße Hand, die so artige Reime und Gedanken zusammenfügte, sie hörte gern die duftenden Blütenfloken der Rede aus seinem Munde fallen, sie ließ sich von ihm Aesthetik vortragen, und hatte nichts dagegen, wenn er zuweilen von dieser auf die Politik übersprang. Es bildete sich allmählig ein Kreis um die Königin, den das Vertrauen gezogen hatte; man berieth sich über die Zukunft, während links der kranke König an der Mogenicht

stöhnte, rechts die kleine Isabella in ihren Windeln schrie. Marie Christine von Neapel ist keine Heroine, sie fürchtet sich vor dem Ereigniß; sie hat nichts, als einige kleine Leidenschaften, etwas Schwärmerei und will zart behandelt sein. Sie würde genug gethan zu haben glauben, wenn sie Rizio Munoz beglückte, und soll bald das Testament Ferdinands vollziehen, Minister wählen, Takt haben, die Garde defiliren lassen, und kriegerische Operationen unterzeichnen. Sie würde Alles untereinander geworfen haben, wie auf einem Nähtisch, wenn nicht Martinez de la Rosa mit sanfter Rede, milden Vorwürfen und bildlichen Vergleichen neben ihr stünde. Marie Christine ist durch ihn eine schöne Seele geworden. Er liest ihr die Dekrete wie Stellen aus seinen Dramen vor, er wirft um Alles ein phantastisches Kleid, er macht die Zusammenberufung der Cortes zu einer Aufgabe des Garderobiers, und hat zu dem Saale derselben ihr so viel architektonische Risse vorgelegt, daß sie durch Auswahl des schönsten ihren Geschmack vor ganz Madrid bewähren konnte. Wie artig sind die Reglements, welche Martinez bei Feierlichkeiten der Königin vorschrieb! Sie erschien mit ihrem Kinde, wie einst Fredegunde mit Clothar vor den Franken; sie hatte in ihrer Rolle wenige und gefühlvolle Worte vorgeschrieben; alle diese Dinge arrangirte Martinez. Als die Cholera ausbrach, ließ sie nur Rizio und Martinez in la Granja ein, sie beschied sich, nichts als das Unentbehrlichste um sich zu haben: ja Martinez, der Dichter, wurde kein Geschichtsschreiber der französischen Revolution, kein Thiers, und machte la Granja nicht zu Blaye und setzte keine Preße aus, um eines Judas Ischariot Deuz willen. Dies ist das enge Bündniß, welches die Regentin mit Martinez de la Rosa geschlossen hat. Inzwischen übernahm der Dichter vor den Augen der Nation seine ministerielle Mission. Einige Splitter, welche von dem Schiffbruche Bea's noch übrig geblieben waren, hemmten seinen ersten Lauf, doch entledigte er sich ihrer bald. Sein eigener Name wurde für das werdende verantwortlich. Die neue Konstitution, das Estatuto real ist sein Werk. Er versuchte es, den Zwiespalt Spaniens zu versöhnen, die Zukunft an die Vergangenheit zu knüpfen, ja er hoffte so viel von seinem guten Willen, daß er selbst das Arcanum, welches Ludwig Philipp anbot, das Juch der Milien abwies. Allein der gute Wille hat in dem Staatscredit einen schlechten Kurs, er ist eine Illusion in Zeiten, wo alle Lebensäußerungen mit scharfen Rändern und Kanten gezeichnet sind. Der gute Wille war keine Garantie für ein mißhandeltes Volk, das gezwungen ist, nur in seinen Erinnerungen, d. h. in seiner Noth zu leben. Man hat für Alles in Spanien gleich einen Namen, jede Partei kann die andere mit einem kurzen Kehlennuß an die Mauer zeichnen: Worte, Abstimmungen, alte Fehler, da ist nichts

vergesen. Die Männer des Ringes, die Quilleros, welche Martinez in seine Nähe zog, waren bald erkannt, der Moderantismus ist eine Stereotype, die nur genannt zu werden braucht, um jede Befürchtung auszudrücken. Zu den alten Namen hat die jüngste französische Geschichte noch neue gestellt, und allgemein wird das gegenwärtige Ministerium doktrinär genannt. Vor der Zusammenberufung der Cortes sagte man, Martinez werde seine Entlassung nehmen; allein dies Gerücht drückte nur das aus, was man wünschte. Vielmehr war Toreno's Ernennung ein Hüßbetschment; denn Toreno ist Martinez alter Leidensgefährte, nur ist er schneller, eifriger, etwa das, was Lord Durham unter den Whigs. — Wir sind am Ende unserer Darstellung, da der gegenwärtige Kampf der Parteien in Spanien außer ihren Grenzen liegt. Nur zwei Dinge erlauben wir uns noch, ein Urtheil und ein Prognostikon. Selbst die Opposition läßt der parlamentarischen Fähigkeit des Ministers Gerechtigkeit werden. Es ist wahr, seine Reden zeichnen sich durch Schwung und Rundung aus, und wenn gar, was in Spanien nicht anstößig zu sein scheint, Deklamation und Gesten zu diesen Worten hinzukommen, so müssen sie in dem Saale eine großartige Wirkung hervorbringen. Doch seine Zwischenreden, seine Einwände, das, was man den parlamentarischen Dialog nennen könnte, sind pedantisch, mit Logik bestäubt, sie sind penibel, und verrathen den Kleinmeister. Martinez de la Rosa ist immer zur Hand, wo es eine Distinktion gilt, er liebt es, am Unwesentlichen zu klauen, und auf Dinge Werth zu legen, die die Untersuchung gar nicht weiter bringen. Aber was ihn stürzen muß, ist zuletzt weniger die Form, als der Inhalt seiner Diskurse. Ich glaube, er ist in seinen Handlungen weniger vorsichtig als in seinen Reden. Er gleicht den deutschen Pedanten, welche die Freiheit lieben würden, wenn sie nicht für Alles gleich Beispiele hätten und gewohnt wären, die Dinge immer vom verkehrten Standpunkte anzusehen. Martinez de la Rosa hat sich aus der Geschichte der Revolutionen so viel Erfahrungen, kleine Sätze und Maximen abstrahirt, daß er ohne Citat keinen Schritt vorwärts setzen kann. Bald schwebt ihm der Konvent vor, bald die französische Journalistik, bald weist er auf Mirabeau, bald auf Burke hin; es ist eine Gelehrsamkeit, die ihn ersticken muß. Wäre die Kammer nicht selber so naiv, träte in ihr die Revolution nicht mit so vieler Angst, so scheu und besorglich auf, so müßte der Pedantismus des Ministers längst durchgefallen sein. Wir wissen auf die Länge nicht, was Martinez de la Rosa ohne Majorität für Spanien thun will. Es ist wahr, die Petition der Rechte mag eine Formalität gewesen sein, in welcher es gleichgültig war, zu unterliegen; aber wird die Finanzfrage sich günstiger beantworten? Wird die Kammer in ihrer wahrhaft ori-

ginellen, leidenschaftlosen Revolution fortschleudern, und nicht bald den Sturmschritt schlagen lassen? Wird endlich die Insurrektion, dieser unerträgliche Widerspruch gegen Spaniens Glück und Wohlfahrt, nicht durch außerordentliche Maßregeln ausgerottet werden müssen? Außerordentlicher Maßregeln ist das jetzige Ministerium aber nicht fähig. Es muß zu einer allgemeinen Verfassung kommen; denn Frankreich beweist, daß die Vendée ohne Nationalmiliz nicht getilgt werden kann. Diese praktische Freiheit aber kann Martinez de la Rosa, an die Freiheit der Coulissen, an das Phantom gewöhnt, nicht ertragen. Er wird noch einmal in den Palast der Regentin treten, das königliche Kind mit seinen Thränen benehen, und dann die Olivenwälder von Granada aufsuchen, um in ihrem Schatten die flüsternden Laute der Natur zu belauschen, welche nur ein Dichter versteht.

Die Lyriker.

Aus Vergangenheit und Gegenwart. 1830—1838.

(Aus dem „Literarischen Jahrbuch“.)

Unberührt von den meisten der persönlichen und idealen Eindrücke, denen man einen großen Einfluß auf die Literatur seit 1830 zuschreiben muß, nur im Politischen an die Ideen der Zeit anknüpfend, bildete sich ein Sängerkreis aus, an dessen Spitze ein aus früheren Zeiten herübertragender Dichter, der aber jetzt erst zu rechter Anerkennung kam, stand, Ludwig Uhland. In Schwaben, am Rhein, in Oesterreich und selbst im deutschen Norden wurde zur Harfe und zur Leier mit einer Meisterschaft gesungen, die Alles, was uns die klassische Literaturperiode (etwa mit Ausnahme der ältern Goethe'schen Lieder) hinterlassen hat, bei Weitem übertraf. Form, Bild, Empfindung überstrahlte selbst das, was bisher immer für klassisch gegolten hatte. Im Liede wehte eine Innigkeit, wie sie nur Höly gekannt hat: und doch war Höly wieder klein und beschränkt gegen die Mannigfaltigkeit der Stimmungen, die hier in den anmuthigsten Bildern und den bestgefügteten Versen wiedergegeben wurden. Die Natur wurde in ihren feierlichsten Sabbathstillen belauscht, ja selbst das Alltägliche in ihr rundete sich unter der Hand einer sinnigen Grübeleie zu klaren und wahren Gleichnissen ab. Die Verschiedenheiten der Länderstriche und der Volkssitten wurden mit freier Hand zur Staffage und Coulisse von Empfin-

dungen gemacht, die sich in einer ihnen entsprechenden Färbung zu halten wußten, so daß man auf den Lagunen Venedigs sang wie ein Gondelier, in den Wäldern Amerika's wie ein Creek-Indianer, in den Hochgebirgen Asiens wie ein Feueranbeter. Zu dieser glücklichen Wiedergabe eigner und fremder Stimmungen gesellte sich die erzählende Weise, die Romanze und Ballade, das größere Epos, ja sogar einiges Didaktische, was den Zeitverhältnissen poetische Lächer abgewann. Uhland war es, der für Alles, was in diesen verschiedenen Leistungen ausgezeichnet war, den Ton angegeben hatte. Er hatte der Natur jenes Sonntagskleid der Freude angethan, er hatte das Landschaftsgemälde zum Liede zu vergeistigen gewußt. Er zog die Glocken der Kapellen, er sammelte Trauben in den Weingärten, er stellte Hirtenknaben auf die Bergesgipfel und legte ihnen selige Lieder in den Mund. Er zauberte die Vergangenheit in verklärter Gestalt aus Ruinen wieder auf, ließ noch einmal die alten Falken der Jagden steigen, ließ Sängern an den Pforten der Burgen um Einlaß klopfen, er zauberte uns Jungfrauen auf den grünen Plan, und Königsöhne, die vorüberzogen und sie liebten; Uhland schuf, wie Schiller eine idealische übersinnliche Welt, so in seinen Gedichten eine idealische wirkliche Welt.

Um Uhland her zog sich eine Sängerrunde, die manches schöne Lied gesungen. Schwab hängt mit Innigkeit an seiner Heimat, ihren Hügeln und Sagen; manche Reflexion in seinen Gedichten schmeichelt sich mit sanften Rhythmen unsrem Ohre, manche unsrem Herzen ein. Vaterfreude, Mutterliebe, Kindesstimm weiß er rührend in einander zu verschlingen, und über die trauten Gruppen anmuthige, frisch vom Baum geschnittene Zweige zu flechten; die geheimnißvoll in Laub versteckte Rebe, der Blüthenduft im Frühling und der starke Mostgeruch im Herbst, der Aepfel herbstlicher Burpur, glühend im Abendsonnengolde; da ist Schwabs Seelenheimat, beneidenswerth Jedem, der in ihr Ruhe, Friede findet. Justinus Kerner, in demselben Paradies von Naturanschauungen lebend, hat die weniger dämonische Seite seines Wesens nach derselben Richtung hin mit glücklichem Erfolge ausgebildet. Sein Humor fügte noch eine größere Frische und Lebendigkeit und den Reiz neckender Abwechslung hinzu. Karl Mayer verfolgt Fliegen und Mücken und erzählt uns mit einer rührenden Naivität, wo sie sich niedergelassen haben. Wie komisch auch die Liebhaberei dieses Mannes ist, so überrascht uns doch oft sein inniges Naturleben, sein feiner Blick für die Idylle der Pflanze und des Thiers. Man muß Freude haben, im Grase zu liegen und die kleine Käferwelt zu belauschen, um ganz zu verstehen, was Mayer mit seiner Naturanschauung ausdrückt; denn, daß ein Vogel auf dem Baume sitzt, und mit geöffnetem Schnabel uns anguckt, kann für den Einen eine unbedeutende

Erscheinung sein, während sie den Andern mitten in den Frieden des frischenandlebens versetzt. Paul Pfizern gelang der Romanzenton, seinem Bruder Gustav der politische, den Umland selbst schon angestimmt hatte. Nach dem Ideal: Im schönen Leib die schöne Seele! jagend, hat Gustav Pfizer viel Zartes und Muregendes in halb Umlandscher, halb Schillerischer Weise versucht. W. Zimmermann gab zarte Lieder von Feen, die in Lilienfeldchen am mondbeglänzten See träumen; Seeger, die Stöber, Fallati, Schöll und manche Andre bildeten einzelne Umlandsche Richtungen mit einem Erfolge in sich aus, der nicht ganz ohne Belohnung blieb.

Auch Rückert feierte eine Auferstehung von den Todten — und A. von Chamisso. Rückert war wie mit einem Vorhange von dem Volke getrennt; er spann und spann in stiller Einsamkeit seine tiefinnigen und tiefstimmigen Weisen. Er zog Neben und besang sie; er baute mit eigener Hand sein Feld und ermunterte sich durch Lied; er reiste über Land, aber zu Fuß und sang sich einen frischen Tritt; er sorgte in enger Häuslichkeit für Weib und Kind, grub den semitischen und indischen Wurzeln nach und zauberte sich am Abend, wenn das schwere Tagewerk vollbracht war, zum Trost die phantastischen Paläste des Orients vor, träumte sich Sultan zu sein, ruhte mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf bunten Teppichen und ist nun schon, da er unermüdet und sich ewig gleich blieb, seit mehr als Tausend und einer Nacht die Scheherazade der Deutschen, die uns Märchen aus dem Orient erzählt. Rückert hat so viel gedichtet, weil Dichtung sein Tagewerk, Poesie all sein inneres Leben ist. Was er nicht hat, das schafft er sich; was er nicht schaffen kann, das zaubert er sich, und so ist er so arm und doch so unendlich reich und sein Reichthum doch oft nur eine schimmernde Täuschung, eine blendende Spiegelung der Kunst. Wirklichkeit und Erfindung, Kunst und Natur, echte Diamanten und Kohlen, die es werden wollen, Gangesand, aber mit gediegenen Goldkörnern, Echtes und Nachgeahmtes, das ist Alles so ineinander verbunden und kann nicht getrennt werden, da muß die Frage nach dem Gedicht aufhören und sich das Einzelne nur als einen Moment eines ganzen Dichterlebens darstellen. A. von Chamisso dagegen war ärmer, wenn auch ernster und leidenschaftlicher in dem, was er besaß. Chamisso rührte durch die große Wahrheit dessen, was er einmal erfaßt hatte; konnte man nicht an die Schönheit eines jeden seiner Gedichte, so konnte man doch an seine Biederkeit, Treue und Männlichkeit glauben. Rückert steht durch die große Spezialität seines Wesens allein da; höchstens kann man Platen mit ihm in eine Parallele bringen. Am Chamisso sammelten sich dagegen begabte und mittelmäßige Talente. Einer der tüchtigsten ist von Gaudy, dem die resolute Manier, sich kurz und bündig und ohne viel Federlesens auszu-

drücken, vortrefflich gelang. Eichendorff steht dem Umlandschen Liebe nahe, nur daß er die norddeutsche Natur besingt und mehr im Walde zu Hause ist, während Umland im Gebirg.

Eine freiere und selbständige Entfaltung nahmen Nicolaus Lenau und Anastasius Grün. Dieser begann mit Liedern der Liebe, mit Blättern, auf welche recht sinnige und zarte Charaktere geschrieben waren. Er war es, dem die zum größeren epischen Gedichte ausgeführte Romanze zuerst mit sicherem Erfolge gelang. Er wußte aus alten Ritterbüchern Leben und Poesie hervorzuzaubern, er umlaubte alte Pergamente und umkränzte eiserne Standbilder, daß sie zu wandeln und zu reden ansingen. Seine größte Meisterschaft fand er in der Anwendung seines poetischen Blickes und seiner verschönernden Phantasie auf Fragen der Politik. Er schmückte die Freiheit mit rothen, und das Vaterland mit weißen Rosen aus. Er schilderte die Zustände seiner Heimat, wie schwarze Katakasle, behangen mit den Trophäen schönerer Hoffnungen, aber Leichen bergend, getödtet von den Schergen der Tyrannei. Nicolaus Lenau ist lyrischer, selbstischer im schönen und vielleicht auch bösen Sinne. Er entwickelt auch Fragen der Zeit, aber mehr aus sich heraus, aus dem Wohl oder Wehe seines Behagens; er ist kränker, hypochondrischer, als der heitere Grün. In Lenau's Becher perlt süßer, aber glühend würziger Ungarwein, in Grün's der hellgelbe fröhliche österreichische. Lenau steht auf der Grenze des Kreises, dem dieser Abschnitt gewidmet ist. Wäre er weniger Egoist, wäre er hingebender und den Ideen selbst, nicht seiner Auffassung derselben lebend, wir würden ihn am ehesten auf jene Höhe stellen, die unter allen diesen hier verzeichneten Dichtern Niemand einnimmt, die Höhe des neuen Gedankens, die Höhe der aus der Zerrissenheit wiedergeborenen weltbeherrschenden Poesie. Es sind verdächtige Ausdrücke, die ich da bringe, aber sie drücken etwas aus, das für unsre Literatur doch eine Säule des Hercules ist.

Endlich tummelten sich noch in mannigfachen Weisen jüngere Talente. Vor allen Freiligrath, der Wüstendichter, mit einer wunderbaren Kraft des Wortes und einer wie verzauberten Phantasie. Um zu sagen, was er fühlt, malt er, denn das Wort sagt nicht Alles, wenigstens nicht Alles auf Einmal, was man sagen möchte. Freiligrath dichtet wie Victor Hugo und ist ihm dafür, daß er ihm an historischer und philosophischer Tiefe weichen muß, an Klarheit der Bilder und Klarheit der Anschauung vielleicht überlegen. Julius Moser glüht und brüht mit abwechselndem Glück über die höchsten Ideale der Poesie. Manches frische Talent bringt uns der jährliche Mufenalmanach; Gedichte von Kopisch, die den Platen'schen nahefeiern und im Komischen an Chamisso erinnern, von Reinick, von Kugler, die die Malerjugend zu poetischem Worte

kommen lassen, von L. Wühl, der mit der glücklichsten Gestaltungskraft ein für geschichtliche und idyllische Empfindungen warm schlagendes Herz verbindet, von Waternagel, Simrock, Victor Strauß, Preuß, Dingelstedt, G. Geibel und vielen andern, die minder begabt, freilich minder bekannt sind.

Der Styl Goethe's.

Eine Geschichte des Goethe'schen Styles ist leider erschwert durch die Diskretion gegen Andre oder die Furcht gegen sich selbst, welche Goethen bestimmte, alle aus seiner Entwicklungsperiode herstammenden Briefe zu vernichten. Diese Korrespondenz ist nicht das Geringste, was die deutsche Literatur seit jener Epoche, wo mit Goethen eine Veränderung vorging, die ihn all seinen Freunden unerklärlich machte, an dem Dichter verloren hat. Veranlassung zur Vernichtung sieht man weniger als Entschuldigung. Ich glaube die letztere in der Koketterie zu finden, welche die damalige Zeit mit sich selber trieb; in den Lavaterien, wo die flachsten Menschen auf den Gedanken kamen, sich für physiognomische Bedeutsamkeiten zu halten. Diese Richtung haßte Goethe und persiflierte die Süßlichkeit des einreisenden Tones, die wechselseitigen Liebesversicherungen einander sich wildfremder Menschen um so lieber, als er sich selbst eine große Schuld an diesem empfindsamen Modetone durch seinen Werther beimesen durfte. Ich sage nicht, daß Goethe sich vor den Schwärmereien seiner verloren gegangenen Korrespondenz fürchtete; aber er nahm ein Aergerniß an dieser Selbstbespiegelungsseuche, die in eine wahre Apotheose alles Unbedeutenden ausarten zu wollen schien. Aus diesem Grunde vernichtete er seine Korrespondenz, und wir haben an dieser Uebereilung eben so sehr den Verlust literarhistorischer Thatsachen wie biographischer Handhaben für Goethe's Entwicklung selbst zu beklagen.

Die kleinen Bilette Goethe's, welche in dem neulich erschienenen Briefwechsel Werks mitgetheilt sind, charakterisiren unsern Dichters stylistische Eigenthümlichkeiten bis in's Komische so grell. Goethe's heimische Sprache ist kurz, abgerissen, ohne Verbindungen, durchaus das lebhafteste Produkt eines in sicherer Familie auf festem Fuße gebildeten Willens. Der Ton ist natubefehlend, herzlich bis zur Vertraulichkeit und immer hastig wie ein Dialog. Das Meiste in dem, was gesagt wird, soll sich gleichsam schon von selbst verstehen, und man sieht die Ungeduld hervorbrechen, daß man nicht schon am Auge

wahrnimmt, was zu sagen der Mund sich erst so weiltäufig in Bewegung setzen muß. Dann hilft sich die Lebhaftigkeit und Ungeduld, um die Auseinandersetzung zu vermeiden, gewöhnlich mit Sprichwörtern, die das Gespräch immer objektiv, immer im Zusammenhange mit der gesunden Vernunft, und dem, was gar nicht anders sein kann und was ja Jedermann gleich einsehen müsse, zu erhalten suchen. Ein solcher Styl widerspricht immer, erwartet aber selbst keinen Widerspruch.

Als man Goethe in Leipzig wegen seiner unmeißnerischen Art zu sprechen auslachte, glaubte er sich durch seine oberdeutsche Rationalität entschuldigen zu können; auch in Dichtung und Wahrheit hat er über seine Sprichrede recht hübsche Anmerkungen gemacht; allein ich glaube, was er auf die Nationalität schiebt, ist gerade durch sein Familienprinzip und besonders durch die Lokalität seiner Erziehung zu erklären. Noch heute wiederholt sich in Frankfurt, was Goethe an sich erlebte. Eine so eng zusammengedrückte wohlhabende Gemeinsamkeit, wie sie Frankfurt darbietet, hebt das jugendliche Bewußtsein früh aus seiner unbestimmten Dämmerung heraus. Die mannigfachen auf Gewerbe und Vermögen sehr einflussreichen Verwandtschaften treiben die Kinder bald in den Vordergrund und zwingen ihnen bei Zeiten eine Reise auf, welche den Jahren zuvorkommt. Von allen Seiten sind zwar die Schranken sehr nahe gezogen, doch herrscht in ihnen die Frucht des Reichthums, eine gar übliche Freiheit, begünstigt durch das erfreuliche Gefühl der Eltern und Verwandten, wenn sie die Fortpflanzung der gemüthlichen Aristokratie ihres Namens frischblühend und die künftige Selbstständigkeit sogar durch einen mit schwerem Herzen bestraften Trost verrathend, um sich sehen. Dabei sind alle Begriffe traditionell und müssen sich als solche erhalten, weil die größte Freiheit sich ja immer als die sicherste Beschützerin des Gelezes zu bewähren pflegt. In diesen Kreisen können sich die träumerischen, mürrischen, sich isolirenden jugendlichen Charaktere der Provinz und der großen Hauptstädte nur bei besonders ungünstigen Vermögens-, Verwandtschafts- und Familienumständen entwickeln. Ja, auch das Genie bricht hier nur selten hervor, da sich die Bildung des jungen Mannes frühzeitig in eine allgemeine, gesunde und tüchtige Verstandesrichtung nivellirt. Was hier auf die Jugend wirkt, ist das Beispiel. Fröh verleiht die Jugend die Manieren des Alters und macht sie nach, da sie ihr ehrwürdig erscheinen. Die Begriffe überliefern sich schnell; Haltung, Benehmen, Alles drückt sich wie mit einem Spiegel in der weichen Bildungsmaße ab, und die Sprache mit ihren kühnen Erfahrungssprüchen, stehenden Redensarten und lexikographischen Umschreibungen, der auch grade dem Umfange der Begriffe gleich kommt, ist von der Jugend früh dem Alter abgeläuscht. Zu-

leht verhindert die muntere lachende Gesundheit und Freiheit, in dem Allen — Utklugheit zu finden.

Auf Goethe ist die Anwendung leicht gemacht. Seine Sprache war früh reif, vollständig, fest. Sprichwörter ersetzten das noch mangelnde eigene Urtheil. Noch seine ersten Produktionen sind ganz mit diesem Lakonismus geschrieben, den Goethe z. B. im Götz nicht vom Mittelalter oder vom Volke zu entlehnen brauchte, sondern der seine eigene Natur war. Die Wendungen körnig, die Verbindungen abgerissen. Partikeln in Fülle, wenn sie den Ton ananciren und gleichsam der Accent des Stiles sind, und fehlend, wo man sie als Ruhepunkt des logischen Prozesses und der künstlich ausgesponnenen Dialektik zu brauchen pflegt. Die Weitläufigkeit der persönlichen Füllwörter wird vermieden, als verstände es sich von selbst, ob ich, oder du, oder er gemeint ist. Auch ging dies kurze, die Sprache und ihre Privilegien prellende Verfahren auf Goethe's erste Versifikationen über. Man glaubt, Goethe habe bei seinem Puppenspiel und den satyrischen Kleinigkeiten an Hans Sachs und dessen Weise gedacht. Gewiß nicht, er lernte ihn erst später kennen; es war dies etwas Angeborenes, das selbst in der Kunsteprofa des Veteranen als Reminiscenz öfters zurückkehrte und durch die damals so kalten und bedächtigen Abstraktionen als ein gar ergößliches Transparent zuweilen hindurchschimmerte.

Wenn Goethe im spätern Verlauf seines Dichtersstrebens diesen naiven Volkston verließ, so adoptirte er doch keineswegs eine ihm dargebotene fremde Ausdrucksweise. Zum Glück wie zum Nachtheil der deutschen Literatur war die Sprache, ihr Organ, niemals auf den bestimmten Nannerton einer akademischen Scala gestimmt. Frankreich hat eine Dichtersprache, die man einmal adoptiren muß, will man den Rothurn betreten, oder auch nur auf dem Haberrohre der Idylle blasen. Dies beeinträchtigt die Originalität, hält aber auch, wie Goethe selbst in seinen Entwürfen über den Dilettantismus bemerkt, die Unzulänglichkeit und die Liebhaberei zurück. Deutschland hat bei seiner bildsamen und von keiner Crusca bevorzugten Sprache doch das Unglück, daß mit ihr alle Welt in die Literatur hineinschlüpfen kann. Wäre unsre Literatur im vorigen Jahrhundert nicht durch ihre klassischen Kräfte im Aufschwunge gewesen: es würde den zahllos austauschenden Naturdichtern und Dilettanten gelungen sein, sie mit einem Schlage in die Anarchie zu stürzen, in welche sie jetzt durch eine allgemeine Puscherei allmählig gekommen ist.

Klassische Muster boten sich Goethe an. Er verschmähte sie alle, bis auf ein Beispiel, dem er nicht widerstehen konnte. Wer seinen ersten prosaischen Versuch, zum Andenken Erwins von Steinbach, gelesen hat, scheidet den Antheil, welchen Hamann an dem

Stile desselben hat, sehr leicht heraus. Der Ton ist prophetisch, die Wendung apostrophisch. Dogma und Polemik wechseln ab. Die Bilder sind gelehrt, die Leidenschaften gegen die Franzosen und Geistlichen überraschend grell, das Ganze endet wieder mit Prometheus, dem Goethischen Steckenpegasus. Doch schon ist Klang in diesem Weihgebet, ein Gefühl für jene Rundung, die die Sprache des Egmont und Clavigo für die Recitation noch willkommener macht als die Schiller'sche. Allmählig wurde Goethe Meister dieses üppigen fleischigen Ausdrucks seiner zweiten Periode, der elastisch weicht und zurückkommt, wogend und wallend wie das Meer und, mit etwas rhetorischem Numerus rauschend, doch nie anders als in sanft schmelzender Zerträufelung sich am Ufer bricht. Der Wellenschlag des mittelländischen Meeres lockt das Gefühl des Taktes und der rhythmischen Abmessung, und die Herrlichkeit dieser Prosa flutet nun hinüber in Tasso's und Iphigeniens melodischen Jambus. Seine Poesie wird Athmen der Natur. Die Natur spricht, spricht in Tönen; Musik ist die Seele seiner Schöpfungen, mag er nun in Venedig, am Ufer des Lido, bunte Epigrammenmuscheln fischen, oder auf dem Nacken einer Römerin die leichtesten Hexameter trommeln.

Goethe hatte Noth, sich von Formen loszureißen, die ihm leicht wurden und Vergnügen machten. Er opferte ihnen wohl einen zufälligen Inhalt; fühlte aber bald, wie wenig echt dies war, dauerte nicht aus und blieb im Fragmente stecken. Was trieb ihn nicht Alles zum Hexameter? Was opferte er ihm nicht? Wolfs Zweifel an der Einheit der Ilias, Vossens Geheimniß über den rechten Bau des Hexameters, das erst mit dem Tode Klopstocks veröffentlicht werden sollte, hielten Goethe's epische Interessen in fortwährender Spannung. Er gesteht selbst, daß ihn das metrische Bedürfnis zu Keimel's Fuchs getrieben. Gott sei Dank, Achilleis blieb schon Fragment. Aber die epische Breite hatte ihn erfaßt und zwang seinen Genius zu einer neuen Metamorphose, zur Kultur einer Prosa, deren glänzende Entfaltung die schon erschienenen Bände Wilhelm Meisters ahnen ließen.

Goethe's prosaische Diktion verdient eine Betrachtung, die sich vom Dichter ganz unabhängig anstellen läßt; denn hier ist in der That ein Maßstab entdeckt, durch welchen die schwankenden Bestimmungen über den deutschen Ausdruck geregelt werden sollten. Von der gelehrten Bilderfülle Jean Pauls und dem Naturalismus der Modernen wird man immer auf jenen bezaubernden Ton zurückkehren müssen, welcher, reich an Gelesen, in Goethe's Prosa herrscht. Diesen geglätteten Marmor nachzunehmen, möchte ich weniger anrathen, als ihn zu studiren.

Goethe's Prosa ist kein Ausdruck der Unmittelbarkeit: man sieht in ihr die Sprachwerkzeuge nirgends selbst, oder die Gehirn-

fiber transparent hindurchschimmern, welche den Gedanken oben auf ihrer Spitze trägt. Nirgends verräth sich die logische Maschinerie oder ein dialektischer Kampf der Idee mit dem Stoffe; sondern Goethe's Prosa ist eine Perspektive des Theaters, ein überdachtes, erlebtes, vom schaffenden Gedankenjouffleur leise zugeräumtes Stück. Goethe reproducirt sprechend, was er im selben Momente denkend schuf. Die Dinge sprechen bei ihm nicht selbst, sondern sie müssen sich an den Dichter wenden, um zu Worte zu kommen. Darum ist die Sprache deutlich und doch bescheiden, klar, ohne dadurch aufzufallen, im Extreme aber diplomatisch.

Dem Jean-Paulismus oder der modernen Naivetät lauscht man neugierig zu, und dennoch strengt die Lektüre an und nimmt alle unsre Geistesfähigkeiten in Anspruch. An Goethe's Prosa arbeiten wir mit, unterstützen die Produktion des Gedankens und schließen, da Goethe's Bericht immer nur das Spiegelbild der Reflexion ist, von dem Bilde auf sein Gegenüber. Vergleicht man Goethe's Prosa mit der oceanischen majestätisch-flutenden Ruhe des Weltmeers, so ist doch nur der äußere Anblick so stille, gezähmte Leidenschaft. Goethe's Anregungen sind belebend und reproduktiv, und so hat diese trügerische Ruhe eine überwältigende Unterlage, eine Wirklichkeit, grade so wild und schroff in uns wieder auftauchend, wie der Dichter sie in sanften schlummernden Träumen erzählt. Das Aeußerliche dieses Geheimnisses wird unzählig nachgeahmt; man scheint dabei vergessen zu haben, daß Goethe's Prosa nur für die Erzählung als Organ der epischen Dichtung klassisch ist, und dabei sind noch am glücklichsten die Herren Carus in Dresden und Wagners in Gießen in Berlin.

Man muß aber nicht übersehen, daß Goethe selbst das Mißverhältniß veranlaßte. Indem er diese Sprache mit ihrer höchst zerbrechlichen Kostbarkeit selten mit Auswahl und Sparsamkeit benutzte, so verwischte er ein wenig ihren klassischen Stempel. Die Reproduktion verwandelte sich in Abstraktion. Alle konkreten Anschauungen verflüchtigen sich in formlose Verallgemeinerungen, das Handgreiflichste verhüllte sich in mystificirende Nebelsphäre, und das, was sich krystallinisch gebildet hatte, zerschmolz in sehr vage Flüssigkeiten. Ja, diese verschwimmende abstrakte Ausdrucksweise Goethe's theilte sich sogar der Poesie seines Verses mit. Wenn auch der Reim und das metrische Gesetz hier die Verallgemeinerungen beschränkte; wenn sich gerade im Gedicht diese ausweichende Diplomatie in eine besondere Geheimnissung und Wichtigkeit verwandeln konnte: so schloß uns doch nichts davor, daß wir zuweilen das Unnützte in die vielversprechendsten Kleider gehüllt sahen. Wer erinnert sich hier nicht der Artikelaussparungen, der Infinitiv- und Participialkonstruktionen, des Superlativs für den hinreichenden

einfachen Grad, kurz eines Tones, der, hier erweiternd, dort beschränkend, sanft zum Einen Andres lenkend, Alles in dem Schönen, Reinen, Schönsten suchte zu vereinen? Oft aber drang durch diese häßlichen Töne noch eine jugendliche Naivetät, und ohne Aufhören wurden sie entschuldigt durch des Alters vedjelige Lust der Mittheilung, die uns auch hier so Manches hinterließ, was wir zur Charakteristik unseres Dichters schmerzlich vermissen würden.

Aus:

„Briefe aus Paris.“

Die Deputirtenkammer.

5. April 1842.

Endlich war ich in der Deputirtenkammer. Das ist denn doch ein anderer Eindruck, als der bei den Pairs. Der Saal nicht so reich an Vergoldungen, Stuckaturarbeiten, an Sammet und Seide, als der im Luxemburg, aber freier, geräumiger und günstiger für die Zuhörer. Durch ein Desfilé von Nationalgarden gelangt man auf die Tribünen.

Man war auf eine stürmische Sitzung gefaßt und es war eine. Ich sah die Nullität und die Größe dieses Staatskörpers, ich sah etwas Erhabenes und etwas Gemeines, ich sah die Vorhalle des Pantheon und eine Bedienstetenstube.

Von Jahr zu Jahr entfernt sich die Deputirtenkammer von dem Herzen des Volks. Es ist der Magen Frankreichs, auch Frankreichs Gehirn, was auf diesen grünen Bänken repräsentirt wird, nicht aber Frankreichs Herz und Seele. Auch vom Gehirn vielleicht nur eine Kammer. Immer tiefer wurzelt in diesem Staatskörper das Verderben einer alten allzulangen Verjährung. Die Kammer wird zu Zeiten erneuert, wird in kurzem wieder neu gewählt werden, aber mit wenigen Ausnahmen kehren immer die alten Elemente zurück. Die Fruchtlosigkeit der Debatten, der immer enger und begrenzter werdende Horizont des politischen Lebens der Franzosen macht, daß selbst die Bessern ermüden und von Bank zu Bank dem Centrum näher rücken, um in der rechten Seite desselben an Agonie zu ersterben. Der Wahleensus muß herabgesetzt, die Anzahl der Regierungs- und Municipalbeamten epurirt werden, wenn diese Kammer aufhören will, Das zu sein, was sie jetzt ist, der Tummel-

platz ministerieller Intriguen, ein Salon der Medisance, eine Arena der Persönlichkeiten.

Der Rednerbühne gegenüber ist die Ministerbank in drei Abtheilungen, jede zu drei Personen. Allmählig steigen hinter diesen Sesseln die Bänke für die Deputirten hinauf. Der Saal ist etwas zu groß, um mittelmäßigen Rednern günstig zu sein. Es ist nicht gut, daß man in dieser Kammer nur oratorisches Talent haben muß, um sie zu beherrschen. Die wohlmeinende Intelligenz, die aber zufällig eine nur schwache Stimme hat, geht hier in der Größe des Raums und der beispiellosen Planderhaftigkeit der Mitglieder unter. Wären nicht die schwarzen und weißen Abstimmungstugeln da, das Rednertalent würde hier die gesunde Vernunft und den redlichen Willen gänzlich unterdrücken.

Die rechte Seite, auf deren äußerster Ecke Lamartine sitzt, war die am wenigsten zahlreiche. Ich wunderte mich, auch Manguin auf der rechten Seite sitzen zu sehen. Die Dislocirung der Parteien wird nicht mehr so streng eingehalten wie früher. Das rechte Centrum schien mir sehr phlegmatisch. Wenig Redner erhoben sich aus diesem Kreise. Meist wohlgenährte Gestalten, Provinzrenommées, die das Interesse ihrer kleinen heimischen Distrikte vertreten, dadurch aber die Hauptkraft aller Ministerien sind, der Ballast, den eine Partei, die geht, der anderen, die kommt, überläßt. Diese Deputirten lasen Briefe, empfangen Einladungen, schrieben Antworten und begannen erst dann sich vernehmlich zu machen, wenn ein Deputirter der Opposition auf die Tribüne stieg. Dann waren sie am stärksten mit ihren Ohs und Ahs! mit ihrem Räuspern und Plaudern, mit allen den kleinen Niedrigkeiten, die sich hier in eine so wichtige Handlung, in ein Schauspiel für die Welt mischen. Das linke Centrum ist die eigentliche Kraft der Kammer. Wenn das rechte Centrum die Erhalterin der Ministerien ist, so ist das linke Centrum die Schöpferin derselben. Aus ihrem Schooße entstehen die Kombinationen, die geschlossenen Pbalangen, die Intriguen. Es ist hier weniger Charakter, aber mehr Talent zu finden. Die Charaktere sitzen von hier ab, nach links zu. Die linke Seite hat durch den Tod, durch den Widerspruch der Wähler, durch die Verhältnisse viel von ihrer frühern Kraft verloren. Es sind hier überlebte und einige noch unentwickelte Elemente. Lafitte, Arago und Odillon Barrot sitzen unten ganz vorn in einer Reihe. Lafitte hat etwas Leidendes in seinem Wesen. Wenn man ihn vier Stunden unverwandelt mit demselben Ausdruck in seinem Antlitz betrachtet und keine, auch nicht die leiseste Aenderung der Gesichtszüge bemerkt, möchte man auch ihn zu den überlebten Elementen zählen. Ledru Rollin hat den Sessel Garnier Pagès eingenommen.

Schon eine Stunde vor Anfang der Sitzung war Sauzet, der

Präsident, auf seinem Stuhle und blickte gedankenlos in die noch leeren Räume. Die Journale sagen, Herrn Sauzet's Gedanken wären nur auf sein nächstes großes Kammerdiner gerichtet. Er beschäftigte sich damit, es so glänzend und so wohlfeil wie möglich zu machen. Es ist noch nicht sechs Jahre her, daß Sauzet zum Erstenmal genannt wurde. Er kam als Advokat aus Lyon, ein großer Ruf als Redner ging ihm voran, er sprach etwas salbungsvoll, aber taktfest, und dies Talent hat ihn vor einigen Jahren sogar zum Minister gemacht. Als er heute Minister war und morgen Gefahr lief, es nicht mehr zu sein, soll er geweint haben. Er beweinte seine verlorne Advokatenpraxis in Lyon. Die Kammer entschädigte ihn, daß sie ihn zu ihrem Präsidenten machte, ein Amt, mit dem eine bedeutende Einnahme verbunden ist. Ich sah mir auf diese Thränen hin Herrn Sauzet an. Ich liebe starke Männer, die weinen können. Aber Herr Sauzet schien mir nicht zu den starken zu gehören und die Thränen schwacher Männer sind lächerlich.

An der Tagesordnung waren Supplementarkredite. Die Regierung verlangte Zuschüsse zum bewilligten Budget für außerordentliche Ausgaben. Allmählig füllte sich der Saal und der Präsident bemühte sich, die Deputirten aus den Couloirs auf ihre Sitze zu treiben. Für unser deutsches Gefühl ging das viel zu langsam. Ich fühlte, daß ein Gegner der Repräsentativverfassung sagen konnte: Benehmen sich die Leute nicht wie Schulknaben, müßte nicht Herr Sauzet sagen: „Wer noch länger plaudert, bleibt eine Stunde nach?“ Genug, es währte bis zwei Uhr, ehe die auf ein Uhr angesetzte Sitzung zu Stande kam.

Etienne bestritt die Forderung der Regierung ihrem Prinzip nach. Etienne gehört zum Tiers-parti, den man jetzt auch Thiers-parti nennen könnte, er ist Mitredakteur des Constitutionnel. Früher, als noch Dupin Kammerpräsident war, entwarf er die Antwortadressen auf die Thronrede. Er ist ein besserer Stylist, als Redner. Er sagte gute Dinge, aber Niemand verstand sie. Er sprach leise, aber wie es schien, wollte ihn Niemand hören, wenn man ihn auch hätte hören können. Er sagte, die Ministerien würden nicht so viel Geld brauchen, wenn sie sich durch ihre Handlungen uneigennützig Freunde erwerben könnten. Da die Ministerien keine Hingebung fänden, als die erkaufte, so hätte das Land die Ausgaben davon. Seine Bemerkungen fielen wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Er stieg spurlos von der Tribüne herab.

Die Kammer ging zur Diskussion der einzelnen Ansätze selbst über. Der Zuschußkredit für das verflossene Jahr 1841 betrug 26,514,263 Franken.

Ein Mitglied der Linken erhob sich, Portalis. Man sah die

Sicherheit des Advokaten. Er verließ sich nicht auf das Entgegenkommen der Kammer; er erzwang sich Aufmerksamkeit durch eine Stentorstimme. Lungen muß man haben, ungeheure Lungen, um in Frankreich über das Beste des Landes zu wachen. Portalis brachte ein Thema zur Sprache, das plötzlich alle Privatgespräche unterbrach: er sprach vom Pairshofe. Alles lauschte, Alles blickte sich schadenfroh oder bedenklich an. Man war gespannt auf irgend ein pikantes Stichwort, das dem dreisten Redner entfallen würde, ein Stichwort, das die Opposition bewillkommen, das der ministeriellen Partei das Signal zum Tumult geben würde. Portalis sagte: „Man will für die Pairskammer einen Zuschuß von 916,000 Franken. Es ist dies nicht für die Pairskammer, sondern für den Pairshof. Was ist das überhaupt mit dem Pairshof? Er richtet die Attentate, macht aber dem Staat von Jahr zu Jahr mehr Kosten. Wir müssen ein Gesetz über diesen Pairshof haben. Das Land muß wissen, wie es mit diesem souveränen ersten Gerichtshof des Landes daran ist. Ohne ein solches Gesetz könnte man dies ganze Institut des Pairshofes sehr zweideutig, sehr äquivoque finden, sehr —“

Hier konnte der Redner nicht mehr weiter, das erwartete Stichwort war gefallen. Er hatte die Pairskammer äquivoque genannt. Die Minister fuhren auf ihren Bänken hin und her. Guizot soll, den Journalen zufolge, dagegen protestiert haben. Ich hörte nichts von den Worten, die ihm heute in allen ministeriellen Blättern zugeschrieben werden, und bemerkte daran eine Eigenschaft der berichtserstattenden Journale. Sie bringen von ihrer Partei nicht selten Worte, Unterbrechungen, Reden, die nicht Statt gefunden haben. Das Land malt sich darnach die Sitzungen nach Gefallen aus.

Der Präsident hatte Herrn Portalis erinnert, mit Respekt von einem Staatskörper zu reden, den die Charte garantirt. Herr Portalis fuhr mit großer Ruhe und viel malicöser Ironie fort: „Die Pairskammer ist nicht der Pairshof. Allen Respekt vor der Pairskammer: sie steht nicht über, nicht unter uns. Der Pairshof aber, wenn es eine noch so hohe richterliche Behörde ist, steht unter uns. Wie kommt die Jurisdiktion an die Pairs? Aus bloßer Ueberlieferung. Wo steht die Jurisdiktion geschrieben? Es muß ein Gesetz darüber geben. Um so mehr, als sie viel Geld kostet. Alles, was äquivoque ist, kostet viel Geld.“

Das boshafte Wort war zum Zweitemale ausgesprochen. Der Sturm brach noch heftiger los. Odillon Barrot rief: „C'est évident,“ und Guizot ließ sich jetzt deutlich genug vernehmen: „Il n'y a pas d'équivoque dans cette juridiction.“ Der Präsident klingelte und erklärte: „Der Redner ist in seinem Recht —“ Furchtbare Unterbrechung. „So lassen Sie mich doch ansprechen,“ sagte

Sauzet. „Der Redner ist in seinem Recht, wenn er den Wunsch nach einem Gesetz über den Pairshof ausspricht, aber er würde ganz außer seinem Rechte sein, wenn er annähme, die Pairskammer wolle sich in ihren richterlichen, ihr von der Charte garantirten Funktionen über die Kritik und Kontrolle des Staates hinwegsetzen.“

Im Schutz einer so milden Rüge fuhr Herr Portalis mit gemüthlicher Ruhe fort: „Ich wollte nur die Kammer ermuntern, über diese Jurisdiktion der Herren Pairs ein Gesetz zu machen.“

Odillon Barrot mit Pathos: „Vous avez usé de votre droit.“

General Jamin: „Deswegen war es aber nicht nöthig, den Pairshof äquivoque zu nennen.“

Portalis schloß mit großer Ironie: „Genug, ich wollte die Herren Pairs nicht kritisiren; im Grunde sind sie vielleicht immer noch besser, als die von Polizeiwegen ernannten Geschwornen („que les jurés probes et libres de M. le ministre de l'intérieur“).

Diese Anspielung auf die jetzige Ministerialität der Geschworenengerichte erregte allgemeines Gelächter. Die ministeriellen Journale sagen: „Rires et murmures“. Von den murmures hab' ich nichts gehört. Der Franzose murt über keinen Bis, selbst wenn er gegen ihn gerichtet ist. Die geforderte Summe wurde übrigens bewilligt.

Das Kapitel kam jetzt auf das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Es wollte für außerordentliche Sendungen einen Zuschuß von 250,000 Franken haben.

Glais-Vizoin, ein Mitglied der Linken, erhob sich und sprach von seinem Sessel. Glais-Vizoin ist die spezielle Antipathie Guizots. Glais-Vizoin, eine lange, heftige Gestalt mit schwacher Stimme, sagte: „Daß Frankreichs Diplomatie überall unterliegt, hat das Ministerium selbst zugestanden. Wozu noch Geld hergeben, um dies Resultat immer noch mehr heraufzustellen?“ Guizot antwortete von seinem Sitze aus: „Ich wünschte, daß man mir bestimmte Fälle nennt, um bestimmt darauf zu antworten. Wie hab' ich zugestanden, daß Frankreichs Diplomatie unterliegt. Nur eingestanden hab' ich, daß unsere Konsule zu schlecht besoldet sind und uns die Mittel fehlen, auf außerordentlichem Wege von fremden Völkern Kenntnisse zu haben. Eine benachbarte Nation (die englische) ist glücklicher daran. Sie hat überall Reisende, überall Agenten, die die Regierung über fremde Völker, oft ohne Entgelt, an fait setzen. In Frankreich müssen wir außerordentliche Missionen schicken. Will die Kammer Auskunft haben, was wir mit ihnen ausgerichtet, so bin ich bereit, sie zu geben.“

Der Verlauf der Sitzung wird zeigen, daß Guizot für diese Auskunft sehr vorbereitet war. Es konnte ihm nichts erwünschter, fast möchte man sagen verabredeter kommen, als daß Glais-Vizoin

fragte: „Wie ist es mit Buenos-Ayres, wie ist es mit der außerordentlichen Sendung nach Griechenland, wo wir doch einen bevollmächtigten Minister haben?“ Guizot hatte nun, was er wollte. Er bestieg die Tribüne.

Guizot ist keiner von den Rednern, die Pausen machen und Zuckerwasser trinken. Er redet nicht, um zu reden, er redet, um etwas zu sagen. Er hat die natürliche Beredsamkeit eines Mannes, der seine Ueberzeugung ausspricht, und Kenntnisse genug, in dem Fall als Minister, Thatsachen genug besitzt, um seine Ueberzeugung zu erhärten. Da der Boden, auf dem er sich bewegt, ein faktisch gegebener ist, so hat er vor der Opposition den Vortheil voraus, daß er über Das, was er will, nie in Verlegenheit kommen kann. Er wird sich entweder über einen Vorwurf vertheidigen oder er entwickelt Verhältnisse, bei denen er aus dem vollsten Materiale schöpfen kann, oder er trägt auf Dinge, Gesetze, Entschlüsse an, die er schon dadurch empfiehlt und einschmeichelnd macht, daß er sie als nothwendig darstellt. Ein Redner der Opposition zu sein, ist dankbarer, aber auch schwerer. Schwerer, weil man sich nur auf dem lustigen Gebiet des Möglichen bewegt, dankbarer, weil das Mögliche sich in reizenderen Farben schildern läßt, als das Wirkliche oder das Nothwendige. „Ich beneide die Opposition,“ sagte einst Guizot nach einem schönen Vortrage eines Mitglieds derselben, „ich beneide sie zuweilen und ihre Redner. Sie können sicher auf die Tribüne kommen und frei alle ihre Empfindungen, alle ihre Verstimnungen aussprechen. Wer das Land regiert, ist übler daran. Wir dürfen es nicht aufregen, nichts von Empfindungen aussprechen, die es nur compromittiren würden. Wir müssen unser Gemüth beherrschen, während Andere es hier frei können ausströmen lassen.“

Guizot würde nicht ganz das Harte und Strenge haben, das man ihm in Frankreich vorwirft, wenn er nicht immer in der Lage wäre, vertheidigen, beschränken, strafen zu müssen. Es ist ihm etwas Gouvernamentales angeboren, das Schicksal hat dieser Bestimmung nachgegeben und ihn zu wiederholten Malen an die Spitze eines Landes gestellt, dessen Krisen er zu beobachten, dessen Stürme er zu beschwichtigen hatte. Guizots Talent, in eine andere Stellung gebracht, könnte in seinen Wirkungen eben so glänzend sein. Es fehlt seinem Gemüth nicht an höherer Weihe, sein Herz ist des Enthusiasmus fähig, auch seine Rede könnte hinweisen, wenn sie nicht in der Lage wäre, vertheidigen zu müssen.

Guizots Organ ist nicht stark. Er würde die Musik dieser Kammer nicht beherrschen, wenn ihm die Würde des Ministers nicht zu Hülfe käme. Sein Portefeuille ist der Hülfier, der ihm Ruhe gebietet. Wenn bei Andern die Klingel des Präsidenten

lärmte, um Ruhe zu schaffen, so öffnet Guizot sein Portefeuille, nimmt eine Depesche hervor und es wird todtensille. Guizots Aktion ist einfach, ohne Leidenschaft, und von einer tiefen, wie es scheint, immer in ihm lodernnden Glut geschürt. Es liegt in dieser Ruhe, in dieser Sicherheit eine entwaffnende Kraft. Man haßt diese sicheren, taktvollen Zurückweisungen Guizots und ihn selbst, der diesen Haß wohl empfindet, reizt es, bitterer zu sein, als es das Interesse seiner Stellung erfordert. Guizots Bitterkeit ist ohne Leidenschaft. Darin liegt ein gefährlicher Stoff zu ewiger Feindschaft. Die Gegner fühlen, daß sie von Guizot nicht bloß besiegt, sondern auch verachtet werden. Ja zuweilen hat es den Anschein, als ignorirt er sie. Er spricht von den Unwesenden, als wären sie nicht zugegen. Er spielt mit kaltem Sarkasmus nicht selten die Debatten ganz aus dem Halbrund der Kammer heraus und verweist sie in die Journale, in die Koterien, in die Klubs. Er sagt nicht, daß sie dorthin gehören, aber seiner Art, die Verhandlung zu objektiviren, sieht man diese Andeutung an. Es ist nicht zu leugnen, daß bei allem Adel seines Willens, bei aller Kraft seines Gedankens, bei aller Tiefe seines Talentes Guizot auf die Tribüne zu viel von dem Katheder mit hinüber genommen hat.

Ich kann hier den Erörterungen Guizots über Buenos-Ayres und Griechenland nicht folgen, nicht alle Unterbrechungen, die er fand und widerlegte, wiedergeben. Ich bemerke nur, daß es in Frankreich eine Freude ist, zu sehen, wie selbst Köpfe, deren unveränderlicher Gedanke die Stabilität und Ordnung ist, vom liberalen Prinzip auf's Innigste durchdrungen und beherrscht werden. Guizot nannte ohne Weiteres die haitisch-griechische Regierung schwach, ja schlecht. Er that es, ich weiß, aus Rücksicht auf England, das Griechenland völlig dem französischen Einfluß entzogen hat, aber das hinderte nicht, in seiner Schilderung unverkennbare Züge von Wahrheit zu finden. Bedenkt man, daß diese Züge bald in hunderten von Zeitungen wiedergegeben und an alle Enden der Welt verbreitet werden, so vergrößert sich plötzlich der Maßstab, den man an diesen gesetzgebenden Körper legen muß. Man erschrickt, daß Das, was hier in zehn Minuten nur so hing gesprochen wird, zehn Wochen lang ganze Nationen beschäftigen kann: man erschrickt und bewundert es.

Auf den Einwand, daß ein Gesandter in Griechenland hinreiche, um dies Land zu beobachten, und die Reisetouren für die außerordentliche Mission des Herrn Piscatory unnütz gewesen wären, bemerkte Guizot sehr wahr, daß Griechenland noch nicht zu jenen civilisirten Ländern gehöre, die man auf diplomatischem Wege kennen lernen könne. Auch wäre dies Land in einem Zustand von Naturwüchsigkeit, der seine eigentliche Kraft jeder administrativen Kontrolle entzöge. Die Leidenschaften der Häuptlinge regierten das

flache Land, die Gebirge, die Thäler, und um hier den Geist des Volkes zu studiren, hätte man Herrn Piscatory abgehandelt. Guizot machte eine Pause und Herr Piscatory selbst erhob sich von seinem Sessel. Es war dies verabredet. Herr Piscatory hatte sein Stichwort gehört und erhob sich. Diese kleine Komödie hinderte wiederum nicht, daß ich dies Nennen und Beweisenkönnen, dies Rufen und schnelle Erscheinen doch großartig fand. Man sah, daß in diesem Saale nicht Menschen, sondern Thatsachen nebeneinander sitzen, daß man hier Worte, aber auch Geschichte macht.

Piscatory, ein noch jugendlicher Deputirter aus dem rechten Centrum, sprach von seinem Sitze aus mit einem sonoren, kräftigen Organ. Es lag eine natürliche Anschauung seinen Worten zu Grunde, und so theilte sich ihnen eine große Frische und Lebendigkeit mit. Er sprach sich nicht über seine Resultate aus, wohl aber über die Methode, wie er zu ihnen gelangte. Er schrieb Alles, was er erwirkte, den Verdiensten des regelmäßigen Botschafters in Athen zu und erntete für diese in ihrem Zweck eben so höfliche, wie in ihrem Vortrag anziehende Erklärung ein allgemeines: *Très bien, très bien.*

Guizot wollte jetzt auf der Tribüne fortfahren. Aber eine kräftige, feste Stimme erhob sich, um die eingetretene Pause zu benutzen. Es war die Stimme Mauguin's.

Von der diplomatischen Tribüne aus, in der ich dies merkwürdige Schauspiel beobachtete, war es nicht möglich, Mauguin zu sehen. Ich sah nur die kahle Glaze, die breiten Schultern, hörte nur eine dreiste, breite und auseinandersehnende Rede. Es ist bekannt, daß sich Mauguin auf eigne Hand zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich gemacht hat. Die andern Ministerien kommen und gehen; Mauguin bleibt. Die andern Ministerien schwanken, Mauguin ist nicht zu erschüttern. Thiers, Guizot, Mole haben ihre auswärtige Politik, Mauguin hat die seinige. Mauguin weiß, was in allen Ländern vorgeht. Er kennt Polen, er kennt Rußland, er kennt Persien. Er weiß, wie viel Kinder jährlich in Polen von den Russen geschlachtet werden; er weiß, wann in Karlsruhe oder Kassel oder Braunschweig eine Revolution ausbrechen wird. Er hat seine Gesandten, seine Agenten, seine Emissäre für sich. Sie kosten ihm keine Reisegelder; denn sie leben alle in Paris. Sie schreiben ihre Depeschen aus ihren Stationen, die er ihnen nicht zu bezahlen braucht, die er im Gegentheil sich bezahlt macht. Er gibt sie dem *Journal du Commerce*. Die politischen Flüchtlinge aller Nationen geben ihm Materialien zu seinen Interpellationen. Er ist es, der jährlich den Polen in der Dankadresse auf die Thronrede ihre Nationalität sichert. Ohne Zweifel bleibt er dadurch ein gutes Ferment der Kammer, wenn es ihm auch an gewissenhafter

Ueberzeugung, Konsequenz und in seiner Domäne des Auslandes an gründlichen, auf Facta gestützten Kenntnissen fehlt.

Mauguin fing denn nun auch richtig von Persien an. Statt im Schatten des Bois de Boulogne zu spazieren, lustwandelte er bequem unter den Datteln von Teheran. Er sagte: „Ehe ich auf Persien komme, benutz' ich die Gegenwart des Ministers auf der Tribüne (Mauguin sprach von seinem Plaze aus), ihm zu sagen, daß unsre diplomatische Inferiorität nicht aus der geringen Zahl unsrer Agenten entsteht, sondern aus unsrem diplomatischen Geschäftsgange.“

Allgemeine Spannung. Mauguin ist noch nicht in Teheran, er ist noch nicht einmal bei Lasitte und Caillard, er ist im Hôtel des Capucines. Guizot sieht lächelnd von der Tribüne auf den energischen Redner herab, der jetzt von Courieren, Depeschen und Briefeisen reden wird.

Mauguin enthielt sich nach langer Vorbereitung endlich folgendes Geheimniß: „Die französischen Gesandten haben seit elf Jahren keine Instruktion bekommen, seit elf Jahren sind sie um nichts gefragt worden. Als Mehemet Ali durch die Schlacht bei Koniah beinahe dicht vor Konstantinopel war, wußte unser Gesandter nicht, was er thun sollte. Er hatte keine Instruktion. In Portugal haben unsre Agenten nie eine Instruktion gehabt. Keiner unsrer Agenten hat eine Instruktion. Sie reisen ab ohne Instruktion, sie bleiben ohne Instruktion. Sie lachen, meine Herren? Warum lachen Sie, es ist die reine Wahrheit. Zwei Minister haben seit 1830 Instruktionen gegeben. Alle ändern nicht, und so kommt es, daß wir in Paris nichts erfahren und nichts wissen.“

Die ministeriellen Deputirten fanden diese genaue Bekanntschaft des Herrn Mauguin mit Dem, was in den Kabinetten vorgeht, sehr komisch und lachten. Soult saß ruhig auf seiner Bank, immer dieselbe mürrische, abgespannte, ermüdete, eigensinnige Miene zeigend. Guizot, der noch auf der Tribüne stand, nahm endlich das Wort, setzte die neuesten Beziehungen Frankreichs zu Persien auseinander und ging mit trockner Ironie auf den von Mauguin angeregten diplomatischen Geschäftsgang über. „Möglich,“ sagte Guizot, „daß Herr Mauguin in den fremden Kanzleien heimlicher ist, als ich. In Betreff Frankreichs kann ich ihn versichern, daß er sich irrt. Unsere Botschafter wissen sehr wohl, was sie zu beobachten haben. Die Akten des auswärtigen Departements könnten ihn darüber eines Bessern belehren.“

Der Paragraph wurde angenommen und Guizot verließ die Tribüne. Das Wahre an Mauguin's Einwurf mag wohl sein, daß die häufige Aenderung der auswärtigen Politik Frankreichs, die Aenderung der Ministerien und die Vermischung des Königs viel

dazu beitragen, daß die auswärtigen Agenten Frankreichs sehr oft über die Absichten ihrer Regierung im Unklaren sind. Leicht möglich, daß in den ewigen Verwirrungen der französischen Politik manche Stationen, die außerhalb der bedeutenderen Brennpunkte liegen, lange ohne Instruktion bleiben und in Augenblicken, wo auch an sie einmal die Reihe kommt, in die Debatte gezogen zu werden, nicht wissen, woran sie sind. So viel mir bekannt, ist nur die österreichische Diplomatie selbst in ihren entlegensten Stationen immer au fait der Thatsachen. Man schickt von Wien in bestimmten Zwischenräumen lithographirte Berichte, die allen Agenten der Regierung den Stand der Dinge, wie er in Metternichs Kanzlei angesehen wird, mittheilen. Eine solche Maßregel ist nur bei einem System möglich, das vom Grundsatz der Stabilität ausgeht. Frankreich, das täglich schaffen muß, täglich sich neuen Boden zu erobern hat, Frankreich, das überall in Frage gestellt ist, kann sich kaum für heute, geschweige für morgen verbürgen. Wenn Manguin eine diplomatische Frage anregen will, so könnte man ihm die Regulirung der Gesandtschaftsgehälter anempfehlen. Ich kenne französische Diplomaten, die von ihrem Staate 50,000 Franken jährlich erhalten, um ihn würdig in der Fremde zu vertreten. Während die russischen und englischen Agenten Feste geben und sich zum Mittelpunkt der Gesellschaft machen, sitzt der französische Envoyé daheim und ökonomisirt, spart für seine Rückkehr nach Paris, spart für seine Zukunft. Beim englischen Gesandten sieht man Abends Kronleuchter schimmern, beim französischen eine einzige ärmliche Sparlampe.

Die Debatte kam jetzt auf Algier. Wer kennt nicht die Verhandlungen über diese unglückliche Eroberung? Ihr ewiges Einerlei verändert sich nur durch die dabei genannten Zahlen, die Zahlen der Truppen nehmen zu, wie die Zahlen der Kredite. Von Jahr zu Jahr mehr Tausende an Menschen und mehr Millionen an Geld. Als die Bourbonen von Frankreich schieden, ließen sie die eroberten Trophäen Algiers zurück. Die Julidynastie zögerte, ob sie sie annehmen sollte, sie zögerte Jahre lang, goß Tropfen auf Tropfen in das große durch Afrika aufgeregte Meer von Leidenschaft diesseits und wildem Naturhaß jenseits des Meeres. Es züchte und Alles war wieder vorbei. Mit jedem Frühjahr begann dasselbe Experiment, in jedem Herbst endete es mit denselben Gräbern. Einige kleine Siege gaben Stoff zu großen Gemälden, Francou's Circus in Paris führte kriegerische Scenen aus der Wüste auf, nichts wollte helfen, diese Eroberung in Frankreich populär zu machen. Die Bourbonen hatten den Krieg mit einem religiösen Nebengedanken begonnen. Es schimmerte in ihren Willensfeldern etwas von der Olerie eines Kreuzzuges gegen die Ungläubigen. War der Schim-

mer echt oder nicht, er blendete. Er blendete das Volk, das mit dem Christenthum noch nicht so gebrochen hat, wie der Constitutionnel. Man hätte in der Vendée, der Bretagne, in der Guienne, im Lyonnais noch Gemüther genug gefunden, die sich für einen christlichen Kampf gegen die Barbaren hätten begeistern können, aber jetzt, wo durch die Julidynastie Alles auf die materiellen Interessen geworfen ist, jetzt, wo man den Grundsatz: „Was hab' ich davon?“ an die Spitze Frankreichs gestellt hat; jetzt, wo man Alles in Aktien, Dividenden und Renten verwandelt, verlangt man von Algier einen ergiebigen Nutzen. Es ist kein Stapelplatz für den Handel, kein Ort der Ausfuhr, keiner der Einfuhr geworden: es trägt höchstens einzelnen Entreprenuers, die für die Bedürfnisse der Armee sorgen, Vortheile. Es ist auch kein Abzugskanal für die revolutionären Elemente geworden; denn die Offiziere kommen trotziger aus der Wüste zurück, als sie dorthin gehen. Die Generale erwerben sich Ruhm, verfallen mit der Regierung und werden Nothwendigkeiten, eine Kategorie von Menschen, die Louis Philipp haßt, seitdem er selbst das für Frankreich einzig Nothwendige geworden sein will.

Man hätte längst Algier aufgegeben, wenn nicht drei Dinge für die Beibehaltung sprächen. Erstens fürchtet man, damit den Engländern einen Gefallen zu thun, zweitens will man bei einer Theilung des türkischen Reiches durch den Besitz Algiers auf den Besitz der ganzen nordafrikanischen Küste Anspruch machen, drittens fürchtet man die bekannte Thatsache, daß in Frankreich alles Das unpopulär ist, was die Regierung verfolgt, und alles Das populär wird, was sie aufgibt.

Es gibt in der Deputirtenkammer einige algerische Catone, die, so oft der Name Algier genannt wird, ihr ceterum censeo aussprechen müssen. Die Einen sind für, die Andern gegen die Beibehaltung dieser von Allen als lästig eingestandenen Kolonie. Herr Desjoubert kam mit einem Sack von Broschüren, Flugblättern, Zeitschriften auf die Tribüne, breitete zum Schrecken der Deputirten diesen Apparat behaglich vor sich aus und begann nun mit Tausenden und Millionen zu rechnen. Er zählte Todte, Verwundete, er zählte die Fortschritte, die keine wären, die Eroberungen, die nur auf dem Papiere ständen, er rieth, Algier aufzugeben oder ein anderes System zu beginnen. Herr Desjoubert verwickelte sich so in seine Citate, daß er aus Adam Smith vorlas, was Barnell gesagt hatte, Say für Sismondi anführte, Broschüren und Zeitschriften ineinander mengte und zum großen Trost für die Kammer endlich mit einem flauen Abgange schloß.

Nach ihm kam Herr de Corcelles. Dieser Deputirte mit geschitteltem Haar hatte die Miene eines Leichenbitters. Es durchfuhr die Kammer ein Frösteln, als sie Herrn de Corcelles mit einer

großen geschriebenen Rede auftreten sah. Ein tiefer Seufzer hallte mit seltner Einstimmigkeit durch das ganze Palais Bourbon.

Feierliche Stille war die nächste Wirkung dieses verzweifelten Blickes in die Zukunft einer langen tödtlichen und getödteten Stunde. Herr von Corcelles begriff nicht, wie ihn und seine geschriebene Rede heute eine so großartige Erwartung begrüßen konnte. Was den größten Rednern Frankreichs oft nicht gelingt, sich Ruhe zu erzwingen, das schenkte man ihm freiwillig, ohne Hütfler, ohne Klingel. Herr von Corcelles lächelte. Er war angenehm überrascht von dieser Liebenswürdigkeit der Kammer. Er sah nicht, daß diese Stille nur jener feierliche Moment war, der gewöhnlich den verzweifelten Entschlüssen voranzugehen pflegt. Er war seit einer Sekunde ein großer Redner geworden. Er hatte eine Pause gewonnen, wie sie Guizot, wie sie Thiers, wie sie Berryer oft nicht erzwingen können. Er benutzte auch diese Pause. Er zog sein Taschentuch, er breitete sein Hest vor sich aus, er trank ein Glas Zuckerwasser. Man hörte deutlich einen kaum halb unterdrückten Schmerzenslaut, als Herr von Corcelles endlich anfing und mit tragischem Pathos begann: „Le gouvernement, Messieurs —“

Herr von Corcelles las eine Stunde. Aber die Kammer schlief nicht. Sie hatte sich zum Schlafen zurechtgelegt, aber sie bekam zu lebhaften Träume und wachte wieder auf. Sie wachte, als wenn Herr von Corcelles nicht da wäre. Sie erzählte sich hundert kleine Geschichten, sie lachte, sie scherzte, sie debattirte. Herr von Corcelles ist in Algier, die Deputirten sind in Paris. Herr von Corcelles jagt sich mit den Beduinen herum, parlamentirt mit Abdel-Kader, baut Festungen, kolonisirt die unbaren Gegenden der Wüste Sahara. Herr von Corcelles schifft über die Tafna, besichtigt Konstantine, liefert in den Ebenen von Metidje mehrere glückliche Treffen gegen die vereinigten arabischen Häuptlinge, die Kammer stört ihn in seinen Siegen, in seinen Triumphen nicht. Herr von Corcelles verlangt von der Kammer ein dreifach erhöhtes algerisches Budget, die Kammer votirt ihm in Gedanken Alles, was er will, sie hört ihn nicht. Sie hat an dem Ball des Präsidenten, am Ministerium, an der nächsten Wahl der Akademie, an den Niederlagen der Engländer in China Stoff genug, sich gemüthlich zu unterhalten, der Präsident berechnet seine Convents, seine Dienerschaft, seine Weine, die Minister haben endlich einen freien Augenblick, sich zu erholen, sie werden in demselben Moment in Anklagestand gesetzt von Herrn von Corcelles, von dem Redner vor ihnen, von diesem unglückseligen hohlen Grabesredner: und doch sind sie zum Erstemmale im sichersten Besitz ihrer Vortefenilles. Herr von Corcelles will es ihnen nehmen! Die Zuschauertribünen entleeren sich, die Stenographen spritzen die Feder aus und begnügen sich, in ihre Zeitungen zu sehen: „Herr

von Corcelles nahm das Wort, konnte aber wegen undeutlichen Organs und im Geräusch der Kammer nicht gehört werden.“ Dies Alles hinderte aber den Redner nicht, fortzufahren. Er las, er declamirte, er lächelte. Er nahm Zuckerwasser, wie ein anderer großer Redner. Er beschwor die Kammer, die Minister, den König. Man sah einen gestikulirenden schwarzen Schatten am Gestade des donnernden Meeres. Aus dem Tosen und Brausen sah man einzelne Schiffstrümmen hervorspringen, ein Bret, ein Gefäß, ein Tuch. Man hörte dann und wann Abdel-Kader — Méditerranée — Angleterre — vaisseaux — avantages — utilités — présomption — ministère — bis endlich nach mehr als einer Stunde die Kammer von ihren Leiden erlöst war. Herr von Corcelles war mit seinem Manuscript zu Ende und verließ die Tribüne mit einem Lächeln, das mich rührte, weil es wohl schwerlich damit Ernst war. Ich sah erst jetzt, daß Herr von Corcelles sich auf die äußerste Linke setzte. Wenn die Opposition keine besseren Talente in's Feld zu schicken hat, ist sie wenigstens in der Kammer verloren.

Wer erinnert sich nicht eines herbstlichen Abends, wo man luftwandelnd durch Weingärten hinunterblickt auf einen nebelnden See? Immer dunkler werden die Schatten, immer grauer die Umriffe des Wasserspiegels, der zuletzt vor unsern Augen verschwindet. Da steigt plötzlich am jenseitigen Ufer aus einem Garten, wo sie das Fest der Weinlese feiern, ein feuriger Streifen in die Luft. Eine Leuchtugel zerfliebt in tausend schimmernde Funken, die mit sanftem, aber magisch hellem Leuchten die ganze Gegend erhellen. Man sieht die Bäume, die Berge, man sieht den Spiegel des Sees wieder. Es ist ein zauberhafter Moment, diese Nacht und diese plötzliche Helle!

So war die Stimmung der Versammlung, als ein Redner die Tribüne betrat, den ich während der ganzen Dauer der Sitzung unverwandt beobachtet hatte. Niemand hatte mir ihn gezeigt und doch hatt' ich ihn aus den Hunderten herausgefunden. Im linken Centrum, drei Bänke hinter den Ministern, dicht neben dem Obersten Pairhans, sah eine kleine Gestalt mit auffallenden, an Napoleon erinnernden Gesichtszügen. Diese Gesichtszüge jugendlich, das Haar grau. Ewig lächelnd rutschte dieser Deputirte seit drei Stunden auf seinem Sessel hin und her, die kurzen Flüsse fast in der Luft schlenkernd. Zuweilen ein sarkastischer Blick zum Obersten Pairhans, ein leises Wort, sonst gemessen, zurückhaltend, nicht so unselig plauderhaft und würdelos, wie die übrigen Deputirten; zuweilen sich etwas notirend, innerlich aufgeregt, formend, bildend, gestaltend, eine kleine Welt für sich. Mancher Deputirte ging vorüber und drückte dem Kleinen die Hand. Dieser erwiderte jede Freundschaft mit Herzlichkeit, rückte an der Brille hin und her, lächelte zu dem

Murmeln, zu dem Zischen, zu den Bravis und stellte eine still für sich abgeschlossene Neutralität vor, eine Uhr gleichsam, die zu schlagen gewohnt ist, heute aber, da man sie aufzuziehen vergessen, still stand. Plötzlich aber bekam die Uhr Leben. Ein Schnurren, ein Knarren. Herr von Corcelles ist auf der letzten Seite seines Manuskriptes, der kleine Redner erhebt sich, durchschreitet zur Erde blickend das Couloir und steht auf der Tribüne, über deren Brüstung er kaum hinauszureicht. Es war Thiers.

Es gehört zu den ersten Gesehen der parlamentarischen Redekunst, daß man das Messieurs nicht zu früh ausspricht. Messieurs, hineingeworfen in die Unruhe einer Versammlung, die voller Erwartung sich auf etwas Bedeutendes vorbereitet, kann eine ganze Rede umwerfen. Messieurs wiederholen, heißt die Erwartung abspannen. So bleibt nichts übrig, als es zu machen, wie Thiers. Thiers ließ der Kammer Zeit, sich auf ihn vorzubereiten. Er ließ jedem Schwächer Zeit, seine Vermuthungen über Das, was er reden würde, beim Nachbar anzubringen. Es währte drei volle Minuten, bis Alles still wurde, so still, daß man in Guizots Brust es hätte können klopfen hören. Messieurs! Große Pause. Wer sprach Messieurs? Thiers. Ist das Thiers? Er beginnt: „Je ne crois pas.“ — Pause. Ich habe Gelegenheit, mich in Thiers Organ zu finden. „Je ne crois pas, que le moment soit bien choisi, pour traiter l'ensemble de la question d'Afrique. Dans ce moment on fait la guerre, on la fait avec activité, avec habilité. J'espère qu'elle aura les résultats heureux, que nous devons en attendre.“ Ironisches J'espère! Alles lächelt, Thiers lächelt. „Je viens uniquement signaler à la Chambre un point important, et d'après l'opinion unanime de tous ceux, qui se sont occupés de la question africaine, du point le plus important peut-être, le port d'Alger.“ Großes Aufsehen. Allgemeine Bewegung. Thiers wendet sich zur Seite, läßt der Kammer Zeit, sich zu ärgern oder sich zu freuen, und trinkt ein Glas Zuckerwasser. Thiers wendet sich wieder an die linke Seite, die er anredet, und beginnt: „Toutes les opinions —“ doch ich kann nicht Schritt vor Schritt folgen, sondern muß mich begnügen, über den Gesamteindruck zu berichten.

Es versteht sich bei der Figur des berühmten Redners von selbst, daß sein Organ sehr hoch liegt. Thiers hat eine auf den ersten Augenblick unangenehm klingende Fistelf Stimme. Ein Kindersopran ist Alt gegen Thiers Stimme. Die bedeutendsten Schauspieler und Redner hatten von jeher mit ihren Naturmitteln zu kämpfen. Thiers hat ein Organ, das nicht nur unangenehm hoch, sondern auch unrein und belegt ist. Seine Respiration ist asthmatisch. Seine Stimmwerkzeuge sind eng und geben den Ton nur gewaltsam von sich. Hier sind keine Modulationen von Höhe und Tiefe möglich.

Hier fließt kein frischer Bergquell aus dem Felsen der Brust. Hier ist keine Malerei der Leidenschaften, kein Auf- und Niedersteigen möglich, sondern mit großer Mühe dreht sich ein einziger dürrer und rauher Faden zusammen, ein einziger Ton, der sich zuweilen in völlige Heiserkeit und katarthalische Affektion verliert. Jeden Augenblick fürchtet man, daß dies mitgenommene Organ erschöpft ist. Das stereotype Lächeln dieser Mienen bekommt einen Anhauch von Schmerz. Der Gedanke, die Leidenschaft, das Talent kann sich nicht jeden Weg durch die Organe bahnen, wie es möchte. Und doch dauert dies schartige Instrument aus. Schon im ersten Worte heiser, kann Thiers stundenlang reden, ohne erst heiser zu werden. Man gewöhnt sich allmählig an diese fistulirende Monotonie, ja noch mehr, man findet sie zuletzt melodisch. Der geistvolle Gedanke gibt diesen heisern Tönen eine höhere Art von Wohlklang, das bewunderungswürdige Talent des freien Wortes verwandelt zuletzt dies Geträchz in Gesang.

Das Geheimniß dieser reizenden Wirkung der Thiers'schen Rede ist die Improvisation. Die Worte strömen frei dem Gedanken zu. Nichts ist gesucht. Alles ergibt sich von selbst. Er wurde oftmals unterbrochen, aber jede Unterbrechung ließ seinem Vortrage eine neue Schönheit; denn er verflocht unerschrocken die Antwort in den Zusammenhang seines Ganzen. Auf Alles schnell gefaßt, wußte er Alles schnell zu lösen. Ohne Pedanterie erklärte er Manches für unerheblich. Auf Zahlen kommt es ihm wenig an. Er läßt sich nichts irren, nichts ansprechen, und verräth, was noch wichtiger ist, keine Empfindlichkeit. Es gibt gewisse pomphafte Redner, die der Widerspruch reizt, die mit glühendem Kopfe die Karten wegwerfen oder sich diese und jene Einreden anders zu erbitten erlauben. Thiers behält eine immer gleiche Bonhomie. Er verliert sein Gleichgewicht auch dann nicht, wenn sich Alles gegen ihn erhebt. Mit Ruhe schlägt er die Hände übereinander, geht rechts, geht links, trinkt Wasser, lächelt und wartet, bis man die Gnade hat, ihn wieder hören zu wollen. Selbst besiegt, verläßt er nie die Tribüne ohne schlagenden Eindruck, und sein Eindruck ist um so sicherer, als er sich natürlicher Hilfsmittel bedient. Ist die Idee, die Frage zu Ende, so schließt Thiers. Hat er nichts mehr zu sagen, so schweigt er. Er macht keine Goda, keine Dorologie, kein Amen, sondern setzt sich frisch und kurz auf seinen Sessel nieder, den er unverwandten, unveränderten Antlitzes, nur mit etwas gerötheter Wangenfarbe beauptete.

Thiers sprach über den Hafen von Algier. Es verschlägt nichts, wenn der Fremde diesen Gegenstand an sich auch interesselos findet. Thiers bewies die Nothwendigkeit, die Befestigung der afrikanischen Niederlassung mit dem Hafen von Algier zu beginnen. Man sah,

es standen ihm, als ehemaligem Minister, die Akten aller der Vorbereitungen noch zu Gebote, die man früher für dies Werk getroffen. Seine Rede mit allen ihren hydraulischen, militärischen und mechanischen Entwürfen ist später von den Organen der Regierung sehr verspottet worden, aber sie machte großen Eindruck. Den Augenblick hatte Thiers mit der ganzen Zündkraft, die in der Beherrschung des Momentes liegt, inne. Er verließ die Tribüne mit dem Nachhall eines großen moralischen Sieges über seine Gegner. Diese erschienen als die Zögernden, er in voller Glorie als Mann der That.

Die Anklagen gegen die Trägheit der Minister durften nicht ohne Antwort bleiben. Stillschweigen auf einen solchen Phalanx von Thatfachen, Namen und Zahlen, wäre eine Niederlage gewesen. Und es erhob sich in voller Manneslänge der Herzog von Dalmatien! Soult schritt in gemessener Würde auf die Tribüne und begann in schlichten, aber energischen und höchst leidenschaftlichen Worten eine kurze Vertheidigung. Man sah ihm an, dem alten Krieger, wie lästig ihm diese Abhängigkeit von den Zungen der Advokaten war. Gewohnt an militärischen Gehorsam, hätte er lieber die Bänke seiner Gegner mit Petarden sprengen lassen, als hier mit Worten gegen Worte Rede stehen mögen. Die mürrische Stimmung der Altersschwäche gab ihm etwas Menschenfeindliches. Mit ärgerlichem Humor streckte er seit den vier Stunden, daß die stürmische Sitzung dauerte, seine langen Glieder von sich, strich sich zuweilen den weißen Knebelbart, hörte kalt und gleichgültig, was ihm Humann, Villemain und Guizot zuflüsterten. Thiers, seine Antipathie, mit dem er früher Minister war, setzte alle seine Verdrießlichkeit in Galle. Er sprach mit Nachdruck, jedes Wort betonend, jeden Accent seiner Gründe grell hervorhebend: „Ich kann Herrn Thiers versichern, daß alle seine Anklagen grundlos sind. Von zwei Projekten hab' ich das frühere beibehalten. Der Hafen wird rüstig vollendet, je nach dem Kredit, den mir die Kammer bewilligt. 900,000 Franken werd' ich auch im nächsten Jahre fordern. Wenn die Kammer mehr geben will, nehm' ich es mit Vergnügen an.“ Diese Ironie des alten Säbellsnepfes, mit trockener Miene vorgetragen, erregte viele Heiterkeit. „Ich will nur 900,000 Franken haben, will mir die Kammer 20–30 Millionen geben, so bitt' ich um Entschuldigung, daß ich sie noch nicht verlangt habe.“

Unter großem Lärm verließ Soult die Tribüne. Thiers erhob sich von seinem Sitz und wies mit Leidenschaft die Berichtigung einiger seiner Behauptungen zurück. „Man hat in Algier“, sagte er, „schöne Straßenquais gebaut, aber keinen Hafen. Die Hafenarbeit geht langsam. Sagt das Ministerium, sie ginge rasch, gut,

so will ich's glauben.“ Der Lärm nahm über diese Fronte zu. Thiers fuhr fort: „Die Kammer und das Land sind von mir über den Hafen von Algier in Kenntniß gesetzt. In der nächsten Kammer Sitzung (nach den neuen Wahlen) wollen wir sehen, ob das Ministerium seinen Versicherungen auf dieser Tribüne nachgekommen sein wird, seinen Worten —“

„Seinen Worten?“ rief Soult mit Stentorstimme. Die lange Gestalt schoß wie ein getroffenes Wild empor. „Seinen Worten? Was ich sage, ist so wahr, wie mir irgend etwas, was aus — Ihrem Munde kommt!“

Die Debatte wurde persönlich. Es lag der ungezähmteste Haß in dieser Erklärung, die Enthüllung von zahllosen Geheimnissen, die Enträthselung tausendfach verzweigter Intriguen. Es war die Erklärung einer Generation gegen eine Generation.

Thiers replicirte. Soult antwortete noch einmal sehr heftig, sehr persönlich gereizt, mit aller Empfindlichkeit des Alters. Er schloß mit einer Erklärung gegen England; denn gegen England waren ohne Zweifel die mit Enthusiasmus aufgenommenen Worte gerichtet: „Nous sommes maîtres chez nous et n'avons pas besoin du consentement des autres, pour faire ce que nous voulons.“

Die Kulmination der Sitzung war erreicht. Was noch kam, war Wortgefecht, Bervyer verlangte die Vorlegung von Dokumenten über den Bau des Hafens. Teste, Minister der öffentlichen Arbeiten, kam noch einmal auf die beiden Projekte zurück. Ich kann nicht sagen, daß ich in Herrn Teste's Rede die Würde gefunden hätte, die man von den Erklärungen eines Ministers voraussetzt. In heftiger Deklamation, in leidenschaftlichem Erguß verlor er sich bis zu Persönlichkeiten. „Herr Thiers rühmt sich, uns 100 Metren vom Hafen zu Algier hinterlassen zu haben; er hat uns noch mehr hinterlassen, er hat uns die Befestigungen von Paris hinterlassen.“ Hier konnte man kein Wort mehr verstehen. Alles war in Aufruhr. Statt des *Très bien*, das man als Antwort der Kammer in allen ministeriellen Journalen lesen kann, antwortete ein allgemeiner Unwille. Es war indiskret von Herrn Teste, an dieses unpopuläre Vermächtniß der Thiers'schen Verwaltung zu erinnern. Das Unzarte dieser Worte lag in dem Ton, in der Manier, in der sie Teste sprach. Diese Manier schien mir zuweilen übertrieben empfindlich, zuweilen völlig würdelos. Es war, als wollte er die Karten hinwerfen und sagen: „Mit euch ist kein Spiel.“ So sehr auch dies Gefühl die Minister dieses sonderbaren Landes nicht selten überkommen muß, so unpassend ist es doch, es äußerlich zu zeigen. Unter Lärmen und Toben ging Herr Teste von der Tribüne. Es war nicht mehr möglich, ihn zu verstehen. Der Präsident hob die Sitzung auf. Es war nach sechs Uhr.

Man wünschte mir Glück, daß ich unter den vielen flauen Sitzungen der letzten Zeit gerade dieser charakteristischen, inhaltreichen und bewegten beigeohnt hatte. Ich glaube nicht, daß dieser Kammer Frankreich ein großes Glück verdankt, aber ich glaube, daß sie Frankreich vor Unglück bewahrt. Ich glaube, daß Staatsmänner in Frankreich diese Versammlung umgehen können, aber nur für Gutes, das sie thun wollen, nicht für Schlechtes. Diese Kammer ist schwach als Initiative, aber stark als Kontrolle. Sie ist nicht Frankreichs größtes Reichthum, und doch würde das Land ohne sie arm sein. Es ist gut an dieser großartigen Institution, daß man, will man sie auf fremdem Boden nachbilden, alles Das, was sie klein macht, vermeiden kann. Ihre Vorzüge liegen in ihrem Wesen, ihre Mängel in einer zufälligen Form. Das Repräsentativsystem leidet in Paris an der Nationalität der Franzosen und an der nachwirkenden Kraft einer Geschichte, die zum Bewußtsein der Freiheit und des Gesetzes erst allmählig aus der Anarchie der Leidenschaften sich entwickelt hat.

Hôtel und Dom der Invaliden. Thiers.

9. April 1842.

Seitwärts hinter der Deputirtenkammer liegt das Hôtel der Invaliden. Ludwig XIV. hat es begonnen, Ludwig XV. ausgeführt, Napoleon vollendet. Es ist indessen mehr Napoleon als Ludwig XIV. gewidmet. Auf dem grünen Rasen zwischen den schönen Alleen, die zu dem „Asyl des Mars“, wie Napoleon die Zuflucht seiner ausgedienten Krieger nannte, führen, stand früher der venetianische San Marco-Löwe, der jetzt wieder auf seine heimische Piazzetta zurückgekehrt ist. Paris hatte nichts mehr an ihm zu zähmen, er kam schon sehr zahm hierher. Hinter dem Invalidendome erstreckt sich das Marsfeld, auf welchem der arme Ludwig XVI. mit den Jakobinern das Fest aller Völker feierte und dieselbe Konstitution beschwor, die ihn später hinrichten ließ. Jetzt halten auf dem Champ de Mars die Mitglieder des Jockeyklubs, narvige Engländer und die jungen Vergender väterlicher Reichthümer, ihre albernen Wettrennen.

Ich hatte heute einen unglücklichen Tag, an dem mir nichts begehagen wollte. Es kam nicht von den eroberten preussischen Kanonen her, die rechter Hand an dem Eingang des Hôtels der Invaliden liegen. Am Zeughaufe in Berlin liegen ja eben solche französische Kanonen. Vielleicht beängstigte mich die Idee dieses Gebäudes. Es ist grauenhaft, so unter Leichen zu sein. Alle diese Krüppel sind

unbegrabene Tode. Es war ihre Bestimmung, entweder an der Beresina zu bleichen oder sich unter die lebende Masse, unter die fortwachsende Nachwelt zu mischen. Diese Krüppel sind sich den Schlachtfeldern Italiens, Deutschlands und Rußlands schuldig geblieben. Sie sind in dieser ihrer massenhaften Vereinigung ein Anachronismus, der etwas Schneidendes hat. Dazu kommt, daß sie eine so abschreckende Tracht haben, eine Uniform, wie ehemals in Berlin die Bettelvoigte, dunkelblaue, schlotternde Röcke, den trostlosen Dreimaßler auf dem eingeschrumpften Antlitz, alle klein, alle unter den Kugeln von Jena und Austerlitz hinweggeschliffen. Das Schönste an ihnen ist noch ihr Häßlichkeit, die Verstümmelung. Vollends betäubend aber schienen mir die mürrische Stimmung aller dieser alten Leute. Ist es die Folge der jahrelangen Unthätigkeit, ist es Mismuth, an einer glänzenden Laufbahn durch eine Kugel, durch eine Krankheit, und die ihnen die schmerzlichste war, durch den Magentrebs, an dem Napoleon starb, verhindert worden zu sein; ist es Geiz, der alte Leute so leicht beschleicht, oder war es gerade nur die Unzufriedenheit mit dem heutigen Speisetzettel, ich sah nichts, als grämliche, unfreundliche, zusammengeschrumpfte, häßliche Gesichter, keine einzige Miene jener gutmüthigen Freundlichkeit, die sonst dem Alter so wohl steht. Kein Gruß, kein Scherz, kein gutmüthig blickendes Auge. Quält man vielleicht diese alten Leute noch mit militärischer Subordination oder woran liegt es, daß im Hôtel der Invaliden Alles uns hohl, mißtrauisch, lebensatt anblickt, so grau, so verwittert, wie die Sandsteine, aus denen diese Gänge, diese Höfe gebaut sind?

Mein Mitleiden mit diesen armen Trümmern einer großen Vergangenheit wuchs, als ich durch das Gebäude selber schritt. Das ist wahrlich kein Aufenthalt für arme kränkliche Greise! Diese steinernen Korridore stehen nach allen Seiten dem Winde frei. Fröstelnd schleichen die kleinen Männchen an den feuchten Wänden entlang, hüstelnd suchen sie Schutz vor dem aufzubrechenden Nordost, der unbarmherzig durch die Gänge pfeift. Kasernen für junge Rekruten hab' ich wärmer, geschlossener, beaglicher gesehen, als dieses kalte steinerne Grab des Alters. Wie suchen die kleinen Leutchen einen Streifen der Frühlingssonne zu erhaschen, wie schleichen sie, hilfsen sie auf ihren Stelzfüßen auf die Treppe unter Napoleons großem Standbild und suchen heute den kalten Schatten ihres Idols zu vermeiden! Ob sie Freunde haben, diese alten Veteranen? Man hat eine große Leihbibliothek für sie angelegt, aber sie können nicht lesen. Sie haben Verwandte in allen Gegenden Frankreichs, aber sie können nicht schreiben. Einen Invaliden sah ich an den Wänden des Korridors auf und ab laufen. Er war wahnsinnig.

Ohne widerwilligen Eingang lehnt sich dicht an das Hôtel der

Dom der Invaliden. Es ist das militärische Pantheon und seit einem Jahre bekanntlich eine Fortsetzung von St. Helena geworden. Die sterblichen Ueberreste Napoleons, gewöhnlich hier seine Asche genannt, sind in diesem Dome beigesetzt.

Als Napoleon in seinem Testament verfügte: „Ich wünsche an den Ufern der Seine beigesetzt zu werden, in der Mitte des französischen Volkes, das ich so sehr liebte“ — hatte er eine Regung, die seinem Gefühl angemessen war. Als man von seinem Testamente gerade diesen Paragraphen durch die Julirevolution vollziehen wollte, hatte man eine Pietät, die vom französischen Standpunkt ohne Zweifel wahr empfunden ist. Und doch hatte der Weltgeist es schöner mit Napoleon im Sinne, als Herr Thiers. Er machte Napoleon zur Mythe, Thiers hat ihn wieder zur Geschichte gemacht. Napoleon ist wieder in Frankreich, er kann nicht mehr, wie das Volk glaubte, in Indien, in Persien sein. Napoleon ist jetzt Das, was Frankreich besitzt, nicht mehr Das, was Frankreich wünscht. Wenn Thiers in allen Punkten mit der ehemaligen heiligen Allianz verfallen ist, dieser Gedanke, die „Asche“ Napoleons heimzuführen, sollte ihn mit ihr ausjöhnen.

So ruht nun Das, was einst Napoleon hieß, mitten unter uns! Mitten unter diesen Krüppeln, die für ihn ihre Arme und Beine verloren, mitten in diesen zugigen Korridoren, diesem Gellapper der Blechlöffel bei den Mittagsmahlzeiten, mitten unter den pikanten Düften dieser militärischen Dejemmers! Man konnte in Paris keinen Platz auffinden, um Napoleons sterbliche Unsterblichkeit zu bergen, als ein der Vergangenheit gewidmetes Mausoleum! Warum nicht, da Napoleon als geborner Italiener die Triumphbögen und Säulen so liebte, unter seinem arc de l'étoile, warum nicht am Fuße der Vendôme-Säule, warum nicht in einer Pyramide, die stehen könnte, wo jetzt der Obelisk von Luxor, rein zum Luxus, steht? Warum nicht in den Tuilerien, im Louvre? Warum zu den Invaliden, die er nicht mehr beschlügen kann, an deren kümmerlichem Anblick sich kein junger Rekrut, kein muthiger Kemplacant mehr begeistert.

Noch geschmackloser aber ist die Ausführung. Gut, so sei Napoleon bei den Invaliden. Aber stellt ihn dort würdig hin. Stellt ihn als etwas Dauerndes hin, gebt ihm Ruhe, ewige Ruhe, gebt ihm ewigen Frieden!

Nichts von Ruhe, nichts von Dauer, nichts von Frieden. Man gibt ihm statt eines Marmorgrabes eine Theaterdekoration, statt eines Begräbnisses eine ewige Ausstellung, man brennt eine ewige Lampe bei ihm, wie bei einem Heiligen der Kirche. Das ganze Schiff der Invalidenkirche besteht aus etwa vier benutzbaren Kapellen. Davon gehören die beiden größten dem einfachen, aber wür-

digen Andenken Lürenne's und Daubans. Eine Winkellapelle ist für Napoleon eingerichtet. Für Napoleon weniger als für Lürenne und Dauban? Lürenne und Dauban haben freilich nicht mehr, als nur zwei marmorne Sarkophage, Napoleon hat wollene Decken, Sammet, Seide, Broderien, Gold und Silber, eine Glaskapfel über seinem Hut, Immortellenkränze und eine ewige Gaslampe, er hat eine Schildwache von zwei Invaliden, die dafür sorgen, daß man respektvoll den Hut abnimmt. Man blickt durch ein vergoldetes Gitter in die Kapelle; dort in dem Sarge, auf dem Hut und Degen liegen, dort in dem Sarge

Und es ist doch etwas Ehrwürdiges hier. Nicht der Dom, nicht der Platz, nicht diese Kapelle ist ehrwürdig, nicht die falsche Kostümierung, nicht die falsche Draperie, nicht die falschen auf Effekt berechneten Fahnenengruppen, nicht die falschen magischen Lichter — eines ist freilich echt, dieses Sarges Inhalt! Es ist allerdings Napoleon.

Große Gedanken brechen menschliche Fesseln. Alles ist unge-reimt und störend an diesem Grabe; diesen einen Theatereffekt konnte man nicht von der großen Oper borgen: Napoleon selbst.

So wollen wir denn auch schweigen, und über der Wahrheit der Giganten die Posen der Pygmäen vergessen.

Ein Sprung von Napoleon auf Thiers ist nicht so schwer. Schreibt der Präsident des 1. März doch seine Geschichte. Ich habe auch Thiers kennen lernen.

Es lagen viel verhaltene Stimmungen in mir, ehe ich ihn sah. Seit ich einmal in seiner Soirée und gestern an seinem Tische war, sind diese Stimmungen zwar nicht ganz gewichen, nicht ganz überwunden, aber die Achtung vor seiner persönlichen Begabung ist sich gleich geblieben, wenn nicht gestiegen. Ich habe in Thiers gefunden, was ich erwartete. Es ist dies ein Resultat, das man nicht aus jeder Bekanntschaft eines großen Mannes zieht.

Thiers ist unstreitig eine der denkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit. Ein Journalist, der in die Strudel einer Revolution geräth und von ihnen emporgetragen wird, um zweimal Premierminister einer der ersten Nationen der Welt zu werden. Man staunt über die Umstände, die eine solche Ausnahme gestatten konnten, man staunt noch mehr über das Talent des Mannes, der die Umstände so glücklich zu benutzen wußte. Ob Thiers noch eine Zukunft hat? Es ist eine Frage, die täglich hier hundert Federn in Bewegung setzt, täglich den Journalen Stoff zu Angriffen oder Vertheidigungen gibt. Man behauptet, Thiers habe das Wort des Kronprinzen, daß er mit seinem Regierungsantritt wieder an's Ruder käme. Ich glaube nicht, daß ein Prinz, der vor Allem die Politik seines Vaters sich zum Vorbild nehmen sollte, sich durch

solche Versprechungen binden wird. Wenn Thiers dem Prinzen beistehen wollte, ruhig in den Besitz seiner Nachfolge zu kommen, so ist dieser Beistand überflüssig, denn der Herzog von Orleans wird so leicht zur Regierung kommen, wie nur irgend jetzt in Frankreich ein Sohn das Erbe seines Vaters antritt. Daß darum Thiers ohne Zukunft wäre, will ich nicht sagen. Für die auswärtigen Angelegenheiten werden ihn ohne Zweifel die Höfe Europa's verwehren; er kann sie indessen doch führen, wenn er auch scheinbar nur im Besitz eines Portefeuilles für das Innere, für die öffentlichen Arbeiten, für die Finanzen wäre. Thiers' Schwerpunkt ist die Kammer, sein Talent die Zunge und seine Parze die Verlegenheit, die Verwicklung, der Hader Frankreichs.

Für unser Gefühl liegt etwas außerordentlich Ueberraschendes in der Wahrnehmung, daß Thiers sein Glück im Grunde nicht einem Glückstern allein verdankt, nicht einmal einem umfassenden großen Genie, sondern nur einem vereinzelt persönlichen Talente, dem Talente der Rede. Ich gestehe, ich bin über diese Entdeckung erschrocken. Ich habe die Kammer gesehen, habe mich überzeugt, daß sie au fond sicher viel Ernst und guten Willen hat, daß sie ihre Stimmen, ihre weißen und schwarzen Ängeln, nicht leichtsinnig vergibt, aber ihre äußere Physiognomie ist leichtsinnig. Nicht der Gedanke, nicht die Begeisterung für ihre hohe Aufgabe beherrscht sie, sondern das Talent und wenn es das windigste wäre. Thiers sagte: „Unsere Kammer will unterhalten sein; es sind nur Leute darin, die sich nicht entschließen können, zum allgemeinen Besten sich zu langweilen. Aber ihrer gewiß sein will, muß sie amüsiren.“ — Und in der That, Thiers beherrscht die Kammer dadurch, daß er sie amüsirt. Die Kammer weiß es und gesteht ihre Schwäche dadurch ein, daß sie nicht mehr die Stärke ihres Lieblings ist. Sie weiß, daß Thiers eine zu lebhafte Einbildungskraft hat, um ein völlig besonnener Staatsmann zu sein. Aber was sie jetzt dem feurigen, scharfsinnigen, witzigen Redner nicht mehr ist, das war sie ihm früher, die Staffe seines Ruhms. Es ist nicht das Genie dieses Staatsmannes, das ihn von der Höhe des fünften Stockes in sein glänzendes Hôtel am Place St. Georges brachte, sondern sein Talent. Das Talent ist in Frankreich immer glücklicher, als das Genie; vielleicht überall.

So lange die Könige in Frankreich von ihren Ministern abhängen, so lange diese Ministerien von der Kammer abhängen, kann sich die Laufbahn eines Thiers in jeder Jahresstimmung wiederholen. Ein junger Deputirter tritt zum erstenmale auf. Er wartet fünf Minuten, bis der Lärm der schwachhaften Volksvertreter sich verzogen hat, er setzt einige Male an, aus dem neben ihm stehenden Glase Zuckerwasser zu trinken, er beginnt: „Meine Herren!“ Erst

kritisiert man das Organ, dann seinen Dialekt, ob er aus dem Norden oder Süden ist, dann folgt man seiner Aktion, dann seinen Pausen, seinem Tonfall, endlich ungefähr seinem System, zuletzt der Ansicht, die er über den vorliegenden Fall vorträgt. Ist die letzte, wenn nicht richtig, doch scharfsinnig, hat er witzige Wendungen, merkt man nicht die eingelernten Phrasen des Gerichtshofes, des Ratheders, den hohlen Schwulst eines Odillon Barrot, merkt man nicht die trockene Mähterheit eines schmucklosen Republikaners, gefällt das Organ, die Aussprache, die Manier, replicirt er sogar mit Verstand und Geistesgegenwart auf Zwischeneinwürfe, so ist das Glück eines solchen Anfängers in Paris gemacht. Noch ehe die Rede endet, hat der König schon Bericht von dem neuen Genie. Des Abends sprechen von ihm alle Journale. Die Minister wären glücklich, einen solchen Redner zum Vertheidiger ihrer Handlungen zu machen. Bei der nächsten Ministerialkombination hat man einen Minister, der vor einem Jahre noch von der Gnade eines Buchhändlers lebte.

Thiers wohnt in einem kleinen villaartig gebauten Hôtel an jenem lieblichen Place, der mir schon kürzlich, als ich die Wohnung G. Sands suchte, aufgefallen ist. Sind es nun die Ersparnisse des Ministers, die Früchte jener telegraphischen Depechen, über die Thiers zum erstenmal sich so heftig mit seinem jetzigen Todfeinde Soult erzürnte, sind es die Honorare für die Geschichte der französischen Revolution oder die Anweisungen auf die längst versprochene Geschichte Napoleons oder die Zuschüsse der reichen Schwiegereltern: Thiers ist nicht wieder in den fünften Stock zurückgezogen, sondern macht nach wie vor ein Haus. Fast jeden Abend empfängt er seine Freunde. Mignet ist täglich bei ihm. Madame Desne und ihre Tochter machen mit Grazie die Honneurs. Wer sich nicht in die oft sehr lebhaften Gespräche mischen will, findet einen Tisch mit englischen Almanachen oder einen andern mit den bedeutendsten Journalen des Tages. Man findet hier alle Journale, die Thiers vertheidigen, und auch die, welche ihn angreifen. Nur an den Debats, die seit einigen Tagen eine unerhört heftige Polemik gegen den Erminister eröffnen, fiel es mir auf, sie so zusammengelegt zu finden, wie sie direct aus der Druckerei zu kommen pflegen. Thiers zeigte damit seinen Freunden, daß er angefangen hätte, die Debats nicht mehr zu lesen.

Wenn Thiers bei seinen Studien über Napoleon allmählig sich so in seinen Helden verliebte, daß er ihn nachzunahmen begann und im Stande gewesen wäre, beim Ausbruch eines Krieges zur Armee zu gehen und selbst den Kommandostab zu ergreifen, so hat ihm die Natur eine gewisse Verwandtschaft mit Napoleon ohne Zweifel schon äußerlich zugeordnet. Er sieht dem Korsen ähnlich. Die Form

des Kopfes und die Rundung des Kinnes gleichen vollkommen dem bronzenen Napoleon. Den scharfen, faltenartigen Blick verbirgt eine Brille. Das Haar des sonst rüstigen und jugendlichen Vierzigers ist schon ergraut. Thiers ist so klein von Figur, daß er stets, wenn er redet, aufblicken muß. Er setzt sich am liebsten auf die Lehne eines Fauteuils und sammelt Zuhörer, deren Einreden er mit großer Gelassenheit und gutem Humor anhört. Thiers hat nichts vom Minister angenommen, vom Minister beibehalten. Er hat noch immer die südliche Beweglichkeit seines Wesens, die Bonhomie „eines guten Jungen“, die Kordialität eines Notariers. Man gewinnt ihn lieb, weil er natürlich ist.

„Das Thema Ihrer gestrigen Rede, über den Hafen von Algier,“ sagt ich, „interessirt mich wenig. Ich bewunderte nur Ihre Methode der Behandlung, Ihre Rednergabe. Freilich machen es Ihnen die Kollegen leicht. Ich habe nie schlechter sprechen hören, als Ihr Vorgänger sprach, Herr von Corcelles. Ich begreife nicht, wie ein Mann von Ehre und Zartgefühl die Tribüne besteigen kann, um eine Rede zu halten, die mit allgemeiner Gleichgültigkeit, eine Rede, die ohne eine Spur von Interesse aufgenommen wird.“

„Diese Leute halten ihre Reden,“ antwortete Thiers, „nicht für die Kammer, sondern für die Wähler. Die Wähler lesen die Rede in den Journalen, denken sich die Aktion und die gute Stimme hinzu und sind glücklich, nach Paris einen so talentvollen Deputirten geschickt zu haben.“

„Was ist das Geheimniß der Redekunst?“ fuhr ich fort. „Ich glaube die Natur. Man soll reden, als wenn man handelte. Man soll einen innerlich klar ausgesprochenen Gedanken haben und nie mehr sagen wollen, als nöthig ist. Wenn man anfängt, gewählt sprechen zu wollen, so hört man auf, sein Talent vollkommen zu beherrschen. Die gestrige Sitzung war sehr stürmisch.“

„Stürmisch? — Ich fand sie sehr ruhig, beinahe schläfrig. Nein, wir haben stürmischere Sitzungen gehabt.“

„Ich bewundere die Ruhe, mit der Sie sich opponiren lassen.“

„Man lernt das als Minister,“ antwortete Thiers. „Man muß sich auch parlamentarisch daran gewöhnen. Dies Toben und Schreien ist bloße Windbeutelei. Wer ruhig bleibt und lächelt, imponirt. Die Kammer ist wie jede Masse. Sie ist so kindisch, wie ein Theaterpublikum. Die schönsten Dinge, schlecht gespielt, werden ausgezischt. Die Herren sind alle sehr weise Gesetzgeber, aber sie haben doch sämtliche Unarten eines Parterres an sich.“

„Das bestätigt mir,“ fuhr ich fort, „wie viel ein guter Deputirter noch von einem schlechten Komödianten lernen kann. Ich fand in der gestrigen Sitzung, daß diese Herren noch nicht die einfachsten Elemente der Verhandlung mit der Masse inne haben. Sie wußten

sich nicht einmal Ruhe zu erzwingen. Der schlechteste Schauspieler weiß das. Ist er mitten in einer Phrase und man plaudert in den Logen, klappert mit den Thüren, ennüßirt sich zu sehr an seinem schlechten Vortrage, so schweigt er plötzlich still. Dies sieht Jeder, das hört Jeder. Der Schauspieler schweigt. Warum schweigt er? Alles blickt hin, es tritt eine feierliche Stille ein und der kluge Komödiant kann ungehindert fortfahren.“

„Sehr wahr,“ sagte Thiers. „Ich brauche gewöhnlich, um mir Ruhe zu machen, das Mittel, ein krasse Paradoxon auszusprechen. Damit steigt der Lärm auf's Aeußerste. Dann toben sich die Schreier aus, ich erhole mich in aller Ruhe und plötzlich wird es, da Jeder hören will, wie ich meinen Satz beweise, stiller, als je vorher.“

„Die deutsche Sprache,“ spann ich in einer Ecke des Salons das Gespräch weiter fort, „ist leider für die Beredsamkeit sehr ungeeignet. Die englische ist so natürlich, wie nur je die Leidenschaft natürlich sein kann. Die französische Sprache ist die Sprache der Unterhaltung, der Verständigung, der einschmeichelnden Ueberredung. Die deutsche Sprache, so frei und schön sie den Dichtern zufließt, ist doch für den gewöhnlichen Gebrauch zu sehr abstrakt, sie sagt nichts grade aus, sie umschreibt so Vieles, sie ist viel zu sehr Kurialsprache, um ganz die Sprache des Redners zu sein. Es ist wie mit unserm historischen Styl.“

„Sie würden,“ antwortete Thiers, „so gut einen historischen Styl haben, wie eine Sprache der Beredsamkeit, wenn sich Deutschland vollkommen freier Institutionen zu erfreuen hätte. Gut reden kann man nur da, wo man frei reden kann. Historisch schreiben kann man nur da, wo man Historie machen kann. Der Gelehrte allein kann das historische Material vortrefflich sammeln: es prüfen, sichten, darstellen aber kann nur der Gelehrte, der zugleich Staatsmann ist. Macchiavelli, du Thou waren Staatsmänner, deshalb hatten sie auch einen historischen Styl.“

Zum Beweise Ihrer Behauptung, bemerkt ich, führe ich einen deutschen Historiker an, der sich der Idee eines historischen Stils von allen unsern Geschichtsschreibern am meisten nähert, Justus Möser. In der That war J. Möser, so lokal durch seine Wirksamkeit, doch auf seinem heimischen Gebiete, in dem ehemals reichsfreien Gebiet Osnabrück, ein Staatsmann. Wir werden die freien Staatsformen bekommen, wenn wir erst über die rein-nationale Frage des Augenblicks hinaus sind.“

Thiers schwieg. Wir kamen an die Wunde, die ihn schmerzen mußte. Wir näherten uns der Achillesferse, an der er getroffen wurde, als die Folgen des Julitraktates alle Völker unter die Waf-

fen riefen und er, der Wagende, hinter seinen Drohungen, hinter seinen Versprechungen zurückbleiben mußte.

„Sie waren zu kurz in Deutschland.“

„Ich wollte nur die Schlachtfelder sehen.“

Eine Pause von tiefer Bedeutung. Ich stand dem Manne gegenüber, der noch vor zwei Jahren alle Völker in Bewegung gebracht hatte, der es gewagt hatte, zum Erstenmal die in den Franzosen schlummernden Pläne, die tiefsten Rückhaltgedanken des Schmerzes und der Rache auszusprechen, der Rache für 1815, der Rache für Moskau, Leipzig und Waterloo. Es ist Napoleon, der in Thiers' tiefstem Innern schlummert. Ich sah's an seinen Mienen, daß die Asche von St. Helena nicht im Höl der Invaliden, sondern in seinem Herzen beigesetzt ist, und so sprach ich's ohne Rückhalt aus: „Was wir Deutsche uns selbst nicht geben konnten, was unsern Fürsten, unsern Kammern unmöglich war, eine größere politische Einheit hervorzubringen, das haben Sie uns gegeben. Es war die Folge Ihrer europäischen Politik.“

Ich würde mich täuschen, wenn ich den Blick, den Thiers nach dieser Bemerkung auf mich richtete, anders deutete, als zur Ehre seines Herzens. Wie leicht das Blut dieses talentvollen Mannes fließen mag, wie wahr es sein mag, daß er an Ernst des Gedankens hinter Guizot, an Weichheit der Empfindung hinter Lamartine zurücksteht, er sah mich mit einer fast leidenden, fast schmerzlichen Miene an. Es lag in dieser Miene der Gedanke ausgesprochen: Das sind die Schicksale der Welten, das sind die Nothwendigkeiten einer Existenz, die wie die menschliche an Gesetze gebunden ist, von denen unsre bessere Ueberzeugung, unser Herz sich nur zu gern befreien möchte!

Wir waren gestört worden. Ich ging in das hintere dunklere Zimmer und blätterte in den englischen Reepsack. Der Salon füllte sich mehr und mehr. Da bei Thiers Niemand angekündigt wird, so konnt' ich mit berühmten Namen zusammen sein, ohne es zu wissen. Die angenehme Sitte, sich ohne Abschied zu empfehlen, benutzend, wollt' ich entkriechen. Thiers hielt mich fest: „Sie werden bei mir essen?“ Ich ging, nachdem wir den Tag verabredet hatten.

Die Fourieristen.

Ich durchwanderte neulich am Tage die Boulevards von der Madeleine bis zur Julisäule, eine Strecke, zu der man fast zwei Stunden braucht. Wenn die wenigen Bäume, die noch auf ihnen stehen, grün werden, bekommen sie ein noch freundlicheres Ansehen. In einer Wanderung von der Madeleine bis zur Julisäule liegt die ganze Gegenwart von Paris, liegt die Geschichte der Vergangenheit. Von den Prachtgebäuden oben, den Theatern, den glänzenden Hôtels der Börsenregenten bis hinunter zu jenen mit so vielem Blut getränkten Stellen, wo dieser Glanz, dieser Friede erkaufte wurde, welch ein Absturz! — Von der Porte St. Denis und Porte St. Martin, an den zwei Triumphbögen aus Ludwigs XIV. Zeit und drüber hinaus, verliert sich das Großstädtliche der Boulevards. Sie werden gemüthlicher, ländlicher. Die Pracht der Boutiquen und Cafés schwindet. Der Lurus weicht dem Nüchternen, der Comfort zuletzt dem Nothwendigen. An der Wasserkunst, an dem Knie der Boulevards, wo ihre Verlängerung einen rechten Winkel bildet, stehen vier, fünf Theater beisammen; man ist hier mitten in einer neuen Bevölkerung. Hier ist der Weg zum Père Lachaise. Hier fielen die Opfer der Fieschi'schen Höllemaschine. Aus einem dieser kleinen Häuser entlud sich der mörderische Hinterhalt. Aus welchem? Ich will nicht fragen. Es wißt's vielleicht Keiner. Paris hat seine Revolutionen vergessen.

Weiter hinab leuchtet die Freizügigkeitsgöttin auf der Julisäule. Warum dieser schwebende Tänzerpaß? Das in der Luft schwebende Bein der Freiheit scheint mir ein großes Kunststück des Bildners zu sein, aber es ist würdelos und fordert den Sturmwind heraus, der schon einmal vom Pantheon die Freizügigkeitsgöttin wegwehte. Auf der Säule sind die Namen der Julihelden eingegraben.

Was stand einst an dieser Stelle? Ich lese drüben an einer kleinen Barrade: Weinschente zur Bastille, die Geburtsstätte der französischen Freiheit, der Freiheit der Welt. Auf diesem jetzt kahlen Plage stand die Zwingburg, die durch Jahrhunderte in ihren düstern Mauern die Verbrechen der Tyrannen, die Gewaltthaten des Despotismus erzählte, ohne daß die Welt mehr davon als dunkle Sagen erfuhr. Am 14. Juli 1789 ward' es lichter Tag. Die Bastille wurde zerstört, kein Stein blieb von ihr übrig. Es ist ein schauerlicher Anblick, diesen Platz zu sehen, der jetzt so kahl und einst so dunkel beschattet war, einst so grauenhaft wirklich! Die Julisäule verschwindet in der Vorstellung Dessen, was einft hier war. Noch

immer hat der Platz keine Abrundung, noch immer sieht man, daß diese kleinen Hütten und Barracken sich einst unter den schwarzen Wällen, Thürmen und Brücken dieses Staatsverliehes duckten. Hier beginnt die Vorstadt der Arbeiter, die Vorstadt St. Antoine, die die helfende Hand der Jakobiner war. Alles scheint hier barscher, kräftiger aufzutreten. Es ist eine Art frankfurter Sachsenhausen. Durch die Straße St. Antoine kommt man wieder in das Innere der Stadt zurück, in ihre gewerbsleißigen, ihre handelsstättigen Theile. Ich liebe diese Wanderungen durch die wochentägige Luft der Städte. Ich ziehe sie den sonntäglichen Spaziergängen, den Promenaden auf den Trottoirs des Luxus vor. Es ist wahr, jede dieser verwinkelten schmutzigen Gassen hat einen besondern, oft garstigen Geruch. Da wohnen die Seifensieder, dort ist ein Schlachthaus, hier in der Rue des Lombards duftet es von Gewürzen und Droguerien. In den Unterbauten der Häuser stehen mit aufgekämpften Armen die Stöberer vor großen eisernen Mörsern und stampfen Schwefel und Pfeffer und hundert Gewürze, ein Lärm, ein Geruch, wie bei den Theriakstößlern auf dem Rialto in Venedig. Und auch hier mitten in diesen Engpässen und Schluchten treten uns historische Erinnerungen entgegen. Dort die zerstörte Kapelle St. Méry, wo vor acht Jahren vierhundert Republikaner gegen die ganze bewaffnete Macht von Paris kämpften, sich in die Klöster verschanzten und durch Geschütz zur Uebergabe gezwungen werden mußten.

Die heutige Opposition in Frankreich macht es sich bequemer. Sie dinirt und opponirt mit Toasten, wie in Deutschland. Das Knallen der Champagnerkorke kostet kein Blut. Geschriebene Reden, ein Journalartikel, sogar ein Toast auf die Ordnung, ein Toast gegen tentatives insensées — es wird lange dauern, bis eine solche Opposition ihren Zweck erreicht.

Dies soll nicht ganz gegen das große Diner der Fourieristen gesagt sein, das jährlich am 7. April zum Gedächtniß ihres Meisters wiederkehrt. In der Straße St. Honoré, im Saale Valentino, in denselben Räumen, wo nur der Göttin des Tanzes sonst geopfert wird, opfert man heute den Manen eines Weisen, der in einem Zeitalter, wo Alles sich abstößt, die Lehre von der Anziehung (der Attraktion) verkündigte. Man opferte mit einem Diner, mit Toasten und einer längern Rede Victor Considérants, des gegenwärtigen Hauptes dieser Schule.

Ich trat in einen großen Saal, in dem ich festliche Aus schmückung, ja ich bekenne meine Schwäche, wieder die Musik vermischte. Das Schönste selbst hat seine Pausen und die Musik ist dazu erfunden, diese Pausen auszufüllen. Ich weiß freilich nicht, welche Stelle die Musik in Fouriers System hat. Die Blumen haben

eine Stellung in ihm. Fourier liebte die Blumen, auf jedem Tische sah man seine Lieblingsblume, die Kaiserkrone. Kaiserkrone zu lieben, ist etwas monarchisch empfunden, und Fourier hatte eine Tendenz zum Monarchischen, wenigstens zum Aristokratischen. Das System Fouriers ist aristokratischer als der Socialismus. Die Socialisten wollen keine Revolution, sie wollen die Gesellschaft gleich machen, so aber, daß sie den Besitzenden ihr Besitzthum abkaufen. Die Fourieristen lehren dieselbe friedliche Ausgleichung mit dem Eigenthum. Fouriers Schwäche ist die, daß er an die Gebrechen der Gesellschaft anknüpft, daß er die Privilegien nicht bloß schont, sondern sicher stellt, daß er Jedem Das läßt, was er hat, auch wenn er es gegen das Wohl des Ganzen hätte. Wollen wir denn doch einmal auf dem Papiere neue Gesellschaften erfinden, so ziehe ich den Socialismus vor, der sich in seinen Principien reiner erhält, und die faule Rente, das faule Erbe und die Börse nicht, wie Fourier, unter den unmittelbaren Schutz der Philosophie stellt.

Es waren wohl über 400 Theilnehmer des Banquets. Die Hälfte kam sicher nur aus Neugier. Viele kamen halb zweifelnd und gingen halb gewonnen. Ich kam zweifelnd, ich blieb zweifelnd, aber ich ging gerührt. Die edelsten Gesinnungen gaben sich in den Reden kund, man huldigte vielen flachen Allgemeinheiten, vielen leeren Worten, Worten, die schon in der Epoche der französischen Revolution ausgesprochen wurden, damals, als sie neu waren und durch Thaten noch unterstützt wurden. Dennoch fühlte man hier lebhaft, daß für Frankreich jede Selbstbeherrschung, jede Zähmung seines Egoismus ein unermesslicher Fortschritt ist. Hier war in der That jener trostlose Parteikampf vergessen, vergessen diese Streitigkeiten um Nichts; es war ein allgemeineres Feld gewonnen, ein Feld für die Entwicklung der Humanität. Man ließ die Kinder leben, die durch Fourier leichter buchstabiren lernten, man ließ die Frauen leben, die durch Fourier von der Nothwendigkeit, sich prostituiren zu müssen, befreit würden. Das war vielleicht lächerlich. Aber man rief auch die schönsten Wahrheiten des vorigen Jahrhunderts zu Vorbildern für das unsre auf, und das war erhaben. Fast alle Toaste waren allgemein und nur einer galt einem besondern Verhältnisse, dem Bunde Deutschlands und Frankreichs. Venedey, ein edler biederer Charakter, hatte den neunzehnten Toast. Er brachte ihn aus im Namen der petite phalange allemande, die sich an dieser Tafel befände. Schon dieser Eingang wurde mit Jubel begrüßt. „Fourier,“ fuhr Venedey fort, „ist im Vaterlande Kantz und Hegels noch nicht gewürdigt. Die Basis seiner Wirksamkeit würde bei uns eine andere sein, als in Frankreich. Wir Deutsche sind nicht gekommen, um uns für Fouriers System verantwortlich zu machen, wohl aber für eine der schönsten Anwendungen desselben.“

Jourier hat den Egoismus der Massen bestritten, Jourier hat den Haß der Völker aufgehoben. Wir Deutsche sind zu diesem Fest gekommen, weil Jouriers Schüler die Einzigen sind, die nicht den Ruf um Besitz des linken Rheinufers ausgestoßen, die Einzigen, die ihn bekämpft haben. Auf Deutschlands Bruderbund mit Frankreich, auf Frankreichs Bund mit Deutschland! — Kein Toast wurde mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen, Alles verließ die Sessel und drängte zu den Deutschen hinüber, um sie zu umarmen. Der Gang des Festes war unterbrochen. Die Beweise von Freundschaft und Hingebung wurden Szenen, die rings die Augen edler Männer von Thränen glänzen machten. „Das ist das Frankreich,“ sagte ein geistvoller Landsmann, „welches unsre Blätter seit einigen Jahren täglich herabsehen, dasselbe Frankreich, an dessen Demüthigungen sie sich mit ohnmächtiger Schadenfreude ergötzen!“ Wahr! und doch konnte das Ganze vielleicht nur die Frucht eines elektrischen Momentes sein. Dies Jourieristische Frankreich ist nicht das Frankreich der Journale und der Kammern, es sind einige Philosophen, die gelernt haben, sich selbst bekämpfen.

Nach dem Toaste Benedey's wollte nichts mehr ansprechen, bis endlich angezeigt wurde, Victor Considerant würde sprechen. Dies führte Aller Blicke auf das Festcomité. Ich sah dort hinter den Kaiserkrone eine Reihe von scharf ausgeprägten Physiognomien. Es war der engere Auschuß der Lehre, die Mitarbeiter des Blattes *La Phalange*, der engere Kreis der Apostel Jouriers. Sie hatten meist den Apostelzug. Sie hatten in ihren Mienen jene Mischung von Schwärmerei, etwas sinnlicher Phantasie, Herzensgüte und Selbstgefühl, die sich in dem Auge und auf der Stirne jedes Sektärs ausgeprägt findet. Es waren Denkerstirnen und Augen, die weinen konnten. Es lag etwas Verklärtes auf diesen Mienen, etwas Prophetisches. Victor Considerant las mit Gefühl, in jenem rührend elegischen Tone, in dem die französische Sprache sich so schön ausnimmt, eine geschriebene Rede vor. Sie verrieth ein großes Talent. Mit wahrhaft poetischen Schönheiten ausgestattet, erhob sie sich zuweilen zur Inspiration. Er begann mit der Erbsünde und dem Sündenfall, mit der Voraussetzung, daß der Mensch zum Unglück geboren wäre, mit den Erzählungen der Bibel und den Lehren des Dogmas. Aus den Schönheiten der Natur und den Reizen der Kunst, aus den Fortschritten der Erfindungen und dem philosophischen Bewußtsein der Denker leitete er die Ueberzeugung her, daß wir nicht zum Unglück geboren sind. „Die Humanität widerspricht,“ sagte der Redner, „sie widerspricht im Herzen und durch ihre Handlungen. Die Industrie erweitert sich, die Wissenschaft machte Wunder möglich. Die Kunst sang das Leben: der Geist der Dichter und Künstler zauberte die Schöpfungen der Schön-

heit: es gibt eine Zauberwelt, die im Menschen stets das Bedürfnis des Glückes nährt. Christus kam und lehrte die Erlösung der Welt von dem Uebel, die Erlösung durch die Liebe.“ Die ascetische, nazarenische Lebensansicht widerlegend, ging der Redner zu den Leiden der Gesellschaft über. Er verglich mit Jouriers Worten den redlichen, aber unglücklichen Fleiß der Arbeitsamkeit mit dem eigenthümlichen Blüthenleben der Kaiserkrone, er ging zu Jourier und seiner dornenvollen Lebensbahn selber über. Thränen erstickten seine Worte, bis er sich männlich emporraffte und den Sieg seiner Lehre in prophetischer Ahnung aussprach. Die augenblickliche Wirkung war hinreißend. Ich widerstand ihr nicht und mußte mit den Andern die Hand des begeisterten Redners drücken.

Die meisten Anhänger Jouriers, ihre Zahl ist nicht groß, sind geblendet von den Resultaten seiner Lehre. Kann man eine glänzendere Aussicht in die Zukunft geben, als die, welche verwirklichen zu können dies System sich anheißig macht? Fragt man den Jourierismus, was er geben will, so antwortet er: Friede der Welt, Bruderbund allen Völkern! Liebe und Huld für Alle, vom Armen, der nur arbeiten kann, bis zum Reichen, dessen Schätze die Industrie beleben, bis zum Gelehrten und Künstler, dessen Geist denkt und erfindet! Einträchtige Ernte vom Boden der Erde! Luxus selbst, harmonisches Familienleben, Liebe und Freundschaft! Allen Anreiz einer würdigen Ehrbegierde: ein Leben voll Schönheit, ein Leben voll Abwechslung und Begeisterung! Eine freie, eine glückliche Vorbereitung zum höheren Glück des Himmels!

Welche Verheißungen! Auch die Glücklichen werden davon überrascht werden und wie viel Unglückliche gibt es nicht! Ueberall bietet das Leben gescheiterte Hoffnungen, überall Trümmern, überall Schmerzen. Wer zählt die Tausende, die nicht der Mißgunst des Geschickes fluchen, sondern den gehässigen Formen der Erde, dem Egoismus der Gesellschaft! Ein Platz, den ich nehmen wollte, da nimmt ihn ein Anderer! Ein Besitz frei, er gehört nicht Dem, der ihn würdig zu genießen versteht, er gehört dem Zufall, einem Erben, Allen, er gehört nicht mir! Bedürfnis der Familie und kein Geld! Bedürfnis des Ehrgeizes, keine Stellung! Wo man hinblickt, verfehlen Verurs; kein Wille frei, kein Entschluß fest; Alles Ketten, Alles Sklaverei und die größte Sklaverei die sogenannte Freiheit unserer Gesellschaft, unserer Civilisation.

Es zieht sich eine tiefe Verstimmung durch unser Leben, es nagt ein tiefer Schmerz an unsrer Gesellschaft. Die wachsende Bildung erhebt unsere Gedanken und der Gedanke steigert unsere Gefühle. Der Kenntniß des Schönen folgt die Begierde nach dem Schönen. Was die Phantasie sich ausmalt, will die Leidenschaft besitzen. Die arbeitende Hand träumt von der genießenden und die Träume ver-

düstern die Wirklichkeit. Die kleinen Freuden des Lebens reichen nicht mehr aus, um die großen Entbehrungen zu heilen. Die Last dieses Daseins erdrückt die Freude an ihm. Hat man endlich ein Leben geschaffen, so stirbt man. Und der Tod? Und das Jenseits? Trübe Nebel, die auf dem Jahrhundert ruhen!

Philosophen sind aufgestanden, um diesen Schmerz zu lindern. Nicht in Deutschland; nicht der egoistische Hegel, nicht der prahlerische Schelling. Diese suchen den Urgrund der Dinge, diese denken — an Gedanken, diese fühlten nichts für die Menschheit als einen fühlenden Organismus. Owen dagegen lehrte eine gesellschaftliche Philosophie in England; Fourier in Frankreich. Fourier war ein armer Kaufmann, der einem Stand leben mußte, den er haßte, er schrieb Werke, die man verlachte, oder, was in Frankreich noch gefährlicher ist, ignorirte, umfangreiche, stillose, verworrene Bände; er starb in gedrückter Lage, verzweifelt, hoffnungslos, umstanden von wenigen Schülern, den 10. Oktober 1837.

Ich glaube nicht an Fouriers That, aber ich glaube an seinen edlen Willen. Ich glaube nicht an seine Mittel, aber an seinen Zweck. Ich glaube nicht einmal an die Voraussetzung seines Systems, an die Bestimmung des Menschen, glücklich zu sein. Mich erschreckt sein Hedonismus, sein Entgegenkommen an das Bedürfnis der Bequemlichkeit. Unse irdische Bestimmung ist, gut, nicht glücklich zu sein. Ich würde das Gefühl, das mich in ein Jenseits ruft, nicht verstehen, wenn ich schon hienieden glücklich wäre. Ich bin unglücklich und freue mich, daß ich, dem Geschick zum Trotz, gut sein, gut bleiben kann. Wir sind Geschöpfe der Natur und haben die Bestimmung, vom Geist — der Natur gleichsam abgewonnen zu werden. Wir sind von Natur schlecht, die Erfahrung, die Erziehung, das innerste böse Gelüst beweisen es. Daß wir gut werden, ist das Werk einer zweiten Schöpfung, einer Schöpfung aus dem Geiste, aus der Offenbarung Gottes in die Welt, aus der Geschichte. Fühlen wir diese Bestimmung in unserm ganzen Menschen nach, so werden wir vor dem Unglück, dem Wirrwal dieser Welt, werden wir vor der ungleichen Vertheilung der Güter nicht zurückschrecken. Alles, und nichts mehr als das Unglück, wird uns zum Besten dienen. Diese trübe Aussicht des Lebens ist die der Stoiker und die des Christenthums. Wenn es sich um eine moralische Erziehung des Menschengeschlechts handelt, so weiß ich keine bessere.

Fourier baut seine neue Gesellschaft auf die Voraussetzung von zwölf menschlichen Leidenschaften, die er nach drei Seiten hin gruppirt. Er nimmt diese Leidenschaften, wie sie sind. Er sagt Niemanden, daß er die gefährlichen von ihnen vor dem Eintritt in seine neue Gesellschaft ablegen müsse, Niemanden, daß eine dieser Leidenschaf-

ten unwürdig wäre. Er nimmt den Menschen, wie er ist, und ihm ist er gut. Die Schmetterlingsleidenschaft, wie er es sinnig genug nennt dies Drängen nach Veränderungen im menschlichen Gemüthe, diesen Trieb des Unbestandes, nimmt er für eben so vollgültig an, wie den Familismus, den Trieb, Familie zu bilden. Fourier, der nur edle und gute Menschen statuirt, bleibt uns schuldig, zu beweisen, wie zwischen Liebe und Schmetterlingstrieb die Ehe sich erhalten kann, das Band der Familie, die häusliche Erziehung, Lebensgüter und Lebensbedürfnisse, die er durchaus nicht leugnen, Ueberlieferungen, die er nicht zerstören will. Fourier will, daß die Menschheit sich in Familiengruppen je von 1800 Menschen theilen solle. Er nimmt in diese Gruppen, Phalanstäre genannt, den Menschen auf, wie er ist, den Bürger, wie er ist, die Menschheit mit allen ihren Vorurtheilen. Er verspricht dem Fürsten seinen Comfort, wie dem Bauer sein gutes Schwarzbrot, er will einer Anomalie des Lebens, die man nur ertragen kann, wenn man sie nicht mit offenen Augen sieht, dicht nebeneinander betten, in der Front der Phalanstäre den Reichen, im Hinterhof den Armen. Kann es eine in ihrer Idee nativere und in ihrer Wirkung grausamere Chimäre geben? Demselben Princip untergeordnet sein und doch keine Ausgleichung, einer Sekte angehören und doch, nur etwas wohlfeiler, dasselbe bleiben, was man außerhalb der Sekte war?

Fourier überblickte die Schöpfung und entdeckte auf ihr nichts als den Menschen. Er schälte sich den nackten Begriff des Individuums aus dem Gegebenen los, er isolirte diesen Begriff von Allem, womit Natur und Geschichte ihn umhüllt haben. Es gibt eine Bildung, die sich von der Natur, und es gibt Charaktere, die sich von der Geschichte emancipiren, aber zahllos sind jene Massen, die zum Trost ihrer selbst, unbewußt und harmlos noch in der Schale des Gegebenen liegen. Man kann Volksaufklärung, Freiheitsdrang unter den Massen fördern, man kann die Masse zum Bewußtsein ihrer Menschenrechte bringen und doch ist noch ein ungeheurer Schritt übrig, sie von ihrer Heimat, ihrer Gegend, von ihrer Familie, von ihrer Ueberlieferung und tausenderlei Trostreichern, was der Schöpfer zur Linderung unserer Leiden gegeben hat, abzulösen. Noch ist nicht Alles Fabrikarbeiter, noch ist nicht Alles pariser Proletarier. Noch freut sich der Handwerker, wenn sich sein Laden öffnet und ihm eine Bestellung kommt, noch freut er sich eines guten Kunden, freut sich des Zahlungstages, freut sich des Werktags, wo ihm die Arbeit gut von Händen geht, freut sich des Sonntags, wenn er über Land mit den Seinen zieht und den unschuldigen Freuden der Natur leben kann — warum ihn mit utopischen Träumen reizen? Warum ihn mit der Vorpiegelung einiger Ersparnisse die Wurzeln seines Lebens und seiner Zufriedenheit untergrä-

ben? Ich glaube nicht, daß wir nöthig haben, eine neue künstliche Gesellschaft zu erfinden, wenn wir nur nicht ermüden, für die Befreiung der alten zu strecken. Das bisherige Feld der gesellschaftlichen Debatte, der bisherige kirchliche und politische Gesichtspunkt unsrer reformatorischen Bestrebungen reicht vollkommen aus, um die Arbeit von ihrem Druck, den Lohn von seiner Uebervorteilung, das Erträgniß der Natur von ihren künstlichen Lasten zu erleichtern.

Arthur Schopenhauer.

Arthur Schopenhauer.

(Geb. 22. Febr. 1788. Gest. 21. Sept. 1860.)

Nicht als Anhänger dieses Philosophen führen wir denselben hier auf, sondern nur deshalb, weil er eine Richtung der Zeit repräsentirt, weil er eine neue Phase in unserer Bildungsentwicklung bezeichnet und weil er denn doch auch mit seltenem Talent und Geist sich zu manifestiren wußte.

Arthur Schopenhauer wurde am 22. Februar 1788 zu Danzig geboren, Sohn eines reichen Kaufmanns und der ihrer Zeit viel gelesenen Romandichterin Johanna Schopenhauer, Bruder der vor wenigen Jahren gestorbenen Schriftstellerin Adele Schopenhauer. Der Knabe begleitete seine Eltern auf Reisen durch England und Frankreich. Der Jüngling studirte zuerst in Halle Philosophie; namentlich Plato und Kant; diesem wandte er sich am meisten und dauerndsten zu. Im J. 1811 begab er sich nach Berlin, um den Philosophen Fichte zu hören; doch übte derselbe keine Gewalt über ihn aus. Er ging dann nach Jena, wo er promovirte, und hielt sich im Winter 1814 in Weimar auf, wo seine Mutter wohnte und wo ihn Goethe für seine Farbenlehre lebhaft zu interessiren wußte. Von 1814—18 lebte er in Dresden und hier schrieb er sein wichtigstes Werk, errichtete er gleichsam das Gebäude seines Systemes: „Die Welt als Wille und Vorstellung“. Nach Herausgabe dieses Werkes, 1819, reiste er nach Rom und Neapel, habilitirte sich nach seiner Rückkehr an der berliner Universität, lehrte aber schon nach Ablauf eines Semesters nach Italien zurück. Im J. 1825 sehen

wir ihn wieder in Berlin, bis ihn 1831 die Cholera von da vertrieb und er sich in Frankfurt a. M. niederließ, wo er bis zu seinem Tode (21. Sept. 1860) verblieb. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: „Ueber den Willen in der Natur“ (1836), „Die Grundprobleme der Ethik“ (1841) und eine Sammlung verschiedener Aufsätze „Parerga und Paralipomena“ (1851).

Schopenhauer stand lange Zeit fast einsam da; weniger verkannt als vielmehr nicht gekannt. Erst in neuerer Zeit, als theils die rein materialistische und empirische, theils die nihilistische und pessimistische Richtung sich geltend machten, sah man ein, wie weit Schopenhauer denselben schon vorgearbeitet hatte; denn von allen diesen vier Kulturphasen bietet das Schopenhauersche System eigentlich den Extrakt dar und zwar in so trostloser und düsterer Art, so ohne alle Erhebung und Befreiung, so welt- und menschenfeindlich, ja so innerlich zerfressen von Mißmuth und Bitterkeit, so außerhalb des großen Welt- und Menschheitsganges stehend und so sehr alle ewigen Erscheinungen desselben als ein eben Anfangendes und gleich Vergehendes, als ein eitel Nichts darstellend: daß wir darin zwar ein wohl zu vermerkendes und gewissermaßen bedeutendes, jedenfalls sehr charakteristisches, aber doch immer nur vorübergehendes Moment der Kulturgeschichte betrachten können. Uebrigens hat er mit erstaunlichem Talent und seltener Originalität eine systematische Ordnung, eine logische Vollendung und eine eben so strenge als geistvolle Verwerthung des Gedankenstoffs bei dem Aufbau und Aus schmuck seines Gebäudes dargethan. Als sein geistreichster Apostel kann J. Frauenstädt gelten, dem es nur nicht recht gelingen will, das sogenannte „Unchristliche“ Schopenhauers den Forderungen der Gesellschaft an das „Christliche“ zu vermitteln.

A. Sch.

Aphorismen*).

Die Philosophie ist keine Kirche und keine Religion. Sie ist das kleine, nur äußerst Wenigen zugängliche Fleckchen auf der Welt, wo die stets und überall gehäzte und verfolgte Wahrheit einmal alles Druckes und Zwanges ledig sein, gleichsam ihre Saturnalien, die ja auch dem Sklaven freie Rede gestatten, feiern, ja sogar die Prärogative und das große Wort haben, absolut allein herrschen und kein Anderes neben sich gelten lassen soll. Die ganze Welt nämlich, und Alles in ihr ist voller Absicht und meistens niedriger, gemeiner und schlechter Absicht: nur Ein Fleckchen soll, ausgemachterweise, von dieser freibleiben und ganz allein der Einsicht offen stehen, und zwar der Einsicht in die wichtigsten, Allen angelegtesten Verhältnisse: — Das ist die Philosophie.

So lange wir uns rein anschauend verhalten, ist Alles klar, fest und gewiß. Da gibt es weder Fragen, noch Zweifel, noch Irren: man will nicht weiter, kann nicht weiter, hat Ruhe im Anschauen, Befriedigung in der Gegenwart. Die Anschauung ist sich selber genug; daher was rein aus ihr entspringen, und ihr treu geblieben ist, wie das echte Kunstwerk, niemals falsch sein, noch durch irgend eine Zeit widerlegt werden kann: denn es gibt keine Meinung, sondern die Sache selbst. Aber mit der abstrakten Erkenntniß, mit der Vermunft, ist im Theoretischen der Zweifel und der Irrthum, im Praktischen die Sorge und die Noth eingetreten. Wenn in der anschaulichen Vorstellung der Schein auf Augenblicke die Wirklichkeit entstellt, so kann in der abstrakten der Irrthum Jahrtausende herrschen, auf ganze Völker sein eisernes Joch werfen, die edelsten Regungen der Menschheit ersticken und selbst Den, welchen zu täuschen er nicht vermag, durch seine Sklaven, seine Getäuschten, in

*) Großtentheils aus „Die Welt als Wille und Vorstellung“ und „Parerga und Paralipomena“.

Fesseln legen lassen. Er ist der Feind, gegen welchen die weisesten Geister aller Zeiten den ungleichen Kampf unterhielten, und nur was sie ihm abgewonnen, ist Eigenthum der Menschheit geworden. Obwohl oft gesagt worden, daß man der Wahrheit nachspüren soll, auch wo kein Nutzen von ihr abzusehen, weil dieser mittelbar sein und hervortreten kann, wo man ihn nicht erwartet; so finde ich hier doch noch hinzuzusetzen, daß man auch eben so sehr bestrebt sein soll, jeden Irrthum aufzudecken und auszurotten, auch wo kein Schaden von ihm abzusehen, weil auch dieser sehr mittelbar sein und einst hervortreten kann, wo man ihn nicht erwartet: denn jeder Irrthum trägt ein Gift in seinem Innern. Ist es der Geist, ist es die Erkenntniß, welche den Menschen zum Herrn der Erde macht; so gibt es keine unschädliche Irrthümer, noch weniger ehrwürdige, heilige Irrthümer. Und zum Trost Derer, welche dem edlen und so schweren Kampf gegen den Irrthum, in irgend einer Art und Angelegenheit, Kraft und Leben widmen, kann ich mich nicht entbrechen, hier hinzuzusetzen, daß zwar so lange, als die Wahrheit noch nicht da steht, der Irrthum sein Spiel treiben kann, wie Eulen und Fledermäuse in der Nacht, aber eher mag man erwarten, daß Eulen und Fledermäuse die Sonne zurück in den Osten scheuchen werden, als daß die erkannte und deutlich und vollständig ausgesprochene Wahrheit wieder verdrängt werde, damit der alte Irrthum seinen breiten Platz nochmals ungestört einnehme. Das ist die Kraft der Wahrheit, deren Sieg schwer und mühsam, aber dafür, wenn einmal errungen, ihr nicht mehr zu entreißen ist.

Weisheit und Genie, diese zwei Gipfel des Parnassus menschlicher Erkenntniß, wurzeln nicht im abstrakten, diskursiven, sondern im anschauenden Vermögen. Die eigentliche Weisheit ist etwas Intuitives, nicht etwas Abstraktes. Sie besteht nicht in Sätzen und Gedanken, die Einer als Resultat fremder oder eigener Forschung im Kopfe fertig herumtrüge: sondern sie ist die ganze Art, wie sich die Welt in seinem Kopfe darstellt. Diese ist so höchst verschieden, daß dadurch der Weise in einer andern Welt lebt, als der Thor, und das Genie eine andere Welt sieht, als der Stumpfkopf. Daß die Werke des Genies die aller Andern himmelweit übertreffen, kommt bloß daher, daß die Welt, die es sieht und der es seine Ausfagen entnimmt, so viel klarer, gleichsam tiefer herausgearbeitet ist, als die in den Köpfen der Andern, welche freilich dieselben Gegenstände enthält, aber zu jener sich verhält, wie ein chinesisches Bild, ohne Schatten und Perspektive, zum vollendeten Delgemälde. Der Stoff ist in allen Köpfen derselbe; aber in der Vollkommen-

heit der Form, die er in jedem annimmt, liegt der Unterschied, auf welchem die so vielfache Abstufung der Intelligenzen zuletzt beruht: dieser ist also schon in der Wurzel, in der anschauenden Auffassung, vorhanden und entsteht nicht erst im Abstrakten. Daher eben zeigt die ursprüngliche geistige Ueberlegenheit sich so leicht bei jedem Anlaß, und wird augenblicklich den Andern fühlbar und verhaßt.

Unter allen Ständen finden wir Menschen von intellektueller Ueberlegenheit, und oft ohne alle Gelehrsamkeit. Denn natürlicher Verstand kann fast jeden Grad von Bildung ersetzen, aber keine Bildung den natürlichen Verstand. Der Gelehrte hat vor Solchen allerdings einen Reichthum von Fällen und Thatfachen (historische Kenntniß) und Kausalbestimmungen (Naturlehre), Alles in wohlgeordnetem, übersehbarem Zusammenhange, voraus: aber damit hat er doch noch nicht die richtigere und tiefere Einsicht in das eigentlich Wesentliche aller jener Fälle, Thatfachen und Kausalitäten. Der Ungelehrte von Scharfblick und Penetration weiß jenes Reichthums zu entzihen: mit Vielem hält man Haus, mit Wenig kommt man aus. Ihn lehrt Ein Fall aus eigener Erfahrung mehr, als manchen Gelehrten tausend Fälle, die er kennt, aber nicht eigentlich versteht: denn das wenige Wissen jenes Ungelehrten ist lebendig; indem jede ihm bekannte Thatfache durch richtige und wohlgefaßte Anschauung belegt ist, wodurch dieselbe ihm tausend ähnliche vertritt. Hingegen ist das viele Wissen der gewöhnlichen Gelehrten todt; weil es, wenn auch nicht, wie oft der Fall ist, aus bloßen Worten, doch aus lauter abstrakten Erkenntnissen besteht: diese aber erhalten ihren Werth allein durch die anschauliche Erkenntniß des Individuums, auf die sie sich beziehen, und die zuletzt die sämtlichen Begriffe realisiren muß. Ist nun diese sehr dürftig, so ist ein solcher Kopf beschaffen, wie eine Bank, deren Assignationen den baaren Fonds zehnfach übersteigen, wodurch sie zuletzt bankrott wird.

Wie bei allen Dingen dieser Welt jedem Auskunftsmitel, jedem Vortheil, jedem Vorzug sich sofort auch neue Nachtheile anhängen; so führt auch die Vernunft, welche dem Menschen so große Vorzüge vor den Thieren gibt, ihre besondern Nachtheile mit sich und eröffnet ihm Abwege, auf welche das Thier nie gerathen kann. Durch sie erlangt eine ganz neue Art von Motiven, der das Thier unzugänglich ist, Macht über seinen Willen; nämlich die abstrakten Motive, die bloßen Gedanken, welche keineswegs stets aus der eigenen Erfahrung abgezogen sind, sondern oft nur durch Rede und Bei-

spiel Anderer, durch Tradition und Schrift, an ihn kommen. Dem Gedanklen zugänglich geworden steht er sofort auch dem Irrthum offen. Allein jeder Irrthum muß, früher oder später, Schaden stiften, und desto größern, je größer er war. Den individuellen Irrthum muß, wer ihn hegt, einmal büßen und oft theuer bezahlen: Dasselbe wird im Großen von gemeinsamen Irrthümern ganzer Völker gelten. Daher kann nicht zu oft wiederholt werden, daß jeder Irrthum, wo man ihn auch antreffe, als ein Feind der Menschheit zu verfolgen und auszurotten ist, und daß es keine privilegierte oder gar sanktionirte Irrthümer geben kann. Der Denker soll sie angreifen; wenn auch die Menschheit, gleich einem Kranken, dessen Geschwür der Arzt berührt, laut dabei aufschrie. — Durch Beispiel, Gewohnheit und sehr frühzeitiges, festes Einprägen gewisser Begriffe, ehe irgend Erfahrung, Verstand und Urtheilskraft da wären, das Werk zu stören, werden Gedanken eingepfist, die nachher so fest und durch keine Belehrung zu erschüttern haften, als wären sie angeboren, wofür sie auch oft, selbst von Philosophen, angesehen worden sind. Auf diesem Wege kann man, mit gleicher Mühe, den Menschen das Richtige und Vernünftige, oder auch das Absurdeste einprägen, sie gewöhnen, sich diesem oder jenem Götzen nur von heiligem Schauer durchdrungen zu nähern und beim Nennen seines Namens nicht nur mit dem Leibe, sondern auch mit dem ganzen Gemüthe sich in den Staub zu werfen; an Worte, an Namen, an die Verteidigung der abentheuerlichsten Grillen, willig ihr Eigenthum und Leben zu setzen; die größte Ehre und die tiefste Schande beliebig an Dieses oder an Jenes zu knüpfen, und danach Jedem mit inniger Ueberzeugung hochzuschätzen, oder zu verachten; aller animalischen Nahrung zu entsagen, wie in Hindustan, oder die dem lebenden Thiere herausgeschnittenen, noch warmen und zuckenden Stücke zu verzehren, wie in Abyssinien; Menschen zu fressen, wie in Neu-Seeland, oder ihre Kinder dem Moloch zu opfern; sich selbst zu kastriren, sich willig in den Scheiterhaufen des Verstorbenen zu stürzen, — mit Einem Worte, was man will. Daher die Kreuzzüge, die Auschwweifungen fanatischer Sekten, daher Schiasten und Flagellanten, Ketzerverfolgungen, Autos da Fe, und was immer das lange Register menschlicher Verkehrtheiten noch sonst darbietet. . . . Die tragische Seite des Irrthums und Verurtheils liegt im Praktischen, die komische ist dem Theoretischen vorbehalten: hätte man z. B. nur erst drei Menschen fest überredet, daß die Sonne nicht die Ursache des Tageslichts sei; so dürfte man hoffen, es bald als die allgemeine Ueberzeugung gelten zu sehen. — Dies also sind die Nachtheile, welche, wegen der Seltenheit der Urtheilskraft, an das Dasein der Vernunft geknüpft sind.

Sogar die klügern Thiere sehn an den Objekten nur was sie angeht, d. h. was auf ihren Willen Bezug hat, oder allenfalls noch, was künftig solchen haben kann; wie denn in letzterer Hinsicht z. B. die Kagen bestrebt sind, sich eine genaue Kenntniß des Lokals zu erwerben, und der Fuchs, Verstecke für künftige Beute auszuspiiren. Aber gegen alles Andre sind sie unempfindlich: vielleicht hat noch nie ein Thier den gestirnten Himmel in's Auge gefaßt: mein Hund sprang sehr erschrocken auf, als er zufällig zum Erstenmal die Sonne erblickt hatte. Bei den allerkügsten und noch durch Zähmung gebildeten Thieren stellt sich bisweilen die erste schwache Spur einer antheilslosen Auffassung der Umgebung ein: Hunde bringen es schon bis zum Gassen: man sieht sie sich an's Fenster setzen und aufmerksam Alles, was vorübergeht, mit ihren Blicken begleiten: Affen schauen bisweilen umher, als ob sie über die Umgebung sich zu besinnen strebten. Erst im Menschen tritt Motiv und Handlung, Vorstellung und Wille, ganz deutlich auseinander! Dies hebt aber nicht sofort die Dienstbarkeit des Intellekts unter dem Willen auf. Der gewöhnliche Mensch faßt an den Dingen auch nur Das recht deutlich auf, was, direkt oder indirekt, irgend eine Beziehung auf ihn selbst (Interesse für ihn) hat: beim Uebrigen wird sein Intellekt unüberwindlich träge: es bleibt daher im Hintergrund, tritt nicht mit voller strahlender Deutlichkeit in's Bewußtsein. Die philosophische Verwunderung und das künstlerische Ergriffensein von der Erscheinung bleiben ihm ewig fremd, was er auch thun mag: ihm scheint im Grunde sich Alles von selbst zu verstehen. Völlige Ablösung und Sonderung des Intellekts vom Willen und seinem Dienst ist der Vorzug des Genies. Genialität ist Objektivität.

Die Vernunft ist es allein, die dem Menschen jene Besonnenheit verleiht, welche sein Bewußtsein von dem des Thiers so durchaus unterscheidet, und wodurch sein ganzer Wandel auf Erden so verschieden ausfällt von dem seiner unvernünftigen Brüder. Gleich sehr übertrifft er sie an Macht und an Leiden. Sie leben in der Gegenwart allein; er dabei zugleich in Zukunft und Vergangenheit. Sie befriedigen das augenblickliche Bedürfnis; er sorgt, durch die künstlichsten Anstalten, für die Zukunft, ja für Zeiten, die er nicht erleben kann. Sie sind dem Eindruck des Augenblicks, der Wirkung des anschaulichen Motivs gänzlich anheimgefallen: ihn bestimmen abstrakte Begriffe unabhängig von der Gegenwart. Daher führt er überlegte Pläne aus, oder handelt nach Maximen, ohne Rücksicht auf die Umgebung und die zufälligen Eindrücke des Augenblicks: er kann daher z. B. mit Gelassenheit die künstlichen

Anstalten zu seinem eignen Tode treffen, kann sich verstellen, bis zur Unerforschlichkeit, und sein Geheimniß mit in's Grab nehmen, hat endlich eine wirkliche Wahl zwischen mehreren Motiven. Das Thier hingegen bestimmt der gegenwärtige Eindruck: nur die Furcht vor dem gegenwärtigen Zwange kann seine Begierde zähmen, bis jene Furcht endlich zur Gewohnheit geworden ist und nunmehr als solche es bestimmt: das ist Dressur. Das Thier empfindet und schaut an; der Mensch denkt überdies und weiß: Beide wollen.

Mit vollem Recht ist das Herz, dieses *primum mobile* des thierischen Lebens, zum Symbol, ja zum Synonym des Willens, als des Urkerns unserer Erscheinung, gewählt worden und bezeichnet diesen, im Gegensatz des Intellekts, der mit dem Kopf geradezu identisch ist. Alles was, im weitesten Sinne, Sache des Willens ist, wie Wunsch, Leidenschaft, Freude, Schmerz, Güte, Bosheit, auch was man unter „Gemüth“ zu verstehen pflegt, wird dem Herzen beigelegt. Demnach sagt man: er hat ein schlechtes Herz; — er hängt sein Herz an diese Sache, — es geht ihm von Herzen; — es war ihm ein Stich in's Herz; — es bricht ihm das Herz; — sein Herz blutet; — das Herz hilft vor Freude; — wer kann dem Menschen in's Herz sehen? — es ist herzerreißend, herzerkaltend, herzbrechend, herzerhebend, herzgründend; — er ist herzensgut, hartherzig, — herzlos, herzhast, feigherzig u. a. m. Ganz speciell aber heißen Liebeshändel Herzensangelegenheiten, *affaires de coeur*: weil der Geschlechtstrieb der Brennpunkt des Willens ist und die Auswahl in Bezug auf denselben die Hauptangelegenheit des natürlichen menschlichen Willens ausmacht. Byron, im „Don Juan“, C. 11, B. 34, satyrisirt darüber, daß den Damen die Liebe, statt Sache des Herzens, Sache des Kopfes sei. — Hingegen bezeichnet der Kopf Alles, was Sache der Erkenntniß ist. Daher: ein Mann von Kopf, ein kluger Kopf, feiner Kopf, schlechter Kopf, den Kopf verlieren, den Kopf oben behalten u. s. w. Herz und Kopf bezeichnen den ganzen Menschen. Aber der Kopf ist stets das Zweite, das Abgeleitete: denn er ist nicht das Centrum, sondern die höchste Efflorescenz des Leibes. Wann ein Held stirbt, balsamirt man sein Herz ein, nicht sein Gehirn: hingegen bewahrt man gern den Schädel der Dichter, Künstler und Philosophen.

Wenn von einem Menschen gesagt wird: „er hat ein gutes Herz, wiewohl einen schlechten Kopf;“ von einem Andern aber: „er hat einen sehr guten Kopf, jedoch ein schlechtes Herz;“ so flüßt Jeder,

daß beim Ersteren das Lob den Tadel weit überwiegt; beim Andern umgekehrt. Dem entsprechend sehen wir, wenn Jemand eine schlechte Handlung begangen hat, seine Freunde und ihn selbst bemüht, die Schuld vom Willen auf den Intellekt zu wälzen und Fehler des Herzens für Fehler des Kopfes auszugeben; schlechte Streiche werden sie Verirrungen nennen, werden sagen, es sei bloßer Unverstand gewesen, Unüberlegtheit, Leichtsin, Thorheit; ja, sie werden zur Noth Paroxismus, momentane Geistesstörung und, wenn es ein schweres Verbrechen betrifft, sogar Wahnsinn vorschützen, um nur den Willen von der Schuld zu befreien. Und eben so wir selbst, wenn wir einen Unfall oder Schaden verursacht haben, werden, vor Andern und vor uns selbst, sehr gerne unsere Stultitia anklagen, um nur dem Vorwurf der Malitia auszuweichen. Dem entsprechend ist, bei gleich ungerechtem Urtheil des Richters, der Unterschied, ob er geirrt habe, oder bestochen gewesen sei, so himmelweit. Alles dieses bezeugt genugsam, daß der Wille allein das Wirkliche und das Wesentliche, der Kern des Menschen ist, der Intellekt aber bloß sein Werkzeug, welches immerhin fehlerhaft sein mag, ohne daß er dabei theilhaftig wäre. Die Anklage des Unverstandes ist, vor dem moralischen Richtersthule, ganz und gar keine; vielmehr gibt sie hier sogar Privilegien. Und ebenso vor den weltlichen Gerichten ist es, um einen Verbrecher von aller Strafe zu befreien, überall hinreichend, daß man die Schuld von seinem Willen auf den Intellekt wälze, indem man entweder unvermeidlichen Irrthum oder Geistesstörung nachweist: denn da hat es nicht mehr auf sich, als wenn Hand oder Fuß wider Willen ausgeglitten wären.

Ueberall berufen sich Die, welche eine Leistung zu Tage fördern, im Fall solche ungenügend ausfällt, auf ihren guten Willen, an dem es nicht gefehlt habe. Hierdurch glauben sie das Wesentliche, das, wofür sie eigentlich verantwortlich sind, und ihr eigentliches Selbst sicher zu stellen: das Unzureichende der Fähigkeiten hingegen sehen sie an als den Mangel an einem tauglichen Werkzeug.

Ist Einer du mm, so entschuldigt man ihn damit, daß er nicht dafür kann: aber wollte man Den, der schlecht ist, eben damit entschuldigen, so würde man ausgelacht werden. Und doch ist das Eine, wie das Andere angeboren. Dies beweist, daß der Wille der eigentliche Mensch ist, der Intellekt bloß sein Werkzeug.

Hohe Geistesgaben hat man allezeit angesehen als ein Geschenk der Natur, oder der Götter: eben deshalb hat man sie Gaben, Begabung, *ingenii dotes, gifts* (a man highly gifted) genannt, sie betrachtend, als etwas vom Menschen selbst Verschiedenes, ihm durch Begünstigung Zugelassenes. Die hingegen hat man es mit den moralischen Vorzügen, obwohl auch sie angeboren sind, ebenso genommen: vielmehr hat man diese stets angesehen als etwas vom

Menschen selbst Ausgehendes. Hieraus nun folgt abermals, daß der Wille das eigentliche Wesen des Menschen ist, der Intellekt hingegen sekundär, ein Werkzeug, eine Ausstattung.

Diesem entsprechend verheißten alle Religionen für die Vorzüge des Willens, oder Herzens, einen Lohn jenseit des Lebens, in der Ewigkeit; keine aber für die Vorzüge des Kopfes, des Verstandes. Die Tugend erwartet ihren Lohn in jener Welt; die Klugheit hofft ihn in dieser; das Genie weder in dieser, noch in jener: es ist sein eigener Lohn. Demnach ist der Wille der ewige Theil, der Intellekt der zeitliche.

Glänzende Eigenschaften des Geistes erwerben Bewunderung, aber nicht Zuneigung: diese bleibt den moralischen, den Eigenschaften des Charakters, vorbehalten. Zu seinem Freunde wird wohl Jeder lieber den Redlichen, den Gutmüthigen, ja selbst den Gefälligen, Nachgiebigen und leicht Bestimmenden wählen, als den bloß Geistreichen. Vor diesem wird sogar durch unbedeutende, zufällige, äußere Eigenschaften, welche gerade der Neigung eines Andern entsprechen, Mancher den Vorzug gewinnen. Nur wer selbst viel Geist hat, wird den Geistreichen zu seiner Gesellschaft wünschen; seine Freundschaft hingegen wird sich nach den moralischen Eigenschaften richten: denn auf diesen beruht seine eigentliche Hochschätzung eines Menschen, in welcher ein einziger guter Charakterzug große Mängel des Verstandes bedeckt und auslöscht. Die erkannte Güte eines Charakters macht uns geduldig und nachgiebig gegen Schwächen des Verstandes, wie auch gegen die Stumpfheit und das kindische Wesen des Alters. Ein entschieden edler Charakter, bei ganzlichem Mangel intellektueller Vorzüge und Bildung, steht da, wie Einer, dem nichts abgeht; hingegen wird der größte Geist, wenn mit starken moralischen Fehlern behaftet, noch immer tadelhaft erscheinen. — Denn wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie und ebenfalls die Schönheit, überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Wo diese in hohem Grade hervortritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr ersetzen, daß man solche vermist zu haben sich schämt. Sogar der beschränkteste Verstand, wie auch die groteske Häßlichkeit, werden, sobald die ungemeine Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung fund gethan, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muß. Denn die Güte des Herzens ist eine transcendente Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder andern Vollkom-

menheit inkommensurabel. Wo sie in hohem Grade vorhanden ist, macht sie das Herz so groß, daß es die Welt umfaßt, so daß jetzt Alles in ihm, nichts mehr außerhalb liegt; da sie ja alle Wesen mit dem eigenen identificirt Was ist dagegen Wiß und Genie? was Plato von Verulam?

Jeder Blick auf die Welt, welche zu erklären die Aufgabe des Philosophen ist, bestätigt und bezeugt, daß Wille zum Leben, weit entfernt eine beliebige Hypothese, oder gar ein leeres Wort zu sein, der allein wahre Ausdruck ihres innersten Wesens ist. Alles drängt und treibt zum Dasein, wo möglich zum organischen, d. i. zum Leben, und danach zur möglichsten Steigerung desselben: an der thierischen Natur wird es dann augenscheinlich, daß Wille zum Leben der Grundton ihres Wesens, die einzige unvarianterbare und unbedingte Eigenschaft desselben ist. Man betrachte diesen unversellen Lebensdrang, man sehe die unendliche Bereitwilligkeit, Leichtigkeit und Ueppigkeit, mit welcher der Wille zum Leben unter Millionen Formen, überall und jeden Augenblick, mittelst Befruchtungen und Keimen, ja, wo diese mangeln, mittelst generatio aequivoca, sich ungestüm in's Dasein drängt, jede Gelegenheit ergreifend, jeden lebensfähigen Stoff begierig an sich reißend: und dann wieder werfe man einen Blick auf den entsetzlichen Alarm und wilden Aufruhr desselben, wann er in irgend einer einzelnen Erscheinung aus dem Dasein weichen soll, zumal wo dieses bei deutlichem Bewußtsein eintritt. Da ist es nicht anders, als ob in dieser einzigen Erscheinung die ganze Welt auf immer vernichtet werden sollte, und das ganze Wesen eines so bedrohten Lebenden verwandelt sich sofort in das verzweifelseste Sträuben und Behren gegen den Tod. Man sehe z. B. die unglaubliche Angst eines Menschen in Lebensgefahr, die schnelle und so ernstliche Theilnahme jedes Zeugen derselben und den grenzenlosen Jubel nach der Rettung. Man sehe das starke Entsetzen, mit welchem ein Todesurtheil vernommen wird, das tiefe Grausen, mit welchem wir die Anstalten zu dessen Vollziehung erblicken, und das herzerreißende Mitleid, welches uns bei dieser selbst ergreift. Da sollte man glauben, daß es sich um etwas ganz Anderes handele, als bloß um einige Jahre weniger einer leeren, traurigen, durch Plagen jeder Art verbitterten und stets ungewissen Existenz; vielmehr müßte man denken, daß Wunder was daran gelegen sei, ob Einer etliche Jahre früher dahin gelangt, wo er, nach einer ephemereren Existenz, Billionen Jahre zu sein hat. — An solchen Erscheinungen also wird sichtbar, daß ich mit Recht als das nicht weiter Erklärliche, sondern jeder Erklärung zum Grunde zu

Legende, den Willen zum Leben gesetzt habe, und daß dieser, weit entfernt, wie das Absolutum, das Unendliche, die Idee und ähnliche Ausdrücke mehr, ein leerer Wortschall zu sein, das Allerrealste ist, was wir kennen, ja, der Kern der Realität selbst.

Die Geschichte zeigt uns das Leben der Völker, und findet nichts, als Krieg und Empörungen zu erzählen: die friedlichen Jahre erscheinen nur als kurze Pausen, Zwischenakte, dann und wann einmal. Und ebenso ist das Leben des Einzelnen ein fortwährender Kampf, nicht etwa bloß metaphorisch mit der Noth oder mit der Langleblichkeit, sondern auch wirklich mit Andern. Er findet überall den Widersacher, lebt in beständigem Kampfe und stirbt, die Waffen in der Hand.

Jedoch, wie unser Leib auseinanderplagen müßte, wenn der Druck der Atmosphäre von ihm genommen wäre; — so würde, wenn der Druck der Noth, Mühseligkeit, Widerwärtigkeit und Vereitelung der Bestrebungen vom Leben der Menschen weggenommen wäre, ihr Uebermuth sich steigern, wenn auch nicht bis zum Plagen, doch bis zu den Erscheinungen der zügellosesten Rarheit, ja Raserei. — Sogar bedarf Jeder allezeit eines gewissen Quantum's Sorge, oder Schmerz, oder Noth, wie das Schiff des Ballasts, um fest und gerade zu gehn.

Alle Verliebtheit, wie ätherisch sie sich auch geberden mag, wurzelt allein im Geschlechtstriebe, ja, ist durchaus nur ein näher bestimmter, specialisirter, wohl gar im strengsten Sinne individualisirter Geschlechtstrieb. Wenn man nun, dies festhaltend, die wichtige Rolle betrachtet, welche die Geschlechtsliebe in allen ihren Abstufungen und Nuancen, nicht bloß in Schauspielen und Romanen, sondern auch in der wirklichen Welt spielt, wo sie, nächst der Liebe zum Leben, sich als die stärkste und thätigste aller Triebfedern erweist, die Hälfte der Kräfte und Gedanken des jüngern Theils der Menschheit fortwährend in Anspruch nimmt, das letzte Ziel fast jedes menschlichen Bestrebens ist, auf die wichtigsten Angelegenheiten nachtheiligen Einfluß erlangt, die ernsthaftesten Beschäftigungen zu jeder Stunde unterbricht, bisweilen selbst die größten Köpfe auf eine Weile in Verwirrung setzt, sich nicht scheut, zwischen die Verhandlungen der Staatsmänner und die Forschungen der Gelehrten störend mit ihrem Plunder einzutreten, ihre Liebesbriefchen und Haarlöschchen sogar in ministerielle Portefeuilles und philosophische Manuscripte einzuschleiben versteht, nicht minder täglich die verwer-

rensten und schlimmsten Handel anzettelt, die werthvollsten Verhältnisse auflöst, die festesten Bande zerreißt, bisweilen Leben oder Gesundheit, bisweilen Reichthum, Rang und Glück zu ihrem Opfer nimmt, ja, den sonst Redlichen gewissenlos, den bisher Treuen zum Verräther macht, demnach im Ganzen auftritt als ein feindlicher Dämon, der Alles zu verkehren, zu verwirren und umzuwerfen bemüht ist; — da wird man veranlaßt, auszurufen: Wozu der Lärm? Wozu das Trängen, Toben, die Angst und die Noth? Es handelt sich ja bloß darum, daß jeder Haus seine Grotte finde: weshalb sollte eine solche Kleinigkeit eine so wichtige Rolle spielen und unaufhörlich Störung und Verwirrung in das wohlgeordnete Menschenleben bringen? — Aber dem ernstesten Forscher ertheilt allmählig der Geist der Wahrheit die Antwort: Es ist keine Kleinigkeit, warum es sich hier handelt; vielmehr ist die Wichtigkeit der Sache dem Ernst und Eifer des Treibens vollkommen angemessen. Der Endzweck aller Liebeshändel, sie mögen auf dem Sockel oder dem Kothurn gespielt werden, ist wirklich wichtiger, als alle andern Zwecke im Menschenleben, und daher des tiefen Ernstes, womit Jeder ihn verfolgt, völlig werth. Das nämlich, was dadurch entschieden wird, ist nichts Geringeres, als die Zusammensetzung der nächsten Generation. Die *dramatis personae*, welche auftreten werden, wann wir abgetreten sind, werden hier, ihrem Dasein und ihrer Beschaffenheit nach, bestimmt, durch diese so trivialen Liebeshändel.

Diese hohe Wichtigkeit der Angelegenheit, als in welcher es sich nicht, wie in allen übrigen, um individuelles Wohl und Wehe, sondern um das Dasein und die specielle Beschaffenheit des Menschengeschlechts in künftigen Zeiten handelt und daher der Wille des Einzelnen in erhöhter Potenz, als Wille der Gattung, auftritt, diese ist es, worauf das Pathetische und Erhabene der Liebesangelegenheiten, das Transcendente ihrer Entzückungen und Schmerzen beruht, welches in zahllosen Beispielen darzustellen die Dichter seit Jahrtausenden nicht müde werden; weil kein Thema es an Interesse diesem gleich thun kann, als welches, indem es das Wohl und Wehe der Gattung betrifft, zu allen übrigen, die nur das Wohl der Einzelnen betreffen, sich verhält wie Körper zur Fläche. Daher eben ist es so schwer, einem Drama ohne Liebeshändel Interesse zu ertheilen, und wird andererseits, selbst durch den täglichen Gebrauch, dies Thema niemals abgenutzt.

In Allen, die zeugungsfähig sind, meditiert der Genius der Gattung das kommende Geschlecht. Die Beschaffenheit desselben ist das große Werk, womit Kupidō, unablässig thätig, spekulierend und

finnend, beschäftigt ist. Gegen die Wichtigkeit seiner großen Angelegenheit, als welche die Gattung und alle kommenden Geschlechter betrifft, sind die Angelegenheiten der Individuen in ihrer ganzen ephemeren Gesamtheit, sehr geringfügig; daher ist er stets bereit, diese rücksichtslos zu opfern. Denn er verhält sich zu ihnen wie ein Unsterblicher zu Sterblichen, und seine Interessen zu den ihren wie unendliche zu endlichen. Im Bewußtsein also Angelegenheiten höherer Art, als alle solche, welche nur individuelles Wohl und Wehe betreffen, zu verwalten, betreibt er dieselben, mit erhabener Ungeörtlichkeit, mitten im Getümmel des Krieges oder im Gewühl des Geschäftslebens, oder zwischen dem Wüthen einer Pest, und geht ihnen nach bis in die Abgeschlossenheit des Klosters.

Die Sehnsucht der Liebe, der Himeros, welchen in zahllosen Wendungen auszudrücken die Dichter aller Zeiten beschäftigt sind, und den Gegenstand nicht erschöpfen, ja, ihm nicht genug thun können, die Sehnsucht, welche an den Besitz eines bestimmten Weibes die Vorstellung einer unendlichen Seligkeit knüpft und einen unaussprechlichen Schmerz an den Gedanken, daß er nicht zu erlangen sei, — diese Sehnsucht und dieser Schmerz der Liebe können nicht ihren Stoff entnehmen aus den Bedürfnissen eines ephemeren Individuums; sondern sie sind der Senzer des Geistes der Gattung, welcher hier ein unersehbliches Mittel zu seinen Zwecken zu gewinnen, oder zu verlieren sieht und daher tief aufstöhnt. Die Gattung allein hat unendliches Leben und ist daher unendlicher Wünsche, unendlicher Befriedigung und unendlicher Schmerzen fähig. Diese aber sind hier in der engen Brust eines Sterblichen eingekerkert: kein Wunder daher, wenn eine solche bersten zu wollen scheint und keinen Ausbruch finden kann für die sie erfüllende Ahndung unendlicher Wonne oder unendlichen Wehes. Dies also gibt den Stoff zu aller erotischen Poesie erhabener Gattung, die sich demgemäß in transcendente, alles Irdische überfliegende Metaphern versteigt. Dies ist das Thema des Petrarca, der Stoff zu den St. Preux, Werthern und Jakopo Ortis, die außerdem nicht zu verstehen, noch zu erklären sein würden.

Nicht allein hat die unbefriedigte verliebte Leidenschaft bisweilen einen tragischen Ausgang, sondern auch die befriedigte führt öfter zum Unglück, als zum Glück. Denn ihre Anforderungen kollidiren oft so sehr mit der persönlichen Wohlfahrt des Betheiligten, daß sie solche untergraben, indem sie mit seinen übrigen Verhältnissen un-

vereinbar sind und den darauf gebauten Lebensplan zerstören. Ja, nicht allein mit den äußern Verhältnissen ist die Liebe oft im Widerspruch, sondern mit der eigenen Individualität, indem sie sich auf Personen wirft, welche, abgesehen vom Geschlechtsverhältniß, dem Liebenden verhaßt, verächtlich, ja zum Abscheu sein würden. Aber so sehr viel mächtiger ist der Wille der Gattung als der des Individuums, daß der Liebende über alle jene ihm widerlichen Eigenschaften die Augen schließt, Alles übersieht, Alles erkennt und sich mit dem Gegenstande seiner Leidenschaft auf immer verbindet: so gänzlich verblendet ihn jener Wahn, welcher, sobald der Wille der Gattung erfüllt ist, verschwindet und eine verhaßte Lebensgefährtin übrig läßt. Nur hieraus ist es erklärlich, daß wir oft sehr vernünftige, ja ausgezeichnete Männer mit Drachen und Eteufeln verbunden sehen und nicht begreifen, wie sie eine solche Wahl haben treffen können. Diefierhalb stellten die Alten den Amor blind dar.

Ehen aus Liebe werden im Interesse der Gattung, nicht der Individuen geschlossen. Zwar wännen die Betheiligten ihr eigenes Glück zu fördern; allein ihr wirklicher Zweck ist ein ihnen selbst fremder, indem er in der Hervorbringung eines nur durch sie möglichen Individuums liegt. Durch diesen Zweck zusammengeführt sollen sie fortan suchen, so gut als möglich, miteinander auszukommen. Aber sehr oft wird das durch jenen instinktiven Wahn, welcher das Wesen der leidenschaftlichen Liebe ist, zusammengebrachte Paar im Uebrigen von der heterogensten Beschaffenheit sein. Dies kommt an den Tag, wann der Wahn, wie er nothwendig muß, verschwindet. Demgemäß fallen die aus Liebe geschlossenen Ehen in der Regel unglücklich aus: denn durch sie wird für die kommende Generation auf Kosten der gegenwärtigen gesorgt. *Quien se casa por amores, ha de vivir con dolores* (Wer aus Liebe heiratet, hat unter Schmerzen zu leben), sagt das spanische Sprichwort. — Umgekehrt verhält es sich mit den aus Konvenienz, meistens nach Wahl der Eltern, geschlossenen Ehen. Die hier waltenden Rücksichten, welcher Art sie auch sein mögen, sind wenigstens reale, die nicht von selbst verschwinden können. Durch sie wird für das Glück der Vorhandenen, aber freilich zum Nachtheil der Kommenden, gesorgt; und jenes bleibt doch problematisch. Der Mann, welcher, bei seiner Verheirathung, auf Geld, statt auf Befriedigung seiner Neigung sieht, lebt mehr im Individuo, als in der Gattung; welches der Wahrheit gerade entgegengekehrt ist, daher es sich als naturwidrig darstellt und eine gewisse Verachtung erregt. Ein Mädchen, welches, dem Rath seiner Eltern entgegen, den Antrag eines reichen und nicht alten

Mannes ausschlägt, um mit Hintansetzung aller Konvenienzrücksichten, allein nach seinem instinktiven Gange zu wählen, bringt sein individuelles Wohl der Gattung zum Opfer. Aber eben deswegen kann man ihm einen gewissen Beifall nicht versagen: denn es hat das Wichtigere vorgezogen und im Sinne der Natur (näher, der Gattung) gehandelt; während die Eltern im Sinne des individuellen Egoismus rathen. — Dem Allen zu Folge gewinnt es den Anschein, als müßte, bei Abschließung einer Ehe, entweder das Individuum oder das Interesse der Gattung zu kurz kommen. Meistens steht es auch so: denn daß Konvenienz und leidenschaftliche Liebe Hand in Hand gingen, ist der seltenste Glücksfall. Die physisch, moralisch oder intellektuell elende Beschaffenheit der meisten Menschen mag zum Theil ihren Grund darin haben, daß die Ehen gewöhnlich nicht aus reiner Wahl und Neigung, sondern aus allerlei äußern Rücksichten und nach zufälligen Umständen geschlossen werden. Wird jedoch neben der Konvenienz auch die Neigung in gewissem Grade berücksichtigt; so ist dies gleichsam eine Abfindung mit dem Genius der Gattung. Glückliche Ehen sind bekanntlich selten; eben weil es im Wesen der Ehe liegt, daß ihr Hauptzweck nicht die gegenwärtige, sondern die kommende Generation ist. In dessen sei zum Troste zarter und liebender Gemüther noch hinzugefügt, daß bisweilen der leidenschaftlichen Geschlechtsliebe sich ein Gefühl ganz andern Ursprungs zugesellt, nämlich wirkliche, auf Uebereinstimmung der Gesinnung gegründete Freundschaft, welche jedoch meistens erst dann hervortritt, wenn die eigentliche Geschlechtsliebe in der Befriedigung erloschen ist.

Mit den Mädchen hat es die Natur auf Das, was man, im dramatischen Sinne, einen Knalleffekt nennt, abgesehen, indem sie dieselben, auf wenige Jahre, mit überreichlicher Schönheit, Reiz und Fülle ausstattete, auf Kosten ihrer ganzen übrigen Lebenszeit, damit sie nämlich, während jener Jahre, der Phantasie eines Mannes sich in dem Maße bemächtigen könnten, daß er hingerissen wird, die Sorge für sie auf Zeit Lebens, in irgend einer Form, ehrlich zu übernehmen; zu welchem Schritte ihn zu vermögen die bloße vernünftige Ueberlegung keine hinlänglich sichere Bürgschaft zu geben schien. Sonach hat die Natur das Weib, eben wie jedes andere ihrer Geschöpfe, mit den Waffen und Werkzeugen ausgerüstet, deren es zur Sicherung seines Daseins bedarf, und auf die Zeit, da es ihrer bedarf; wobei sie denn auch mit ihrer gewöhnlichen Sparsamkeit verfahren ist.

Die Langleiße ist nichts weniger, als ein gering zu achtendes Uebel: sie malt zuletzt wahre Verzweiflung auf das Gesicht. Sie macht, daß Wesen, welche einander so wenig lieben, wie die Menschen, doch so sehr einander suchen, und wird dadurch die Quelle der Geselligkeit. Auch werden überall gegen sie, wie gegen andere allgemeine Kalamitäten, öffentliche Vorkehrungen getroffen, schon aus Staatsklugheit; weil dieses Uebel so gut als sein entgegengesetztes Extrem, die Hungersnoth, die Menschen zu den größten Zügellosigkeiten treiben kann: panem et circenses braucht das Volk. Das strenge philadelphische Pönitenziarsystem macht, mittelst Einsamkeit und Unthätigkeit, bloß die Langleiße zum Strafwerkzeug: und es ist ein so furchterliches, daß es schon die Rücklinge zum Selbstmord geführt hat. Wie die Noth die beständige Geißel des Volkes ist, so die Langleiße die der vornehmen Welt. Im bürgerlichen Leben ist sie durch den Sonntag, wie die Noth durch die sechs Wochentage repräsentirt.

Wir freilich kennen kein höheres Würfelspiel, als um Tod und Leben: jeder Entscheidung über diese sehen wir mit der äußersten Spannung, Theilnahme und Furcht entgegen: denn es gilt in unsern Augen Alles in Allem. — Hingegen die Natur, welche doch nie lügt, sondern aufrichtig und offen ist, spricht über dieses Thema ganz anders, nämlich so, wie Krishna im Bhagavad-Gita. Ihre Aussage ist: an Tod oder Leben des Individuums ist gar nichts gelegen. Dieses nämlich drückt sie dadurch aus, daß sie das Leben jedes Thieres und auch des Menschen, den unbedeutendsten Zufällen Preis gibt, ohne zu seiner Rettung einzutreten. — Betrachtet das Insekt auf eurem Wege: eine kleine unbewußte Wendung eures Fußtrittes ist über sein Leben oder Tod entscheidend. Seht die Waldschnecke, ohne alle Mittel zur Flucht, zur Täuschung, zum Verbergen, eine bereite Beute für Jeden. Seht den Fisch sorglos im noch offenen Netze spielen; den Frosch durch seine Trägheit von der Flucht, die ihn retten könnte, abgehalten; den Vogel, der den über ihm schwebenden Falken nicht gewahr wird; die Schafe, welche der Wolf aus dem Busch in's Auge faßt und mustert. Diese Alle gehen, mit wenig Vorsicht ausgerüstet, arglos unter den Gefahren umher, die jeden Augenblick ihr Dasein bedrohen. Indem nun also die Natur ihre so unaussprechlich künstlichen Organismen nicht nur der Raublust des Stärkern, sondern auch dem blindesten Zufall und der Laune jedes Narren, und dem Muthwillen jedes Kindes, ohne Rückhalt Preis gibt, spricht sie aus, daß die Vernichtung dieser Individuen ihr gleichgültig sei, ihr nicht schade, gar nichts zu bedeuten

habe, und daß, in jenen Fällen, die Wirkung so wenig auf sich habe, wie die Ursache. Sie sagt dies sehr deutlich aus, und sie lügt nie; nur kommentirt sie ihre Aussprüche nicht; vielmehr redet sie im lakonischen Stile der Orakel. Wenn nun die Altmutter so sorglos ihre Kinder tausend drohenden Gefahren ohne Obhut entgegensetzt, so kann es nur sein, weil sie weiß, daß, wenn sie fallen, sie in ihren Schooß zurückfallen, wo sie geborgen sind, daher ihr Fall nur ein Scherz ist. Sie hält es mit dem Menschen nicht anders, als mit den Thieren. Ihre Aussage also erstreckt sich auch auf diesen. Leben oder Tod des Individuums sind ihr gleichgültig. Demzufolge sollten sie es, in gewissem Sinne, auch uns sein: denn wir selbst sind ja die Natur. Gewiß würden wir, wenn wir nur tief genug sähen, der Natur beistimmen und Tod oder Leben als so gleichgültig ansehen, wie sie. Inzwischen müssen wir, mittelst der Reflexion, jene Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit der Natur gegen das Leben der Individuen dahin auslegen, daß die Zerstörung einer solchen Erscheinung das wahre und eigentliche Wesen derselben im Mindesten nicht ansieht.

Einem unvergleichlich länger lebenden Auge, welches mit einem Blick das Menschengeschlecht, in seiner ganzen Dauer, umfaßt, würde der stete Wechsel von Geburt und Tod sich nur darstellen wie eine anhaltende Vibration, und demnach ihm gar nicht einfallen, darin ein stets neues Werden aus Nichts zu sehen, sondern ihm würde gleich wie unserm Blick der schnell gedrehte Funke als bleibender Kreis, die schnell vibrirende Feder als beharrendes Dreieck, die schwingende Saite als Spindel erscheint, die Gattung als das Seiende und Bleibende erscheinen, Tod und Geburt als Vibrationen.

Wie die zerstäubenden Tropfen des tobenden Wasserfalls mit Blitzesschnelle wechseln, während der Regenbogen, dessen Träger sie sind, in unbeweglicher Ruhe feststeht, ganz unberührt von jenem rastlosen Wechsel; so bleibt jede Idee, d. i. jede Gattung lebender Wesen, ganz unberührt vom fortwährenden Wechsel ihrer Individuen. Die Idee aber, oder die Gattung, ist es, darin der Wille zum Leben eigentlich wurzelt und sich manifestirt: daher ist auch an ihrem Bestand allein ihm wahrhaft gelegen.

Drei Weltmächte gibt es, sagt, sehr treffend, ein Alter: Klugheit, Stärke und Glück. Ich glaube, daß die zuletzt genannte am meisten vermag. Denn unser Leben ist dem Laufe eines Schiffes zu vergleichen. Das Schicksal spielt die Rolle des Windes, indem es uns schnell weit fördert, oder weit zurückwirft; wogegen unser eigenes Mühen und Treiben nur wenig vermag. Dieses nämlich spielt dabei die Rolle der Ruder; wenn solche, durch viele Stunden langes Arbeiten, uns eine Strecke vorwärts gebracht haben, wirft ein plötzlicher Windstoß uns eben so weit zurück. Ist er hingegen günstig, so fördert er uns dermaßen, daß wir der Ruder nicht bedürfen. Diese Macht des Glückes drückt unübertrefflich ein spanisches Sprüchwort aus: „Da ventura a tu hijo, y echa lo en el mar“ („Gib deinem Sohne Glück und wirf ihn in's Meer“).

Der Verlauf und die Begebenheiten unsers individuellen Lebens sind, hinsichtlich ihres wahren Sinns und Zusammenhangs, den größern Werken in Mosais zu vergleichen. So lange man dicht vor diesen steht, erkennt man nicht recht die dargestellten Gegenstände und wird weder ihre Bedeutsamkeit, noch Schönheit gewahr: erst in einiger Entfernung treten beide hervor. Ebenso nun versteht man den wahren Zusammenhang wichtiger Vorgänge im eigenen Leben oft nicht während ihres Verlaufs, noch bald darauf, sondern erst geraume Zeit nachher.

Ist es so, weil wir der vergrößernden Brille der Phantasie bedürfen? oder weil erst aus der Ferne das Ganze sich übersehen läßt? oder weil die Leidenschaften abgekühlt sein müssen? oder weil erst die Schule der Erfahrung uns zum Urtheilen reif macht? — Vielleicht Alles dieses zusammen: gewiß aber ist, daß oft über die Handlungen der Andern, bisweilen sogar über unsere eigenen, erst nach vielen Jahren das rechte Licht uns aufgeht. — Und wie im eigenen Leben, so ist es auch in der Geschichte.

Was die Leute gemeinlich das Schicksal nennen, sind meistens nur ihre eigenen dummen Streiche. Man kann daher nicht genugsam die schöne Stelle im Homer (X. XXIII, 313 fg.) beherzigen, wo er die Metis, d. h. die kluge Ueberlegung, empfiehlt. Denn zwar werden die schlechten Streiche erst in jener Welt gebüßt; aber die dummen schon in dieser; — wenn auch hin und wieder einmal Gnade für Recht ergehen mag.

Nicht wer grimmig, sondern wer klug darenin schaut, sieht furchtbar und gefährlich aus: so gewiß des Menschen Gehirn eine furchtbarere Waffe ist, als die Klaue des Löwen.

Der vollkommene Weltmann wäre der, welcher nie in Unschlüssigkeit stockte und nie in Uebereilung gerieth.

Nächst der Klugheit aber ist Muth eine für unser Glück sehr wesentliche Eigenschaft. Freilich kann man weder die eine, noch die andere sich geben, sondern man ererbt jene von der Mutter und diese vom Vater: jedoch läßt sich durch Vorsatz und Uebung dem davon Vorhandenen nachhelfen. In dieser Welt, wo „die Würfel eisern fallen“, gehört ein eiserner Sinn, gepanzert gegen das Schicksal und gewaffnet gegen die Menschen. Das ganze Leben ist ein Kampf, jeder Schritt wird uns streitig gemacht und Voltaire sagt mit Recht: „On ne réussit dans ce monde, qu'à la pointe de l'épée, et on meurt les armes à la main.“ Daher ist es eine feige Seele, die, sobald Wolken sich zusammenziehen, oder wohl gar nur am Horizont sich zeigen, zusammenschrumpft, verzagen will und jammert. . . . Das ganze Leben selbst, geschweige seine Güter, sind noch nicht so ein feiges Beben und Einschrumpfen des Herzens werth. Und doch ist auch hier ein Exceß möglich: denn der Muth kann in Verwegenheit ausarten. Sogar ist ein gewisses Maß von Furchtsamkeit zu unserm Bestande in der Welt nothwendig: die Feigheit ist bloß das Ueberschreiten desselben.

Wie Papiergeld statt des Silbers, so kursiren in der Welt, statt der wahren Achtung und der wahren Freundschaft, die äußerlichen Demonstrationen und möglichst natürlich mimisirten Geberden derselben. Indessen läßt sich andererseits auch fragen, ob es denn auch Leute gebe, welche jene wirklich verdienen.

Wahre, echte Freundschaft setzt eine starke, rein objektive und völlig uninteressirte Theilnahme am Wohl und Wehe des Andern voraus, und diese wieder ein wirkliches Sich mit dem Freunde identifiziren. Dem steht der Egoismus der menschlichen Natur so sehr entgegen, daß wahre Freundschaft zu den Dingen gehört, von denen man, wie von den kolossalen Seeschlangen, nicht weiß, ob sie fabelhaft sind, oder irgendwo existiren. Indessen gibt es mancherlei, in der Hauptsache freilich auf versteckten egoistischen Motiven der mannigfaltigsten Art beruhende Verbindungen zwischen Menschen, welche dennoch mit einem Gran jener wahren und echten Freundschaft verfeßt sind, wodurch sie so veredelt werden, daß sie, in

dieser Welt der Unvollkommenheiten, mit einigem Zug den Namen der Freundschaft führen dürfen. Sie stehen hoch über den alltäglichen Liaisons, welche vielmehr so sind, daß wir mit den meisten unserer guten Bekannten kein Wort mehr reden würden, wenn wir hörten, wie sie in unserer Abwesenheit von uns reden.

Die Freunde nennen sich aufrichtig; die Feinde sind es: daher man ihren Tadel zur Selbsterkenntniß benutzen sollte, als eine hitzere Arznei.

Wir betrügen und schmeicheln Niemanden durch so feine Kunstgriffe, als uns selbst.

Das Gesicht eines Menschen sagt in der Regel mehr und Interessanteres als sein Mund: denn es ist das Compendium alles Dessen, was dieser je sagen wird; indem es das Monogramm alles Denkens und Trachtens dieses Menschen ist. Auch spricht der Mund nur Gedanken eines Menschen, das Gesicht einen Gedanken der Natur aus. Daher ist Jeder werth, daß man ihn aufmerksam betrachte; wenn auch nicht Jeder, daß man mit ihm rede. — Ist nun schon jedes Individuum, als ein einzelner Gedanke der Natur, betrachtungswürdig, so ist es im höchsten Grade die Schönheit: denn sie ist ein höherer, allgemeinerer Begriff der Natur: sie ist ihr Gedanke der Species. Darum fesselt sie so mächtig unsern Blick. Sie ist ein Grund- und Hauptgedanke der Natur; während das Individuum nur ein Nebengedanke, ein Corollarium, ist.

Um die wahre Physiognomie eines Menschen rein und tief zu erfassen, muß man ihn beobachten, wenn er allein und sich selbst überlassen dasitzt. Schon jede Gesellschaft und sein Gespräch mit einem Andern wirkt einen fremden Reflex auf ihn, meistens zu seinem Vortheil, indem er durch die Aktion und Reaktion in Thätigkeit gesetzt und dadurch gehoben wird. Hingegen allein und sich selber überlassen, in der Bräthe seiner eigenen Gedanken und Empfindungen schwimmend, — nur da ist er ganz und gar er selbst. Da kann ein tief eindringender physiognomischer Blick sein ganzes Wesen, im Allgemeinen, auf einmal erfassen. Denn auf seinem Gesichte, an und für sich, ist der Grundton aller seiner Gedanken und Bestrebungen ausgeprägt, der *arrêt irrévocable* Dessen, was er zu sein hat und als was er sich nur dann ganz empfindet, wenn er allein ist.

In der Jugend herrscht die Anschauung, im Alter das Denken vor: daher ist jene die Zeit für Poesie, dieses mehr für Philosophie. Auch praktisch läßt man sich in der Jugend durch das Angesehene und dessen Eindruck, im Alter nur durch das Denken bestimmen. Zum Theil beruht dies darauf, daß erst im Alter anschauliche Fälle in hinlänglicher Anzahl da gewesen und den Begriffen subsumirt worden sind, um diesen volle Bedeutung, Gehalt und Kredit zu verschaffen und zugleich den Eindruck der Anschauung, durch die Gewohnheit, zu mäßigen. Hingegen ist in der Jugend, besonders auf lebhaft und phantasiereiche Köpfe, der Eindruck des Anschaulichen, mithin auch der Außenseite der Dinge, so überwiegend, daß sie die Welt ansehen als ein Bild; daher ihnen hauptsächlich angelegen ist, wie sie darauf figuriren und sich annehmen, — mehr, als wie ihnen innerlich dabei zu Muthe sei: Dies zeigt sich schon in der persönlichen Eitelkeit und Puffsucht der Jünglinge.

Man pflegt die Jugend die glückliche Zeit des Lebens zu nennen, und das Alter die traurige. Das wäre wahr, wenn die Leidenschaften glücklich machten. Von diesen wird die Jugend hin und her gerissen, mit wenig Freude und vieler Pein. Dem kühlen Alter lassen sie Ruhe, und alsbald erhält es einen kontemplativen Ansich: denn die Erkenntniß wird frei und erhält die Oberhand. Weil nun diese, an sich selbst, schmerzlos ist, so wird das Bewußtsein, je mehr sie darin vorherrscht, desto glücklicher. Man braucht nur zu erwägen, daß aller Genuß negativer, der Schmerz positiver Natur ist, um zu begreifen, daß die Leidenschaften nicht beglücken können und daß das Alter deshalb, daß manche Genüsse ihm versagt sind, nicht zu beklagen ist. Denn jeder Genuß ist immer nur die Stillung eines Bedürfnisses: daß nun mit diesem auch jener wegfällt, ist so wenig beklagenswerth, wie daß Einer nach Tische nicht mehr essen kann und nach ausgeschlafener Nacht wach bleiben muß. Viel richtiger schätzt Plato (im Eingang der Republik) das Greisenalter glücklich, sofern es den bis dahin unablässig beunruhigenden Geschlechtstrieb endlich los ist.

Die Jugend ist die Zeit der Unruhe; das Alter die der Ruhe; schon hieraus ließe sich auf ihr beiderseitiges Wohlbehagen schließen. Das Kind streckt seine Hände begehrlieh aus, in's Weite, nach Allem, was es da so bunt und vielgestaltet vor sich sieht: denn es wird dadurch gereizt, weil sein Sensorium noch so frisch und jung ist. Dasselbe tritt, mit größerer Energie, beim Jüngling ein. Auch er wird gereizt von der bunten Welt und ihren vielfältigen Gestalten: sofort macht seine Phantasie mehr daraus, als die Welt je verleihen

kann. Daher ist er voll Begehrlichkeit und Sehnsucht in's Unbestimmte: diese nehmen ihm die Ruhe, ohne welche kein Glück ist. Im Alter hingegen hat sich das Alles gelegt; theils weil das Blut kühler und die Reizbarkeit des Sensoriums minder geworden ist; theils weil Erfahrung über den Werth der Dinge und den Gehalt der Genüsse aufgeklärt hat, endlich auch weil man nunmehr tausend Chimären allmählig los geworden ist, welche früher die freie und reine Ansicht der Dinge verdeckten und entstellten: so daß man jetzt Alles richtiger und klarer erkennt und es nimmt für Das, was es ist. Durch dies Alles ist demnach Ruhe herbeigeführt worden: diese ist aber ein großer Bestandtheil des Glücks, wenn nicht gar die Hauptsache.

Ueber keinen Vorfall sollte man in großen Jubel, oder große Wehklage ausbrechen; theils wegen der Veränderlichkeit aller Dinge, die ihn jeden Augenblick umgestalten kann, theils wegen der Trügllichkeit unsers Urtheils über das uns Gedeihliche oder Nachtheilige; in Folge welcher fast Jeder einmal geweheklagt hat über Das, was nachher sich als sein wahres Bestes auswies, oder gejubelt über Das, was die Quelle seiner größten Leiden geworden ist. . . . Ueberhaupt aber zeigt Der, welcher bei allen Unfällen gelassen bleibt, daß er weiß, wie kolossal und tausendfältig die möglichen Uebel des Lebens sind; weshalb er das jetzt eingetretene ansieht als einen sehr kleinen Theil Dessen, was kommen könnte: dies ist die stoische Gesinnung.

Dieser Welt, diesem Tummelplatz gequälter und geängstigter Wesen, welche nur dadurch bestehen, daß eines das andere verzehrt, wo daher jedes reißende Thier das lebendige Grab tausend anderer und seine Selbsterhaltung eine Kette von Martertöden ist, wo sodann mit der Erkenntniß die Fähigkeit Schmerz zu empfinden wächst, welche daher im Menschen ihren höchsten Grad erreicht und einen um so höheren, je intelligenter er ist, — dieser Welt hat man das System des Optimismus anpassen und sie uns als die beste unter den möglichen andemonstrieren wollen. Die Absurdität ist schreiend. — Inzwischen heißt ein Optimist mich die Augen öffnen und hineinsehen in die Welt, wie sie so schön sei, im Sonnenschein, mit ihren Bergen, Thälern, Strömen, Pflanzen, Thieren u. s. f. — Aber ist denn die Welt ein Guckkasten? Zu sehen sind diese Dinge freilich schön; aber sie zu sein ist ganz etwas Anderes. — Dann kommt ein Teleolog und preist mir die weiße Einrichtung an, vermöge welcher dafür gesorgt sei, daß die Planeten nicht mit den

Köpfen gegen einander reimen, Land und Meer nicht zum Brei gemischt, sondern hübsch auseinander gehalten seien, auch nicht Alles in beständigem Froste starre, noch von Hitze geröstet werde, imgleichen in Folge der Schiefe der Elliptik kein ewiger Frühling sei, als in welchem nichts zur Reife gelangen könnte u. dgl. m. — Aber dieses und alles Nehuliche sind ja bloße conditiones sine quibus non. Wenn es nämlich überhaupt eine Welt geben soll, wenn ihre Planeten wenigstens so lange, wie der Lichtstrahl eines entlegenen Fixsterns braucht, um zu ihnen zu gelangen, bestehen und nicht, wie Lessings Sohn, gleich nach der Geburt wieder abfahren sollen; — da durfte sie freilich nicht so ungeschickt gezimmert sein, daß schon ihr Grundgerüst den Einsturz drohte. Aber wenn man zu den Resultaten des gepriesenen Werkes fortschreitet, die Spieler betrachtet, die auf der so dauerhaft gezimmerten Bühne agiren, und nun sieht, wie mit der Sensibilität der Schmerz sich einfindet und in dem Maße, wie jene sich zur Intelligenz entwickelt, steigt, wie sodann mit dieser gleichen Schritt haltend, Gier und Leiden immer stärker hervortreten und sich steigern, bis zuletzt das Menschenleben keinen andern Stoff darbietet, als den zu Tragödien und Komödien, — da wird, wer nicht heuchelt, schwerlich disponirt sein, Hallelujahs anzustimmen.

Einen sehr edlen Charakter denken wir uns immer mit einem gewissen Anstrich stiller Trauer, die nichts weniger ist, als beständige Verdrießlichkeit über die täglichen Widerwärtigkeiten (eine solche wäre ein unedler Zug und ließe böse Gesinnung fürchten); sondern ein aus der Erkenntniß hervorgegangenes Bewußtsein der Nichtigkeit aller Güter und des Leidens alles Lebens, nicht des eigenen allein. Doch kann solche Erkenntniß durch selbsterfahrenes Leiden zuerst erweckt sein, besonders durch ein einziges großes; wie den Petrarca ein einziger unerfüllbarer Wunsch zu jener resignirten Trauer über das ganze Leben gebracht hat, die uns aus seinen Werken so rührend anspricht: denn die Daphne, welche er verfolgte, mußte seinen Händen entweichen, um statt ihrer den unsterblichen Lorbeer zurückzulassen. Wenn durch eine solche große und unwiderstehliche Verjagung vom Schicksal der Wille in gewissem Grade gebrochen ist, so wird im Uebrigen fast nichts mehr gewollt, und der Charakter zeigt sich sanft, traurig, edel, resignirt. Wenn endlich der Gedanke keinen bestimmten Gegenstand mehr hat, sondern über das Ganze des Lebens sich verbreitet, dann ist er ein In-sich-gehen, ein Zurückziehen, ein allmähliges Verschwinden des Willens, dessen Sichtbarkeit, den Leib, er sogar leise, aber im Innersten untergräbt,

wobei der Mensch eine gewisse Ablösung seiner Banden spürt, ein sanftes Vorgefühl des sich als Auflösung des Leibes und des Willens zugleich ankündigenden Todes; daher diesen Gram eine heimliche Freude begleitet, welche es, wie ich glaube, ist, die das melancholischste aller Völker the joy of grief genannt hat. Doch liegt eben auch hier die Klippe der Empfindsamkeit, sowohl im Leben selbst, als in dessen Darstellung im Dichten: wenn nämlich immer getrauert und immer geklagt wird, ohne daß man sich zur Resignation erhebt und ermannt, so hat man Erde und Himmel zugleich verloren und wässerichte Sentimentalität übrig behalten.

Es gibt nur drei Grundtriebfedern der menschlichen Handlungen: und allein durch Erregung derselben wirken alle irgend möglichen Motive. Sie sind:

- a) Egoismus; der das eigene Wohl will (ist grenzenlos).
- b) Bosheit; die das fremde Wehe will (geht bis zur äußersten Grausamkeit).
- c) Mitleid; welches das fremde Wohl will (geht bis zum Edel-muth und zur Großmuth).

Jede menschliche Handlung muß auf eine dieser Triebfedern zurückzuführen sein; wiewohl auch zwei derselben vereint wirken können.

Das Uebelwollen in den niedern Graden ist sehr häufig, ja, fast gewöhnlich, und es erreicht leicht die höheren. Goethe hat wohl Recht zu sagen, daß in dieser Welt Gleichgültigkeit und Abneigung recht eigentlich zu Hause sind (Wahlverwandtschaften, Th. I, K. 3). Es ist sehr glücklich für uns, daß Klugheit und Höflichkeit ihren Mantel darüber decken und uns nicht sehen lassen, wie allgemein das gegenseitige Uebelwollen ist und wie das bellum omnium contra omnes wenigstens in Gedanken fortgesetzt wird. Aber gelegentlich kommt es doch zum Vorschein, z. B. bei der so häufigen und so schonungslosen übeln Nachrede: ganz sichtbar aber wird es bei den Ausbrüchen des Zorns, welche meistens ihren Anlaß um ein Vielfaches übersteigen und so stark nicht ausfallen könnten, wenn sie nicht wie das Schießpulver in der Flinten komprimirt gewesen wären, als lange gehegter im Innern brütender Haß. — Großentheils entsteht das Uebelwollen aus den unvermeidlichen und bei jedem Schritt eintretenden Kollisionen des Egoismus. Sodann wird es auch objektiv erregt, durch den Anblick der Laster, Fehler, Schwächen, Thorheiten, Mängel und Unvollkommenheiten aller Art, welchen, mehr oder weniger, Jeder dem Andern, wenig-

stens gelegentlich, darbietet. Es kann hiernit so weit kommen, daß vielleicht Manchem, zumal im Augenblicke hypochondrischer Verstimmung, die Welt, von der ästhetischen Seite betrachtet, als ein Parrikaturenkabinet, von der intellektuellen, als ein Narrenhaus, und von der moralischen, als eine Gaunerherberge erscheint. Wird solche Verstimmung bleibend, so entsteht Misanthropie. — Endlich ist eine Hauptquelle des Uebelwollens der Neid; oder vielmehr dieser selbst ist schon Uebelwollen, erregt durch fremdes Glück, Besitz oder Vorzüge. Kein Mensch ist ganz frei davon. Jedoch sind die Grade desselben sehr verschieden. Am unverzeihlichsten und giftigsten ist er, wann auf persönliche Eigenschaften gerichtet, weil hier dem Neider keine Hoffnung bleibt, und zugleich am niederträchtigsten; weil er haßt, was er lieben und verehren sollte; allein es ist so:

Man scheinet, mehr als Andre, Die zu neiden,
Die, durch der eignen Flügel Kraft gehoben,
Aus dem gemeinen Käfig Aller scheiden —

Klagt schon Petrarca. — In gewissem Betracht ist das Gegentheil des Neides die Schadenfreude. Jedoch ist Neid zu fühlen, menschlich; Schadenfreude zu genießen, teuflisch. Es gibt kein unfehlbareres Zeichen eines ganz schlechten Herzens und tiefer moralischer Nichtswürdigkeit, als einen Zug reiner, herzlicher Schadenfreude. Man soll Den, in welchem man ihn wahrgenommen, auf immer meiden.

Grenzenloses Mitleid mit allen lebenden Wesen ist der festeste und sicherste Bürge für das sittliche Wohlverhalten und bedarf keiner Kasuistik. Wer davon erfüllt ist, wird zuverlässig Keinen verletzen, Keinen beeinträchtigen, Keinem wehe thun, vielmehr mit Jedem Rücksicht haben, Jedem verzeihen, Jedem helfen, so viel er vermag, und alle seine Handlungen werden das Gepräge der Gerechtigkeit und Menschenliebe tragen. Hingegen versuche man einmal zu sagen: „Dieser Mensch ist tugendhaft, aber er kennt kein Mitleid.“ Oder: „Es ist ein ungerechter und böshafter Mensch; jedoch ist er sehr mitleidig;“ so wird der Widerspruch fühlbar. — Der Geschmack ist verschieden; aber ich weiß kein schöneres Gebet, als das, womit die altindischen Schauspieler (wie in frühern Zeiten die englischen mit dem für den König) schließen. Es lautet: „Mögen alle lebende Wesen von Schmerzen frei bleiben.“

Bei jedem Menschen, mit dem man in Berührung kommt, unternehme man nicht eine objektive Abschätzung desselben nach Werth und Würde, ziehe also nicht die Schlechtigkeit seines Willens, noch die Beschränktheit seines Verstandes und die Verfehrtheit seiner Begriffe in Betrachtung; da Ersteres leicht Haß, Letzteres Verachtung gegen ihn erwecken könnte: sondern man fasse allein seine Leiden, seine Noth, seine Angst, seine Schmerzen in's Auge: — da wird man sich stets mit ihm verwandt fühlen, mit ihm sympathisiren und, statt Haß oder Verachtung, jenes Mitleid mit ihm empfinden, welches allein die Naabe ist, zu der das Evangelium aufruft. Um keinen Haß, keine Verachtung aufkommen zu lassen, ist wahrlich nicht die Aufsuchung seiner angeblichen „Würde“, sondern, umgekehrt, der Standpunkt des Mitleids der allein geeignete.

Die drei ethischen Grundtriebsfedern des Menschen, Egoismus, Bosheit, Mitleid, sind in Jedem in einem andern und unglaublich verschiedenen Verhältnisse vorhanden. Je nachdem dieses ist, werden die Motive auf ihn wirken und die Handlungen ausfallen. Ueber einen egoistischen Charakter werden nur egoistische Motive Gewalt haben, und die zum Mitleid, wie die zur Bosheit redenden werden nicht dagegen aufkommen: er wird so wenig sein Interesse opfern, um an seinem Feinde Rache zu nehmen, als um seinem Freunde zu helfen. Ein Anderer, der für böshafte Motive stark empfänglich ist, wird oft, um Andern zu schaden, große, eigene Nachteile nicht scheuen. Denn es gibt Charaktere, die im Verursachen des fremden Leidens einen Genuß finden, der das eigene eben so große überwiegt. Diese gehen mit leidenschaftlicher Wonne in den Kampf, in welchem sie eben so große Verletzungen zu empfangen, als auszutheilen erwarten: ja, sie werden, mit Vorbedacht, Den, der ihnen ein Uebel verursacht hat, morden und gleich darauf, um der Strafe zu entgehen, sich selbst; wie dies die Erfahrung schon oft gelehrt hat. Hingegen besteht die Güte des Herzens in einem tief gefühlten, universellen Mitleid mit Allem, was Leben hat, zunächst aber mit dem Menschen; weil mit der Steigerung der Intelligenz die Empfänglichkeit für das Leiden gleichen Schritt hält: daher die unzähligen, geistigen und körperlichen Leiden des Menschen das Mitleid viel stärker in Anspruch nehmen, als der allein körperliche und selbst da dumpfere Schmerz des Thieres. Die Güte des Charakters wird demnach zunächst abhalten von jeder Verletzung des Andern, worin es auch sei, sodann aber auch zur Hilfe auffordern, wo immer ein fremdes Leiden sich darbietet. Und auch hiermit kann es eben so weit gehen, wie in

umgekehrter Richtung mit der Bosheit, nämlich bis dahin, daß Charaktere von seltener Güte sich fremdes Leiden mehr zu Herzen nehmen, als eigenes, und daher für Andere Opfer bringen, durch welche sie selbst mehr leiden, als vorhin Der, dem sie geholfen. Wo Mehreren oder gar Vielen zugleich dadurch zu helfen ist, werden sie erforderlichen Falles sich ganz aufopfern: so Arnold von Winkelried.

Was die Vernunft dem Individuo, das ist die Geschichte dem menschlichen Geschlechte. Vermöge der Vernunft nämlich ist der Mensch nicht, wie das Thier, auf die enge, anschauliche Gegenwart beschränkt; sondern er kennt auch die ungleich ausgedehntere Vergangenheit, mit der sie verknüpft und aus der sie hervorgegangen ist; hierdurch aber erst hat er ein eigentliches Verständnis der Gegenwart selbst, und kann sogar auf die Zukunft Schlüsse machen. Hingegen das Thier, dessen reflexionslose Erkenntniß auf die Anschauung und deshalb auf die Gegenwart beschränkt ist, wandelt, auch wenn gezähmt, unkundig, dumpf, einfältig, hilflos und abhängig zwischen den Menschen umher. — Dem nun analog ist ein Volk, das seine eigene Geschichte nicht kennt, auf die Gegenwart der jetzt lebenden Generation beschränkt: daher versteht es sich selbst und seine eigene Gegenwart nicht; weil es sie nicht auf eine Vergangenheit zu beziehen und aus dieser zu erklären vermag; noch weniger kann es die Zukunft anticipiren. Erst durch die Geschichte wird ein Volk sich seiner selbst vollständig bewußt. Demnach ist die Geschichte als das vernünftige Selbstbewußtsein des menschlichen Geschlechts anzusehen, und ist diesem Das, was dem Einzelnen das durch die Vernunft bedingte, besonnene und zusammenhängende Bewußtsein ist, durch dessen Ermangelung das Thier in der engen anschaulichen Gegenwart befangen bleibt. Dabei ist jede Lücke in der Geschichte wie eine Lücke im erinnernden Selbstbewußtsein eines Menschen; und vor einem Dentmal des Uralters, welches seine eigene Kunde überlebt hat, wie z. B. die Pyramiden, Tempel und Paläste in Palatan, stehen wir so bestimmunglos und einfältig, wie das Thier vor der menschlichen Handlung, in die es dienend versflochten ist, oder wie ein Mensch vor seiner eigenen alten Zifferschrift, deren Schlüssel er vergessen hat, ja, wie ein Nachtwandler, der, was er im Schlafe gemacht hat, am Morgen vorfindet. In diesem Sinne ist die Geschichte anzusehen als die Vernunft, oder das besonnene Bewußtsein des menschlichen Geschlechts, und vertritt die Stelle eines dem ganzen Geschlechte unmittelbar gemeinsamen Selbstbewußtseins, so daß erst vermöge ihrer dasselbe wirklich zu einem Ganzen, zu einer Menschheit, wird. Dieses ist der wahre

Werth der Geschichte; und demgemäß beruht das so allgemeine und überwiegende Interesse an ihr hauptsächlich darauf, daß sie eine persönliche Angelegenheit des Menschengeschlechts ist.

Wie jeder Mensch eine Physiognomie hat, nach der man ihn vorläufig beurtheilt; so hat auch jedes Zeitalter eine, die nicht minder charakteristisch ist. Denn der jedesmalige Zeitgeist gleicht einem scharfen Ostwinde, der durch Alles hindurchbläst. Daher findet man seine Spur in allem Thun, Denken, Schreiben, in Musik und Malerei, im Floriren dieser oder jener Kunst: Allem und Jedem drückt er seinen Stempel auf; daher z. B. das Zeitalter der Phrasen ohne Sinn auch das der Musiken ohne Melodie und der Formen ohne Zweck und Absicht sein mußte. Höchstens können die dicken Mauern eines Klosters jenem Ostwinde den Zugang versperren; wenn er sie alsdann nicht gar umreißt. Darum also ertheilt der Geist einer Zeit ihr auch die äußere Physiognomie. Diese besteht in der Bauart, in der Kleidung, nebst der Art Haar und Bart zu stutzen, und in der Form der Möbeln und Geräthe. Die jetzige Zeit trägt, durch Mangel an Originalität in allen diesen Dingen, das Stempel der Charakterlosigkeit.

Der Mensch ist im Grunde ein wildes, entseßliches Thier. Wir kennen es blos im Zustande der Bändigung und Zähmung, welche Civilisation heißt: daher erschrecken uns die gelegentlichen Ausbrüche seiner Natur. Aber wo und wann einmal Schloß und Kette der gesellschaftlichen Ordnung abfallen, und Anarchie eintritt, da zeigt sich was er ist. — Wer inzwischen auch ohne solche Gelegenheit sich darüber aufklären möchte, der kann die Ueberzeugung, daß der Mensch an Grausamkeit und Uerbittlichkeit keinem Tiger und keiner Hyäne nachsteht, aus hundert alten und neuen Berichten schöpfen.

Die Natur ist, in Hinsicht auf den Intellekt, höchst aristokratisch. Die Unterschiede, die sie hier eingefest hat, sind größer als die, welche Geburt, Rang, Reichthum, oder Rassenunterschied in irgend einem Lande feststellen: aber wie in andern Aristokratien, so auch in der ibrigen, kommen viele tausend Plebejer auf einen Edeln, viele Millionen auf einen Fürsten, und ist der große Haufen bloßer Pöbel, mob, rabble, la canaille. Dabei ist nun freilich zwischen der Rangliste der Natur und der der Konvention ein schreiender

Kontrast, dessen Ausgleichung nur in einem goldenen Zeitalter zu hoffen stände. Inzwischen haben die auf der einen, und die auf der andern Rangliste sehr hoch Stehenden das Gemeinsame, daß sie meistens in vornehmer Isolation leben, auf welche Byron hindeutet, wenn er sagt:

Die Einsamkeit der Könige zu fühlen,
Jedoch der Macht entbehren, welche sie
Die Krone tragen läßt.

(Proph. of Dante. C. 1.)

Denn der Intellekt ist ein differenzirendes, mithin trennendes Princip: seine verschiedenen Abstufungen geben, noch vielmehr als die der bloßen Bildung, Jedem andere Begriffe, in Folge deren gewissermaßen Jeder in einer andern Welt lebt, in welcher er nur dem Gleichgestellten unmittelbar begegnet, den Uebrigen aber bloß aus der Ferne zuzurufen und sich ihnen verständlich zu machen suchen kann. Große Unterschiede im Grade und dabei in der Ausbildung des Verstandes öffnen zwischen Mensch und Mensch eine weite Kluft, über welche nur die Herzensgüte sehen kann, als welche im Gegentheil das unificirende Princip ist, welches jeden Andern mit dem eigenen Selbst identificirt. Jedoch bleibt die Verbindung eine moralische: sie kann keine intellektuelle werden. Sogar bei ziemlich gleichem Grade der Bildung gleicht die Konversation zwischen einem großen Geiste und einem gewöhnlichen Kopfe der gemeinschaftlichen Reise eines Mannes, der auf einem muthigen Rosse sitzt, mit einem Fußgänger. Beiden wird sie bald höchst lästig und auf die Länge unmöglich. Auf eine kurze Strecke kann zwar der Reiter absteigen, um mit dem Andern zu gehen; wiewohl auch dann ihm die Ungeduld seines Pferdes viel zu schaffen machen wird.

Die Sensibilität, objectivirt im Nerven, ist der Hauptcharakter des Menschen, und ist das eigentlich Menschliche im Menschen. Kein Thier kann sich hierin mit ihm auch nur entfernt vergleichen. Ueberwiegend vorherrschend gibt sie Genie (Athenen). Demnach ist der Mensch von Genie im höhern Grade Mensch. Hieraus ist erklärlich, daß einige Genies die übrigen Menschen, mit ihren eintönigen Physiognomien und dem durchgängigen Gepräge der Alltäglichkeit, nicht für Menschen haben anerkennen wollen; denn sie fanden in ihnen nicht ihres Gleichen, und geriethen in den natürlichen Irrthum, daß ihre eigene Beschaffenheit die normale wäre. In diesem Sinne suchte Diogenes mit der Laterne nach Menschen; — der geniale Kheleth sagt: „Unter Tausend habe ich einen Menschen

gefunden, aber kein Weib unter allen diesen;“ — und Gracian im Kritikon, vielleicht der größten und schönsten Allegorie, die je geschrieben worden, sagt: „Aber das Wunderlichste war, daß sie im ganzen Lande, selbst in den volkreichsten Städten, keinen Menschen antrafen; sondern Alles war bevölkert von Löwen, Tigern, Leoparden, Wölfen, Füchsen, Affen, Dachsen, Eseln, Schweinen, — nirgends einen Menschen! Erst spät brachten sie in Erfahrung, daß die wenigen vorhandenen Menschen, um sich zu bergen und nicht anzusehen, wie es hergeht, sich zurückgezogen hatten in jene Einsöden, welche eigentlich die Wohnungen der wilden Thiere hätten sein sollen.“ In der That beruht auf demselben Grunde der allen Genies eigene Hang zur Einsamkeit, als zu welcher sowohl ihre Verschiedenheit von den Uebrigen sie treibt, wie ihr innerer Reichtum sie ausstattet: denn von Menschen, wie von Diamanten, taugen nur die ungemein großen zu Solitars: die gewöhnlichen müssen beisammen sein und in Masse wirken.

Genialität ist nichts Anderes, als die vollkommenste Objectivität, d. h. objektive Richtung des Geistes, entgegengesetzt der Subjektivität, auf die eigene Person, d. i. den Willen, gehenden. Demnach ist Genialität die Fähigkeit, sich rein anschauend zu verhalten, sich in die Anschauung zu verlieren und die Erkenntniß, welche ursprünglich nur zum Dienste des Willens da ist, diesem Dienste zu entziehen, d. h. sein Interesse, sein Wollen, seine Zwecke, ganz aus den Augen zu lassen, sonach seiner Persönlichkeit sich auf eine Zeit völlig zu entäußern, um als rein erkennendes Subjekt, klares Weltauge, übrig zu bleiben: und dieses nicht auf Augenblicke; sondern so anhaltend und mit so viel Besonnenheit, als nöthig ist, um das Aufgefaßte durch überlegte Kunst zu wiederholen und „was in schwankender Erscheinung schwebt, zu befestigen in dauernden Gedanken.“

Der gewöhnliche Mensch, diese Fabrikwaare der Natur, wie sie solche täglich zu Tausenden hervorbringt, ist einer in jedem Sinne völlig uninteressirten Betrachtung, welches die eigentliche Beschaulichkeit ist, wenigstens durchaus nicht anhaltend fähig: er kann seine Aufmerksamkeit auf die Dinge nur insofern richten, als sie irgend eine, wenn auch nur sehr mittelbare Beziehung auf seinen Willen haben. Daher wird er so schnell mit Allem fertig, mit Kunstwerken, schönen Naturgegenständen und dem überall bedeutsamen Anblick des Lebens in allen seinen Scenen. Er aber weiß nicht: nur seinen Weg im Leben sucht er, allenfalls auch Alles, was irgend

einmal sein Weg werden könnte, also topographische Notizen im weitesten Sinn; mit der Betrachtung des Lebens selbst als solchen verliert er keine Zeit. Der Geniale dagegen, dessen Erkenntnißkraft, durch ihr Uebergewicht, sich dem Dienste seines Willens, auf einen Theil seiner Zeit, entzieht, verweilt bei der Betrachtung des Lebens selbst, strebt die Idee jedes Dinges zu erforschen, nicht dessen Relationen zu andern Dingen: darüber vernachlässigt er häufig die Betrachtung seines eigenen Weges im Leben, und geht solchen meistens umgeschickt genug. Während dem gewöhnlichen Menschen sein Erkenntnißvermögen die Laterne ist, die seinen Weg beleuchtet, ist es dem Genialen die Sonne, welche die Welt offenbar macht.

Groß überhaupt ist nur Der, welcher bei seinem Wirken, dieses sei nun ein praktisches, oder ein theoretisches, nicht seine Sache sucht; sondern allein einen objektiven Zweck verfolgt: er ist es aber selbst dann noch, wann, im Praktischen, dieser Zweck ein mißverständener, und sogar wann er, in Folge davon, ein Verbrechen sein sollte. Daß er nicht sich und seine Sache sucht, dies macht ihn, unter allen Umständen, groß. Klein hingegen ist alles auf persönliche Zwecke gerichtete Treiben; weil der dadurch in Thätigkeit Versetzte sich nur in seiner eigenen, verschwindend kleinen Person erkennt und findet. Hingegen wer groß ist, erkennt sich in Allem und daher im Ganzen: er lebt nicht, wie Jener, allein im Mikrokosmos, sondern noch mehr im Makrokosmos. — Wie nun offenbar die Allermeisten stets klein sein müssen und niemals groß sein können, so ist doch das Umgekehrte nicht möglich, daß nämlich Einer durchaus, d. h. stets und jeden Augenblick, groß sei:

Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.

Jeder große Mann nämlich muß dennoch oft nur das Individuum sein, nur sich im Auge haben, und das heißt klein sein. Hieraus beruht die sehr richtige Bemerkung, daß kein Held es vor seinem Kammerdiener bleibt; nicht aber darauf, daß der Kammerdiener den Helden nicht zu schätzen verstehe; — welches Goethe, in den „Wahlverwandtschaften“ (Bd. 2, Kap. 5), als Einfall der Ottilie aufsticht.

Das Genie steht in seinem Treiben und Leisten meistens mit seiner Zeit im Widerspruch und Kampfe. Die bloßen Talentmänner kommen stets zur rechten Zeit: denn wie sie vom Geiste ihrer Zeit angeregt und vom Bedürfnis derselben hervorgerufen werden;

so sind sie auch gerade nur fähig, diesem zu genügen. Sie greifen daher ein in den fortschreitenden Bildungsgang ihrer Zeitgenossen, oder in die schrittweise Förderung einer speciellen Wissenschaft: dafür wird ihnen Lohn und Beifall. Der nächsten Generation jedoch sind ihre Werke nicht mehr genießbar: sie müssen durch andere ersetzt werden, die dann auch nicht ausbleiben. Das Genie hingegen trifft in seine Zeit, wie ein Komet in die Planetenbahnen, deren wohlgeordneter und übersehbarer Ordnung sein völlig excentrischer Lauf fremd ist. Demnach kann es nicht eingreifen in den vorgefundenen, regelmäßigen Bildungsgang der Zeit, sondern wirft seine Werke weit hinaus in die vorliegende Bahn (wie der sich dem Tode weihende Imperator seinen Speer unter die Feinde), auf welcher die Zeit solche erst einzuholen hat. — Das Talent vermag zu leisten was die Leistungsfähigkeit, jedoch nicht die Apprehensionsfähigkeit der Uebrigen überschreitet: daher findet es sogleich seine Schächer. Hingegen geht die Leistung des Genies nicht nur über die Leistungs-, sondern auch über die Apprehensionsfähigkeit der Andern hinaus: daher werden diese seiner nicht unmittelbar inne. Das Talent gleicht dem Schützen, der ein Ziel trifft, welches die Uebrigen nicht erreichen können; das Genie dem, der eines trifft, bis zu welchem sie nicht einmal zu sehen vermögen: daher sie nur mittelbar, also spät Kunde davon erhalten, und sogar diese nur auf Treu und Glauben annehmen. — Eine Folge dieser späten Anerkennung der Werke des Genies ist, daß sie selten von ihren Zeitgenossen und demnach in der Frische des Kolorits, welche die Gleichzeitigkeit und Gegenwart verleiht, genossen werden, sondern, gleich den Feigen und Datteln, viel mehr im trockenen, als im frischen Zustande.

Im Verlaufe des Lebens treten Kopf und Herz immer mehr auseinander: immer mehr sondert man seine subjektive Empfindung von seiner objektiven Erkenntniß. Im Kinde sind beide noch ganz verschmolzen: es weiß sich von seiner Umgebung kaum zu unterscheiden, es verschwimmt mit ihr. Im Jüngling wirkt alle Wahrnehmung zunächst Empfindung und Stimmung, ja vermischt sich mit dieser; wie dies Byron sehr schön ausdrückt:

Nicht in mir selbst leb' ich allein; ich werde
Ein Theil von Dem, was mich umgibt, und mir
Sind hohe Berge ein Gefühl.

Eben daher haftet der Jüngling so sehr an der anschaulichen Außenseite der Dinge; eben daher taugt er nur zur lyrischen Poesie, und erst der Mann zur dramatischen. Den Greis kann man sich höch-

stens noch als Epiker denken, wie Ossian, Homer: denn Erzählen gehört zum Charakter des Greises.

Der dramatische, oder epische Dichter soll wissen, daß er das Schicksal ist, und daher unerbittlich sein, wie dieses; — imgleichen, daß er der Spiegel des Menschengeschlechts ist, und daher viel schlechte, mitunter ruchlose Charaktere auftreten lassen, wie auch viele Thoren, verschrobne Köpfe und Narren, dann aber hin und wieder einen Vernünftigen, einen Klugen, einen Redlichen, einen Guten und nur als seltenste Ausnahme einen Edelmüthigen. Im ganzen Homer ist, meines Bedünkens, kein eigentlich edelmüthiger Charakter dargestellt, wiewohl manche gute und redliche: im ganzen Shakespeare mögen allenfalls ein Paar edle, doch keineswegs überschwänglich edle Charaktere zu finden sein, etwa die Cordelia, der Koriolan, schwerlich mehr; hingegen wimmelt es darin von der oben bezeichneten Gattung. Aber Ifflands und Kotzebue's Stücke haben viel edelmüthige Charaktere; während Goldoni es gehalten hat, wie ich oben anempfehl, wodurch er zeigt, daß er höher sieht. Hingegen Lessings Minna von Barnhelm laborirt stark an zu vielem und allseitigem Edelmuth: aber gar so viel Edelmuth, wie der einzige Marquis Posa darbietet, ist in Goethe's sämtlichen Werken zusammen genommen nicht aufzutreiben: wohl aber gibt es ein kleines deutsches Stück, „Pflicht um Pflicht“, welches nur drei Personen hat, jedoch alle drei von überschwänglichem Edelmuth.

Der Philister ist ein Mensch ohne geistige Bedürfnisse. Hieraus folgt gar mancherlei: erstlich, in Hinsicht auf ihn selbst, daß er ohne geistige Genüsse bleibt; nach dem Grundsatz: *il n'est de vrais plaisirs, qu'avec de vrais besoins*. Kein Drang nach Erkenntniß und Einsicht, um ihrer selbst Willen, belebt sein Dasein, auch keiner nach eigentlich ästhetischen Genüssen, als welcher dem erstern durchaus verwandt ist. Was dennoch von Genüssen solcher Art etwa Mode, oder Auktorität, ihm aufdringt, wird er als eine Art Zwangsarbeit möglichst kurz abthun. Wirkliche Genüsse für ihn sind allein die sinnlichen: durch diese hält er sich schadlos. Demnach sind Auster und Champagner der Höhepunkt seines Daseins, und sich Alles, was zum leiblichen Wohlfühlen beiträgt, zu verschaffen, ist der Zweck seines Lebens. Glücklich genug, wenn dieser ihm viel zu schaffen macht! Denn sind jene Güter ihm schon zum voraus oktroyirt; so fällt er unaussprechlich der Langeweile anheim; gegen welche dann alles Erfinnliche versucht

wird: Ball, Theater, Gesellschaft, Kartenspiel, Hazardspiel, Pferde, Weiber, Trinken, Reisen u. s. w. Und doch reicht dies Alles gegen die Langeweile nicht aus, wo Mangel an geistigen Bedürfnissen die geistigen Genüsse unmöglich macht. Daher auch ist dem Philister ein dumpfer, trockener Ernst, der sich dem thierischen nähert, eigen und charakteristisch. Nichts freut ihn, nichts erregt ihn, nichts gewinnt ihm Antheil ab. Denn die sinnlichen Genüsse sind bald erschöpft; die Gesellschaft, aus eben solchen Philistern bestehend, wird bald langweilig; das Kartenspiel zuletzt ermüdend. Allenfalls bleiben ihm noch die Genüsse der Eitelkeit, nach seiner Weise, welche denn darin bestehen, daß er an Reichthum, oder Rang, oder Einfluß und Macht, Andere übertrifft, von welchen er dann deshalb geehrt wird; oder aber auch darin, daß er wenigstens mit Solchen, die in Dergleichen eminiren, Umgang hat und so sich im Reflex ihres Glanzes sonnt (*a snob*). — Aus der aufgestellten Grundeigenschaft des Philisters folgt zweitens, in Hinsicht auf Andere, daß, da er keine geistige, sondern nur physische Bedürfnisse hat, er Den suchen wird, der diese, nicht Den, der jene zu befriedigen im Stande ist. Am allerwenigsten wird daher unter den Anforderungen, die er an Andere macht, die irgend überwiegender geistiger Fähigkeiten sein; vielmehr werden diese, wenn sie ihm aufstoßen, seinen Widerwillen, ja, seinen Haß erregen; weil er dabei nur ein lästiges Gefühl von Inferiorität, und dazu einen dumpfen, heimlichen Neid verspürt, den er auf's Sorgfältigste versteckt, indem er ihn sogar sich selber zu verhehlen sucht, wodurch aber gerade solcher bisweilen bis zu einem stillen Ingrimm anwächst. Nimmermehr demnach wird es ihm einfallen, nach dergleichen Eigenschaften seine Werthschätzung oder Hochachtung abzumessen; sondern diese wird ausschließlich dem Range und Reichthum, der Macht und dem Einfluß vorbehalten bleiben, als welche in seinen Augen die allein wahren Vorzüge sind, in denen zu excelliren auch sein Wunsch wäre. — Alles dieses aber folgt daraus, daß er ein Mensch ohne geistige Bedürfnisse ist.

Daß heftiges geistiges Leiden, unerwartete entsetzliche Begebenheiten häufig Wahnsinn veranlassen, erkläre ich mir folgendermaßen: Jedes solches Leiden ist immer als wirkliche Begebenheit auf die Gegenwart beschränkt, also nur vorübergehend und insofern noch immer nicht übermäßig schwer: überschwänglich groß wird es erst, sofern es bleibender Schmerz ist: aber als solcher ist es wieder allein ein Gedanke und liegt daher im Gedächtniß: wenn nun ein solcher Kummer, ein solches schmerzliches Wissen, oder Andenken, so qualvoll ist, daß es schlechterdings unerträglich fällt, und das Indi-

viduum ihm unterliegen würde, — dann greift die dermaßen geängstigte Natur zum Wahnsinn als zum letzten Rettungsmittel des Lebens: der so gepeinigete Geist zerreiht nun plötzlich den Faden seines Gedächtnisses, füllt die Lücken mit Fiktionen aus und flüchtet so sich von dem seine Kräfte übersteigenden geistigen Schmerz zum Wahnsinn, — wie man ein vom Brande ergriffenes Glied abnimmt und es durch ein hölzernes ersetzt. — Als Beispiel betrachte man den rasenden Ajar, den König Lear und die Ophelia: denn die Geschöpfe des echten Genies, auf welche allein man sich hier, als allgemein bekannt, berufen kann, sind wirklichen Personen an Wahrheit gleichzusetzen: übrigens zeigt auch die häufige wirkliche Erfahrung hier durchaus Dasselbe. Ein schwaches Analogon jener Art des Ueberganges vom Schmerz zum Wahnsinn ist dieses, daß wir Alle oft ein peinligendes Andenken, das uns plötzlich einfällt, wie mechanisch, durch irgend eine laute Aeußerung oder Bewegung zu verschrecken, uns selbst davon abzulenken, mit Gewalt uns zu zerstreuen suchen.

Kinder sollten das Leben, in jeder Hinsicht, nicht früher aus der Kopie kennen lernen, als aus dem Original. Statt daher zu eilen, ihnen nur Bücher in die Hände zu geben, mache man sie stufenweise mit den Dingen und den menschlichen Verhältnissen bekannt. Vor Allem sei man darauf bedacht, sie zu einer reinen Auffassung der Wirklichkeit anzuleiten und sie dahin zu bringen, daß sie ihre Begriffe stets unmittelbar aus der wirklichen Welt schöpfen und sie nach der Wirklichkeit bilden, nicht aber sie anderswo herholen, aus Büchern, Märchen oder Reden Anderer, und solche Begriffe nachher schon fertig zur Wirklichkeit hinzubringen, welche letztere sie alsdann, den Kopf voll Chimären, theils falsch auffassen, theils nach jenen Chimären umzumodeln fruchtlos sich bemühen, und so durch Beides auf Irrwege gerathen. Denn es ist unglaublich, wie viel Nachtheil früh eingepflanzte Chimären und daraus entstandene Vorurtheile bringen: die spätere Erziehung, welche die Welt und das wirkliche Leben uns geben, muß alsdann hauptsächlich auf Ausmerzung jener verwendet werden.

Die Schriftsteller kann man eintheilen in Sternschnuppen, Planeten und Fixsterne. — Die Ersteren liefern die momentanen Knalleffekte: man schaut auf, ruft „siehe da!“ und auf immer sind sie verschwunden. — Die Zweiten, also die Ir- und Wandelsterne, haben viel mehr Bestand. Sie glänzen, wiewohl bloß vermöge

ihrer Nähe, oft heller, als die Fixsterne, und werden von Nichtkennern mit diesen verwechselt. Inzwischen müssen auch sie ihren Platz bald räumen, haben zudem nur geborgtes Licht und eine auf ihre Bahngenosse (Zeitgenossen) beschränkte Wirkungsphäre. Sie wandeln und wechseln: ein Umlauf von einigen Jahren Dauer ist ihre Sache. Die Dritten allein sind unwandelbar, stehen fest am Firmament, haben eigenes Licht, wirken zu Einer Zeit, wie zur Andern, indem sie ihr Ansehn nicht durch die Veränderung unsers Standpunktes ändern, da sie keine Parallaxe haben. Sie gehören nicht, wie jene Andern, einem Systeme (Nation) allein an; sondern der Welt. Aber eben wegen der Höhe ihrer Stelle braucht ihr Licht meistens viele Jahre, ehe es dem Erdbewohner sichtbar wird.

Wie in Zimmern der Grad der Helle verschieden ist, so in den Köpfen. Diese Qualität des ganzen Denkens spürt man, sobald man nur wenige Seiten eines Schriftstellers gelesen hat. Denn da hat man sogleich mit seinem Verstande und in seinem Sinn zu verstehen gehabt: daher, ehe man noch weiß, was er Alles gedacht hat, man schon sieht, wie er denkt, nämlich, welches die formelle Beschaffenheit, die Textur seines Denkens sei, die sich in Allem, worüber er denkt, gleich bleibt, und deren Abdruck der Gedankengang und der Styl ist. An diesem empfindet man sogleich den Schritt und Tritt, die Gelehtigkeit und Leichtigkeit, wohl gar die Beflügelung seines Geistes, oder, umgekehrt, dessen Schwerefälligkeit, Steifheit, Lahmheit und bleierne Beschaffenheit. Denn wie die Sprache der Abdruck des Geistes eines Volks, so ist der Styl der unmittelbare Abdruck des Geistes eines Schriftstellers, die Physiognomie desselben. Man werfe das Buch weg, bei dem man merkt, daß man in eine dunklere Region geräth, als die eigene ist; es sei denn, daß man bloß Thatfachen, nicht Gedanken aus ihm zu empfangen habe. Außerdem aber wird nur der Schriftsteller uns Gewinn bringen, dessen Verstehen schärfer und deutlicher ist, als das eigene, der unser Denken beschleunigt, nicht es hemmt, wie der stumpfe Kopf, der den Krätengang seines Denkens mitzumachen uns nöthigen will; also jener, mit dessen Kopfe einzuweilen zu denken, uns fühlbare Erleichterung und Förderung gewährt, bei dem wir uns getragen fühlen, wohin wir allein nicht gelangen konnten. Goethe sagte mir einmal, daß, wenn er eine Seite im Kant lese, ihm zu Muth würde, als träte er in ein helles Zimmer. Die schlechten Köpfe sind es nicht bloß dadurch, daß sie schief und mithin falsch urtheilen; sondern zunächst durch die Undeutlichkeit ihres gesammten Denkens, als welches dem Sehen durch ein schlechtes Fernrohr, in welchem alle Umrisse undeutlich und wie verwischt er-

scheinen, und die verschiedenen Gegenstände in einander laufen, zu vergleichen ist. . . . Im Gegentheil hiervon bewirkt die den eminenten Köpfen eigenthümliche Deutlichkeit des Denkens und Klarheit der Begriffe, daß sogar bekannte Wahrheiten, von ihnen vorgetragen, neues Licht, oder wenigstens neuen Reiz gewinnen: hört oder liest man sie, so ist es, als hätte man ein schlechtes Fernrohr gegen ein gutes vertauscht.

Der Styl ist die Physiognomie des Geistes. Sie ist untrüglicher, als die des Leibes. Fremden Styl nachahmen heißt eine Maske tragen. Wäre diese auch noch so schön, so wird sie, durch das Leblose, bald insipid und unerträglich; so daß selbst das häßlichste lebendige Gesicht besser ist. —

Affektation im Styl ist dem Gesichterschneiden zu vergleichen. — Die Sprache, in welcher man schreibt, ist die Nationalphysiognomie: sie stellt große Unterschiede fest, — von der Griechischen bis zur Karaischen.

Der Tod ist die große Zurechtweisung, welche der Wille zum Leben, und näher der diesem wesentliche Egoismus, durch den Lauf der Natur erhält; und er kann aufgefaßt werden als eine Strafe für unser Dasein. Er ist die schmerzliche Lösung des Knotens, den die Zeugung mit Wollust geschürzt hatte, und die von außen eindringende, gewaltsame Zerstörung des Grundirrhums unsers Wesens: die große Enttäuschung.

Das Sterben ist der Augenblick jener Befreiung von der Einseitigkeit einer Individualität, welche nicht den innersten Kern unsers Wesens ausmacht, vielmehr als eine Art Verirrung desselben zu denken ist: die wahre ursprüngliche Freiheit tritt wieder ein, in diesem Augenblick, welcher als eine *restitutio in integrum* betrachtet werden kann. Der Friede und die Beruhigung auf dem Gesichte der meisten Todten scheint daher zu stammen. Ruhig und sanft ist, in der Regel, der Tod jedes guten Menschen; aber willig sterben, gern sterben, freudig sterben, ist das Vorrecht des Resignirten, Dessen, der den Willen zum Leben aufgibt und verneint. Denn nur er will wirklich und nicht bloß scheinbar sterben, folglich braucht und verlangt er keine Fortdauer seiner Person.

Wenn wir uns in die Betrachtung der unendlichen Größe der Welt in Raum und Zeit verlieren, den verfloßenen Jahrtausenden und den kommenden nachsinnen, — oder auch, wenn der nächtliche

Himmel uns zahllose Welten wirklich vor Augen bringt, und so die Unermeßlichkeit der Welt auf das Bewußtsein eindringt. — so fühlen wir uns selbst zu Nichts verkleinert, fühlen uns als Individuum, als belebter Leib, als vergängliche Willenserscheinung, wie ein Tropfen im Ocean, dahinschwinden, in Nichts zerfließen. Aber zugleich erhebt sich gegen solches Gespenst unserer eigenen Nichtigkeit, gegen solche liegende Unmöglichkeit, das unmittelbare Bewußtsein, daß alle diese Welten ja nur in unserer Vorstellung da sind, nur als Modifikationen des ewigen Subjekts des reinen Erkennens, als welches wir uns finden, sobald wir die Individualität vergessen, und welches der nothwendige, der bedingende Träger aller Welten und aller Zeiten ist. Die Größe der Welt, die uns vorher beunruhigte, ruht jetzt in uns: unsere Abhängigkeit von ihr wird aufgehoben durch ihre Abhängigkeit von uns. — Dieses Alles kommt jedoch nicht sofort in die Reflexion, sondern zeigt sich als ein nur gefühltes Bewußtsein, daß man, in irgend einem Sinne, mit der Welt Eins ist und daher durch ihre Unermeßlichkeit nicht niedergedrückt, sondern gehoben wird. . . . Es ist Erhebung über das eigene Individuum, Gefühl des Erhabenen.

Das ästhetische Wohlgefallen ist wesentlich Eines und dasselbe, es mag durch ein Werk der Kunst, oder unmittelbar durch die Anschauung der Natur und des Lebens hervorgerufen sein. Das Kunstwerk ist bloß ein Erleichterungsmittel derjenigen Erkenntniß, in welcher jenes Wohlgefallen besteht. Daß aus dem Kunstwerk die Idee uns leichter entgegentritt, als unmittelbar aus der Natur und der Wirklichkeit, kommt daher, daß der Künstler, der nur die Idee rein wiederholt hat, sie ausgefondert hat aus der Wirklichkeit, mit Auslassung aller störenden Zufälligkeiten. Der Künstler läßt uns durch seine Augen in die Welt blicken. Daß er diese Augen hat, daß er das Wesentliche, außer allen Relationen Liegende der Dinge erkennt, ist eben die Gabe des Genies, das Angeborne; daß er aber im Stande ist, auch uns diese Gabe zu leihen, uns seine Augen aufzusetzen: dies ist das Erworbene, das Technische der Kunst.

Die Ähnlichkeit des Kindesalters mit dem Genie beruht im Ueberschuß der Erkenntnißkräfte über die Bedürfnisse des Willens, und im daraus entspringenden Vorwalten der bloß erkennenden Thätigkeit. Wirklich ist jedes Kind gewissermaßen ein Genie, und jedes Genie gewissermaßen ein Kind. Die Verwandtschaft Beider

zeigt sich zunächst in der Naivetät und erhabenen Einfalt, welche ein Grundzug des echten Genies ist: sie tritt auch außerdem in manchen Zügen an den Tag, so daß eine gewisse Kindlichkeit allerdings zum Charakter des Genies gehört. In Niemers Mittheilungen über Goethe wird (Bd. I, S. 184) erwähnt, daß Herder und Andere Goethen tadelnd nachsagten, er sei ewig ein großes Kind: gewiß haben sie es mit Recht gesagt, nur nicht mit Recht getadelt. Auch von Mozart hat es geheissen, er sei zeitlebens ein Kind geblieben. Schlichtegrolls Nekrolog sagt von ihm: „Er wurde früh in seiner Kunst ein Mann; in allen übrigen Verhältnissen aber blieb er beständig ein Kind.“ Jedes Genie ist schon darum ein großes Kind, weil es in die Welt hineinschaut als in ein Fremdes, ein Schauspiel, daher mit rein objectivem Interesse. Demgemäss hat es, so wenig wie das Kind, jene trockene Ernsthaftigkeit der Gewöhnlichen, als welche, keines andern als subjektiven Interesses fähig, in den Dingen immer bloss Motive für ihr Thun suchen. Wer nicht zeitlebens gewissermaßen ein großes Kind bleibt, sondern ein ernsthafter, nüchtern, durchweg gesetzter und vernünftiger Mann wird, kann ein sehr nützlicher und tüchtiger Bürger dieser Welt sein; nur nimmermehr ein Genie. In der That ist das Genie es dadurch, daß jenes, dem Kindesalter natürliche, Ueberwiegen des sensibeln Systems und der erkennenden Thätigkeit sich bei ihm, abnormer Weise, das ganze Leben hindurch erhält, also hier ein perennirendes wird. Eine Spur davon zieht sich freilich auch bei manchen gewöhnlichen Menschen noch bis in's Jünglingsalter hinüber; daher z. B. noch an manchen Studenten ein rein geistiges Streben und eine geniale Excentricität unverkennbar ist. Allein die Natur kehrt in ihr Gleis zurück: sie verpuppen sich und erstehen, im Mannesalter, als eingefleischte Philister, über die man erschrickt, wenn man sie in spätern Jahren wieder antrifft.

Sehr passend nennt man die Beschäftigung mit den Schriftstellern des Alterthums Humanitätsstudien: denn durch sie wird der Schüler zuvörderst wieder ein Mensch, indem er eintritt in die Welt, die noch rein war von allen Frähen des Mittelalters und der Romantik, welche nachher in die Europäische Menschheit so tief eindringen, daß auch noch jetzt Jeder damit betüncht zur Welt kommt und sie erst abzustreifen hat, um nur zuvörderst wieder ein Mensch zu werden. Denkt nicht, daß eure moderne Weisheit jene Weihe zum Menschen je ersetzen könne: ihr seid nicht, wie Griechen und Römer, geborne Freie, unbefangene Söhne der Natur. Ihr seid zunächst die Söhne und Erben des rohen Mittelalters und seines Unsinns, des schändlichen Passentrugs und des halb bruta-len, halb geckenhaften Mitterwesens. Geht es gleich mit beiden jetzt

allgemach zu Ende, so könnt ihr darum doch noch nicht auf eigenen Füßen stehen. Ohne die Schule der Alten wird eure Literatur in gemeines Geschwätze und platte Philisterei ausarten.

Jeder Zustand, jeder Mensch, jede Scene des Lebens braucht nur rein objectiv aufgefaßt und zum Gegenstand einer Schilderung, sei es mit dem Pinsel oder mit Worten, gemacht zu werden, um interessant, allerliebst, beneidenswerth zu erscheinen: — aber steckt man darin, ist man es selbst, — da (heißt es oft) mag es der Teufel aushalten. Daher sagt Goethe:

Was im Leben uns verdrießt,
Man im Bilde gern genießt.

In meinen Jünglingsjahren hatte ich eine Periode, wo ich beständig bemüht war, mich und mein Thun von außen zu sehen und mir zu schildern; — wahrscheinlich, um es mir genießbar zu machen. — — —

Alles ist nur so lange schön, als es uns nicht angeht. Das Leben ist nie schön, sondern nur die Bilder des Lebens sind es, nämlich im verklärenden Spiegel der Kunst oder der Poesie; zumal in der Jugend, als wo wir es noch nicht kennen.

Der Genuß alles Schönen, der Trost, den die Kunst gewährt, der Enthusiasmus des Künstlers, welcher ihn die Mühen des Lebens vergessen läßt, dieser eine Vorzug des Genies vor den Andern, der ihn für das mit der Klarheit des Bewußtseins in gleichem Maße gesteigerte Leiden und für die öde Einsamkeit unter einem heterogenen Geschlechte allein entschädigt, — dieses Alles beruht darauf, daß das Ansieh des Lebens, der Wille, das Dasein selbst, ein stetes Leiden und theils jämmerlich, theils schrecklich ist; das-selbe hingegen als Vorstellung allein, rein angeschaut, oder durch die Kunst wiederholt, frei von Qual ein bedeutames Schauspiel gewährt. Diese rein erkennbare Seite der Welt und die Wiederholung derselben in irgend einer Kunst ist das Element des Künstlers.

Urtheilen aus eigenen Mitteln ist das Vorrecht Weniger: die Uebrigen leitet Autorität und Beispiel. Sie sehen mit fremden Augen und hören mit fremden Ohren. Daher ist es gar leicht, zu

denken, wie jetzt alle Welt denkt; aber zu denken, wie alle Welt über dreißig Jahre denken wird, ist nicht Jedermanns Sache.

Das charakteristische Merkmal der Geister ersten Ranges ist die Unmittelbarkeit aller ihrer Urtheile, Alles, was sie vorbringen, ist Resultat ihres selbsteigenen Denkens und kündigt sich schon durch den Vortrag als solches an. Sie haben sonach, gleich den Fürsten, eine Reichsummittelbarkeit, im Reiche der Geister: die Uebrigen sind alle mediatifikt; welches schon an ihrem Styl, der kein eigenes Gepräge hat, zu ersehen ist.

Die bloß erlernte Wahrheit klebt uns nur an, wie ein angelegtes Glied, ein falscher Zahn, eine wächserne Nase, oder höchstens wie eine rhinoplastische aus fremdem Fleische. Die durch eigenes Denken erworbene Wahrheit aber gleicht dem natürlichen Gliede: sie allein gehört uns wirklich an. Darauf beruht der Unterschied zwischen dem Denker und dem bloßen Gelehrten.

Empirische Wissenschaften, rein ihrer selbst wegen und ohne philosophische Tendenz betrieben, gleichen einem Antlitz ohne Augen. Sie sind inzwischen eine passende Beschäftigung für gute Capacitäten, denen jedoch die höchsten Fähigkeiten abgehen, welche auch eben den minutiösen Forschungen solcher Art hinderlich sein würden. Solche concentriren ihre ganze Kraft und ihr gesamtes Wissen auf ein einziges abgestecktes Feld, in welchem sie daher, unter der Bedingung gänzlicher Unwissenheit in allem Uebrigen, die möglichst vollständige Erkenntniß erlangen können; während der Philosoph alle Felder übersehen, ja, in gewissem Grad darauf zu Hause sein muß; wobei diejenige Vollkommenheit, welche man nur durch das Detail erlangt, nothwendig ausgeschlossen bleibt. Dafür aber sind jene den Genfer Arbeitern zu vergleichen, deren Einer lauter Näder, der Andere lauter Federn, der Dritte lauter Ketten macht; der Philosoph hingegen dem Uhrmacher, der aus dem Allen erst ein Ganzes hervorbringt, welches Bewegung und Bedeutung hat. Auch kann man sie den Musikern im Orchester vergleichen, jeder von welchen Meister auf seinem Instrument ist, den Philosophen hingegen dem Kapellmeister, der die Natur und Behandlungsweise jedes Instruments kennen muß, ohne jedoch sie alle, oder auch nur eines, in großer Vollkommenheit zu spielen.

Tempel und Kirchen, Pagoden und Moscheen, in allen Ländern, aus allen Zeiten, in Pracht und Größe, zeugen vom metaphysischen Bedürfniß des Menschen, welches, stark und unvertilgbar, dem physischen auf dem Fuße folgt. Freilich könnte, wer satyrisch gelaunt ist, hinzufügen, daß dasselbe ein bescheidener Wunsch sei, der mit geringer Kost vorlieb nehme. An plumpen Fabeln und abgeschmackten Märchen läßt er sich bisweilen genügen: wenn nur früh genug eingeprägt, sind sie ihm hinlängliche Auslegungen seines Daseins und Stützen seiner Moralität. Man betrachte z. B. den Koran: dieses schlechte Buch war hinreichend, eine Weltreligion zu begründen, das metaphysische Bedürfniß zahlloser Millionen Menschen seit 1200 Jahren zu befriedigen, die Grundlage ihrer Moral und einer bedeutenden Verachtung des Todes zu werden, wie auch sie zu blutigen Kriegen und ausgedehnten Eroberungen zu begeistern. Wir finden in ihm die traurigste und erbärmlichste Gestalt des Theismus. Viel mag durch die Uebersetzungen verloren gehen; aber ich habe keinen einzigen werthvollen Gedanken darin entdecken können. Vergleichen beweist, daß mit dem metaphysischen Bedürfniß die metaphysische Fähigkeit nicht Hand in Hand geht. Doch will es scheinen, daß in den frühen Zeiten der gegenwärtigen Erdoberfläche diesem anders gewesen sei und daß die, welche der Enttöthung des Menschengeschlechts und dem Urquell der organischen Natur bedeutend näher standen, als wir, auch noch theils größere Energie der intuitiven Erkenntnißkräfte, theils eine richtigere Stimmung des Geistes hatten, wodurch sie einer reineren, unmittelbaren Auffassung des Wesens der Natur fähig und dadurch im Stande waren, dem metaphysischen Bedürfniß auf eine würdigere Weise zu genügen: so entstanden in den Urbätern der Brahmanen, den Rischis, die fast übermenschlichen Conceptionen, welche später in den Upanischaden der Beden niedergelegt wurden.

Religionen können, als auf die Fassungskraft der großen Menge berechnet, nur eine mittelbare, nicht eine unmittelbare Wahrheit haben: diese von ihnen verlangen ist, wie wenn man die im Buchdruckerrahmen aufgesetzten Lettern lesen wollte, statt ihres Abdrucks. Der Werth einer Religion wird demnach abhängen von dem größern oder geringeren Gehalt an Wahrheit, den sie, unter dem Schleier der Allegorie, in sich trägt, sodann von der größern oder geringern Deutlichkeit, mit welcher derselbe durch diesen Schleier sichtbar wird, also von der Durchsichtigkeit des Lettern. Fast scheint es, daß, wie die ältesten Sprachen die vollkommensten sind, so auch die ältesten Religionen.

Mit der Unfähigkeit zum Glauben wächst das Bedürfnis der Erkenntnis. Es gibt einen Siedepunkt auf der Scala der Kultur, wo aller Glaube, alle Offenbarung, alle Autoritäten sich verflüchtigen, der Mensch nach eigener Einsicht verlangt, belehrt, aber auch überzeugt sein will. Das Gängelband der Kindheit ist von ihm gefallen: er will auf eigenen Beinen stehen. Dabei ist aber sein metaphysisches Bedürfnis so unverfügbar, wie irgend ein physisches. Dann wird es Ernst mit dem Verlangen nach Philosophie, und die bedürftige Menschheit ruft alle denkenden Geister, die sie jemals aus ihrem Schooß erzeugt hat, an. Mit hohlem Wortkram und impotenten Bemühungen geistiger Kastraten ist da nicht mehr auszureichen; sondern es bedarf dann einer ernstlich gemeinten, d. h. einer auf Wahrheit, nicht auf Gehalte und Honorare gerichteten Philosophie, die daher nicht fragt, ob sie Ministern oder Räten gefalle, sondern an den Tag legt, daß der Beruf der Philosophie ein ganz anderer sei, als eine Erwerbsquelle für die Armen am Geiste abzugeben.

Der Glaube ist wie die Liebe: er läßt sich nicht erzwingen. Daher ist es ein mißliches Unternehmen, ihn durch Staatsmaßregeln einführen, oder befestigen zu wollen: denn, wie der Versuch, Liebe zu erzwingen, Haß erzeugt, so der, Glauben zu erzwingen, erst rechten Unglauben.

L u d w i g F e u e r b a c h .

Ludwig Feuerbach.

(Geboren 28. Juli 1804.)

Einer der kühnsten und tiefsten Denker, einer der glänzendsten, lebensvollsten und phantasiereichsten Darsteller; einer der humansten und großherzigsten Charaktere der Zeit. Er ist der Repräsentant der Linken in der Hegelschen Schule, der den Meister hoch überflügelte an Schärfe und Klarheit, an Einfachheit und Entschiedenheit; an praktisch nutzbarer Anwendung des exklusiven Gelehrtenthums auf das konkrete Leben; dem der Mensch das höchste, das Endziel aller Bestrebungen im Gebiete des Gedankens und Wissens; dem die Philosophie nur ein Mittel zum Zweck, nur ein Durchgangspunkt zum allein selig machenden Gesetz der lautereren, unabsichtlichen, naturnothwendigen Menschenliebe war. Ein rein menschlicher Denker, dem Alles, aber auch nur Das göttlich und heilig war, was zum Menschen und zum Leben in naturgemäßer Verbindung steht; der keinen Himmel der Belohnung und keine Hölle der Bestrafung, sondern nur das Gute an und für sich selbst als Naturgemäßes erkennt, das Böse des Bösen, Unmenschlichen, Unnatürlichen wegen gemieden haben wollte; der die Unsterblichkeit nur im ewigen Kreislauf der Dinge, Stoffe und Atome, in der Unsterblichkeit der Ideen sah. Das ist so die Quintessenz von Feuerbachs System, mit dem er eigentlich sofort fertig gewappnet schon mit seiner ersten Schrift: „Gedanken über Tod und Unsterb-

lichkeit" (1830) auftrat, dem er durch 20 Jahre hin unverwandt treu blieb und dem er nur durch eine Reihenfolge größerer und kleinerer Schriften tiefere Begründung gab. Das berühmteste und gefürchtetste seiner Werke ist „Das Wesen des Christenthums“ (1841); dem er dann noch „Das Wesen des Glaubens im Sinne Luthers“ und „Das Wesen der Religion“ folgen ließ. Von 1846 bis 1851 erschienen seine „Sämmtlichen Werke“ in 8 Bänden.

Ludwig Feuerbach wurde am 28. Juli 1804 zu Landshut geboren; Sohn des großen Rechtsgelehrten Professor Anselm von Feuerbach. Studirte zunächst in Heidelberg unter Paulus und Daub, dann mehrere Jahre in Berlin unter Hegel; — doch auch andern, namentlich naturwissenschaftlichen Studien obliegend, — und ließ sich im Jahr 1828 in Erlangen als Privatdocent nieder. Indessen sah er bald ein, daß einem Manne seiner Denkfähigkeit und Charakterart in damaliger Zeit keine Staatslaufbahn sich öffnen werde; er legte daher seine Stelle nieder und lebte und wirkte nun als freier Privatmann und Gelehrter. Als das Jahr 1848 herangebraust kam, glaubte er auch die rechte Zeit für sein neues Wirken als Lehrer gekommen und begann in Heidelberg Vorlesungen zu halten und zwar „Ueber das Wesen der Religion“. Indessen fand er im wilden Sturm jener Zeit und dann bei dem herannahenden Alpdruck der Reaction nicht den Erfolg, den er erwartet hatte. Er zog sich bald wieder in die Stille seines früheren Privatlebens zurück, ordnete die Herausgabe seiner „Sämmtlichen Schriften“ an und verließ das neu geknechtete Vaterland: — Deutschlands kühnster, freiester, tiefster Denker zog nach Amerika! —

A. S.

Aus:

„Der Schriftsteller und der Mensch.“

Aphorismen.

Es geht uns mit den Büchern, wie mit den Menschen. Wir machen zwar viele Bekanntschaften, aber Wenige erwählen wir zu unsern Freunden, unsern vertrauten Lebensgefährten.

Die nämlichen Affekte, welche die Menschen, erwecken auch die Bücher in uns, nur sind ihre Eindrücke abstrakter. Warum? weil die Bücher die abgeschiedenen Seelen der Menschen sind, denen, wenn auch nicht mehr, doch wenigstens eben so viel Leben und Kraft, als den lebendigen Menschen zukommt, weil sie geistige Individualitäten sind, die eben so, wie die wirklichen, abstoßend oder anziehend auf uns wirken.

Es geht den Büchern, wie den Jungfrauen. Gerade die besten, die würdigsten bleiben oft am längsten sitzen. Aber endlich kommt doch noch Einer, der sie erkennt und aus dem Dunkel der Verborgenheit an das Licht eines schönen Wirkungskreises hervorzieht.

Ueber tüchtige Menschen erlauben wir uns erst nach langem Umgange ein Urtheil, aber über unzählige fällen wir gleich beim ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft mit ihnen ein Urtheil, und zwar kein anderes, als daß wir sagen: wir können unmöglich mit ihnen umgehen, wir wollen sie gar nicht kennen lernen. So geht's uns auch mit unzähligen Schriften: schon bei den ersten Seiten sind

wir mit ihnen fertig. Wir können sie eben so wenig genießen, als wir todte Mäuse und Ratten zu uns nehmen, oder den Speichel anderer Menschen auflecken können, und sollten wir auch, wie jene verirrte Mönche, durch solche Bückungen unser ewiges Seelenheil erwerben zu können glauben. Das Urtheil der Antipathie: „Ich kann nicht, ich mag nicht“ ist auch hierin oft das allgeründlichste Urtheil, das Urtheil der Vernunft.

Die Schicksale mancher Bücher sind so seltsam, die Art, wie sie sich erhalten, so außerordentlich, daß auch über ihnen unverkennbar ein vorsehender Genius wacht. Aber auch bei ihnen ist der Genius keine äußerlich wirkende, sondern eine inwohnende Kraft, das eigene Gute, die eigene Vortreflichkeit, und die damit verbundene Nothwendigkeit der Existenz.

Der Verkehr mit Büchern ist ein Verkehr mit Geistern. Je höher Geist und Leben steigen, desto flüchtiger ist das Material, worin sie sich ausdrücken. Auf den vergänglichen Blättern der Blume wohnt mehr Geist und Leben, als in den plumpen, Jahrtausenden trogenden Granitblöcken.

Bekannte kommen und vergehen, Freunde nicht. Bücher, die wir zu unsern Freunden machen, werden uns nie zum Ekel. Sie mühen sich durch den Gebrauch nicht ab; sie reproduciren sich immer von Neuem, wie das Leben; ihr Genuß ist unerschöpflich.

Merkwürdig sind Miltons Worte in seiner Areopagitik über das Wesen des Buchs. „Ein Buch,“ sagt er (zunächst in Beziehung auf Preßfreiheit), „ist keine schlechthin todte Sache; die Existenz eines guten Buches darf daher eben so wenig gefährdet sein, als die eines guten Bürgers, die eine Existenz ist eben so ehrwürdig, als die andere, und Angriffe auf die eine müssen eben so gefährdet sein, als Angriffe auf die andere. Einen Menschen tödten heißt ein vernünftiges Geschöpf vernichten, aber ein gutes Buch unterdrücken, heißt die Vernunft selbst tödten.“

Das schriftliche Wort ist ein armer Teufel, der sich nur durch eigene Kraft durch die Welt schlägt, während das mündlich oder lebendige Wort durch die Rekommandation Ihres Durchlaucht der

Frau Fürstin Phantasie, und ihrer Kammerdiener, der Augen und Ohren, sich zu den mächtigsten Kämtern emporschwingt.

Wann werden die Menschen doch einmal so geschickt werden, jede Sache nur nach sich selbst zu bemessen und zu erkennen, daß fast alle Mängel, die sie in den Dingen finden, nur von ihrem Mangel an Verstand, nur daher kommen, daß sie Unvergleichbares vergleichen, und in Folge dieser ungeschickten Vergleichung Wirkungen und Eigenschaften an einer Sache vermissen, die ganz unter ihrer Wesenheit und selbst unter ihrer Würde sind? Ist es etwa ein Mangel Gottes, daß ihm die Eigenschaft der Sinnlichkeit abgeht, daß er nicht gehört, gesehen, gefühlt werden kann, daß er durch keine solche Wirkungen, wie etwa die Elektrizität, der Magnetismus, Beweise von seinem Dasein gibt? Gibt es daher etwas Lächerlicheres, als wenn man die Wirkung und Ueberzeugungskraft des Wortes der Wirkung und Ueberzeugungskraft eines Blickes, eines Lippen- oder Händedrucks gegenüberstellt, und aus dem Gewicht dieses materiellen Druckes die Unzulänglichkeit oder gar die Kraft- und Seelenlosigkeit des idealen Wortes beweisen will? Erkennt jedes Wesen in seiner Wirkungssphäre, und ihr werdet nicht mehr seine Vorzüge für Mängel halten. Wo nicht Geist dem Geiste, sondern Person der Person gegenübersteht, da sind natürlich auch nur persönliche Mittel der Mittheilung die sach- und zeitgemäßen, folglich von Wirkung, da gilt es, sich zum unmittelbaren Leibeigenen des Anders zu machen, als zuverlässige Hypothek seiner Liebe und Verehrung die ganze Baarschaft seiner Gesinnungen und Empfindungen ihm in die Hände zu drücken.

Die Schrift ist eine züchtige, bescheidene, einfache, stille, von der Welt zurückgezogene Jungfrau, deren hoher Werth und Schönheit nur von sehr Wenigen, ja wohl sehr Wenigen gefühlt und erkannt wird. Das Leben ist zwar auch eine schöne, lebenswürdige Jungfrau, aber ein Bißchen zu sinnlicher Natur, zu glanz- und gefallsüchtig. Darum fesselt sie auch so leicht den unerfahrenen Jüngling und den durch sinnliche Eindrücke bestimmbaren Menschen, während ihre Schwestern nur den gereiften Mann, den denkenden Menschen anzieht.

Das Leben ist die Frühlingszeit unserer Gedanken und Empfindungen; es ist bereits Späthommer, ja Herbst, wenn sie auf das

Papier kommen. Freilich ist jetzt der Reiz der Blüthe, der reiche Blätterfchmuck, das lebhafteste Grün dahin, aber dafür sind sie nun auch zeitig und zu vollendeten Früchten an dem Lichte der Wahrheit herangereift.

Es ist nun einmal so: die Erkenntniß wird nur durch den Verlust der Unschuld des Lebens erkauft. Wenn Adam einmal die Feder ergreift, so seid gewiß, daß er bereits aus dem Paradiese des Lebens heraus ist, schon von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen gekostet hat. Darum trägt auch Mephistopheles eine Feder auf seinem Kopfe.

Es gibt natürlich eine unzählige Menge von Dingen, die wir entweder allein oder doch leichter und unendlich besser durch die sinnliche Anschauung erkennen, als durch die Lektüre. Aber es ist thöricht, deswegen das Wesen und den hohen Werth des Buches zu verkennen. Der Mensch wird sowohl in der Lektüre, als in der Schriftstellerei von einer Menge unwesentlicher Eindrücke und Affektionen frei, die bei der sinnlichen Anschauung mit in sein Urtheil einfließen und seine Reinheit trüben; seine Seele wird leidenschaftsloser, ruhiger und eben dadurch fähiger, eine Sache zu erkennen und zu beurtheilen, wie sie ist.

Ah! ein wunderschönes Kind ist das Leben, ein Kind, kaum achtzehn Jahre alt. Wer könnte es uns verargen, wenn wir von seiner durch das magische Licht des Jugendreizes verherrlichten Schönheit schon beim ersten Anblick so hingerissen werden, daß wir auf der Stelle vor ihm zu Füßen fallen, und ewige Liebe bis in den Tod ihm schwören? Die Schrift hingegen ist eine Jungfrau, die schon hoch in den Zwanzigern ist; sie hat schon viel verloren, so schön sie auch noch ist; sie steht allein da, verlassen von den treulosen Freunden der Jugendreize; sie hat keine Fürsprecherin mehr, als sich selbst; aber um so heller leuchtet der Himmel ihres inneren bleibenden Werthes dem Kenner in die Augen.

„In aula omnibus abundo, excepta una veritate; Alles habe ich am Hofe im Ueberfluß, nur die Wahrheit nicht,“ sagte ein fran-

zösischer König; eine Aeußerung, die auch auf das Leben ihre volle Anwendung findet. Die Welt ist ein schöner, fürstlicher Palast, der Verstand der König, der aber an seiner Seite zur Mätresse die Phantasie hat, die eine wahre Pompadour ist, die Sinne sind die Höflinge, welche die Wahrheit nicht unentstellt vor den Thron gelangen lassen. Wer diese finden will, muß sich in die stillen Lesekabinete und Studirzimmer der Bücher zurückziehen.

Wer immer mitten drin im Leben herumwaltet, der weiß wohl Vieles von ihm zu erzählen, aber er weiß nicht, mit fortgerissen von dem Strudel der Erscheinungen, was es eigentlich um das Leben ist. Um das Leben zu erkennen, muß man sich vom Leben absondern. So gibt es kein besseres Mittel, als die Trennung, um zu erfahren, ob der leidenschaftliche Eindruck, den eine neue Bekanntschaft auf uns machte, ein bleibender oder vorübergehender, ob sein Gegenstand wirklich der Zuneigung würdig ist, die wir für ihn fassen. Denn erst in der Entfernung betrachten wir mit Ruhe und Kennerblicken das in der Erinnerung mitgenommene Bild, lesen wir sorgfältig alle Aeußerungen, alle Züge, alle Manieren und Handlungen der liebgewordenen Person zusammen, um sie uns zu vergegenwärtigen, und bekommen so die Dotter des Eies, das uns bisher unverdaulich im Magen lag, abgeschält von dem glänzenden Eiweiß des unmittelbaren Sinneindrucks in unsere Gewalt. Die einzig vernünftige Absonderung vom Leben ist jedoch keine sinnliche, sondern eine geistige, d. h. die, welche uns nur der unteren, mit den größten Bestandtheilen angefüllte Atmosphäre entrückt, zugleich aber in ununterbrochener Verührung mit den feinern Exhalationen des Lebens erhält; und diese Absonderung ist eben der Umgang mit Büchern.

Wie vortrefflich äußert sich schon Diodor von Sicilien über die Schrift, wenn er sagt: „Wer wäre im Stande, der Schreibkunst eine würdige Lobrede zu halten? denn nur durch die Schrift erhalten sich die Todten in dem Andenken der Lebenden und verkehren die Entfernten mit einander, als ständen sie sich zur Seite. Nur das zuverlässige Zeugniß des schriftlichen Wortes verbürgt den Bestand der im Krieg zwischen Königen oder Völkern geschlossenen Verträge. Nur die Schrift allein bewahrt die köstlichen Gedanken der weisen Männer und die Aussprüche der Götter, ja selbst alle Philosophie und Wissenschaft und übergibt sie immer von Jahrhundert zu Jahrhundert den kommenden Geschlechtern. Darum müssen wir wohl die Natur als die Quelle unseres (physischen) Le-

bens anerkennen, aber als die Quelle unseres edlen, unseres geistigen Lebens die Schrift."

Das Leben muß wie ein kostbarer Wein mit gehörigen Unterbrechungen Schluck für Schluck genossen werden. Auch der beste Wein verliert für uns allen Reiz, wir wissen ihn nicht mehr zu schätzen, wenn wir ihn wie Wasser hinunterschütten.

Die Bücher sind einsame Kapellen, die der Mensch in den wildromantischen Gegenden des Lebens auf den höchsten und schönsten Standpunkten errichtet, und auf seinen Wanderungen nicht bloß der Aussicht wegen, sondern hauptsächlich deswegen besucht, um sich in ihnen von den Zerstreuungen des Lebens zu sammeln und seine Gedanken auf ein anderes Sein, als das nur sinnliche zu richten.

Die Phantasie stammt aus königlichem Geblüte, die Sinne sind von adeliger Herkunft, die Vernunft ist bürgerlichen Ursprungs. Die Sinne spielen daher im Leben unter dem Protektorate der Phantasie die Großen, die Herren der Welt. Die Vernunft, die von jeher zwar durchaus nicht zur Misanthropie, doch zu Schwermuth und Tieffinn eine vorherrschende Disposition hatte, begibt sich daher aus der Welt, dieser großen Residenzstadt der Phantasie, wo sie ohnedies selten in einem andern Ansehen, als dem eines pedantischen Schulmeisters steht, in den Büchern auf das Land, um hier ihren archäologischen, historischen und philosophischen Studien ungestört nachleben zu können und aus den ältesten Urkunden des Menschengeschlechts den Beweis zu führen, daß sie zwar in den Augen der Welt bürgerlichen, in Wahrheit aber göttlichen Ursprungs ist.

Die Bücher sind kurze Excerpte aus den weitläufigen Foliobänden des Lebens, und nur Derjenige erfüllt die hohe Bestimmung des Schriftstellers, der aus dem vielen schlechten Zeug, das sie mitunter enthalten, nur das Beste herausliest und von dem Unbrauchbaren das Nothwendige, von dem Gemeinen das Edle absondert.

In der Schrift hält der Mensch das jüngste Gericht über sich selbst, seine Gedanken und Empfindungen; er sondert hier die Schafe von den Böcken, übergibt die einen der ewigen Vergessenheit und Nichtigkeit, die andern dem ewigen Leben.

Das Buch ist ein Herbarium. Von jeder Species, die in der Natur existirt, nehmen wir zwar ein Individuum auf, aber wir suchen uns immer nur die besten, schönsten, vollendeten Exemplare aus; die übrigen lassen wir draußen im Freien stehen, dem gemeinen Loose der Vergänglichkeit preisgegeben.

Was wir im Leben nach und nach in kleiner Münze ausbezahlt bekommen, worunter sich oft die allerschlechtesten und abgeschliffensten Zwölfer, Sechser, Groschen und Kreuzer befinden, die wir uns kaum auszugeben getrauen, aber gleichwohl im Leben recht gerne angenommen werden, das erhalten wir in der Schrift in Gold ausbezahlt. Daher findet es sich denn, daß der Inhalt unseres Lebensjournals, ob er gleich einen gewaltigen Vausch macht und wunder wie viel zu betragen scheint, dennoch, wenn er in die Münzsorte ausgetauscht wird, die allein in der Bücherwelt gilt, oft nur auf ein einziges Goldstück sich reducirt, das wir ganz bequem in ein kleines Papierchen wickeln und in unserer Westentasche ohne alle Incommodität bei uns tragen können. Das Buch ist der Compte rendu, das Facit unseres Lebens, der reine Gewinnst, der uns von ihm nach Abzug aller Kosten übrig bleibt.

Das Leben steht wie ein Kaffeehaus Jedem ohne Unterschied offen, aber die Literatur ist eine geschlossene Gesellschaft, ein enger Verein mit eigenen Statuten; nur nach vorhergegangener Auswahl, Berathung und Unterscheidung steht uns und unsern Gedanken und Empfindungen der Zutritt in denselben offen.

Das Leben ist ein Poet, das Buch ein Philosoph. Jener beschaut die Einheit in der Mannigfaltigkeit, dieser die Mannigfaltigkeit in der Einheit. Die Poesie betrachtet aus einiger Entfernung, um die Reize zu erhöhen und den Effect zu verstärken, den Baum, wie er in voller Blüthe dasteht, wie Tausende und abermals Tausende von Blüthen an ihm prangen, und läßt es bei der magischen

Kraft dieser Anschauung bewenden. Aber die Philosophie geht ganz nahe auf den Baum zu, bricht eine oder höchstens ein Paar Blüthen ab — denn diese reichen schon zu ihrem Zwecke hin, sie kommt mit Wenigem aus — betrachtet sie ganz genau, nimmt sie in aller Ruhe mit sich nach Hause, trocknet sie dann an der Sonne der Vernunft und bewahrt sie in einem Buche auf. Die Poesie macht uns auch noch aus dem Thautropfen, der an dem Baume mit schönen Farben funktelt, einen Diamanten; aber die Philosophie berührt, um das Wesen vom Scheine zu unterscheiden, mit dem Zeigefinger des Verstandes den Wassertropfen, und macht so mit einem Tupfer der glänzenden Täuschung ein Ende.

Die echten Schriftsteller sind die Gewissensbisse der Menschheit. Das Gewissen stellt die Dinge anders dar, als sie scheinen; es ist das Mikroskop, das sie vergrößert, um sie unsern stumpfen Sinnen deutlich und erkennbar zu machen. Es ist die Metaphysik des Herzens. Es kritisiert mit Strenge und Bitterkeit unsere Handlungen, löst sie in ihre Motive auf und selbst diese wieder in ihre feinsten Bestandtheile, macht zu unsern größten Leidwesen haarscharfe Distinktionen, die wir zu unserer Beruhigung für bloße Hirngespinnste und Spitzfindigkeiten auszugeben nur gar zu sehr geneigt sind; es ist ein Doctor seraphicus, ein Doctor fundatissimus, ein Doctor subtilissimus. Armselige Menschheit, wenn du kein gutes Gewissen mehr hast, wenn du die Vorwürfe, die es dir macht, als bloße Subtilitäten und Superlative, als Uebertreibungen eines kränklichen überspannten Gemüths betrachtest, um die Stimme des Gewissens zu betäuben!

Wir Menschen sammt und sonders sind im Leben auf der Unwissenheit. Wir hören hier interessante Kollegien, lernen Menschen aus allen Ländern und von den verschiedensten Charakteren kennen, üben die ritterlichen Künste ein und aus, feiern attische Nächte, kommen oft ganze Tage lang nicht zu uns nach Hause, machen Reisen und Fahrten aller Art und bestehen so manches traurige Abenteuer, sei es nun durch unsere Schuld oder nicht; aber gleichwohl ist es uns in dem Elemente der akademischen Freiheit so wohl, wie dem Fisch im Wasser. Es ist fürwahr ein schönes Leben. Aber dessen ungeachtet bekommen wir es bei Zeiten herzlich satt, obskurren daher und schreiben an einer Abhandlung in lateinischer Sprache, um als Doktoren der Weltweisheit zu promoviren.

Es ist freilich ein herrliches Vergnügen, den schönen Rheinstrom des Lebens auf dem Dampfboote des Leibes hinunter zu fahren, bei einem guten Glas Wein, in angenehmer Gesellschaft, vorausgesetzt, daß es gutes Wetter ist, und nun so Gegenden für Gegenden, Städte für Städte, Menschen für Menschen vorüberziehen zu sehen. Aber wie bedeutungslos ist die Fahrt, wie leer und eitel das Vergnügen, wie jeder Tag ein verlornen, wenn wir uns nicht wenigstens einige Stunden täglich von der Gesellschaft absondern, die schönsten und interessantesten Partien von den vorübergehenden Erscheinungen auf dem Papiere fixiren und die Zeichnungen mit der Angabe der nöthigsten, wissenschaftlichsten Umstände begleiten, um unsern Kindern, die daheim bleiben mußten, wenn wir nach Hause kommen, das belehrende Vergnügen zu bereiten, jetzt wenigstens unsere Quasireisegefährten sein zu können.

Im Leben ist der Mensch zehn Jahre im Kriege und zehn in der Irre, gleich dem Ulysses. Das Buch ist die Insel Ithaka, wo er endlich wieder heimkehrt, seine Seele, seine liebe Ehegattin, die treue Penelope, welche unterdessen im Leben das traurige langweilige Loos hatte, immer wieder über Nacht austrennen zu müssen, was sie am Tage gearbeitet, und so nie fertig ward, jetzt wiederfindet, und ihr nun in gedrängten Auszügen den wesentlichen Inhalt aus dem breiten, dickleibigen Roman seines Lebens erzählt. Natürlich übergeht er nicht nur tausenderlei kleine Umstände und gewöhnliche Dinge in seiner Erzählung, sondern verschweigt auch absichtlich seiner lieben Ehehälfte so manches Abenteuer, welches ihre keuschen Ohren beleidigen könnte. Aber deswegen dürfen wir nicht an der Wahrheit und Treue der Erzählung, noch daran zweifeln, ein vollständiges Gemälde von ihm und seinem Leben in ihr zu besitzen.

Unstreitig legt nur der die Genesis richtig aus, welcher erkennt, daß eben von dem Baume, von welchem Adam die Frucht der Erkenntniß des Guten und Bösen bricht, mit deren Genuß er das Paradies des Lebens verliert, auch die Blätter sind, mit denen er seine Nacktheit bedeckt. Und wenn Penelope noch eines besonderen Kennzeichens bedurfte, um sich zu überzeugen, daß Ulysses wirklich Ulysses sei, so können wir das wohl der Ehegattin und dem neugierigen Weibe hingehen lassen; aber für uns ziemt sich eine solche Specialuntersuchung schlechterdings nicht; sie ist uns überdem auch ganz und gar unnöthig; wir erkennen schon ohne sie vollständig den Ulysses als Ulysses.

Das Leben ist die Göttin Venus, entstanden aus dem brausenden Schaum und Gischt des großen Weltmeers, wunderschön, allmächtig, aber, wie's der Liebe zu gehen pflegt, selten bei Verstande. Die Schrift dagegen ist die Minerva, Pallas Athene, entsprungen dem Jupitershaupte des Menschen, „die Göttin des Verstandes, der Weisheit und des Studirens.“

Das Leben ist eine hohe Militärperson; es hat ein martialisches Aussehen, ist aber dessen ungeachtet besonders in Damengesellschaften gern gesehen, trägt einen gewaltigen und zugleich mit den kostlichsten Diamanten besetzten Degen an der Seite; die Brust ist übersät mit Ehrenkreuzen und Sternen, eine wahre Milchstraße von Orden; die Zeichen seines Standes und seiner hohen Würde sind zu aller Welt Schau an dem Puzladen seiner Uniform ausgeschlagen; schon von Weitem erkennt man aus dem Glanze das Wesen, das da kommt; alle Augen sind auf den stolzen Krieger gerichtet, und aus der Ferne schon zieht der Haufe demüthig den Hut ab vor dem großen Manne, dem gewaltigen Herrn, wie er ihn nennt. Das Buch dagegen ist ein wahrer Gelehrter, in einem prunklosen, einfachen Habit; man sieht's ihm nicht von Augen an, was er ist; seine Verdienste werden nicht belohnt, aber sie sind auch unbelohnbar; er ist gering geschätzt von dem großen Haufen; seine besten, universellsten, in's Rad der Weltgeschichte mächtigst eingreifenden Arbeiten macht er nur bei der Nacht im Stillen, von Niemanden wahrgenommen, als höchstens einem Nachbar, der sich besonders für ihn interessiert; sein Leben ist ein Räthsel, ein Geheimniß, seine Macht eine unsichtbare, darum unbekannte. Das Leben der hohen Militärperson ist leicht, macht aber ein Getöse, einen Kolat, wie der Rheinfall bei Schaffhausen; das Leben des Gelehrten ist ein stilles Wasser, das aber tief gründet, und nur bei seltenen gewaltigen Erderschütterungen auf eine auch dem Auge des blinden Haufens bemerkbare Weise seinen Zusammenhang mit dem großen Weltmeere beweist.

Die sinnliche Anschauung ist bei der größern Anzahl der Menschen das einzige Maß ihres Verstandes, die Nichtsahnung ihrer Urtheile, der feste Anhaltspunkt bei der Werthschätzung der Dinge. So wie sie auf geistigen Boden kommen, gerathen sie auf's Glatteis, wo sie Hals und Bein brechen. Daher halten sie für Ursachen und wirkliche Agentien im Leben, was doch allein nur eine höchst untergeordnete Folge ist, hinter welcher man noch eine ganze lange Reihe

von Mittelgliedern durchlaufen muß, bis man erst zu der Ursache kommt, die wegen ihrer Entlegenheit nur von dem bewaffneten Auge, d. i. dem denkenden Blicke wahrgenommen werden kann. Wenn sie auch sonst oft selbst auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machen, so geht es ihnen doch auf dem Gebiete der Literatur, wo sie mit der sinnlichen Anschauung ihre Gouvernante und folglich alle Haltung verlieren, eben so, wie dem gemeinen Manne, wenn er in eine Bildergalerie kommt. Vor den erhabensten Phantasiebildern und historischen Gemälden geht er gleichgültig und unberührt vorüber, aber wenn er ein Fruchtstück mit appetitlichen Hasen und Nebelhühnern oder eine Kuh, die seiner eignen Stallkub so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern, oder gar das Porträt von seinem Herrn Vetter erblickt, der eben Deputirter beim Landtag ist, ja das ist ein anderer Kasus; da kann er sich nicht satt daran sehen; da springt ihm fast das Herz im Leibe vor lauter Freude; darauf schmeckt ihm sein Essen noch zehnmal so gut; und wenn er nach Hause zu Weib und Kind kommt, so kann er nicht aufhören, ihnen von dem großen Einflusse zu erzählen, den die schönen Künste auf das Leben haben. Nur solchen Schriften, die von einer neuen Zahntinktur, von frischen Heringen und Picklingen und andern dergleichen praktischen Dingen handeln, und denen sie auch darum allein den höchst bezeichnenden Namen von Intelligenzblättern geben, räumen sie eine Bedeutung für's Leben ein. Ein Schriftsteller, der keine Artikel für solche Intelligenzblätter liefert, gilt ihnen, wenn sie milde urtheilen, allerhöchstens für einen müßigen Flötenspieler, wie Malesherbes aus Bescheidenheit sich selbst nannte. Und je enger die Sphäre ihrer Praxis ist, desto geringer wird natürlich auch die Zahl der Gegenstände und Bücher, deren Realität und Bedeutung für's Leben sie anzuerkennen im Stande sind. Darum war es auch nur ein Praktiker, wie Napoleon, der sagen konnte: „Die Tragödie befeuert das Innere, hebt das Gemüth, kann und muß Helden schaffen. In dieser Rücksicht verdankt vielleicht Frankreich Corneille einen Theil seiner glänzenden Handlungen.“

Die *Epistolae obscurorum virorum* befreiten Erasmus von einer Krankheit; er hatte nämlich ein Apostema am Auge, welches ihn sehr verirrte; diemal er nun solches nicht gern von denen Chirurgen wollte abschneiden lassen, so trug es sich zu, daß er in den obenbefagten Episteln nachgelesene Worte las: *ego me diabolice inutilem faciam*. Darüber fing er dermaßen zu lachen an, daß das Geschwür von sich selbst aufging, und er sogar bald Linderung empfand. „O ihr Kleingeistreiche, ihr kurzfristige Praktiker nehmt euch hieran ein Beispiel, daß eine Schrift nicht gerade zu von der ausübenden Arzneikunde handeln muß, um medicinische Wirkungen hervorzubringen, daß auch ein Schriftsteller, der sich mit solchen Dingen nur

abgibt, um die ihr euch nicht im Geringsten kümmert, weil sie nicht à la portée de tout le monde sind, dermaßen das Zwerchfell der Welt erschüttern kann, daß ihr darob, ohne Anwendung einer chirurgischen Operation, die Schuppen von den Augen fallen.

„Die höchste, die gottähnlichste Macht auf Erden,“ sagt Vaco von Verulam, „ist die Macht der Wissenschaft. Denn die Würde einer Herrschaft hängt von der Würde der Unterthanen ab. Darum bringt die Herrschaft über ein slavisches Volk keine Ehre, wohl aber die über ein freies, mit Willen gehorchendes Volk. Erhabener aber als die Macht über den Willen, die der Staat ausübt, ist die Macht der Wissenschaft, denn sie gebietet über die Erkenntniß, die Ueberzeugung, die Intelligenz, welche die erhabenste Kraft der Seele ist und selbst über den Willen gebietet.“

Die Schrift ist das Element, das allein treu und gewissenhaft die Schätze aufbewahrt, die der stets auf der Flucht begriffene Sterbliche ihr anvertraut. Sie ist das einzige Medium, das die Lichtstrahlen unserer Gedanken und Gesinnungen unter demselben Winkel reflektirt, unter welchem sie einfallen. Unsere Schriften sind allein unsere unveräußerlichen Handlungen, in denen wir bei uns selbst bleiben, die Aeußerungen, die allein mit dem Wesen des Geistes identisch sind. Darum sind es auch nur sie, die dem Menschen nicht, wie Handlungen anderer Art, wo der Erfolg selten der Absicht und Gesinnung entspricht, sein größtes Gut, seinen Hausfrieden rauben. „Das fühle ich übrigens tief,“ sagt selbst Johannes von Müller in seinen Briefen, „daß alle sogenannte politische Arbeit eitel und nichtswürdig ist, in Vergleich mit gelehrter: diese wirkt Jahrtausende und auf Nationen, die noch nicht sind; sie ist pure freie Geistesfrucht, aus der ein Mann zu schäßen ist.“

„Unsterblichkeit,“ sagt Vaco, „ist im Grunde das Ziel aller menschlichen Wünsche und Bestrebungen. Fortpflanzung des Geschlechts, Erhebung in den Adelsstand, Gebäude, Stiftungen, Denkmale, Ruhm, Alles zielt darauf. Aber die Denkmale des Geistes und der Wissenschaft sind unter allen die bleibendsten. Haben sich denn nicht die Gedichte Homers ohne Verlust auch nur eines Buchstabens über mehr als fünf und zwanzig Jahrhunderte erhalten? ein Zeitraum, in dem unzählige Paläste, Tempel, Festungen, Städte zerstört oder zusammengefunken sind. Die Gemälde und Statuen

des Cyrus, Alexanders und Cäsars, ja selbst vieler neueren Fürsten und Könige können schlechterdings nicht wiederhergestellt werden, denn die Originale sind schon längst durch das Alter zu Grunde gegangen, und die Kopien verlieren immer mehr von ihrer ursprünglichen Aehnlichkeit. Aber die Bilder der Geister erhalten sich immerfort in den Büchern unverfehrt von den Unbilden der Zeit, weil sie stets ohne Veränderung erneuert werden können, wenn sie anders nur Bilder genannt werden dürfen, da sie ununterbrochen neues Leben schaffen, Handlungen auf Handlungen, Gedanken auf Gedanken in allen folgenden Zeiten erregen und bewirken. Wenn die Erfindung der Schifffahrt für etwas Herrliches und Bewundernswürdiges gilt, weil sie die Schätze und Waaren von einem Ort zum andern und so die entlegensten Länder durch den gegenseitigen Austausch der Lebensgenüsse mit einander in Verkehr bringt, um wie viel mehr müssen wir erst die Erfindung der Schrift feiern, die gleichsam hinsegelnd über den Ocean der Zeit die entferntesten Jahrhunderte durch die Mittheilung ihrer Geisteserzeugnisse mit einander verbindet?“

Die Welt ist eine Stadt. Der Raum ist der Herr Bürgermeister, die Zeit die Frau Bürgermeisterin, die übrigens, obgleich weiblichen Geschlechts, mehr Einfluß auf die Stadtbegebenheiten ausübt, als ihr Herr Gemahl; die untergeordneten, obwohl höchst einträglichen und gewichtigen Stadtkämter haben die fünf Sinne in Händen. Das Leben ist ein eingebornes Stadtkind, das abgesehen von seinen weilaufigen Comaiffansen und Verwandtschaften mit dem sämmtlichen hochblühlichen Stadt-Beamtenpersonale, schon wegen seiner kriechenden Unterthänigkeit leicht und glücklich durch die Welt kommt und ohne alle Schwierigkeit das Recht der Meisterschaft erhält. Das Buch ist ein Fremder, der weither aus fernen Ländern kam, lediglich in der großartigen Absicht, das kleinliche Spießbürgerthum zu zerstören, den bornirten Gesichtskreis der Stadtphilister zu erweitern, und ohne sich dem hochblühlichen Stadtmagistrate zu accomodiren, nur sich und seinem Genie lebt. Natürlich stellen sich seinem Etablissement die größten Schwierigkeiten entgegen, und hat er sich auch endlich etablirt, so finden doch nie seine Waaren solchen allgemeinen Beifall und Absatz, wie die seines Rivalen, des Stadtkindes. Hierzu kommt, daß das Leben ein Buchhändler ist, der, seinen Profit im Auge, nur das in Verlag nimmt, was eben gerade jetzt auf dem Tapete ist, und nur mit Burschenliedern, Modejournalen, politischen Zeitungen und dergleichen Dingen handelt, das Buch dagegen ein Antiquar, der nur die selten-

sten Schätze der Vergangenheit hat, die bloß bei Liebhabern, d. i. Kennern Abgang finden.

Draußen in der Sphäre des Handelns und Lebens anerkennen wir wohl, daß wir die Unterthanen einer allmächtigen, Alles bindenden und zusammenhaltenden Regierung sind; aber in unserm eignen Hause, d. h. im Kopfe da bilden wir uns ein, die unumschränkten Herren zu sein, und unsere Gedanken nur so nach Willkür aus uns, wie aus dem Marmel herauschütteln zu können. Allein auch im Geiste, auch in unserer freisten Produktion hängen wir alle, Vergangene, Gegenwärtige, Zukünftige an einander, wie die Ketten, wie die Perlen an Einer Schnur. Es denkt und schreibt ein Jeder auf Kosten des Andern. Die Literatur ist Ein Werk, das aber in unzähligen Bänden fortgesetzt wird; die Gedanken, die wir für unsere eigensten, unabhängigesten halten und in selbstständigen Büchern zu ediren uns einbilden, sind nur Theile dieses großen Werkes, die sich *bon gré mal gré* auf die vorangegangenen beziehen; unsere besten Originalwerke sind Plagiate von den Vorlesungen, die wir bei dem in uns wirkenden Weltgeiste privatissime gehört haben. Und gerade die großen Schriftsteller, denen wir am meisten Originalität und Selbstständigkeit zuschreiben, beweisen es auf das Unverkennbarste, daß sie nur Resultate, notwendige Produkte vorangegangener Entwicklungen sind. Nur über die Leiden ihrer Vorgänger, die mit dem Tode ihren Sieg erkauften, ziehen sie triumphirend in den Tempel der Unsterblichkeit ein. Wie die großen Herren, kommen sie erst dann, wenn schon Alles zu ihrem Empfang bereit ist, alle Hindernisse hinweggeräumt, die Straßen wohlgeebnet und herrlich illuminirt sind, während ihre armen Vorfahren bei stockfinsterner Nacht die unwegsamsten Wildnisse zu passieren hatten, und dabei natürlich oft jammervoll um's Leben kamen. Leider haben aber die großen Geister meistens ein sehr kurzes Gedächtniß. Auf dem Gipfel ihres Ruhmes schämen sie sich ihrer niedrigen Herkunft, vergessen sie, daß sie nur den Unterstützungen ihrer armen Eltern und andern Verwandten die Mittel verdanken, durch die sie sich so hoch emporgeschwungen haben, nur auf ihre Kosten so große Männer geworden sind. So wollen unsere großen Klassiker nichts davon wissen, daß Gottsched, Meutlich, Hofmannswaldau und Konforten ihre Verwandten waren, daß sie nur durch ihre Verwendung die lateinische Schule und die Universität besuchten, daß der Reichthum ihrer Ideen, den sie sich auf ihre eigne Faust erworben zu haben glauben, nur von den milden Beiträgen herkommt, die ihre zahlreichen Verwandten schon vor ihrer Geburt zusammengeschossen

und bei ihrer Taufe als Pathengeschenk ihnen eingelegt haben. Uebrigens dürfen wir den großen Herren ob dieser Vergessenheit nicht böse sein. Die Menschheit hüllt überall die ersten Anfänge der Kultur in tiefes Dunkel, stürzt die Vorarbeiter jeder glänzenden Periode ihres Lebenslaufes in die Nacht der Vergessenheit, bloß, wie es scheint, aus Scham, daß sie den Aufwand so vieler Zeit und Kräfte, so viele Anläufe, Versuche und Vorspiele nöthig hat, bis sie einmal etwas Gescheitdes und Vollendetes zu Stande bringt. So macht auch die Natur aus der Zeugung ein Geheimniß, wohl nicht deswegen, weil der Gegenstand für die Erforschung des menschlichen Geistes zu tief ist, sondern vielmehr wahrscheinlich nur aus Scham, weil das Mittel, wie sie die Menschen hervorbringt, gar zu einfach ist, und wir daher, wenn wir ihr in die Karten sähen, nur darüber vor Verwunderung lachen würden, daß wir nicht auch schon längst auf den nämlichen Einfall gekommen sind.

Wie die Flüsse zu Grenzlinien der Länder dienen, zugleich aber die Kommunikation derselben unter einander befördern, so ist es auch mit den Literaturen der Völker. Sie unterscheiden die Völker von einander, erheben und beleben ihr besonderes Nationalbewußtsein. Aber zugleich sind es nur die Werke der Literatur, nicht die Landstraßen, die Posten und Handelsartikel, welche die Völker aus der Bornirtheit ihres Selbsteigens herausreißen, sie in eine wahre Kommunikation, eine innige Berührung versetzen, und so die apparen-ten Völkergeister in den gemeinschaftlichen Geist der Menschheit verschmelzen. Mit Recht sagt daher Goethe: „Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an, und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.“

Der Kohl, den wir selbst auf unserm eignen Boden gebaut haben, schmeckt uns besser, als der Kohl aus dem Garten eines Fremden, nicht etwa deswegen, weil er wirklich besser schmeckt, und ist, Gott bewahre! bloß deswegen, weil wir ihn selbst gezogen haben, weil er unter unsern segensreichen Blicken herangewachsen ist. Es ist nur die Selbstgefälligkeit, die Eitelkeit, die unserm Kohl diesen Vorzug vor dem fremden gibt. Aus demselben Grunde kommt es auch, daß die Gegenwart die Produkte, die auf ihrem Boden entsprungen und gewachsen sind, besser findet und mit größerem Appe-

tite genießt, als die Produkte der Vergangenheit. So hätscheln wir die literarischen und sonstigen Celebritäten unserer Tage, feiern auf eine so kindische Weise den Geburtstag jedes neuen Dichterleins und finden die matten Herbstzeitlosen unserer dormaligen Poesie so schön, ja vielleicht noch schöner, als die wohlküstenden, prachtvollen Rosen und Lilien vergangener Dichter. Warum denn? Ach! bloß deswegen, weil die neuen Gedichtchen die Gedichtchen unserer lieben Zeitgenossen, weil sie auf unserm Mist gewachsen sind, weil wir vermittlest der gemeinschaftlichen Atmosphäre, in der wir mit ihnen leben, mit unsern eigenen Ausdünstungen den Boden gedüngt haben, dem diese schönen Pflänzchen entsprossen sind. Darum gilt auch der in der Welt für einen Sonderling, der lieber einsam in den erhabenen Palmenwäldern der Vergangenheit weilt, als Arm in Arm mit den vielgepriesenen Helden des Tages unter dem niedrigen Gezrüppe der Gegenwart sein Leben zubringt.

Es ist wahr: die Schrift bringt in dem Leben vieler Menschen eben solche zerstörende Wirkungen hervor, wie die Otilie in Goethe's Wahlverwandtschaften, durch deren Erscheinung das Glück eines zufriedenen Lebens zu Grunde geht; die Lektüre entzweit sie mit dem Leben, reißt sie, indem sie ihren Gesichtskreis erweitert, aus der glücklichen Unwissenheit und Zufriedenheit mit ihrer Existenz und Gegenwart. Aber was kümmern uns solche elende, traurige Exceptionen? Es ist im Gegentheil nur die Lektüre, die uns mit dem Leben versöhnt, indem sie die Dürftigkeit und Unfruchtbarkeit des eigenen Grund und Bodens, auf den wir gebaut sind, durch die Produkte aus fremden Ländern ergänzt, durch die Teleskope der Bücher über die engen niederdrückenden Grenzen unserer nächsten Umgebungen hinaus in die Herrlichkeiten ferner Regionen uns blicken läßt, und uns so für den schmerzlichen Mangel an Lebensmitteln, um die Kosten für eine Reise durch und um die Welt zu bestreiten, hinreichend entschädigt.

Die guten Bücher sind keusche edle Jungfrauen, die nicht Jedem, wenn er anders nur ihnen den Hof macht, ihr Herz hingeben, die sich absichtlich den Blicken des nicht unterscheidenden großen Haufens entziehen, die nur allmählig am Feuer der Liebe ihre natürliche Widerspenstigkeit und Sprödigkeit verlieren, nur dem beständigen, eingeweihten, vertrauten Liebhaber die Mysterien ihres Wesens enthüllen, und die letzte Günst erst dann ihm gewähren, wenn er die härtesten Wasser- und Feuerproben aller Art glücklich bestanden

hat. Darum ist auch die wahre Lektüre — und was diese ist, erfahren wir eben allein an wahrhaft guten Büchern — ein Akt der lebensvollsten Innigkeit. Obwohl wir in der Lektüre nur bei Fremden zu Gast sind, so ist es uns doch so wohl, so heimisch, als wären wir bei uns zu Hause, als wären die lieben Gastgeber schon von Kindesbeinen an unsere vertrautesten Stubenkameraden gewesen. Wir werden in ihr eines andern Wesens als unser eigenes inne, durchdrungen von demselben Entzücken, das Adam bei dem Anblick der Eva erfuhr.

Ihr habt Recht: die Lektüre hat mannigfaltige Nachteile für den Menschen. Ich wiederhole es: Ihr habt Recht, vollkommen Recht. Denn die Lektüre verwöhnt unsern Gaumen; die ordinäre Kost, die ihr im Leben uns deut, behagt uns nicht mehr; auf eine attische Nacht, die wir in der Lektüre eines Aristophanes oder Plato feiern, schmeckt uns der Umgang mit euch so vortrefflich, wie gemeiner Kräher auf Falerner Wein. Je mehr sich unsere Bekanntschaft mit guten Büchern vergrößert, desto geringer wird der Kreis von Menschen, an deren Umgang wir Geschmack finden.

„Wenn ich Thomson lese,“ sagt der Engländer Godwin, „bin ich Thomson, wenn ich Milton lese, bin ich Milton; ich finde, daß ich eine Art von geistigem Chamäleon bin, welches die Farben von den Gegenständen annimmt, in deren Nähe es sich befindet.“ Und der altdeutsche Denker Sebastian Frank von Wörd sagt von den Büchern: „Ihr einziger rechter Gebrauch sei, daß wir ein Zeugniß unseres Herzens darin finden.“

Die Indier kannten nur eine Seelenwanderung vor und nach dem Leben. Es gibt aber auch schon im Leben eine Metempsychose. Diese ist die Lektüre. Beneiden wir darum nicht den Brahminen Amarou, daß er nach einander die Gestalten von hundert Weibern annahm, und daher so glücklich war, die Geheimnisse der Liebe im Originalterte selbst lesen zu können! Welch ein herrlicher Genuß ist es nicht, in die Seele eines Plato, eines Goethe sich zu verwandeln! Freilich — es ist traurig genug — fahren wir auch auf dieser Seelenwanderung oft in die Seele eines Kameels, eines Esels und anderer niedriger Geschöpfe. Indes hat es doch auch seinen großen Nutzen, zu wissen, wie es in der Seele eines Esels aussieht.

Daher hat man mit Recht gesagt, es sei kein Buch so schlecht, aus dem man nicht Etwas lernen könne.

Das Leben stammt aus einer altadeligen und reichen Familie, ist aber ein leichtsinniger, lustiger Bruder, der nur dem Genuße der Gegenwart, unbekümmert um die Vergangenheit, lebt, die Stammgüter selbst und die theuersten Andenken seiner Vorfahren veräußert, nur um Mittel zu bekommen, desto genussreicher und glanzvoller dahin leben zu können. Das Buch ist ein Edelmann, der zwar arm ist und wenig Glanz macht, aber das Andenken seiner Vorfahren heilig hält und auf ihren Stammgütern in ländlicher Eingezogenheit sein Leben zubringt. Der bloße Lebemann hat daher auch nur ein außerordentlich kurzes Leben, denn er lebt nur der Gegenwart, aber diese ist immer nur ein flüchtiger Augenblick; der Mensch hingegen, der viel mit Büchern umgeht, hat an der Lektüre die Makrobiotik seines Lebens; er findet in den Büchern nicht nur bloße Lebensmittel, sondern auch Lebensverlängerungsmittel; er datirt sein Sein nicht von heute, sondern von seinen uraltesten Ahnen. Jede Woge im Strome der großen Vergangenheit ist ein Pulsschlag seines eigenen Lebens.

Geistiges in sich aufnehmen, heißt nichts Anderes, als es verstehen, und verstehen heißt nichts Anderes, als etwas in und aus uns selbst, in Uebereinstimmung mit unserem eigenen vernünftigen Wesen erkennen. Es kann nichts in uns von Außen hineinkommen, was nicht zugleich aus uns selbst herauskommt, in unserem eigenen Wesen gegründet ist. So können wir auch nichts aus den Büchern schöpfen, was wir nicht zugleich, wenigstens seinem allgemeinen wesentlichen Sinn und Verstand nach, aus uns selbst schöpfen; das Wasser, das in den öffentlichen Brunnen der Bücher läuft, ist aus derselben Quelle, aus der das Wasser in unsern eigenen Haus- und Küchenbrunnen fließt. Das Buch ist das wahre Second Sight, das reelle zweite Gesicht des Menschen, der Spiegel, in dem er die Anschauung seiner selbst hat, das *ἑωφει οαυτον* (Erkenne dich selbst) des Sokrates.

Die Stuben, die der Mensch im Leben bewohnt, sind Parterre, und gehen hinaus auf die Gasse, wo einem vor lauter Gewühl und Getöse Hören und Sehen vergeht. In diesen Zimmern empfängt er Visiten, befriedigt er seine natürlichen Bedürfnisse und besorgt die Geschäfte des Lebens; aber die Studierzimmer seiner Bücher sind im obersten und letzten Stockwerke, und gehen hinten hinaus in den

Garten der Natur. Ach! wie wohl ist es ihm da! und wenn ihr ihn kennen lernen, wenn ihr ein Bild von ihm haben wollt, das der getreue Abdruck seiner Seele sammt allen ihren Affekten und geheimsten Gedanken ist, so müßt ihr ihn in seinem Studirzimmer belauschen und in dem Momente abzeichnen, wo er eben beschäftigt mit Alchymie das: „separa terram ab igne, separato subtile et tenue a grosso et crasso,“ prakticirt, und die derben Stoffe des Lebens in die subtile Quintessenz seiner Schriften „spiritualisirt, clarificirt und essentificirt.“

Wer nicht erkennt und an sich selbst erfährt, daß auch das Wissen ein Leben ist, und zwar das andere Leben des Menschen, wer nicht zu seinem eigenen Leben das Leben anderer Menschen rechnet, der ist ein wahrer Kaspar Hauser in der Welt; er findet sich elternlos in sie wie in eine Wüste ausgesetzt; er kommt sich selbst vor, wie ein Pilz, der über Nacht aufgeschossen ist; sein Dasein ist ihm ein Räthsel, und er muß daher, um es sich einigermaßen, wenigstens der Einbildung nach, aufzulösen und von dem geheimen Grausen loszukommen, womit ihn die Einöde seines Lebens erfüllt, zu dem erklecklichen Postulate der Zukunft seine Zuflucht nehmen. Der paradoxe Apborismus unseres Lebens verliert nur seine fragmentarische Bedeutung, bekommt erst Sinn und Verstand, wenn er im Zusammenhange mit dem großen Texte der Vergangenheit gelesen wird.

Der Text unseres Lebens ist nur gar zu oft und in gar zu vielen Dingen ein ganz erbärmlichschlechter Operntext, der sich in der Lektüre als unerträglich werth- und gehaltlos erweist, jedoch vortragen von der Catalanisinstimme der Phantasie unter der Orchesterbegleitung der Sinne Effekt macht.

Auf dem Volkstheater des Lebens werden gewöhnlich nur die Komödien des Plautus, Terenz, und Molière gespielt, absonderlich der Miles gloriosus, der Heautontimoroumenos, le Tartuffe, le Médecin malgré lui, les Femmes savantes u. s. w., denn die Komödie ist „das Bild des gemeinen Lebens.“ Auf der königlichen Bühne der Bücherwelt dagegen werden die antiken Tragödien aufgeführt, z. B. Prometheus, Oedipus, Antigone, Electra. Denn die Tragödie abstrahirt vom gemeinen Leben, sie sucht ihre Materialien nicht auf den Viehweiden, in den Promenaden, den Park- und Lustgärten der Gegenwart, sondern auf den höchsten Alpengipfeln unter den Nesten vergangener Größe, den heiligen Reliquien der Urwelt.

Aus:

„Vorlesungen über das Wesen der Religion.“

Ueber Naturreligion.

Der Gegenstand der bisherigen Vorlesungen war, daß der im Menschen liegende Grund und Ursprung der Religion das Abhängigkeitsgefühl, der Gegenstand dieses Abhängigkeitsgefühles aber, so lange dieses noch nicht durch hyperphysische Spekulation und Reflexion verfälscht ist, die Natur ist; denn in der Natur leben, weben und sind wir; sie ist das den Menschen Umfassende; sie ist es, durch deren Hinwegnahme auch seine eigene Existenz aufgehoben wird; sie ist es, durch die er besteht, von der er in allem seinem Thun und Treiben, bei allen seinen Tritten und Schritten abhängt. Den Menschen von der Natur losreißen, ist eben so viel, als wenn man das Auge vom Lichte, die Lunge von der Luft, den Magen von den Nahrungsmitteln absondern und zu einem für sich selbst bestehenden Wesen machen wollte. Das aber, wovon der Mensch abhängt, was die Macht über Tod und Leben, die Quelle der Furcht und Freude ist, das ist und heißt der Gott des Menschen. Das Abhängigkeitsgefühl führte uns aber auf Grund der Thatsache, daß der Mensch die Natur, überhaupt einen Gott nur verehrt wegen seiner Wohlthätigkeit oder, wenn auch wegen seiner Schädlichkeit und Schrecklichkeit, doch nur deswegen, um diese seine Schädlichkeit von sich abzuwenden, auf den Egoismus als den letzten verborgenen Grund der Religion. Zur Beseitigung von Mißverständnissen und zur tieferen Begründung dieses Gegenstandes noch Dieses. Das Abhängigkeitsgefühl scheint dem Egoismus zu widersprechen; denn im Egoismus unterordne ich den Gegenstand mir, im Abhängigkeitsgefühl aber mich dem Gegenstand; im Egoismus fühle ich mich als etwas Gewichtiges, Bedeutendes, aber in dem Abhängigkeitsgefühl empfinde ich ja meine Nichtigkeit vor einem Mächtigen.

Aber untersuchen wir nur die Furcht, die der äußerste Grad und Ausdruck des Abhängigkeitsgefühles ist! Warum fürchtet der Sklave seinen Herrn, warum der Naturmensch den Gott des Donners und Blüthes? Weil der Herr das Leben des Sklaven, der Donnergott das Leben des Menschen überhaupt in seinen Händen hat. Was fürchtet er also? Den Verlust seines Lebens. Er fürchtet sich also nur aus Egoismus, aus Liebe zu sich selbst, zu seinem Leben. Wo kein Egoismus, ist auch kein Abhängigkeitsgefühl. Wenn das Leben gleichgültig, nichts ist, dem ist auch Das nichts, wovon dasselbe abhängig; er fürchtet und erwartet nichts davon, es ist daher in seiner Gleichgültigkeit kein Anhalts- und Anknüpfungspunkt für das Abhängigkeitsgefühl gegeben. Wenn ich z. B. die freie Bewegung liebe, so fühle ich mich abhängig von Dem, der sie mir nehmen oder geben, der mich einsperren oder in's Freie gehen lassen kann, denn ich möchte oft spazieren gehen, kann es aber nicht, weil ein mächtigeres Wesen mir es wehrt; bin ich aber gleichgültig, ob ich eingesperrt oder frei, auf meiner Stube oder im Freien bin, so fühle ich mich nicht abhängig von Dem, der mich einsperrt, denn er läßt weder durch die Erlaubniß, noch das Verbot der freien Bewegung eine erfreuliche oder erschreckliche, also keine das Abhängigkeitsgefühl in mir erzeugende Macht über mich aus, weil der Trieb zum Spaziergehen keine Macht in mir ist. Die äußere Macht setzt also voraus eine innere, psychologische Macht, ein egoistisches Motiv und Interesse, ohne welches sie nichts für mich ist, keine Macht auf mich ausübt, kein Abhängigkeitsgefühl mir einflößt. Die Abhängigkeit von einem anderen Wesen ist in Wahrheit nur die Abhängigkeit von meinem eigenen Wesen, von meinen eigenen Trieben, Wünschen und Interessen. Das Abhängigkeitsgefühl ist daher nichts Anderes, als ein indirektes, oder verkehrtes oder negatives Selbstgefühl, kein unmittelbares allerdings, aber ein durch den Gegenstand, von dem ich mich abhängig fühle, vermitteltes Selbstgefühl. Abhängig bin ich ja nur von den Wesen, die ich bedarf zum Behufe meiner Existenz, ohne die ich nicht kann, was ich können will, die die Macht haben, mir zu gewähren, was ich wünsche, was ich bedarf, aber nicht selbst die Macht habe, mir zu gewähren. Wo kein Bedürfnis, ist kein Abhängigkeitsgefühl; bedürfte der Mensch die Natur nicht zu seiner Existenz, so würde er sich nicht von ihr abhängig fühlen, so würde er sie folglich auch nicht zum Gegenstande religiöser Verehrung machen. Und je mehr ich einen Gegenstand bedarf, desto abhängiger fühle ich mich von ihm, desto mehr Macht hat er über mich; aber diese Macht des Gegenstandes ist selbst eine abgeleitete, eine Folge von der Macht meines Bedürfnisses. Das Bedürfnis ist eben so der Knecht, als der Herr seines Gegenstandes, eben so demüthig, als

hoch- oder übermüthig; es bedarf den Gegenstand, es ist unglücklich ohne ihn; darin liegt seine Unterthänigkeit, seine Hingebung, seine Selbstlosigkeit; aber es bedarf ihn, um sich an ihm zu befriedigen, um ihn zu genießen, um ihn zu seinem Besten zu verwenden; darin liegt seine Herrschsucht oder sein Egoismus. Diese widersprechenden oder entgegengesetzten Eigenschaften hat auch das Abhängigkeitsgefühl an sich, denn dieses ist nichts Anderes, als das zum Bewußtsein oder Gefühl gekommene Bedürfnis eines Gegenstandes. So ist der Hunger nichts, als das mir zum Gefühl und darum zum Bewußtsein kommende Nahrungsbedürfnis meines Magens; nichts Anderes also, als das Gefühl meiner Abhängigkeit von Nahrungsmitteln. Aus dieser amphibolischen, d. i. zweideutigen und wirklich zweiseitigen Natur des Abhängigkeitsgefühls erklärt sich auch die Thatsache, über die man sich so oft verwundert hat, weil man sich keinen vernünftigen Erklärungsgrund davon hat angeben können, daß die Menschen Thiere und Pflanzen, die sie doch vernichteten, verzehrten, religiös verehren konnten. Das Bedürfnis, das mich nöthigt, einen Gegenstand zu verzehren, hat ja das Doppelte in sich, daß es mich eben so dem Gegenstande, als den Gegenstand mir unterwirft, daß es also eben so religiös, als irreligiös ist. Oder wenn wir das Bedürfnis in seine Bestandtheile, seine Momente, wie die modernen Philosophen sagen, zergliedern, so haben wir in ihm den Mangel und den Genuß eines Gegenstandes; denn zum Bedürfnis des Gegenstandes gehört ja der Genuß desselben, das Bedürfnis ist ja nichts, als das Bedürfnis des Genusses. Der Genuß des Gegenstandes ist nun allerdings frivol oder kann wenigstens so aufgefaßt werden, indem ich hier den Gegenstand verzehre, aber das Bedürfnis, d. h. das Mangelgefühl, die Sehnsucht des Verlangens, das Gefühl der Abhängigkeit von dem Gegenstand ist religiös, demüthig, phantastisch, vergötternd. So lange Etwas ja nur Gegenstand des Verlangens, ist es mir das Höchste, schmückt es die Phantasie mit den glänzendsten Farben aus, erhebt es mein Bedürfnis bis in den siebenten Himmel; so bald ich es aber habe, genieße, verliert es als ein Gegenwärtiges alle religiösen Reize und Illusionen, wird es etwas Gemeines; daher die gemeine Erfahrung, daß alle, wenigstens rohsinnlichen, d. h. nur augenblicklichen Gefühlen und Eindrücken lebenden Menschen in der Noth, im Unglück, d. h. in den Momenten, wo sie Etwas bedürfen, hingebend, aufopfernd sind, Alles versprechen, aber so wie sie das Vermisste oder Gewünschte haben, undankbar, selbstsüchtig sind, Alles vergessen; daher der Spruch: „Noth lehrt beten“; daher die den Frommen so anstößige Erscheinung, daß die Menschen insgemein nur in Noth, Mangel, Unglück religiös sind.

Die Thatsache oder Erscheinung, daß die Menschen Dinge oder Wesen, die sie verzehren, als religiöse Gegenstände verehren, ist daher so wenig eine seltsame und verwunderliche, daß sie vielmehr die Natur des religiösen Abhängigkeitsgefühles uns nach seinen beiden entgegengesetzten Seiten klar und offen vor die Augen stellt. Der Unterschied zwischen dem christlichen und heidnischen Abhängigkeitsgefühl ist nur der Unterschied zwischen den Gegenständen desselben, der Unterschied, daß der Gegenstand des heidnischen ein bestimmter, wirklicher, sinnlicher, der Gegenstand des christlichen — abgesehen von dem fleischgewordenen, eßbaren Gott — ein unbefchränkter, allgemeiner, nur gedachter oder vorgestellter, daher kein körperlich genießbarer oder nutzbarer ist; aber gleichwohl ist er eben so gut ein Gegenstand des Genusses, eben weil für den Christen ein Gegenstand des Bedürfnisses, des Abhängigkeitsgefühles, nur Gegenstand eines Genusses anderer Art, weil auch Gegenstand eines Bedürfnisses anderer Art; denn der Christ begehrt von seinem Gotte nicht das sogenannte zeitliche, sondern ewige Leben, befriedigt in ihm nicht ein unmittelbar sinnliches oder körperliches, sondern ein geistiges, gemüthliches Bedürfnis. „Wir gebrauchen oder benutzen“, sagt der Kirchenvater Augustin in seiner Schrift vom Staate Gottes, „die Dinge, die wir nicht um ihr selbst willen, sondern um etwas Anderen willen verlangen und suchen, aber wir genießen, was wir auf nichts Anderes beziehen, was durch sich selbst ergötzt. Das Irdische ist daher ein Gegenstand der Benutzung, des Usus, das Ewige, Gott aber ein Gegenstand des Fructus, des Genusses.“ Aber wenn wir auch diesen Unterschied gelten lassen, ja ihn zum Unterscheidungsmerkmal des Heidenthums und Christenthums machen, so daß dort die Gegenstände der Religion, die Götter Gegenstände des Nutzens, des Usus sind, hier der Gegenstand nur ein Gegenstand des Genusses ist, so haben wir doch auch hier am Christenthum dieselben Erscheinungen, dieselben Gegenstände, die wir in der Natur des Bedürfnisses, des Abhängigkeitsgefühles aufzeigten, die aber den Christen nur in der Religion der Heiden, nicht in der irdigen auffallen; denn der christliche Gott als Gegenstand des Genusses im Sinne der Augustinischen Unterscheidung des Genusses von Benutzung ist eben so gut ein Gegenstand des Egoismus, wie der Gegenstand des körperlichen Genusses bei den Heiden, der gleichwohl ein Gegenstand der Religion ist. Den Widerspruch, daß der Mensch als Gott verehrt, was er verzehrt, ein Widerspruch, der aber, wie eben gezeigt, dem christlichen Abhängigkeitsgefühl eben so gut eigen ist, nur daß er wegen der Natur seines Gegenstandes nicht so augenfällig ist, — diesen Widerspruch sprechen manche Völker auf eine wirklich höchst naive, ja rührende Weise aus. „Trage es uns nicht nach,“ sagten gewisse

Nordamerikaner zu dem Bären, wenn sie einen erlegt hatten, „daß wir dich getödtet haben. Du bist verständig und siehst ein, daß unsere Kinder Hunger haben. Sie lieben dich und wollen dich verzehren. Macht es dir nicht Ehre, von den Kindern des großen Kapitän verzehrt zu werden?“ Charlevoix erzählt von Anderen, bei welchen Der, so einen Bären erlegt hat, dem todten Thiere eine brennende Pfeife in's Maul steckt, in den Kopf der Pfeife bläst, die Kehlen des Bären mit Rauch füllt und dann bittet, daß der Bär das Geschehene nicht rächen möge. Während der Mahlzeit, an welcher man den Bären verzehrt, stellt man den mit allerlei Farben bemalten Kopf an einen erhabenen Platz, wo er die Anbetungen und Loblieder aller Gäste empfängt. (Meiners a. a. O.) Die alten Finnen sangen beim Zerstückeln des Bären folgendes Lied: „Du theures, überwundenes, schwerverwundetes Waldthier, bringe unsern Hütten Gesundheit und Raub, wie du ihn liebst, hundertweis, und Sorge, wenn du zu uns kommst, für unsere Bedürfnisse. . . . Ich will dich immerfort ehren und Vente von dir erwarten, damit ich mein gutes Bärenlied nicht vergessen dürfe.“ (Benannt, Arktische Zoologie.) Wir sehen hieraus, wie ein Thier, das getödtet und verzehrt wird, doch zugleich verehrt werden kann und umgekehrt der Gegenstand der Verehrung zugleich ein Gegenstand der Verzehrung ist, wie also das religiöse Abhängigkeitsgefühl eben so wohl die egoistische Erhebung des Menschen über den Gegenstand, inwiefern er ein Gegenstand des Genusses, als die devote Unterwerfung unter den Gegenstand, inwiefern er ein Gegenstand des Bedürfnisses, enthält und ausdrückt.

Ich kehre nun von dieser langen, keineswegs zufälligen, sondern nothwendigen, durch den Gegenstand selbst gerechtfertigten Entwicklung des Abhängigkeitsgefühles und Egoismus zurück zur Natur, zum ersten Gegenstand dieses Abhängigkeitsgefühles. Ich habe schon bemerkt, daß der Zweck meiner Abhandlung über das Wesen der Religion, folglich auch dieser Vorlesungen, kein anderer ist, als zu beweisen, daß der Naturgott oder der Gott, den der Mensch von seinem Wesen unterscheidet und diesem als Grund oder Ursache voraussetzt, nichts Anderes als die Natur selbst ist, daß aber der Menschengott oder der geistige Gott, oder der Gott, dem er menschliche Prädikate, Bewußtsein und Willen beilegt, den er als ein ihm ähnliches Wesen denkt, den er von der Natur als einem willen- und bewußtlosen Wesen unterscheidet, nichts Andres ist, als der Mensch selbst. Ich habe aber auch schon bemerkt, daß ich meine Gedanken nicht aus dem blauen Dunst bodenloser Spekulationen herunterhole, sondern sie stets aus historischen, empirischen Erscheinungen erzeuge, daß ich ferner, oder eben deswegen meine Gedanken nicht, wenigstens zunächst und unmittelbar im Allgemeinen, sondern stets in wirkli-

chen Fällen, in Beispielen veranschauliche, verkörpert darstelle und entwickle. Die Aufgabe im Wesen der Religion, wenigstens im ersten Theil war, zu zeigen, daß die Natur ein ursprüngliches, erstes und letztes*) Wesen ist, über das wir nicht hinausgehen können, ohne uns in's Gebiet der Phantasie und gegenständlosen Spekulation zu verlieren, daß wir bei ihr stehen bleiben müssen, daß wir sie nicht durch ein von ihr unterschiedenes Wesen, einen Geist, ein Denkwesen vermitteln, von ihm ableiten können, daß daher, wenn wir die Natur aus dem Geiste erzeugen, die Erzeugung nur die Bedeutung einer subjektiven, formellen, wissenschaftlichen Deduktion, aber keineswegs die Bedeutung einer wirklichen, gegenständlichen Erzeugung und Entstehung hat. Aber diese Aufgabe, diesen Gedanken knipfte ich an eine thatsächliche Erscheinung an, die diesen Gedanken schon ausgesprochen, oder der er wenigstens zu Grunde liegt, an die Naturreligion, an den schlichten, einfachen, unmittelbaren Menscheninn, der die Natur nicht von einem geistigen, im- und übernatürlichen Wesen ableitet, sondern die Natur als das erste, als das göttliche Wesen selbst faßt. Der naturreligiöse Mensch nämlich verehrt die Natur als das Wesen nicht nur, durch das er jetzt besteht, oder ohne welches er nicht leben, nichts thun kann, er verehrt und betrachtet die Natur auch als das Wesen, durch das er ursprünglich entstanden ist, eben deswegen als das Alpha und Omega des Menschen. Wird nun aber die Natur als das den Menschen erzeugende Wesen verehrt und gefaßt, so wird die Natur selbst als nicht erzeugt, nicht hervorgebracht betrachtet; denn der Mensch geht, wie wir später noch näher sehen werden, nur da über die Natur hinaus, leitet sie nur da von einem andern Wesen ab, wo er sein Wesen sich nicht aus der Natur erklären kann. Wenn wir daher zuerst die Natur vom praktischen Standpunkt aus, weil der Mensch nicht ohne sie leben und existiren kann, weil er die Wohlthat seiner gegenwärtigen Existenz ihr verdankt, zum Gegenstand der Religion werden lassen, so tritt sie uns dagegen jetzt auch vom theoretischen Standpunkt aus als Gegenstand der Religion vor die Augen. Die Natur ist dem Menschen auf dem Standpunkt der Naturreligion nicht nur das praktisch erste, sondern auch das theoretisch erste Wesen, d. h. das Wesen, aus dem er seinen Ursprung ableitet. So betrachten z. B. die Indianer noch jetzt die Erde als ihre allgemeine Mutter. Sie glauben, daß sie im Schooße derselben erschaffen werden. Sie nennen sich daher Metoktheniake, d. h. Erdgeborene. (Hedewelder, Indianische Völkerschaften.) Unter den alten Indianern hielten einige das Meer für ihre Hauptgotttheit und nannten es Namacacha, d. i. ihre Mutter, andere, wie die Col-

*) Ein letztes a parte auto.

laß, glaubten sogar, „daß ihre Stammväter aus dem großen Morast an der Insel Leticaca entstanden wären. Andere schrieben ihren Ursprung einem großen Brunnem zu, woraus ihr Stammvater gekommen sein sollte. Wieder andere wollten versichern, daß ihre Vorfahren in gewissen Gräben und Felsengrüften geboren wären; daher sie diese Orte insgesamt für heilig hielten und ihnen Opfer brachten. Eine gewisse Nation schrieb die Ursache ihres Daseins einem Flusse zu, daher auch Niemand einen Fisch daraus tödten durfte, weil sie selbige (die Fische) für ihre Brüder hielten.“ (Baumgarten: Allgem. Gesch. der Völker und Länder von Amerika, welcher hiezu die richtige Bemerkung macht: „weil sie nun verschiedene Dinge zu der Ursache ihrer Abstammung machten, so hatten sie folglich auch unterschiedene Gottheiten, die sie anbeteten.“) Die Grönländer glauben, ein Grönländer sei anfangs aus der Erde gewachsen, und sei, nachdem er ein Weib bekommen, der Stammvater aller übrigen Grönländer geworden. (Bastholm: Kenntniß des Menschen in seinem wilden und rohen Zustand.) Eben so betrachteten und verehrten die Griechen und Germanen die Erde als die Mutter der Menschen. Sprachforscher leiten selbst das Wort Erde von Erd ab, welches in der angelsächsischen Sprache so viel als Princip oder Anfang bedeutet und das Wort: Teutsch von Tud, Tit, Tent, Thind, Theotise, welches so viel ist als Irdisch oder Erdgeborener. Wie sehr sind doch wir Deutsche durch das Christenthum, welches uns den Himmel als unser Vaterland anweist, unserm Ursprung, unserer Mutter untreu und unähnlich geworden! Unter den Griechen, muß ich noch bemerken, ließen selbst auch viele, namentlich ältere Philosophen, die Menschen und Thiere entweder aus der Erde, oder dem Wasser, oder aus beiden zugleich unter dem Einfluß der Sonnenwärme entstehen, während andere sie für unentstanden, für gleichewig mit der Natur oder Welt hielten. Merkwürdig ist es auch, daß die Religion oder vielmehr Mythologie der Griechen, und ebenso die der Germanen, wenigstens Nordgermanen, die beide, namentlich die letzte, ursprünglich Naturreligionen waren, nicht nur die Menschen, sondern selbst auch die Götter aus der Natur entspringen ließen — ein deutlicher Beweis, daß die Götter und Menschen eins sind, daß die Götter mit den Menschen stehen und fallen. So ist bei Homer Oceanos, das Meer die Geburt, d. h. der Erzeuger, der Vater der Götter und Menschen; bei Hesiod dagegen die Erde die Mutter des Uranus, des Himmels, und in Verbindung mit diesem die Mutter der Götter. Bei Sophokles heißt daher die Erde die oberste oder höchste Gottheit. Bei den Nordgermanen geht der Riese Ymir, „offenbar die unentfaltete Gesamtheit der Elemente und Naturkräfte“ (Müller a. a. O.), der Entstehung der Götter voraus. Bei den Römern heißt, wie bei den Griechen,

die Erde die Mutter der Götter. Augustin in seinem Gottesstaat spottet darüber, daß die Götter Erdgeborene seien, und folgert daraus, daß die Recht hätten, welche die Götter für ehemalige Menschen hielten. Aber allerdings sind die Götter, auch die Augustinischen eingeschlossen, nur aus der Erde entstanden, und wenn sie auch gleich keine Menschen gewesen sind im Sinne des Euhemeros, doch nicht früher gewesen, als die Menschen. Mit demselben Rechte, als die Erde die Mutter der Götter, heißt bei Homer der Schlaf der Bändiger der Götter und Menschen, denn die Götter sind nur für und durch die Menschen existirende Wesen; sie wachen daher nicht über den Menschen, wenn er schläft, sondern wenn die Menschen schlafen, schlafen auch die Götter, d. h. mit dem Bewußtsein der Menschen erlischt auch die Existenz der Götter. Meine Aufgabe im Wesen der Religion war nun keine andere, als die Naturreligion, wenigstens den ihr zu Grunde liegenden Wahrheitskern gegen die theistischen Erklärungen und Ableitungen der Natur zu verteidigen, zu rechtfertigen, zu begründen. Ich that dies nach allen Seiten hin in nicht weniger als 20 Paragraphen von §. 6—26. Ehe ich nun an den Inhalt dieser Paragraphen gehe, muß ich voraus bemerken, daß, was sich übrigens von selbst versteht, der Gang in der Religionsgeschichte auch meinem Gang in der Psychologie, in der Philosophie, in der Menschheitsentwicklung überhaupt entspricht. Wie mir die Natur der erste Gegenstand der Religion, so ist mir auch in der Psychologie, in der Philosophie überhaupt das Sinnliche das Erste; aber das Erste nicht nur im Sinne der spekulativen Philosophie, wo das Erste das bedeutet, worüber hinausgegangen werden muß, sondern das Erste im Sinne des Unableitbaren, des durch sich selbst Bestehenden und Wahren. So wenig ich das Sinnliche aus dem Geistigen ableiten kann, so wenig kann ich aus Gott die Natur ableiten; denn das Geistige ist nichts außer und ohne das Sinnliche, der Geist ist nur die Essenz, der Sinn, der Geist der Sinne. Gott ist aber nichts Andres als der Geist im Allgemeinen gedacht, der Geist abgesehen vom Unterschied zwischen Mein und Dein. So wenig ich daher den Leib aus meinem Geiste — denn ich muß, um gleich ein Beispiel zu geben, eher essen oder essen können, als ich denke, aber nicht eher denken, als ich esse, ich kann essen, ohne zu denken, wie die Thiere beweisen, aber nicht denken, ohne zu essen, — so wenig ich die Sinne aus meinem Denkvermögen, aus der Vernunft ableiten kann — denn die Vernunft setzt die Sinne voraus, aber nicht die Sinne die Vernunft, denn den Thieren sprechen wir die Vernunft, aber nicht die Sinne ab, — so wenig, ja noch weniger kann ich aus Gott die Natur ableiten. Der Wahrheit und Wesenhaftigkeit oder Göttlichkeit der Natur, von welcher die Religionsphilosophie und Religionsgeschichte ausgeht, entspricht das

her die Wahrheit und Wesenhaftigkeit der Sinne, von welcher die Psychologie, die Anthropologie, die Philosophie überhaupt ausgeht. Und so wenig die Natur eine vorübergehende Wahrheit in der Geschichte der Religion, so wenig ist die Wahrheit der Sinne eine vorübergehende in der Philosophie. Die Sinne sind vielmehr die bleibende Grundlage, auch wo sie in den Abstraktionen der Vernunft verschwinden, wenigstens in den Augen Derer, welche, so wie sie an das Denken kommen, nicht mehr an die Sinne denken, vergessen, daß der Mensch nur vermittelt seines sinnlich existirenden Kopfes denkt, die Vernunft an dem Kopf, dem Hirn, dem Sammelpunkt der Sinne einen bleibenden sinnlichen Grund und Boden hat. Die Naturreligion demonstriert uns die Wahrheit der Sinne, und die Philosophie, wenigstens die sich als Anthropologie weiß, demonstriert uns die Wahrheit der Naturreligion. Der erste Glaube des Menschen ist der Glaube an die Wahrheit der Sinne, kein den Sinnen widersprechender Glaube, wie der theistische und christliche Glaube. Der Glaube an einen Gott, d. h. an ein unsinnliches Wesen, ja ein Wesen, welches alles Sinnliche als etwas Profanes von sich ausschließt, verneint, ist nichts weniger als etwas unmittelbar Gewisses, wie so häufig der Theismus behauptet hat. Die ersten, unmittelbar gewissen Wesen, eben darum auch die ersten Götter des Menschen sind die sinnlichen Gegenstände. Cäsar sagt von der Religion der Deutschen: sie verehren nur die Wesen, die sie sehen und von denen sie augenscheinliche Wohlthaten beziehen. Dieser so sehr bekritelte Satz des Cäsar gilt von allen Naturreligionen. Der Mensch glaubt ursprünglich nur an die Existenz von dem, was sein Dasein durch sinnliche, fühlbare Wirkungen und Zeichen bekrundet. Die ersten Evangelien, die ersten und untrüglichen, durch keinen Priesterbetrug entstellten Religionsurkunden des Menschen sind seine Sinne. Oder vielmehr diese seine Sinne sind selbst seine ersten Götter; denn der Glaube an die äußeren, sinnlichen Götter hängt ja nur ab von dem Glauben an die Wahrheit und Göttlichkeit der Sinne; in den Göttern, die sinnliche Wesen sind, vergöttert der Mensch nur seine Sinne. Indem ich das Licht als ein göttliches Wesen verehere, so spreche ich ja darin und damit, indirekt und unbewußt freilich, nur die Göttlichkeit des Auges aus. Das Licht oder die Sonne oder der Mond ist nur ein Gott, ein Gegenstand für das Auge, nicht die Nase; der Kultus der Nase besteht in himmlischen Düften. Das Auge macht die Götter zu Licht-, Glanz-, Scheinwesen, d. h. es vergöttert nur augenscheinliche Dinge: die Gestirne, Sonne, Mond haben ja für den Menschen keine andere Existenz, als in den Augen; sie sind den anderen Sinnen nicht gegeben; d. h. das Auge vergöttert nur sein eigenes Wesen; die Götter der anderen Sinne sind ihm Götzen oder

existiren vielmehr gar nicht für es. Das Geruchsorgan des Menschen vergöttert dagegen die Wohlgerüche. Schon Scaliger sagt in seinen Exercitationen gegen Cardan: „Der Geruch ist etwas Göttliches — *Odor divina res est* — und daß er das ist, das zeigten die Alten durch ihre religiösen Ceremonien, indem sie glaubten, daß durch Räucherungen die Luft und die Räume zur Aufnahme der Gottheiten geschikt gemacht würden.“ Die Heiden glaubten, glauben noch jetzt zum Theil, daß die Götter nur von den Wohlgerüchen, die von den Opfern aufsteigen, leben, sich nähren, daß also die Düste die Bestandtheile der Götter, die Götter folglich nur aus Duft und Dunst bestehende Wesen seien. Wenigstens würde der Mensch, der kein anderes Organ, als das Geruchsorgan hätte, das göttliche Wesen allein aus Duft bestehen lassen, abgesehen von allen anderen Eigenschaften, die die übrigen Sinne liefern. So vergöttert jeder Sinn nur sich selbst. Kurz, die Wahrheit der Naturreligion stützt sich nur auf die Wahrheit der Sinnlichkeit. So hängen mit dem „Wesen der Religion“ zusammen „die Grundsätze der Philosophie.“ Wenn ich übrigens der Naturreligion das Wort rede, weil und wiefern sie sich auf die Wahrheit der Sinne stützt, so rede ich damit keineswegs der Art und Weise das Wort, wie sie die Sinne gebraucht, wie sie die Natur ansieht und verehrt. Die Naturreligion stützt sich nur auf den Sinnenschein oder vielmehr nur auf den Eindruck, den der Sinnenschein auf das Gemüth und die Phantasie des Menschen macht. Daher der Glaube der alten Völker, daß ihr Land die Welt oder doch der Mittelpunkt der Welt sei, daß die Sonne laufe, die Erde ruhe, die Erde flach wie ein Teller sei, umflossen vom Ocean.

Friedrich Theodor Vischer.

Friedrich Theodor Vischer.

(Geboren 30. Juni 1807.)

Der größte Aesthetiker! unserer Zeit; der Weltbürger im Dienste des Schönen, der die bis dahin eng gezogenen Grenzen der Aesthetik sprengte und „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ schritt, um überall das Schöne aufzusuchen und es „als Produkt des weltbildenden Gedankens darzustellen.“ Vischers „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen“ ist ein Werk, das zu allen Zeiten dem deutschen Geiste zu hohen Ehren gereichen wird, ein Werk von großartiger Anlage, schärfster Gliederung, klarster Entwicklung und allumfassender Bildung. Bewundernswerthe Bestimmtheit des Denkens geht Hand in Hand mit bewundernswerther Prägnanz des Ausdrucks. Eine reiche Fülle neuer Gedanken wachsen organisch in- und auseinander zu einem System von seltener Originalität, das zugleich alle Errungenschaften der früheren Untersuchungen zu einem thatsächlichen Abschluß bringt. Vischer ist der Ludwig Feuerbach der Aesthetik. Und wie dieser von Beginn

seiner öffentlichen Thätigkeit an gleich fertig in sich und mit seinem System war: so auch Vischer. Seine erste Schrift als außerordentlicher Professor an der philosophischen Fakultät: „Ueber das Erhabene und Komische“ gab eigentlich schon den Grundriß zu seinem genannten großen Werke, zeigt schon die neuen Bahnen und die neuen Grenzen, die er beschreiben und ziehen wollte. Das berühmte Buch hat drei Haupttheile: der erste behandelt die Metaphysik des Schönen, der zweite das Naturschöne und die Phantasie, der dritte das Individuellschöne in seiner Erscheinung in den Künsten. Die streng philosophische Sprache des Werkes läßt es nicht allgemeines Eigenthum werden; doch fehlt es nicht an Kräften, die seine Ideen und Thatfachen fruchtbar für jeden Gebildeten machen können. — In einigen Bänden, bezeichnet „Kritische Gänge“, legte Vischer eine reiche Sammlung einzelner Abhandlungen kunst- und literaturkritischer Art nieder, die ebenfalls der Klassicität deutscher Wissenschaft angehören, wenn auch gegen Einzelnes Mancherlei zu sagen wäre. Eine Perle edelster und kostbarster Art unter der langen Schnur von Schillerreden aus der Zeit des Schillerfestes ist die von Vischer.

Vischer wurde geboren am 30. Juni 1807 in Ludwigsburg, Sohn eines Pfarrers. Auch er wurde der Theologie bestimmt und studirte dieselbe in Tübingen; frühzeitig verwaisst und arm studirte er unter manchen Hindernissen, Sorgen und Entbehrungen, wobei ihm nur die schon früh und lebhaft geübte Malerei tröstend und kräftigend zur Seite stand. Sie war es auch, die den armen Vikar und Repetenten von Hornheim und Maulbronn nach Berlin, Dresden, Wien und München zog, wo er denn in artistischer Hinsicht

ganz neue und erweiterte Anschauung bekam und er immer mehr sich berufen fühlte, sich ganz dem Kunststudium zu widmen. Indessen verlangte seine Existenz, daß er sich wieder als Repetent und zwar im Seminar zu Tübingen anstellen ließ. Endlich, 1836, gelang es ihm, sich an der Universität daselbst zu habilitiren und 1837 wurde er außerordentlicher Professor der philosophischen Fakultät. Nun erschien seine erwähnte Schrift: „Ueber das Erhabene und Komische“, in deren Folge er schon bald die außerordentliche Professur der deutschen Literatur und Aesthetik übernehmen konnte. Er gewann sich auch bald ein großes Auditorium. Zur Erweiterung und Ausbildung seiner Kunstanschauungen bereifte er 1839—40 Unter-Italien und Griechenland; im Jahre 1843 Ober-Italien. Seine nun erscheinenden kunstkritischen Abhandlungen, namentlich der 1. Band seiner „Kritischen Gänge“, erregten im In- und Auslande großes Aufsehen, und Vischer wurde 1844 zum ordentlichen Professor an der Universität Tübingen ernannt. Seine Antrittsrede aber erregte das Entsetzen, die Furcht und den Haß aller geistlichen wie politischen Reaktionäre und der mit ihnen heulenden Philister; der Sturm gegen ihn wurde immer heftiger und er wurde auf zwei Jahre von seinem eben betretenen Amte suspendirt. Diese Zeit benutzte Vischer zu Ausführung des ersten Bandes seiner „Aesthetik“ und die Wirkung desselben war eine so außerordentliche, daß die Regierung sich doch wohl schämen mochte, den großen Aesthetiker noch länger von seinem Amte fern zu halten. Im Jahre 1847 durfte Vischer es wieder antreten. Der Wahlbezirk Reutlingen-Urach wählte ihn 1848 in das deutsche Parlament, wo er zur Partei der

gemäßigten Linken hielt und mit dem „Rumpf“ nach Stuttgart ging. — Von 1849 an wirkte er wieder als akademischer Lehrer in Tübingen. Im Jahre 1855 folgte er einem ehrenvollen Rufe an die Universität in Zürich, wo er jetzt noch weit und tief als Lehrer der Aesthetik und deutscher Literatur wirkt.

Ueber das Komische.

(Aus „Ueber das Erhabene und Komische.“)

Stellen wir uns die beiden Momente des Schönen, die Idee und die sinnliche Erscheinung, in dem Bilde einer Wage vor, deren beide Schalen, die eine dies, die andere jenes Moment enthalten, so können wir sagen: im Schönen sind beide im Gleichgewichte, im Erhabenen wird die Schale, die das sinnliche Moment trägt, in die Höhe gezogen, im Komischen aber rächt sie sich, und die ideale Seite, das Erhabene, wird — und zwar durch einen plötzlichen Druck hinaufgeschleunigt. Dieser Streich, der hier dem Erhabenen gespielt wird, kommt freilich nicht unvorbereitet aus dem Blauen, aber sein sichtbares Eintreten ist so plötzlich, daß es überrascht, und es hat daher hier ganz seine Richtigkeit mit dem Merkmale des Unerwarteten, das Longin, und nach ihm die Wolfianer als Hauptmerkmal des Erhabenen aufstellen. Auch Kants Definition, daß das Lächerliche in einer plötzlichen Auflösung einer Erwartung in Nichts bestehe, findet hier sogleich ihre Stelle, nur bezeichnet sie nicht den Inhalt, sondern geht bloß auf den Aktus, der im Komischen Statt findet, sie sagt nicht, von was jene Erwartung erregt sei und von was sie in Nichts aufgelöst werde, bleibt also wieder bloß bei der Seite des subjektiven Eindrucks stehen.

Dies eben ist jetzt näher zu betrachten, wodurch jene Erwartung veranlaßt sei und was sie so schnell auflöse. Veranlaßt ist sie durch ein sich ankündigendes, in mehr oder minder pathetischem Schwunge begriffenes Erhabenes; aufgelöst wird sie durch das Bagatell eines bloß der niederen Erscheinungswelt angehörnden Dings, das diesem Erhabenen, vorher verborgen, nun auf einmal unter die Beine geräth und es zu Falle bringt. Man kann dies auch so ausdrücken, und es eröffnet sich dann ein interessanter Durchblick: das Komische sei ein deutlich gemachtes Erhabenes. Denn die Deutlich-

keit besteht im Hervorheben der sinnlichen Einzelheiten und diese sind es, die alsbald den Schein des Unendlichen aufheben. Es wird sich Jeder erinnern, wie oft ihm eine erhabene Stimmung zerplatzt ist, wenn er sich den Gegenstand derselben in der Nähe anfaß. Doch hat diese Bestimmung nicht den Werth einer Definition; denn wenn auch alles Komische als ein deutlich gemachtes Erhabene dargestellt werden kann, so ist darum nicht alles deutlich gemachte Erhabene komisch. Ein gothischer Dom wird allerdings um so erhabener, je weniger deutlich seine Einzelheiten hervortreten: aber wenn er am hellen Tage ganz deutlich wird, wird er darum nicht komisch, sondern es zeigt sich nur neben der Erhabenheit des Umfangs die Schönheit der Verzierungen. Eine große Handlung, in kleine Motive zerlegt, wird nicht komisch, sondern erregt Widerwillen. Klar aber erweist sich der obige Satz, wenn man das bürgerliche Drama, wie es sich seit Lessing in der deutschen Poesie ausgebildete, wenn man ein Zfflandsches Stück mit einer wahren Tragödie vergleicht. Diese Deutlichkeit des Einzelnen, diese detailirende Psychologie und haarkleine Motivirung ist eigentlich komisch, und dadurch, daß sie dennoch tragödisch sein will, ist sie eine so klägliche Erscheinung.

J. Paul nennt den Humor ein umgekehrtes Erhabene; dies gilt vom Komischen überhaupt. Er selbst aber faßt die zu der Entstehung des Komischen jederzeit zuerst erforderliche Erhabenheit einseitig auf, indem er sie teleologisch bestimmt. Das Komische ist nach ihm eine sinnlich angeschaute Zweckwidrigkeit. Es ist nicht zu leugnen, daß das Erhabene, durch dessen Paralyisirung das Komische entsteht, in den meisten Fällen als ein Zweck erscheint, aus dem Grunde, weil ja alles Erhabene, Ideale seinen eigentlichen Sitz in der Menschenwelt hat und daher als menschliches Streben nach einem Zwecke auftritt, der, in der Ausführung sich verkehrend, komisch wird. Schon im Kleinen bei bloß empirischen Zweckbestrebungen ist dies der Fall. Jener Mensch, der das Ende einer hölzernen Dachrinne absägen will und sich zu diesem Zwecke eben auf das Ende setzt, das er absägt, so daß er mit dem letzten Zuge der Säge sammt dem abgesägten Stücke von der Höhe herunterstürzt, ist ein hübsches Beispiel des Komischen; selbst über einen Fehlschuss auf dem Billard lachen wir, da das angelegentliche Streben des Zielenden so plötzlich in ein Nichts aufgeht; bei Fehlschießen stellt der Brischmeister mit komischen Sprüngen diesen Eindruck eines Fehlschusses vor; wenn ein gravitatisch Schreitender plötzlich strauchelt und fällt, so können wohl auch erwachsene Zuschauer sich des Lachens nicht immer erwehren, noch viel weniger, wenn ein Redner mitten im Pathos stecken bleibt. Man kann jede Art von Kraftaufwand, wenn der Zweck auch kein bewußter ist, wie bei dem vor-

letzten Beispiele, eine Zweckthätigkeit nennen, zugleich aber auch etwas Erhabenes. Erhaben kann Alles genannt werden, was sich das Ansehen von etwas Besonderem gibt und mehr sein will, als das Gewöhnliche. Allerdings wäre Vieles, was lächerlich wird, ohne den Eintritt des komischen Kontrastes nicht als erhaben erschienen, nicht als etwas Besonderes aufgefallen, allein der Eintritt dieses Kontrastes lenkt unsere Aufmerksamkeit darauf, und läßt es im Gegensatz gegen das unendlich Kleine, an dem es scheitert, als etwas relativ Erhabenes erscheinen, über dessen Mißlingen nun gelacht wird. Selbst der Versuch, Komisches hervorzubringen, wenn er mißlingt, kann so als etwas Erhabenes erscheinen, das durch sein Vergeßen *) dann erst recht komisch wird, wie sich denn Jeder des komischen Effekts erinnern kann, den ein ganz vergeblicher Versuch macht, durch einen Witz oder eine Anekdote das Gelächter einer Gesellschaft zu erregen. Hier wird gerade das Ausbleiben des erwarteten Komischen komisch. Um jedoch auf J. Paul zurückzukommen: nicht in allen Fällen läßt sich das Erhabene, welches im Komischen zerfällt, als ein auf einen Zweck gerichtetes Streben auffassen, wenigstens in vielen Fällen nur sehr uneigentlich. Dies werden uns einzelne Formen des Komischen bestätigen, welche nachher zu beleuchten sind. Auch die Definition, daß das Komische in einer unterbrochenen Verstandestotalität seinen Grund habe, ist zu eng. Zwar hat sie vor der J. Paulschen voraus, daß sie namentlich besser auf das Komische des Witzes paßt, was unter diese nicht wohl zu subsumiren ist, aber auch sie geräth bei dem Eintritte des humoristisch Komischen, das nicht eine Verstandestotalität, sondern eine Vernunfttotalität auflöst, in's Stocken. Die andere Seite von J. Pauls Definition, daß die Zweckwidrigkeit nur für den Zuschauer durch eine Unterschätzung des Bewußtseins der Verkehrtheit, das er dem verachteten Gegenstande aufbürdet, vorhanden sei, soll nachher besprochen und daran dann die W. Schlegelsche und Hegelsche Definition angeknüpft werden. Wir müssen erst bei dem einen, dem idealen Momente im Komischen noch etwas verweilen, dann das andere, das sinnliche Moment, für sich, und endlich das Verhältniß beider, den Kontrast betrachten.

Das Eine Momente des Komischen also ist ein Ideales irgend einer Gattung. Die verschiedenen Hauptgattungen begründen die verschiedenen Stufen des Komischen, und werden daher weiter unten zur Sprache kommen. Es ist hier zunächst nur dies noch in Erwägung zu ziehen, ob das Erhabene, Ideale, das der Scherz eludirt, nur ein scheinbares, in sich zum voraus hohles, oder ob es

*) Der Gebrauch dieses besonders treffenden Ausdrucks läßt sich nicht verwerfen. Es ist ein gutes altes Wort, das z. B. bei Val. Andree vorkommt.

auch ein wahrhaft Erhabenes sein dürfe. Dies ist eine alte Frage, die zum Theil mit der früher von Shaftesbury ventilirten zusammenfällt, ob das Lächerliche der Proberstein der Wahrheit sei. Home berührt sie, Flögel untersucht sie ebenfalls und kommt, indem er Lachen und Verlachen unterscheidet, dem Richtigen ziemlich nahe. Ganz fällt übrigens die Frage, ob das Lächerliche ein Proberstein der Wahrheit sei, nicht mit der zusammen, ob über die Wahrheit (das wahrhaft Erhabene) gescherzt werden dürfe. Denn wenn dieses den Scherz ertragen kann, so ist noch eine andere Frage, ob er erlaubt sei. Unter den Neueren ist Hegel der Meinung, daß nur ein bloß scheinbar Erhabenes dem Scherze Preis zu geben sei. „Das Komische muß darauf beschränkt sein, daß Alles, was sich vernichtet, ein an sich selbst Nichtiges, eine falsche und widersprechende Erscheinung, eine Grille z. B., ein Eigensinn, eine besondere Caprice, gegen eine mächtige Leidenschaft, oder auch ein vermeintlich haltbarer Grundsatz und feste Maxime sei.“ Es hat wirklich sehr vielen Schein für sich, daß im Komischen nur diejenige Erscheinung, die sich aus dem Zusammenhange mit dem Weltganzen losreißen und prahlerisch isoliren will, in ihrer Nullität aufgewiesen werden dürfe. Inzwischen spricht Hegel in dem Abschnitte seiner Phänomenol. über die griechische Komödie etwas anders und scheint dort dem Scherze eine weit größere Freiheit zu gestatten. In der That beweisen eine Menge von komischen Beispielen, daß auch wirkliche, nicht bloß scheinbar ideale Gegenstände dem Lachen Preis gegeben werden können ohne alle Frivolität. Man lese Goldsmith's Vicar of Wakefield und J. Pauls Werke, so wird man dies hinlänglich bestätigt finden; denn wirklich schöne und große Empfindungen werden dort in so unmittelbare Verwandtschaft mit menschlicher Thorheit in Einem und demselben Subjekte oder mit dem unendlich Winzigen des Zufalls gesetzt, daß sie es sich gefallen lassen müssen, über sich lachen zu lassen. Ich führe aus einer Erzählung von A. Treuburg ein Paar Beispiele für meinen Satz an. Ein Vater sieht sein Kind, das er verführt glaubte, gerettet und beglückt, er bricht in Thränen der schönsten Rührung aus. Nachdem er von dieser Bewegung zu einer behaglicheren Stimmung übergegangen ist, läßt er sich nach langer Zeit wieder eine Pfeife schmecken. Da aber die Rührung noch nachdauert und sich in sanften Thränen kund gibt, so mag er doch deswegen seine Pfeife nicht erlöschen lassen, sondern er weint und raucht zugleich. Später wird die Trennung von Tochter und Schwiegersohn wirklich rührend dargestellt. „Der Amtschreiber,“ heißt es, „zog weinend seine Mütze herunter, zauderte aber, sonderbar genug, als ihm Felix die Hand zum Abschiede bot, ihm die seinige zu reichen. Das Geheimniß erklärt sich dadurch: der Amtschreiber hat, wie viele andere Menschen-

kinder, die Gewohnheit, über Tisch ein kleines Stückchen weichen Brods zwischen den Fingern zu kneten, das er dann oft den ganzen Nachmittag mit sich herumträgt. Wohin nun mit der Brodkugel, da er in der andern Hand die Mütze hält? Er war entschlossen, drückte Felix das Kügelchen in die Hand, umarmte, küßte ihn und gab ihm seinen Segen. Felix hatte nachher das Kügelchen noch lange in der Hand und meinte, er habe es selber geknetet. Wir wollen ihm übrigens nicht übel nehmen, daß er sich draußen den Mund abwischt; der Amtschreiber küßt etwas naß.“ Es wird Niemand behaupten, daß jene Thränen, diese Schmerzen etwas Unwahres seien, sondern wir werden die Schönheit solcher Gefühle vollkommen anerkennen, wenn wir auch denselben Menschen, der sie empfindet, seine kleinen Gewohnheiten und Thorheiten neben diesen idealeren Bewegungen seiner Seele beherbergen sehen. Der Grund ist hier eigentlich bereits ausgesprochen, warum allerdings auch eine wahre Größe dem komischen Kontraste Preis gegeben werden darf: weil sie nämlich nicht völlig aufgehoben und vernichtet wird, sondern in ihrer Aufhebung durch einen seltsamen Widerspruch dennoch gegenwärtig bleibt. Dies auszuführen ist jedoch erst der Platz, wenn von dem Verhältnisse beider Momente des Komischen die Rede sein wird. Allein ist darum, weil er nichts schadet, ein solcher Scherz auch erlaubt, ist ein Recht dazu vorhanden? Allerdings, und dies führt erst auf den Hauptpunkt. Man kann nämlich weiter gehen und zugeben, daß nur ein scheinbar Erhabenes dem Lachen Preis gegeben werden dürfe, aber dann hinzufügen, daß es nichts wahrhaft Erhabenes gebe, und daß auch das in Vergleichung mit bloßer Prahlererei reellere Erhabene doch nicht absolut erhaben sei, daß daher der Geist der Komik ihm nur zufüge, was Rechtens ist, wenn er es ebenfalls nicht schont. Wenn nun dasselbe Subjekt, an welchem wir menschliche Erhabenheit bewundern, die Demuth hat, dies anzuerkennen, daß in dem großen Zusammenhang des Weltganzen sich nichts als absolute Größe isoliren und sich dem Flusse, der Alles verbindet, das Größte und Kleinste, entziehend auf eigene Füße stellen darf, so wird es dem Scherze sagen können: lache nur über mich, ich weiß, daß kein menschliches Ding vollkommen ist, und ich lache selbst mit. Lacht man nun, so thut man es in Folge eines Zugeständnisses, das dieses Erhabene selbst gethan hat, und weit entfernt, daß dieses dadurch verkleinert würde, wächst es durch diese Freiheit und Liberalität in seinem Werthe. Seine Bedingtheit, seine Schranken eingestehen, dies ist ja eine Kraft, nicht eine Schwäche. Die Schwäche will den Scherz nicht an sich lassen, weil sie sich nicht über ihn zu stellen vermag. Je größer ein Ding, desto gewisser versteht es einen Spaß. Es ist eine hohle und wohlfeile Komik, die sich nur an eine zum Voraus schon nichtige

Größe macht; die echte Komik greift die wahre Größe an. Flögel erzählt von den Kamtschadalen, daß sie an gewissen Festen selbst ihren obersten Gott durchhecheln. „Weil Kutta alles Gute und Böse in der Welt gemacht, so halten sie sich für klüger, als Gott, Niemand thörichter, unsinniger, dümmer, als ihn — welches man sonst bei keinem Volke findet.“ Das Letztere ist unrichtig, die gebildeten Völker haben über das Göttliche am meisten geschertzt. Flögel sagt, es sei dieser Kutta auch ein Gott danach gewesen, nicht erwägend, daß ein Gott, er mag sein, wie er will, für Diejenigen, die ihn anbeten, das Absolute ist. Dies Beispiel führt auf eine wichtige Frage, ob sich nämlich das Komische auch an das absolute Erhabene wagen dürfe. Sie läßt sich an das Vorspiel von Goethe's *Faust* anknüpfen, wo der Herr der Heerschaaren selbst mit Mephistopheles in einem ganz behaglichen, humoristischen Verhältnisse erscheint. Diese Stelle ist überhaupt für die Metaphysik des Komischen exemplarisch. Denn in den Personen, die sich hier gegenüberstehen, repräsentiren sich ganz einfach die Momente des Komischen, der Herr stellt das Erhabene auf seiner höchsten Stufe, Mephistopheles das Gemeine auf seiner höchsten dar. Gernern wir uns nun an den Unterschied des Lachens und Verlachens. Wenn sich Jemand recht erhaben geberdet, die Nachbarschaft des Geringen und Niedrigen nicht anerkennen will, dann aber plötzlich durch dieselbe sich in seiner Erhabenheit gestört sieht, so lachen wir ihn aus, und es ist um seine Größe wirklich geschehen. Wenn aber Jemand dem Niedrigen seine Unentbehrlichkeit zugibt, so lachelt er selbst mit, wenn wir über seine Nachbarschaft mit demselben lachen, und eben dadurch ist dem Lachen der gefährliche Stachel genommen. Der Gott des Theismus muß das Lachen im Ernste fürchten; denn er will sich in beständiger Ferne von der Welt behaupten, gibt die Durchdringung des Endlichen und Unendlichen nicht zu, und da beide Momente hiermit für diese Weltanschauung nicht ineinander sind, so erhält sich auch das Unendliche nicht in der Kollision mit dem Endlichen der Erscheinungswelt. Ein Gott, der die Nothwendigkeit des Bösen in der Tragödie der Weltgeschichte nicht zugibt, es aber doch geschehen lassen muß, ist eigentlich unmächtiger, als dieses, die Welt mehr als ein Gott, der sie nicht recht anzurühren wagt, und daher kein Wunder, daß die Verehrer dieses Gottes besorgt werden, wenn die Creatur mit all' ihren Schwächen einmal hinsteht und lachend zu ihrem Gotte sagt: „Du und ich, wir können einander nicht entbehren.“ Allein der Gott der spekulativen Weltansicht nimmt das Komische auf seine eigene Seite herüber, und braucht es daher, da nur innerhalb seiner selbst über ihn gelacht wird, nicht zu scheuen. Das Endliche, das Gemeine, ja das Böse, wenn es sich einmal neben ihn hinstellt und

sagt: „Ich bin auch da“, mag nur immerhin seine Späße machen, der Herr läßt es ruhig gewähren, weil er es als ein Moment, dem er seine Nothwendigkeit zuerkennt, aber doch nur als ein überwundenes und unmächtiges in sich begreift. Ich behaupte daher, daß bei dem echten Humoristen eine spekulative Weltansicht, wenn er sich auch nicht zu ihr bekennt, der unbewußte Geist seines Humors ist. Wer nun freilich davon keinen Begriff hat, daß man in diesem Sinne wohl auch von dem Göttlichen ein heiteres Wort sagen könne, ohne dadurch im Geringsten die Ehrfurcht vor demselben zu verlieren, dem kann allerdings kein handgreiflich objektives Merkmal angegeben werden, wodurch sich dieser edlere Scherz von der Frivolität unterscheidet. Der Unterschied zwischen beiden ist freilich eigentlich klar genug: die Frivolität setzt das Hohe im Ernste herunter, das Gemeine auf den Thron, und läuft auf eine wirkliche Gottesleugnung hinaus, der echte Scherz dagegen hält in dem Kontraste, dem er es Preis gibt, das Hohe fest. Sofern die Stimmung eine Macht ist, die sich auf Gründe nicht einläßt, könnte man sagen, daß Wahrheiten, wie die so eben entwickelte, lieber verschwiegen werden, da der Frivole solche Zugeständnisse für sich benutzen und der Aengstliche meinen werde, man habe diesem hiezu ein Recht an die Hand gegeben, man könnte verlangen, daß nur Diejenigen, die sich in der philosophischen Weltansicht übereinstimmend wissen, sich solche Wahrheiten in's Ohr sagen sollen. Allein die Wissenschaft kann auf solche Besorgnisse keine Rücksicht nehmen. Die großartigsten Wahrheiten lassen sich am leichtesten mißbrauchen, man denke nur an die Paulinische Lehre von der christlichen Freiheit vom Geetze. Ueberdies, gestattet man einmal, daß edle Empfindungen auf eine gutmüthige Art in's Komische gezogen werden, wie bei J. Paul, — und dies gestattet doch am Ende auch der strenge Theist, — so hat man bereits auch zugegeben, daß selbst das Göttliche sich dem Scherze nicht entziehe, denn was anders sind solche Empfindungen, als der in dem Gemüthe des Menschen gegenwärtige, trotz allen Mängeln desselben gegenwärtige Gott? Es gibt freilich religiöse Stimmungen, welche zu ernst sind, als daß man ihnen einen unmittelbaren Uebergang in die komische Stimmung anmuthen dürfte. Es soll ja auch keineswegs behauptet werden, daß jederzeit die ideale Stimmung in die komische sich solle hinüberziehen lassen, sondern nur, daß die wahre Komik, wo sie einmal am Platze ist, den Lebensernst und die Ehrfurcht vor dem Göttlichen keineswegs zerstöre. Es fällt mir hier eine Stelle aus dem vortrefflichen *Simplicissimus* bei. Der fromme Einsiedler, der den unwissenden Bauerknaben aufgenommen hat, ist bemüht, ihn beten zu lehren. Einsiedler: „Höre du, Simplicissime (denn anders kann ich dich nicht nennen), wenn du das Vaterunser betest,

so mußt du also sprechen: Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name, zukomme uns dein Reich, dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel, unser täglich Brod gib uns heit und — „Simplicissimus: „Gelt du, auch Käs dazu?“ Wer wird nun dem frommen Einsiedler böse sein, wenn er mitten in dem Ernst des Religionslehrers über diese Einfalt lächelt?

Ich berufe mich endlich auf eine Aeußerung Solgers: „Das Komische entspringt ganz aus derselben Quelle, wie das Tragische. Es zeigt uns das Beste, ja das Göttliche in der menschlichen Natur, wie es ganz aufgegangen ist in dieses Leben der Zerstückelung, der Widersprüche, der Nichtigkeit, und eben deshalb erholen wir uns daran, weil es uns dadurch vertraut geworden und ganz in unsere Sphäre verpflanzt ist. Darum kann und muß auch das Höchste und Heiligste, wie es sich bei den Menschen gestaltet, Gegenstand der Komödie sein, und das Komische führt eben in der Ironie seinerseits wieder seinen Ernst, ja sein Herbes mit sich. Und das wahrlich nicht bloß bei den Neuern, wie etwa bei Shakespeare. Rec. wüßte nicht, was tiefer erschüttern könnte, als die großen Bilder des demagogischen Wahnsinns, in welchem der herrlichste Staat des Alterthums sich selbst verzehrte, bei Aristophanes.“ So können wir denn diese Bemerkungen über das ideale Moment damit schließen, daß wir auf der einen Seite im Gegensatz gegen die obige vereinzelte Aeußerung Hegels den Satz feststellen, daß der wahre Scherz niemals ein bloß scheinbares, sondern immer ein wirklich Erhabenes angreifen muß und daß er auch die höchste Erhabenheit angreifen darf, auf der andern Seite aber zugeben, daß soferne, als sie sich dem Komischen bequemt, jede Erhabenheit mangelhaft ist, was bei der göttlichen Erhabenheit dahin zu bestimmen ist, daß sie nur als eine von der Welt isolirt gedachte komisch werden kann, in Wahrheit aber das Komische von ihr in sich selbst begriffen wird. In Beziehung auf die erste Seite erinnere ich nur noch an Don Quixote, der nur darum so wahrhaft komisch ist, weil ihm eine wirkliche Kraft und Größe in seiner Ueberspannung gar nicht abgesprochen werden kann.

Dieselbe Bedenklichkeit, welche von jener Keckheit der Komik ernstlichen Schaden besorgt, wird wohl auch das andere Element, von dem jetzt die Rede sein muß, das sinnliche nämlich, nicht recht wollen in seiner Freiheit walten lassen. Es ist dieses Hauptmoment im Komischen immer eine, dem Idealen abgewendete, mitten in der Realität der gemeinen Wirklichkeit wohnende Erscheinung; entweder ein bloß äußerer Zufall, wie wenn eine erhabene Thätigkeit in äußeren Hindernissen plötzlich stecken bleibt, oder aber die Sinnlichkeit, die Thorheit des zum Erhabenen sich aufschwingenden Subjekts selbst; auch können beide zusammentreten, wenn die menschliche

Thorheit dem Zufall in die Schlinge läuft. Da es der Verstand ist, der, ein geborener Realist und Gottesleugner, wie ihn J. Paul nennt, die Dinge nicht im höheren Lichte der Idee, sondern in ihrer gemeinen Deutlichkeit auffaßt, so ist er der Erbfeind des Erhabenen, der Sancho Panza, der ihm überall auf den Fersen ist und an die wahre Beschaffenheit des sinnlich beschränkten Daseins erinnert, der gegenüber dem idealen Aufstiege recht das Solide festhält, was man mit Händen greifen kann. Der Don Quixote des Cervantes ist in der unvergleichlichen Gruppierung seiner zwei Hauptpersonen ein kostbarer, unübertrefflicher Spiegel des komischen Kontrasts. Versetzen wir uns in's Innere des komischen Talents selbst, so wird der Verstand stets bereit sein, wo sich ein Erhabenes darbietet, einen Kontrast, worin dasselbe an die sinnliche Welt die Nase anstößt, ausfindig zu machen, aber in unmittelbarer Einheit mit der Phantasie (indem Einheit des Denkens und der Anschauung immer das Merkmal des Aesthetischen bleibt) diesen Kontrast in einem sinnlichen Bilde darstellen. J. B. Solger sagt, die Würde sei das zum Zustande des gemeinen Lebens gewordene Erhabene. Ganz gut, wird der Komiker sagen, ein Mensch, der es so weit gebracht hat, wird wohl auch auf dem Abtritt nicht ohne Würde zu sitzen wissen? Oder es wird ein Mensch in irgend einer großen pathetischen Stimmung geschildert. Die Begeisterung, sagt vielleicht ein Erzähler, leuchtete ihm aus den Augen, sein Schritt wurde elastischer, die ganze Gestalt schien schweben zu wollen. — Wenn aber diesem also auf den Kothurn gestellten Subjekte eben in diesem Moment der Hosenträger reißt und die Beinkleider hinterfallen, wie dann? Oder es wandelt ihn eben jetzt ein sinnliches Bedürfnis an, was soll es denn werden? Es hat dem Verf. ein Freund anvertraut, daß er einst sehr zur Unzeit folgende Störung erfuhr. Er war von einem tragischen Erlebnisse, das aber Geheimniß bleiben mußte, im Innersten erschüttert und vergoß einen Strom der schmerzlichsten Thränen. Jetzt tritt ein ihm ziemlich gleichgültiger Bekannter zu ihm ein; er darf ihm den Grund seiner Stimmung nicht eröffnen, er mag ihn überhaupt nicht zum Vertrauten seines Schmerzes machen, und muß nun seine rothgeweinten Augen, seine gebrochene Stimme und verdeckte Nase aus einem heftigen Katarth erklären. Dies sei ihm, setzte er hinzu, mitten in seinem tiefen Schmerze komisch vorgekommen und er habe, als er wieder allein gewesen sei, unter Thränen lächeln müssen.

Demjenigen, der überhaupt kein Freund des Komischen ist, wird die schneidende Hervorhebung seines Wesens, die ich in diesen Beispielen gewagt habe, häßlich, albern, aberwitzig, kindisch erscheinen. Ganz mit Recht: nur hat nicht meine Beschreibung, sondern die Sache diese Eigenschaften. Ein abgeschmacktes, ungereimtes, cyni-

isches Element, das ist es eben, was zum komischen Kontraste unentbehrlich ist. Ohne Thorheit, ohne Hervorhebung des Zufalls, des Bagatells, so läppisch als möglich, ohne Cynismus kann es im Komischen gar nicht abgehen; alle Humoristen sind nach Einer Seite Cyniker gewesen, vor Allem der idealistische K. Paul. Ein verweichlichter Geschmack, der den Bestandtheilen des Komischen nicht recht wagt auf den Grund zu gehen, pflegt solche Fälle, wo die gemeine Seite der menschlichen Natur zum komischen Zwecke aufgedeckt wird, mit der Unterscheidung des niederen und höheren Komischen abzutheilen. Diese Unterscheidung ist an sich richtig, und wir werden ihr nachher auch ihre Stelle anweisen; nur zur Erklärung jenes cynischen Elements taugt sie nicht, denn selbst das höchste und reinste Komische kann dieses am wenigsten abweisen. Wollte uns diese falsche Delikatesse Fälle anführen oder Einfälle, welche vollkommen komisch seien, ohne diese derbe Einmischung der Sinnlichkeit, so wird sich gewiß immer nachweisen lassen, daß dieses Ingrediens nur versteckt und durch die feineren Fäden, in die sich die Sinnlichkeit des gebildeten Menschen einspinnt, durch die feineren Wendungen, die dem Komiker eine gebildete Sprache reicht, mehr angedeutet als ausgesprochen ist. Und dies wird freilich der höhere Dichter im Gegensatz gegen den Naturdichter in den meisten Fällen vorziehen, schon deswegen, weil das Verschweigen oft mehr sagt, als das Aussprechen, und überhaupt die an sich haltende Phantasie die reifere ist; nimmt er sich aber einmal die Freiheit und nennt das Kind beim rechten Namen, so meine man nur nicht, es komme hier etwas zum Vorschein, was den feineren komischen Stellen nicht ebenfalls zu Grunde liege. Die sinnliche Welt darf nicht idealisirt werden, wenn sie in komischen Kontrast mit der Idee treten soll. Denn trägt sie die Idee schon in sich, so entsteht ja der Kontrast gar nicht. Es muß eine von der Idee verlassene sinnliche Erscheinung vor die Augen gebracht werden. Im Gebiete des sinnlich Komischen z. B. erscheint daher der menschliche Körper als ein häßlicher. Das Moment des Erhabenen ist in diesem Falle der Gattungsbegriff, dessen normale Erscheinung Schönheit der Gestalt ist. Seine Ohnmacht und relative Abwesenheit erscheint in der Mißgestalt, d. h. in den Abweichungen einer der Schönheit fähigen Gestalt von ihrer Norm. Man kann die Gattungs-Idee unter dem Zweckbegriff auffassen, sofern ihr Produkt nach außen zu gewissen Zwecken bestimmte Organe hat, und daher den Grund des Lächerlichen der Häßlichkeit in eine Zweckwidrigkeit setzen. Ein trümmes Bein, ein Höcker, eine große oder rothe Nase kann Lachen erregen und zwar nicht nur bei Kindern: der Erwachsene unterdrückt es, weil anderweitige Rücksichten, wie die des Mitleids, ihn leiten. In der höheren Komik tritt an diese Stelle eine intellektuelle oder moralische

Häßlichkeit, oder wenn man mit K. Paul reden will, Zweckwidrigkeit.

Das aber ist freilich entschieden festzuhalten, daß nur unter einer gewissen Bedingung die Gemeinheit und Unsittlichkeit komisch ist. Wir ergötzen uns zwar allerdings auf dem komischen Standpunkte nicht bloß an unbedeutenden Schwachheiten übrigens edler Menschen, sondern selbst an entschiedener Unsittlichkeit, an Feigheit, Geiz, Trunkenheit, selbst die exquisitester Niederlichkeit eines Fallstaff bereitet uns ein herzliches Lachen. Hier gilt die Bestimmung des Aristoteles: *ἀνάσκητα καὶ αἰσῶς ἀνιδρωτὶ καὶ ὡς ἡδονίζον*, denn sie kann auf das Moralische, wie auf das Physische bezogen werden, wiewohl sie zunächst von dem letzteren gilt. Würden wir aber diese Bestimmung objektiv nehmen, so würde alles Komische aus dem moralischen Gebiete auf Null reducirt, da an sich keine Art von sittlicher Häßlichkeit harmloser Natur ist. Vielmehr ist sie hier so zu verstehen, daß wir an die ernste Seite des moralisch Häßlichen, wenn die komische Wirkung Statt finden soll, nicht erinnert werden dürfen. Dies geschieht dadurch, daß wir nicht den Widerspruch gegen die sittliche Bestimmung des Menschen, sondern den Widerspruch gegen den Verstand festhalten und die unmoralische Beschaffenheit des komischen Subjekts nur von Seiten ihrer Zweckwidrigkeit betrachten, wie z. B., wenn wir am Geize nicht den moralischen Schmutz, der nur entsetzlich sein kann, sondern den Unsinn seiner in sich selbst sich widersprechenden Zweckthätigkeit im Auge haben. Der Trunkenbold, der den ernstlichen Vorsatz faßt, sich endlich einmal morgens frühe nicht mehr in Branntwein zu betrinken, der es wirklich über sich gewinnt, an der Schenke vorüberzugehen, dann aber umkehrt, um durch einen tüchtigen Rausch sich für diese Entsagung zu belohnen, ist moralisch eine häßliche Erscheinung, aber für den Verstand wegen des vollkommenen Widerspruchs in seinem Benehmen sehr komisch. Diesen Widerspruch im Unsittlichen hebt auch die Satyre hervor, aber nicht mit vollkommener Abstraktion von dem sittlichen Ernste, daher sie aus dem ästhetischen Gebiete in das prosaische sich hinüberneigt. Es folgt aus demselben Grundsatze auch, daß die komischen Schwachheiten nicht wie die tragischen einem ersten Schicksale unterliegen dürfen; denn es gibt in der Komödie keine Schuld, kein Verbrechen, eben weil die sittliche Beziehung nicht Statt findet. Sollten auch die komischen Personen so weit gehen, daß es auf ein ernstliches Verbrechen hinaus will, so muß dafür wenigstens gesorgt werden, daß es nicht auf's Blut geht, oder daß uns wenigstens die ernstlichen Folgen der That aus den Augen gerückt werden. Da es also mit der Schuld hier kein Ernst ist, so ist es auch mit der Strafe keiner. Es darf nur eine lächerliche Noth sein, welche die Thorheit züchtigt, eine Verlegenheit, eine komi-

sche Beschämung, eine Tracht Prügel u. s. w. Es ist daher auch ein poetischer Fehler, wenn Shakespeare seinen Fallstaff am Ende so gar kläglich ablaufen läßt, und ihm sein Heinz, nachdem er König geworden, ein so sauerböpsisches, moralisches Angeficht zeigt, wenn Calderon im „Leben ein Traum“ seinen Clarin zur Strafe seiner feigen Vorsicht sterben und gar vor seinem Tode noch eine gute Lehre über diesen Gegenstand aussprechen läßt. In der Komödie oder in dem komischen Theile jedes Drama muß das Bagatell herrschen, das einzige Fatum der Zufall sein. Es wird schlechterdings in der Komik keine höhere Macht anerkannt, die über den Menschen waltend fürchtbar sie ergreife: die Erde ist ganz für sich in Besitz des Absoluten und die Götter sind gestürzt. Dies hat freilich einen tieferen Grund, der hier, wo wir uns noch bei dem Elementarischen in der Komik aufhalten, noch nicht zum Vorschein kommen konnte, dem wir uns aber jetzt nähern, wenn wir für's Dritte die nähere Verbindungsform untersuchen, in welche die bisher geschilderten elementarischen Bestandtheile des Komischen treten müssen.

Soll der komische Kontrast entstehen, so leuchtet vor Allem ein, daß diese Elemente, das Ideale und die gemeine Endlichkeit, nicht bloß nebeneinander zu stehen kommen, nicht bloß äußerlich aufeinander stoßen dürfen. Es ist dies gegen die von Högel aufgestellte Meinung streng festzuhalten, daß auch eine bloße Nebeneinanderstellung von heterogenen Dingen die Empfindung des Lächerlichen erzeuge. Weit tiefer hat Beattie geblickt, wenn er sagt: „Die Eigenschaft in den Dingen, die in der Seele die angenehme Regung oder Empfindung erzeugt, von welcher Lachen das äußere Zeichen ist, ist eine ungewöhnliche Mischung von Verhältniß und Gegensatz, die in derselben Kombination verbunden sind oder verbunden zu sein vorausgesetzt werden.“ Högel meint sich auf solche Fälle berufen zu dürfen, wo objektiv keine Beziehung zwischen den nebeneinander gestellten heterogenen Gegenständen sich zeigt; allein er vergißt, daß das Subjekt, um diese Zusammenstellung lächerlich zu finden, sie erst in seiner Vorstellung zu einer inneren Einheit zu verbinden versucht haben muß. Beide Elemente des Komischen müssen erscheinen als ineinander hängend, als sich aufeinander beziehend. Hierdurch erst erzeugt sich der Widerspruch, der Unverstand im Komischen. Darunter ist nicht nur dies verstanden, daß das Widersprechende Einem und demselben Gegenstande zukommen muß, sei nun dieser Gegenstand ein einzelnes Subjekt oder das Weltganze. Dies ist freilich das Erste, was Statt finden muß, wenn der komische Widerspruch entstehen soll. Allein diese Einheit ist nicht nur die des Subjekts im Verhältniß zu seinen Eigenschaften, denn hier könnte man sich immer noch denken, daß diese Eigenschaften etwa miteinander wechseln. Darüber lachen wir noch nicht, daß ein Mensch

heute weise, morgen thöricht handelt, oder daß er neben seinen erhabenen Eigenschaften auch niedrige beherbergt. Die Einheit muß eine tiefere sein: die kontrastirenden Seiten oder Momente selbst müssen sich identisch zu sehen scheinen, indem sie ineinander übergehen, ineinander umspringen. Das Komische hebt an mit einer Erscheinung, die sich die Miene gibt, erhaben zu sein, mit einem *nisus*, einer Intention der Idee, sich über die gemeine Wirklichkeit zu erheben, und es darf dem Zuschauer keineswegs zum Voraus schon einleuchten, daß dies Erhabene seine eigene Ironie in sich trage. Nun aber zerpringt es plötzlich wie eine Blase, und zwar mit dem Effekt, daß der Ausruf, der dem Zuschauer entschlüpft, etwa klingen dürfte: Ja so! Jetzt nämlich finden wir, daß es dem Erhabenen mit jenem *nisus* vornherein nicht recht Ernst gewesen sein könne, so sehr es dies sich und Anderen verbarg, wir finden, daß jetzt nur zum Vorschein kommt, was vorher schon mit unter der Decke spielte, z. B. ein thörichtes Motiv in einer großartigen, glänzenden Handlung. Hier zeigt sich nun der Grund von dem plötzlichen Eintreten des komischen Kontrastes deutlich. Würden nämlich die beiden Gegensätze des Kontrastes einander nur allmählig genähert, so würde kein Kontrast eintreten, sie würden nicht von einander absteigen, wir würden darüber, daß so entgegengesetzte, widersprechende Dinge eine Einheit bilden wollen, uns nicht verwundern. Wie wir durch einen plötzlichen Ruck, als fielen wir von einer Höhe herunter, öfters aus dem Schlafe aufwachen, so plumpst das Erhabene plötzlich zu Boden. Auch subjektiv erzeugt sich der komische Einfall immer in einem blitzartigen Auftauchen. Jeder Witz muß schnell sein. Allein sogleich nach der ersten Ueberraschung blickt der Lachende zurück und findet, daß beide Momente, deren eines er erst im Verlaufe plötzlich hervortreten sah, schon vorher ineinander waren. Er sieht, daß das Erhabene schon vorher klein war, aber nicht so, daß es darum nicht erhaben gewesen wäre, sondern erhaben und doch nicht erhaben. Dies ist ein Widerspruch, eine *contradictio in adjecto*, und dieser Widerspruch ist eben das Komische. Das Erhabene wird nicht gelugnet, nicht annulirt: dies wäre frivol. Das wahre Lachen ist durchaus gutmüthig. Das Erhabene und das unendlich Kleine spielen ineinander, und dieses Spiel ist das Komische. Der Zuschauer ruft aus: so groß, und doch wieder so klein! So klug, und in dieser Klugheit so thöricht! So viel Sinn, und in diesem Sinn so viel Unsinn! So viel Kraft, und in dieser Kraft so viel Schwäche! Wie ist es doch nur möglich, man meint ja fast, es könne nicht sein! Wir bemühen uns, den Widerspruch zu reimen, und es geht nicht: es geht nicht, und wir versuchen es doch wieder, und diese An- und Abspannung erzeugt das fröhliche Gelächter. Hier wird es nun erst recht klar, warum der Mensch und sein Treiben der eigentliche

Gegenstand des Komischen ist. Denn er ist in jedem Augenblick an die Bedingungen des Natürlichen und Zufälligen gebunden und ebenso sehr darüber erhaben, er ist eben der wandelnde Widerspruch, von dem wir hier sprachen. Im Drange der höchsten Gefühle kann ihn das absolut Kleine und Winzige überraschen. In der schönsten Nüchternheit des Wiedersehens wollen sich zwei Freunde in die Arme stürzen: indem sie sich umarmen und küssen, stoßen sie sich die Hüte vom Kopf und sie lachen. Nun stört aber dies Lachen ihre Nüchternheit nicht, beide Stimmungen durchdringen sich; denn die Natur des Menschen, nach welcher er solchen abgeschmackten Zufälligkeiten ausgesetzt ist, ist ja dieselbe, die dieser schönen Nüchternheit fähig ist, und beides ist sie in demselben Momente. Wir sehen Jemand voll des Gefühls der Erhabenheit an den gestirnten Himmel hinaufblicken, aber der Gute hat lange nichts gegessen, er kann sich den Gedanken an eine fetten Hammelsteule denn doch nicht ganz fern halten, und es ist derselbe Mensch, den der höchste Aufschwung des Gefühls, und den die unabwieslichen Anforderungen des Magens beherrschen. Der Frevler kennt diesen Widerspruch nicht; sagt man ihm: sieh, dieser Mensch, der mit leuchtendem Auge nach dem Himmel sieht, hat eben jetzt einigen Hunger, so schließt er: also ist jenes schöne Gefühl erlogen. Seine Lebensansicht ist einfach, hält nur die Eine Seite für reell, die komische ist in sich gedoppelt. Im Komischen ist das Erhabene das Wahre, und wieder nicht, denn es wird vom Niedrigen unterbrochen, das Niedrige ist das Wahre, und wieder nicht, denn es ist am und im Erhabenen; so ist denn das Eine und Andere wahr, das Wichtige unwichtig und das Unwichtige wichtig, der Gott des Unsinn's nimmt die Welt in Besitz, alle Bestimmungen taumeln durcheinander, Alles ist gleichgültig, und daß Alles gleichgültig ist, ist auch wieder nicht wahr, und dies ist auch wieder nichts, und über der allgemeinen Auflösung alles Fixen und Festen steht nur das fröhliche Subjekt, das lachend die Hände in die Seite stemmt und auf die zur tolen Unruhe und zum Tanze des Widerspruchs verkehrte Welt heruntersieht.

In diesem Punkte angekommen, können wir nun die von W. Schlegel in's Populäre gezogene, von der Schelling'schen Schule bestimmter aufgestellte, von Hegel an einzelnen Stellen in ihre ganze Tiefe verfolgte, aber an anderen bekämpfte Definition des Lächerlichen in unsere Entwicklung aufnehmen: der komische Standpunkt sei der der reinen subjektiven Willkür, welche alles Bestimmte, dem es mit seinem Bestehen ein Ernst ist, auflöse und wankend mache, der unendlichen Negativität. Wir wollen nur vorher genauer betrachten, wie F. Paul die Wahrheit, daß der komische Standpunkt das Hohe und Niedrige ineinander hineinspielen läßt, aufgefaßt hat.

F. Paul erklärt den komischen Widerspruch psychologisch so:

wir leihen Demjenigen, den wir etwas Komisches vollbringen sehen, unsere, der Zuschauer, Einsicht in die Verkehrtheit seines Thuns und erzeugen durch das Sehen dieses Widerspruchs die unendliche Ungereimtheit. Wenn z. B. Sancho Panza eine ganze Nacht hindurch sich über einem leichten Graben in der Schwelge erhält, weil er meint, es lasse ein ungeheurer Abgrund unter ihm, so wäre dieser einfache, reale Kontrast noch nicht komisch, sondern unwillkürlich schieben wir Sancho durch einen unberechenbar schnellen Akt der Phantasie unter, daß er im Grund selbst wisse, daß hier kein Abgrund vorhanden sei, und dennoch solche Mittel ergreife, sich vor dem Sturze in denselben zu schützen; nun erst erscheine uns sein Thun als ein verkehrtes. Wenn in Hogarths reisenden Komödianten das Trocknen von Strümpfen an Wollen lachen macht, so geschieht es, weil uns durch die Plötzlichkeit dieses Anblicks der flüchtige Glaube aufgedrungen wird, daß es einem Menschen einfallen könne, wahre Wollen als Waschseile zu gebrauchen. Ohne jenes vorläufige Unterschieben, fährt er fort, würde das Paaren des Ungleichartigsten noch kein Lachen gebähren, denn was ist nicht zu gleicher Zeit Unähnliches z. B. unter dem Nachthimmel ohne komische Gewalt beisammen — die Nebelflecken — Nachtmützen — Milchstraßen — Stalllichter — Nachtwächter — Spühbuben u. s. w.? Daher kann Niemand sich selber lächerlich im Handeln vorkommen, es müßte denn eine Stunde später sein, wo er schon sein zweites Ich geworden und dem ersten die Einsichten des zweiten andichten kann. Daher vollendete Dummheit schwer lächerlich wird, weil sie uns das Leihen unserer kontrastirenden Einsicht erschwert oder verbeut. Daher wächst das Lächerliche mit dem Verstande der lächerlichen Person. Daher bereitet sich der Mensch, der sich über das Leben und dessen Motive erhebt, das längste Lustspiel, weil er seine höhern Motive den tiefern Bestrebungen der Menge unterlegen und dadurch diese zu Ungereimtheiten machen kann u. s. w. F. Paul unterscheidet daher im Lächerlichen, das er als einen sinnlich angeschauten, unendlichen Unverstand definiert, drei Bestandtheile. 1) Den Widerspruch, worin das Bestreben oder die Lage des lächerlichen Wesens mit dem sinnlich angeschauten Verhältnisse steht; dies ist der objektive Kontrast. 2) Dieses Verhältniß selbst ist der sinnliche Kontrast. (Diese Unterscheidung ist überflüssig. Nr. 1 und 2 hätten unter dem objektiven Kontrast zusammengefaßt werden können.) 3) Der Widerspruch dieser beiden, den wir dem Gegenstande durch das Leihen unserer Seele und Ansicht als den zweiten aufbürden, ist der subjektive Kontrast.

Gegen diese Theorie wird man schwerlich mit Recht einwenden, daß wir uns einer solchen Unterschiebung unserer Einsicht in den Verstand des verkehrt handelnden Subjekts nicht bewusst seien;

denn in der Raschheit der komischen Empfindung kann unsere Phantasie die Karten wohl so schnell mischen, daß wir die Taschenspielererei nicht entdecken. Vielmehr könnten die kontrastirenden Elemente des Komischen nicht als ineinanderseiend, wie wir dies doch als nothwendig erkannt haben, vorgestellt werden, wenn nicht diese Zuthat des Subjekts Statt fände. Daher hat das Komische noch einleuchtender seinen wahren Sitz im Subjekte und seiner Illusion, als das Erhabene der Natur. Nur reicht der J. Paulsche Satz nicht aus, weil er bloß auf das Komische in menschlichen Handlungen anzuwenden ist. Das Komische ist in diesem Gebiete am meisten, aber nicht allein zu Hause. Der komische Widerspruch ist universaler Natur und muß auf seinen metaphysischen Urgrund, das Ineinandersein des Endlichen und Unendlichen überhaupt zurückgeführt werden, wo wir uns denn allerdings, aber nur tropisch, das Komische in seiner letzten Tiefe als ein zweckwidriges Handeln des Weltgeistes vorstellen können. J. Pauls Erklärung paßt auf diejenigen Fälle nicht, wo das Bagatell eines äußeren Zufalls, nicht ein innerer Irrthum, menschliche Thätigkeiten komisch macht, wie in dem oben angeführten Falle vom abreißen des Hosenträgers. Hier müssen wir, wenn wir das Erhabene und diese Winzigkeit des Zufalls, der es stört, in eine Einheit zusammengreifen wollen, über das Subjekt, an dem dieses Komische erscheint, hinausgehen, weil wir jenen Zufall ihm nicht aufbürden können, müssen auf den Weltgeist zurückgehen, in welchem menschliche Erhabenheit und die Friction derselben mit dem Bagatelle des Zufalls zusammen sind. J. Pauls Erklärung ist nur psychologisch, nicht philosophisch. Indem der Mensch als geistiges Wesen verkehrt erscheint, scheint uns das Geistige überhaupt, das Ideale, wie es die ganze Welt durchdringt, in einem Widerspruch mit sich begriffen mit sich selbst zu scherzen. Auf diesen tieferen, universellen Kontrast geht J. Paul in der Folge in den Paragraphen über den Humor ebenfalls ein. Allein im Humor zeigt sich nur das am Klarsten herausgebildet, was allem Komischen zu Grunde liegt und daher schon in die Definition des Lächerlichen aufzunehmen ist.

Wir sind so auf den Satz zurückgekommen, daß das Komische der absolute Taumel sei, worin nichts Festes, Absolutes gebildet wird, da wir die Schwäche menschlicher Erhabenheit auf einen inneren Widerspruch des Weltganzen zurückführen mußten: ein Taumel, in welchem nichts sich erhält, als die absolute Freiheit und Frechheit des mit Allem spielenden, lachenden Subjekts. Dieses ruchlos heitere Subjekt, das über Alles lacht, ist in der Volkskomie der Hanswurst, der früher auch auf der höheren Bühne als stehende Maske niemals fehlte und durchaus allen Ernst parodirte, aber von Gottsched verstoßen nur bei Volksspielen und auf Volkstheatern

sich behaupten konnte. Kein Mensch befürchtete damals, daß dem Erhabenen ein wirklicher Flecken angehängt werde, wenn es seine eigene Parodie in dem unauslöschlich heiteren komischen Knechte personifizirt selbst an seine Seite nahm. Die höhere Kunst kam diesen schweren Todesfall nur dadurch ersetzen, daß sie, was freilich geistiger ist, das Komische in die Handlung selbst legt, und an die in derselben auftretenden Personen so vertheilt, daß man die symbolische Personifikation in der Figur des Narren, der allerdings zur Fortführung der Handlung selbst wenig oder nichts zu thun hat, entbehren kann.

Indessen scheinen wir mit der Darstellung des Komischen, wie sie sich hier zuletzt steigerte, in die ganze verächtliche Ironie der Romantiker hineingerathen zu sein. Allein der große Unterschied ist der, ob dieser Standpunkt, der es der Willkür des Subjekts überläßt, jede feste Bestimmung nach Belieben auf- und untertauchen zu lassen, zum Prinzip der ganzen Aesthetik erhoben, oder ob er bloß dem komischen Gebiete vindicirt wird. Das Komische kennt allerdings kein positives Resultat, es will nichts, als den Widerspruch. Es kommt im Komischen nichts heraus, es hat keinen Schluß, es hört auf, wie der Fehlschlag eines Fechters, wie ein Instrument, dem plötzlich der Ton versagt, wie die, von J. Paul angeführte, beliebte Wendung Sterne's, mit wichtig thuernder Ausführlichkeit eine Begebenheit zu untersuchen, dann mit der Bemerkung zu schließen, es sei ohnedies kein Wort daran wahr. Allein das Komische ist auch nicht das ganze Aesthetische. Man kann nicht immer scherzen, aber wenn man einmal scherzt, muß man auch und darf man scherzen. Hegel selbst, der Erzfeind der Ironie, hat ihr doch ihr ganzes Recht im komischen Gebiete widerfahren lassen, und recht wohl gewußt, daß auf diesem Standpunkte Alles, was absolut sein will, alle göttlichen und menschlichen Mächte „an das Selbst verrathen sind.“ Was er von der griechischen Komödie sagt, gilt vom Komischen überhaupt: „Das einzelne Selbst ist die negative Kraft, durch und in welcher die Götter, so wie deren Momente, die daseiende Natur und die Gedanken ihrer Bestimmungen, verschwinden; zugleich ist es nicht die Leerheit des Verschwindens, sondern erhält sich in dieser Nichtigkeit selbst, ist bei sich und die einzige Wirklichkeit. Dadurch, daß das einzelne Bewußtsein in der Gewißheit seiner selbst es ist, daß als diese absolute Macht sich darstellt, hat diese die Form eines Vorgestellten, von dem Bewußtsein überhaupt Getrennten und ihm Fremden verloren, wie die Bildsäule, auch die lebendige schöne Körperlichkeit, oder der Inhalt des Epös und die Mächte und Personen der Tragödie waren; auch ist die Einheit nicht die bewußtlose des Kultus und der Mysterien, sondern das eigentliche Selbst des Schauspielers fällt mit seiner

Person zusammen, so wie der Zuschauer in dem, was ihm vorge stellt wird, vollkommen zu Hause ist und sich selbst spielen sieht. Was dies Selbstbewußtsein anschaut, ist, daß in ihm, was die Form von Wesenheit gegen es annimmt, in seinem Denken, Dasein und Thun sich vielmehr auflöst und Preis gegeben ist, es ist die Rückkehr alles Allgemeinen in die Gewißheit seiner selbst, die hierdurch diese vollkommene Furcht- und Wesenlosigkeit alles Fremden und ein Wohlsein und Sichwohlsein-laffen des Bewußtseins ist, wie sich außer dieser Komödie keines mehr findet.“ Wenn hier die griechische Komik daraus erklärt wird, daß das Selbst sich als die letzte Instanz wußte, in welche alle außermenschlichen Mächte verschwunden waren, so ist dies in weiterem Sinne von jeder Komik wahr. Sie leugnet nicht, daß es höhere, ewige Mächte gibt, die das Leben regieren, und vor denen das einzelne Selbst sich beugen muß. Allein diese Mächte haben nicht irgendwo in der Luft, im Leeren ihren Sitz, sondern sie wirken und walten eben wieder in dem menschlichen Geist und durch denselben, sie werden zuletzt doch nur von Subjekten gehandhabt, wiewohl sie mehr sind, als das einzelne Subjekt. Diese Wahrheit nun, daß das Subjekt die Macht ist, die allen Gehalt in sich hat, und neben welcher es nichts Selbständiges gibt, wird durch das Komische für sich hervorgehoben und in furchtlosem Freiheitsgefühl an Allem, was sich erhaben anlassen will, eine heitere Rache vollzogen. Der Unterschied der Komik von der Frivolität ist auch hier auf's Neue einleuchtend. Die Frivolität erklärt die gemeine, von der Idee entblößte Erscheinung für das einzige Wahre, und verwirft das Ideale schlechthin; die Komik weiß sich nur darum als die Macht über alles Erhabene, das sie an der gemeinen Erscheinung zerplagen läßt, weil das Subjekt das Erhabene absorbirt hat, weil es selber alles Erhabene ist, der Aufbewahrungsort alles Dessen, was es als ein von außen sich Aufdringendes durch seinen Scherz zerstört. Freilich aber hütet sich die Komik recht wohl, dies zu gestehen, sonst entstünde sogleich wieder für den Zuhörer eine Erhabenheit, die gezüchtigt werden müßte; vielmehr müssen wir festhalten: das Komische ist die poetisch dargestellte unendliche Negativität.

Wir haben die verschiedenen Stufen des Erhabenen mit verschiedenen philosophischen Systemen verglichen. Mit dem echt Komischen stehen wir, wie schon oben angedeutet wurde, ganz auf Hegelschem Boden. Denn das rechte Lachen ist dialektisch. Die Hegelsche Dialektik läßt nichts fix und absolut werden, sondern nöthigt jeden Satz, sich mit seinem Gegensatz zu ergänzen; die Komik läßt davon nur das positive Resultat weg. Sie ist die in die Sprache des Zwerchfells übersehte negative Seite der Hegelschen Methode.

Ich lasse dieser allgemeinen Erörterung über das Wesen des Komischen noch eine Eintheilung desselben folgen. Streng betrachtet gehört diese nicht hierher, weil die verschiedenen Formen des Komischen nur im Subjekte ihren Sitz haben, wodurch ihnen ihr Platz in einem späteren Abschnitte der Aesthetik, nämlich in der Lehre von der subjektiven Existenz des Schönen oder von der Phantasie, angewiesen wird. Zwar auch das Erhabene, wenigstens das Erhabene der Natur, sahen wir nicht ohne eine subjektive Zuthat des Betrachtenden entstehen. Allein deswegen findet in dem Beitrage, den zu beiden das Subjekt gibt, dennoch ein wichtiger Unterschied Statt. Schon bei einer bloß elementarischen Betrachtung des Komischen erklärt sich dieser Unterschied daraus, daß bei diesem der Nachdruck auf dem Momente der Sinnlichkeit, bei dem Erhabenen auf der Idee liegt. Diese nun existirt als eine bewußte in der Menschheit, und so kann uns mitten in der Wirklichkeit das Erhabene des Subjekts ohne weitere Unterschiebung von unserer Seite entgegentreten. Auch große tragische Fälle bietet die Geschichte aus demselben Grunde in Menge, weil die untergehende geistige Größe ihre bewußte Existenz in Einzelnen und Völkern hat. Dagegen bei dem Komischen liegt das Gewicht auf dem Begrifflosen der sinnlichen Erscheinung, an dem sich die Idee stößt, und dieses, da es ohne Bewußtsein ist, muß immer erst durch den Betrachtenden auf die Idee, die es paralytirt, bezogen und zu einer Einheit mit ihr zusammengefaßt werden. Der Stein, über den wir Jemand straucheln oder fallen sehen, kümmert sich nichts darum. Wir müssen einen inneren Zusammenhang dieses gleichgültigen Dings mit der fallenden Person erst hervorbringen, indem wir ihm Bewußtsein unterschieben, wie wir auf der andern Seite dem Einerschreitenden die Einsicht unterlegen, daß er straucheln müsse. Ganz deutlich ist es an einer Hauptspecies des Komischen, dem Witz, daß es nur subjektiv existirt. Daher auch J. Paul, der das Verdienst hat, jenes Ueberwiegen des subjektiven Beitrags im Komischen zuerst scharfsinnig dargethan zu haben, wieder zu viel auf der objektiven Seite einräumt, wenn er die sinnliche Anschauung des im Komischen Statt findenden Unverstands für unentbehrlich erklärt. Denn obwohl dies von den meisten komischen Fällen, mögen sie sich begeben oder erfunden sein, richtig ist, so gilt es doch keineswegs von allen komischen Gattungen, was eben namentlich der Witz, wie wir ihn sofort werden kennen lernen, hinlänglich beweist. Es hängt dies mit J. Pauls Beschränkung des Komischen auf Handlungen zusammen. Uebrigens wird die subjektive Natur des Komischen vollends ganz klar, wenn wir es in seine Tiefe verfolgen und uns erinnern, daß es in der absoluten subjektiven Willkür seinen Sitz hat.

Somit kann streng genommen die Eintheilung des Komischen,

in welcher diese subjektive Natur desselben als verschieden gestaltetes Talent der Phantasie zum Vorschein kommt, nicht eben so, wie die des Erhabenen in dem ersten, allgemeinen Theile der Aesthetik ihre Stelle finden, und es geschieht hier nur, weil wir uns in dieser Behandlung eines abgerissenen Theils des Ganzen nicht so strenge zu binden haben, und daher die Stelle benutzen, eine interessante Parallele zwischen den verschiedenen Formen des Komischen und denen des Erhabenen hervorzuheben. Entwickeln soll sich unsere Eintheilung ganz einfach aus der Betrachtung, daß das Erhabene, welchem ein Wein gestellt werden soll, verschiedene Formen annehmen kann, wonach denn auch die Mittel, ihm diesen Pöffen zu spielen, sich verschieden gestalten. Der Eintheilungsgrund ist jedoch hier ein anderer, als in der Lehre vom Erhabenen selbst, und nur mittelbar tritt die eben erwähnte Parallele hervor. Entsprechend den drei Hauptthätigkeiten des theoretischen Geistes: sinnliche Anschauung, Verstand, Vernunft, ist zu unterscheiden ein sinnlich, vernünftig, vernünftigt Erhabenes. Die Phantasie tritt nicht als Moment in dieser Eintheilung auf, weil sie an allen dreien ihren Antheil, wiewohl in verschiedenen Proportionen, hat, an der mittleren Form freilich den geringsten. Entsteht ja überhaupt alles Aesthetische durch die Phantasie, sie kann also innerhalb der einzelnen Felder nicht das Eintheilungsprinzip bilden.

1. Das naiv Komische, die Pöffe (das Burleske).

Diese erste und unterste Stufe des Komischen, welche man allein mit Recht als das niedrig Komische bezeichnet, ist diejenige, wo beide Seiten des Kontrasts nur sinnlich angeschaut werden. Das Erhabene, das zu Falle kommt, liegt ganz oder vorwiegend in der äußeren Erscheinung und körperlichen Natur, und eben daher ist auch das niedrige Element, wodurch jenes zu Falle kommt, immer verbfinnlich. Körperliche Gebrechen spielen hier eine große Rolle und können allerdings komisch genug erscheinen, wenn man sich einen Augenblick vorstellt, der Mensch habe seinen Körper selbst gebaut und es dabei so verkehrt angegriffen. Thiere müssen wir, wenn wir ihre Gestalt, oder was sie vornehmen, komisch finden sollen, erst mit dem Menschen vergleichen, daher wir im Scherze uns dann wohl auch mit ihnen unterhalten, als verständen sie uns, oder wir müssen das Bewußtsein ihrer Verkehrtheiten dem Weltgeist in die Tasche schieben. Wenn Jemand frauchelt und fällt, so ist das Erhabene, über dessen Vernichtung wir lachen, das harmonische Verhältniß der aufrechten Glieder, das plötzlich aufgelöst wird. Der Hantwurf

bei Seiltänzergeellschaften u. s. w. ergötzt das Publikum besonders durch diese Gattung des Komischen, zu diesem Publikum gehören wir aber Alle, denn es meine nur Niemand, daß er dem Eindrucke des naiv Komischen ganz entwichen sei, vielmehr er hoffe, dies nicht zu sein. In dieser sinnlich heiteren, klar einleuchtenden Darstellung einer absoluten Zweckwidrigkeit liegt eine Befreiung von dem Ernste geistiger Zwecke, der als eine sehr reine, menschlichgesunde Erholung zu betrachten ist. Es tritt dann freilich auch in diese Gattung des Komischen eine höhere Verstandesthätigkeit ein und ein Antheil des Witzes. Zusammenhängende Situationen, Intriguen werden erfunden und dargestellt oder erzählt u. s. w., aber der Boden bleibt doch immer eine handgreiflich sinnliche Auffassung des komischen Kontrastes. Das Motiv darf daher nie in den versteckteren Fäden menschlicher Verhältnisse liegen, sondern nur wenn es Ohreigen und Prügel regnet, ist es eine rechte Freude. Die früher so beliebten Schwänke eines Hans Sachs und Anderer drehen sich meistens um einen Witz, eine List, aber das Plastische daran bleibt immer die Hauptsache, der Witz u. s. w. darf nicht bloß auf einer Wendung der Rede beruhen, sondern muß von handgreiflichen Aktionen begleitet sein. Der wahre Gott dieser ganzen Stufe ist der Eulenspiegel. Wie jedoch in jeder Stufe auch die anderen mitgesetzt sind, so klingt auch in dem Burlesken nicht nur der Witz, sondern bereits eine gewisse Tiefe bedeutenderer Komik an. Der Eulenspiegel oder Harlekin hat ein leises Bewußtsein seiner Verkehrtheit. Er ist nicht einfacher Thor, er ist zugleich Schalk. Er eludirt fremde Zwecke und macht doch selbst Dummheiten, damit Andere über ihn lachen, wobei er aber herzlich mitlacht. Dadurch nähert er sich einem wesentlichen Merkmale des Humors, nämlich der Selbstpersiflage. In den Schildbürgern ist diese Mischung, dieser kaum unterscheidbare Uebergang der bewußten und absichtlichen in die wirkliche Thorheit sehr geistreich gehalten. Der Grundton jedoch dieser Sphäre bleibt der einer sinnlichen Komik. Innerhalb desselben mag es dann wieder eine Menge von Unterarten und Abstufungen vom gröberen zum feineren Scherze geben, was hier, wo es sich nur um die Hauptpunkte handelt, auseinanderzusetzen nicht der Ort ist.

Das Komische kann, wie das Erhabene, auch phantastisch behandelt werden. Dem Wunderbaren als dem phantastisch Erhabenen der Natur entspricht als phantastisch Komisches der naiven Gattung das Groteske. Dieses kann auch im höheren Komischen hervortreten, aber hier ist es auf seinem eigenthümlichen Boden. Der Grotesk-Tänzer stellt es am menschlichen Organismus dar, Marionetten-Metamorphosen in dem willkürlichen Umspringen der verschiedensten Natur- und Kunstgestalten ineinander, die Malerei

in der Durcheinanderschlingung der verschiedenen Naturreiche als Arabeske und in der satyrischen Verzerrung des menschlichen Körpers als Karikatur. In der höheren Anwendung, die ihm der humoristische Dichter, die ihm ein Aristophanes, Mabelais, Fjshart, Tieck gibt, ist es hier noch nicht zu betrachten.

Das moderne Publikum kann sich in das Groteske, namentlich wenn es in der Poesie auftritt, nicht recht finden; das Volksthümliche, absolut Zwecklose, was es hat, scheint der prosaisch realistischen und reflektirten Bildung des Zeitalters nicht zuzusagen. Ich kann mich aber nicht enthalten, aus Flögel eine Anekdote mitzutheilen, wonach Verächter der italienischen Komik sehr eindringlich eines Anderen belehrt wurden. Ein Engländer Moore gesteht, daß er vom italienischen Theater sehr niedrig gedacht und gemeint habe, es werden einem „Manne von Geschmack“ diese Possen nicht einmal ein Lächeln abnöthigen können, indem sie nur für den niedrigsten Pöbel gut seien. Mit diesen Gefinnungen habe er den Herzog von Hamilton in die Komödie zu Venedig begleitet. Die Hauptperson im Lustspiele war ein Stotternder, dessen Gebrechen den größten Theil des Zeitvertreibs bildete. Die englischen Gäste konnten eine Versammlung, die sich an dieser possenhaften Vorstellung eines Naturfehlers ergöhte, nur verachten und gaben dies durch eine bedeutende Ernsthaftigkeit ihres Gesichts zu erkennen. Der Stotterer war eben zu dem wichtigsten Punkte einer langen Erzählung gekommen, worin er einem ungeduldigen Zuhörer beichten wollte, wo seine Liebste verborgen sei, als er unglücklicher Weise über ein Wort von sechs bis sieben Sylben stolperte. Er versuchte es nochmals, und abermal und immer vergebens, über das Wort hinüberzukommen. Ein Stotternder pflegt um keinen Preis ein schweres Wort, in dem er stecken bleibt, um ein leichteres aufzugeben; er erstickt lieber mit dem Wort in dem Halse. Harlekin nannte dem unglücklichen Redner wohl ein Duzend Synonymen, die dieser aber mit Verachtung abwieß. Endlich schien es bis zu Krämpfen und Geburtswehen zu kommen, er sperrte das Maul auf, zitterte, würgte, das Gesicht schwohl auf, es war, als wenn die Augen zum Kopfe hinausspringen wollten. Harlekin knöpfte ihm die Weste, den Halskragen des Hemdes auf, fächelt ihm mit seiner Mütze Luft zu und hält ihm etwas zu riechen vor die Nase. Da Alles vergeblich ist und zu befürchten steht, sein Patient möchte den Geist aufgeben, ehe die erwartete Nachricht zu Ende gebracht ist, rennt er in einem Anfall von Verzweiflung dem Sterbenden mit dem Kopfe wider den Bauch: und das Wort fliegt so laut aus seinem Munde, daß der entfernteste Theil des Hauses es hören konnte. Die beiden Engländer brachen jetzt in ein so starkes und anhaltendes Gelächter aus, daß das ganze anwesende Publikum, ja die Schauspieler auf der Bühne nach ihnen

herumsahen, und das erstere über ihr Gelächter nun erst recht zu lachen anfang.

Es leuchtet ein, daß diese erste Form des Komischen dem Erhabenen der Natur parallel läuft, weil in beiden die Elemente, aus denen sie entstehen, in sinnlicher Gestalt erscheinen. Der Ausdruck „naiv Komisches“ drückt nur zugleich die Beziehung auf die Stufe der Gesittung aus, wo diese Komik am meisten ausgebildet und am reinsten genossen wird. Man kann sie, verglichen mit der Komik, wie sie in den Kreisen feinerer Bildung beliebt ist, auch die volksthümliche nennen. Auch der Name elementarisch Komisches wäre nicht unpassend: denn nicht dem Stoffe, sondern nur der Form nach ist es von der feineren Komik verschieden; diese hat dieselben Stoffe, aber verarbeitet sie so, daß das unmittelbar Natürliche nicht mehr so ungenirt hervortritt, und daß der ganze Kontrast in eine geistigere Tiefe verfolgt wird. Cicero und Quinctilian unterscheiden ein Komisches in rebus und in verbis. Diese Unterscheidung ist höchst ungeschickt und verwirrend, weil jede Form des Komischen diesen Unterschied in sich hat, und durch die Bemerkung, daß sie das Einmal als wirkliche Begebenheit auftritt, oder erzählt wird, das Andreimal als subjektiver Einfall und witzige Rede erscheint, über ihren Unterschied von andern Formen des Komischen noch gar nichts ausgesagt ist. Doch läßt sie sich in einem gewissen Sinne auf die unsrige reduciren; unsere erste Stufe ist ein Komisches in rebus insofern, als sie immer etwas handgreiflich Faktisches verlangt, und witzige Reden dabei nur mitunterlaufen.

Der Ausdruck *Laune* ist für eine Eintheilung des Komischen von keinem Momente, da er das komische Talent und die komische Stimmung überhaupt bezeichnet und durch seine vorherrschende Beziehung auf das Individuelle des Temperaments mehr anthropologisch, als ästhetisch ist.

2. Das Komische des Verstandes oder der Reflexion, der Witz.

Auch der Witz besteht darin, daß eine Erhabenheit zu Falle gebracht wird. Es ist aber dieselbe in dieser Form des Komischen abstrakt verständiger Natur: es ist nämlich der Ernst des verständigen Zusammenhangs der Vorstellungen untereinander, welcher aufgelöst wird. Ein Begriff, eine Vorstellung meint an ihrem Ort zu gelten und einem wohlgegründeten, rationellen Zusammenhang anzugehören; aber unversehens hat sie der Witz am Schopfe und wirft sie mit der entlegensten Vorstellung aus einem ganz andern Gebiete in Eine Kategorie; er ist, sagt J. Paul, der verkleidete Prie-

ster, der jedes Paar kopulirt. Ist es erlaubt, jenen Zusammenhang die Lokation der Begriffe zu nennen, so ist vom Witz zu sagen, daß er diese Lokation durcheinanderwirfelt, daß er sie in scheinbar sinnige neue Kombinationen auflöst, in Wahrheit aber in einen sinnlosen Tummel hineinreißt. Denn einen eigentlichen Sinn hat kein Witz; in jedem ist, wie im Komischen überhaupt, das punctum saliens eine Ungereimtheit. Aber er bringt den Schein hervor, als habe sein Spiel einen Sinn, der Zuhörer wird einen Augenblick in diese Illusion hineingezogen, dazwischen aber bleibt es ihm dennoch gegenwärtig, daß es nur ein Schein ist, und dieser Widerspruch erzeugt, wie bei allem Komischen der Widerspruch es thut, das Lachen.

Um sogleich mit einem guten Witz zu beginnen, will ich für meine letztere Behauptung den Börne'schen anführen: „Als Pythagoras seinen Lehrsatz erfunden hatte, opferte er eine Gekatombe: seitdem zittert jeder Doh, so oft eine neue Wahrheit entdeckt wird.“ Dies überrascht und ist entschieden sinnreich. Allein offenbar ist objektiv kein Sinn in diesem Gedanken. Denn die Dohsen, welche Pythagoras opferte, stehen mit den unzeitigen Dohsen, mit welchen sie verglichen werden, in keinem Zusammenhang, außer in einem bildlichen, die Beziehung ist nur durch eine herkömmliche Vergleichung hervorgebracht. Beide Theile dieses wichtigen Satzes, das Faktum, das von Pythagoras erzählt wird, und die Thatsache, daß die Beschränktheit vor neuen Ideen zittert, haben also in sich nichts Verwandtes und gehören ganz verschiedenen, gegenständig beziehungslosen Vorstellungsserien an. Allein, daß der feste Sprung des Witzes sie aus ihrer Reihe herausreißt und blüßschnell verbindet, dies erzeugt das Schlaglicht eines scheinbaren Zusammenhangs. Wäre ein wirklicher da, so würden wir nicht lachen: sondern, daß keiner da ist und in diesem Witz doch einer hervorgebracht wird, diese unendliche Willkür des Verstandes überrascht, belustigt uns; ein Eindruck, den J. Paul treffend ausdrückt (Vorsch. S. 44.): „Es wird der ästhetische Lichtschein eines neuen Verhältnisses hervorgebracht, indeß unser Wahrheitsgefühl das alte fortbehauptet und durch diesen Zwiespalt zwischen doppeltem Schein jenen süßen Nügel des erregten Verstandes unterhält, der im Komischen bis zur Empfindung steigt.“ Vorherrschend verständige Naturen ergötzt der Witz mehr, als andere Gattungen des Komischen; sie meinen, weil er mehr Sinn habe und verwerfen seine Brüder als ungereimte Possenreißer. Sehr unrichtig: der Witz wirkt ebensowohl, wenn nicht noch mehr, durch eine Absurdität, als seine Nachbarn. Er verweist nur überhaupt mehr im Gebiete des Verstandes, und sagt daher denjenigen, die wenig Phantasie haben, mehr zu.

Uebrigens erhellet vorläufig der bedeutende Antheil, den das Gedächtniß am Witz hat; denn nur bei einem bedeutenden Vorrathe

von Vorstellungen, Notizen u. s. w. ist diese blüßschnelle Kombination möglich. Theilweise fällt die Untersuchung des Witzes, was aus dem Gesagten hervorgeht, mit der Lehre von den Gesetzen der Ideen-Association zusammen, wodurch sie in dem Gebiete der Psychologie ihre Stelle einnimmt.

Die gewöhnliche Definition des Witzes, daß er eine Fertigkeit sei, Aehnlichkeiten zwischen Unähnlichem aufzufinden, wird zum Theil mit Unrecht bekämpft, sofern man nämlich meint, sie müsse auch auf andere komische Kräfte, als den Witz, passen, uneingedenk, daß der Witz keineswegs das komische Gebiet erschöpft. Uebrigens ist sie wirklich nicht ganz adäquat. Der Ausdruck Aehnlichkeit ist zu enge. Wenn Young z. B. sagt: „er macht sich einen Denktzettel, um etwas zu vergessen,“ so bringt er das Entgegengesetzte, Denktzettel und Vergessen, in den Zusammenhang der Ursache und Wirkung. Dieser aber ist mit dem Ausdruck Aehnlichkeit nicht bezeichnet. Die Definition ist daher dahin zu erweitern: der Witz ist eine Fertigkeit, mit überraschender Schnelle mehrere Vorstellungen, die nach ihrem inneren Gehalt und dem Nerns, dem sie angehören, einander eigentlich fremd sind, zu Einer zu verbinden.

Soll nun der Witz nach seinen verschiedenen Arten eingetheilt werden, so halte ich folgende Unterscheidung für die bequemste. Sie folgt zum Theil J. Paul, welcher überhaupt so viel für die Beleuchtung dieses Gegenstands gethan hat. Nur hängt er die einzelnen Rubriken ohne systematischen Zusammenhang aneinander; seine Beschreibung des Witzes ist selbst mehr wichtig, als wissenschaftlich.

Es ist im Witz bald mehr der Widerspruch der Vorstellungen, die wir vereinigen sollen, also die Antithese in der Synthese, bald mehr die Einheit in der Verschiedenheit, also die Synthese in der Antithese, was uns überrascht.

Der antithetische Witz nimmt in eine Reihe zusammengehöriger Vorstellungen plötzlich eine solche auf, welche diesem Zusammenhang widerspricht, die ganze vorhergehende Reihe aushebt und so die erregte Erwartung plötzlich in eine Täuschung auflöst. Es ist, wie wenn ein Laufender den Fuß übertritt, einem Musiker mitten in der Melodie sein Instrument verläßt, eine Vergleichung, die dem Komischen überhaupt gilt, hier aber besonders einleuchtet. So sagt Schiller von der Poesie der Minnesänger, es sei hier immer und ewig der Winter, der geht, der Frühling, der kommt, und die lange Weile, die bleibt. Zur Zeit, da man die ersten langen Beinkleider trug, macht ein Student einem Professor seine Aufwartung. Sind Sie von N. N. gebürtig? Ja. Studiren Sie Jus? Ja. Im dritten Semester? Ja. Haben Sie bisher in N. N. studirt? Ja. Die und die Vorlesungen gehört? Ja. Kommt man in solchen Beinkleidern auch zu einem gebildeten Mann? Nein.

Lente, die nicht viel Wit aufzubieten haben, pflegen den antithetischen Ab sprung durch einen Gedankenstrich anzukündigen, wodurch die Ueberraschung gerade aufgehoben wird, da dieses Zeichen nichts Anderes sagt, als: Achtung, jetzt kommt ein Wit! Ganz fatal ist es, wenn dann nicht einmal einer kommt; es ist eines der widerlichsten Gefühle; man schämt sich für den Schriftsteller. Wenn man z. B. Franz Horns Werke liest, kann man dieses Gefühl aus dem Grunde kosten.

Der synthetische Wit, der entfernte Vorstellungen plötzlich in eine scheinbare Einheit verbindet, ist bald mehr bildlich, bald mehr unbildlich. J. Paul namentlich hat diesen Unterschied erörtert, gemacht hat ihn schon Home: „Wit in Gedanken ist wieder von zwei verschiedenen Gattungen; bald sind es scherzhafte Bilder, bald scherzhafte Verbindungen von Dingen, die wenig oder gar kein natürliches Verhältniß gegeneinander haben.“ Die Reflexion, das taschenpielerische Umherspringen im Vorrathe des Gedächtnisses ist bei beiden die Hauptsache, und die Phantasie wirkt sekundär, nur im bildlichen Witte stärker und evidenter, als im unbildlichen.

Der unbildliche Wit beruht vorzüglich auf der Möglichkeit, eine Kopula, ein Zeitwort oder Prädikat auf mehrere Gegenstände, die einander eigentlich nichts angehen, auf gleiche Weise anzuwenden. Man könnte z. B. eine Erzählung mit folgendem Satze beginnen lassen: Das Seil des Seiltänzers, der sich auf dem Markte produciren wollte, die Erwartung des Publikums und die Hosen der Schuljungen, die sich bei der Arbeit nicht mehr halten lassen wollten und daher den Stock des Lehrers fühlen mußten, waren auf's Aeusserste gespannt, als u. s. w. Verwandt mit dieser Gattung sind die alten Priameln, welche eine Reihe von Begriffen mit einem epigrammatischen Schlusse unter Einen zusammenfaßten. Das eigentliche Epigramm bewegt sich ebenförmig in dieser, als in der antithetischen Form des Witzes, weniger im bildlichen.

Als Uebergang zu diesem ist wohl am schicklichsten das Wortspiel zu erwähnen, weil es, wenigstens die Eine Art desselben, mehr sinnlicher Natur ist, als der unbildliche Wit. Das Wortspiel bezieht sich entweder mehr auf die Bedeutung der Wörter und benutzt die Vielfältigkeit derselben: in diesem Sinne kann man fast allen unbildlichen Wit ein Wortspiel nennen; oder es ergreift die Ähnlichkeit des Klangs und verbindet durch sie die entlegensten Vorstellungen. Sinnlichere Naturen lieben es, Kinder, das Volk, Dichter, die mehr bildlichen, als unbildlichen Wit haben, wie Fischart und Abraham a S. Clara. Dieses Konkretere, was das eigentliche Wortspiel hat, liegt aber nur in der unmittelbaren Beziehung auf's Ohr, an wirklichem Gedantengehalt ist das Wortspiel so leer, als aller Wit. Bis in's Tolle hat Fischart namentlich dieses Spiel

getrieben, indem er bald der bloßen Klangähnlichkeit zu liebe neue Zusammensetzungen von Wörtern hervorbringt, die größtentheils halber Unsinn sind, z. B. für Prognostikation: Bruchnasitaz, statt Praktik Proddict, Kaiserliche Majestät: Kässische Metistet, bald dem an sich bedeutungslosen Worte, z. B. dem Eigennamen durch neue Wendungen einen halben Sinn abnöthigt. Grandgossier behält nicht leicht seinen rechten Namen, er heißt: Grangosier von Großgießlingen, Landwurfier, Grandbauchier, Goshgroß, Krandbusier (von Kanne), Grandgurgler, Gurgelgroßlinger, Grandgauch; Gargantua heißt: Gorgellantua von Gurgeltrohlungen, Gurgeltropha, Gurgelhandthierer, Strozengurgel, Gurgellang, Durstgurgel, Garganzus u. s. f. in infinitum. Abraham a S. Clara sagt: „Deuter. 34. stehen diese Worte: Und Moses war hundert und zwanzig Jahre alt, da er starb; seine Augen sind nie verdunkelt und seine Zähne nie bewegt. Der muß gute Zähne haben gehabt! Ach, sagt Einer zu mir in die Ohren, hätte ich halb auch so gute Zähne! Warum? Ich brauche sie wohl, dann die Mutter des Herrn Laurentii, Patientia mit Namen, hat mich zu Gast geladen und mir nichts anders aufgesetzt, als lauter Ruß, Verfolgung, Bekümmernuß, Betrübnuß u. s. w. Dies ist Unsinn, und deswegen lachen wir darüber. Man nennt solche Witte jetzt schlechte Witte, allein es ist jeder Wit ein schlechter Wit; nur feinere und komplicirtere subjektive Nebenbeziehungen, nicht ein bedeutenderer innerer Gehalt geben dem Witte, den man etwa für geistreicher hält, diesen Schein. J. Paul erinnert zur Erklärung des Wortspiels daran, daß in der Ursprache stets der Klang des Zeichens der Nachhall der Sache war und daß daher eine Ähnlichkeit der Sachen bei der Gleichheit des Wiederhalls zu erwarten sei, daher Sprachforscher, deren Ausbeuten und Einfälle meistens den reizenden Schimmer der Wortspiele gewähren, und Philosophen so gern und schön die Verhältnisse der Ideen in Verhältnisse der Klänge kleiden. Allein diese Bemerkung führt gerade den Wegs von der Sache ab. Denn sobald Klangähnlichkeit sichtbar auf grammatikalischer und sofort auf logischer Verwandtschaft beruht, so ist es kein Wortspiel mehr, sondern es ist Ernst mit dem Worte; die Beziehung ist eine wirkliche, nicht eine durch die unendliche Willkür entstandene, und dadurch fällt der Hauptreiz weg, den doch J. Paul sehr wohl kennt und theils in das Erstaunen über den Zufall setzt, der spielend mit Klängen und Dingen durch die Welt ziehe, theils in das Wohlgefallen an der Geistesfreiheit, welche im Stande ist, den Blick von der Sache gegen ihre Zeichen hinzuwenden.

Der bildliche Wit endlich, der am meisten wahre Poesie hat, ist wohl deswegen als eine Gattung nur des synthetischen Witzes aufzuzählen, weil dieser seiner affirmativeren Natur gemäß sich lie-

ber in demselben bewegt. Der antithetische Witz kann zwar auch bildlich sein, wie z. B., wenn ich mir den Schein gebe, als wolle ich durch eine Vergleichung einem Subjekt ein Prädikat beilegen, dann aber plötzlich mit einem Wilde schließe, das vielmehr die entgegengesetzte Eigenschaft bezeichnet; eine Witzgattung, die das Volk sehr liebt, die von Kutschern, Handwerksburschen u. s. w. sehr glücklich angebaut wird und einen recht heiteren Effekt macht. Genauer betrachtet hebt sich aber hier die Vergleichung, während sie sich zu erzeugen scheint, vielmehr auf, und gehört, sofern sie einzutreten sich die Miene gibt, nicht der Antithese als solcher, sondern der These an, d. h. der Gegenstand, der verglichen werden soll, sammt dem Anfang der scheinbar anhebenden Vergleichung bilden den Satz, dann aber tritt als reine Auflösung des bildlichen Verhältnisses das antithetische Bild ein. Daher ist das Bild ein negatives, nicht ein positives Moment im antithetischen Witz. Zu dieser den Schein einer Vergleichung erzeugenden und ihn wieder aufhebenden Sorte von Witz kann man jene wirklich mitunter recht braven Krähwinkel-Witze zählen, die einen bildlichen Ausdruck eigentlich nehmen, wie z. B., wenn wir auf einem dieser Blätter ein Mädchen am Klavier und sonst Niemand sehen, und unten steht: Wie der Schulmeister von Krähwinkel aus Entzücken über das schöne Spiel seiner Tochter ganz weg ist.

Der eigentlich bildliche Witz dagegen, d. h. der synthetisch bildliche, bebildet affirmierend eine Vorstellung durch Herbeiziehen eines anschaulichen Bildes, unterscheidet sich aber wesentlich von der Vergleichung überhaupt. Denn diese ist um so besser, je mehr das tertium comparationis zutrifft. Im Witz dagegen muß das Bild nur scheinbar passen und streng genommen unpassend sein, es darf keine innere Verwandtschaft zwischen Bild und Sache Statt finden; denn sonst geht eben die Reiztheit, aus dem entlegensten Winkel der Phantasie ein Bild aus seinem Zusammenhang heraus in den gegenwärtig vorliegenden zu werfen, verloren. Gewiß über nichts Anderes, als über diesen Narrensprung der Phantasie lachen wir, wenn J. Paul die Beinkleider eine gabelförmige Schenkelskapsel nennt, oder wenn Lessing einem Zubringlichen, der sich über seine Schulter hereinbeugend ihn um seinen Namen fragt, antwortet, jetzt sei er der Evangelist Lukas. Ein solches Bild darf so entlegen sein, daß der Zuhörer anfangs stutzt und nicht begreift; schon dies Besinnen hat einen komischen Reiz, und fällt ihm dann plötzlich die Bedeutung des Witzes ein, wie bei dem angeführten der Dohse des Lukas, so ist der komische Effekt gerade durch die vorübergehende Anspannung verstärkt. Nur darf das Besinnen nicht zu mühsam sein, wie bei J. Pauls unnatürlich gehäuftem gelehrtem Witz, den er mit geringem Erfolge in seiner Vorlesung der Aesthetik in Schuch

nimmt. Die Mühe hebt das Spiel auf. Das längere Ausspinnen des komischen Bildes, das wohl auch unter der Hand die Bilder wechselt, von J. Paul Allegorie genannt, hat sich wohl vor nichts mehr zu hüten, als daß die ausgesponnenen Bilder wirklich viel Passendes haben: denn der Eindruck wird entweder dadurch aufgehoben, daß man dem Verfasser die prosaische Arbeit des Nachdenkens anmerkt, oder er ist, wenn die Sache am Ende auch natürlich herauskommt, wenigstens nicht komisch. Vielmehr, wie J. Paul bemerkt, es muß in einer solchen Ausspinnung zwischen den bildlichen Witz unbildlicher eintreten, wie denn überhaupt die Arten des Witzes sich durchdringen müssen, wenn der Witz interessant sein soll, wo denn unendliche Spielarten der hier genannten Arten sich finden mögen, welche aufzuzählen zu weitläufig wäre.

Die letztgenannte Art des Witzes, der bildliche, gefällt sich gern zu der folgenden höheren Stufe des Komischen, indem er überhaupt die Armuth und Kälte der übrigen Arten des Witzes hinter sich läßt. An dieser leidet der Witz, dies ist nicht zu verkennen, daher er auch so oft zum Knechte unpoetischer, ja schlechter Tendenzen wird. Köpfe, die bloß witzig sind und andere komische Gaben entbehren, haben daher meistens etwas Gemeines, ihre Produkte einen Wachstuden- und Kasernen-Geschmack, wie Blumauer's. Den Grund dieser Armuth des Witzes nennt J. Paul sehr treffend, wenn er sagt, er sei ein Geister- und Götter-Leugner, weil er an keinem Wesen Antheil nehme, sondern nur an dessen Verhältnissen; „er achtet nichts und verachtet nichts, Alles ist ihm gleich, sobald es gleich und ähnlich wird, er will nichts, als sich und sein Spiel, er ist atomistisch ohne wahre Verbindungen, seine Spiele sind Blasen, die zerspringen, sobald man sie gesehen hat, er überachtet nur Einmal; kennt man seine Spitze, so ist sie schon abgestumpft.“ Man kann dies Alles in die Bestimmung zusammenfassen, daß er abstrakter Natur ist. Größere Geister, wie Shakespeare, verschwinden ihn daher nur als ein Ingredienz im Ganzen des Kunstwerks, auf das kein Werth gelegt wird; auch muß er in sprudelnder Fülle erscheinen, um durch den Reichthum der Mannigfaltigkeit die innere Armuth zu bedecken. J. Paul's gesuchter, affektirter Witz ist nur erträglich als barocke Oberfläche einer tiefen Komik.

Aus dieser subjektiven, in das Innere der Dinge sich nicht einlassenden, sondern an der reinen Willkür, sie durcheinanderzuwerfen und scheinbar zu verbinden, egoistisch sich weidenden Natur des Witzes ergibt sich auch eine Analogie dieser zweiten Stufe des Komischen mit der zweiten des Erhabenen. Wie hier nur das Subjekt seine Erhabenheit, so macht dort nur das Subjekt seine komische Kraft geltend, wie die subjektive Erhabenheit nicht auf eigenen

Fügen zu stehen vermag, sondern einer höheren Erhabenheit Platz machen muß, so muß auch der Witz zurücktreten vor einem höheren Geiste der Komik, der in's Innere der Welt dringt.

3. Das Komische der Vernunft oder der Humor.

Das Wort Humor in diesem engeren Sinne zu gebrauchen, be-rechtigt der neuerdings in der deutschen Literatur eingeführte Sprachgebrauch, der übrigens von dem ursprünglichen englischen abgewichen ist, in welchem das Wort Nebenbedeutungen hat, die nicht in unsern Zusammenhang gehören. Nicht umsonst jedoch entlehnt diese reinste Komik ihren Namen vom Flüssigen. Vor dieser edelsten aller Flüssigkeiten kann keine Größe Stand halten, jede wird untergetaucht, aber nicht um verachtet, vernichtet zu werden, sondern um mit dem ganzen Strome den Himmel zu spiegeln. Manche Stodung in den Säften des geistigen Lebens, durch bittere Erfahrungen von der Nullität auch des Größten veranlaßt, die bis zum Wahnsinn führen kann, würde in Fluß gebracht, wenn der Leidende dieses geistigste aller Wasser dagegen aufbieten könnte. J. Paul: „Dem Humor bahnt seine Höllensfahrt die Himmelfahrt. Er gleicht dem Vogel Merops, welcher zwar dem Himmel den Schwanz zulehrt, aber doch in dieser Richtung in den Himmel aufsteigt. Dieser Gaukler trinkt, auf dem Kopfe tanzend, den Nektar hinaufwärts.“

In der näheren Schilderung des Humors werden wir ganz auf Dasjenige zurückkommen, was schon oben, je tiefer wir in den Kern des Komischen vordringen, desto klarer hervortrat. Der Humor unterscheidet sich nämlich von den früher betrachteten Gattungen des Komischen gerade dadurch, daß er dem Komischen auf den Grund geht, während diese auf der Oberfläche verweilen. Ihre Elemente und die Willkür des Subjekts haben sie mit dem Humor gemein: etwas Erhabenes auf der einen, eine ungerincnte Einzelheit auf der andern Seite, und das Subjekt wirft sie in heiterer Verwegenheit einander unter die Beine. Der Humor hat dieselben Ingre-dienzien, aber sie treten bei ihm in absoluter Bedeutung auf, während dort nur in accidentieller und relativer. Betrachten wir diese Elemente, eins nach dem andern.

Eine Größe, eine Erhabenheit wird auch in der Wisse und im Wize klein gekriegt, aber eine relative. Das Erhabene im Humor aber ist nicht dies oder jenes Erhabene, was als sinnliche Kraft-äußerung in einzelnen Zweckbestrebungen erscheint, wie in der barba-lischen Lokution der Vorstellungen, wie im Wize, sondern es ist das *κατ' ἐξοχήν* Erhabene, das Höchste und Heiligste selbst, was

im Humor nicht Pardon bekommt. Das Geistigste, Idealste, was ein Menschenherz empfinden, ein Menschengestalt anstreben kann, was in der Betrachtung des Weltganzen uns begeistert, läßt er durch Kollision mit dem Kleinsten in derselben Welt, in demselben Menschen lächerlich werden. Gerade von der reinsten Höhe herunter wagt J. Paul am liebsten in das Sinnlichste, Winzigste den salto mortale. Faßt der Humor sein Erhabenes qualitativ als das höchste Erhabene, dringt er schon durch seine Richtung in den meta-physischen Mittelpunkt des Komischen ein, so faßt er es ebenhier-mit auch quantitativ in universalem Sinne und läßt es nicht als ein einzelnes, sondern als das die Welt beherrschende und durchdringende Unendliche selbst erscheinen. Es ist ein Weltkontrast, den der Humor zum Gegenstande hat, es ist ein Miß im Innern des Weltganzen selbst, dessen Bewußtsein ihn erzeugt, nämlich der ewige Kontrast des Unendlichen, das doch nur im Endlichen, in dem, was an sich so klein und winzig ist, zur Erscheinung kommen kann, und sobald es sich den Schein gibt, diese Seite entbehren zu können, durch einen komischen Anprall an dieselbe von dem ewigen Zusammengehörigen beider belehrt wird. Daher nennt J. Paul den Humor eine Weltverachtung und legt ihm die weltvernichtende unendliche Idee zu Grunde, daher sagt er, es gebe für ihn keine einzelne Thorheit, keine Thoren, sondern nur Thorheit und eine tolle Welt; gegen einzelne Thorheiten sei der Humor vielmehr mild und voll Duldung; daher erinnert er an Don Quixote, der auch hier ganz an der Stelle ist. Wir sehen in ihm und seinem komischen Begleiter nicht einen einzelnen Schwärmer, von einem einzelnen Prosamenschen eludirt, sondern den ewigen Gegensatz des einseitigen Idealismus und Realismus überhaupt. Das sind die echten Kunstwerke, in denen zugleich mit der Individualität der Färbung die Universalität der Bedeutung steigt.

Je reiner nun der Humor diese erhabene Seite seines Kon-trastes mit aller Gewalt des Edlen, Mähernden, Ueberschwenglichen ausstatten muß, desto entschiedener muß er für's Zweite das Mo-ment des sinnlichen Kleinen hervorheben; dort kann er nicht genug generalisiren, hier nicht genug individualisiren, dort nicht genug Idealist, hier nicht genug Realist bis zum Synismus sein. Am absolut Häßlichen hat freilich dieser Synismus seine Grenze, wie denn die Phantastie nicht genöthigt werden soll, beim ekelhaft Ver-wesenden u. s. w. zu verweilen. Allein auch dies gilt nicht unbe-dingt. Das Schmutzige darf wohl eingeführt werden, wenn nur mit komischer Wirkung, wenn nur nicht mit widerlicher Nöthigung, bei demselben als solchem abgesehen von dem komischen Zwecke zu verweilen; man erinnere sich nur an die Verwegenheiten des Ari-stophanes, die bloß einen unreinen Sinn beleidigen können. Die

Nothwendigkeit des Individualisirens hat J. Paul besonders klar ausgesprochen. „Der Komiker,“ sagt er, „helfet uns, während der Ernst überall das Allgemeine hervorhebt und uns z. B. das Herz so vergeistert, daß wir bei einem anatomischen mehr an das poetische denken, als bei diesem an jenes, gerade eng an das sinnlich Bestimmte, und er fällt z. B. nicht auf die Kniee, sondern auf beide Kniee nieder, ja er kann sogar die Knieekehle gebrauchen u. s. w. Diese Seite nun, die sinnliche, wird, wie von allem Komischen, vom Humor besonders mit Wichtigkeit, ja mit einer gewissen Feierlichkeit behandelt. „Große Männer schreiben ihre Abhandlungen über lange Nasen nicht umsonst.“ Die feierliche Introdution scheint irgend einem wirklich wichtigen Gegenstande zu dienen und plötzlich kommt es zum Vorschein, daß sie einem Bagatell gilt.

J. Paul nennt den Humor das romantisch Komische, weil er die unendliche Subjektivität voraussetzt. Allerdings ist dieser tiefste Gegensatz und Bruch des Bewußtseins, welcher den humoristischen Kontrast erzeugt, nur innerhalb des christlich germanischen Geistes möglich und zeigt sich bei den Alten nur in entfernten Anklängen, wie alles Romantische. Um den Gegensatz zwischen der Welt und der absoluten Idee in sein Innerstes zu verfolgen, muß zuerst diese in ihrer geistigen Reinheit in das menschliche Bewußtsein eingetretten sein; das plastische Alterthum verweilte bei einer schönen Einheit zwischen Welt und Geist und konnte daher den Widerspruch beider nicht in ihrer Tiefe ergreifen. Der Humor setzt Jüngigkeit voraus, die Jüngigkeit setzt voraus, daß das Bewußtsein die gesammte Welt im christlichen Sinne anschauet. Die Zeit jedoch, welche im engeren Sinne die romantische heißt, das Mittelalter, gab dieser rein geistigen Weltanschauung selbst wieder eine sinnliche Färbung und brachte den Humor nur in einer gewissen Verbindung mit dem Burlesken oder naiv Komischen zu Stande. Vollkommen kann ihn nur diejenige Bildung zu Tage fördern, welche zu der vollen Freiheit und Furchtlosigkeit des Selbstbewußtseins vorgeschritten ist, die moderne.

Diese Bemerkungen haben uns bereits zu dem dritten Momente im Komischen, dem subjektiven, hinübergeführt. Hier ist von dem Humor vor Allem festzuhalten, daß, wenn überhaupt alle Komik gutmüthiger Art sein muß, er am sichersten und bewußtesten die Kraft hat, das Große, das er Preis gibt, eben während er es Preis gibt, festzuhalten, zu achten, zu lieben, ja auf's Tiefste davon gerührt zu sein. Diese Nüchternheit, die durch das Lachen selbst hindurchschimmert, ja wohl Thränen und Lächeln in einem Momente verbindet, ist das Charakteristische des Humors. Es ist in ihm der tiefste Ernst; dieser herrscht auch im Charakter des Humoristen vor, und J. Paul ist nicht der Einzige, der darauf aufmerksam ge-

macht hat, daß gerade ein melancholisches Volk, das englische, die meisten Humoristen zählt. Der Humor ist ein Kind des Hasses und der Liebe, der Weltverachtung und der weltumfassenden innigen Humanität, und nur darum vertraut sich ihm auch das Heilige zum Spiele an. Hat sich Gott durch seine Menschwerdung selbst zum Subjekte herabgelassen, so hat der Geist der Menschheit auch in sich selbst die Bürgschaft, daß die heilige Flamme auch im Scherze bewahrt wird. Diese Sicherheit, das Heilige festzubalten, indem es dem Scherze Preis gegeben wird, erprobt nun der Humor durch nichts mehr, als durch die jedem humoristischen Genies zu Gebot stehende Kraft der Selbstparodie, durch jene liebenswürdige Demuth der Selbstverlächung, vermöge deren der Humorist sich selbst, den er doch gewiß nicht wegwerfen will, am wenigsten schont und sich in demselben Momente als erhaben und klein, als stark und schwach, als Weisen und Thoren darstellt. Diese Selbstversiflage ist mit dem edelsten Selbstvertrauen nicht nur vereinbar, sondern vielmehr nur durch dieses möglich; denn Derjenige, der keinen Glauben an sich hat, wird dieses Wagstück nicht leicht unternehmen, in der gerechten Sorge, es möchte mit der Verachtung Ernst werden. Auch mag ein Mensch noch so sehr heruntergekommen sein: so lang er noch humoristisch über sich selbst zu scherzen vermag, zeigt er, daß ihm die geistige Freiheit noch nicht abhanden gekommen ist. Daher können wir auch Falstaff nicht böse sein, weil er immer wieder mit freier Willkür über seiner Lumperei steht und das Verfolgen seiner gemeinen Zwecke als etwas Zweckwidriges weiß und bekennet. Von dem Bekenntnisse der von dem ernstesten Gefühle ihrer selbst übermannen Schuld und Schwäche ist diese Selbstparodie zu leicht zu unterscheiden, als daß ein Wort hierüber zu verlieren wäre. Welche Freiheit dazu gehört, über eine Schwäche, mit der man sich befaßt weiß, zu scherzen, erkennt sich im gemeinen Leben am leichtesten daran, daß Derjenige, der in eine Leidenschaft festgerannt ist, an einem einzelnen Zwecke, der es nicht verdient, mit ganzer Seele hängt, nicht leicht einen Scherz hierüber duldet, noch weniger darauf eingeht: thut er dies, so ist es ein Zeichen, daß er bereits angefangen hat, sich von dieser Verknöcherung zu befreien, daß er, so zu sagen, seine Freiheit aus diesem Verwachsenen mit einem endlichen Zwecke wieder an sich gezogen hat und mit der Sicherheit des Selbstbewußtseins darüber schwebt. Nur ganz aufgeweckte Köpfe können beides zugleich, z. B. im Ernste verliebt sein und zugleich darüber scherzen. Wahre und geistvolle Geselligkeit ist ohne Humor gar nicht denkbar: es muß ein Geist der Flüssigkeit in der Unterhaltung sein, der das Festrennen des Gesprächs in einzelne Gegenstände, in den zähen Ernst der Behauptung und der Widerlegung mit leichter Ironie auflöst und das Gespräch weiter

führt. Naturen, denen es mit Allem Ernst ist, die mit einfach substantieller Ehrlichkeit an ihren Grundsätzen und Bestrebungen haften, sind achtungswerth: aber zum Gesellschafter möchte ich den Mann, der im praktischen Leben und Wirken diese Treue auch hat, aber bei einem Glase Wein auch die tiefe Weisheit des Sages zu schätzen weiß, daß Alles einerlei ist.

Die Anlage zum Humor bleibt oft auf halbem Wege der Entwicklung zu einer höheren, poetischen Kraft stehen, und es muß daher ein versöhnter und ein unversöhnter Humor unterschieden werden. Der letztere ist daran zu erkennen, daß er es ungewiß läßt, ob er die Idee in ihrem Untergange dennoch festhalte, oder ob nicht ein wirklicher Unglaube an dieselbe, eine geheime Verzweiflung im Hintergrunde laure. Von der Frivolität ist auch er noch wesentlich dadurch verschieden, daß diese über ihren Unglauben an die Idee uns gar nicht in Zweifel läßt und über den Untergang derselben keinen Schmerz fühlt. Calot-Hoffmann bewegt sich in dem unheimlichen Elemente des unversöhnten Humors. Jener halb wahnsinnige Kreiskler, der Doppelgänger des Dichters, entwickelt einen Reichthum von phantastischem Humor, allein es ist uns bänglich zu Muth, wenn wir seine tollen Sprünge sehen, wir wissen keinen Augenblick, ob nicht unter der scurrilen Oberfläche die Raserei der Verzweiflung über die Kollisionen des Ideals mit der Wirklichkeit losbrechen werde. In den ernstesten Partien zeigt sich der Grund hiervon in der ganzen Lebensansicht Hoffmanns deutlich genug: er hält einen absoluten Gegensatz zweier Prinzipien fest und spricht von nichts lieber, als von einem bösen „bedrohlichen Prinzip“, das dem Menschen nachstelle, im Finstern auf ihn laure; als ob das Böse wirklich ein Prinzip wäre! Als ob diese finsternen Schatten nicht wie wüste Träume entflöhen vor dem lichten, heiteren Tage der Freiheit! Heine fällt häufig um eine Stufe tiefer unter den unversöhnten Humor, da eine gewisse Gleichgültigkeit gegen den Untergang der Idee nicht selten zum Verschwinden kommt, eine gewisse Perfidie und ein giftiger Egoismus, der nur sich selber hört; doch erhebt er sich zum unversöhnten Humor, wenn er mit wilder Lache bei den Widersprüchen der Welt verweilt; der versöhnte klingt nur selten an. Für die reinsten Repräsentanten des letzteren halte ich unter den Engländern Sterne und Goldsmith, unter den Deutschen J. Paul und Tieck. Den unendlichen Widerspruch von Höhe und Niedrigkeit in der Menschenwelt, die rührend komische Wahrheit, daß der große Mensch so klein, dieses weisheitsvolle Wesen so kindisch ist, schildern sie erfunderisch in den individuellsten Kollisionen, immer aber mild und mit Liebe; sie reizen nie zum wilden, verzerrten Lachen, sondern so bewegen sie das Edelste und Kleinste ineinanderspielen lassen, so ist doch der

Grund, auf dem das Ganze ruht, Harmonie und Frieden. Der Humor ist voll Unschuld. Aber es ist nicht die einfache Unschuld eines Kindes, sondern eine solche, die durch innere Wehen, durch Zerrissenheit, Kampf, Schuldbewußtsein hindurchgegangen sich wieder mit ihrem Gott versöhnt hat. Diesen Kampf, die Erfahrung des Abfalls vom Unendlichen, die Kenntniß des Bösen, die Zerstörung der jugendlich schönen Illusionen setzt der Humor allerdings voraus; daher gehört er dem männlichen Geiste an und wird in seinem innersten Wesen dem weiblichen immer unzugänglich bleiben.

Bei der Untersuchung des Wises entstand die Frage, in welchen verschiedenen Formen er sich näher äußere, und wir unterschieden unter anderen den bildlichen und den unbildlichen Witz. In der Lehre vom Humor kann eine solche Frage nicht entstehen, da es sich hier nicht um einzelne Fulgurationen einer komischen Kraft handelt. Der Witz macht immer nur einzelne Wize: der Humor ist eine Weltanschauung, ein Geist. Als poetische Thätigkeit bringt er ein Ganzes aus sich hervor, ein Kunstwerk, das von ihm durchdrungen ist. Will man dennoch die obige Kategorie anwenden, so muß man ihn bildlich nennen; denn er ist schaffend, producierend, es ist zwar etwas Negatives und Auflösendes in seinem Wesen, aber wie die Auflösung mit dem Leben ewig zusammen ist, das eben zeigt er in einem umfassenden Gebilde, dessen adäquateste Formen die epische (der Roman nämlich) und die dramatische sind. Innerhalb dieses komischen Ganzen wird dann die Fülle einzelner komischen Bilder beweisen, daß der Humor mit dem Burlesken und mit dem bildlichen Witz sich am liebsten verbrüdet. Besonders liebt er es aber, in Verbindung mit dem Grotesken phantastisch aufzutreten. Spielt er überhaupt als unendliche Willkür mit der Welt, so wird er auch gerne die Erscheinung, die Gestalt in eine Art von Wahnsinn hineinziehen und ihre festen Umrisse zu einem wilden Taumel auflösen. Die Thiergestalt wird mit der Menschengestalt vermischt, das Leben mit dem Unorganischen, technische Gegenstände erscheinen als Glieder des menschlichen Körpers, Tische und Stühle sprechen, der Teufel setzt sich rittlings auf das Dach eines Klosters und reitet mit ihm davon, eine Nase wird zur zielend hinausragenden Spitze, läßt sich wie ein Perpetuum ausinanderschleichen, der schwarze Herr Magister Pepsier kann es nicht länger verbergen, daß er eigentlich eine Fleischmücke ist. Dort geht der Herr Archivarius Lindhorst im altfränkischen grauen Trabe; aber allmählig heben sich die Schöße, breiten sich als Flügel aus und der alte Herr, der eigentlich nicht sowohl der Herr Archivarius Lindhorst ist, sondern vielmehr dem berühmtesten Geschlechte der Salamander angehört, fliegt als Geier davon. Schon die alte Komödie kannte diese

phantastische Verwirrung der körperlichen Welt; allein der romantischen und modernen Anschauung liegt sie noch viel näher, da diese die gesamte Natur als eine Verlarvung des Geistes ansieht, der jeden Augenblick diese Hülle durchbrechen und die Gestalten wechseln kann. Besonders lebt es der moderne Humor, die ganz gewöhnliche und prosaische, ja perückenmäßige Gestalt plötzlich in's Wunderbare übergehen und als ein Gefäß genialer, geistiger Tiefe erscheinen zu lassen: welches Letztere namentlich Hoffmann in mehreren seiner Figuren unübertrefflich gelungen ist.

Der Humor entspricht genau der dritten Stufe des Erhabenen. Wenn in dieser der höchste Geist seine Triumphe feiert, so wird ebendieselbe erhabenste Größe dort dem Scherze Preis gegeben. Im Tragischen sinkt die ganze Welt vor Gott zusammen; im Humor ist der ganze Olymp entvölkert, die Erscheinung absorbiert alles Göttliche und weiß es als ihre eigene Macht. Das echte Lustspiel müßte sich als reiner Gegensatz des Tragischen zu dieser Höhe erheben und die anderen Formen des Komischen zwar auch entfalten, aber nicht als seinen ganzen Gehalt. Unser gewöhnliches Lustspiel verweilt auf der ersten und zweiten Stufe; und von dieser Gattung gilt ganz die bekannte Bemerkung, daß ein Lustspielsdichter nicht zu viel Wit (Humor) haben dürfe.

Ein paar Worte über den subjektiven Eindruck des Komischen mögen dasjenige ergänzen, was schon in der Darstellung seines objektiven Wesens Hierhergehöriges da und dort seine Stelle finden mußte.

Die Wirkung des Komischen ist ein Lachen. Ich sage „ein“ Lachen; denn nicht jedes Lachen ist komischer Natur, und es ist daher zweckmäßig, den Ausdruck „das Lächerliche“ nicht für das Komische zu gebrauchen. Streng auszuschließen ist von dem Komischen, also überhaupt von dem ästhetischen Gebiete das Lachen, das aus einem bitteren Affekte hervorgeht, namentlich das ärgerliche Lachen des satyrischen Ernstes, der Schadenfreude, und das mäckernde der Frivolität. Die Behauptung eines Hobbes, Addison und Anderer, daß das Gefühl der Ueberlegenheit über den verachteten Gegenstand der Grund des Lachens sei, verdient in einer ästhetischen Untersuchung keine Widerlegung. Sie steht der Wahrheit direkt entgegen, was Flögel (Gesch. d. kom. Lit. 1, 55.) recht nett nachweist, indem er sagt, der Verständige, wenn ihm selbst große Menschen Stoff zum Lachen geben, sehe die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur ein und denke, daß er in diesem Spitale auch sein Kammerhaken habe. Schon äußerlich unterscheidet sich das unästhetische Lachen sehr scharf von dem freien, sowohl im Tone, als auch in den Gesichtszügen, die sich nur dann zu vollkommener Heiterkeit auf-

gelöst in gutmüthigem Glanze zeigen, wenn das Lachen von allen unreinen und säuerlichen Nebenmotiven frei ist.

Der körperliche Ausdruck der komischen Stimmung im Lachen hat so etwas Eigenthümliches und Prägnantes, der geistigen Bewegung, die dabei vor sich geht, Analoges, daß er zu den interessantesten Belegen der immanenten Einheit von Seele und Leib gehört. Nur die Gewohnheit macht es, daß es uns nicht mehr auffällt, wie ganz etwas Sonderbares doch dieses stoßweise Poltern ist, das aus der Tiefe des Körpers mit fast unwiderstehlicher Macht dringend sich durch die Athmungswerkzeuge Luft macht und wie mit magischer Gewalt die Umgebung, auch wenn sie den Grund des ersten Gelächters nicht kennt, anzustecken pflegt, und daß wir die Beschränktheit unserer Einsicht nicht bedauern, welche uns nicht möglich macht, in einer tief sinnigen Durchdringung von Physiologie und Psychologie diese Einheit des Leibes und der Seele in ihre einzelnen Fäden zu verfolgen. Sonderbarer Weise behauptet Kant gerade, während er über die Ähnlichkeit des Geistigen und Körperlichen im komischen Eindrucke sehr feine Bemerkungen vorbringt, der Genuß sei bloß ein körperlicher: „Das Lachen ist ein Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts. Eben diese Verwandlung, die für den Verstand gewiß nicht erfreulich ist, erfreut doch indirekt auf einen Augenblick sehr lebhaft. Also muß die Ursache in dem Einflusse der Vorstellung auf den Körper und dessen Wechselwirkung auf das Gemüth bestehen, und zwar lediglich dadurch, daß das Spiel der Vorstellungen ein Gleichgewicht der Lebenskräfte im Körper hervorbringt. — Der Spaß muß immer etwas enthalten, welches auf einen Augenblick täuschen kann; daher, wenn der Schein in Nichts verschwindet, das Gemüth wieder zurückzieht, um es mit ihm noch einmal zu versuchen, und so durch schnell hintereinander folgende Anspannung hin- und zurückgeschwungen und in Schwankung gesetzt wird; die, weil der Absprung von dem, was gleichsam die Saite anzieht, plötzlich (nicht durch ein allmähliges Nachlassen) geschah, eine Gemüthsbewegung und mit ihr harmonisirende, innwendige, körperliche Bewegung verursachen muß, die unwillkürlich fortdauert und Ermüdung, dabei aber auch Aufseiterung (die Wirkungen einer zur Gesundheit gereichenden Motion) hervorbringt. Denn wenn man annimmt, daß mit allen unsern Gedanken zugleich irgend eine Bewegung in den Organen des Körpers harmonisch verbunden sei, so wird man so ziemlich begreifen, wie jener plötzlichen Verletzung des Gemüths bald in den einen, bald in den andern Standpunkt, um seinen Gegenstand zu betrachten, eine wechselseitige Anspannung und Loslassung der elastischen Theile unserer Eingeweide, die sich dem Zwerchfell mittheilt, korrespondiren könne (gleich derjenigen, welche kitzliche Leute fühlen): wobei die Lunge die Luft

mit schnell einander folgenden Absätzen ausstößt, und so eine der Gesundheit zuträglich Bewegung bewirkt, welche allein und nicht das, was im Gemüth vorgeht, die eigentliche Ursache des Vergnügens an einem Gedanken ist, der eigentlich nichts vorstellt.“ Der geistige Genuß beim Komischen ist, so wenig es Kant Wort hat, gerade durch diese Bemerkungen treffend angedeutet. Wie schon im physischen Lachen eine Mischung von Schmerz und Lust ist, ein Schmerz, der immer so eben entstehen will, und so eben sich wieder in Lust auflöst, bis am Ende beide Seiten sich zum seltsamsten Extreme steigern, wo man fast nicht mehr kann und doch noch muß, so auch in der geistigen Seite dieser Stimmung. Wenn im Erhabenen das Gemüth aus seiner Behaglichkeit durch einen andringenden Schmerz angerührt wird, der zwar auch, aber nur indirekt, mit einem Lustgefühl sich verknüpft, so beginnt die komische Stimmung mit dem bloß scheinbaren Annahen eines Schmerzes, der aber mitten in seinem Andringen abschnappt und sich in die reinste, unbedingteste Lust auflöst. Man beobachte nur, wie dem komischen Erzähler alle Gesichter angespannt horchen, bei der Katastrophe zuerst eine Pause von Staunen mit offenem Munde, dann aber das helle Gelächter eintritt. Jener sich ankündigende Schmerz rührt von dem scheinbaren Aufschwünge in's Erhabene her, mit welchem das Komische anhebt, indem es aussieht, als komme etwas Besonderes, das mehr sein will, denn Andere: die Lust beruht auf der plötzlichen Befreiung von dieser Anspannung. Diese Anspannung wiederholt sich dann in vergeblichen Versuchen, das Ungereimte dennoch zu reimen, aber nur, um sogleich wieder zu zerfließen, und so ergeht sich das Gemüth an der Skala des Gelächters in der unbedingtesten, zwecklos heitersten Willkür. Diese Lust hat aber einen tiefen geistigen Grund, den wir nach der bisherigen Entwicklung gegen die Kant'sche Ansicht nicht weiter zu vertheidigen brauchen. Ich schließe diesen Abschnitt mit den schönen Worten Solgers: „——— Dies wunderliche Verhältniß denn, wo es uns recht deutlich auffällt, muß es nicht eine höchst wunderliche Wirkung auf unser Gemüth hervorbringen? Sieh nur, welch ein seltsamer Widerspruch darin ist, wenn wir auf der einen Seite bemerken, daß auch das Schöne, das verkörperte Wesen selbst, weil es Erscheinung sein muß, nicht unsern elenden Bedürftigkeiten und Jammerlichkeiten entgehen kann, welches dem elenden Menschen eine fast böshafte Genugthuung gibt, indem er sich selbst damit vergleicht, und wenn doch zugleich eine edlere Freude in uns darüber erregt wird, daß auch das Schlechteste und das Gemeinste von dem Wesen und dessen Ausdruck durch die Schönheit nicht entblößt ist, sollte sich dasselbe auch auf eine etwas verzerrte Weise darin offenbaren. Beide Richtungen des Gemüths fallen aber da zusammen, wo sich dies Wechselverhältniß recht voll-

ständig findet, wodurch sich eine ganz behagliche Befriedigung erzeugt, indem wir uns zugleich ganz gemein und darin ganz schön fühlen ——— eine Lust, in welcher wir bei dem einzelnen Lächerlichen über das ganze Zeitliche und über uns selbst, weil Nichtiges und Wesentliches für uns Eins und Dasselbe wird, unerbittert über das Gemeine und sehr demüthig wegen des Edlen in uns, gemüthlich lachen. Dieses Lachen ist die zeitliche Gestalt, in welche verwandelt uns ein Theil der reinsten Seligkeit vom Himmel wie ein erfrischender Thau herabgesandt wird, der uns zugleich von dem Elend der Gemeinheit und von der ermüdenden Bemühung um das Höhere zum glücklichen Gleichgewichte der Schönheit aufrichtet.“

Karl Rosenkranz.

Karl Rosenkranz.

(Geb. 23. April 1805.)

Einer der feinsten und liebenswürdigsten ästhetischen Philosophen und philosophischen Aesthetiker der Gegenwart. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er Kants und Hegels Systeme reproducirend zu verallgemeinern, wenn auch nicht fortzubilden wußte. Er hielt sich streng innerhalb der von beiden gezogenen freihellen Grenzen, suchte dieselben fest und ihr umfassendes Gebiet rein und stet zu erhalten; dabei blieb er zwar in ihrer Fortbildung zurück, aber er erfüllte denn doch auch eine schöne und große Aufgabe, indem er die — für Tausende noch verschlossenen — Siegel der beiden großen Geister löste und dieselben fruchtbar und befreiend dem konkreten Leben vermittelte. Diesem Streben sind die meisten und umfangreichsten seiner Werke gewidmet. Ein noch viel populärer Verdienst erwarb sich Rosenkranz mit seinen „Vorlesungen über Goethe“; in eben so feiner, lichtvoller und geistreicher als liebenswürdiger und pietätvoller Art wurde er eigentlich da erst wahrhaft bedentamer Verkünder der reinen Goethelehre, und wenn auch dem Kritiker in seiner unbedingten Hingabe an den Unsterblichen vom Standpunkt der absoluten Objektivität aus, da oder dort vielleicht ein Vorwurf gemacht werden könnte: so wollen wir den Menschen wegen solcher Bewunderung um so mehr verehren, da wir im Stande der Gelehrten so wenige finden, die noch einer Begeisterung und Pietät fähig sind. Auf theologisch-philosophischem Gebiete suchte er in „Kritik der Schleiermacherschen Glaubens-

lehre" diese Lehre mit dem System Hegels geist- und liebevoll zu vermitteln. Im Fache der Literaturgeschichte arbeitete er den Literaturhistorikern der Gegenwart sehr bedeutsam vor mit seiner „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter“ und seinem „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie“. Auch der neuesten Poesie wandte er sich geist- und theilnahmsvoll, wenn auch oft mit allzu großer Strenge und doktrinären Einseitigkeit, zu, wie sein merkwürdiges Werk: „Ästhetik des Hässlichen“ bekundet. Sein neuestes Hauptwerk auf diesem Gebiete ist „Die Poesie und ihre Geschichte“, ausgezeichnet durch großartige und lichtvolle Gruppierung im Ganzen und sorgfältige Ausführung im Einzelnen.

Rosenkranz wurde am 23. April 1805 zu Magdeburg geboren, Sohn eines Beamten. In Berlin, Halle und Heidelberg studirte er Philosophie, Theologie, Geschichte und Literatur und erhielt schon 1831 eine außerordentliche Professur an der Universität zu Halle. Zwei Jahre später wurde er als ordentlicher Professor nach Königsberg berufen, wo er noch jetzt in höchstem Ansehen segensvoll wirkt und wo man 1858 sein 25jähriges Jubiläum unter allgemeinsten Theilnahme feierlich und herzlich beging. Unterbrochen wurde dieser lange Aufenthalt nur kurze Zeit, zuerst als er 1848 als vortragender Rath in das Kultusministerium nach Berlin berufen wurde, aber schon nach einem Jahre freiwillig in sein ihm so theueres Lehramt zurückkehrte; dann, als er 1849 von den Wahlbezirken Memel und Tilsit in die Preussische Kammer gewählt wurde, doch auch diese Berufung bald in die Hände seiner Wähler zurückgab. Auch als er als Abgeordneter der Königsberger Universität beim Kongress zur Universitätsreform in Berlin erschien und hier als Vorsitzender der zweiten Abtheilung gewählt wurde, fühlte er sich nicht in seinem eigentlichen Berufe und kehrte er dann mit erneu-tem Eifer zur Interpretation Hegels und zu seinem Katheder zurück. Es dürfte wenige Universitätslehrer geben, die sich so sehr zum liebevollen Führer der wissenschaftlichen Jugend eignen, als Karl Rosenkranz.

Fragmente

aus

„Die Poesie und ihre Geschichte.“

Ueber Poesie überhaupt.

Die Poesie in ihrem Verhältniß zu den übrigen Künsten.

Als eine Kunst hat die Poesie zu den übrigen Künsten ein bestimmtes Verhältniß. Alle Künste zusammen, als die freie Produktion des Schönen, machen unter sich eine organische Totalität, ein System aus. In demselben hat die Poesie einerseits die plastische, anderseits die musikalische Kunst zu ihrer Voraussetzung. Die plastische Kunst bildet im Raum durch die Materie für das Auge; die musikalische in der Zeit durch den Ton für das Ohr; die poetische in der Intelligenz selber durch das Wort für die Vorstellung. Die erstere wendet sich an die Anschauung, die zweite an die Empfindung, die dritte an die Reproduktion der Vorstellung. Insofern die Vorstellung die zum Bild erinnerte Anschauung ist, enthält die Poesie einerseits ein plastisches Element. Wenn aber Architektur, Skulptur und Malerei ihre Werke in der Außerlichkeit des materiellen Stoffs hervorbringen, so bildet die Poesie ihre Gestalten im Element des Geistes selber. Insofern anderseits das Wort die vom Geist hervorgebrachte Tonform der Vorstellung ist, enthält die Poesie ein musikalisches Moment. Macht jedoch die Musik den Ton als solchen zum Mittel ihrer Darstellung, so daß sie zu diesem Behuf auch eine Menge von Instrumenten hervorbringt, so bildet die Poesie durch das Wort Vorstellungen, die für den Geist einen bestimmten Inhalt, eine sich selbst erklärende Bedeutung haben. Durch die Natur ihres Mediums ist die Musik ebenso seelenvoll, das innerste Gemüth erschließend, als in dieser

Manifestation zugleich unbestimmt und mystisch. Diese Unbestimmtheit hebt die Sprache auf, indem sie den Ton mit der Klarheit der Vorstellung durchleuchtet. Die Form des Wortes drückt an sich schon eine Einheit des plastischen und musikalischen Elementes aus, denn der rein musikalische Vokal empfängt durch den Konsonanten eine plastische Haltung.

Alle Künste sind ihrer ästhetischen Würde nach einander koordinirt, aber der Poesie sind die übrigen Künste insofern subordinirt, als sie ihnen in der Geistigkeit des Mediums überlegen ist, denn ein höheres Darstellungsmittel als die Sprache existirt nicht. Die Musik selber erreicht daher ihre schönste Blüthe erst durch ihre Vereinigung mit der Poesie im Gesange. Zwar soll die Poesie wesentlich auch in ihrer Tonersehung vom Ohr genossen werden, allein sie kann auch stumm gelesen und innerlich recitirt werden, was sogar, sobald der Gebrauch der Schrift in eine Kultur eintritt, ihr gewöhnliches Schicksal wird. Weil sie ein Element der Vorstellung bildet, ist sie aber auch die mütterlichste aller Künste, die, welche den übrigen Stoffe zuführt, die von denselben in ihrem spezifischen Material ausgestattet werden, wie dies namentlich von der Skulptur, Malerei und Musik gilt. Wir nennen daher das, was in den Werken der Kunst wahrhaft schön ist und die Phantasie vorzugsweise anpricht, überhaupt poetisch. Selbst von Bauwerken sprechen wir so und sagen z. B. von einem regelrecht ausgeführten, aber nur den Verstand befriedigenden Bau, daß er ohne Poesie sei.

Als durch die Sprache sich darstellend, scheint die Poesie die leichteste aller Künste zu sein. Sie bedarf nicht solcher breiten, oft sehr kostspieligen Vermittelungen, als die übrigen Künste. Das Wort, die eigene That des Geistes, wird ja von ihm selber durch seinen eigenen Organismus zur äußern Erscheinung gebracht und fordert keinen weitem Apparat. Aber diese Wohltheilheit des Mediums darf man nicht mit der Leichtigkeit des Producirens verwechseln. Ist eine Sprache und Poesie erst gebildet, so ist ein Dichten in traditionellen Formen freilich nicht schwer. Tausende und tausende von Gedichten sind dann, ihren Urhebern oft unbekannt, nichts als Wiederholungen schon vorhandener Urkämpfungen. Aber ein solches Dichten, in welchem die Sprache für uns dichtet und denkt, ist eben nur ein Reproduciren, gerade wie auch in den bildenden und musikalischen Künsten, sind sie erst bis zu einem gewissen Grade entwickelt, ganz das Nämliche stattfindet. Im Gegentheil ist echte Poesie als die höchste mit Recht auch die schwerste aller Künste, welche die tiefste Bildung fordert und mit der Schwierigkeit zu kämpfen hat, ihren Ausdruck erst aus der allgemeinen Sprache als wirklich poetischen auszuscheiden. An der Gewöhnlichkeit und Unentbehrlichkeit ihres Mittels für alle gemeinen Beziehun-

gen des Lebens hat sie eine gefährliche Nachbarschaft, aus welcher sie immer nur durch eine gewisse Kritik mit Glück hervorgehen kann. In dieser Hinsicht sind die übrigen Künste entschieden im Vortheil gegen die Poesie. Aber die schwerste der Künste ist sie auch dadurch, daß ihr Inhalt als dem Reich der Vorstellung angehörig der allseitigste, in seiner Begrenzung unbestimmteste ist. Die Poesie kann sich daher bald in die Historie, bald in die Philosophie verlieren, eine Gefahr der Verbildung, welcher wiederum die übrigen Künste viel weniger ausgesetzt sind. Endlich fordert sie selbst für den Genuß als Reproduktion eine viel größere Anstrengung des Aufnehmenden.

In Ansehung der Sprache als des Mittels der poetischen Darstellung kommt die Einheit der Poesie mit der Prosa vorzüglich in der Rhetorik zum Vorschein, deren Gesetze und Formen, z. B. die Tropen, für beide gelten.

Die poetische Produktion.

Als Kunst theilt die Poesie mit den übrigen Künsten die allgemeinen Gesetze der künstlerischen Konzeption und Komposition, welche auseinanderzusetzen das Geschäft der Aesthetik im Begriff der Kunst überhaupt ist. Sie unterscheidet sich aber von den andern Künsten qualitativ durch ihr Mittel der Darstellung, durch die Sprache. Eben durch diese empfängt sie zugleich ein Verhältniß zu andern Produktionen, die sich ebenfalls durch die Sprache verwirklichen, und von denen sie sich also durch die eigenthümliche Art und Weise der Auffassung als des Ausdrucks absondern muß. Diese Produktionen sind die historische, die philosophische und die rhetorische, die im Allgemeinen das Gebiet der Prosa umfassen. Die Historie geht auf die objektive Treue, auf die Richtigkeit der Thatfachen, welche sie schildert; die Philosophie auf die absolute Gewißheit der Wahrheit der Idee; die Rhetorik auf die Ueberredung des Zuhörers zu einem gewissen Erfolge.

Was wir das Prosaische nennen, liegt in der Gebundenheit der Darstellung durch den bestimmten Zweck der Belehrung oder der Erregung. Die Poesie hingegen ist ein vom Zweck des befohlenen Erkennens oder Wollens freies Hervorbringen, das nur sich selber Zweck ist, sofern es die Idee in der Form absoluter Schönheit darstellen will. Mit der Historie theilt sie das naturwahre Erlassen der Erscheinungswelt. Wenn aber der Historiker sich dem Gegebenen zu unterwerfen hat, wenn er auch das Zufällige und die äußerliche Breite des Geschehens nicht umgehen darf, so muß der Poet das Geschehene nach der Nothwendigkeit und Wahr-

scheinlichkeit behandeln. Er muß sich dem Zufälligen und der empirischen Breite gegenüber mit einer Kritik benehmen, welche die wahren, inneren Wendepunkte des Geschehens und aus dem Besondern das allgemeine Menschliche hervorhebt. Insofern muß er, wie schon Aristoteles in seiner Poetik bemerkt, philosophischer verfahren, als der Historiker. Hierin liegt die Berechtigung des Dichters zur relativen Umbildung eines geschichtlichen Stoffes für seinen Zweck. Der Epiker und Dramatiker hat für diese Umbildung den Kanon an der Idee der Geschichte selber. Nur insofern darf er sie sich erlauben, als die tragische oder komische Entwicklung dadurch an Klarheit und Nachdruck gewinnt, denn ohnedem würde er die Geschichte nur verhinzen, wie schlechte Dichter dies auch wirklich mit ihrer ideenlosen Willkür thun. Der Dichter soll uns, was die Geschichte eigentlich gewollt hat, darstellen. In der empirischen Geschichte wird das Wesen eines Hergangs, eines Charakters oft durch Nebenumstände und äußerliche Verwicklungen verdunkelt; der Poet befreit das Geschehen von dieser Verhüllung seines Kerns.

Mit der Philosophie theilt daher die Poesie den Standpunkt der Idee. Alle wahre Poesie ist in diesem Betracht zugleich spekulativ. Wenn aber die Philosophie die Idee in der Form des Begriffs darstellt, so stellt die Poesie umgekehrt, hierin der Historie ähnlich, sie in der Form der Erscheinung dar. Die Philosophie ist deshalb der Poesie zwar, was den Gehalt angeht, am Nächsten verwandt, jedoch in Ansehung der Form ihr gerade entgegengesetzt, denn wenn jene das an und für sich Allgemeine in abstrakten entnünftlichen Bestimmungen beschreibt, so wendet sich die Poesie im Gegentheil einer Gestaltung zu, welche die unmittelbare Anschauung theils in direkter Nachahmung, theils in vermittelnder Verbildlichung vorzustellen strebt. In Zeitaltern, die in ihrer Bildung schon ganz von philosophischer Reflexion durchdrungen sind, kann sich daher der Poet gegen eine Verirrung in die philosophische Form nur dadurch schützen, daß er die Reflexion durch die Tiefe seiner Gedanken zu überwinden sucht, was natürlich nicht so zu verstehen ist, als ob er ein schulmäßiger Philosoph werden müßte. Shakespeare z. B. war ein tief-sinniger Zeitgenosse, allein er war kein Schüler Vaco's.

Mit der Beredsamkeit endlich theilt die Poesie die Freiheit in der Behandlung ihres Gegenstandes. Die Historie will durch Erfahrungsbeweise von der Wichtigkeit der Thatfachen, die Philosophie durch Klarheit der Begriffe von der Wahrheit der Ideen überzeugen, die Poesie will durch die Wahrheit der Idee in der Form konkreter Schönheit entzücken. Die Beredsamkeit wirkt theils auf unsern Verstand, theils auf unser Gemüth. Sie will uns theoretisch aufklären, aber auch praktisch bestimmen, und sie wird allerdings um so energischer sein, je mehr sie aus Ueberzeugung und je mehr sie in

schöner Form spricht. Durch Gefühl und Phantasie nähert sie sich der Poesie, unterscheidet sich jedoch von ihr theils durch das Prosaische ihrer Stoffe, theils durch den Effekt, auf welchen sie mit subjektiver Freiheit, aber mit Absichtlichkeit hinarbeitet. Der Beredsamkeit gestehen wir von vorn herein die Tendenz auf einen bestimmten Effekt zu; wir erwarten ihn von ihr; bei der Poesie bestimmt uns die Entdeckung der Absicht, sich unsers Pathos zu bemächtigen. Sie soll uns hinreißen, allein unsere gehobene Stimmung soll ein freies Resultat und die Beredsamkeit nur ein Mittel der Poesie bleiben. Nichts aber ist gewöhnlicher, als die Verwechslung des nur Rhetorischen mit dem Poetischen. Sie beherrscht ganze Epochen der Lyrik.

Das Schöpferische der poetischen Formthätigkeit, was sie von der Prosa unterscheidet, kann deshalb dahin bestimmt werden, daß es in der Individualisirung des Ausdrucks liege. Im Wesentlichen besteht dieselbe darin, daß das Allgemeine durch das Besondere, das Besondere durch das Einzelne dargestellt wird; eine versinnlichende Anschaulichkeit, welche erst dadurch wirklich schön wird, daß in ihr die Eigenthümlichkeit eines poetischen Genius erscheint, der, aller objektiven Treue in der Abspiegelung der Erscheinungswelt und aller absoluten Wahrheit in der Erfassung des Wesens der Dinge unbeschadet, die Darstellung mit einem ihm ausschließlich gebührenden Zuge durchbringt, in dessen ursprünglicher Kraft das Wunder des Dichtens liegt.

Der prosaische Styl richtet sich auf Bestimmtheit, Deutlichkeit und Verständigkeit, der poetische auf Erregung der Phantasie. Er ist daher im Allgemeinen bildlich. Unmittelbar ist er dies als abbildlicher, sofern er einen Gegenstand durch Hervorhebung charakteristischer Merkmale illustriert und ihn darin für die Anschauung des Auges oder des Ohres malt. Der poetische Styl kann diese Prädikate immer wieder erneuen, namentlich im Epos; für die Prosa würde eine solche Wiederholung prägnanter Bestimmungen ungeschickt, ja lächerlich sein, für die Poesie hingegen ist sie angemessen, weil sie die Vorstellung aus der mehr oder weniger unbestimmten Allgemeinheit in die Lebendigkeit besonderer Beziehungen versetzt. Daß der Himmel blau, die Sterne golden, das Gras grün, der Mund roth, der Donner rollend, das Schwert scharf sei u. s. w., ist an sich etwas Bekanntes, das ausdrücklich zu sagen völlig überflüssig ist. In der Poesie jedoch wird dieser Ueberfluß wesentlich, weil er den Gegenstand versinnlicht. — Von dieser unmittelbaren, ursprünglichen Abbildlichkeit ist die mittelbare Verbildlichung zu unterscheiden, die eigentlich in einer einseitigen oder auch wechselseitigen Uebertragung von Sinnlichem auf Sinnliches oder von Geistigem auf Sinnliches besteht und in man-

nigfaltigen Wendungen (Tropen) sich ausbreitet, die sowohl der Poetik als der Rhetorik angehören. Nicht gerade die verständige Deutlichkeit, nur die Individualisirung der Vorstellung, wird durch die Vergleichung gefördert, indem sie an etwas erinnert, welches in seiner Ganzheit Das ist, was an dem Verglichenen nur als ein vorübergehender Zustand oder als eine seiner Seiten existirt.

Der Stoff der Dichtung wird dem Dichter durch die Gelegenheit im weitesten Sinne des Wortes vermittelt, sei es, daß ihm die Zustände seiner Seele, sei es, daß ihm Selbsterlebnisse, sei es, daß ihm die Kämpfe seiner Zeit ein Material darbieten. Gelegenheit in dem engeren Sinn, daß ein Dichter, etwa um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, auf Bestellung bald dies, bald jenes Gedicht verfertigt, ist an sich freilich eine profane Beziehung. Sie kann aber als Auftrag doch eine bedeutende Anregung geben. In den bildenden und musikalischen Künsten ist sie als äußere Motivation vollkommen unanstößig, allein auch in der Poesie, die von solchen Veranlassungen unabhängiger ist, finden wir, daß selbst die größten Künstler, ein Pindar, Virgilius, Calderon u. a. sich durch sie bestimmen zu lassen, nicht verschmäht haben. Die Tendenzen einer Zeit sind als Gelegenheit an sich nichts poetisch Schlechtes. Verwerflich ist nur diejenige Tendenzpoesie, welche zu persönlichen Zwecken den Anschluß an eine Tendenz mißbraucht. Edle Tendenzen soll der Dichter durch seine Verherrlichung fördern, verkehrte, krankhafte und schlechte durch ihre Vergegenständlichung überwinden helfen. Die Dichter, die uns zum tiefern Bewußtsein unsers Lebens bringen, sind nicht nur große Lehrmeister, sie sind auch wahrhafte Priester des Menschengeschlechts. Die Gelegenheit gibt dem Dichter einen konkreten Anknüpfungspunkt, der schon einen substantiellen Kern enthält und vom Dichter leichter zum Ideal verklärt werden kann, als wenn er aus dem Drange der Idee überhaupt heraus sich die Brücke zur Wirklichkeit schlagen soll. Lyriker singen am Schönsten, was sie selber gefühlt haben; Epiker und Dramatiker schließen sich erfolgreicher der Mythe und Geschichte an, als wenn sie selber Stoffe erfinden. Es ist ein Mißverstand junger Dichter, in der Fiktion solcher Stoffe Originalität zu suchen.

Die Poesie kann nur durch die Sprache überhaupt sich darstellen. Sie kann also die Form der Prosa haben, allein sie wird dahin streben, von der Gewöhnlichkeit der Rede sich durch eine besondere Gestaltung des Wohlklangs zu unterscheiden, die sofort auch äußerlich ankündigt, daß der Inhalt nicht noch eine anderweite Beziehung habe, vielmehr sich selber der Zweck sei. Diese Abgeschlossenheit ist die metrische Organisation der Sprache, zu welcher sowohl der Rhythmus als der Klang das Mittel darbieten. Der Rhythmus beruht auf dem Unterschied der Länge und Kürze der

Syllben und ist insofern ein plastisches Prinzip, welches sich der monotonen Lärmlosigkeit durch Hebung und Senkung des Tones, durch wechselnde Abschnitte (Cäsuren) und durch den Verstandesaccent entzieht. Der Klang, ein musikalisches Prinzip, beruht auf der Gleichheit des Tons, die an sich unter verschiedenen Wörtern eine zufällige ist. Es kann scheinen, als wenn hiermit dem Inhalt der Poesie ein unnatürlicher Zwang angethan werden müßte. Allein die rhythmische Bewegung in einem bestimmten Metrum ist ja auch nicht pure Natürlichkeit, sondern wesentlich künstlich. Daß eine gewisse Anzahl von Längen und Kürzen sich einander gerade in dieser Weise folgen, macht auch einen gewissen Zwang nöthig, und Alles, was sich gegen die Künstlichkeit des Reimes sagen läßt, kann auch gegen den Rhythmus gesagt werden, der sich zu einem metrischen Organismus abschließt. Der Klang hebt, dem quantitativen Mechanismus der rhythmischen Versifikation gegenüber, den qualitativen Unterschied des Tons hervor. Geschieht dies im Vokal, so wird er *Assonanz*; im gleichen Anlaut, so wird er *Alliteration* (Stabreim); in der Einheit des Selbst- und Mitlauters, so wird er vollständiger Reim, der nun wiederum der männliche oder weibliche und der sogenannte gleitende sein kann.

Ueber die Entstehung des Reims hatte man früher sehr beschränkte Ansichten, welche durch die weitere Ausdehnung unserer Sprach- und Literaturkenntnis aufgehoben sind. Man reflektirte dafür früher zu sehr nur auf die Entwicklung der Romanischen Sprachen aus der Römischen und zog nur noch die Einwirkung des Arabischen hinein, während wir gegenwärtig durch die genauere Kenntniss auch der ältern orientalischen Literatur zu einer universellern Auffassung fähig geworden sind und den Reim auch im Chinesischen und Indischen in vollster Ueberschwenglichkeit gefunden haben.

Die Versifikation läßt die Dichtung als ein sich in sich selbst gliederndes Tongebilde erscheinen. Sie ist für die ästhetische Veranschaulichung des poetischen Kunstwerks unendlich wichtig, allein ihm doch nicht in dem Grade wesentlich, daß die Poesie nicht auch in der Form der Prosa sich darstellen könnte. Die sogenannte gebundene Rede allein vermag noch nicht, einen Gegenstand poetisch zu machen und es gibt zahllose Produkte in metrischer Form, namentlich in der lyrischen und didaktischen Poesie, die alles dichterischen Gehaltes haar sind. Weil die eigenthümliche, ideenvolle Anschauung das erste Erforderniß der poetischen Komposition ausmacht, so kann diese sich auch in der Freiheit der sogenannten ungebundenen Rede darstellen. Doch versteht sich, daß derselben die Euphonie nicht fehlen darf. Ihr Rhythmus wird sich von dem der historischen, philosophischen oder rhetorischen Prosa

noch immer als Ausdruck eines Kunstwerks unterscheiden und wird auch ohne metrische Individualisirung schon zu sein vermögen. Das Lustspiel und der Roman haben zur Prosa eine unmittelbare Wahlverwandtschaft, welche bei ihnen durch die Künstlichkeit der Verhältnisse bedingt ist, in denen sie sich durchschnittlich bewegen. Sehr begreiflich verliert sich aber die poetische Prosa oft in die wirkliche.

Die Dichtungsarten.

Die Poesie unterscheidet sich in verschiedene Formen, welche wir Dichtarten oder auch, in Rücksicht auf die in ihnen wieder enthaltenen Unterschiede, poetische Gattungen nennen. Diese Formen sind die lyrische, epische und dramatische Poesie. Nach der physiologischen Ableitung dieser Formen kann man wohl sagen, daß die Lyrik für die Empfindung, die Epik für die Anschauung, die Dramatik zugleich sowohl für die Anschauung als Empfindung darstelle, indessen ist diese Unterscheidung deshalb nicht ganz genau, weil das Element, in welchem die Poesie sich bewegt, in allen ihren Formen die Vorstellung ist. In diesem Element liegt auch der Grund, daß in der Poesie außer den reinen, entschiedenen Kunstformen noch viele andere unbestimmtere sich bilden.

Die wahrhaften, unzweideutigen Grundgestalten aller poetischen Produktion sind die Lyrik, Epik und Dramatik.

Die Lyrik stellt eine Empfindung als eine gegenwärtige dar. Das bloße Aussprechen irgend einer Empfindung kann freilich noch kein Gedicht entstehen lassen. Es muß vielmehr Das, was der Dichter fühlt, auch einen allgemeinen Werth ansprechen dürfen, wenn er auch mit seinem Gesange zunächst nur sich selbst befriedigen will, so daß, ob Andere darin den Ausdruck auch ihres Gefühls wieder erkennen, für ihn zufällig ist. Weil aber das Gefühl seiner Natur nach einfach ist, so kann der Lyriker nicht bloß bei dem direkten, etwa gar nur interjektionellen Ausstönen desselben stehen bleiben. — Um uns den Prozeß zu beschreiben, der in seiner Seele sich bewegt, wird er daher auch die äußere Vermittelung seines Gefühls sowie die Wirkung schildern, welche dasselbe in der Erscheinung seiner eigenen Persönlichkeit hervorbringt. Die äußere Vermittelung seines Zustandes enthält auch diesen selbst. Will ein Lyriker uns die Wonne malen, welche sein Herz beim Eintritt des Frühlings empfindet, so wird er nicht ermangeln, uns das aufsprießende Gras, die aus dem Gras hervorleuchtenden Blumen, die Blüthen der Bäume, das Singen der kleinen Vögel in ihren Zweigen u. s. f. zu schildern, denn in allen diesen objektiven Vermittelungen liegt die Spezifikation seines Wonnegefühls. Die äußere

Erscheinung aber des Dichters selbst ist als die Wirkung seines Gefühls, als der pathologische Reflexer desselben zu betrachten und in ihrer Beschreibung beschreibt also der Dichter auch die Besonderheit seines Empfindens. Sagt er uns, daß der Gram seine Haare gebleicht, seine Stirn mit Runzeln, seine Wangen mit Falten bedeckt, sein Auge mit Thränen gefüllt, seinen Gang schleichernd und gebückt gemacht habe; so ist diese objektive Erscheinung seines Gefühls das Mittel, es selber zu beschreiben, da es ja in der That aus seinem Inneren zu jenem Ausdruck sich entäußert hat. Die intensive Unendlichkeit seines subjektiven Zustandes kann uns der Dichter allerdings auch negativ darstellen, indem er uns versichert, daß er selbst kaum zu sagen vermöge, was ihm die Seele bewege. Allein zu sehr darf ihm sein Gefühl nicht unsagbar und geheimnißvoll bleiben; sonst würde er nichtsagend und langweilig werden. Als Lyriker muß er eben verstehen, den an sich subjektiven Prozeß des Empfindens in die objektive Form der Vorstellung umzusetzen.

Im subjektiven Ursprung der Lyrik liegt eine gewisse Weichheit, die es schwierig macht, ihre Unterschiede zu bestimmen. Man hat die lyrischen Produkte nach dem Begriff der Temperamente sondern wollen, allein das Sanguinische oder Cholerische, das Melancholische oder Phlegmatische, sind nur Charakterzüge der Dichter oder Färbungen einzelner Gedichte. Am meisten hat man sich an die Formen der antiken Poesie gehalten, weil der in so hohem Grade organische Entwicklungsengang der Griechischen Kunst ihre Formen vor andern als typische empfiehlt. Die Formen der Orientalischen wie der Romanischen Lyrik sind nicht in solchem Grade präcisirt. Dennoch zeigt die Aufnahme der Kasside und Ghasele, der Kanzone und des Sonetts in unsere Poetiken das Bedürfnis, über die antiken Formen hinaus eine allgemeinere Unterscheidung zu gewinnen. Eine solche kann aber, wenn sie auf einem festen Eintheilungsgrunde beruhen soll, nur in der Natur des Gefühls selbst liegen. Dies kann nämlich 1) in seiner Allgemeinheit als ein allgemeines; 2) in seiner Besonderheit als ein aus dem Allgemeinen hervorgehendes oder in dasselbe zurückgehendes partikuläres; 3) als ein individuelles existiren, welches die Allgemeinheit und Besonderheit zugleich in sich schließt. Mehr als diese drei Fälle lassen sich nicht denken. Wir können nun, die gebräuchlich gewordenen Ausdrücke der antiken Poesie beibehaltend, die Lyrik hiernach als die hymnische, die odische und die melische unterscheiden.

Die Epik stellt eine Begebenheit, aber als eine vergangene dar. Sie erzählt, was einst geschehen. Sie erzählt das Geschehene so, als ob es angeschaut werden sollte, malt das Bild desselben in seinen Einzelheiten und kann die Handelnden mit der ganzen Lebhaftigkeit vorführen, als ob sie gegenwärtig wären.

Allein die Anschauung, welche sie gibt, bleibt nur die innere der Vorstellung, wie sie durch das Wort ihren Ausdruck findet. Die epischen Dichter singen und sagen, was geschehen ist. Die Handelnden können als im Präsens sprechend aufgeführt werden, allein das Sprechen selber wird als ein vergangenes bezeichnet. Die Epik kann das Geschehene 1) unmittelbar als eine Begebenheit überhaupt, als eine zufällige Thatsache darstellen; 2) als ein nothwendiges, das, in seiner Vereinzelung als ein zufälliges erscheinend, doch im Wesentlichen durch die Nothwendigkeit der allgemeinen göttlich-menschlichen Mächte bestimmt ist; 3) als ein freies, aus dem eigenen Gemüth der Handelnden entspringendes und sich selbst das seiner Eigenthümlichkeit gemäße Schicksal erzeugendes, so daß hier die Nothwendigkeit des Schicksals zu einem Werke der Freiheit wird. Aus dem erstern Standpunkt resultirt die einfache Erzählung, die wir jetzt schlechtweg Novelle zu nennen pflegen, die wir aber in den Anfängen des Völklerlebens als Sage bezeichnen; aus dem zweiten Standpunkt ergibt sich das eigentliche Epos, welches den Kampf des Helden in der Breite seiner totalen Erscheinung schildert; aus dem dritten endlich der Roman, der uns auch in das Innere des Helden einführt und uns aus demselben das, was ihm äußerlich widerfährt, als eine Konsequenz seiner Individualität erkennen läßt.

Die Dramatik endlich stellt uns eine Handlung in dem Schein der vollwirklichen Unmittelbarkeit, in der Gegenwartigkeit ihres Geschehens dar. Sie ist also mit der Epik darin identisch, eine Handlung zu schildern. Wenn uns der Erzähler aber das Lokal, die Kleidung, die Mimik u. s. w. beschreiben muß, so macht der Dramatiker diese Elemente zu einer Voraussetzung, die für die Anschauung durch die theatrale Ausführung scheinbar als wirkliche Realität gesetzt wird. Wenn über dem Epos der mildernde Dufte der Vergangenheit schwebt, deren man sich erinnert, so treten im Drama die Handelnden mit der ganzen Schärfe ihrer lebendigen Persönlichkeit vor uns hin. Mit dem Lyriker ist der Dramatiker darin identisch, daß er die Handelnden ihre Zustände direkt aussprechen läßt, weil dieselben uns fortwährend in ihr Inneres blicken lassen und ihr Pathos, indem sie handeln, selbst beschreiben. Wenn aber der Lyriker einen Zustand isolirt und in der Entäußerung seines Affekts zur Bergegenständlichkeit des Wortes kühlt, so hat das dramatische Pathos nur im Fluß der Handlung seine relative Bedeutung und wird mit seiner beziehungsreichen Wirklichkeit ein Moment der totalen Handlung. Die Worte werden selber zu Thaten. Das epische und lyrische Element sind also im dramatischen aufgehoben und diese Integration ist der höchste Gipfel aller Kunst überhaupt, denn weiter kann sie

nicht gehen, als bis zur scheinbaren Rückkehr in die empirische Wirklichkeit und ein höheres Material kann sie auch nicht gewinnen, als den Menschen selber, der als Schauspieler das Organ der dramatischen Kunst wird.

Die Unterschiede in der besondern Gestaltung des Drama's sind an sich so mannigfaltig, als das wirkliche Leben selbst. Die ethisch-religiöse Weltordnung greift aber zu allen Zeiten bei allen Völkern kraft ihrer ewigen Gesetze durch alles menschliche Handeln auf gleiche Weise hindurch und die Pathologie des Gemüths ist nicht weniger immer und überall dieselbe, woraus sich erklärt, weshalb verhältnismäßig die dramatische Literatur der verschiedensten Zeiten und Völker für andere Zeiten und Völker doch die leicht verständlichste bleibt. Der innere Unterschied des Drama's wird immer der Gegensatz des Tragischen und Komischen sein, dessen Auseinandersetzung schon in den allgemeinen Begriff des Schönen fällt; ein Gegensatz, der auch schon der lyrischen und epischen Poesie angehört, aber erst in der dramatischen Dichtung zur absoluten Entschiedenheit sich steigert. Wie dieser Gegensatz in einer einzelnen konkreten Handlung angeschaut wird, hängt natürlich vorzugsweise von dem nationalen Standpunkt ab, aus welchem die individuelle Modalität des Handelns entspringt. In der Gestaltung des Drama's wird aber: 1) eine Form möglich sein, in welcher eine Handlung nur erst als ein Spiel der Verhältnisse aufgefaßt wird, worin Trauriges und Heiteres, Mührendes und Lächerliches überhaupt in buntem Wechsel sich verschlingen, so daß in ihr zwar auch vom Schicksal gesprochen wird, dies Wort aber nur erst ein anderer Ausdruck für den Zufall ist. Dies Drama kann man das elementare oder realistische nennen. 2) Von hier aus kann sich das Drama zur bestimmten Sonderung des Tragischen und Komischen fortbilden, so daß auf der einen Seite der Sieg der Nothwendigkeit über die Freiheit, auf der andern die Meisterhaftigkeit der Freiheit über die Nothwendigkeit zur Erscheinung gebracht wird. In der Tragödie opfert die Idee die Existenz auf, um sich in der Ewigkeit ihres Wesens zu erhalten. In der Komödie opfert sie scheinbar ihr Wesen, um ihre Existenz zu erhalten. Oder man kann auch sagen: in der Tragödie wird der Mensch frei nur durch die Nothwendigkeit, in der Komödie macht er sich frei von der Nothwendigkeit. Diese und ähnliche Formeln sollen den sittlich affirmativen oder negativen Charakter der Handlung bezeichnen. Allein 3) ist es auch möglich, daß der Mensch die unendliche Selbstgewißheit, aus welcher er handelt, als das Schicksal erfährt, welches er sich selbst erzeugt. Er erkennt seine eigene Freiheit als den Grund der Nothwendigkeit und erhält sich insofern, auch wenn er der letztern unterliegt, frei gegen sie. Diese Versöhnlichkeit

des Gemüths mit sich, die über alle äußere Entzweiung und Verwirrung wie über den Zwiespalt und die Unruhe der eigenen Brust selbstbewußt hingreift, wird das Prinzip eines Handelns, welches mitten im tragischen Verlauf episodisch auch in's Komische sich einzulassen die Ruhe und Heiterkeit besitzt, so wie es umgekehrt, vom Komischen zur tragischen Erschütterung überzugehen, die Offenheit für den Ernst des Lebens bewahrt. Diese Mischung des Tragischen und Komischen nennen wir jetzt im Deutschen Schauspiel, in den romanischen Sprachen Drama; Plautus im Prolog zu seinem Amphitruus nannte sie Tragikomödie. Dies romantische Drama ist etwas ganz Anderes, als die embryonische Unbestimmtheit des elementaren Drama's, welches ihm, von Außen her angesehen, scheinbar so ähnlich ist.

Vergleichen wir diese verschiedenen Formen der Dichtungsarten mit einander, so werden wir nicht zu verkennen vermögen, daß zwischen ihnen ein gewisser Parallelismus besteht, indem 1) die hymnische Lyrik, die einfache Erzählung und das elementare Drama; 2) die odische Lyrik, das heroische Epos und das ideale Drama; 3) die melische Lyrik, der Roman und das romantische Drama sich einander entsprechen.

Das Idyllische, Elegische und Satyrische in der Poesie.

Die idyllische Stimmung besteht in dem Behagen an einer sich selbst genügenden Beschränkung; die elegische in der Sehnsucht nach einem als Ideal vorgestellten vergangenen Zustande; die satyrische in der Beurtheilung eines gegebenen Zustandes, der mit einem andern verglichen korrupt gefunden wird. Jede Dichtungsart kann von der einen oder andern dieser Stimmungen durchdrungen sein und es ist eine irrige Auffassung, das Idyllische auf die epische Form als Idyll, das Elegische auf die lyrische Form als Elegie, das Satyrische auf die didaktische Form als Satyre ausschließlich zu beziehen.

Das didaktische Element.

Zur lyrischen, epischen und dramatischen Poesie wird gewöhnlich die didaktische als eine vierte Dichtungsart hinzugefügt. Wirklich nimmt dieselbe in der empirischen Geschichte der Poesie einen großen Raum ein. Allein sie ist keine reine, freie Gestaltung der poetischen Kunst, sondern nur eine poetische Formation von Vorstellungen und Gedanken, welche streng genommen der Historie oder der Philosophie angehören. Belehrung im Allgemeinen wird man aus aller Poesie

überhaupt entnehmen können: jede wird dem Erkennen irgend ein Interesse darzubieten im Stande sein. Die Poesie als solche aber kann sich die Belehrung nicht zum Zweck machen, sondern, daß sie belehrt, wird bei ihr ein sekundäres, nicht direkt beabsichtigtes Moment sein. Die Philosophie dagegen, wenn sie in einer Nation sich zu bilden beginnt, wird oft durch eine Stufe poetischer Gestaltung hindurchgehen, welcher der Enthusiasmus des jugendlich aufstrebenden Erkennens einen hohen Reiz verleiht und die schönsten Lehrgedichte hervorgebracht hat, die wir besitzen. Innerhalb der Lyrik, Epik und Dramatik werden mehr oder weniger überall auch Gedanken zum Vorschein kommen. Sprüche, sinnreiche Bilder, Räthsel, epigrammatische Sentenzen, Naturbeschreibungen, Allegorien, philosophische Reflexionen u. s. w. werden in allen Dichtarten eine richtige, treffende Stelle einnehmen können. Werden sie isolirt, so machen sie eben Das aus, was man Lehrpoesie nennt. Verständige Völker und Epochen, welche der Blüthe einer Nationalpoesie vorangehen oder ihr folgen, haben eine besondere Tendenz zur didaktischen Dichtung. Thiersage, Fabel, Parabel, deskriptive Gedichte, wie z. B. Virgils Georgica, gehören jedoch ihrem Grunde nach entschieden zur epischen Poesie. Die Allegorie aber ist an sich eine ganz allgemeine Kunstform, die auch in der Skulptur und Malerei, in der Epik und Dramatik möglich ist. Auch die Epistel pflegt man zur Didaktik zu rechnen, wiewohl manche Poetiken sie auch unter die Lyrik subsumiren. Sehr begreiflich, denn eine Epistel ist eben ein Brief und ein Brief ist etwas so Subjektives, daß gar Mancherlei darin stehen kann, so daß es unmöglich fällt, die epistolarische Form als eine poetisch selbständige anzuerkennen. Die sogenannten Heroiden vollends sind eine ganz abgeschmackte Erfindung, die in ihrer Willkür nicht nur David und Bathseba, sondern selbst Adam und Eva als die ersten illustren Personen der Weltgeschichte mit einander hat briefwechseln lassen.

Inkommensurable Gedichte.

Ein wahrhaft poetisches Kunstwerk wird durch die Entschiedenheit seines Inhalts sich auch für die eine der drei poetischen Grundformen entscheiden. Dennoch begegnen wir in der Geschichte der Poesie Werken, die sich nicht in eine derselben einordnen lassen, die aber auch nicht als Produkte der dichterisch eingeleiteten Reflexion zur Didaktik gezählt werden können. Die Unfügbarkeit, sie einer regelrechten Gattung einzuordnen, erscheint bei ihnen äußerlich in dem Streit darüber, indem sie nach einer Seite hin zu dieser, nach einer andern hin zu jener Gattung gezählt zu werden die Berechti-

gung darbieten. Solche Werke haben als Produkte der Kunstpoesie zugleich wieder den embryonischen Charakter von Werken der Naturpoesie. Sie erzeugen sich in Perioden der tiefsten Selbstbesinnung des menschlichen Geistes, in welchen ihn eine melancholische Skepsis durchdringt, die ihn Vergangenheit und Zukunft, Himmel und Erde, Gott und Mensch, in den finstlichsten, innigst empfundenen Gedanken zusammenfassen und in den kühnsten, erhabensten Bildern von visionärem Glanze ausdrücken läßt. Sie sind als Effulgurationen des geistigen Bildungsprozesses, indem sie über alle empirische Zerrissenheit des Gemüths zur intensivsten Vergewisserung des Ewigen sich durcharbeiten, den erhabensten Momenten menschlicher Kultur beizurechnen. Man kann daher von ihnen sagen, daß die Unendlichkeit ihres Inhalts sich bei ihnen durch das Hinausdrängen über alle Form in einer gewissen grandiosen Formlosigkeit darstelle. Weder Uniform noch Mißform kann man ihnen vorwerfen, aber der Ernst und die Tiefe ihres Gehalts bringt, bei der reichsten Phantasie und bei der höchsten Schönheit des Details, eine seltsame Mischung verschiedener Formen hervor, welche den absoluten Gesetzen der Kunst nicht entspricht und doch nicht häßlich wird, weil sie sowohl durch die Gediegenheit ihres Inhalts als durch die Originalität ihres Ausdrucks unwiderstehlich an sich fesselt. Man kann sie daher inkommensurabel nennen. Zu ihnen gehören z. B. Klopstocks Hesperien, Dantes Comedia, Schillers Glocke, Byrons Pilgerfahrt Harolds und ähnliche.

Die Natur- und Kunstpoesie.

Die Poesie überhaupt hat mit den übrigen Künsten auch das allgemeine Gesetz aller ästhetischen Entwicklung in der Abfolge der Stylperioden als des strengen, schönen und reizenden Stils gemein, unterscheidet sich aber von ihnen durch die Eigenthümlichkeit einer doppelten Existenz als Natur- und Kunstpoesie; eine Eigenthümlichkeit, die im Wesen der Sprache begründet liegt. Das ursprüngliche, emphatische Sprechen nämlich, durch welches der Mensch seine Anschauungen in die Form der Vorstellung und des Worts erhebt, hat selbst noch einen poetischen Charakter. Die Frische der primitiven Anschauung durchweht auch den anfänglichen Sprachausdruck mit produktivem, dichterischem Hauch. Poesie und Prosa, freie Schönheit und äußere Bedürftigkeit, sind auf diesem Standpunkt noch so wenig geschieden, als die besondern Arten der Dichtkunst. Dieser embryonische Zustand ist es, den wir mit dem Ausdruck Urpoesie oder Naturpoesie bezeichnen sollten. Rhythmus und Melodie brechen schon hervor, organisiren sich aber noch

wenig zu selbständigen Formen. Epische, lyrische und dramatische Elemente schwanen noch durcheinander. Ansätze zu echt künstlerischen Intentionen werden sichtbar, verlieren sich aber oft ebenso schnell, als sie aufstehen, weil die Kraft zu ihrer Durchführung noch fehlt.

Die Naturpoesie ist daher zwar von einem großen naiven Reiz, allein zugleich noch von großer stoffartiger Schwere und von großer formeller Unbehilflichkeit. Sie begnügt sich noch oft, Das, was sie vorstellen möchte, durch interjektionelle Laute, durch einen Refrain anzudeuten, oder auch als Ergänzung die Musik, den Tanz und die Pantomime heranzuziehen, nach welcher Seite hin sie auch die Intunabeln der dramatischen Poesie enthält. Die Lieder, welche sie singt, sind zwar Stimmen der Völker, allein das pathologische Interesse überwiegt in ihnen noch das ästhetische. Von dem poetischen Werth solcher Erstlingsdichtungen machte man sich früher eine übertriebene Vorstellung. Von diesem zu günstigen Vorurtheil sind wir aber zurückgekommen und verhehlen uns weder im Inhalt der Lieder eine gewisse Armuth, noch in der Form eine gewisse Rohheit. Da die Schönheit noch nicht mit Bewußtsein angestrebt wird, so bleibt sie zufällig. Auch sehen wir, daß die Lieder im Allgemeinen bei allen Naturvölkern sich ziemlich ähnlich sind, und daß sie mehr in dem Typus der Race, der sich darin ausdrückt, in lokalen und klimatischen Differenzen, als in der künstlerischen Behandlung sich unterscheiden. Talvj hat in ihrem: Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen (Leipz. 1840), im Eingang eine Anzahl solcher Lieder zusammengestellt. Es fehlt jedoch noch an einer besondern Sammlung, die nimmehr schon ein viel reicheres Material finden würde, als noch der Talvj zu Gebote stand und worin auch die Lieder derjenigen Völker nicht vergessen werden dürften, die in Amerika schon wieder theils von Spanischen, theils von Englischen Weisen mitbestimmt werden. Von letztern z. B. hat Moritz Busch in seinen: Wanderungen am Hudson und Mississippi 1854, dreizehn Lieder in deutscher Uebersetzung mitgetheilt. Die Reihenfolge einer solchen Sammlung würde sich wohl am zweckmäßigsten der von Klemm in seiner Kulturgeschichte beobachteten Gruppierung der Nationen anschließen, weil dieselbe das vollständigste, zuverlässigste und geordnetste Bild der uns bekannt gewordenen Naturvölker und daher den besten Kommentar zu den in den Liedern vorkommenden Eigenthümlichkeiten gibt.

Die Naturpoesie hebt sich zur Kunstpoesie auf, indem sie sich ihrer als Kunst und des Unterschiedes ihrer Formen bewußt wird. Mit diesem Bewußtsein beginnt die Poesie, sich ihre Produktionen zum Zweck zu machen und sich von der Prosa abzuscheiden. Gewöhnlich verbindet sie sich für den Anfang dieser Scheidung mit der

Ausübung der Musik. Die Dichter sind zugleich noch wirkliche Sänger und theils, um die mythische Tradition, theils um die Technik der Kunst zu überliefern, bilden sich Dichtschulen als Sängerschulen, epische sowohl als lyrische. Von den epischen Gesangschulen wird dem Gedächtniß eine besondere Kultur zugewendet, die eines außerordentlichen Umfangs mächtig ist. Daß man die Thatfache einer so umfassenden Erinnerung öfter bezweifelt hat, ist zu verwundern, da unter viel erschweren Bedingungen in unserer heutigen Europäischen Civilisation nicht wenige bekannt geworden sind, die ganze Stücke der Bibel, die ganze Virgilianische Aeneis, die Lucanische Pharsalia u. s. w. auswendig gewußt haben. Auch muß man erwähnen, daß die epischen Sänger keineswegs wörtlich recitirten und daß solche, welche den Zusammenhang eines ganzen Mythos als Diastemasten im Auge behielten, von den Rhapsoden sich unterschieden, die sich der Detailausbildung und dem Vortrag einzelner Theile des großen Ganzen widmeten.

Soll aber die Kunstpoesie sich wahrhaft begründen, so bedarf sie der Fixirung ihrer Produkte durch die Schrift, denn erst mit dieser wird eine sorgfältigere Ausarbeitung, eine ästhetische Feile; erst mit dieser eine Vergleichung der verschiedenen poetischen Formen und der verschiedenen Behandlungen eines Gegenstandes in derselben Form, eine Kritik; erst mit dieser eine Continuität der Entwicklung, eine Literatur möglich. Ohne die Schrift kann eine Nation den noch chaotischen Standpunkt der Naturpoesie nicht wirklich überwinden. Die Indischen und Hellenischen Epen sind zwar ohne die Schreibkunst entstanden, allein nicht ohne sie vollendet. Wolfram von Eschenbach konnte zwar nicht selber schreiben, allein er diktirte seinem Schreiber u. s. w.

Entwickelt sich eine nationale Poesie zur Kunstpoesie, so wird diese natürlich auch einen nationalen Charakter haben. Dauert neben ihr die halbunbewußte Naturpoesie in den untern Schichten und in dem Kinderleben der Nation fort, so nennen wir dieselbe heut zu Tage gewöhnlich Volkspoesie im engeren Sinn. Es ist jedoch möglich, daß die Kunstpoesie sich der Naturbasis gänzlich entfremde und sich in das üppige Spiel einer formellen Virtuosität vertiefe. Aber nicht nur zum Eigensinn eines aristokratischen Egoismus kann es kommen, sondern durch Vermittelung der Schrift wird es sogar möglich, daß die Aristokratie einer Nation sich in die Kunstpoesie eines fremden Volkes ganz hineinlebt und dieselbe nachahmt, während die Masse der Nation auf dem Standpunkt der Naturpoesie stehen bleibt, wie wir bei den Ungarn, Polen, Russen solche Verhältnisse finden.

Ihre feinste formale Ausbildung erwirbt die Kunstpoesie in der Regel als höfische, läuft aber dann auch mit der sich immer steig-

gernden Eleganz Gefahr, endlich allen substantiellen Gehalt einzubüßen. Es ist daher immer wünschenswerth, daß sie mit der Volkspoesie in Wechselwirkung bleibe, um sich aus der Kraft und Originalität derselben zu erfrischen. Das glücklichste Verhältniß ist unstreitig das, wenn die Kunstpoesie sich zur Blüthe der Volkspoesie, zur reinsten Vergeistigung des ursprünglichen Gehaltes der Naturdichtung einer Nation erhebt. In diesem Fall wird das Werk des Kunstdichters nicht bloß den Geschmack einer Aristokratie fesseln, sondern das Wunder einer allgemeinen Verständlichkeit darbieten und Allen im Volk erfreulich sein.

Die Geschichte der Poesie und ihre Eintheilung.

Die besondern Gattungen der Poesie erhalten ihre wirkliche Existenz nur als individuelle Gestaltungen innerhalb der Eigenthümlichkeit eines bestimmten Nationalgeistes und seiner Sprache. Hier erst gelangt die Lyrik, Epik und Dramatik zur konkreten Unterscheidung, so daß die Auffassung derselben von der Erkenntniß ihrer geschichtlichen Entwicklung nur unvollkommen getrennt werden kann. Nun leuchtet ein, daß der Gang der Poesie von dem Gange der Weltgeschichte überhaupt nicht verschieden sein kann, daß also die Eintheilung der Geschichte der Poesie wesentlich mit der der Weltgeschichte zusammen fallen muß. Es leuchtet aber deshalb auch ein, daß die Geschichte ein noch universelleres Prinzip der Eintheilung darbieten muß, als die Kunst. Dies Prinzip ist das religiöse. Das Bewußtsein des Menschen über sein Verhältniß zu Gott ist dasjenige, durch welches auch sein Verhalten zur Natur und zum Menschen bestimmt wird; ein Bewußtsein, welches sich einerseits in der Kunst, anderseits in der Wissenschaft eine besondere Gestaltung noch außerhalb des religiösen Gebietes gibt, mit ihnen aber im innigsten Zusammenhang steht. Nun zeigt uns die Erscheinung der Religion 1) die Gruppe der ethnischen Völker, die in ihrem Kultus von der Anschauung der Natur ausgehen und sich allmählig zur Vorstellung der Einheit, Güte und Weisheit Gottes erheben; 2) die Gruppe der theistischen Völker, die in ihrem Kultus von der Vorstellung des Einen allmächtigen Gottes ausgehen und von ihr in die Anschauung der Natur, als der Schöpfung, worin er sich offenbart, zurückgehen; 3) die Gruppe der christlichen Völker, die in ihrem Kultus von der Anschauung der Menschwerdung des Einen Gottes ausgehen und sich zum Begriff Gottes als des absoluten Geistes erheben.

Mit diesen Unterschieden ist zugleich ein Unterschied des ästhetischen Ideals verknüpft, der sich abstrakter Weise so ausdrücken läßt,

daß die ethnischen Völker die Schönheit, die theistischen die Weisheit und die christlichen die Freiheit in ihren Kunstwerken darzustellen bemüht sind.

Die Kunst im engeren Sinn erreicht daher auch nur innerhalb der ersten Gruppe ihre absolute Vollendung, nämlich bei den Griechen; bei der zweiten Gruppe bleibt die Kunst zu sehr unter dem Bedürfnis des religiösen Ideals stehen; bei der dritten endlich wird das Interesse des Geistes an seiner Freiheit so groß, daß der Ernst ihrer Nothwendigkeit sich die Poesie und Kunst überhaupt unterordnet. Die Vorstellung der Menschwerdung Gottes macht Ernst mit dem Anthropomorphismus der paganischen Götter, der nur ein Werk der Phantasie ist, aber auch Ernst mit der Sehnsucht des Theismus nach einer wesenhaften Vereinigung mit dem Einen Gotte. In der Universalität dieses Standpunktes liegt deshalb die Möglichkeit, die beiden ihm vorausgesetzten Standpunkte relativ zu reproduzieren und sich wie ihnen damit thatsächlich zu beweisen, daß er über beide hinausgegangen ist. Es liegt in ihm die Unendlichkeit einer weltfreien Versöhnung, die sich mit der Natur sowohl als mit der Geschichte in affirmativer Einheit weiß, indem sie doch zugleich in ihrer gottersfüllten Innigkeit über dem Prozeß des Werdens der einen wie der Entwicklung der andern erhaben ist. Das moderne, durch das Christenthum vermittelte Selbstbewußtsein stellt die objektive Realität der Freiheit, zu deren Begriff es gelangt ist, höher, als die Entzückungen der Phantasie, deren Werke auf den Vorstufen ihrer Bildung Coefficienten der Erlösung zu sein vermochten.

Von Seiten der Form kann man das ästhetische Ideal der ethnischen Völker als das naive; das der theistischen als das didaktische; und das der christlichen als das sentimentale bezeichnen, welchen letztern Ausdruck wir hier in dem von Schiller durch seine Abhandlung über die naive und sentimentale Dichtung bestimmten Sinne nehmen.

Es ist aber wohl zu erwägen, daß ein jeder Standpunkt innerhalb seiner Bestimmtheit zur Totalität strebt. Der naive schließt also nicht aus, sowohl in der didaktischen als sentimentalen überzugehen; der sentimentale nicht, sich naiv oder didaktisch zu verhalten. Es erzeugt sich hierdurch jene außerordentliche Mannigfaltigkeit, welche dem Kolorit der poetischen Werke einen so großen Reiz verleiht.

Soll nun aber dem Begriff der Geschichte genügt werden, so muß auch mit dem angedeuteten Zusammenhange dem chronologischen Verlauf nicht widersprochen werden. Hier ist jedoch zu erwägen, daß eine synchronistische nur nach Jahrhunderten verfahrenende Methode nicht ausreicht. Es ist ferner zu erwägen, daß der

theistische Standpunkt, indem er prinzipiell der höhere ist, sich historisch zugleich als Gegensatz des ethnischen entwickelt hat, so wie daß folgerichtig der christliche Standpunkt, weil er der tiefere ist, sich gegen den ethnischen nicht minder als gegen den theistischen negativ verhält. Chronologisch genommen wird daher die Poesie des Ethnizismus mit der des Theismus in einem innern, an sich kontrastierenden Parallelismus stehen. Die Poesie der christlichen Völker aber wird erst den ethnischen und theistischen Standpunkt in sich wiederholen müssen, bevor sie die Wahrheit ihres eigenen Standpunkts mit adäquater Selbstständigkeit darzustellen vermag.

Uebersichten wir nun 1) die Gruppe der ethnischen Völker, so gehören zu ihnen alle sogenannten Naturvölker, von den Kulturvölkern aber die Peruaner, Azteken, Chinesen, Japanesen, Hindus, Indochinesen, Parfen, Aegypten, Araber, Griechen, Römer, Slaven, Kelten und die alten Germanen; 2) zur Gruppe der theistischen Völker gehören die Hebräischen Stämme und diejenigen Nationen, welche den Islam als Prinzip in sich aufgenommen haben, die Araber, Perser und Türken; 3) zur Gruppe der christlichen die Byzantiner mit Einschluß der Russen, die Romanischen Nationen der Italiener, Spanier und Franzosen, endlich die germanischen Nationen der Engländer, Deutschen und Angloamerikaner.

Diese Folge ist zugleich die historische. In den Anfängen der Geschichte stehen die Völker noch schroff nebeneinander. Die chinesische Kultur z. B. hat sich fast ganz und gar unabhängig von jeder andern entwickelt. Im spätern Verlauf der Geschichte sehen wir aber den Bildungsprozeß durch verschiedene Nationen gleichzeitiger hindurchgreifen, wenn auch die bestimmteren Anregungen natürlich von einem besondern Volke auszugehen pflegen. Die Poesie wird immer mehr als Nationalpoesie zugleich Weltpoesie. Der wahre Dichter weiß schon, daß, was er zunächst zum Genuß seiner Nation hervorbringt, allmählig durch Uebersetzung allen Kulturvölkern werde angeeignet werden und bringt also auch schon mit diesem univervellen Bewußtsein hervor.

Die hier aufgestellte Gliederung der Geschichte der Poesie beruht auf einer philosophischen Untersuchung der Weltgeschichte, deren Resultate in Rosenkranz „System der Wissenschaft“ (1850), angegeben sind. Sie weicht von derjenigen ab, welche den Begriff des symbolischen, klassischen und romantischen Ideals zu Grunde legt. Nach dieser werden dem symbolischen Ideal die Orientalischen Völker zugetheilt; dem klassischen die Griechen und Römer; dem romantischen die christlichen, insbesondere die romanischen und germanischen Nationen. So sehr wir uns an diese Einteilung gewöhnt haben, so wenig wird sie auf die Länge hin bestehen können. Aus zwei Gründen hauptsächlich.

Der eine ist der, daß der Unterschied des symbolischen, klassischen (plastischen) und romantischen Ideals ein allgemeiner ästhetischer Begriff ist, der sich auf das Verhältniß von Form und Inhalt in der Weise bezieht, daß im Symbolischen die Form den Inhalt mehr oder weniger unvollkommen andeutet, daß im Klassischen der Inhalt in die Form schlechtthin aufgeht, daß im Romantischen die subjektive Unendlichkeit des Inhalts über die Form hinausstrebt und der letztern dadurch wieder, bei aller Klarheit, die sie besitzen kann, einen symbolischen Reflex gibt. Dies Verhältniß von Form und Inhalt kann aber innerhalb einer jeden nationalen Kunst sich entwickeln und fällt im Grunde mit dem Begriff des strengen, des schönen und des reizenden Styls zusammen. Es wird z. B. Niemand in Abrede stellen können, daß in der chinesischen Poesie die Lieber des Schifing einen symbolischen Charakter in der Einfachheit des strengen Styls; daß hingegen die Gedichte des Lufu einen klassischen Charakter im schönen Styl, und daß endlich die Dramen, die erst seit dem achten Jahrhundert n. Chr. sich entwickelten, einen romantischen Charakter im reizenden Styl darstellen. — Der andere Grund, der gegen die Anwendung jenes Begriffs für die Eintheilung der Kunstgeschichte erhoben werden muß, ist der, daß dieselbe zu wenig mit dem Gange der Geschichte zusammenfällt. Das symbolische Ideal soll das Orientalische sein. Orientalisch ist eigentlich ein geographischer Begriff, der richtiger tropisch genannt werden könnte. Es zeigen sich z. B. die größten Uebereinstimmungen Afrikanischer und Peruanisch-Azteklischer Kultur, die wesentlich auf der Eigenthümlichkeit der Tropenregion beruhen. Nun wird, dem Orientalischen zu Liebe, das Hebräische Volk immer in die Reihe der Völker aufgenommen, welche das symbolische Ideal ausgebildet haben sollen. Allein dies Volk, seiner Race nach ein Semitischer Stamm, ist ein Weltvolk, das ziemlich früh zu einem sehr verständigen Bewußtsein kam, für welches eine fast profanische Deutlichkeit Bedürfnis war, so daß es seine Gedanken zwar auch verbildlichte, allein über die Trübsheit des symbolischen Standpunktes, der noch nach einem treffenden Ausdruck sucht, weit hinausging. Dasselbe gilt von der Muhammedanischen Poesie. Die Hebräische und Muhammedanische Poesie haben ein pädagogisches Ideal; sie wollen den Menschen Weisheit lehren und gehen schon vom Gedanken aus. Den Muhammedanismus dem Hellenismus voranzustellen, indem man ihm dem Orientalismus integriert, ist schon chronologisch ein zu großes Mißverhältniß, weil er, außer am Zubethum, nicht weniger am Hellenismus eine Bedingung seiner Kultur hatte.

Hom er.

Der liturgischen Hymnen zunächst entwickelte sich in den sagenhaften Stämmen der Griechen die Epik, indem sich allmählig ein Zusammenhang der besondern Ueberlieferungen erzeugte, vorzüglich dadurch, daß sich hervorstechendere Begebenheiten zum Mittelpunkt machten, an welche die kleineren sich anlegen und sich den Hauptwendungen episodisch einfügen konnten. Wandersänger: Rhapsoden genannt, trugen die Geschichten umher. Der Hexameter wurde das bequeme und unendlich elastische Metrum für die Erzählung, deren Vortrag man mit der Kithara begleitete. Der Rhapsode hielt bei der Recitation einen Vorbeerzweig in der Hand, den er, wenn er aufhörte, dem folgenden übergab. Der Bildungsprozeß war ein ganz ähnlicher, als wir ihn schon einmal bei dem indischen Epos gesehen haben. Die Gegenstände, die als centralisirende Angelpunkte hervorragten, waren: 1) der Zug der Argonauten und 2) der trojanische Krieg.

Der Argonautenzug ist, als eine Meerfahrt, echt Griechisch. Es sind Helden, die ihn unternehmen. Vom fernen, goldreichen Kolchis gilt es, einen Wunderschatz unter vielen Gefahren, Zaubereien, Hindernissen zur Heimat zu bringen. Ohne die Liebe der Medea zu Jason aber würden die Helden ihr Ziel doch nicht erreicht haben. Orpheus selbst ist unter ihnen und besingt ihre Abenteuer, d. h. die ganze Sage und ihre erste epische Gestaltung ist vorhomersch gewesen, wenn wir jetzt auch nur spätere Darstellungen übrig haben. Die dem Orpheus zugeschriebenen Argonautika enthalten 1384 Hexameter.

Im Argonautenzug steht der Hirt voran; im Trojanischen Kriege ist es das Weib, welches als vornehmstes Motiv erscheint. In der Ilias ist es die schöne untrene Helena, in der Odyssee die würdevolle treue Penelope, um welche der Kampf entbrennt. Dort ist es nur eine Gesellschaft von Helden, die eine gemeinsame Expedition unternimmt, hier sind es Völker, die gegen einander in den Kampf ziehen. Der Trojanische Krieg ist das Vorspiel aller Kämpfe zwischen dem Orient und Occident. Es konnte nicht fehlen, daß ein solcher Kampf in seiner langen Dauer und in seinen tief eingreifenden Folgen das Interesse aller griechischen Stämme erregte und eine große Menge von Sagen hervorrief. In der Struktur derselben mußte sich sehr natürlich eine Doppelrichtung erzeugen, einmal die Schilderung der Heldenkämpfe vor Troja selber: die Akriseia, und sodann die Schilderung der Abenteuer der Helden auf ihrer Rückfahrt von Troja in die Heimat: der Nostos.

Eine Menge von Rhapsoden beschäftigte sich mit der Erzählung derselben, hochgeehrt von dem gern lauschenden Volke, wie Pheuios und Demodokos. Aber das Epos bedarf einer langen Dauer, sich zu läutern und erst im neunten oder zehnten Jahrhundert v. Chr. gewann dasselbe diejenige Gestalt, welche wir die Homerische nennen. Ob der Name Homeros nach der Mundart der Kymäer im alten Ionischen blind heißt, weil der Sänger blind war, ob er, als Kompositum von *homo* und *agew*, der Zusammenfüger bedeutet, hierin also an *Opasa* im Indischen erinnern würde, weil er die Gesänge einzelner Rhapsoden zusammenfügte, läßt sich nicht mehr ermitteln. Daß auf der Insel Chios eine Sängerkunft der Homeriden gelebt hat, die sich mit der Epik des Troischen Krieges vorzüglich beschäftigte und nach welcher später auch andere nicht zu ihr gehörige Rhapsoden den Namen von Homeriden bekamen, scheint glaubhaft. Wir besitzen als Homerisch noch zwei Gedichte, die *Ilias* und die *Odyssee*, die als wahrhafte organische Kunstwerke aus der Sage zwar das Material, nicht aber die Vollendung der Form entnehmen konnten, welche sich in der Auswahl und Anordnung der Begebenheiten, so wie in der Harmonie und Klarheit der anmutvollen Sprache zeigt. Ohne das Genie eines Einzelnen ist ein solches Maß der Behandlung eben so wenig denkbar, als ein solches Genie ohne ein geniales Volk, in dessen Munde die Sage lebendig umläuft. Für die Alten war im Homer alle Kunst als unerreichbares Urbild beschlossen. Er galt ihnen als der Dichter schlechthin. *Ilias* und *Odyssee* sind und bleiben aber auch jetzt noch das absolute poetische Kunstwerk.

Der Name *Ilias* scheint zu viel zu bezeichnen, wenn man den eigentlichen Inhalt dieser *Kriseia* erwägt. Sie erzählt, wie Achilleus, erzürnt durch Agamemnon, sich vom Kampf mit seinen Myrmidonen zurückzieht und die Achäer allmählig durch den Troischen Hektor in die äußerste Gefahr gerathen. In dieser erlaubt der Sohn der *Thetis* endlich seinem Freunde Patroklos, in seiner Rüstung zu streiten. Aber Hektor tödtet auch den Patroklos. Nun ergreimt der Löwe Achilleus, stürmt auf zum Kampfe, den Freund zu rächen, tödtet den Hektor, schleift seinen Leichnam um *Ilions* Mauern, gibt denselben jedoch an den greisen Vater Priamos zurück, der ihn darum anflehet, und veranstaltet dem Patroklos eine glänzende Leichenfeier. Demnach sollte das Gedicht eher den Namen einer *Achilleis* tragen. Bei näherer Uebersetzung erkennen wir aber, daß der Name *Ilias* in so fern doch nicht unpassend ist, weil durch den Tod Hektors das Geschick *Ilions* sich entscheidet. Die große Kunst des Dichters zeigt sich eben darin, daß er uns nicht den ganzen Krieg in der Breite aller seiner Wendungen und in dem Detail aller seiner Kämpfe vorführt, sondern daß er den je-

nigen Moment heraushebt, der im letzten Jahr der Belagerung Troja's den Fall desselben vorbereitet. Diese dramatische Konzentration des gesamten Stoffs ist bewundernswürdig. Sie gibt Gelegenheit, alle bedeutenden Helden von der einen und andern Seite zu schildern. Sie entfaltet einen unendlichen Reichthum der verschiedensten Kampfgemälde und der mannigfaltigsten Situationen, die sich daran anschließen. Von dem Herrscher der Völker Agamemnon an bis zum bissigen, schätzigten *Thersites* herunter stellt sich uns eine Gallerie von Charakteren auf, in denen wir die plastischen Repräsentanten der vornehmsten Richtungen der menschlichen Natur erblicken. Aber die Einheit der Handlung hält die unendliche Fülle so in sich beschloßen, daß eine sich immer steigende Spannung von Gesang zu Gesang unsere Theilnahme festhält. Der heroische Jüngling macht den Mittelpunkt des Ganzen aus. Es ist daher nicht die Liebe, die in dieser *Kriseia* als Motiv vorantritt. Die Wegnahme der *Briseis* kränkt nicht das Herz des Achilleus, sondern sie verwundet sein Ehrgefühl. Zur Wiederaufnahme des Kampfs entschließt er sich, weil sein Freund getödtet worden. Freundschaft ist es also, die seine Seele am Tiefsten bewegt. Er rächt das Blut des Fremdes an dessen edlem Mörder und kann sich in der wilden Freude des Triumphes kaum ersättigen.

Ganz anders die *Odyssee* oder der *Nostos*. Er breitet sich aus in die unendliche Ferne der Welt bis zu den Barbaren, bis an den Rand des *Okeanos* und bis zum Eingang in die traurigen *Nepheles* des *Hades*, wo die ohnmächtigen Schatten umherirren, auch der Schatten des schnellfüßigen Achilleus, der sich lieber der Knecht des geringsten Akerers, als König unter den Schatten zu sein wünscht. Aber diese Fülle der Weltwunder, denen der göttliche Dulder *Odysseus* vorüberzieht, ist auch in diesem Gedicht in eine so kunstreiche Einheit zusammengefaßt, daß sie nach jeder Betrachtung wieder an Schönheit und Reiz für uns gewinnt. Der Inhalt dieses Epos ist höchst einfach. Ein griechischer Fürst wird auf der Rückfahrt von Troja zehn Jahr hindurch auf dem Meere durch den Zorn des Poseidon umhergeworfen, bis er endlich im zehnten Jahr seine Heimat wieder erreicht und dort die Freier tödtet, die mit trotzigem Uebermuth seine Gattin und seinen Sohn bedrängt und seine Habe aufgezehrt haben. Allein auch hier sehen wir den großen Dichter die Erzählung sogleich im zehnten Jahr beginnen und die Begebenheiten der früheren Zeit episodisch einschleichen. Immer haben wir einen festen Punkt, das *Gilend Ithaka*, vor uns, dessen Rauch von Ferne aufsteigen zu sehen *Odysseus* sich sehnt. Die Steigerung der Spannung ist in der *Odyssee* eben deshalb viel größer, weil die Retardationen größere sind und

die Entwicklung noch dramatischer, weil sie in einen Kampf ausläuft und zwar in einen Kampf des Einzelnen mit der Menge der Freier. — Von dem bunten Panorama der Fremde, in welchem Odysseus umirrt, blicken wir immer in die Behausung desselben daheim, wo die sittige Penelopeia und der verständige Telemachos des Vaters und Vaters Jahr auf Jahr mit Treue und Ungeduld warten. Statt der krieglustigen Völker, die in der Ilias auftreten, ist es also die Familie, die hier den Hintergrund ausmacht; statt des leidenschaftlichen Jünglings erscheint der Mann, dessen listenreiche Besonnenheit in allem Wechsel das Eine Ziel, die Rückkehr zu den lieben Seinen, unverrückt im Auge behält und den selbst die Schönheit der göttlichen Nymphe Kalypso nicht zu trösten vermag, bis sie ihm ein Floß zu bauen gestattet, das aber Poseidon wiederum zerschellt. So kommt er zu den wohllebigen Phäaken, die ihn endlich nach Ithaka bringen. Aus tiefem Schlaf erwachend, steigt er an's Land, ohne zu wissen, daß er den heimathlichen Boden betritt. Erst allmählig erkennt er sein Ithaka! Welch ein Meisterzug! Und er, der Herr und König, tritt nun zunächst unerkant, als Bettler, in seinen Palast, ein Gegenstand des Spottes der übermüthigen Freier, bis die Katastrophe beginnt, wo er, den Pfeil durch die Arterien schnellend, als ihr Sieger daselbst und nun alle dahin mordet. Auf der einen Seite dieses Kampfes liegt die märchenhafte Weltweite mit ihren Nymphen, Kiklophen, Sirenen, Prachtgärten, Gefahren, Todtengesprächen, auf der andern die Idylle der traulichen Heimat, das Entzücken des Wiedersehens, der Genuß der treuen Liebe, die Freude am überstandenen Mährsal. Die Alten zogen die Ilias vor, uns Modernen sagt die Odyssee mehr zu. Es gibt kein Gedicht, das ihr gleich käme.

Ilias und Odyssee sind aus der epischen Tradition als ihrer Grundlage erwachsen, aber als Gedicht das Werk eines Genies, denn aus einem bloßen Erzählen und Wiedererzählen der Sage würde nimmermehr eine solche künstlerische Nothwendigkeit entsprungen sein, als diese Epen sie zeigen. Auch durchdringt beide dieselbe Heiterkeit, deren Grazie sogar das Tragische überwiegt; dieselbe Vollständigkeit der menschlichen Natur; dasselbe Gleichgewicht von Kraft und Anmuth; dieselbe freiere Menschlichkeit und sittliche Tiefe. Die Sprache hat überall dieselbe veranschaulichende Ausführlichkeit, eine gewisse farbenfatte Behandlung, eine ideale, gleichmäßig waltende Ruhe, eine individualisirende Breite. In der Malerei ihres Ausdrucks ist sie unübertroffen. Die Prädikate, mit welchen Homer etwas beschreibt, sind in ihrer Einfachheit unendlich bezeichnend, wie der hochberdonnernde Zeus, das umufernde Meer, das grünbefräunte Thal, die männermordende Lanze u. s. w. Sein Hexameter aber hat eine unbegrenzte musikalische Elasticität.

Die Natur selbst, meinte Aristoteles, habe dies Metrum gelehrt; es habe die größte Beharrlichkeit, die vollkommenste Gleichmäßigkeit und den stärksten Schwung.

Wie nun diese Heldengedichte ihre jetzige Gestaltung erlangt haben, ist dunkel. Auf den Küsten und Inseln Kleinasien sollen sie zuerst gesungen sein. Im neunten Jahrhundert soll Pyrgos mehrere Stücke, die er auf seinen Reisen gehört hatte, im Gedächtniß mit nach Haus gebracht haben. Zu Solons Zeit waren sie in Athen bekannt. Er soll darauf gedrungen haben, die der Zeit und dem Inhalt nach nächsten Rhapsodien auch nacheinander, *ἐξ ἀποβολῆς* oder *ἐξ ἀποκρίσεως* zu singen. Pisistratos und seine Söhne, besonders Hipparchos, sammelten die noch vorhandenen Rhapsodien, ließen sie aufzeichnen und durch kundige Männer aneinanderreihen. Diese, welche die Ordnung des Zusammenhangs aufsuchten, galten für die ersten Diastekasten des Ganzen und müssen von den spätern Kritikern, den Chorizonten, unterschieden werden, welche das Gesammelte genauer untersuchten und nicht selten wieder trennten. Man hatte endlich 8 verschiedene Recensionen der Homerischen Gesänge, von welchen 2 nach ihren Verfassern, 6 nach Städten und Ländern benannt wurden. Die beiden ersten sind die des Antimachos (um 400 v. Chr.) von Kolophon und die des Aristoteles. Ein fester Homerischer Text bildete sich erst im Alexandrinischen Zeitalter. Der eine der Alexandrinischen Kritiker, Aristarchos aus Samothrace (170 v. Chr.), hat wahrscheinlich auch die Abtheilung der Gedichte in 24 Gesängen gemacht.

Horaz.

Würdig steht neben Virgilius sein Freund Q. Horatius Flaccus (65—8 v. Chr.) aus Venusia. Unter den Augen seines Vaters in Rom erzogen, zu Athen ausgebildet, Theilnehmer an der Schlacht bei Philippi, bald dem Mäcenat empfohlen und durch ihn mit den edelsten und mächtigsten Männern seiner Zeit verbunden, lebte er doch weniger im Rausch der städtischen Geselligkeit, als im behaglichen Aufenthalt seiner Sabinischen Villa bei Tibur. Seinen Ruf begründete er durch die Satyre: Sermonum Libri II. Ihn folgten die Epoden nach dem Archilochos; diesen drei Bücher Oden, zu denen er später eine vierte Sammlung nebst dem Carmen saeculare gesellte, ein Hymnus auf den Apollo und die Artemis, den er auf Verlangen des Augustus 17 v. Chr. zur Säcularfeier verfasste. In voller Kraft dichtete er die Epistel an die Piso-

nen, die sogenannte ars poetica, worin er die faden Dichterlinge züchtigte, das Wesen und die Formen der Poesie mit großer Einsicht darlegte und der neuen Kunstschule ihr Ziel in summarischen Lehren und Rathschlägen vorzeichnete. Zuletzt gab er noch zwei Bücher Episteln, ein ebenso gemüthliches als durchdachtes Handbuch der Lebensweisheit mit Einmischung literarischer Erörterungen. Der Adel Römischen Bürgersinns, der sich in Horaz mit selbstbewußter Kraft und Würde anspricht, durchdringt seine lyrischen Gedichte mit eigenthümlicher Innigkeit, wenn sie auch in der Form die glückliche Einheit ihrer Griechischen Vorbilder öfter vermissen lassen. Vollkommen selbständig erscheint er in der satyrischen Sittenschilderung. Seine Sermonen und Episteln geben uns die geistreichsten Bilder der gesellschaftlichen Verhältnisse des damaligen Roms; sie sind eben so anschaulich im Ausdruck, als frei und treffend im Urtheil. Die heitere und feingebildete Ironie des vielerfahrenen Weltmannes hat diesen Dichtungen für alle Zeiten ein unvergängliches Interesse verliehen. Nicht die erotischen Oden, in denen der Römer, mit den Hellenen verglichen, steif oder derb auftritt, sondern die patriotische Begeisterung und die Kritik der entarteten Gesellschaft von einem aufgeklärten, wahrhaft humanen Standpunkt aus haben den Horaz seit jeher zum Lieblingsdichter edler und gebildeter Menschen gemacht. Mit Recht hat man den Homer und Horaz als die sich ergänzenden Gegenätze aufgefaßt. Homer, der Dichter der schönen Natur, hat die bürgerliche Gesellschaft und ihre Korruption noch vor sich; Horaz, der Dichter des Staats und der Gesellschaft, hat die Natur hinter sich und erhebt sich über die schon grassirende Korruption durch eine Bildung, welche wieder Natur zu werden strebt. Homer ist in seiner allschauenden Phantasie universell, Horaz in seiner Kombination des Nächsten mit dem Entlegensten kosmopolitisch. Die Römischen Adler, die an den Grenzen der Parther und der Numidier, wie der Scythen und Geten flattern, sind der beständige Hintergrund seiner umschwärmenden Reflexion. Virgil und Horaz sind der Mittelpunkt der Römischen Poesie und Horaz noch mehr, als Virgil.

Das hohe Lied Salomons und Hiob.

Von der erotischen Lyrik der Palästinenischen Epoche haben wir nur einen kleinen Cyclus von Liedern erhalten, die unter dem Namen des Liedes der Lieder: *šir hašširim*, oder des hohen Liedes, später in den alttestamentlichen Kanon aufgenommen wurden.

Sie enthalten Wechselgefänge zwischen einer Winzerin, einem Hirten und Salomo, die ebenso glühend sind, wie sonst der religiöse Affekt. Schelomo will die sonnegebräunte Schöne in sein Harem entführen und sie, unterstützt von ihren habfüchtigen Brüdern, zu seiner Favoritsultanin erkiesen. Er hat die reizende Sulamith im Vorüberfahren bei ihrem Weinberge bemerkt, sie in seinen Wagen genommen und von Engedi nach Jerusalem gebracht, wo die Frauen seines Harems ihre Schönheit bewundern und Schelomo mit dringender Liebeswerbung sie bestürmt. Indem sie verschämt in dieser Herrlichkeit des Hoflebens sich ihm anfänglich anschmiegt, erwacht ihre Liebe zu ihrem Hirten um so stärker. Sie fühlt nun erst, wie innig ihre Treue ist, erklärt den Haremsfrauen, daß sie keine Tänzerin sei, die ihre Reize im Tanze zur Schau stelle und verfunkt in träumerische Erinnerungen an ihr früheres Liebesglück. Schelomo muß sie wieder entlassen und sie kehrt nach Engedi zurück, zu jenem blühenden Apfelbaum, unter welchem sie zuerst ihren Hirten gefunden, denn die Liebe ist stark wie der Tod und fest wie der Schmel und alle Wasser löschen nicht ihre Flammen.

Dieser Verlauf hat eine dramatische Anlage. Eine fortleitende Erzählung fehlt. Die Sulamith selber ist es, welche in den dithyrambischen Ergüssen einer ekstatischen Erinnerung die Hauptmomente ihrer Liebe erwähnt. Den übrigen Zusammenhang muß man aus den Wechselreden errathen, die oft sehr fragmentarisch sind. Daher ist es möglich gewesen, in dem Hirten den König Schelomo selber zu sehen, was aber irrig ist und zu dem Schluß des Ganzen, zur Verherrlichung der Treue in der Liebe, nicht stimmen würde. Auch der Kontrast zwischen der unschuldigen Süßigkeit der ländlichen Liebe und dem raffinierten Prunk des höfischen Harems, zwischen der Unschuld der schönen Sulamithin und der Koketterie der in den Künsten der Wollust erfahrenen Haremsweiber, würde dann seine unvergleichliche Wirkung einbüßen. Die Sprache der Liebenden ist nach ihrer Stellung vortrefflich nuancirt. Sulamith, die Hüterin des Weinbergs, nimmt ihre Bilder vorzugsweise vom Garten her, wo die Reben Knospen ansetzen, wo die Rosen duften, die Granaten hervorbrechen; der Hirt von seiner Lämmerherde und den Rehen des Waldes; am Hof aber nehmen die Haremsfrauen vom Libanon, vom Karmel, von den Teichen von Hesbon, von einem elkenbeimernen Thurm, von Weinpöfalen u. s. f. durcheinander die Bilder her, um begreiflich zu machen, daß Sulamith die schönste sei und daß in den Purpurneuen solcher Locken sich wohl ein König habe fangen können. Die Färbung des Ausdrucks ist die frischeste Sinnlichkeit und das Ganze von einer frühlingwarmen Ueppigkeit durchströmt, die sich mit tropischer Heftigkeit dem Genuß hingibt.

Mit Recht ist dies Lied der Lieder der Sitagovinda des Jagadeva

verglichen worden. Die Analogie ist zu schlagend, um übersehen werden zu können, wobei es sich jedoch von selbst versteht, daß der Indische Dichter von seinem Hebräischen, in das Salomonische Zeitalter oder bald nachher fallenden Vorgänger keine Ahnung gehabt hat. Eben diese Analogie zeigt uns aber auch, daß die dialogische Form und ein loser romanhafter Zusammenhang noch nicht ausreicht, eine solche wesentlich lyrische Komposition als ein Drama zu betrachten, zu welchem eine wirkliche Handlung erforderlich wäre. Es müßte der Hirt als Salomo's Nebenbuhler doch auch irgendwie etwas thun, seine Geliebte nicht zu verlieren. Ein Dramatiker z. B. hätte nicht unterlassen, die Scene auszuführen, in welcher der Liebende an das Fenster der Geliebten pocht, sie ihm zwar öffnet, er aber ungeduldig, bevor dies geschieht, schon wieder fortgegangen ist, sie nun aufsteht, ihn zu suchen, Nachts in den Straßen umhert und, von den Wächtern gefangen genommen, sich gegen die Frauen Jerusalems mit dem Preise der Schönheit ihres Geliebten verteidigt. Sie selbst erzählt dies Begegniß nur als Erinnerung und verhehlt nicht, wie die Wächter ihr Wunden geschlagen und ihr den Schleier fortgerissen hatten. Lyrik wie Epik können das Wechselgespräch aufnehmen, ohne dadurch dramatisch zu werden. Auch in den Eddensliedern, in den Kämpferliedern, herrscht ja der Dialog, ohne daß sie aufhörten, einen epischen Charakter zu haben. Die ungemeine descriptive Kraft des hohen Liedes, die uns den palmenähnlichen Busen, den traubengleichen Busen und die sternentlaren Augen der Schönen malt, ist doch zuletzt wieder in das lyrische Feuer getaucht, das in jedem Verse dieser leidenschaftlichen Dichtung brennt. Zwischen der Gitagovinda und ihr ist aber vor allen Dingen der Unterschied, daß Nadha von einem Gotte geliebt wird, der nur die Maske eines Hirten vorgenommen hat, Sulamith dagegen einen wirklichen Hirten liebt; daß Govinda ohne Nebenbuhler ist, während der arme Hirt einen König zum Rivalen hat, der von dem Pomp einer Leibwache umgeben auftritt, in einem gold- und purpurgeschmückten Wagen einherfährt und der Geliebten Perlen und Ketten zum Schmuck bietet; daß Nadha schlüchtern sich suchen läßt, die Sulamith aber, vom Affekt hingerissen, sogar Nachts das Lager verläßt, den Geliebten ihrer Seele zu finden, nach dessen Küssen sie schmachtet. — Daß man das hohe Lied, wie die Gitagovinda, ebenfalls durch eine theologische Mystifikation aus dem Natürlichen in's Uebernatürliche, aus dem Realismus einer unbefangenen Liebe in den Idealismus einer supranaturalen Verhimmelung hat umdeuten wollen, ist bekannt. Es bedarf aber solcher Künstelei nicht, da echte Liebe, die sich in der Festigkeit der Treue bewährt, in der That der schönste Supranaturalismus selber ist.

Es liegt im Wesen des Hebräischen Theismus, die Formschönheit der Bedeutung unterzuordnen. Die Lyrik wird bei ihm immer didaktisch, die Didaktik lyrisch. Die Gattungen der Poesie arbeiten sich deshalb bei ihm nicht zu jener Bestimmtheit heraus, die wir im Indischen und im Griechischen getroffen haben. Am reinsten hebt sich der Hymnus bei ihm hervor. Ein Epos aber und ein Drama konnte er nicht erzeugen. Das epische Element ging bei ihm stets in die Historie über, wie das erste Buch des Pentateuch, das Buch der Richter und die Samuelische Chronik zeigen, in denen Sagen erzählt werden, die sehr leicht bei einem andern Volke episch sich hätten ausbilden können, hier aber die dichterische Darstellung im Interesse der geschichtlichen Wahrheit vermeiden. Das dramatische Element aber gelangte ebenfalls zu keiner Selbstständigkeit, weil das Grundverhältniß der Theokratie eigentlich dramatische Kollisionen unmöglich machte. Die Ironie, mit welcher im Koheleth der Weltlauf genommen wird, hätte ein komisches Pathos begründen können, bleibt aber in der Reflexion stehen und ein Cyklus von lyrischen Liedern, der gewisse Wendepunkte in sich schließt, indem er von der Sehnsucht der Liebenden durch einen Wechsel von Suchen und Finden bis zum Glück bleibender Vereinigung fortgeht, ist noch kein Drama. Hieran müssen wir uns erinnern, um das Buch Hiob richtig zu verstehen, eine der größten, inhaltvollsten und kunstreichsten Kompositionen, die wir früherhin den inkommensurabeln Produkten zugezählt haben.

Vergegenwärtigen wir uns kurz den Gang des Gedichts. Hiob, ein Mann im Lande Uz, lebte schlecht und recht, gottesfürchtig und mied das Böse. Der Satan aber bat sich von Jehovah die Erlaubniß aus, seine Glaubenstreue zu prüfen. Jehovah ließ zu, daß er ihm seine Heerden, Häuser, Sklaven, Söhne und Töchter raubte. — Doch Hiob bestand diese Probe, obwohl sein Weib selbst ihn zum Fluch gegen Gott verleiten wollte. — Nun forderte Satan die Erlaubniß, ihn durch den Ausatz persönlich quälen zu dürfen. Sieben Tage ertrug er den Schmerz. Da brach er sein Stillschweigen und fluchte dem Tage seiner Geburt. — Seine Freunde versammelten sich um ihn, ihm die Ungerechtigkeit seiner Klage zu beweisen. Eliphas von Theman, Bildad von Suah, Zophar von Naama treten nach einander mit den verschiedensten Gründen gegen seine Ansicht hervor, daß Gott ihm Unrecht thue. Hiob widerlegt sie. Eliphas deutet endlich an, daß Hiob doch wohl geheime Sünden begangen haben könne, derenhalber er Strafe verdiene. Diesen Vorwurf weist Hiob mit Bitterkeit zurück, und entwirft selbst ein Bild der Größe Jehovahs, das alle Schilderungen seiner Freunde von Gottes Weisheit und Macht weit hinter sich läßt; aber zugleich wiederholt er das Bekenntniß der Unsträflichkeit seines Wandels in den

stärksten Ausdrücken. Ein jüngerer Freund, der Buisiter Elihu, der bis dahin geschwiegen hat, ergeht sich hierauf in allgemeinen Betrachtungen über die Gerechtigkeit Gottes. Gott liebe das Unrecht nicht. Er wolle und er allein könne gerecht sein. Das Leiden sei auch als Warnung und Mahnung zu nehmen. Man müsse es mit Geduld tragen. Es fehle Hiob an Demuth. Das sei seine Sünde. — Hiermit hat sich die Reflexion nach allen Seiten hin und in allen Wendungen erschöpft. Gott selber erscheint nun, indem er aus einem Gewittersturm zu Hiob spricht, ein prachtvolles Gemälde der Natur in ihren großartigsten Phänomenen aufrollt und ihn, solchen tatsächlichen Beweisen seiner unerforschlichen Weisheit und unendlichen Allmacht gegenüber, als einen Unwissenden und Ohnmächtigen verstummen läßt. — Er überhäuft nun Hiob wieder mit irdischem Glück, tadelt Eliphaz, Bildad und Zophar (Elihu bleibt unerwähnt) und gibt dem Hiob merkwürdiger Weise Recht, der endlich, im Genuß eines reichlichen Güter- und Kindersegens, lebens satt stirbt.

Dies Gedicht ist eine Theodicee. Hiob ist sich seines Rechts gegen Gott bewußt. Er leidet. Zunächst unterwirft er sich mit Resignation. Als sein Leiden jedoch, seiner Meinung nach, maßlos wird, zweifelt er an Gottes Gerechtigkeit. Die Gründe seiner Freunde für dieselbe werden von ihm als sophistisch sogar mit schneidender Ironie zurückgewiesen. Jehovah selbst zwingt ihn, ihn als den Unbegreiflichen anzuerkennen, erkennt aber zugleich die Gerechtigkeit seiner Klage an, d. h. der Zweifel wird nicht für die Erkenntniß, sondern nur für den Glauben gelöst. Man hat den Hiob die Tragödie des Hebräischen Geistes genannt, insofern Hiob mit Gott selber in Kollision geräth. Und gewiß ist die Poesie der Verzweiflung des Menschen, sich ungefragt als daseiend zu finden und ein dem Bewußtsein seiner Würdigkeit widersprechendes Jammergehörd zu erdulden, nirgends anders mit solcher Offenheit und Stärke ausgesprochen. Im Ethnicismus vertheilt sich der Widerspruch immer an mehrere Götter und mildert sich dadurch. Im Monotheismus concentrirt er sich auf Einen Gott und gewinnt dadurch einen Grimm, der an Furchterlichkeit der Empörung alles Aehnliche hinter sich läßt. Hiob schleudert dem Jehovah die ganze Existenz als eine Erbärmlichkeit in's Angesicht. Er macht ihm die Schöpfung einer Welt, die solche Widersprüche bergen kann, zum Verbrechen. Er beweist ihm, daß er ein Unge rechter, ein Tyrann, ein Verstandloser sei. Die Gemeinplätze, mit denen seine Freunde ihn trösten und belehren wollen, werden nur zur Folie seines zermalnenden Zorns. Da sitzt er, ein Bettler, auf dem Aschenhaufen, seine mit Schwären bedeckte Haut schabend, in seinem Geist vernichtet von der Entzweiung, in welche ihn seine

Erfahrung mit seinem Glauben bringt. An den Ausweg des Atheismus denkt keiner, auch Hiob nicht. Die Existenz Gottes steht ihm fest. Und dieser Gott würdigt ihn zuletzt auch selber der Antwort, die sich jedoch nicht im Geringsten auf das moralische Problem einläßt, sondern im Grunde mit einem unendlichen Glanze nur den physikoteleologischen Beweis der Existenz Gottes vorträgt, eine Erhabenheit der Schilderung der Natur, ihrer Gebirge und Wälder, ihrer Ströme und Meere, ihrer lieblichen und furchtbaren Erscheinungen, ihrer riesigen und schönen Thiere, wie sie außerdem nicht zum zweitenmal existirt. — Der realistische Optimismus, der am Schluß den Sieg davon trägt, hebt poetisch genommen das tragische Pathos wieder auf, allein dem theistischen Standpunkt ist dieser Ausgang gemäß, denn das Leiden wird von ihm nur als ein pädagogisches Mittel genommen, mit welchem Gott den Menschen versucht, prüft, im Glauben an sich befestigt. Es ist also nur ein Durchgang, die Weisheit Gottes noch deutlicher hervorzuheben. — Der Satan, der mit den Kindern Gottes sich die Erlaubniß zur Versuchung Hiobs erbittet, ist in dem Gedicht für das ganze alte Testament ein eben solches ἀνὰ λεγομένων, als die Ebenbildlichkeit der ersten Menschen mit Gott, die auch nirgends sich fruchtbar erweist. Weil das Gesetz nirgends erwähnt wird, hat man sogar auf Moses als den Verfasser Hiobs geschlossen. Abgesehen aber davon, daß eine Rücksicht auf das Gesetz das ganze Gedicht unmöglich gemacht hätte, so finden wir dasselbe ja auch nicht in andern Dichtungen erwähnt und ist überhaupt die Kodifikation des Gesetzes so wie die Promulgation desselben zu völlig hierarchischer Observanz erst unter dem König Josiah am Ende des siebenten Jahrh. v. Chr. erfolgt. (H. Leo: Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staats, Berlin 1828, 178 ff.) Die genaue Kenntniß Aegyptens, die sich in den Thierschilderungen Hiobs verräth, hatte man ja in Palästina zu allen Zeiten, da man mit diesem Lande in unaufhörlichem theils friedlichem, theils feindlichem Verkehr lebte. Weshalb der Ursprung der Dichtung in Arabien zu suchen sein soll, ist auch nicht ersichtlich, da die Araber damals keine Monotheisten waren, das im Hiob ventilirte Problem bei ihnen also gar nicht erwachsen konnte und in Ansehung der Diction der lyrische Grundton Hiobs völlig mit dem der Psalmen übereinstimmt. Naturpoesie aber in dem engeren Sinne des Worts ist Hiob auch nicht, da er vielmehr ein Werk der reifsten Kunstpoesie genannt werden muß. Er ist mit der größten Umsicht konstruirt, setzt eine lange, vielseitige und durchdringende Kenntniß des Weltlaufs voraus, bewegt sich in einem so gebildeten Dialog und ist in solchem Grade mit allen Kulturerscheinungen fertig, daß in den einfachen Zuständen, welche die Bedingung der wirklichen

Naturpoesie ausmachen, nicht im Entferntesten ein solcher Skeptizismus möglich ist. Ijob steht an spekulativem Gehalt und an Kunst der Steigerung der dialektischen Erörterung keinem platonischen Dialoge nach. Eben deshalb aber ist er auch kein Drama. Ein Prolog, ein Dialog und ein Epilog machen noch kein Drama aus. Zum Drama gehört Handlung. Im Ijob haben wir nur eine theoretische Diskussion eines Leidenden vor uns. Der Vergleich mit dem Aeschyleischen Prometheus, der in Ansehung der tragischen Kollision viel Treffendes enthält, paßt hierin nicht, denn wir sehen den Prometheus an den Felsen schmieden, sehen die Oleaniden und die Io zu ihm kommen, sehen, wie er den Blicken des Zeus troht, er, der ein Gott ist, wie er. Dieser gefesselte Prometheus ist überdies nur das eine Glied einer Trilogie, also nur ein Moment einer größeren Handlung. Seine Fesselung war die Folge einer Schuld, des Feuertandes. Im Ijob ist, wie im Hohenliede, eine dramatische Anlage, allein kein wirkliches Drama, denn Ijob weiß sich ohne Schuld und das Theoretisiren seiner Freunde ist kein Handeln.

Shakespeare.

Die harmonische Totalität aller dieser gährenden Kräfte, dieser verschiedenen Richtungen, dieser mannigfaltigen Stoffe war William Shakespeare aus Stratford, der, 1564 geboren, 1586 nach London kam und unter Richard Burbadge Schauspieler und Schauspiel-dichter ward, dessen Stücke im Theater von Blackfriars und vom Courtain, später im Globus ausgeführt wurden. Im J. 1613 zog er sich auf sein Haus New-Place in Stratford zurück und starb hier den 23. April 1616.

Die Idealität des Shakespeare'schen Drama's liegt vor Allem in der unergründlichen Tiefe, mit welcher darin die ewigen Gesetze der sittlichen Weltordnung in ihrer religiösen Verklärung als die Wahrheit aller Wirklichkeit enthüllt werden. Wenn Homer die schöne Seite des Ethnizismus darstellt, wo er die Nothheit der Natur überwunden hat und einer höhern Kultur entgegengeht; wenn Horaz die Korruption, den Untergang der Natur in der Häßlichkeit der Entfittlichung, den Uebergang der Kultur in die schreckliche Barbarei der Hypertkultur bezeichnet; wenn Ijob den Mittelpunkt des Theismus, den Kampf des einzelnen Menschen mit dem Einen Gott erfährt; so ist Shakespeare der Dichter, in welchem das Ideal der Freiheit als das des Christenthums seinen vollendetsten Ausdruck gefunden hat. In der Byzantinischen Kunst war dasselbe noch negativ als die Furcht vor dem Bösen und als die

Buße dafür genommen; in der Romanischen Kunst erhob es sich zum positiven, ritterlichen Kampf für das Gute gegen das Böse, für den Glauben gegen den Unglauben, und gelangte bis zum Spott über das Böse als Narrheit und lächerliche Ohnmacht. Die Englische Poesie hatte den ersten Standpunkt in den kirchlichen Dichtungen der Angelsächsischen Periode, den zweiten in der Romantik der Normannisch-Französischen Periode, namentlich in der Entwicklung der Mythen und Moralitäten, durchlebt. Aus der allegorischen Figur des Vice, d. h. des Lasters, welches dem Teufel zu seiner Ironisirung beigegeben wurde, ging der Lustigmacher der Shakespeare'schen Periode, der clown oder Rüpel, hervor. Shakespeare erhob sich auf den universellen Standpunkt der Weltgeschichte selber und erkannte die Freiheit als das offenbare Räthsel derselben, wie sie das Gute sowohl als das Böse aus sich hervorbringt. Die Innerlichkeit des Verhaltens zu etwas ist es, die es gut oder böse macht, wie er sagt: „Nichts ist an sich gut oder böse, das Denken macht es erst dazu.“ Shakespeare stimmt mit Niemand so sehr überein, als mit Jakob Böhme. Wie dieser hat er die ganze Welt des Bösen vor sich, wie sie aus dem Ich als derjenigen schöpferischen Macht urständet, welche durch nichts gehindert werden kann, sich negativ oder positiv zu qualificiren. Allen Wahn, alle Leidenschaft, alle Bosheit, alle Teufelei, aber auch alle Wahrheit, alle Selbstbeherrschung, alle Reinheit zeigt uns Shakespeare in ihrer Selbsterzeugung. Die Menschen sind, was sie thun. Er sondert von ihnen nicht das Wesen als eine transcendente Macht ab, die sich als eine von Außen kommende Gnade oder Strafe verhielte, sondern er läßt in der Erscheinung das Wesen selber sich realisiren. Wir müssen bei Shakespeare zugehen, daß er in der Form die gewöhnliche Wirklichkeit ohne künstlichen Aufputz, ohne Wunder, ohne deklamatorische Potenzirung, darzustellen scheint und daß dennoch jedes Wort von dem Idealismus der höhern Bedeutung durchdrungen ist, welche das Empirische, das Einzelne, das Zufällige, durch seinen Zusammenhang empfängt. Bei den Spaniern wird vom Drama ein bestimmtes Thema, wie der Titel sogar es zu verkünden pflegt, halb symbolisch, halb scholastisch abgehandelt, so daß man über den Sinn des Ganzen gar nicht zweifelhaft sein kann. Bei den Franzosen wird die Amphibolie einer Situation oder die Einseitigkeit eines Charakters von der Rhetorik für den Verstand zur klaren Einsicht dargelegt. Bei Shakespeare ist der Sinn eines Drama's zunächst verborgen. Der Titel, ein Name oder ein zufälliger Umstand, können uns nicht leiten. Aber bald erkennen wir in jedem Drama eine eigenthümliche tragische oder komische Kollision, die irgend eine wesentliche Seite der Freiheit mit einer solchen Harmonie aller besondern Um-

stände, aller darin verwickelten Personen entfaltet, daß wir eine unendliche, sich immer mehr in sich vertiefende Perspektive daraus gewinnen und in der Betrachtung nicht ermüden, weil in diesem Einen Moment zugleich wieder die Totalität gesetzt ist.

Mit seiner tiefen Erkenntniß der Freiheit ist Shakespeare der größte dramatische, wie er in Ansehung des Umfangs der Phantasie unbedingt der reichste aller Dichter ist. Er ist der größte dramatische Dichter, denn er versteht es mehr, als jeder andere, uns die Genesis der Handlungen zu veranschaulichen. Wir sind, was wir thun, und was wir thun, dessen sind wir schuldig. Die Schuld inhäriert uns, weil die That ohne uns gar nicht existirte, die That also im Grunde der Wille als solcher ist. Wir erfahren in unserm Schicksal uns selbst, indem, wenn wir anders handelten, auch die Welt um uns herum eine andere sein würde. Hier aber tritt die Gnade für uns ein, daß durch den allgemeinen Zusammenhang, den nur Gott in seiner Vorsehung überblickt, sich Unglück in Glück, Glück in Unglück, oder Uebles in Gutes, niemals aber Böses in Gutes verkehren kann. Der an sich gute Wille kann ungeschickt sein, dennoch wirkt sein Wesen durch alles seinem Zweck Widrige zuletzt siegreich hindurch und wandelt oft auch das Schlimme der Umstände in Mittel seiner Verwirklichung. Das Böse selber erfährt die Gnade, daß ihm verziehen wird, wenn es sich aufgibt. Shakespeare betrachtet daher weder das Böse noch das Gute als unbegreiflich. Jenes ist ihm kein Zufall, dies kein Wunder, die nur von Außen her in die Geschichte eingewirkt würden, jenes vom Teufel, dieses von Gott, sondern die Freiheit selber erzeugt das eine wie das andere. Im Bösen entzweit sie sich mit sich und in der Ueberwindung desselben versöhnt sie sich mit sich. Unmittelbar ist, wie er sagt, gut, was gut ist, ohne allen weitem Namen, so auch Böses. Beides ist, was es ist, durch sich allein, nicht durch den Titel, den es trägt. Mittelbar wird, wie Shakespeare nicht verkennt, das Böse zur Entzweiung mit Gott, das Gute zur Versöhnung mit ihm. Aller Wertheiligkeit ist er entschieden feind, denn Worte ohne Sinn können nicht zum Himmel dringen. Gebetbücher in der Tasche tragen, salbungsvoll blicken, beim Tischgebet die Augen nicht mit dem Hut decken, seufzen und Amen sagen, ist ihm noch keine Frömmigkeit. Aber auch die Schrift als solche ist ihm nicht ein Legetes. Er ist nicht so befangen, wie der Puritanismus, der die Schrift an Gottes Stelle setzt und Götzendienst mit ihrem Buchstaben treibt, denn, wie er sagt, kann auch der Teufel die Schrift citiren, wie es ihm nützt. Wenn man sich gegenwärtig streitet, ob Shakespeare katholisch oder protestantisch denke, wenn Eichendorff das erstere, Ulrici, Gervinus und Behse das zweite behaupten, so haben

die letztern unstreitig Recht, da sie nämlich ausdrücklich hinzusetzen, daß man Shakespeare nicht unter das Maß einer der vielen gegen einander beschränkten Konfessionen der protestantischen Kirche stellen dürfe. Wir sagten daher oben, Shakespeare sei der wahrhaft christliche Dichter, der nämlich das Christenthum seinem ewigen Wesen nach verstanden hat, wie es vor allen Dingen die Selbstgewißheit der Freiheit und eine raslose Kritik fordert, um den Prozeß der Menschwerdung Gottes als die perennirende Wiedergeburt der Menschheit zu fördern. Die dramatische Energie Shakespeare's hat sowohl in der Tragödie als in der Komödie den Abgrund enthüllt, der in unserm Innern aufklimmt und uns in Versuchung führt. Othello, Macbeth, Lear, Hamlet u. s. w. zeigen uns den tragischen Reiß der Seele, aber auch im Lustspiel führt Shakespeare uns bis in die letzte Werkstatt des Geistes, bis in das Gewissen, das eben seiner Qualität gewiß ist. In der Komödie der Irrungen schwanzt durch die Aehnlichkeit der Brüder die Selbstgewißheit bis zur Grenze des Wahnsinns, weil jedem zugerechnet wird, was er nicht gethan hat und ihm so das Leben zum Traum wird. Bei Calderon ist diese Auffassung des Lebens als eines Traums normal, bei Shakespeare aber reagirt das Bewußtsein mit aller Kraft gegen solche Phantasmagorie und die Identität des Selbstbewußtseins wird mit einer Tiefe analysirt, die zuweilen ganz in's Spekulative überschlägt. Hamlet würde handeln, wenn er der Schuld des Mörders gewiß wäre. Das Zeugniß eines Geistes aus dem Jenseiter, das bei Calderon doppelte Auktorität gehabt hätte, genügt ihm nicht und er experimentirt, um durch eigene Einsicht die Gewißheit zu gewinnen. Die Dummheit, die aus Kritiklosigkeit ihrer selbst gewiß bleibt, die Melancholie, die skeptisch in Ungewißheit versinkt und den Wahnsinn hat kein Dichter wahrhafter und poetischer als Shakespeare geschildert, weil keiner die Entäufelung der Selbstgewißheit, den Widerspruch des Gemüths, inniger ergriffen hat. Lear weiß sich selbst als König. Jeder soll ein König! Und in der Wirklichkeit ist er ein Bettler, obdachlos hinausgestoßen in die unwirthliche Nacht des Waldes, preisgegeben der Wuth der entfesselten Elemente. Die Gewißheit wird irr. Er weiß nicht, welche Wirklichkeit die wahre ist und beginnt zu rasen.

In Ansehung des Umfangs sagten wir, sei Shakespeare der reichste aller Dichter. Der Quantität nach von den Spanischen Dramatikern weit übertroffen, überragt er alle Dichter an Mannigfaltigkeit. Alle Geschlechter, Altersstufen, Temperamente, Nationalitäten, alle Stände, alle Leidenschaften und Begierden, alle erdenkbaren Motive, die ganze Scala der Affekte, alles das ist von ihm mit unvergänglichen Farben geschildert. Bei den Spaniern und Franzosen ist im Innern der Charaktere viel mehr Wie-

derholung typischer Formen, bei Shakespeare ist jeder Mensch, den er auftreten läßt, eine noch nicht dagewesene, ursprüngliche Gestalt. Und eben so herrscht bei Spaniern und Franzosen in der Phantasie viel Konventionelles, während bei Shakespeare alle Wendungen, alle Bilder von einem frischen Schöpfungsodem befeelt sind. Zugleich ist er so originell, daß, obwohl jedes Wort bei ihm streng objektiv gehalten ist, dennoch Allem der Stempel seiner Individualität unverkennbar aufgedrückt bleibt.

Doch nicht allein der an Umfang der Phantasie reichste Dichter ist Shakespeare, er ist auch der in der Gestaltung korrekteste, so daß alle seine Gestalten psychologisch wahr sind und das richtige Maß haben. Er hat die Freiheit auch in der schönsten Weise dargestellt ohne Orientalische Uebertreibung, ohne bössche Affektation, ohne anarchische Zerflossenheit, den Fehlern der Spanier, Franzosen und Deutschen. Was Malebranche forderte, daß wir alle Dinge sehen sollten, wie sie in Gott sind, das kann man von Shakespeare behaupten, einen solchen unbestechlichen Blick der Wahrheit besessen zu haben.

Die Mischung des Tragischen mit dem Komischen hat Shakespeare mit seinen Zeitgenossen gemein, ohne jedoch jemals dem Komischen zur Belustigung des Publikums Koncessionen zu machen. Die tragische oder komische Richtung, die sich aus dem Wesen einer Handlung ergibt, ist bei ihm jedesmal mit höchster Sicherheit ergriffen, allein in der Art seiner Behandlung liegt eine gewisse Milderung jener Schärfe, die aus einer abstrakten Sonderung der Tragödie und Komödie entspringen können. Shakespeare macht nicht etwa den tragischen oder komischen Effekt schwächer, dort in's Rührende, hier in das sogenannte Feinkomische überzugehen. Diese Temperiren des Anstandes halber ist ihm fremd. Weder erspart er uns das furchtbarste Grauen, noch hält er sich zurück, uns in die Gesellschaft von Bardolph, Corporal Nym, Fähnrich Pistol und Dortchen Falsenreißer oder eines Theosites zu bringen. Aber durch kleine, aus der tragischen oder komischen Tendenz des Ganzen auch wieder in andere Regionen hinübergewendete Nebenzüge weiß er die Vollständigkeit des wirklichen Lebens anschaulich zu erhalten. Man kann daher von ihm sagen, daß er in allen möglichen Formen des Drama's heimisch sei, aber alle in einer potenzierten, eigenthümlichen Gestalt hervorbringe. Wir können sie den Schulkategorien einordnen, aber sie besitzen zugleich einen Ueberschuß, der sie inkommenfurabel macht, ohne etwa in eine dem Wesen der Schönheit widersprechende Maßlosigkeit zu verfallen. Man kann also sagen, „Die lustigen Weiber von Windsor“ seien eine Posse; „Die Zähmung der Widerspenstigen“ sei eine Posse, die in ein Lustspiel übergeht; „Liebes Leid und Lust“, „Viel Lärmen um Nichts“, „Die

beiden Edelleute von Verona“, „Was Ibr wollt“, „Wie es Euch gefällt“, „Ende gut, Alles gut“, seien Intrigenstücke; „Timon von Athen“ und „Hamlet“ seien Charakterstücke; „Der Sommer-nachtstraum“ und „Der Sturm“ seien phantastische Komödien; „Troilus und Cressida“ eine Komödie im großen Styl; „Der Kaufmann von Venedig“, „Maß für Maß“, „Pericles“, „Wintermärchen und Cymbeline“ rührende Schauspiele; „Othello“, „Romeo und Julie“ Trauerspiele; „Macbeth“, „Lear“, „Die Römischen und die Englischen Geschichts-dramen“ ideale Tragödien. So kann man von Unten nach Oben, von dem geprellten Falstaff, den die lustigen Weiber in einen Wäschkorb packen, bis zu Richard III., der ganze Generationen mordet und die Selbstgewißheit hat, ein Teufel und er selbst allein zu sein, sich zu lieben und sich doch zu hassen und zu verdammen, die ganze Stufenfolge der Formen durchlaufen und wird doch erkennen, daß nicht eine bloße Angabe jener Stichwörter, nur eine individuelle Charakteristik dem Dichter völlig gerecht werden könne.

In den historischen Stücken zeigt Shakespeare sich dadurch von allen andern Dichtern verschieden, daß er in ihnen die Idee des Staates verfolgt hat. Schon in Sackville's Gordobuc und in Marlowe's Tragödien war dieselbe im Keim enthalten, weil sie überhaupt in der Englischen Geschichte liegt. Shakespeare aber hat die Idee des Staates in einer doppelten Gestalt durchgeführt, die ihn zum modernsten aller Dramatiker macht. In den Römischen Tragödien hat er den Untergang der Republik in Despotie, des Despotismus in Verfall, welche den Staat zur Beute barbarischer Völker macht; umgekehrt in den Englischen Tragödien der Uebergang des Feudalstaats in die konstitutionelle Monarchie dargestellt. Dort bezeichnet Coriolan den Kampf der Aristokratie mit der Demokratie, Cäsar den Sturz der oligokratisch gewordenen Republik, Antonius und Cleopatra den Hervorgang des monarchischen Absolutismus aus dem Kampf der Triumvirn, Andronicus die Auflösung der Despotie und den Sieg der Gotthischen Barbaren über die entarteten Römer. Hier sehen wir in König Johann die gegen die Vasallen machtlos gewordene Monarchie; in Richard II., den Heinrich IV. mordet, wird der Grund zu den folgenden Greueln gelegt, die eine Zeitlang durch Heinrich V. liebenswürdige Persönlichkeit zurückgehalten werden, bis sie unter dem schwachen Heinrich VI. in solchem Grade hervorbrechen, daß Richards III. dämonische Tyrannennatur in ihren furchtbaren Verbrechen zugleich die Nemesis der göttlichen Gerechtigkeit wird. Nun folgt mit Richmond der Anfang einer bessern Zeit, die in Heinrich VIII. mit Rücksicht auf Elisabeth angedeutet ist. Man muß alle diese Dramen, für welche Shakespeare beson-

ders der alten Chronik von Holinshed folgte, als eine einzige gigantische Tragödie fassen, deren Held die Englische Nation selber ist. Shakespeare hat die politische Freiheit weder nur in der abstrakten Gleichheit der einzelnen Bürger, noch in der abstrakten Einheit der monarchischen Regierung, sondern in der Harmonie einer ständischen Organisation erblickt, die im erblichen Monarchen ihren lebendigen Schlüsselpunkt findet. Er ist ein eben so großer Gegner des Independenten Gade, als der zum Aufruhr geneigten trotzigten Barone, als der schwachen Könige, die den Staat in Verwirrung stürzen, und der selbstischen Tyrannen, die kein Recht anerkennen. Er will eine nationale Freiheit, die sich ihrer Nothwendigkeit in den Gesetzen selber bewusst sei. Daß Shakespeare keinen bloßen Rechts- und Polizeistaat wollte, sehen wir vorzüglich aus solchen Tragödien, in denen er einzelne Momente der politischen Substanz behandelt hat. So hat er in dem Kaufmann von Venedig das Verhältniß des positiven Rechts zur Idee des Rechts und die Verurtheilung der Grausamkeit des Buchstabens des Gesetzes durch die höhere Sittlichkeit der praktischen Vernunft dargelegt. So hat er im König Lear die Zerstörung der Familie in ihrem Verhältniß zur Idee der Pietät nicht nur, sondern auch zur sittlichen Substanz des Staats gezeigt, die nicht unafficiert davon bleibt. So hat er in dem Ehrgeiz des Thans Macbeth, der den König und zwar menschlins als Gastfreund mordet, die Zerstörung des Staats durch die Usurpation geschildert, die ihr Verbrechen nur durch eine progressive Reihe neuer Verbrechen zu schützen vermag und in ihrem Vollbringen sich bis zum Trog des Wahnsinns verblendet, so daß sie abergläubisch ihren Untergang bis zum Augenblick desselben für unmöglich hält. Troilus und Cressida aber, ein seit Boccaz oft behandelter romantischer Stoff, wurde von ihm zu einer großartigen politischen Komödie verarbeitet, worin er den Machiavellismus persifliert und das durch bloß physische Uebermacht begründete Privilegium der Ritterlichkeit zur Herrschaft vom zweischneidigen Witz des lumpigen Proletariats Thersites verspotzen läßt.

Shakespeare's Dramen sind in sich so unendlich, daß die Reflexion, von welchem Gesichtspunkt aus sie auch an eine Betrachtung derselben gehe, unerschöpfliche Nahrung findet. Es kann hier nicht der Zweck sein, uns in das Besondere einzulassen, da wir nur Gattungen charakterisiren wollen. Wir bemerken deshalb nur noch, daß, wenn man Shakespeare einen Realisten genannt hat, der über die Idealität der Handlung noch kein ausdrückliches Bewußtsein besäße, dies seinen poetischen Idealismus keineswegs aufhebt. Shakespeare hat keine Tendenzen verfolgt; er hat keine philosophische Auffassung gehabt; allein der heilige Geist der Idee hat ihn aller-

dings inspirirt und als Dichter steht er im ideenvollen Gehalt seiner Dramen so hoch, als nur irgend ein Dichter stehen kann. Der Mangel an Reflexion und Tendenz kam ihm als Dichter gerade noch zu gut, was man auch wohl so ausdrückt, daß er noch von der romantischen Phantasie des Mittelalters erfüllt gewesen sei und in dieser Beziehung die phantastischen Elemente seiner Dichtungen, Elfen, Heren, Geister, Narren, allegorische Masken, Volkslieder, Zauberer u. dergl. anführt. Nur darf man dies nicht so verstehen, als wäre er nicht ganz auf der Höhe der modernen Weltanschauung gewesen. Sein Richard III., sein Hamlet, sein Timon, sein Falstaff zeigen, daß er jenen ironischen Subjektivismus, den wir par excellence modern nennen, tief erfaßt hat. Wenn es wahr ist, was wir früher sagten, daß die Darstellung des Bösen den interessantesten Gegenstand der modernen Poesie ausmacht, so ist Shakespeare gewiß ein moderner Dichter, zumal er in seiner Idealität zugleich durchaus national war.

Das Ideal der Humanität in der neuern Poesie.

Das Christenthum als Weltreligion ist die Religion der Menschheit. Humanität ist seine Lösung. Seine symbolisch gewordene Anschauung im Kreuz verbindet das Höchste, den Gottmenschen, mit dem Niedrigsten, mit dem Tode des Verbrechers. Sie ist die kühnste, die geistreichste und gemüthtiefste Synthese. Das Christenthum verhält sich unaufhörlich revolutionär gegen alle Mißbildungen der Gesellschaft, welche die Anerkennung der Würde der Menschheit in jedem einzelnen Menschen noch verleugnen. Es arbeitet beständig an der Versöhnung aller Menschen durch die Verwirklichung wahrhaft brüderlicher Liebe. Allein so gewiß das Christenthum die Religion der Humanität, der Liebe und Versöhnung ist, so hat es doch in der Form seiner kirchlichen Erscheinung dem Ideal der Humanität, das in ihm liegt, oft widersprochen. Dieser Widerspruch war es, der die Modernen merkwürdiger Weise die Humanität im Griechenthum suchen ließ, so daß sogar ein Kampf zwischen der positiven Christlichkeit und zwischen der phälanthropischen Humanität entstand, worin die erstere die letztere als eine Selchigkeit verurtheilte. Man kann diesen Prozeß so fassen, daß das Wesen des Christenthums sich auch der Form bewusst werden mußte, welche es in der Familie, in den Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, im Staat anzunehmen hatte. Je mehr innerhalb des Protestantismus das Wesen des Christenthums sich den besondern ethischen Organismen

men einbildete, um so mehr konnte das Christenthum als positive, kirchliche Form verschwinden. Die Poesie ist tief in diesen Prozeß verstrickt gewesen.

Bei den Engländern nahm derselbe die Gestalt einer reformatorischen Analyse der Gesellschaft an. Der Englische Roman wurde zum Organ der Socialreform. Gewöhnlich bezeichnen wir diese Phase der modernen Literatur in ihrem Entstehen als humoristisch und benehmen uns dabei, als ob der Humor damals gleichsam erst erfunden wäre und dann von den übrigen Nationen nachgeahmt sei. Der Humor aber an sich ist so alt als die Poesie, wenngleich manche Idealreformen ihm nicht günstig sind, namentlich das didaktisch-pädagogische der theistischen Weisheit. Dennoch haben wir im Koheleth bei den Hebräern, in Hariri's Makamen und in Hafis's Lyrik bei den Muhammedanern Ansätze dazu gefunden. Das Satyrdrama und die alte Komödie der Griechen waren wesentlich humoristisch. Der Erzpriester von Hita, Cervantes, Tirso de Molina, Quévedo, oder Ariosto, Teleno, Mabelais, die Kalenburger, Green, Shakespeare, Fletcher und Beaumont u. s. w. waren sämmtlich von Humor durchdrungen. Was man aber nunmehr im engeren Sinn Humor nannte, war die Mikroskopie in der Vergliederung der Individualität, indem man sich zugleich an dem Widerspruch seiner Empfindungen weidete und ironisch darüber in Thränen lächelte. Man wird finden, daß die Shakespeare'sche Dramatik dies schon eben so gut verstand, aber jetzt drang diese Manier in den Roman ein und machte gewisse sociale Probleme zu ihrem Gegenstand. Swift, Steele, Richardson, Fielding, Sterne, Goldsmith und Smollet gehören hierher. Wenn man sich z. B. der Pamela und Clarissa von Richardson erinnert, so springt daran sofort die ganz veränderte Auffassung des romantischen Liebesideals entgegen. Die Sentimentalität desselben ist zwar in der subjektiven Ueberschwänglichkeit des Gefühls noch festgehalten, allein es macht sich in ihr eine praktische Tendenz fühlbar, die der früheren Zeit fremd war. Richardson wollte mit Bewußtsein für die unteren Schichten des Volks schreiben. Er wollte sie trösten, er wollte sie zum Kampf ermuntern. So stellte er denn in seiner Pamela ein Mädchen hin, von ehrlichen, aber armen Eltern tugendhaft erzogen, dem ein Londoner Wüßling, ein rake, wie man damals sagte, in aller Weise nachstellt. Aber es gelingt ihm nicht, sie zu verführen, vielmehr gelingt es ihr, ihn zur Hochachtung gegen sie zu zwingen, seine Leidenschaft zur wirklichen Liebe zu läutern und schließlich ihn zu heiraten. In der Clarissa sehen wir nun, wie ein solcher rake mit teuflischer List und Gewaltthätigkeit die Clarissa Harlowe entehrt, aber wir sehen auch, wie sie, Lovelace gegenüber, den Stolz ihrer Tugend bewahrt

und in Schmach und Unglück mit reinem Gewissen stirbt. Das sociale Thema dieser Romane war also in doppelter Form der Kampf der Frauenunschuld gegen die Verführung und zwar der Unschuld eines armen, verlassenen Mädchens in unserer zusammengekehrten Gesellschaft.

Bei den Franzosen nahm die Humanität die Form einer Polemik der Aufklärung gegen den Despotismus, die Unnatur und die Unwissenheit an. Voltaire, Rousseau und Diderot wurden die Träger dieser Polemik. Voltaire wird gewöhnlich mit P. Corneille und mit Racine zusammengefaßt, allein er gehört schon einem ganz andern Ideale an. Er ist viel universeller und wesentlich politisch. Die Idee eines human regierten Staates, der die kirchliche Konfession seiner Bürger als eine Privatangelegenheit derselben respektirt, beehrte ihn. Rousseau wurde der berechtigte Anwalt der Natur. Von Natur sind alle Menschen einander gleich. Daher forderte er die Republik. Von Natur hat der Mensch nach Rousseau ein gutes Herz, welches durch eine naturgemäße Erziehung nur befestigt zu werden braucht. Von der Natur erhalten unsere Gefühle ihre Berechtigung. Rousseau wußte gewiß nichts von der Tristansage und doch behandelte er in seiner Neuen Héloïse dieselben Wahlverwandtschaften. St. Preux ist Tristan, Julie die blonde Hoft, Wolmar der König Marke. St. Preux und Julie lieben einander und das genügt ihnen, ihre Leidenschaft als ein heiliges Gefühl zu vergöttern. Die sophistische Analyse der Empfindung, die sich mit wollüstigem Behagen in ihre Freuden und Leiden verliert, die gemrebbliche Ausmalung des Details der zartesten Umstände, die enthusiastische Rhetorik des selbstgefälligen Egoismus, der sich immer in ein edles Licht zu setzen weiß, auch wenn er, wie Juliens Geliebter, sich in schlechte Häuser verirrt und am Busen einer feilen Dirne erwacht, dies Alles ist von Rousseau für den modernen Roman erschaffen. Seine Héloïse enthält zugleich die strengste Kritik der Pariser Sittenzustände, die innigste Sehnsucht nach wahrer Natürlichkeit der konventionellen Vorbildung gegenüber, wie Rousseau's Freund, Bernardin St. Pierre, in seiner chaumière Indienne Paul und Virginie als ein solches Paar von Kindern hinstellte, in deren Liebe die erbliche Antipathie der schwarzen und weißen Rasse verglühte. Diderot war der große Lehrer der Franzosen nicht nur, sondern Europa's, der die technische Kultur durch die geistvollen Artikel seiner Encyclopädie, in denen er die Gewerbe vom Standpunkt des Fortschritts der Menschheit schilderte, bei der Aristokratie der Bildung zur Anerkennung brachte; der in der Kunst dem steifen akademischen Modell gegenüber die Naturwahrheit empfahl; der im Drama den Triumph des natürlichen Gefühls über die Schranken der Konvenienz feier te

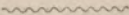
Bei den Deutschen wurde das Ideal der Humanität kosmopolitisch und philanthropisch, erhob sie aber merkwürdiger Weise damit erst auf den Gipfel des ihnen möglichen Nationalgefühls. Wenn wir von dem ursprünglichen Epos der Deutschen abstrahiren, so müssen wir zugestehen, daß der größte Theil ihrer Dichtung von der der Romanischen Völker und der Griechen und Römer entlehnt war. Auch jetzt war es Diderot, dem sich Lessing angeschlossen; waren es die Griechen und Römer, aus deren Studium Klopstock seinen Formensinn erkräftigte; waren es die Griechen und Franzosen, denen Wieland nachzueiferte; war es die Bibel und Shakespeare, denen Herder und die Jünger der Sturm- und Drangperiode huldigten; allein alle diese fremden Ausgangspunkte wurden in ein Ideal der Humanität aufgelöst, welches den Deutschen eigenthümlich blieb, weil bei ihnen das nationale Selbstgefühl so schwach ist. Allein gerade aus diesem Grunde kamen die Deutschen endlich in diesem Ideal der Humanität zum nationalen Selbstgefühl. Indem sie sich für die Humanität, für die Vervollkommnung des Menschengeschlechts begeisterten, indem sie sich für das Keim-menschliche schwärmten, fühlten sie sich zugleich als Deutsche, denn in der stammthümlichen Partikularisation, in der Atomistik der vielen kleinen fürstlichen Herrschaften, in der konfessionellen Differenz, in der Zersplitterung der Sekten, in der scharfen Trennung des bauerlichen, bürgerlichen und adligen Standes, in dem Streit der Schulen, lagen keine Elemente, aus denen die Flamme einer nationalen Einheit hätte hervorstrahlen können. Daher ist der größte Dichter der Deutschen in dieser Beziehung Klopstock, weil er mit der antiken Form den Inhalt des nationalen, unegoistischen Selbstgefühls und der protestantischen Selbstgewißheit vereinte. Klopstock, tief erfüllt von wahrhaft christlicher Humanität und von Enthusiasmus für das Hellenische Schönheitsideal, erhob die Poesie zur Stärke des prophetischen Affekts und donnerte seinem Volk die Worte Freiheit, Fortschritt, Geist und Unsterblichkeit zu. Seine Wirkung war unermesslich. Bei Lessing trat im Nathan die Humanität als religiöse Toleranz; bei Wieland als ironische Einsicht in die Unabänderlichkeit des Weltlaufs; bei Herder als pädagogisches Prinzip hervor. Goethe erhob sich als Dichter nicht nur, sondern auch als Forscher der Kunst und Wissenschaft, zur äußersten Höhe des humanen Ideals. An produktiver Naivetät wie an Breite der Bildung war er allen seinen Zeitgenossen überlegen, allein das nationale Element sank bei ihm wieder. Als rechtem Deutschen war ihm die absolute Synthese der Individualität mit der Universalität die wesentlichste Aufgabe. Seine beiden Hauptgestalten, Wilhelm Meister und Faust, suchen immer eine Beschränkung, um den Bildungsdrang, der sie sonst in's

Unermessene und Unbestimmte führt, mit der nächsten Gegenwart verknüpfen zu können. Wilhelm wird Chirurg, Faust wird Kaufmann. Aber in Wilhelms Wanderjahren sehen wir eben die Auswanderung nach Amerika vorbereiten und im Faust sehen wir als Schluß den Welthandel, der der freien Schifffahrt auf dem Ocean bedarf, in der Art hervortreten, daß der Zusammenhang der oceanischen Verbindungen mit der Freiheit der Völker angedeutet wird, weil ohne dieselben die Wechselwirkung in die Ferne und die Auswanderung unmöglich wäre. Viel energischer als Goethe war Schiller. Goethe war universeller, Schiller war idealistischer. Goethe war ihm an mannigfaltiger Bildung überlegen und als Künstler, wenn man so sagen darf, von Natur Hellenischer. Schiller war von dem Pathos der selbstgewissen protestantischen Freiheit mit einem polemischen Zorn erfüllt, der ihn erhaben erscheinen ließ. Durch Schönheit zur Freiheit, durch Kultur zur Humanität zu bilden, war ihm sein Ideal. Wäre es nicht so schlimm, mißverstanden zu werden, so könnte man sagen, daß Lessing und Klopstock, Wieland und Herder, Goethe und Schiller, nicht allein die deutsche Nation wenigstens zu einer Einheit im Geist erhoben, sondern daß sie auch das protestantische Christenthum erst zu einem wahrhaft menschlichen gemacht und es zu einer neuen Religion umgeschaffen haben, in welcher die Intention Christi nicht nur freier, sondern auch tiefer als zuvor erfaßt wurde.



A. W. Mumford

Alexander von Humboldt.



Alexander von Humboldt.

(Geb. 14. Sept. 1769. — Gest. 6. Mai 1839.)

Den größten Geist unseres Jahrhunderts in allen fünf Welttheilen; den Umfassendsten und Gelehrtesten aller Deutschen und eine der außerordentlichsten Erscheinungen aller Zeiten und Völker hier charakterisiren, nach seinen Verdiensten würdigen oder auch nur die Umrisse seines, alle Welten und Himmel umfassenden Wirkens versuchen zu wollen, würde nur lächerlich erscheinen. Darum ist es auch nicht einmal am Platze, alle seine Werke aufzuführen oder alle die Weltgänge zu bezeichnen, die er machte. Wir müssen bei dieser kosmischen Erscheinung ganz einfach zu Werke gehen; wir dürfen nur die populärsten seiner unsterblichen Werke, die „Ansichten der Natur“ und den „Kosmos“ nennen; wir dürfen nur die äußersten Umrisse seines Lebens geben. Wir dürfen nur sagen: Er hat neue Wissenschaften begründet und neue Welten des Wissens entdeckt; er hat die vorhandenen Wissenschaften theils universell bereichert und um Vieles vorwärts gebracht, theils ihnen neue Stromgebiete gegeben oder angewiesen. Er hat dadurch der menschlichen und nationalen Freiheit und Selbständigkeit unermessliche Dienste

geleistet. Und er hat dies Alles gethan in einem Styl und einer Form, die gleichsteht den Werken Homers und den herrlichsten Gebilden griechischer Plastik.

Humboldt wurde am 14. September 1769 auf dem elterlichen Schlosse Tegel bei Berlin geboren; Sohn des früheren Majors und Adjutanten bei Herzog Ferdinand von Braunschweig, späteren preussischen Kammerherrn v. Humboldt; jüngerer Bruder des berühmten Humanisten und preussischen Kultusministers Wilhelm von Humboldt. Mit diesem erhielt er — väterlicherseits schon früh verwaisst — unter Leitung seiner vorzüglich gebildeten Mutter, theils in Berlin, theils auf Tegel eine gründliche Bildung durch tüchtige Lehrer. Mit seinem 17. Jahre bezog er die Universität zu Frankfurt a. d. Oder, wo er Pflanzenkunde, Technologie und alte Sprachen studirte; 1789 ging er nach Göttingen und studirte hier eifrig Naturwissenschaften im weiteren Sinne des Wortes. Blumenbach, Lichtenberg, Gmelin und Vink waren hauptsächlich seine Lehrer. Er besuchte und untersuchte alsdann den Harz und den Rhein, machte mit dem genialen Georg Forster eine Reise durch Belgien, Holland, Frankreich und England; besuchte dann kurze Zeit die Handelsakademie in Hamburg und begab sich alsdann auf die Bergschule nach Freiberg in Sachsen, um Werners berühmte geologische Vorträge zu hören. Er bekleidete sodann fünf Jahre lang die Stelle eines Oberbergmeisters zu Steben und zwar bei höchst praktischer Thätigkeit und schon Aufsehen erregendem schriftstellerischen Wirken nach mancherlei Seiten der Naturwissenschaft hin. Mit dem Tode seiner Mutter legte er seine dienstliche Stelle nieder, besuchte seinen Bruder in Jena, wo er — merkwürdigerweise — einen sehr unangenehmen und unbedeutenden Eindruck auf Schiller machte, und ging dann nach Italien

zum Studium der Vulkane, „der Sicherheitsventile der Erde“. Nach längerem Aufenthalt in Berchtesgaden, wo er mit L. von Buch meteorologische Berechnungen anstellte, reiste er nach Paris, um sich hier einer von England beabsichtigten Expedition nach Oberegypten anzuschließen. Dieselbe kam aber nicht zu Stande; die bedrängte preussische Regierung war nicht fähig, ihm eine erbetene Expedition nach den Tropenländern auszurüsten, und Humboldt begab sich daher mit seinem Freunde Bonpland nach Spanien. Beide erbaten sich hier, alle spanischen Besitzungen in Südamerika und im indischen Ocean im Interesse der Wissenschaft zu durchforschen. Mit großer Bereitwilligkeit nahm die spanische Regierung dies Anerbieten an, und am 5. Juni 1799 traten die beiden genialen Freunde ihre so berühmt und für die Welt so wichtig gewordene Reise an.

Nach fünf Jahren, am 3. August 1804, traf Humboldt wieder in Bordeaux ein. Die Welt weiß, mit welchen Schätzen. Zur Ausarbeitung derselben lebte er bis zum Jahre 1827 fast nur in Paris; doch erhielt er während dieser Zeit auch höchst wichtige staatsmännische Gesandtschaften und nahm er auch 1818 am Kongreß zu Aachen Theil. — Im Jahre 1827 kehrte er nach Berlin zurück, wo er Vorlesungen hielt und — hörte. Im Jahre 1827 übernahm er die von Rußland ihm angetragene Expedition nach dem nördlichen Asien und dem kaspischen Meere; sie dauerte nur $\frac{3}{4}$ Jahre, aber ihre Resultate machten Humboldt dauerhaft für die Ewigkeit. Bald nach seiner Rückkehr nahm er Theil an dem Kongreß zu Warschau und übernahm dann auch in den folgenden sieben Jahren noch mehrfache wichtige Gesandtschaften nach Paris, London und Kopenhagen. — Dann zog er sich aber entschieden von all dergleichen Geschäften zurück und widmete sich einzig der Herausgabe seines „Kos-

mos"; widmete sich denselben in ungeschwächter Geistesgröße bis zu seinem 90. Jahre, bis zu seinem Tode, der am 6. Mai 1859 erfolgte. Das Königshaus wie die Residenz und die Republik der Gelehrten widmeten dem Fürsten der Geister ein fürstliches Begräbniß.

Vermischte Aufsätze.

Die Steppen und Wüsten.

(Aus „Ansichten der Natur“.)

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unseres Planeten, bei Bildung des antillischen Meerbusens, dem Einbruch des Wassers getrocknet hat, beginnt eine weite, unabhsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caracas und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pifangstämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ernststen Schatten der Cacaogebüsche zurückläßt: so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend, in schwindender Ferne, den Horizont begrenzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumlosen, pflanzenarmen Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselartig in dem unermesslichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flöschichten von zweihundert Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar höher als die angrenzenden Theile. Bänke nennen die Eingebornen diese Erscheinung, gleichsam abndungsvoll durch die Sprache den alten Zustand der Dinge bezeichnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Wenn im raschen Aufsteigen und Niederstinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten; oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schicht der wogenden Dünste: glaubt man den küstenlosen Ocean vor sich zu sehen. Wie dieser, erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit, und durch dies Gefühl, wie den sinnlichen Eindrücken des Raumes sich entwindend, mit geistigen Anregungen höherer Ord-

nung. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeres- spiegels, in welchem die leichtbewegliche, sauft aufschäumende Welle sich kräuselt; todt und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

In allen Zonen bietet die Natur das Phänomen dieser großen Ebenen dar; in jeder haben sie einen eigenthümlichen Charakter, eine Physiognomie, welche durch die Verschiedenheit ihres Bodens, durch ihr Klima und durch ihre Höhe über der Oberfläche des Meeres bestimmt wird.

Im nördlichen Europa kann man die Heideländer, welche, von einem einzigen, Alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Jütland sich bis an den Ausfluß der Schelde erstrecken, als wahre Steppen betrachten: aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhüglichter Oberfläche, wenn man sie mit den Pampas und Pampas von Südamerika, oder gar mit den Grasfluren am Missouri- und Kupferflusse vergleicht, in denen der zottige Bison und der kleine Moschusstier umherischwärmen.

Einen größeren und ernsteren Anblick gewähren die Ebenen im Innern von Afrika. Gleich der weiten Fläche des Stillen Oceans hat man sie erst in neueren Zeiten zu durchforschen versucht; sie sind Theile eines Sandmeeres, welches gegen Osten fruchtbare Erdstriche von einander trennt oder inselförmig einschließt, wie die Wüste am Basaltgebirge Harudsch, wo in der dattelfreien Dasis von Sinwah die Trümmer des Ammontempels den ehrwürdigen Sitz früher Menschenbildung bezeichnen. Kein Thau, kein Regen beneht diese öden Flächen und entwickelt im glühenden Schooß der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heiße Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste und verschleichen das vorüberreisende Gewölke.

Wo die Wüste sich dem atlantischen Ocean nähert, wie zwischen Wadi Nun und dem Weißen Vorgebirge, da strömt die feuchte Meeresluft hin, die Leere zu füllen, welche durch jene senkrechten Winde erregt wird. Selbst wenn der Schiffer durch ein Meer, das wiesenartig mit Seetang bedeckt ist, nach der Mündung des Gambia feuert, ahndet er, wo ihn plötzlich der tropische Ostwind verläßt, die Nähe des weitverbreiteten wärmestrahrenden Sandes.

Heerden von Gazellen und schnellfüßige Strauße durchirren den unermeßlichen Raum. Rechnet man ab die im Sandmeere neu entdeckten Gruppen quellenreicher Inseln, an deren grünen Ufern die nomadischen Tibbos und Tuareks schwärmen, so ist der übrige Theil der afrikanischen Wüste als dem Menschen unbewohnbar zu betrachten. Auch wagen die angrenzenden gebildeten Völker sie nur periodisch zu betreten. Auf Wegen, die der Handelsverkehr seit Jahrtausenden unwandelbar bestimmt hat, geht der lange Zug von

Tasilet bis Tombuktu, oder von Murzuk bis Bornu: kühne Unternehmungen, deren Möglichkeit auf der Existenz des Kamels beruht, des Schiffs der Wüste, wie es die alten Sagen der Ostwelt nennen.

Diese afrikanischen Ebenen füllen einen Raum aus, welcher den des nahen Mittelmeeres fast dreimal übertrifft. Sie liegen zum Theil unter den Wendekreisen selbst, zum Theil denselben nahe; und diese Lage begründet ihren individuellen Naturcharakter. Dagegen ist in der östlichen Hälfte des alten Kontinents dasselbe geognostische Phänomen mehr der gemäßigten Zone eigenthümlich.

Auf dem Bergücken von Mittelasien zwischen dem Goldberge oder Altai und dem Kuen-lün, von der chinesischen Mauer an bis jenseits des Himmelsgebirges und gegen den Aralsee hin, in einer Länge von mehreren tausend Meilen, breiten sich, wenn auch nicht die höchsten, doch die größten Steppen der Welt aus. Einen Theil derselben, die Kalmücken- und Kirghisensteppen zwischen dem Don, der Wolga, dem kaspischen Meere und dem chinesischen Dsailangsee, also in einer Erstreckung von fast 700 geographischen Meilen, habe ich selbst zu sehen Gelegenheit gehabt, volle dreißig Jahre nach meiner südamerikanischen Reise. Die Vegetation der asiatischen, bisweilen hügeligen und durch Fichtenwälder unterbrochenen Steppen ist gruppenweise viel mannigfaltiger als die der Pampas und Pampas von Caracas und Buenos-Aires. Der schönere Theil der Ebenen, von asiatischen Hirtenvölkern bewohnt, ist mit niedrigen Sträuchern üppig weißblühender Rosaceen, mit Kaiserkrönen (Fritillarien), Tulpen und Cypriden geschmückt. Wie die heiße Zone sich im Ganzen dadurch auszeichnet, daß alles Vegetative baumartig zu werden strebt, so charakterisirt einige Steppen der asiatischen gemäßigten Zone die wunderbare Höhe, zu der sich blühende Kräuter erheben: Saussureen und andere Synanthereen; Schotengewächse, besonders ein Heer von Astragalusarten. Wenn man in den niedrigen tatarischen Fuhrwerken sich durch weglassige Theile dieser Krautsteppen bewegt, kann man nur aufrecht stehend sich orientiren, und sieht die waldbartig dichtgedrängten Pflanzen sich vor den Nähern niederbeugen. Einige dieser asiatischen Steppen sind Grasbenen; andere mit saftigen, immergrünen, gegliederten Kalipflanzen bedeckt; viele fernleuchtend von flechtenartig aufsprickendem Salze, das ungleich, wie frischgefallener Schnee, den fettigen Boden verhüllt.

Diese mongolischen und tatarischen Steppen, durch mannigfaltige Gebirgszüge unterbrochen, scheiden die uralte, langgebildete Menschheit in Tibet und Hindostan von den rohen, nord-asiatischen Völkern. Auch ist ihr Dasein von mannigfaltigem Einfluß auf die wechselnden Schicksale des Menschengeschlechts gewesen. Sie haben die Bevölkerung gegen Süden zusammengedrängt; mehr als der Himalaya, als das Schneegebirge von Sirinagur und Gorka den

Verkehr der Nationen gestört, und im Norden Asiens unwandlungsbare Grenzen gesetzt der Verbreitung milderer Sitten und des schaffenden Kunstsinns.

Aber nicht als hindernde Vormauer allein darf die Geschichte die Ebene von Innerasien betrachten. Unheil und Verwüstung hat sie mehrmals über den Erdkreis gebracht. Hirtenvölker dieser Steppe: die Mongolen, Seten, Alanen und Usün, haben die Welt erschüttert. Wenn in dem Lauf der Jahrhunderte frühe Geisteskultur, gleich dem erquickenden Sonnenlicht, von Osten nach Westen gewandert ist, so haben späterhin, in derselben Richtung, Barbarei und sittliche Nothheit Europa nebelartig zu überziehen gedroht. Ein brauner Hirtenstamm (turkischer, d. i. türkischer Abkunft), die Hiongnu, bewohnte in ledernen Gezelten die hohe Steppe von Gobi. Der chinesischen Macht lange furchtbar, ward ein Theil des Stammes südlich nach Innerasien zurückgedrängt. Dieser Stoß der Völker pflanzte sich unaufhaltbar bis in das alte Binnenland am Ural fort. Von dort aus brachen Hunnen, Avaren, Chasaren und mannigfaltige Gemische asiatischer Menschenrassen hervor. Hunnische Kriegsheere erschienen erst an der Wolga, dann in Pannonien, dann an der Marne und an den Ufern des Po: die schön bepflanzten Fluren verheerend, wo seit Antenors Zeiten die bildende Menschheit Denkmal auf Denkmal gehäuft. So wehte aus den mongolischen Wüsten ein verpestender Windeshauch, der auf cisalpinischem Boden die zarte, langgepflegte Blüthe der Kunst erstickte.

Von den Salzsteppen Asiens, von den europäischen Heideländern, die im Sommer mit honigreichen, röthlichen Blumen prangen und von den pflanzenleeren Wüsten Afrika's lehren wir zu den Ebenen von Südamerika zurück, deren Gemälde ich bereits angefangen habe mit rohen Zügen zu entwerfen.

Das Interesse, welches ein solches Gemälde dem Beobachter gewähren kann, ist aber ein reines Naturinteresse. Keine Dase erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschheit fremd, allein an die Gegenwart fesselt: liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Thier- und Pflanzenlebens.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern der Guyana; von den Schneebergen von Merida, an deren Abhänge der Natrunsee Urao ein Gegenstand des religiösen Aberglaubens der Eingebornen ist, bis zu dem großen Delta, welches der Orinoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme jenseits der Ufer des Meta und des Bichada bis zu den unbefruchteten Quellen des Guaviare, und bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, welchen spanische Kriegsvölker, im

Spiel ihrer regsamten Phantasie, den Paraiso de la Suma Paz, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens, nannten.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 16,000 Quadratmeilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie oft in gleicher Breite als ununterbrochen bis an die Magellanische Meerenge fortlaufend geschildert: nicht eingedenk der waldigen Ebene des Amazonasflusses, welche gegen Norden und Süden von den Grassteppen des Apure und des La Platastromes begrenzt wird. Die Andeskette von Cochabamba und die brasilianische Berggruppe senden, zwischen der Provinz Chiquitos und der Landenge von Villabella, einzelne Bergkette sich entgegen. Eine schmale Ebene vereinigt die Hyläa des Amazonasflusses mit den Pampas von Buenos-Aires. Letztere überrufen die Llanos von Venezuela dreimal an Flächeninhalt. Ja, ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begrenzt und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind. Der kasuarähnliche Tuhu (Struthio Rhea) ist diesen Pampas eigenthümlich; wie die Kolonien verwilderter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Verteidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich dem größten Theile der Wüste Sahara liegen die Llanos, oder die nördlichste Ebene von Südamerika, in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt: bald verödet wie das libysche Sandmeer; bald als eine Grasflur, wie so viele Steppen von Mittelasien.

Es ist ein belohnendes, wenn gleich schwieriges Geschäft der allgemeinen Länderkunde, die Naturbeschaffenheit entlegener Erdstriche mit einander zu vergleichen und die Resultate dieser Vergleichung in wenigen Zügen darzustellen. Mannigfaltige, zum Theil noch wenig entwickelte Ursachen vermindern die Dürre und Wärme des neuen Welttheils.

Schmalheit der vielfach eingeschnittenen Feste in der nördlichen Tropengegend, wo eine flüssige Grundfläche der Atmosphäre einen minder warmen aufsteigenden Luftstrom darbietet; weite Ausdehnung gegen beide heisse Pole hin; ein freier Ocean, über den die tropischen kühleren Seewinde wegblasen; Flachheit der östlichen Küsten; Ströme kalten Meereswassers aus der antarktischen Region, welche, anfänglich von Südwest nach Nordost gerichtet, unter dem Parallellkreis von 35° südlicher Breite an die Küste von Chili anschlagen und an den Küsten von Peru bis zum Kap Parina nördlich vordringen, sich dann plötzlich gegen Westen wendend; die Zahl quellenreicher Gebirgsketten, deren schneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenschichten emporstehen und an ihrem Abhänge

herabsteigende Luftströmungen veranlassen; die Fülle der Flüsse von ungeheurer Breite, welche nach vielen Windungen stets die entfernteste Küste suchen; sandlose und darum minder erhitbare Steppen; undurchdringliche Wälder, welche, den Boden vor den Sonnenstrahlen schützend oder durch ihre Blattflächen wärmestrahlen, die flußreiche Ebene am Aequator anfüllen, und im Innern des Landes, wo Gebirge und Ocean am entlegensten sind, ungeheure Massen theils eingefogenen, theils selbsterzeugten Wassers aushauchen: — alle diese Verhältnisse gewähren dem flachen Theile von Amerika ein Klima, das mit dem afrikanischen durch Feuchtigkeits- und Kälte- wunderbar kontrastirt. In ihnen allein liegt der Grund jenes üppigen, saftstrotzenden Pflanzenwuchses, jener Frondosität, welche der eigenthümliche Charakter des Neuen Kontinents ist.

Wird daher eine Seite unsers Planeten luftfeuchter als die andere genannt, so ist die Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge hinlänglich, das Problem dieser Ungleichheit zu lösen. Der Physiker braucht die Erklärung solcher Naturerscheinungen nicht in das Gewand geologischer Mythen zu hüllen. Es bedarf der Annahme nicht, als habe sich auf dem uralten Erdkörper in der östlichen und westlichen Hemisphäre ungleichzeitig geschichtet der verderbliche Streit der Elemente; oder als sei aus der chaotischen Wasserbedeckung Amerika später als die übrigen Welttheile hervorgetreten, ein sumpfreiches, von Krokodilen und Schlangen bewohntes Eiland.

Allerdings hat Südamerika, nach der Gestalt seines Umrisses und der Richtung seiner Küsten, eine auffallende Aehnlichkeit mit der südwestlichen Halbinsel des alten Kontinents. Aber innere Struktur des Bodens und relative Lage zu den angrenzenden Ländermassen bringen in Afrika jene wunderbare Dürre hervor, welche in unermesslichen Räumen der Entwicklung des organischen Lebens entgegensteht. Vier Fünftheile von Südamerika liegen jenseits des Aequators: also in einer Hemisphäre, welche wegen der größeren Wassermenge und wegen mannigfaltiger anderer Ursachen kühler und feuchter als unsere nördliche Halbkugel ist. Dieser letzteren gehört dagegen der beträchtlichere Theil von Afrika zu.

Die südamerikanische Steppe, die *Panos*, haben, von Osten gegen Westen gemessen, eine dreimal geringere Ausdehnung als die afrikanischen Wüsten. Jene empfangen den tropischen Seewind; diese, unter Einem Breitenkreis mit Arabien und dem südlichen Persien gelegen, werden von Luftschichten berührt, die über heiße, wärmestrahkende Kontinente hinwegwehen. Auch hat bereits der ehrwürdige, langverkannte Vater der Geschichte, Herodot, im echten Sinn einer großen Naturansicht, alle Wüsten in Nordafrika, in Yemen, Kerman und Mekran (der *Gedrosia* der Griechen), ja bis

Multan in Vorderindien hin, als ein einziges zusammenhängendes Sandmeer geschildert.

Zu der Wirkung heißer Landwinde gesellt sich in Afrika, so weit wir es kennen, noch der Mangel an großen Flüssen, an Wasserdampf aushauchenden, kälteerregenden Wäldern und hohen Gebirgen. Mit ewigem Eise bedeckt ist bloß der westliche Theil des Atlas, dessen schmales Bergjoch, seitwärts gesehen, den alten Küstenfahrern wie eine einzeln stehende lustige Himmelstüpe erschien. Dettlich läuft das Gebirge bis gegen Dakul hin, wo, jetzt in Schutt versunken, das meergebietende Karthago lag. Als langgedehnte Küstentette, als gäulische Vormauer, hält es die kühlen Nordwinde und mit ihnen die aus dem Mittelmeere aufsteigenden Dämpfe zurück.

Ueber die untere Schneegrenze erhoben dachte man sich einst das Mondgebirge, *Djebel al-Komr*, von welchem man fabelte, daß es einen Bergparallel zwischen dem afrikanischen Ouito, der hohen Ebene von Habesch, und den Quellen des Senegal bilde. Selbst die Kordillere von Yopata, die sich an der östlichen Küste von Mozambique und Monomotapa, wie die Andeskette an der westlichen Küste von Peru, hinzieht, ist in dem goldreichen Machinga und Mucanga mit ewigem Eise bedeckt. Aber diese wasserreichen Gebirge liegen weit entfernt von der ungeheuren Wüste, welche sich von dem südlichen Abfall des Atlas bis an den östlich fließenden Niger erstreckt.

Vielleicht wären alle diese aufgezählten Ursachen der Dürre und Wärme nicht hinlänglich, so beträchtliche Theile der afrikanischen Ebenen in ein furchtbares Sandmeer zu verwandeln, hätte nicht irgend eine Naturrevolution, z. B. der einbrechende Ocean, einst diese flache Gegend ihrer Pflanzendecke und der nährenden Dampferde beraubt. Wann diese Erscheinung sich zutrug, welche Kraft den Einbruch bestimmte, ist tief in das Dunkel der Vorzeit gehüllt. Vielleicht war sie Folge des großen Wirbels, welcher die wärmeren merikanischen Gewässer über die Bank von Newfoundland an den alten Kontinent treibt, und durch welchen westindische Kokosnüsse und andere Tropenfrüchte nach Irland und Norwegen gelangen. Wenigstens ist ein Arm dieses Meeresstroms noch gegenwärtig, von den Azoren an gegen Südosten gerichtet und schlägt, dem Schiffer Unheil bringend, an das westliche Dänenufer von Afrika. Auch zeigen alle Meeresküsten (ich erinnere an die peruanischen zwischen Amotape und Coguimbo), wie Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende vergehen, bevor in heißen, regenlosen Landstrichen, wo weder Lecideen noch andere Flechten keimen, der bewegliche Sand den Kräuternurzeln einen sichern Standort zu gewähren vermag.

Diese Betrachtungen genügen, um zu erklären, warum, trotz der äußern Aehnlichkeit der Länderform, Afrika und Südamerika

Doch die abweichendsten klimatischen Verhältnisse, den verschiedensten Vegetationscharakter darbieten. Ist aber auch die südamerikanische Steppe mit einer dünnen Rinde fruchtbarer Erde bedeckt, wird sie auch periodisch durch Regengüsse getränkt und dann mit üppig aufschüßendem Grase geschmückt, so hat sie doch die angrenzenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergthäler von Caracas, das Meeresufer und die Flugwelt des Orinoco zu verlassen, um sich in dieser baum- und quellenlosen Einöde zu verlieren. Daher ward die Steppe, bei der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler, fast menschenleer gefunden.

Allerdings sind die *Manos* zur Viehzucht geeignet; aber die Pflege milchgebender Thiere war den ursprünglichen Einwohnern des Neuen Kontinents fast unbekannt. Kaum wußte einer der amerikanischen Völkerstämme die Vortheile zu benutzen, welche die Natur auch in dieser Hinsicht ihnen dargeboten hatte. Die amerikanische Menschenrace (eine und dieselbe von 65° nördlicher bis 55° südlicher Breite, die Eskimos etwa abgerechnet) ging vom Jagdleben nicht durch die Stufe des Hirtenlebens zum Ackerbau über. Zwei Arten einheimischer Rinder weiden in den Grasfluren von Westcanada, in Quivira, wie um die kolossalen Trümmer der Aztekenburg, welche (ein amerikanisches Palmyra) sich verlassen in der Einöde am Gilaflusse erhebt. Ein langhörniges Mouflon, ähnlich dem sogenannten Stammvater des Schafes, schwärmt auf den dürren und nackten Kalkfelsen von Kalifornien umher. Der südlichen Halbinsel sind die *Vicunias*, *Huanacos*, *Alpacas* und *Lamas* eigenthümlich. Aber von diesen nutzbaren Thieren haben nur die ersten zwei Jahrtausende lang ihre natürliche Freiheit bewahrt. Genug von Milch und Käse ist, wie der Besitz und die Kultur mehrerer Grasarten, ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der Nationen des alten Welttheils.

Sind daher von diesen einige Stämme durch das nördliche Asien auf die Westküste von Amerika übergegangen, und haben sie, kälte liebend, den hohen Andesrücken gegen Süden verfolgt, so muß diese Wanderung auf Wegen geschehen sein, auf welchen weder Heerden noch Cerealien den neuen Ankömmling begleiten konnten. Sollte vielleicht, als das lang erschütterte Reich der Hiongnu zerfiel, das Fortwälzen dieses mächtigen Stammes auch im Nordosten von China und Korea Völkerzüge veranlaßt haben, bei denen gebildete Asiaten in den Neuen Kontinent übergingen? Wären diese Ankömmlinge Bewohner von Steppen gewesen, in denen Ackerbau nicht betrieben wird, so würde diese gewagte, durch Sprachvergleichung bisher wenig begünstigte Hypothese wenigstens den auffallenden Mangel der eigentlichen Cerealien in Amerika erklären. Vielleicht landete an den Küsten von Neu-Kalifornien, durch Stürme

verschlagen, eine von jenen asiatischen Priesterkolonien, welche mythische Träumereien zu fernen Seefahrten veranlaßten und von denen die Bevölkerungsgeschichte von Japan zur Zeit der *Tschinschi-huang-ti* ein denkwürdiges Beispiel liefert.

Blieb demnach das Hirtenleben, diese wohlthätige Mittelstufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden fesselt und gleichsam zum Ackerbau vorbereitet, den Urvölkern Amerika's unbekannt, so liegt in dieser Unbekanntheit selbst der Grund von der Menschenleere der südamerikanischen Steppen. Um so freier haben sich in ihr die Naturkräfte in mannigfaltigen Thiergegestalten entwickelt: frei, und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoco, wo der Hymenäe und dem riesenstämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Andrang schlingender Gewächse droht. Agutis, kleine, buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den Hasen in seiner unterirdischen Höhle aufschrecken; Heerden von trägen Chiguires, schön gestreifte Biverren, welche die Luft verpesten; der große ungemähnte Löwe; buntgefleckte Jaguars (meist Tiger genannt), die den jungen selbstergelegten Stier auf einen Hügel zu schleppen vermögen; — diese und viele andere Thiergegestalten durchjagen die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohnedies (nach asiatisch-indischer Art) die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hier und da die Wäckerpalme, *Mauritia*, zerstreut umher. Weit berühmter sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoco, nördlich von der Sierra de Imataca, die unbewungene Nation der Gnaraunen. Als sie zahlreicher und zusammengedrängt waren, erhoben sie nicht bloß ihre Hütten auf abgehauenen Palmenpfosten, die ein horizontales Tafelwerk als Fußboden trugen; sie spannten auch (so geht die Sage) Hangematten, aus den Blattsielen der *Mauritia* gewebt, künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Diese schwebenden Hütten wurden theilweise mit Betten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schürten die Weiber zu häuslichem Bedürfnis Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfuhr, sah die Flammen reihenweise aufleuchten, hoch in der Luft, von dem Boden getrennt. Die Gnaraunen verdanken noch jetzt die Erhaltung ihrer physischen und vielleicht selbst ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockeren, halbflüssigen Moorboden, über den sie leichtfüßig fortkommen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen: einer hohen Freistadt, zu der religiöse Begeisterung wohl nie einen amerikanischen Styliten leiten wird.

Aber nicht bloß sichere Nahrung, auch mannigfaltige Speise gewährt die *Mauritia*. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blüthenscheide ausbricht, und nur in dieser Periode der Pflanzenmetamorphose, enthält das Mark des Stammes ein jagoartiges Mehl, welches, wie das Mehl der *Ratopharwurzel*, in dünnen brodähnlichen Scheiben gedörrt wird. Der gegohrne Saft des Baumes ist der süße, berauschende Palmwein der Guaranen. Die engschuppigen Früchte, welche röthlichen Tannenzapfen gleichen, geben, wie Fisan und fast alle Früchte der Tropenwelt, eine verschiedenartige Nahrung: je nachdem man sie nach völliger Entwicklung ihres Zuckerstoffes, oder früher, im mehltreichen Zustande, genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung (gleich dem Insekt, das auf einzelne Blüthenheile beschränkt ist) die Existenz eines ganzen Völkerstammes an fast einen einzigen Baum gefesselt.

Seit der Entdeckung des Neuen Kontinents sind die Ebenen (*Planos*) dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und der Guyana (dem *Drinocolande*) zu erleichtern, sind hier und da Städte an den Steppensümpfen erbaut. Ueberall hat Viehzucht in dem unermesslichen Raume begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne, mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Kallose Schaa ren verwilderter Stiere, Pferde und Maulthier (man schätzte sie zur friedlichen Zeit meiner Reise noch auf anderthalb Millionen Köpfe) schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klappt der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Ver rühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streif sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luft dünne, elektrisch geladene Mitte des Wirbels empor: gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, fast strohfarbiges Halblucht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, welche im nebelartig verschleierte Dunststreife schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Glut herbei, wenn er über den lang erhitzten Boden hinwegst.

Auch verschwinden allmählig die Lachen, welche die gelb gebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eiligen Norden die Thiere durch Kälte erstarren: so schlummert hier, unbeweglich, das Krokodil und die Boaschlange, tief vergraben in trockenem Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod; und doch überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserpiegels. Ein schmaler Luftstreifen trennt das ferne Palmengebüsch vom Boden. Es schwebt durch Klemmung gehoben bei der Berührung ungleich erwärmer und also ungleich dichter Luftschichten. In finstere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen Pferde und Kinder umher: diese dumpf aufbrüllend; jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschauend, um durch Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Bedächtiger und verschlagener, sucht das Maulthier auf andere Weise seinen Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonen-Kaktus, verschließt unter seiner stacheligen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts, und wagt es dann erst, die Lippen behutend zu nähern und den kühlen Distelhaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos; oft schiebt man Thiere, welche von Kaktusstacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages, die Kühlung der, hier immer gleich langen Nacht, so können Kinder und Pferde selbst dann nicht sich der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen, während des Schlafes, vampyrartig das Blut aus; oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos, Hippoboscen und eine Schaar stechender Insekten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzvolles Leben, wenn vor der Glut der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Raum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, milder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge, erscheint einzelnes Gewölke im Süden, senkrecht aufsteigend am Horizonte. Nebelartig breiten allmählig die vermehrten Dünste sich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Raum ist die Oberfläche der Erde benezt, so überzieht sich die duftende Steppe mit Kollingien, mit vielrispigem Paspalum und mannigfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen ihre geknickt schlummernden Blätter, und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüthen der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun in frohem Genuße des Lebens. Das hoch aufstiehlende Gras birgt den schöngestreckten Jaguar. Im sicheren Versteck auslanernd und die Weite des einigen Sprunges vorsichtig messend, erhascht er die vorüberziehenden Thiere, kagenartig, wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingeborenen) an den Ufern der Sümpfe den besenbüchelartigen Fellen sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schnellen nun allmählig die Flüsse, welche die Ebene südlich begrenzen: der Aranka, der Apure und der Payara, so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermessliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über dem Seespiegel hervorragten. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengebrängten Thiere stundenlang umher, und nähren sich karglich von der blühenden Grasrippe, die sich über dem braungefärbten gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanz zerschmettert und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieser blutgierigen, riesenhaften Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Ein solcher Anblick erinnert unwillkürlich den ernststen Beobachter an die Biegbarkeit, mit welcher die Alles aneignende Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehrreichen Früchte der Cereä, so sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt: vom Ganges bis an den Platastrom, von der afrikanischen Meeresküste bis zur Gebirgsebene des Antifana, welche höher als der Regelberg von Teneriffa liegt. Hier schützt die nordische Birke, dort die Dattelpalme den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagsonne. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Eu-

ropa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem andern Himmelsstrich von den Angriffen der Tiger und Krokodile bedroht!

Aber nicht die Krokodile und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach; auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sümpfwasser von Vera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft nach Willkür ausstrahlt. Diese Gymnoten haben 5 bis 6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße von Uritucu mußte einst verändert werden, weil sich die Gymnoten in solcher Menge in einem fließenden angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Fahrt ertranken. Auch fliehen alle anderen Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angeln am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht hier elektrisches Feuer aus dem Schooße der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Gang der Gymnoten. Man jagt Mantlthiere und Pferde in einen Sumpf, welchen die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärm die muthigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich, verschlagen, unter den Bauch der Pferde drängen. Von diesen erliegen viele der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Fische. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählig ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch die Harpune verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dies ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist; was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt; was die weite Himmelsdecke dommend entflammt, was Eisen an Eisen bindet und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt: Alles, wie die Farbe des getheilten Lichtstrahls, fließt aus einer Quelle: Alles schmilzt in eine ewige, allverbreitete Kraft zusammen.

Ich könnte hier den gewagten Versuch eines Naturgemäldes der

Steppe schließen. Aber wie auf dem Ocean die Phantasie sich gern mit den Bildern ferner Küsten beschäftigt, so werfen auch wir, ehe die große Ebene uns entschwindet, vorher einen flüchtigen Blick auf die Erdstriche, welche die Steppe begrenzen.

Afrika's nördliche Wüste scheidet die beiden Menschenarten, welche ursprünglich denselben Welttheil angehören und deren unausgeglichenen Zwist so alt als die Mythe von Osiris und Typhon scheint. Nördlich vom Atlas wohnen schlicht- und langhaarige Völkerstämme von gelber Farbe und kaukasischer Gesichtsbildung. Dagegen leben südlich vom Senegal, gegen Sudan hin, Negerhorden, die auf mannigfaltigen Stufen der Civilisation gefunden werden. In Mittelasien ist, durch die mongolische Steppe, sibirische Barbarei von der uralten Menschenbildung auf der Halbinsel von Hindostan getrennt.

Auch die südamerikanischen Ebenen begrenzen das Gebiet europäischer Halbkultur. Nördlich, zwischen der Gebirgskette von Venezuela und dem antillischen Meere, liegen gewerbhame Städte, reizliche Dörfer und sorgsam bebaute Fluren an einander gedrängt. Selbst Kunstsinne, wissenschaftliche Bildung und die edle Liebe zu Bürgerfreiheit sind längst darinnen erwacht.

Gegen Süden umgibt die Steppe eine schaudervolle Wildniß. Tausendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickicht erfüllen den feuchten Erdstrich zwischen dem Orinoco und dem Amazonenstrom. Mächtige, bleifarbig Granitmassen verengen das Bett der schäumenden Flüsse. Berge und Wälder hallen wieder von dem Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrüll des tigerartigen Jaguar, von dem dumpfen, regenverkündenden Geheul der bärtigen Affen.

Wo der leichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenem Nacken, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft bedeckt mit Vögeln, die ungeschlachten Körper der Krokodile. Den Schwanz um einen Baumast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die schwachbrettflackige Boaßlange. Schnell entrollt und vorgestreckt, ergreift sie in der Fuhrt den jungen Stier oder das schwächere Wildpret, und zwingt den Raub, in Geißer gehüllt, mühsam durch den schwellenden Hals.

In dieser großen und wilden Natur leben mannigfaltige Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprachen gesondert, sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit (wie die Otomaten und Jarunren); andere angesiedelt, von selbst-erzielten Früchten genährt, verständig und sanfterer Sitten (wie die Maquiritarer und Makos). Große Räume zwischen dem Cassiquiare und dem Atabapo sind nur vom Tapir und von gefälligen Affen, nicht von Menschen bewohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, daß auch die Einöde einst der Sitz höherer Kultur war.

Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker; wie es auch die ungleich entwickelten, biegsamen Sprachen thun, welche zu den ältesten und unvergänglichsten historischen Denkmälern der Menschheit gehören.

Wenn aber in der Steppe Tiger und Krokodile mit Pferden und Kindern kämpfen, so sehen wir an ihrem waldigen Ufer, in den Wildnissen der Guyana, ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier einzelne Völkerstämme das ausgesogene Blut ihrer Feinde; andere würgen, scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daumnagel. Die schwächeren Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schützternen Tritte.

So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Rohheit, so im Scheinglance seiner höheren Bildung sich stets ein mühevolleres Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechts.

Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder, hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brnst durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Gefirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte, ewige Bahn vollenden.

Die Physiognomie der Gewächse.

Wenn der Mensch mit regsamem Sinne die Natur durchforscht oder in seiner Phantasie die weiten Räume der organischen Schöpfung misst, so wirkt unter den vielfachen Eindrücken, die er empfängt, keiner so tief und mächtig als der, welchen die allverbreitete Kille des Lebens erzeugt. Ueberall, selbst nahe an den besetzten Polen, ertönt die Lust von dem Gesang der Vögel wie von dem Summen schwirrender Insekten. Nicht die unteren Schichten allein, in welchen die verdichteten Dünste schweben, auch die oberen, ätherisch reinen sind belebt. Denn so oft man den Rücken der peruanischen Cordillern oder, südlich vom Yemanssee, den Gipfel des Weißen Berges bestieg, hat man selbst in diesen Einöden noch Thiere entdeckt. Am Chimborazo, fast achtausend Fuß höher als der Aetna, sahen wir Schmetterlinge und andere geflügelte Insek-

ten. Wenn auch, von senkrechten Luftströmen getrieben, sie sich dahin als Fremdlinge verirren, wohin unruhige Forscherbegier des Menschen sorgsame Schritte leitet, so beweist ihr Dasein doch, daß die biegsamere animalische Schöpfung ausdauert, wo die vegetabilische längst ihre Grenze erreicht hat. Höher als der Kegelberg von Teneriffa, auf den schneebedeckten Rücken der Pyrenäen gethürmt, höher als alle Gipfel der Andesketten schwebte oft über uns der Kondor, der Niese unter den Geiern. Raubsucht und Nachstellung der zartvolligen Vicuñas, welche gemsenartig und heerdenweise in den beschneiten Grasebenen schwärmen, locken den mächtigen Vogel in diese Region.

Zeigt nun schon das unbewaffnete Auge den ganzen Luftkreis belebt, so enthüllt noch größere Wunder das bewaffnete Auge. Naderthiere, Brachionen und eine Schaar mikroskopischer Geschöpfe heben die Winde aus den trocknenden Gewässern empor. Unbeweglich und in Scheintod versenkt, schweben sie in den Lüften: bis der Thau sie zur nährenden Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchsichtigen wirbelnden Körper einschließt, und (wahrscheinlich durch den Lebensstoff, welchen alles Wasser enthält) den Organen neue Erregbarkeit einhaucht. Die atlantischen gelblichen Staubmeteore (Staubnebel), welche von dem kaperdischen Inselmeere von Zeit zu Zeit weit gegen Osten in Nordafrika, in Italien und Mitteleuropa eindringen, sind nach Ehrenbergs glänzender Entdeckung Anhäufung von kieselhaltigen mikroskopischen Organismen. Viele schweben vielleicht lange Jahre in den obersten Luftschichten, und kommen bisweilen durch die obern Passate oder durch senkrechte Luftströme lebensfähig und in organischer Selbsttheilung begriffen herab.

Neben den entwickelten Geschöpfen trägt der Luftkreis auch zahllose Keime künftiger Bildungen, Insektenlarven und Eier der Pflanzen, die durch Haar- und Federkronen zur langen Herbstreise geschickt sind. Selbst den belebenden Staub, welchen, bei getrennten Geschlechtern, die männlichen Blüthen austreuen, tragen Winde und geflügelte Insekten über Meer und Land den einsamen weiblichen zu. Wohin der Blick des Naturforschers dringt, ist Leben, oder Keim zum Leben verbreitet.

Dient aber auch das bewegliche Luftmeer, in das wir getaucht sind und über dessen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen, vielen organischen Geschöpfen zur nothwendigsten Nahrung, so bedürfen dieselben dabei doch noch einer größeren Speise, welche nur der Boden dieses gasförmigen Oceans darbietet. Dieser Boden ist zwiefacher Art. Den kleineren Theil bildet die trockene Erde, unmittelbar von Luft umflossen; den größeren Theil bildet das Wasser, — vielleicht einst vor Jahrtausenden durch elektrisches Feuer

aus luftförmigen Stoffen zusammengekommen, und jetzt unaufhörlich in der Werkstatt der Wolken, wie in den pulsirenden Gefäßen der Thiere und Pflanzen zerseht. Organische Gebilde steigen tief in das Innere der Erde hinab: überall, wo die meteorischen Tageswasser in natürliche Höhlen oder Grubenarbeiten dringen können. Das Gebiet der kryptogamischen Unterirdischen Flora ist früh ein Gegenstand meiner wissenschaftlichen Arbeiten gewesen. Heiße Quellen nähren kleine Hydreporen, Konferren und Oscillatorien bei den höchsten Temperaturen. Dem Polarkreise nahe, an dem Bärensee im Neuen Kontinent, sah Richardson den Boden, der in 20 Zoll Tiefe im Sommer gefroren bleibt, mit blühenden Kräutern geschmückt.

Unentschieden ist es, wo größere Lebensfülle verbreitet sei: ob auf dem Kontinent, oder in dem unergründeten Meere. Durch Ehrenbergs treffliche Arbeit „Ueber das Verhalten des kleinsten Lebens im tropischen Weltmeere, wie in dem schwimmenden und festen Eise des Südpols“, hat sich vor unseren Augen die organische Lebensphäre, gleichsam der Horizont des Lebens, erweitert. Kieselhaltige Polygastron, ja Koscinodisten, mit ihren grünen Ovarien, sind, 12° vom Pole, lebend, in Eisschollen gehüllt, aufgefunden worden; eben so bewohnen der kleine schwarze Gletscherfloh, *Desoria glacialis*, und die Podurellen enge Eisdörren der von Agassiz erforschten schweizerischen Gletscher. Ehrenberg hat gezeigt, daß auf mehreren mikroskopischen Infusionsthieren (*Synedra*, *Cocconeis*) wieder andere lauseartig leben; daß von den Gallionellen, bei ihrer ungeheueren Theilungskraft und Massenentwicklung, ein unsichtbares Thierchen in vier Tagen zwei Kubikfuß von dem Wilner Polirschiefer bilden kann. In dem Ocean erscheinen gallertartige Seegewürme, bald lebendig, bald abgestorben, als leuchtende Sterne. Ihr Phosphorlicht wandelt die grünliche Fläche des unermesslichen Oceans in ein Feuermeer um. Unauslöschlich wird mir der Eindruck jener stillen Tropennächte der Südsee bleiben, wenn aus der düstigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das gesenkt untergehende Kreuz ihr mildes planetarisches Licht ausgossen, und wenn zugleich in der schäumenden Meeresflut die Delpnine ihre leuchtenden Furchen zogen.

Aber nicht der Ocean allein, auch die Sumpfwasser verbergen zahllose Gewürme von wunderbarer Gestalt. Unserem Auge fast unmerkbar sind die Cycloidien, die Euglenen und das Heer der Naiden: theilbar durch Nester, wie die Lemna, deren Schatten sie suchen. Von mannigfaltigen Luftgemengen umgeben, und mit dem Lichte unbekannt: athmen die gefleckte *Ascaris*, welche die Haut des Regenwurms, die silberglänzende *Leucophaea*, welche das Innere der *Ufernaide*, und ein *Pentastoma*, welches die weitgezogene Lunge der

tropischen Klapperschlange bewohnt. Es gibt Blutthiere in Fröschen und Lachsen, ja nach Nordmann Thiere in den Flüssigkeiten der Fische, wie in den Kiemen des Bleies. So sind auch die verborgensten Räume der Schöpfung mit Leben erfüllt. Wir wollen hier bei den Geschlechtern der Pflanzen verweilen; denn auf ihrem Dasein beruht das Dasein der thierischen Schöpfung. Unablässig sind sie bemüht, den rohen Stoff der Erde organisch an einander zu reihen, und vorbereitend, durch lebendige Kraft, zu mischen, was nach tausend Umwandlungen zur regsamsten Nervenfasern veredelt wird. Derselbe Blick, den wir auf die Verbreitung der Pflanzendecke heften, enthüllt uns die Fülle des thierischen Lebens, das von jener genährt und erhalten wird.

Ungleich ist der Teppich gewebt, welchen die blüthenreiche Flora über den nackten Erdboden ausbreitet; dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporsteigt; lockerer gegen die trüben Pole hin, wo der wiederkehrende Frost bald die entwickelte Knospe tödtet, bald die reisende Frucht erhascht. Doch überall darf der Mensch sich der nährenden Pflanzen erfreuen. Trennt im Meeresboden ein Vulkan die kochende Flut, und schiebt plötzlich (wie einst zwischen den griechischen Inseln) einen schlackigen Fels empor; oder erheben (um an eine friedlichere Naturerscheinung zu erinnern) auf einem unterseeischen Gebirgsrücken die einträchtigen Lithophyten ihre zelligen Wohnungen, bis sie nach Jahrtausenden, über den Wasserpiegel hervorragend, absterben und ein flaches Koralleneiland bilden: so sind die organischen Kräfte sogleich bereit, den todtten Fels zu beleben. Was den Samen so plötzlich herbeiführt: ob wandernde Vögel, oder Winde, oder die Wogen des Meeres, ist bei der großen Entfernung der Küsten schwer zu entscheiden. Aber auf dem nackten Steine, so bald ihn zuerst die Luft berührt, bildet sich in den nordischen Ländern ein Gewebe sammetartiger Fasern, welche dem unbewaffneten Auge als farbige Flecken erscheinen. Einige sind durch hervorragende Linien bald einfach, bald doppelt begrenzt; andere sind in Furchen durchschnitten und in Fächer getheilt. Mit zunehmendem Alter verdunkelt sich ihre lichte Farbe. Das fernleuchtende Gelb wird braun, und das bläuliche Grau der Leprarien verwandelt sich nach und nach in ein staubartiges Schwarz. Die Grenzen der alternden Decke fließen in einander, und auf dem dunkeln Grunde bilden sich neue, zirkelförmige Flechten von blendender Weiße. So lagert sich schichtenweise ein organisches Gewebe auf das andere; und wie das sich ansiedelnde Menschengeschlecht bestimmte Stufen der sittlichen Kultur durchlaufen muß, so ist die allmähliche Verbreitung der Pflanzen an bestimmte physische Gesetze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihre Gipfel lustig erheben, da überzogen einst zarte Flechten das

erdenlose Gestein. Laubmoose, Gräser, krautartige Gewächse und Sträucher füllen die Kluft der langen, aber ungemessenen Zwischenzeit aus. Was im Norden Flechten und Moose, das bewirken in den Tropen Portulaca, Gomphrenen und andere fetten niedrige Uferpflanzen. Die Geschichte der Pflanzendecke und ihre allmähliche Ausbreitung über die öde Erdrinde hat ihre Epochen, wie die Geschichte der wandernden Thierwelt.

Ist aber auch die Fülle des Lebens überall verbreitet, ist der Organismus auch unablässig bemüht, die durch den Tod entseelten Elemente zu neuen Gestalten zu verbinden, so ist diese Lebensfülle und ihre Erneuerung doch nach Verschiedenheit der Himmelsstriche verschieden. Periodisch erstarrt die Natur in der kalten Zone; denn Flüssigkeit ist Bedingniß zum Leben. Thiere und Pflanzen (Laubmoose und andere Cryptogamen abgerechnet) liegen hier viele Monate hindurch im Winterschlaf vergraben. In einem großen Theile der Erde haben daher nur solche organische Wesen sich entwickeln können, welche einer beträchtlichen Entziehung von Wärmestoff widerstehen, und ohne Blattorgane einer langen Unterbrechung der Lebensfunktionen fähig sind. Je näher dagegen den Tropen, desto mehr nimmt Mannigfaltigkeit der Gestaltung, Anmuth der Form und des Farbungemisches, ewige Jugend und Kraft des organischen Lebens zu.

Diese Zunahme kann leicht von Denen bezweifelt werden, welche nie unsern Welttheil verlassen, oder das Studium der allgemeinen Erdkunde vernachlässigt haben. Wenn man aus unsern dicklaubigen Eichenwäldern über die Alpen- oder Pyrenäenketten nach Wälschland oder Spanien hinabsteigt, wenn man gar seinen Blick auf einige afrikanische Küstenländer des Mittelmeeres richtet, so wird man leicht zu dem Fehlschlusse verleitet, als sei Baumlosigkeit der Charakter heißer Klimate. Aber man vergißt, daß das südliche Europa eine andere Gestalt hatte, als pelagische oder karthagische Pflanzvölker sich zuerst darin festsetzten; man vergißt, daß frühere Bildung des Menschengeschlechts die Waldungen verdrängt, und daß der umschaffende Geist der Nationen der Erde allmählich den Schmutz raubt, welcher uns in dem Norden erfreut, und welcher (mehr als alle Geschichte) die Jugend unserer sittlichen Kultur anzeigt. Die große Katastrophe, durch welche das Mittelmeer sich gebildet, indem es, ein anschwellendes Binnenwasser, die Schleusen der Dardanellen und die Säulen des Herkules durchbrochen: diese Katastrophe scheint die angrenzenden Länder eines großen Theils ihrer Dammerde beraubt zu haben. Was bei den griechischen Schriftstellern von den samothracischen Sagen erwähnt wird, deutet die Neuheit dieser zerstörenden Naturveränderung an. Auch ist in allen Ländern, welche das Mittelmeer hefpült und welche Tertiär-

kalk und untere Kreide (Nummuliten und Neocomien) charakterisiren, ein großer Theil der Erdoberfläche nackter Fels. Das Malerische italienischer Gegenden beruht vorzüglich auf diesem lieblichen Kontraste zwischen dem unbelebten öden Gestein und der üppigen Vegetation, welche inselförmig darin aufsprößt. Wo dieses Gestein, minder zerklüftet, die Wasser auf der Oberfläche zusammenhält, wo diese mit Erde bedeckt ist (wie an den reizenden Ufern des Albanersees), da hat selbst Italien seine Eichenwälder so schattig und grün, als der Bewohner des Nordens sie wünscht.

Auch die Wüsten jenseits des Atlas und die unermesslichen Ebenen oder Steppen von Südamerika sind als bloße Lokalerscheinungen zu betrachten. Diese findet man, in der Regenzeit wenigstens, mit Gras und niedrigen, fast krautartigen Mimosen bedeckt; jene sind Sandmeere im Innern des alten Kontinents, große pflanzenleere Räume, mit ewig grünen waldigen Ufern umgeben. Nur einzeln stehende Fächerpalmen erinnern den Wanderer, daß diese Einöden Theile einer belebten Schöpfung sind. Im trügerischen Lichtspiele, das die strahlende Wärme erregt, sieht man bald den Fuß dieser Palmen frei in der Luft schweben, bald ihr umgekehrtes Bild in den wogenartig zitternden Luftschichten wiederholt. Auch westlich von der peruanischen Andeskette, an den Küsten des Stillen Meeres, haben wir Wochen gebraucht, um solche wasserleere Wüsten zu durchstreifen.

Der Ursprung derselben, diese Pflanzenlosigkeit großer Erdstrecken, in Gegenden, wo umher die kraftvollste Vegetation herrscht, ist ein wenig beachtetes geognostisches Phänomen, welches sich unstreitig auf alte Naturrevolutionen (auf Ueberschwemmungen, oder vulkanische Umwandlungen der Erdrinde) gründet. Hat eine Gegend einmal ihre Pflanzendecke verloren, ist der Sand beweglich und quellenleer, hindert die heiße, senkrecht aufsteigende Luft den Niederschlag der Wolken, so vergehen Jahrtausende, ehe von den grünen Ufern aus organisches Leben in das Innere der Einöde dringt.

Wer demnach die Natur mit einem Blicke zu umfassen, und von Lokalphänomenen zu abstrahiren weiß, der sieht, wie mit Zunahme der belebenden Wärme, von den Polen zum Aequator hin, sich auch allmählig organische Kraft und Lebensfülle vermehren. Aber bei dieser Vermehrung sind doch jedem Erdstriche besondere Schönheiten vorbehalten: den Tropen Mannigfaltigkeit und Größe der Pflanzenformen; dem Norden der Anblick der Wiesen, und das periodische Wiedererwachen der Natur beim ersten Wehen der Frühlingslüfte. Jede Zone hat außer den ihr eigenen Vorzügen auch ihren eigenthümlichen Charakter. Die ertiefe Kraft der Organisation fesselt, trotz einer gewissen Freiwilligkeit im abnormen Entfal-

ten einzelner Theile, alle thierische und vegetabilische Gestaltung an feste ewig wiederkehrende Typen. So wie man an einzelnen organischen Wesen eine bestimmte Physiognomie erkennt; wie beschreibende Botanik und Zoologie, im engern Sinne des Wortes, Zergliederung der Thier- und Pflanzenformen sind: so gibt es auch eine Naturphysiognomie, welche jedem Himmelsstriche ausschließlich zukommt.

Was der Maler mit den Ausdrücken: schweizer Natur, italienischer Himmel bezeichnet, gründet sich auf das dunkle Gefühl dieses lokalen Naturcharakters. Luftbläue, Beleuchtung, Duft, der auf der Ferne ruht, Gestalt der Thiere, Saftfülle der Kräuter, Glanz des Laubes, Umriß der Berge: alle diese Elemente bestimmen den Totaleindruck einer Gegend. Zwar bilden unter allen Zonen dieselben Gebirgsarten: Trachyt, Basalt, Porphyr, Gneis und Dolomit, Felsgruppen von einerlei Physiognomie. Die Grünsteinklippen in Südamerika und Mexiko gleichen denen des deutschen Fichtelgebirges, wie unter den Thieren die Form des Alce oder der ursprünglichen Hunderace des Neuen Kontinents mit der europäischen Race übereinstimmt. Denn die unorganische Rinde der Erde ist gleichsam unabhängig von klimatischen Einflüssen: sei es, daß der Unterschied der Klimate nach Unterschied der geographischen Breite neuer als das Gestein ist; sei es, daß die erhärtende, wärmeleitende und wärmeentbindende Erdmasse sich selbst ihre Temperatur gab, statt sie von außen zu empfangen. Alle Formationen sind daher allen Weltgegenden eigen, und in allen gleichgestaltet. Ueberall bildet der Basalt Zwillingberge und abgestumpfte Kegel; überall erscheint der Trappporphyr in grotesken Felsmassen, der Granit in sanft-rundlichen Kuppen. Auch ähnliche Pflanzenformen, Tannen und Eichen, bekränzen die Berggehänge in Schweden wie die des südlichsten Theils von Mexiko. Und bei aller dieser Uebereinstimmung in den Gestalten, bei dieser Gleichheit der einzelnen Umrisse nimmt die Gruppierung derselben zu einem Ganzen doch den verschiedensten Charakter an.

So wie die oryctognostische Kenntniß der Gesteinsarten sich von der Gebirgslehre unterscheidet, so ist von der individuellen Naturbeschreibung die allgemeine, oder die Physiognomie der Natur, verschieden. Georg Forster in seinen Reisen und in seinen kleinen Schriften; Goethe in den Naturschilderungen, welche so manche seiner unsterblichen Werke enthalten; Buffon, Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand haben mit unnachahmlicher Wahrheit den Charakter einzelner Himmelsstriche geschildert. Solche Schilderungen sind aber nicht bloß dazu geeignet, dem Gemüthe einen Genuß der edelsten Art zu verschaffen; nein, die Kenntniß von dem Naturcharakter verschiedener Weltgegenden ist mit der Geschichte des

Menschengeschlechtes und mit der seiner Kultur auf's Innigste verknüpft. Denn wenn auch der Anfang dieser Kultur nicht durch physische Einflüsse allein bestimmt wird, so hängt doch die Richtung derselben, so hängen Volksscharakter, düstere oder heitere Stimmung der Menschheit größtentheils von klimatischen Verhältnissen ab. Wie mächtig hat der griechische Himmel auf seine Bewohner gewirkt! Wie sind nicht in dem schönen und glücklichen Erdstrich zwischen dem Euphrat, dem Halys und dem ägäischen Meere die sich ansiedelnden Völker früh zu sittlicher Nüchternheit und zarteren Gefühlen erwacht! Und haben nicht, als Europa in neue Barbarei versank und religiöse Begeisterung plötzlich den heiligen Orient öffnete, unsere Voreltern aus jenen milden Thälern von Neuem mildere Sitten heimgebracht? Die Dichterwerke der Griechen und die rauheren Gefänge der nordischen Urvölker verdankten größtentheils ihren eigenthümlichen Charakter der Gestalt der Pflanzen und Thiere, den Gebirgsthälern, die den Dichter umgaben, und der Luft, die ihn umwehte. Wer fühlt sich nicht, um selbst nur an nahe Gegenstände zu erinnern, anders gestimmt in dem dunklen Schatten der Buchen; auf Hügeln, die mit einzeln stehenden Tannen bekränzt sind; oder auf der Grasflur, wo der Wind in dem zitternden Laube der Birke säuselt? Melancholische, ernst erhebende, oder fröhliche Bilder rufen diese vaterländischen Pflanzengestalten in uns hervor. Der Einfluß der physischen Welt auf die moralische, das geheimnißvolle Zueinanderwirken des Sinnlichen und Unfersinnlichen gibt dem Naturstudium, wenn man es zu höheren Gesichtspunkten erhebt, einen eigenen, noch zu wenig erkannten Reiz.

Wenn aber auch der Charakter verschiedener Weltgegenden von allen äußeren Erscheinungen zugleich abhängt; wenn Umriß der Gebirge, Physiognomie der Pflanzen und Thiere, wenn Himmelsbläue, Wolkenform und Durchsichtigkeit des Luftkreises den Totalindruck bewirken: so ist doch nicht zu leugnen, daß das Hauptbestimmende dieses Eindrucks die Pflanzendecke ist. Dem thierischen Organismus fehlt es an Masse; die Beweglichkeit ihrer Individuen und oft ihre Kleinheit entziehen sie unsern Blicken. Die Pflanzenschöpfung dagegen wirkt durch stetige Größe auf unsere Einbildungskraft. Ihre Masse bezeichnet ihr Alter, und in den Gewächsen allein sind Alter und Ausdruck stets sich erneuernder Kraft mit einander gepaart. Der riesenförmige Drachenbaum, den ich auf den kanarischen Inseln sah und der 16 Schuh im Durchmesser hat, trägt noch immerdar (gleichsam in ewiger Jugend) Blüthe und Frucht. Als französische Abenteurer, die Bôthencourts, im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die glücklichen Inseln eroberten, war der Drachenbaum von Drotava (heilig den Eingebornen, wie der Delbaum in

der Burg zu Athen oder die Ulme zu Ephesus) von eben der kolossalen Stärke als jetzt. In den Tropen ist ein Wald von Hymenäen und Cäsalpinien vielleicht das Dentmal von mehr als einem Jahrtausend.

Umfaßt man mit Einem Blick die verschiedenen phanerogamischen Pflanzenarten, welche bereits den Herbarien eingelegt sind und deren Zahl jetzt auf weit mehr denn 80,000 geschätzt wird, so erkennt man in dieser wundervollen Menge gewisse Hauptformen, auf welche sich viele andere zurückführen lassen. Zur Bestimmung dieser Typen, von deren individueller Schönheit, Vertheilung und Gruppierung die Physiognomie der Vegetation eines Landes abhängt, muß man nicht (wie in den botanischen Systemen aus anderen Beweggründen geschieht) auf die kleinsten Fortpflanzungsorgane, Blüthenhüllen und Früchte, sondern nur auf Das Rücksicht nehmen, was durch Masse den Totalindruck einer Gegend individualisirt. Unter den Hauptformen der Vegetation gibt es allerdings ganze Familien der sogenannten natürlichen Systeme. Bananengewächse und Palmen, Casuarineen und Coniferen werden auch in diesen einzeln aufgeführt. Aber der botanische Systematiker trennt eine Menge von Pflanzengruppen, welche der Physiognomiker sich gezwungen sieht mit einander zu verbinden. Wo die Gewächse sich als Massen darstellen, fließen Umrisse und Vertheilung der Blätter, Gestalt der Stämme und Zweige in einander. Der Maler (und gerade dem seinen Naturgefühl des Künstlers kommt hier der Ausdruck zu!) unterscheidet in dem Hintergrunde einer Landschaft Pinien oder Palmengebüsche von Buchen, nicht aber diese von andern Laubholzwäldern!

Sechzehn Pflanzenformen bestimmen hauptsächlich die Physiognomie der Natur. Ich zähle nur diejenigen auf, welche ich auf meinen Reisen durch beide Kontinente und bei einer vieljährigen Aufmerksamkeit auf die Vegetation der verschiedenen Himmelsstriche zwischen dem 60. Grad nördlicher und dem 12. Grad südlicher Breite beobachtet habe. Gewiß wird die Zahl dieser Formen ansehnlich vermehrt werden, wenn man einst in das Innere der Kontinente tiefer eindringt und neue Pflanzengattungen entdeckt. Zur südöstlichen Asien, im Innern von Afrika und Neuholland, in Südamerika vom Amazonenstrom bis zu der Provinz Chiquitos hin ist die Vegetation uns noch völlig unbekannt. Wie, wenn man einmal ein Land entdeckte, in dem holzige Schwämme, *Cenomyces rangiferina*, oder Moese hohe Bäume bildeten? *Neckera dendroides*, ein deutsches Laubmoos, ist in der That baumartig; und die *Bambusaceen* (baumartige Gräser) wie die tropischen *Janträuter*, oft höher als unsere Linden und Erlen, sind für den Europäer noch jetzt ein eben so überraschender Anblick, als dem ersten Entdecker ein

Wald hoher Laubmoose sein würde! Die absolute Größe und der Grad der Entwicklung, welche die Organismen (Pflanzen- und Thierarten) erreichen, die zu einer Familie gehören, werden durch noch unerkannte Gesetze bedingt. In jeder der großen Abtheilungen des Thierreichs: den Insekten, Crustaceen, Reptilien, Vögeln, Fischen oder Säugethieren, oscillirt die Dimension des Körperbaues zwischen gewissen äußersten Grenzen. Das durch die bisherigen Beobachtungen festgesetzte Maß der Größenschwankung kann durch neue Entdeckungen, durch Auffindung bisher unbekannter Thierarten berichtigt werden.

Bei den Landthieren scheinen vorzüglich Temperaturverhältnisse, von den Breitengraden abhängig, die organische Entwicklung genetisch begünstigt zu haben. Die kleine und schlanke Form unserer Eidechse dehnt sich im Süden zu dem kolossalen, schwerfälligen, gepanzerten Körper furchtbarer Krokodile aus. In den ungeheuren Räben von Afrika und Amerika, im Tiger, im Löwen und Jaguar, ist die Gestalt eines unserer kleinsten Hausthiere nach einem größeren Maßstabe wiederholt. Dringen wir gar in das Innere der Erde, durchwühlen wir die Grabstätte der Pflanzen und Thiere, so verkündigen uns die Versteinerungen nicht bloß eine Vertheilung der Formen, die mit den jetzigen Klimaten in Widerspruch steht: sie zeigen uns auch kolossale Gestalten, welche mit denen, die uns gegenwärtig umgeben, nicht minder kontrastiren als die erhabenen, einfachen Heldennaturen der Hellenen mit dem, was unsere Zeit mit dem Worte Charaktergröße bezeichnet. Hat die Temperatur des Erdkörpers beträchtliche, vielleicht periodisch wiederkehrende Veränderungen erlitten; ist das Verhältniß zwischen Meer und Land, ja selbst die Höhe des Ozeans und sein Druck nicht immer derselbe gewesen: so muß die Physiognomie der Natur, so müssen Größe und Gestalt des Organismus ebenfalls schon vielfachem Wechsel unterworfen gewesen sein. Mächtige Pachydermen (Dickhäuter), elephantenartige Mastodonten, Owens Mylodon robustus, und die Collossohelys, eine Landschildkröte von sechs Fuß Höhe: bevölkerten vormals die Waldung, welche aus riesenartigen Lepidodendren, cactusähnlichen Stigmarien und zahlreichen Geschlechtern der Cycadeen bestand. Unfähig, diese Physiognomie des alternden Planeten nach ihren gegenwärtigen Zügen vollständig zu schildern, wage ich nur diejenigen Charaktere anzudeuten, welche jeder Pflanzengruppe vorzüglich zukommen. Bei allem Reichthum und aller Biegsamkeit unserer vaterländischen Sprache, ist es doch ein schwieriges Unternehmen, mit Worten zu bezeichnen, was eigentlich nur der nachahmenden Kunst des Malers darzustellen geziemt. Auch ist das Ermildende des Eindrucks zu vermeiden, das jede Aufzählung einzelner Formen unausbleiblich erregen muß.

Wir beginnen mit den Palmen, der höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten; denn ihr haben stets die Völker (und die früheste Menschenbildung war in der asiatischen Palmenwelt, wie in dem Erdstrich, welcher zunächst an die Palmenwelt grenzt) den Preis der Schönheit zuerkannt. Hohe, schlanke, geringelte, bisweilen strahlige Schäfte endigen mit anstrebbendem, glänzendem, bald gefächertem, bald gefiedertem Laube. Die Blätter sind oft grasartig gekräuselt. Der glatte Stamm erreicht, von mir mit Sorgfalt gemessen, 180 Fuß Höhe. Die Palmenform nimmt an Pracht und Größe ab vom Aequator gegen die gemäßigte Zone hin. Europa hat unter seinen einheimischen Gewächsen nur Einen Repräsentanten dieser Form, die zwergartige Küstpalme, den Chamärops, der in Spanien und Italien sich nördlich bis zum 44. Breitengrade erstreckt. Das eigentliche Palmenklima der Erde hat zwischen 20 $\frac{1}{2}$ ° und 22° Réaumur mittlerer jährlicher Wärme. Aber die aus Afrika zu uns gebrachte Dattelpalme, welche weit minder schön als andere Arten dieser Gruppe ist, vegetirt noch im südlichen Europa in Gegenden, deren mittlere Temperatur 12° bis 13 $\frac{1}{2}$ ° beträgt. Palmenstämme und Elephantengerippe liegen im nördlichen Europa im Innern der Erde vergraben; ihre Lage macht es wahrscheinlich, daß sie nicht von den Tropen her gegen Norden geschwehmt wurden, sondern daß in den großen Revolutionen unseres Planeten die Klimate, wie die durch sie bestimmte Physiognomie der Natur, vielfach verändert worden sind.

Zu den Palmen gesellt sich in allen Welttheilen die Pflanzengruppe der Bananenform: die Scitamineen und Musaceen der Botaniker, Heliconia, Amomum, Strelitzia; ein niedriger, aber saftreicher, fast krautartiger Stamm, an dessen Spitze sich dünn und locker gewebte, zartgestreifte, seidenartig glänzende Blätter erheben. Pflanzengruppe sind der Schmuck feuchter Gegenden. Auf ihrer Frucht beruht die Nahrung fast aller Bewohner des heißen Erdgürtels. Wie die mehrfachen Cerealien oder Getreidearten des Nordens, so begleiten Pflanzengruppen den Menschen seit der frühesten Kindheit seiner Kultur. Semitische Sagen sehen die ursprüngliche Heimat dieser nährenden Pflanze an den Euphrat, andere mit mehr Wahrscheinlichkeit an den Fuß des Himalayagebirges in Indien. Nach griechischen Sagen waren die Gefilde von Cyna das glückliche Vaterland der Cerealien. Wenn die silulischen Früchte der Ceres, durch die Kultur über die nördliche Erde verbreitet, einförmige, weitgedehnte Grassuren bildend, wenig den Anblick der Natur verschönern, so vervielfacht dagegen der sich ansiedelnde Tropenbewohner durch Pflanzengruppen eine der herrlichsten und edelsten Gestalten.

Die Form der Malvaceen und Bombaceen ist dargestellt durch Ceiba, Cavanillesia und den mexikanischen Handbaum,

Cheirostemon: kolossalisch dicke Stämme, mit zartvolligen, großen herzförmigen oder eingeschnittenen Blättern, und prachtvollen, oft purpurrothen Blüten. Zu dieser Pflanzengruppe gehört der Affenbroddbaum, *Adansonia digitata*, welcher bei mäßiger Höhe bisweilen 30 Fuß Durchmesser hat, und wahrscheinlich das größte und älteste organische Denkmal auf unserm Planeten ist. In Italien fängt die Malvenform bereits an, der Vegetation einen eigenthümlichen südlichen Charakter zu geben.

Dagegen entbehrt unsere gemäßigte Zone im alten Kontinent leider ganz die zartgefiederten Blätter, die Form der Mimosen; sie herrscht durch *Acacia*, *Desmanthus*, *Gleditschia*, *Porleria*, *Tamarindus*. Den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in denen unter gleicher Breite die Vegetation mannigfaltiger und üppiger als in Europa ist, fehlt diese schöne Form nicht. Bei den Mimosen ist eine schirmartige Verbreitung der Zweige, fast wie bei den italienischen Pinien, gewöhnlich. Die tiefe Himmelsbläue des Tropenklimas, durch die zartgefiederten Blätter schimmernd, ist von überaus malerischem Effekte.

Eine meist afrikanische Pflanzengruppe sind die Heidekräuter; dahin gehören, dem physiognomischen Charakter oder allgemeinen Anblick nach, auch die *Epacrideen* und *Diosmeen*, viele *Proteaceen*, und die australischen *Alacien* mit bloßen Blattstielblättern (*Phyllodien*): eine Gruppe, welche mit der der Nadelhölzer einige Aehnlichkeit hat, und eben deshalb oft mit dieser, durch die Fülle glockenförmiger Blüten, desto reizender kontrastirt. Die baumartigen Heidekräuter, wie einige andere afrikanische Gewächse, erreichen das nördliche Ufer des Mittelmeers. Sie schmücken Wälschland und die Eistüßgebirge des südlichen Spaniens. Am üppigsten wachsend habe ich sie auf Teneriffa, am Abhange des Pico von Teide, gesehen. In den baltischen Ländern und weiter nach Norden hin ist diese Pflanzenform gefürchtet, Dürre und Unfruchtbarkeit verkündigend. Unsere Heidekräuter, *Erica* (*Calluna*) *vulgaris*, *E. tetralix*, *E. carnea* und *E. cinerea*, sind gesellschaftlich lebende Gewächse, gegen deren fortschreitenden Zug die ackerbauenden Völker seit Jahrhunderten mit wenigem Glücke ankämpfen. Sonderbar, daß der Hauptrepräsentant der Familie bloß Einer Seite unseres Planeten eigen ist! Von den 300 jetzt bekannten Arten von *Erica* findet sich nur eine einzige im Neuen Kontinent von Pennsylvanien und Labrador bis gegen Nutka und Alascha hin.

Dagegen ist bloß dem Neuen Kontinent eigenthümlich die *Cactusform*: bald kugelförmig, bald gegliedert; bald in hohen, vielackigen Säulen, wie Orgelpfeifen, aufrecht stehend. Diese Gruppe bildet den auffallendsten Kontrast mit der Gestalt der Liliengewächse und der Bananen. Sie gehört zu den Pflanzen, welche Bernardin

de St. Pierre sehr glücklich vegetabilische Quellen der Wüste nennt. In den wasserleeren Ebenen von Südamerika suchen die von Durst geängstigten Thiere den Melonencactus: eine kugelförmige, halb im dürren Sande verborgene Pflanze, deren saftreiches Inneres unter furchtbaren Stacheln versteckt ist. Die säulenförmigen Cactusstämme erreichen bis 30 Fuß Höhe: und kandelaberartig getheilt, oft mit Lichenen bedeckt, erinnern sie, durch Aehnlichkeit der Physiognomie, an einige afrikanische Euphorbien.

Wie diese grüne Däse in den pflanzenleeren Wüsten bilden, so beleben die Orchideen den vom Licht verkohlten Stamm der Tropenbäume und die ödesten Felsenrücken. Die Vanillenform zeichnet sich aus durch hellgrüne, saftvolle Blätter, wie durch viel-farbige Blüten von wunderbarem Baue. Die Orchideenblüthen gleichen bald geflügelten Insekten, bald den Vögeln, welche der Duft der Honiggefäße angelockt. Das Leben eines Malers wäre nicht hinlänglich, um, auch nur einen beschränkten Raum durchmusternd, die prachtvollen Orchideen abzubilden, welche die tief ausgedehnten Gebirgsthäler der peruanischen Andeskette zieren.

Blattlos, wie fast alle Cactusarten, ist die Form der *Casuarinen*: einer Pflanzengestalt, bloß der Südsee und Ostindien eigen; Bäume mit schachtelhalmähnlichen Zweigen. Doch finden sich auch in andern Erdstrichen Spuren dieses mehr sonderbaren als schönen Typus. *Plumier's Equisetum altissimum*, Forstäl's *Ephedra aphylla* aus Nordafrika, die peruanischen *Colletien* und das sibirische *Calligonum Pallasia* sind der *Casuarinenform* nahe verwandt.

So wie in den Pflanzengewächsen die höchste Ausdehnung, so ist in den *Casuarinen* und in den Nadelhölzern die höchste Zusammenziehung der Blattgefäße. Tannen, Thuja und Cypressen bilden eine nordische Form, welche in den Tropen seltener ist, und in einigen Coniferen (*Dammara*, *Salisburia*) ein breitblättriges Nadellaub zeigt. Ihr ewig frisches Grün erheitert die öde Winterlandschaft. Es verkündet gleichsam den Polarvölkern, daß, wenn Schnee und Eis den Boden bedecken, das innere Leben der Pflanzen, wie das Prometheus'sche Feuer, nie auf unserm Planeten erlischt.

Parasitisch, wie bei uns Moose und Flechten, überziehen in der Tropenwelt außer den Orchideen auch die *Pothosgewächse* den alternden Stamm der Waldbäume; saftige, traubartige Stengel erheben große, bald pfeilsförmige, bald gefingerte, bald längliche, aber stets dickeblättrige Blätter. Die Blüten der *Arviden*, ihre Lebenswärme erhöhend, sind in Scheiden eingehüllt; stammlos treiben sie Luftwurzeln. Verwandte Formen sind: *Pothos*, *Dracontium*, *Caladium*, *Arum*: das letzte bis zu den Küsten des Mittelmeeres fortschreitend, in Spanien und Italien mit saftvollem Hufslattig,

mit hohen Distelstauden und *Acanthus* die Leppigkeit des südlichen Pflanzenwuchses bezeichnend.

Zu dieser Krummform gesellt sich die Form der tropischen *Pflanzen*, in den heißen Erdstrichen von Südamerika in vorzüglichster Kraft der Vegetation; *Paullinia*, *Banisteria*, *Bignoni*en und *Passiflora*en. Unser rankender Hopfen und unsere Weinreben erinnern an diese Pflanzengestalt der Tropenwelt. Am *Orinoco* haben die blattlosen Zweige der *Bauhinien* oft 40 Fuß Länge. Sie fallen theils senkrecht aus dem Gipfel hoher *Swietenien* herab, theils sind sie schräg wie Masttaue ausgespannt; und die *Tigerkaze* hat eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, daran auf- und abzuklettern.

Mit den biegsamen, sich rankenden *Pflanzen*, mit ihrem frischen und leichten Grün kontrastirt die selbstständige Form der bläulichen *Alcogewächse*: Stämme, wenn sie vorhanden sind, fast ungetheilt, eng geringelt und schlangenartig gewunden. An dem Gipfel sind saftreiche, fleischige, langaugespitzte Blätter strahlenartig zusammengehäuft. Die hochstämmigen *Alcogewächse* bilden nicht Gebüsche, wie andere gesellschaftlich lebende Pflanzen; sie stehen einzeln in dünnen Ebenen, und geben dadurch der Tropengegend oft einen eigenen melancholischen (man möchte sagen afrikanischen) Charakter. Zu dieser *Alcogewächse* gehören wegen physiognomischer Ähnlichkeit im Eindruck der Landschaft: aus den *Bromeliaceen* die *Pitcairnia*en, welche in der Andeskette aus Felsritzen aufsteigen, die große *Pourouma pyramidata* (*Alschupalla* der Hochebenen von Neugranada), die amerikanische *Alcogewächse* (*Agave*), *Bromelia Ananas* und *B. Karatas*; aus den *Euphorbiaceen* die seltenen Arten mit dicken, kurzen, kandelaberartig getheilten Stämmen; aus der Familie der *Asphodelaceen* die afrikanische *Alcogewächse* und der *Drachenbaum*, *Dracaena Draco*; endlich unter den *Liliaceen* die hochblühende *Yucca*.

Wie die *Alcogewächse* sich durch ernste Ruhe und Festigkeit, so charakterisirt sich die *Grasform*, besonders die Physiognomie der baumartigen Gräser, durch den Ausdruck fröhlicher Leichtigkeit und beweglicher Schlantheit. *Bambusgebüsche* bilden schattige Bogengänge in beiden Indien. Der glatte, oft geneigt hinüberwebende Stamm der Tropengräser übertrifft die Höhe unserer Erken und Eichen. Schon in Italien fängt im *Arando Donax* diese Form an sich vom Boden zu erheben und durch Höhe und Masse den Naturcharakter des Landes zu bestimmen.

Mit der Gestalt der Gräser ist auch die der *Farren* in den heißen Erdstrichen veredelt. Baumartige, bis 40 Fuß hohe *Farren* haben ein palmenartiges Ansehen; aber ihr Stamm ist minder schlank, kürzer, schuppigrauer als der der Palmen. Das Laub ist zarter, locker gewebt, durchscheinend, und an den Rändern sauber

ausgezackt. Diese kolossalen *Farrenkräuter* sind fast ausschließlich den Tropen eigen; aber in diesen ziehen sie ein gemäßigtes Klima dem ganz heißen vor. Da nun die Milderung der Hitze bloß eine Folge der Höhe ist, so darf man Gebirge, welche zwei- bis dreitausend Fuß über dem Meere erhaben sind, als den Hauptstich dieser Form nennen. Hochstämmige *Farrenkräuter* begleiten in Südamerika den wohlthätigen Baum, der die heilende Fiebereinde darbietet. Beide bezeichnen die glückliche Region der Erde, in welcher ewige Wilde des Frühlings herrscht.

Noch nenne ich die Form der *Liliengewächse* (*Amaryllis*, *Ixia*, *Gladiolus*, *Panoratum*), mit schiffartigen Blättern und prachtvollen Blüthen: eine Form, deren Hauptvaterland das südliche Afrika ist; ferner die *Weidenform*, in allen Welttheilen einheimisch, und in den Hochebenen von *Quito*, nicht durch die Gestalt der Blätter, sondern durch die der Verzweigung, in *Schinus Molle* wiederholt; *Myrtengewächse* (*Metrosideros*, *Eucalyptus*, *Escallonia myrtilloides*), *Melastomen* und *Lorbeerform*.

Es wäre ein Unternehmen, eines großen Künstlers werth, den Charakter aller dieser Pflanzengruppen, nicht in Treibhäusern oder in den Beschreibungen der Botaniker, sondern in der großen Tropennatur selbst, zu studiren. Wie interessant und lehrreich für den Landschaftsmaler wäre ein Werk, welches dem Auge die aufgezählten sechzehn Hauptformen, erst einzeln und dann in ihrem Kontraste gegen einander, darstellte! Was ist malerischer als baumartige *Farren*, die ihre zartgewebten Blätter über die merikanischen *Lorbeer* ausbreiten? was reizender als *Pisanggebüsche*, von hohen *Guadua*- und *Bambusgräsern* umschattet? Dem Künstler ist es gegeben, die Gruppen zu zergliedern; und unter seiner Hand löst sich (wenn ich den Ausdruck wagen darf) das große Zauberbild der Natur, gleich den geschriebenen Werken der Menschen, in wenige einfache Züge auf.

Am glühenden Sonnenstrahl des tropischen Himmels gedeihen die herrlichsten Gestalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dünnen Flechten und Laubmoosen bedeckt ist, so beleben dort *Cymbidium* und duftende *Vanille* den Stamm der *Anacardien* und der riesenmäßigen *Feigenbäume*. Das frische Grün der *Pothosblätter* und der *Dracontien* kontrastirt mit den vielfarbigen Blüthen der *Orchideen*. Rankende *Bauhinien*, *Passiflora*en und gelbblühende *Banisterien* umschlingen den Stamm der *Waldbäume*. Zarte Blumen entfalten sich aus den Wurzeln der *Theobroma*, wie aus der dichten und rauhen Rinde der *Crescentien* und der *Gustavia*. Bei dieser Fülle von Blüthen und Blättern, bei diesem üppigen Wuchse und der Verwirrung rankender Gewächse wird es oft dem Naturforscher schwer, zu erkennen, welchem Stamme Blüthen und

Blätter zugehören. Ein einziger Baum, mit Paullinien, Vignoni und Dendrobium geschmückt, bildet eine Gruppe von Pflanzen, welche, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdbaum bedecken würden.

In den Tropen sind die Gewächse saftstrotzender, von frischerem Grün, mit größeren und glänzenderen Blättern geziert als in den nördlichen Erdstrichen. Gesellschaftlich lebende Pflanzen, welche die europäische Vegetation so einförmig machen, fehlen am Aequator beinahe gänzlich. Bäume, fast zweimal so hoch als unsere Eichen, prangen dort mit Blüten, welche groß und prachtvoll wie unsere Lilien sind. An den schattigen Ufern des Magdalenenflusses in Südamerika wächst eine rankende Aristolochia, deren Blume, von vier Fuß Umfang, sich die indischen Knaben in ihren Spielen über den Scheitel ziehen. Im südindischen Archipel hat die Blüthe der Rafflesia fast drei Fuß Durchmesser und wiegt über vierzehn Pfund.

Die außerordentliche Höhe, zu welcher sich unter den Wendekreisen nicht bloß einzelne Berge, sondern ganze Länder erheben, und die Kälte, welche Folge dieser Höhe ist: gewähren dem Tropenbewohner einen seltsamen Anblick. Außer den Palmen und Pisanggewächsen umgeben ihn auch die Pflanzenformen, welche nur den nördlichen Ländern anzugehören scheinen. Cypressen, Tannen und Eichen, Verberissträucher und Erlen (nabe mit den unsrigen verwandt) bedecken die Gebirgsebenen im südlichen Mexico, wie die Andeskette unter dem Aequator. So hat die Natur dem Menschen in der heißen Zone verliehen, ohne seine Heimat zu verlassen, alle Pflanzengestalten der Erde zu sehen: wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine seiner leuchtenden Welten verbirgt.

Diesen und so manchen anderen Naturgenuß entbehren die nördlichen Völker. Viele Gestirne und viele Pflanzenformen, von diesen gerade die schönsten (Palmen, hochstämmige Farren und Pisanggewächse, baumartige Gräser und feingefiederte Mimosen), bleiben ihnen ewig unbekannt. Die krankenden Gewächse, welche unsere Treibhäuser einschließen, gewähren nur ein schwaches Bild von der Majestät der Tropenvegetation. Aber in der Ausbildung unserer Sprache, in der glühenden Phantasie des Dichters, in der darstellenden Kunst der Maler ist eine reiche Quelle des Erfasses geöffnet. Aus ihr schöpft unsere Einbildungskraft die lebendigen Bilder einer erotischen Natur. Im kalten Norden, in der öden Heide kann der einsame Mensch sich aneignen, was in den fernsten Erdstrichen erforscht wird; und so in seinem Innern eine Welt sich schaffen, welche das Werk seines Geistes, frei und unvergänglich wie dieser, ist.

Betrachtungen

über

die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses

und eine

wissenschaftliche Begründung der Weltgesetze.

(Vorgetragen am Tage der Eröffnung der Vorlesungen in der großen Halle der Singakademie zu Berlin.)

Wenn ich es unternehme, nach langer Abwesenheit aus dem deutschen Vaterlande, in freien Unterhaltungen über die Natur die allgemeinen physischen Erscheinungen auf unserem Erdkörper und das Zusammenwirken der Kräfte im Weltall zu entwickeln, so finde ich mich mit einer zwiefachen Besorgniß erfüllt. Einestheils ist der Gegenstand, den ich zu behandeln habe, so unermesslich und die mir vorgeschriebene Zeit so beschränkt, daß ich fürchten muß, in eine encyclopädische Oberflächlichkeit zu verfallen, oder, nach Allgemeinheit strebend, durch aphoristische Kürze zu ermüden. Andernteils hat eine vielbewegte Lebensweise mich wenig an öffentliche Vorträge gewöhnt; und in der Befangenheit meines Gemüths wird es mir nicht immer gelingen, mich mit der Bestimmtheit und Klarheit auszudrücken, welche die Größe und die Mannigfaltigkeit des Gegenstandes erheischen. Die Natur aber ist das Reich der Freiheit; und um lebendig die Anschauungen und Gefühle zu schildern, welche ein reiner Natursinn gewährt, sollte auch die Rede stets sich mit der Würde und Freiheit bewegen, welche nur hohe Meisterschaft ihr zu geben vermag.

Wer die Resultate der Naturforschung nicht in ihrem Verhältniß zu einzelnen Stufen der Bildung oder zu den individuellen Bedürfnissen des geselligen Lebens, sondern in ihrer großen Beziehung auf die gesammte Menschheit betrachtet, dem bietet sich, als die erfreulichste Frucht dieser Forschung, der Gewinn dar, durch Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen den Genuß der Natur vermehrt und veredelt zu sehen. Eine solche Veredlung ist aber das Werk der Beobachtung, der Intelligenz und der Zeit, in welcher alle Richtungen der Geisteskräfte sich reflektiren. Wie seit Jahrtausenden das Menschengeschlecht dahin gearbeitet hat, in dem ewig wiederkehrenden Wechsel der Weltgestaltungen das Beharrliche des Gesetzes aufzufinden und so allmählig durch die Macht der Intelligenz den weiten Erdkreis zu erobern, lehret die Geschichte

Den, welcher den uralten Stamm unseres Wissens durch die tiefen Schichten der Vorzeit bis zu seinen Wurzeln zu verfolgen weiß. Diese Vorzeit befragen, heißt dem geheimnißvollen Gange der Ideen nachspüren, auf welchem dasselbe Bild, das früh dem innern Sinne als ein harmonisch geordnetes Ganze, Kosmos, vorschwebte, sich zuletzt wie das Ergebnis langer, mühevoll gesammelter Erfahrungen darstellt.

In diesen beiden Epochen der Weltansicht, dem ersten Erwachen des Bewußtseins der Völker und dem endlichen, gleichzeitigen Aufbau aller Zweige der Kultur, spiegeln sich zwei Arten des Genusses ab. Den einen erregt, in dem offenen kindlichen Sinne des Menschen, der Eintritt in die freie Natur und das dunkle Gefühl des Einklangs, welcher in dem ewigen Wechsel ihres stillen Treibens herrscht. Der andere Genuß gehört der vollendeteren Bildung des Geschlechts und dem Refler dieser Bildung auf das Individuum an: er entspringt aus der Einsicht in die Ordnung des Weltalls und in das Zusammenwirken der physischen Kräfte. So wie der Mensch sich nun Organe schafft, um die Natur zu befragen und den engen Raum seines flüchtigen Daseins zu überschreiten, wie er nicht mehr bloß beobachtet, sondern Erscheinungen unter bestimmten Bedingungen hervorzuweisen weiß, wie endlich die Philosophie der Natur, ihrem alten dichterischen Gewande entzogen, den ernstesten Charakter einer denkenden Betrachtung des Beobachteten annimmt, treten klare Erkenntnis und Begrenzung an die Stelle dumpfer Ahnungen und unvollständiger Induktionen. Die dogmatischen Ansichten der vorigen Jahrhunderte leben dann nur fort in den Vorurtheilen des Volks und in gewissen Disciplinen, die, in dem Bewußtsein ihrer Schwäche, sich gern in Dunkelheit hüllen. Sie erhalten sich auch als ein lästiges Erbtheil in den Sprachen, die sich durch symbolisirende Kunstwörter und geistlose Formen verunstalten. Nur eine kleine Zahl sinniger Bilder der Phantasie, welche, wie vom Dufte der Urzeit umflossen, auf uns gekommen sind, gewinnen bestimmtere Umrisse und eine erneuerte Gestalt.

Die Natur ist für die denkende Betrachtung Einheit in der Vielheit, Verbindung des Mannigfaltigen in Form und Mischung, Inbegriff der Naturdinge und Naturkräfte, als ein lebendiges Ganze. Das wichtigste Resultat des sinnigen physischen Forschens ist daher dieses: in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu erkennen, von dem Individuellen Alles zu umfassen, was die Entdeckungen der letzteren Zeitalter uns darbieten, die Einzelheiten prüfend zu sondern und doch nicht ihrer Masse zu unterliegen, der erhabenen Bestimmung des Menschen eingedenk, den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verbüllt liegt. Auf diesem Wege reicht unser Bestreben über die enge Grenze der

Sinnenwelt hinaus, und es kann uns gelingen, die Natur begreifend, den rohen Stoff empirischer Anschauung gleichsam durch Ideen zu beherrschen.

Wenn wir zuvörderst über die verschiedenen Stufen des Genusses nachdenken, welchen der Aublick der Natur gewährt, so finden wir, daß die erste unabhängig von der Einsicht in das Wirken der Kräfte, ja fast unabhängig von dem eigenthümlichen Charakter der Gegend ist, die uns umgibt. Wo in der Ebene, einförmig, gesellige Pflanzen den Boden bedecken und auf grenzenloser Ferne das Auge ruht, wo des Meeres Wellen das Ufer sanft bespülen und durch Wägen und grünen Seetang ihren Weg bezeichnen: überall durchdringt uns das Gefühl der freien Natur, ein dumpfes Ahnen ihres „Bestehens nach inneren ewigen Gesetzen.“ In solchen Anregungen ruht eine geheimnißvolle Kraft; sie sind erweiternd und lindend, stärken und erfrischen den ermüdeten Geist, besänftigen oft das Gemüth, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert oder vom wilden Drange der Leidenschaften bewegt ist. Was ihnen Ernstes und Feierliches bewohnt, entspringt aus dem fast bewußtlosen Gefühl höherer Ordnung und innerer Gesetzmäßigkeit der Natur; aus dem Eindruck ewig wiederkehrender Gebilde, wo in dem Besonderen des Organismus das Allgemeine sich spiegelt; aus dem Kontraste zwischen dem stöcklich Unendlichen und der eigenen Beschränktheit, der wir zu entfliehen streben. In jedem Erdstrich, überall, wo die wechselnden Gestalten des Thier- und Pflanzenlebens sich darbieten, auf jeder Stufe intellektueller Bildung sind dem Menschen diese Wohlthaten gewährt.

Ein anderer Naturgenuß, ebenfalls nur das Gefühl ansprechend, ist der, welchen wir, nicht dem bloßen Eintritt in das Freie (wie wir tief bedeutsam in unserer Sprache sagen), sondern dem individuellen Charakter einer Gegend, gleichsam der physiognomischen Gestaltung der Erdoberfläche unseres Planeten verdanken. Ein- drücke solcher Art sind lebendiger, bestimmter und deshalb für besondere Gemüthszustände geeignet. Bald ergreift uns die Größe der Naturmassen im wilden Kampfe der entzweiten Elemente oder, ein Bild des Unbeweglich-Starren, die Dede der unermesslichen Grasfluren und Steppen, wie in dem gestaltlosen Flachlande der Neuen Welt und des nördlichen Asiens; bald fesselt uns, freundlicheren Bildern hingegeben, der Aublick der bebauten Flur, die erste Ansiedelung des Menschen, von schroffen Felschichten umringt, am Rande des schäumenden Gießbachs. Denn es ist nicht sowohl die Stärke der Anregung, welche die Stufen des individuellen Naturgenusses bezeichnet, als der bestimmte Kreis von Ideen und Gefühlen, die sie erzeugen und welchen sie Dauer verleihen.

Darf ich mich hier der eigenen Erinnerung großer Naturscenen

überlassen, so gedenke ich des Oceans, wenn in der Milde tropischer Nächte das Himmelsgewölbe sein planetarisches, nicht funkelndes Sternenlicht über die sanftwogende Wellenfläche ergießt; oder der Waldthäler der Cordilleren, wo mit kräftigem Triebe hohe Palmenstämme das düstere Laubdach durchbrechen und als Säulengänge hervorragen, „ein Wald über dem Walde“; oder des Pico von Teneriffa, wenn horizontale Wolkenschichten den Aschenkegel von der unteren Erdoberfläche trennen, und plötzlich durch eine Oeffnung, die der aufsteigende Luftstrom bildet, der Blick von dem Rande des Kraters sich auf die weinbekränzten Hügel von Drotava und die Hesperidengärten der Küste hinabsenkt. In diesen Scenen ist es nicht mehr das stille, schaffende Leben der Natur, ihr ruhiges Treiben und Wirken, die uns ansprechen; es ist der individuelle Charakter der Landschaft, ein Zusammenfließen der Umrisse von Wolkten, Meer und Küsten im Morgendunste der Inseln; es ist die Schönheit der Pflanzenformen und ihrer Gruppierung. Denn das Ungemeßene, ja selbst das Schreckliche in der Natur, Alles, was unsere Fassungskraft übersteigt, wird in einer romantischen Gegend zur Quelle des Genusses. Die Phantasie übt dann das freie Spiel ihrer Schöpfungen an Dem, was von den Sinnen nicht vollständig erreicht werden kann; ihr Wirken nimmt eine andere Richtung bei jedem Wechsel in der Gemüthsstimmung des Beobachters. Gestäuscht, glauben wir von der Außenwelt zu empfangen, was wir selbst in diese gelegt haben.

Wenn nach langer Seefahrt, fern von der Heimat, wir zum Erstemmale ein Tropenland betreten, erfreut uns, an schroffen Felswänden, der Anblick derselben Gebirgsarten (des Thonschiefers oder des basaltartigen Mandelsteins), die wir auf europäischem Boden verlassen und deren Allverbreitung zu beweisen scheint, es habe die alte Erdrinde sich unabhängig von dem äußeren Einfluß der jetzigen Klimate gebildet; aber diese wohlbekannte Erdrinde ist mit den Gestalten einer fremdartigen Flora geschmückt. Da offenbart sich uns, den Bewohnern der nördlichen Zone, von ungewohnten Pflanzenformen, von der überwältigenden Größe des tropischen Organismus und einer erotischen Natur umgeben, die wunderbar aneignende Kraft des menschlichen Gemüthes. Wir fühlen uns so mit allem Organischen verwandt, daß, wenn es anfangs auch scheint, als müßte die heimische Landschaft, wie ein heimischer Volksdialekt, uns zutraulicher, und durch den Reiz einer eigenheimlichen Natürllichkeit uns inniger anregen als jene fremde üppige Pflanzenfülle, wir uns doch bald in dem Palmenlima der heißen Zone eingebürgert glauben. Durch den geheimnißvollen Zusammenhang aller organischen Gestaltung (und unbewußt liegt in uns das Gefühl der Nothwendigkeit dieses Zusammenhangs) erscheinen unserer

Phantasie jene erotischen Formen wie erhöht und veredelt aus denen, die unsere Kindheit umgaben. So leiten dunkle Gefühle und die Verketzung sinnlicher Anschauungen, wie später die Thätigkeit der kombinirenden Vernunft, zu der Erkenntniß, welche alle Bildungsstufen der Menschheit durchdringt, daß ein gemeinsames, geselliges und darum ewiges Band die ganze lebendige Natur umschlingt.

Es ist ein gewagtes Unternehmen, den Zauber der Sinnenwelt einer Zergliederung seiner Elemente zu unterwerfen. Denn der großartige Charakter einer Gegend ist vorzüglich dadurch bestimmt, daß die einflußreichsten Naturerscheinungen gleichzeitig vor die Seele treten, daß eine Fülle von Ideen und Gefühlen gleichzeitig erregt werde. Die Kraft einer solchen über das Gemüth errungenen Herrschaft ist recht eigentlich an die Einheit des Empfundnen, des Nichtentzweiten geknüpft. Will man aber aus der objektiven Verschiedenheit der Erscheinungen die Stärke des Totalgefühls erklären, so muß man sondernd in das Reich bestimmter Naturgestalten und wirkender Kräfte hinabsteigen. Den mannigfaltigsten und reichsten Stoff für diese Art der Betrachtungen gewährt die landschaftliche Natur im südlichen Asien oder im Neuen Continente, da, wo hohe Gebirgsmassen den Boden des Luftmeers bilden und wo dieselben vulkanischen Mächte, welche einst die lange Andesmaner aus tiefen Erdspalten emporgehoben, jetzt noch ihr Werk zum Schrecken der Anwohner oft erschüttern.

Naturgemälde, nach leitenden Ideen an einander gereiht, sind nicht allein dazu bestimmt, unseren Geist angenehm zu beschäftigen; ihre Reihenfolge kann auch die Graduation der Natureindrücke bezeichnen, deren allmählig gesteigerten Intensität wir aus der einförmigen Leere pflanzenloser Ebenen bis zu der üppigen Blütenfülle der heißen Zone gefolgt sind. Wenn man als ein Spiel der Phantasie den Pilatus auf das Schreckhorn, oder unsere Sudentische Schneekuppe auf den Montblanc aufthürmt, so hat man noch nicht eine der größten Höhen der Andeskette, den Chimborazo, die doppelte Höhe des Aetna, erreicht; wenn man auf den Chimborazo den Rigi oder den Athos thürmt, so schaffen wir uns ein Bild von dem höchsten Gipfel des Himalayagebirges, dem Dhaulagiri. Obgleich das indische Gebirge in der Größe seiner felsigen, jetzt durch wiederholte Messung wohl bestimmten Massen die Andeskette weit übertrifft, so gewährt ihr Anblick doch nicht die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, welche die Cordilleren von Südamerika charakterisiren. Höhe allein bestimmt nicht den Eindruck der Natur. Die Himalayakette liegt schon weit außerhalb der Grenze tropischer Klimate. Kaum verirrt sich eine Palme bis in die schönen Thäler der Vorgebirge von Nepaul und Kamaon. Unter dem

28. und 34. Grade der Breite, am Abhange des alten Paropamisus, entfaltet die vegetabilische Natur nicht mehr die Fülle baumartiger Farrenkräuter und Gräser, großblütiger Orchideen und Bananengewächse, welche unter den Wendekreisen bis zu den Hochebenen hinaufsteigen. Unter dem Schatten der cedarartigen Deodaravaceen und großblättriger Eichen bedecken das granitartige Gestein europäische und nordasiatische Pflanzenformen. Es sind nicht dieselben Arten, aber ähnliche Gebilde: Wachholder, Alpenbirken, Gentianen, Farnassien und stachelige Ribesarten. Dem Himalaya fehlen die wechselnden Erscheinungen thätiger Vulkane, welche in der indischen Inselwelt drohend an das innere Leben der Erde mahnen. Auch fängt, wenigstens an einem südlichen Abhange, wo die feuchtere Luft Hindostans ihren Wassergehalt ablegt, der ewige Schnee meist schon in der Höhe von eilf- bis zwölftausend Fuß an, und setzt so der Entwicklung des organischen Lebens eine frühere Grenze als in den Äquinoctialgegenden von Südamerika, wo der Organismus fast zweitausendsechshundert Fuß höher vertritt ist.

Die dem Äquator nahe Gebirgsgegend hat einen anderen nicht genugsam beachteten Vorzug: es ist der Theil der Oberfläche unseres Planeten, wo im engsten Raume die Mannigfaltigkeit der Natureindrücke ihr Maximum erreicht. In der tiefgefurchten Andeskette von Neu-Granada und Quito ist es dem Menschen gegeben, alle Gestalten der Pflanzen und alle Gestirne des Himmels gleichzeitig zu schauen. Ein Blick umfaßt Helikonien, hochgesiederte Palmen, Bambusen, und über diesen Formen der Tropenwelt: Eichenwälder, Mesquitarten und Doldengewächse, wie in unserer deutschen Heimat; ein Blick umfaßt das südliche Kreuz, die Nagelbanschen Wolken und die leitenden Sterne des Bären, die um den Nordpol kreifen. Dort öffnen der Erde Schooß und beide Hemisphären des Himmels den ganzen Reichthum ihrer Erscheinungen und verschiedenartigen Gebilde; dort sind die Klimate, wie die durch sie bestimmten Pflanzenzonen schichtenweise über einander gelagert; dort die Gesetze abnehmender Wärme, dem aufmerksamen Beobachter verständlich, mit ewigen Zügen in die Felsenwände der Andeskette, am Abhange des Gebirges, eingegraben. Um diese Verammlung nicht mit Ideen zu ermüden, die ich versucht habe in einem eigenen Werke über die Geographie der Pflanzen bildlich darzustellen, hebe ich hier nur einige wenige Erinnerungen aus dem „Naturgemälde der Tropengegend“ hervor. Was in dem Gefühle umrisss und düstig, wie Vergluth, verschmizt, kann von der, nach dem Kausalszusammenhang der Erscheinungen grübelnden Vernunft nur in einzelne Elemente zerlegt, als Ausdruck eines individuellen Naturcharakters, begriffen werden. Aber in dem wissenschaftlichen Kreise, wie in den

heiteren Kreisen der Landschaftsdichtung und Landschaftsmalerei, gewinnt die Darstellung um so mehr an Klarheit und objektiver Lebendigkeit, als das Einzelne bestimmt aufgefasset und begrenzt ist.

Sind die tropischen Länder eindruckreicher für das Gemüth durch Fülle und Ueppigkeit der Natur, so sind sie zugleich auch (und dieser Gesichtspunkt ist der wichtigste in dem Ideen gange, den ich hier verfolge) vorzugsweise dazu geeignet, durch einförmige Regelmäßigkeit in den meteorologischen Prozessen des Luftkreises und in der periodischen Entwicklung des Organismus, durch scharfe Scheidung der Gestalten bei senkrechter Erhebung des Bodens, dem Geiste die gesetzmäßige Ordnung der Himmelsräume, wie abgepiegelt in dem Erdenleben, zu zeigen. Mögen wir einige Augenblicke bei diesem Bilde der Regelmäßigkeit, die selbst an Zahlenverhältnisse geknüpft ist, verweilen!

Zu den heißen Ebenen, die sich wenig über die Meeresfläche der Südsee erheben, herrscht die Fülle der Pflanzengewächse, der Cycladeen und Palmen; ihr folgen, von hohen Thalwänden beschattet, baumartige Farrenkräuter und, in üppiger Naturkraft, von kühlem Wolkennebel unaufhörlich getränkt und erfrischt, die Cinchonen, welche die lange verkannte Fiebereinde geben. Wo der hohe Baumwuchs aufhört, blühen, gesellig an einander gedrängt, Kralien, Tibaudien und myriadenblättrige Andromeden. Einen purpurrothen Gürtel bildet die Alpenrose der Cordilleren, die harzreiche Befaria. Dann verschwinden allmählig, in der stürmischen Region der Paramos, die höheren Gesträuche und die großblütigen Kräuter. Rispentragende Monokotyledonen bedecken einförmig den Boden: eine unabsehbare Grasflur, gelb leuchtend in der Ferne; hier weiden einsam das Kameelschaf und die von den Europäern eingeführten Rinder. Wo die nackten Felsklippen trachytartigen Gesteins sich aus der Rasendecke emporheben, da entwickeln sich, bei mangelnder Damm-erde, nur noch Pflanzen niederer Organisation: die Schaar der Flechten, welche der dünne, kohlenstoffarme Luftkreis dürftig ernährt, Parmelien, Lecideen und der vielfarbige Keimhaub der Leprarien. Inseln frischgefallenen Schnees verhüllen hier die letzten Regungen des Pflanzenlebens, bis, scharf begrenzt, die Zone des ewigen Eises beginnt. Durch die weißen, wahrscheinlich hohlen, glockenförmigen Gipfel streben, doch meist vergebens, die unterirdischen Mächte auszubringen. Wo es ihnen gelungen ist, durch runde, kesselförmige Feuerchlünde oder langgedehnte Spalten mit dem Luftkreise in bleibenden Verkehr zu treten, da stoßen sie, fast nie Laven, aber Kohlen-säure, Schwefelhydrate und heiße Wasserdämpfe aus.

Ein so erhabenes Schauspiel kommt bei den Bewohnern der Tropenwelt, in dem ersten Andrang roher Naturgefühle, nur Bewunderung und dumpfes Erstaunen erregen. Der innere Zusam-

menhang großer, periodisch wiederkehrender Erscheinungen, die einfachen Gesetze, nach denen diese Erscheinungen sich zonenweise gruppieren, bieten sich dort allerdings dem Menschen in größerer Klarheit dar; aber bei den Ursachen, welche in vielen Theilen dieses glücklichen Erdstrichs dem lokalen Entstehen hoher Geseßung entgegengetreten, sind die Vortheile eines leichteren Erkennens jener Gesetze (so weit geschichtliche Kunde reicht) unbenutzt geblieben. Gründliche Untersuchungen der neuesten Zeit haben es mehr als zweifelhaft gemacht, daß der eigentliche Ursitz indischer Kultur, einer der herrlichsten Blüthen des Menschengeschlechts, deren südöstliche Verbreitung Wilhelm v. Humboldt in seinem großen Werke „Ueber die Kavisprache“ entwickelt hat, innerhalb der Wendekreise gewesen sei. Aryana Vaedjo, das alte Zendland, lag im Nordwesten des oberen Indus, und nach dem religiösen Zwiespalt, dem Abfall der Främier vom brachmanischen Institute und ihrer Trennung von den Indern hat bei diesen die ursprünglich gemeinschaftliche Sprache ihre eigenthümliche Gestaltung, wie das bürgerliche Wesen seine Ausbildung in Madha oder Madhya Desa, zwischen der kleinen Windhyakette und dem Himalaya, erlangt.

Tiefere Einsicht in das Wirken der physischen Kräfte, hat sich (trotz der Hindernisse, welche, unter höheren Breiten, verwickelte örtliche Störungen in den Naturprozessen des Dunsstreifes oder in der klimatischen Verbreitung organischer Gebilde dem Auffinden allgemeiner Gesetze entgegenstellen) doch nur, wenn gleich spät, bei den Völkern gefunden, welche die gemäßigste Zone unserer Hemisphäre bewohnen. Von daher ist diese Einsicht in die Tropenregion und in die ihr nahen Länder durch Völkerzüge und fremde Ansiedler gebracht worden: eine Verpflanzung wissenschaftlicher Kultur, die auf das intellektuelle Leben und den industriellen Wohlstand der Kolonien, wie der Mutterstaaten, gleich wohlthätig eingewirkt hat. Wir berühren hier den Punkt, wo, in dem Kontakt mit der Sinnenwelt, zu den Anregungen des Gemüthes sich noch ein anderer Genuß gesellt, ein Naturgenuß, der aus Ideen entspringt: da wo in dem Kampf der streitenden Elemente das Ordnungsmäßige, Geseßliche nicht bloß geahndet, sondern vernunftmäßig erkannt wird, wo der Mensch, wie der unsterbliche Dichter sagt:

„Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.“

Um diesen Naturgenuß, der aus Ideen entspringt, bis zu seinem ersten Reime zu verfolgen, bedarf es nur eines flüchtigen Blicks auf die Entwicklungsgeschichte der Philosophie der Natur oder der alten Lehre vom Kosmos.

Ein dumpfes, schauervolles Gefühl von der Einheit der Naturgewalten, von dem geheimnißvollen Bande, welches das Sinnliche und Ueber Sinnliche verknüpft, ist allerdings (und meine eigenen

Reisen haben es bestätigt) selbst wilden Völkern eigen. Die Welt, die sich dem Menschen durch die Sinne offenbart, schmilzt, ihm selbst fast unbewußt, zusammen mit der Welt, welche er, inneren Anklängen folgend, als ein großes Wunderland, in seinem Busen aufbaut. Diese aber ist nicht der reine Abglanz von jener; denn so wenig auch noch das Äußere von dem Innern sich loszureißen vermag, so wirkt doch schon unaufhaltsam, bei den rohesten Völkern, die schaffende Phantasie und die symbolisirende Ahndung des Bedeutsamen in den Erscheinungen. Was bei einzelnen mehr begabten Individuen sich als Rudiment einer Naturphilosophie, gleichsam als eine Vernunftanschauung darstellt, ist bei ganzen Stämmen das Produkt instinktiver Empfänglichkeit. Auf diesem Wege, in der Tiefe und Lebendigkeit dumpfer Gefühle, liegt zugleich der erste Antrieb zum Kultus, die Heiligung der erhaltenden, wie der zerstörenden Naturkräfte. Wenn nun der Mensch, indem er die verschiedenen Entwicklungsstufen seiner Bildung durchläuft, minder an den Boden gefesselt, sich allmählig zu geistiger Freiheit erhebt, genügt ihm nicht mehr ein dunkles Gefühl, die stille Ahndung von der Einheit aller Naturgewalten. Das zergliedernde und ordnende Denkvermögen tritt in seine Rechte ein; und wie die Bildung des Menschengeschlechts, so wächst, gleichmäßig mit ihr, bei dem Anblick der Lebensfülle, welche durch die ganze Schöpfung fließt, der unaufhaltame Trieb, tiefer in den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen einzudringen.

Schwer ist es, einem solchen Triebe schnelle und doch sichere Befriedigung zu gewähren. Aus unvollständigeren Induktionen entstehen irrige Ansichten von dem Wesen der Naturkräfte, Ansichten, die, durch bedeutsame Sprachformen gleichsam verkörpert und erstarrt, sich, wie ein Gemeingut der Phantasie, durch alle Klassen einer Nation verbreiten. Neben der wissenschaftlichen Physik bildet sich dann eine andere, ein System ungeprüfter, zum Theil gänzlich mißverständlicher Erfahrungserkenntnisse. Wenige Einzelheiten umfassend, ist diese Art der Empirie um so anmaßender, als sie keine der Thatfachen kennt, von denen sie erschüttert wird. Sie ist in sich abgeschlossen, unveränderlich in ihren Axiomen, anmaßend wie alles Beschränkte; während die wissenschaftliche Naturkunde, untersuchend und darum zweifelnd, das fest Begründete von dem bloß Wahrscheinlichen trennt, und sich täglich durch Erweiterung und Berichtigung ihrer Ansichten vervollkommenet.

Eine solche rohe Anhäufung physischer Dogmen, welche ein Jahrhundert dem andern überliefert und aufdringt, wird aber nicht bloß schädlich, weil sie einzelne Irrthümer nährt, weil sie hartnäckig wie das Zeugniß schlecht beobachteter Thatfachen ist; nein, sie hindert auch jede großartige Betrachtung des Weltbaus. Statt den

mittleren Zustand zu erforschen, um welchen, bei der scheinbaren Ungebundenheit der Natur, alle Phänomene innerhalb enger Grenzen oscilliren, erkennt sie nur die Ausnahmen von den Gesetzen; sie sucht andere Wunder in den Erscheinungen und Formen, als die der geregelten und fortschreitenden Entwicklung. Immer ist sie geneigt, die Kette der Naturbegebenheiten zerrissen zu wähen, in der Gegenwart die Analogie mit der Vergangenheit zu verkennen, und spielend, bald in den fernen Himmelsräumen, bald im Innern des Erdkörpers, die Ursache jener erdichteten Störungen der Weltordnung aufzufinden. Sie führt ab von den Absichten der vergleichenden Erdkunde, die wie Karl Ritters großes und geistreiches Werk bewiesen hat, nur dann Gründlichkeit erlangt, wenn die ganze Masse von Thatfachen, die unter verschiedenen Himmelsstrichen gesammelt worden sind, mit Einem Blicke umfaßt, dem kombinirenden Verstande zu Gebote steht.

Es ist ein besonderer Zweck dieser Unterhaltungen über die Natur, einen Theil der Irrthümer, die aus roher und unvollständiger Empirie entsprungen sind und vorzugsweise in den höheren Volksklassen (oft neben einer ausgezeichneten literarischen Bildung) fortzuleben, zu berichtigen und so den Genuß der Natur durch tiefere Einsicht in ihr inneres Wesen zu vermehren. Das Bedürfnis eines solchen veredelten Genusses wird allgemein gefühlt; denn ein eigener Charakter unseres Zeitalters spricht sich in dem Bestreben aller gebildeten Stände aus, das Leben durch einen größeren Reichthum von Ideen zu verschönern. Der ehrenvolle Antheil, welcher meinen Vorträgen in zwei Hörsälen dieser Hauptstadt geschenkt wird, zeugt für die Lebendigkeit eines solchen Bestrebens.

Ich kann daher der Besorgnis nicht Raum geben, zu welcher Beschränkung oder eine gewisse sentimentale Trübheit des Gemüths zu leiten scheinen, zu der Besorgnis, daß, bei jedem Forschen in das innere Wesen der Kräfte, die Natur von ihrem Zauber, von dem Reize des Geheimnißvollen und Erhabenen verliere. Allerdings wirken Kräfte, im eigentlichen Sinne des Worts, nur dann magisch, wie im Dunkel einer geheimnißvollen Macht, wenn ihr Wirken außerhalb des Gebietes allgemein erkannter Naturbedingungen liegt. Der Beobachter, der durch ein Heliumeter oder einen prismatischen Doppelpath den Durchmesser der Planeten bestimmt, Jahre lang die Meridianhöhe desselben Sternes mißt, zwischen dichtgedrängten Nebelflecken teleskopische Kometen erkennt, fühlt (und es ist ein Glück für den sichern Erfolg dieser Arbeit) seine Phantasie nicht mehr angeregt, als der beschreibende Botaniker, so lange er die Kelchinschnitte und die Staubfäden einer Blume zählt, und in der Struktur eines Laubmooses die einfachen oder doppelten, die freien oder ringförmig verwachsenen Zähne der Saamentapsel untersucht;

aber das Messen und Aufsuchen numerischer Verhältnisse, die sorgfältigste Beobachtung des Einzelnen bereitet zu der höheren Kenntniß des Naturganzen und der Weltgesetze vor. Dem Physiker, welcher (wie Thomas Young, Arago und Fresnel) die ungleich langen Ströme der durch Interferenz sich vernichtenden oder verstärkenden Lichtwellen mißt; dem Astronomen, der mittelst der raumdurchdringenden Kraft der Fernröhre nach den Monden des Uranus am äußersten Rande unseres Sonnensystems forscht, oder (wie Herrschel, South und Struve) aufglühende Lichtpunkte in farbige Doppelsterne zerlegt; dem eingeweihten Blick des Botanikers, welcher die Chara-artig kreisende Bewegung der Saftkugeln in fast allen vegetabilischen Zellen, die Einheit der Gestaltung, das ist die Verkettung der Formen in Geschlechtern und natürlichen Familien, erkennt, gewähren die Himmelsräume, wie die blüthenreiche Pflanzendecke der Erde, gewiß einen großartigen Anblick, als dem Beobachter, dessen Natursinn noch nicht durch die Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen geschärft ist. Wir können daher dem geistreichen Burke nicht beipflichten, wenn er behauptet, daß „aus der Unwissenheit von den Dingen der Natur allein die Bewunderung und das Gefühl des Erhabenen entstehe.“

Während die gemeine Sinnlichkeit die leuchtenden Gestirne an ein kristallenes Himmelsgewölbe heftet, erweitert der Astronom die räumliche Ferne: er begrenzt unsere Weltengruppe, nur um jenseits andere und andere ungezählte Gruppen (eine aufglühende Inselstir) zu zeigen. Das Gefühl des Erhabenen, in sofern es aus der einfachen Naturanschauung der Ausdehnung zu entspringen scheint, ist der feierlichen Stimmung des Gemüths verwandt, die dem Ausdruck des Unendlichen und Freien in den Sphären ideeller Subjektivität, in dem Bereich des Geistigen angehört. Auf dieser Verwandtschaft, dieser Bezüglichkeit der sinnlichen Eindrücke beruht der Zauber des Unbegrenzten, sei es auf dem Ocean und im Luftmeere, wo dieses eine isolirte Bergspitze umgibt, sei es im Welt- raume, in den die Nebel-auflösende Kraft großer Fernröhre unsere Einbildungskraft tief und ahnungsvoll versenkt.

Einseitige Behandlung der physikalischen Wissenschaften, endloses Anhäufen roher Materialien konnten freilich zu dem, nun fast verfallenen Vorurtheile beitragen, als müßte nothwendig wissenschaftliche Erkenntniß das Gefühl erkalten, die schaffende Bildkraft der Phantasie erstöden und so den Naturgenuß stören. Wer in der bewegten Zeit, in der wir leben, noch dieses Vorurtheil nährt, der verkennet, bei dem allgemeinen Fortschreiten menschlicher Bildung, die Freuden einer höheren Intelligenz, einer Geistesrichtung, welche Mannigfaltigkeit in Einheit auflöst und vorzugsweise bei dem Allgemeinen und Höheren verweilt. Um dies Höhere zu genießen,

müssen in dem mühsam durchforschten Felde specieller Naturformen und Naturerscheinungen die Einzelheiten zurückgedrängt und von dem selbst, der ihre Wichtigkeit erkannt hat und den sie zu größeren Ansichten geleitet, sorgfältig verhüllt werden.

Zu den Besorgnissen über den Verlust eines freien Naturgenusses unter dem Einfluß denkender Betrachtung oder wissenschaftlicher Erkenntniß gesellen sich auch die, welche aus dem, nicht Allen erreichbaren Maße dieser Erkenntniß oder dem Umfange derselben geschöpft werden. In dem wundervollen Gewebe des Organismus, in dem ewigen Treiben und Wirken der lebendigen Kräfte führt allerdings jedes tiefere Forschen an den Eingang neuer Labyrinth. Aber gerade diese Mannigfaltigkeit unbetretener, vielverschlungener Wege erregt auf allen Stufen des Wissens freudiges Erstaunen. Jedes Naturgesetz, das sich dem Beobachter offenbart, läßt auf ein höheres, noch unerkanntes schließen; denn die Natur ist, wie Carnus trefflich sagt, und wie das Wort selbst dem Römer und dem Griechen andeutete, „das ewig Wachsende, ewig im Bilden und Entfalten Begriffene.“ Der Kreis der organischen Typen erweitert sich, je mehr die Erdräume auf Land- und Seereisen durchsucht, die lebendigen Organismen mit den abgestorbenen verglichen, die Mikroskope vervollkommenet und verbreitet werden. In der Mannigfaltigkeit und im periodischen Wechsel der Lebensgebilde erneuert sich unablässig das Urgeheimnis aller Gestaltung, ich sollte sagen, das von Goethe so glücklich behandelte Problem der Metamorphose, eine Lösung, die dem Bedürfnis nach einem idealen Zurückführen der Formen auf gewisse Grundtypen entspricht. Mit wachsender Einsicht vermehrt sich das Gefühl von der Unermeßlichkeit des Naturlebens; man erkennt, daß auf der Feste, in der Lufthülle, welche die Feste umgibt, den Tiefen des Oceans, wie in den Tiefen des Himmels, dem kühnen wissenschaftlichen Eroberer, auch nach Jahrtausenden, nicht „der Weltraum fehlen wird.“

Allgemeine Ansichten des Geschaffenen (sei es der Materie, zu fernern Himmelskörpern geballt, sei es der uns nahen tellurischen Erscheinungen) sind nicht allein anziehender und erhebender, als die speciellen Studien, welche abgesonderte Theile des Naturwissens umfassen; sie empfehlen sich auch vorzugsweise denen, die wenig Mühe auf Beschäftigungen dieser Art verwenden können. Die naturbeschreibenden Disciplinen sind meist nur für gewisse Lagen geeignet; sie gewähren nicht dieselbe Freude zu jeder Jahreszeit in jedem Lande, das wir bewohnen. Der unmittelbaren Anschauung der Naturkörper, die sie erheischen, müssen wir in unserer nördlichen Zone oft lange entbehren; und ist unser Interesse auf eine bestimmte Klasse von Gegenständen beschränkt, so gewähren uns selbst die trefflichsten Berichte reisender Naturforscher keinen Genuß, wenn darin

gerade solche Gegenstände unberührt bleiben, auf welche unsere Studien gerichtet sind.

Wie die Weltgeschichte, wo es ihr gelingt, den wahren ursächlichen Zusammenhang der Begebenheiten darzustellen, viele Räthsel in den Schicksalen der Völker und ihrem intellektuellen, bald gehemmten, bald beschleunigten Fortschreiten löset; so würde auch eine physische Weltbeschreibung, geistreich und mit gründlicher Kenntniß des bereits Entdeckten aufgefaßt, einen Theil der Widersprüche heben, welche die streitenden Naturkräfte in ihrer zusammengesetzten Wirkung dem ersten Anschauen darbieten. Generelle Ansichten erhöhen den Begriff von der Würde und der Größe der Natur; sie wirken länternd und beruhigend auf den Geist, weil sie gleichsam den Zwiespalt der Elemente durch Auffindung von Gesetzen zu schlichten streben, von Gesetzen, die in dem zarten Gewebe irdischer Stoffe, wie in dem Archipel dichtgedrängter Nebelflecke und in der schauerhaften Leere welkenarmer Wüsten walten. Generelle Ansichten gewöhnen uns, jeden Organismus als Theil des Ganzen zu betrachten, in der Pflanze und im Thier minder das Individuum oder die abgeschlossene Art, als die mit der Gesamtheit der Bildungen verketete Naturform zu erkennen; sie erweitern unsere geistige Existenz und setzen uns, auch wenn wir in ländlicher Abgeschlossenheit leben, in Berührung mit dem ganzen Erdkreise. Durch sie erhält die Kunde von dem, was durch Seefahrten nach dem fernern Pole oder auf den neuerlichst fast unter allen Breiten errichteten Stationen über das gleichzeitige Eintreten magnetischer Ungewitter erforscht wird, einen unwiderstehlichen Reiz; ja wir erlangen ein Mittel, schnell den Zusammenhang zu errathen, in dem die Resultate neuer Beobachtungen mit den früher erkannten Erscheinungen stehen.

Wer kann, um eines Gegenstandes im Weltraume zu erwähnen, der in den leztverflossenen Jahren die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zog, wer kann ohne generelle Kenntniß von dem gewöhnlichen Kometenlaufe einsehen, wie folgenreich Ende's Entdeckung sei, nach der ein Komet, welcher in seiner elliptischen Bahn nie aus unserem Planetensysteme heraustritt, die Existenz eines seine Wirkkraft hemmenden Fluidums offenbart? Bei einer sich schnell verbreitenden Halbkultur, welche wissenschaftliche Resultate in das Gebiet der geselligen Unterhaltung, aber entfielt hinüberzieht, nimmt die alte Besorgniß über ein gefährdendes Zusammentreffen von Weltkörpern oder über kosmische Ursachen in der vermeinten Verschlechterung der Klimate eine veränderte und darum noch trügerischere Gestalt an. Klare Ansicht der Natur, wenn auch nur eine historische, bewahrt vor den Annahmen einer dogmatisirenden Phantasie. Sie lehrt, daß der Ende'sche Komet, der schon in 1200

Tagen seinen Lauf vollendet, wegen der Gestalt und der Lage seiner Bahn, harmlos für die Erdbewohner, harmlos wie der große sechs- und siebenzigjährige Hallensche Komet von 1759 und 1835 ist, daß ein anderer Komet von kurzer (sechsjähriger) Umlaufszeit, der Bielassche, allerdings die Erdbahn schneidet, doch nur dann uns nahe kommen kann, wenn seine Sonnennähe in die Zeit des Wintersolstitiums fällt.

Die Quantität Wärme, welche ein Weltkörper empfängt und deren Vertheilung die großen meteorologischen Prozesse des Luftkreises bestimmt, wird zugleich durch die lichtentbindende Kraft der Sonne (die Beschaffenheit ihrer Oberfläche) und die relative Lage der Sonne und des Planeten modificirt; aber die periodischen Veränderungen, welche, nach den allgemeinen Gesetzen der Gravitation, die Gestalt der Erdbahn und die Schiefe der Ekliptik (die Neigung der Erdoberfläche gegen die Ebene der Erdbahn) erleiden, sind so langsam und in so enge Grenzen eingeschlossen, daß die Wirkungen kaum nach mehreren tausend Jahren unseren jetzigen wärmemessenden Instrumenten erkennbar sein würden. Kosmische Ursachen der Temperaturabnahme, der Wasserverminderung und der Epidemien, deren in neueren Zeiten, wie einst im Mittelalter, Erwähnung geschieht, liegen daher ganz außerhalb des Bereichs unserer wirklichen Erfahrung.

Soll ich andere Beispiele der physischen Astronomie entlehnen, welche ohne generelle Kenntniß des bisher Beobachteten kein Interesse erregen können, so erwähne ich der elliptischen Bewegung mehrerer Tausende von ungleichfarbigen Doppelsternen um einander oder vielmehr um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt: der periodischen Seltenheit der Sonnensflecke; des seit so vielen Jahren regelmäßigen Erscheinens zahlloser Sternschnuppen, die wahrscheinlich planetenartig kreisen und in ihren Bahnen am 12. oder 13. November, ja, wie man später erkennt, auch gegen das Fest des Heiligen Laurentius, am 10. August, unsere Erdbahn schneiden.

Auf ähnliche Weise werden nur generelle Ansichten des Kosmos den Zusammenhang abhaken lassen zwischen der durch Bessels Scharfblick vollendeten Theorie der Pendelschwingung im luftvollen Raume und der inneren Dichtigkeit, ich könnte sagen der Erstarrungsstufe unseres Planeten; zwischen der Erzeugung körniger Gebirgsarten in bandartigen Lavaströmen, am Abhange noch jetzt thätiger Vulkanen und den endogenen granit-, porphyr- und serpentinsteinartigen Massen, welche, aus dem Innern der Erde hervorgehoben, einst die Flözgebirge durchbrochen und mannigfaltig (erhärten, vertiefend, dolomitisirend, krystallerzeugend) auf sie eingewirkt haben: zwischen der Hebung von Inseln und Regelbergen durch elastische Kräfte und der Hebung ganzer Bergketten und Kontinente,

ein Zusammenhang, der von dem größten Geognosten unserer Zeit, Leopold von Buch, erkannt und durch eine Reihe geistreicher Beobachtungen dargelegt worden ist. Solches Emporreiben von körnigen Gebirgsmassen und Flözschichten (wie noch neuerlichst, am Meeresufer von Chili, bei einem Erdbeben, in weiter Erstreckung) läßt die Möglichkeit einsehen, daß Petrefakten von Seemuscheln, welche ich mit Bonpland in 11,000 Fuß Höhe, auf dem Rücken der Andeslente, gesammelt, nicht eine allgemeine Wasserbedeckung, sondern durch vulkanische Hebungskräfte in diese Lage gekommen sind.

Vulkanismus nenne ich aber im allgemeinsten Sinne des Wortes, sei es auf der Erde oder auf ihrem Trabanten, dem Monde, die Reaktion, welche das Innere eines Planeten auf seine Rinde ausübt. Wer die Versuche über die mit der Tiefe zunehmende Wärme nicht kennt (Versuche, nach welchen berühmte Physiker vermuthen, daß 5 geographische Meilen unter der Oberfläche eine granitischmelzende Glühbige herrsche), dem müssen viele neuere Beobachtungen über die Gleichzeitigkeit vulkanischer Ausbrüche, die eine große Länderstrecke trennt, über die Grenzen der Erschütterungskreise bei Erdbeben, über die Beständigkeit der Temperatur heißer Mineralquellen, wie über die Temperaturverschiedenheit artesischer Brunnen von ungleicher Tiefe, unverständlich bleiben. Und doch wirft diese Kenntniß der inneren Erdwärme ein dämmerndes Licht auf die Urgeschichte unseres Planeten. Sie zeigt die Möglichkeit einstmaliger allverbreiteter tropischer Klimate, als Folge offener, Wärme ausströmender Klüfte in der neu erhärteten erdirdten Erdrinde. Sie erinnert an einen Zustand, in dem die Wärme des Luftkreises mehr von diesen Ausströmungen, von der Reaktion des Innern gegen das Äußere, als von der Stellung des Planeten gegen einen Centralkörper (die Sonne) bedingt ward.

Mannigfaltige Produkte der Tropenwelt, in ihren Grabstätten verborgen, offenbart die kalte Zone dem forschenden Geognosten: Coniferen, aufgerichtete Stämme von Palmenholz, baumartige Farnkräuter, Goniatiten und Fische mit rhomboidalen Schmelzschuppen in dem alten Kohlengebirge; kolossale Gerippe von Krokodilen, langbalsigen Plesiosauren, Schalen von Planuliten und Cycloadenstämmen im Jurakalkstein; Polythalamien und Bryozoen in der Kreide, zum Theil identisch mit noch lebenden Seethieren; Agglomerate fossiler Infusionsthiere, wie sie Ehrenbergs allbelebendes Mikroskop entdeckt, in mächtigen Schichten von Polirschiefer, Halboyal und Kieselgahr; Knochen von Hyänen, Löwen und elephantenartigen Pachydermen in Höhlen zerstreut oder von dem neuesten Schuttlande bedeckt. Bei vollständiger Kenntniß anderer Naturerscheinungen bleiben diese Produkte nicht ein Gegenstand der Neu-

gierde und des Erstaunens, sie werden, was unserer Intelligenz würdiger ist, eine Quelle vielseitigen Nachdenkens.

In der Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die ich hier geflüstert sich zusammengedrängt, bietet sich von selbst die Frage dar, ob generelle Ansichten der Natur zu einer gewissen Deutlichkeit gebracht werden können, ohne ein tiefes und ernstes Studium einzelner Disciplinen, sei es der beschreibenden Naturkunde oder der Physik oder der mathematischen Astronomie? Man unterscheide sorgfältig zwischen dem Lehrenden, welcher die Auswahl und die Darstellung der Resultate übernimmt, und Dem, der das Dargestellte, als ein Gegebenes, nicht selbst Gesuchtes, empfängt. Für Jenen ist die genaueste Kenntniß des Speciellen unbedingt nothwendig; er sollte lange das Gebiet der einzelnen Wissenschaften durchwandern sein, selbst gemessen, beobachtet und experimentirt haben, um sich mit Zuversicht an das Bild eines Naturganzen zu wagen. Der Anfang von Problemen, deren Untersuchung der physischen Weltbeschreibung ein so hohes Interesse gewährt, ist vielleicht nicht ganz zu vollständiger Klarheit zu bringen, da, wo specielle Vorkenntnisse fehlen; aber auch ohne Voraussetzung dieser können die meisten Fragen befriedigend erörtert werden. Sollte sich nicht in allen einzelnen Theilen das große Naturgemälde mit scharfen Umrissen darstellen lassen, so wird es doch wahr und anziehend genug sein, um den Geist mit Ideen zu bereichern und die Einbildungskraft lebendig und fruchtbar anzuregen.

Man hat vielleicht mit einigem Rechte wissenschaftlichen Werken unserer Literatur vorgeworfen, das Allgemeine nicht genugsam von dem Einzelnen, die Uebersicht des bereits Ergründeten nicht von der Herabführung der Mittel zu trennen, durch welche die Resultate erlangt worden sind. Dieser Vorwurf hat sogar den größten Dichter unserer Zeit zu dem humoristischen Ausruf verleitet: „Die Deutschen besitzen die Gabe, die Wissenschaften unzugänglich zu machen.“ Bleibt das Gerüste stehen, so wird uns durch dasselbe der Anblick des Gebäudes entzogen. Wer kann zweifeln, daß das physische Gesetz in der Vertheilung der Kontinentalmassen, welche gegen Süden hin eine pyramidale Form annehmen, indem sie sich gegen Norden in der Breite ausdehnen (ein Gesetz, welches die Vertheilung der Klimate, die vorherrschende Richtung der Luftströme, das weite Vordringen tropischer Pflanzenformen in die gemäßigste südliche Zone so wesentlich bedingt), auf das Klarste erkannt werden kann, ohne die geodätischen Messungen und die astronomischen Ortsbestimmungen der Küsten zu erläutern, durch welche jene Pyramidalformen in ihren Dimensionen bestimmt worden sind? Eben so lehrt uns die physische Weltbeschreibung, um wie viel Meilen die Aequatorialachse unseres Planeten größer als die

Polarachse ist; daß die südliche Hemisphäre keine größere Abplattung als die nördliche hat; ohne daß es nöthig ist, speciell zu erzählen, wie durch Gradmessungen und Wendelversuche die wahre Gestalt der Erde, als eines nicht regelmäßigen, elliptischen Revolutionsphäroids, gefunden ist und wie diese Gestalt in der Bewegung des Mondes, eines Erdsatelliten, sich abspiegelt.

Unsere Nachbarn jenseits des Rheins besitzen ein unsterbliches Werk, Laplace's Entwicklung des Weltsystems, in welchem die Resultate der tiefstnigsten mathematisch-astronomischen Untersuchungen verflossener Jahrhunderte, abgesondert von den Einzelheiten der Beweise, vorgetragen werden. Der Bau des Himmels erscheint darin als die einfache Lösung eines großen Problems der Mechanik. Und wohl noch nie ist die Exposition du Systeme du Monde, ihrer Form wegen, der Ungründlichkeit beschuldigt worden. Die Trennung ungleichartiger Ansichten, des Allgemeinen von dem Besondern, ist nicht bloß zur Klarheit der Erkenntniß nützlich, sie gibt auch der Behandlung der Naturwissenschaft einen erhabenen und ernstesten Charakter. Wie von einem höheren Standpunkte, übersteht man auf einmal größere Massen. Wir ergötzen uns, geistig zu fassen, was den sinnlichen Kräften zu entgehen droht. Wenn die glückliche Ausbildung aller Zweige des Naturwissens, der sich die letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts erfreuten, besonders dazu geeignet ist, das Studium specieller Theile (der chemischen, physikalischen und naturbeschreibenden Disciplinen) zu erweitern, so wird durch jene Ausbildung in noch höherem Grade der Vortrag allgemeiner Resultate abgekürzt und erleichtert.

Je tiefer man eindringt in das Wesen der Naturkräfte, desto mehr erkennt man den Zusammenhang von Phänomenen, die lange, vereinzelt und oberflächlich betrachtet, jeglicher Anreihung zu widerstreben schienen; desto mehr werden Einfachheit und Gedrängtheit der Darstellung möglich. Es ist ein sicheres Kriterium der Menge und des Werthes der Entdeckungen, die in einer Wissenschaft zu erwarten sind, wenn die Thatfachen noch unverkettelt, fast ohne Beziehung auf einander dastehen, ja wenn mehrere derselben, und zwar mit gleicher Sorgfalt beobachtet, sich zu widersprechen scheinen. Diese Art der Erwartungen erregt der Zustand der Meteorologie, der neuern Optik und besonders, seit Melloni's und Faraday's herrlichen Arbeiten, die Lehre von der Wärmestrahlung und vom Elektromagnetismus. Der Kreis glänzender Entdeckungen ist hier noch nicht durchlaufen, ob sich gleich in der Voltaischen Säule schon ein bewundernswürdiger Zusammenhang der elektrischen, magnetischen und chemischen Erscheinungen offenbart hat. Wer verbürgt uns, daß auch nur die Zahl der lebendigen, im Weltall wirkenden Kräfte bereits ergründet sei?

In meinen Betrachtungen über die wissenschaftliche Behandlung einer allgemeinen Weltbeschreibung ist nicht die Rede von Einheit durch Ableitung aus wenigen, von der Vernunft gegebenen Grundprincipien. Was ich physische Weltbeschreibung nenne (die vergleichende Erd- und Himmelskunde), macht daher keine Ansprüche auf den Rang einer rationalen Wissenschaft der Natur; es ist die denkende Betrachtung der durch Empirie gegebenen Erscheinungen, als eines Naturganzen. In dieser Beschränktheit allein konnte dieselbe, bei der ganz objektiven Richtung meiner Sinnesart, in den Bereich der Bestrebungen treten, die meine lange wissenschaftliche Laufbahn ausschließlich erfüllt haben. Ich wage mich nicht auf ein Feld, das mir fremd ist und vielleicht von Andern erfolgreicher bebaut wird. Die Einheit, welche der Vortrag einer physischen Weltbeschreibung, wie ich mir dieselbe begreife, erreichen kann, ist nur die, welcher sich geschichtliche Darstellungen zu erfreuen haben. Einzelheiten der Wirklichkeit, sei es in der Gestaltung oder Aueinanderreihung der Naturgebilde, sei es in dem Kampfe des Menschen gegen die Naturmächte, oder der Völker gegen die Völker, Alles, was dem Felde der Veränderlichkeit und realer Zufälligkeit angehört, kann nicht aus Begriffen abgeleitet (konstruiert) werden. Weltbeschreibung und Weltgeschichte stehen daher auf derselben Stufe der Empirie; aber eine denkende Behandlung beider, eine sinnvolle Anordnung von Naturerscheinungen und von historischen Begebenheiten durchdringen tief mit dem Glauben an eine alte innere Nothwendigkeit, die alles Treiben geistiger und materieller Kräfte, in sich ewig erneuern, nur periodisch erweiterten oder verengten Kreisen, beherrscht. Sie führen (und diese Nothwendigkeit ist das Wesen der Natur, sie ist die Natur selbst in beiden Sphären ihres Seins, der materiellen und der geistigen) zur Klarheit und Einfachheit der Ansichten, zu Auffindung von Gesetzen, die in der Erfahrungswissenschaft als das letzte Ziel menschlicher Forschung erscheinen.

Das Studium jeglicher neuen Wissenschaft, besonders einer solchen, welche die ungemessenen Schöpfungskreise, den ganzen Weltraum umfaßt, gleicht einer Reise in ferne Länder. Ehe man sie in Gemeinschaft unternimmt, fragt man, ob sie ausführbar sei; man mißt seine eigenen Kräfte, man blickt misstrauisch auf die Kräfte der Mitreisenden, in der vielleicht ungerechten Besorgniß, sie möchten lästige Zögerung erregen. Die Zeit, in der wir leben, vermindert die Schwierigkeit des Unternehmens. Meine Zuversicht gründet sich auf den glänzenden Zustand der Naturwissenschaften selbst, deren Reichthum nicht mehr die Fülle, sondern die Vertikung des Beobachteten ist. Die allgemeinen Resultate, die jedem gebildeten Verstande Interesse einflößen, haben sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wundervoll vermehrt. Die Thatfachen stehen minder

vereinzelt da; die Klüfte zwischen den Wesen werden ausgefüllt. Was in einem engeren Gesichtskreise, in unserer Nähe, dem forschenden Geiste lange unerklärlich blieb, wird oft durch Beobachtungen aufgestellt, die auf einer Wanderung in die entlegensten Regionen angestellt worden sind. Pflanzen- und Thiergebilde, die lange isolirt erschienen, reihen sich durch neu entdeckte Mittelglieder oder durch Uebergangsformen an einander. Eine allgemeine Vertikung, nicht in einfacher linearer Richtung, sondern in negartig verschlungenem Gewebe, nach höherer Ausbildung oder Verkümmern gewisser Organe, nach vielseitigem Schwanken in der relativen Uebermacht der Theile, stellt sich allmählig dem forschenden Naturforscher dar. Schichtungsverhältnisse von trachytartigem Syenitporphyr, von Grünstein und Serpentin, die im gold- und silberreichen Ungarn, oder im Platinlande des Urals, oder tiefer in Asien, im südwestlichen Altai zweifelhaft blieben, werden durch geognostische Beobachtungen in den Hochebenen von Mexiko und Antioquia, in den Flußthälern des Choco unerwartet aufgeklärt. Die Materialien, welche die allgemeine Erdkunde anwendet, sind nicht zufällig aufgehäuft. Unser Zeitalter erkennt, nach der Tendenz, die ihm seinen individuellen Charakter gibt, daß Thatfachen nur dann fruchtbringend werden, wenn der Reisende den dermaligen Zustand und die Bedürfnisse der Wissenschaft kennt, deren Gebiet er erweitern will, wenn Ideen, das heißt Einsicht in den Geist der Natur das Beobachteten und Sammeln vernunftmäßig leiten.

Durch diese Richtung des Naturstudiums, durch diesen glücklichen, aber oft auch allzu leicht befriedigten Gang nach allgemeinen Resultaten kann ein beträchtlicher Theil des Naturwissens das Gemeingut der gebildeten Menschheit werden, ein gründliches Wissen erzeugen, nach Inhalt und Form, nach Ernst und Würde des Vortrags, ganz von dem verschieden, das man bis zum Ende des letzten Jahrhunderts dem populären Wissen genügsam zu bestimmen pflegte. Wenn daher seine Lage es erlaubt, sich bisweilen aus den engen Schranken des bürgerlichen Lebens heraus zu retten, erröthend, „daß er lange fremd geblieben der Natur und stumpf über sie hingehe,“ der wird in der Abpiegelung des großen und freien Naturlebens einen der edelsten Genüsse finden, welche erhöhte Vernunftthätigkeit dem Menschen gewähren kann. Das Studium der allgemeinen Naturkunde weckt gleichsam Organe in uns, die lange geschlummert haben. Wir treten in einen innigeren Verkehr mit der Außenwelt, bleiben nicht untheilnehmend an dem, was gleichzeitig das industrielle Fortschreiten und die intellektuelle Veredlung der Menschheit bezeichnet.

Je klarer die Einsicht ist, welche wir in den Zusammenhang der Phänomene erlangen, desto leichter machen wir uns auch von dem

Irrthume frei, als wären für die Kultur und den Wohlstand der Völker nicht alle Zweige des Naturwissens gleich wichtig; sei es der messende und beschreibende Theil, oder die Untersuchung chemischer Bestandtheile, oder die Ergründung allgemein verbreiteter physischer Kräfte der Materie. In der Beobachtung einer anfangs isolirt stehenden Erscheinung liegt oft der Keim einer großen Entdeckung. Als Galvani die sensible Nervenfasern durch Berührung ungleichartiger Metalle reizte, konnten seine nächsten Zeitgenossen nicht hoffen, daß die Kontaktelektricität der Voltaschen Säule uns in den alkalischen silberglänzenden, auf dem Wasser schwimmenden, leicht entzündlichen Metalle offenbaren, daß die Säule selbst das wichtigste Instrument für die zerlegende Chemie, ein Thermoskop und ein Magnet werden würde. Als Hungeus die Lichterscheinungen des Doppelspathes zu enträtheln anfang, ahnte man nicht, daß durch den bewundernswürdigen Scharfsinn eines Physikers unserer Zeit farbige Polarisationsphänomene dahin leiten würden, mittelst des kleinsten Fragments eines Minerals zu erkennen, ob das Licht der Sonne aus einer festen Masse oder aus einer gasförmigen Umhüllung ausströme, ob Kometen selbstleuchtend sind oder fremdes Licht wiedergeben.

Gleichmäßige Würdigung aller Theile des Naturstudiums ist aber vorzüglich ein Bedürfnis der gegenwärtigen Zeit, wo der materielle Reichtum und der wachsende Wohlstand der Nationen in einer sorgfältigeren Benutzung von Naturprodukten und Naturkräften gegründet sind. Der oberflächlichste Blick auf den Zustand des heutigen Europa's lehrt, daß bei ungleichem Weltkampfe oder dauernder Zögerung nothwendig partielle Verminderung und endlich Vernichtung des Nationalreichtums eintreten müsse; denn in dem Lebensgeschick der Staaten ist es, wie in der Natur, für die, nach dem sinnvollen Ausspruch Goethe's: „es im Werden und Werden kein Bleiben gibt und die ihren Gluck gehängt hat an das Stillstehen.“ Nur ernste Belebung chemischer, mathematischer und naturhistorischer Studien wird einem von dieser Seite einbrechenden Nebel entgegen. Der Mensch kann auf die Natur nicht einwirken, sich keine ihrer Kräfte aneignen, wenn er nicht die Naturgesetze, nach Maß- und Zahlverhältnissen, kennt. Auch hier liegt die Macht in der volksthümlichen Intelligenz. Sie steigt und sinkt mit dieser. Wissen und Erkennen sind die Freude und die Berechtigung der Menschheit; sie sind Theile des Nationalreichtums, oft ein Ersatz für die Güter, welche die Natur in allzu kärglichem Maße ausgeheilt hat. Diejenigen Völker, welche an der allgemeinen industriellen Thätigkeit in Anwendung der Mechanik und technischen Chemie, in sorgfältiger Auswahl und Bearbeitung natürlicher Stoffe zurückstehen, bei denen die Achtung einer solchen Thätigkeit nicht alle

Klassen durchdringt, werden unausbleiblich von ihrem Wohlstande herabsinken. Sie werden es um so mehr, wenn benachbarte Staaten, in denen Wissenschaft und industrielle Künste in regem Wechselverkehr mit einander stehen, wie in erneuerter Jugendkraft vorwärts schreiten.

Die Vorliebe für Belebung des Gewerbsfleißes und für die Theile des Naturwissens, welche unmittelbar darauf einwirken (ein charakteristisches Merkmal unseres Zeitalters), kann weder den Forschungen im Gebiete der Philosophie, der Alterthumskunde und der Geschichte nachtheilig werden, noch den allbelebenden Hauch der Phantasie den edlen Werken bildender Künste entziehen. Wo, unter dem Schutze weiser Gesetze und freier Institutionen, alle Blüthen der Kultur sich kräftig entfalten, da wird im friedlichen Wettkampfe kein Bestreben des Geistes dem andern verderblich. Jedes bietet dem Staate eigene, verschiedenartige Früchte dar: die nährenden, welche dem Menschen Unterhalt und Wohlstand gewähren, und die Früchte schaffender Einbildungskraft, die, dauerhafter als dieser Wohlstand selbst, die rühmliche Kunde der Völker auf die späteste Nachwelt tragen. Die Spartaner beteten, trotz der Strenge dorischer Sinnesart: „die Götter möchten ihnen das Schöne zu dem Guten verleihen.“

Wie in jenen höheren Kreisen der Ideen und Gefühle, in dem Studium der Geschichte, der Philosophie und der Wohlfahrt, so ist auch in allen Theilen des Naturwissens der erste und erhabenste Zweck geistiger Thätigkeit ein innerer, nämlich das Auffinden von Naturgesetzen, die Ergründung ordnungsmäßiger Gliederung in den Gebilden, die Einsicht in den nothwendigen Zusammenhang aller Veränderungen im Weltall. Was von diesem Wissen in das industrielle Leben der Völker überströmt und den Gewerbsfleiß erhöht, entspringt aus der glücklichen Verkettung menschlicher Dinge, nach der das Wahre, Erhabene und Schöne mit dem Nützlichen, wie absichtslos, in ewige Wechselwirkung treten. Vervollkommenung des Landbaues durch freie Hände und in Grundstücken von minderm Umfang, Aufblühen der Manufakturen, von einengendem Zwange befreit, Vielfältigung der Handelsverhältnisse, und ungehindertes Fortschreiten in der geistigen Kultur der Menschheit, wie in den bürgerlichen Einrichtungen, stehen das ernste Bild der neuen Weltgeschichte dringt diesen Glauben auch dem Widerstrebendsten auf) in gegenseitigem, dauernd wirksamen Verkehr mit einander.

Ein solcher Einfluß des Naturwissens auf die Wohlfahrt der Nationen und auf den heutigen Zustand von Europa bedurfte hier nur einer flüchtigen Andeutung. Die Laufbahn, welche wir zu vollenden haben, ist so unermesslich, daß es mir nicht geziemen würde, von dem Hauptziele unseres Bestrebens, der Ansicht des Naturganzen, abschweifend, das Feld geflüstert zu erweitern. An ferne

Wanderungen gewöhnt, habe ich ohnedies vielleicht den Mitreisenden den Weg gebahnter und anmuthiger geschildert, als man ihn finden wird. Das ist die Sitte Derer, die gern Andere auf den Gipfel der Berge führen. Sie rühmen die Aussicht, wenn auch ganze Theile der Gegend in Nebel verhüllt bleiben. Sie wissen, daß auch in dieser Verhüllung ein geheimnißvoller Zauber liegt, daß eine dufelige Ferne den Eindruck des Sinnlich-Unendlichen hervorruft, ein Bild, das (wie ich schon oben erinnert habe) im Geist und in den Gefühlen sich ernst und ahnungsvoll spiegelt.

Nicht ein todttes Aggregat ist die Natur: sie ist „dem begeisterten Forscher (wie Schelling in der trefflichen Rede über die bildenden Künste sich ausdrückt) die heilige, ewig schaffende Urkraft der Welt, die alle Dinge aus sich selbst erzeugt und werththätig hervorbringt.“

Naturbeschreibung und Naturgefühl

nach Verschiedenheit der Zeiten und Völker.

(Aus dem Kosmos.)

Es ist oftmals ausgesprochen worden, daß die Freude an der Natur, wenn auch dem Alterthume nicht fremd, doch in ihm als Ausdruck des Gefühls sparsamer und minder lebhaft gewesen sei denn in der neueren Zeit. „Wenn man sich,“ sagt Schiller in seinen Betrachtungen über die naive und sentimentale Dichtung, „der schönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab; wenn man nachdenkt, wie vertraut dieses Volk unter seinem glücklichen Himmel mit der freien Natur leben konnte, wie sehr viel näher seine Vorstellungsart, seine Empfindungsweise, seine Sitten der einfältigen Natur lagen und welch ein treuer Abdruck derselben seine Dichterwerke sind: so muß die Bemerkung befremden, daß man so wenig Spuren von dem sentimentalischen Interesse, mit welchem wir Neuren an Naturscenen und Naturcharakteren hängen können, bei denselben antrifft. Der Grieche ist zwar im höchsten Grade genau, tren, umständlich in Beschreibung derselben, aber mit nicht mehrerem Herzensantheil als er es in der Beschreibung eines Gewandes, eines Schildes, einer Rüstung ist. Die Natur scheint mehr seinen Verstand, als sein moralisches Gefühl zu interessiren; er hängt nicht mit Innigkeit und süßer Behntheit an derselben, wie die Neuren.“ So viel Wahres und Vortreffliches auch im Einzelnen in diesen Aeußerungen liegt, so können sie doch keinesweges auf das ganze Alterthum ausgedehnt werden. Auch dürfen wir es wohl eine be-

schränkte Ansicht nennen, unter dem Alterthum, wenn dasselbe der neueren Zeit entgegengefest werden soll, immer nur ausschließlich die hellenische und römische Welt zu verstehen. Tiefes Naturgefühl spricht sich in den ältesten Dichtungen der Hebräer und Jüder aus: also bei Volkstämmen sehr verschiedener, semitischer und indogermanischer Abkunft.

Wir können auf die Sinnesart der alten Völker nur aus den Aeußerungen der Naturgefühle schließen, welche in den Ueberbleibseln ihrer Literatur ausgesprochen sind; wir müssen daher diesen Aeußerungen um so sorgfältiger nachspüren und sie um so vorsichtiger beurtheilen, als sie sich unter den großen Formen der lyrischen und epischen Dichtung nur sparsam darbieten. In dem hellenischen Alterthum, in dem Blüthenalter der Menschheit, finden wir allerdings den zartesten Ausdruck tiefer Naturempfindung den dichterischen Darstellungen menschlicher Leidenschaft, einer der Sagengeschichte entnommenen Handlung beigemischt; aber das eigentlich Naturbeschreibende zeigt sich dann nur als ein Beiwerk, weil in der griechischen Kunstbildung sich Alles gleichsam im Kreise der Menschheit bewegt.

Beschreibung der Natur in ihrer gestaltenreichen Mannigfaltigkeit, Naturdichtung als ein abgesonderter Zweig der Literatur war den Griechen völlig fremd. Auch die Landschaft erscheint bei ihnen nur als Hintergrund eines Gemäldes, vor dem menschliche Gestalten sich bewegen. Leidenschaften in Thaten ausbrechend fesselten fast allein den Sinn. Ein bewegtes öffentliches Volksleben zog ab von der dumpfen schwärmerischen Versenkung in das stille Treiben der Natur; ja den physischen Erscheinungen wurde immer eine Beziehung auf die Menschheit beigelegt, sei es in den Verhältnissen der äußeren Gestaltung oder der inneren anregenden Thakraft. Fast nur solche Beziehungen machten die Naturbetrachtung würdig unter der sinnigen Form des Gleichnisses, als abgesonderte kleine Gemälde voll objektiver Lebendigkeit, in das Gebiet der Dichtung gezogen zu werden.

Zu Delphi wurden Frühlingspänne gesungen, wahrscheinlich bestimmt, die Freude des Menschen nach der überstandenen Noth des Winters auszudrücken. Eine naturbeschreibende Darstellung des Winters ist den Werken und Tagen des Hesiodus (vielleicht von der fremden Hand eines späteren ionischen Dichters?) eingewebt. In edler Einfachheit, aber in nüchtern didaktischer Form gibt dies Gedicht Anweisungen zum Feldbau, Erwerbs- und Arbeitsregeln, ethische Mahnungen zu tadellosem Wandel. Es erhebt sich ebenfalls zu mehr lyrischem Schwunge nur, wenn der Sänger das Elend des Menschengeschlechts oder die schöne allegorische Mythe des Epimetheus und der Pandora in ein anthropomorphi-

sches Gewand einhüllt. Auch in der Theogonie des Hesiodus, die aus sehr verschiedenen uralten Elementen zusammengelehrt ist, finden sich mehrfach, z. B. bei Aufzählung der Nereiden, Naturschilderungen des neptunischen Reichs unter bedeutenden Namen mythischer Personen versteckt. Die böotische Sängerschule und überhaupt die ganze alte Dichtkunst wenden sich den Erscheinungen der Außenwelt zu, um sie menschenartig zu personificiren.

Ist, wie so eben bemerkt, Naturbeschreibung, sei sie Darstellung des Reichthums und der Ueppigkeit tropischer Vegetation, sei sie lebensfrische Schilderung der Sitten der Thiere, gleichsam nur in der neuesten Zeit ein abgeonderter Zweig der Literatur geworden; so ist es nicht als habe da, wo so viel Sinnlichkeit athmet, die Empfänglichkeit für das Naturschöne gemangelt; als müsse man da, wo die schaffende Kraft der Hellenen in der Poesie und der bildenden Kunst unnachahmliche Meisterwerke erzeugte, den lebensfrischen Ausdruck einer anschauenden Dichternatur vermissen. Was wir, nach dieser Richtung hin, im Gefühl unserer modernen Sinnesart, in jenen Regionen der antiken Welt nur zu sparsam auffinden, bezeugt in seiner Negation weniger den Mangel der Empfänglichkeit als den eines regen Bedürfnisses, das Gefühl des Naturschönen durch Worte zu offenbaren. Minder der unbelebten Erscheinungswelt als dem handelnden Leben und der inneren, spontanen Anregung der Gefühle zugewandt, waren die frühesten und auch die edelsten Richtungen des dichterischen Geistes episch und lyrisch. In diesen Kunstformen aber können Naturschilderungen sich nur wie zufällig beigemischt finden. Sie erscheinen nicht als gesonderte Erzeugnisse der Phantasie. Je mehr der Einfluß der alten Welt verhallte, je mehr ihre Blüthen dahinwelkten, ergoß sich die Rhetorik in die beschreibende wie in die belehrende, didaktische Poesie. Diese war ernst, großartig und schmucklos in ihrer ältesten philosophischen, halb priesterlichen Form, als Naturgedicht des Empedokles; sie verlor allmählig durch die Rhetorik von ihrer Einfachheit und früheren Würde.

Möge es uns erlaubt sein, um das allgemein Gesagte zu erläutern, hier bei einzelnen Beispielen zu verweilen. Wie der Charakter des Epos es erheischt, finden sich in den Homerischen Gesängen immer nur als Beiwort die anmutigsten Scenen des Naturlebens. „Der Hirte freut sich der Windstille der Nacht, des reinen Aethers und des Sternenglanzes am Himmelsgewölbe; er vernimmt aus der Ferne das Toben des plötzlich angeschwellenen, Eichenstämme und trüben Schlamm fortreisenden Waldstroms.“ Mit der großartigen Schilderung der Waldeinsamkeit des Parnassos und seiner dunkeln, dickbelaubten Felsthäler kontrastiren die heiter lieblichen Bilder des quellenreichen Pappelhaines in der Phäakieninsel Scheria,

und vor allem das Land der Cyclopen, „wo schwellend von saftreichem, wogendem Grase die Auen den ungepflügten Nebenbühl umgrenzen.“ Pindarus besingt in einem Frühlingsdithyrambus, den er zu Athen hat aufführen lassen, „die mit neuen Blüthen bedeckte Erde, wenn in der Argischen Klemea der sich zuerst entwickelnde Sprößling des Palmbaums dem Seher den anbrechenden, duftenden Frühling verkündigt;“ er besingt den Aetna, „die Säule des Himmels, Nährerin dauernden Schnees;“ aber eilend wendet er sich ab von der todten Natur und ihren Schauern, um Hieron von Syracus zu feiern und die siegreichen Kämpfe der Hellenen gegen das mächtige Volk der Perser.

Vergessen wir nicht, daß die griechische Landschaft den eigenthümlichen Reiz einer immigren Verschmelzung des Starren und Flüssigen, des mit Pflanzen geschmückten oder malerisch felsigen luftgefärbten Ufers und des wellenschlagenden, lichtwechselnden, klangvollen Meeres darbietet. Wenn anderen Völkern Meer und Land, das Erd- und Seeleben wie zwei getrennte Sphären der Natur erschienen sind, so ward dagegen den Hellenen, und nicht etwa bloß den Inselbewohnern, sondern auch den Stämmen des südlichen Festlandes, fast überall gleichzeitig der Anblick dessen, was im Kontakt und durch Wechselwirkung der Elemente dem Naturbilde seinen Reichthum und seine erhabene Größe verleiht. Wie hätten auch jene sinnigen, glücklich gestimmten Völker nicht sollen angeregt werden von der Gestalt waldbefränkter Felsrippen an den tiefeingeschnittenen Ufern des Mittelmeeres, von dem stillen nach Jahreszeit und Tagesstunden wechselnden Verkehr der Erdoberfläche mit den unteren Schichten des Luftkreises, von der Vertheilung der vegetabilischen Gestalten? Wie sollte in dem Zeitalter, wo die dichterische Stimmung die höchste war, sich nicht jegliche Art lebendiger sinnlicher Regung des Gemüthes in idealische Anschauung auflösen? Der Grieche dachte sich die Pflanzenwelt in mehrfacher mythischer Beziehung mit den Heroen und Göttern. Diese rächten strafend eine Verletzung geheiligter Bäume und Kräuter. Die Einbildungskraft belebte gleichsam die vegetabilischen Gestalten; aber die Formen der Dichtungsarten, auf welche bei der Eigenthümlichkeit griechischer Geistesentwicklung das Alterthum sich beschränkte, gestatteten dem naturbeschreibenden Theile nur eine mäßige Entfaltung.

Einzelne bricht indeß selbst bei den Tragikern mitten in dem Gewühl aufgeregter Leidenschaft und wehmüthiger Gefühle ein tiefer Natursinn in begeisterte Schilderungen der Landschaft aus. Wenn Oedipus sich dem Haine der Eumeniden naht, singt der Chor „den edeln Ruhesitz des glanzvollen Kolonos, wo die melodische Nachtigall gern einkehrt und in helltönenden Lauten klagt;“ er singt „die grüne Nacht der Epheugebüsche, die von himmlischem Thau ge-

tränkten Narceissen, den goldstrahlenden Krokos und den unvertölgbaren, stets selber sich wiedererzeugenden Delbaum.“ Indem Sophokles seinen Geburtsort, den Gau von Kolonos, zu verherrlichen strebt, stellt er die hohe Gestalt des schicksalverfolgten, herumirrenden Königs an die schlummerlosen Gewässer des Kephissos, von heiteren Bildern sanft umgeben. Die Ruhe der Natur vermehrt den Eindruck des Schmerzes, welchen die hehre Gestalt des Erblindeten, das Opfer verhängnißvoller Leidenschaft, hervorruft. Auch Euripides gefällt sich in der malerischen Beschreibung von „Messeniens und Lakoniens Triften, die, unter dem ewig milden Himmel, durch tausend Quellenbrunnen genährt, von dem schönen Pamisos durchströmt werden.“

Die bukolische Dichtung, in den Gesilden von Sicilien entstanden und zum Dramatischen volksthümlich hingeneigt, führt mit Recht den Namen einer Uebergangsform. Sie schildert im kleinen Hirtenepos mehr den Naturmenschen als die Landschaft. So erscheint sie in ihrer anmuthigsten Vollendung, in Theokrit. Ein weiches elegisches Element ist übrigens dem Idyll eigen, gleichsam als wäre es „aus der Sehnsucht nach einem verlorenen Ideal“ entstanden, als sei immerdar in der Brust des Menschen dem tiefen Naturgefühl eine gewisse Behmuth beigemischt.

Wie nun mit dem freien Volksleben die Poesie in Hellas erstarrte, wurde diese beschreibend, didaktisch, eine Trägerin des Wissens. Sternkunde, Erdbeschreibung, Jagd und Fischfang treten auf in der alexandrinischen Zeit als Gegenstände der Dichtkunst, oft geziert durch eine sehr vorzügliche metrische Technik. Die Gestalten und Sitten der Thierwelt werden mit Anmuth und oft mit einer Genauigkeit geschildert, daß die neuere klassificirende Naturkunde Gattungen und selbst Arten in den Beschreibungen erkennen kann. Es fehlt aber allen diesen Dichtungsarten das innere Leben, eine begeisterte Anschauung der Natur, das, wodurch die Außenwelt dem angeregten Dichter fast unbewußt ein Gegenstand der Phantasie wird. Das Uebermaß des beschreibenden Elements findet sich in den durch kunstreichen Versbau ausgezeichneten 48 Gesängen der Dionysiaca des Aegyptiers Nonnos. Der Dichter gefällt sich in der Darstellung großer Naturumwälzungen; er läßt durch ein vom Blitz entzündetes Waldbüschel, im Flußbette des Hydaspes, selbst die Fische verbrennen; er lehrt, wie aufsteigende Dämpfe den meteorologischen Prozeß des Gewitters und eines elektrischen Regens erzeugen. Zur romantischen Poesie hingeneigt, ist Nonnos von Parnopolis wunderbar ungleich, bald begeistert und anregend, bald langweilig und wortreich.

Mehr Naturgefühl und Zartheit der Empfindung offenbaren sich in einzelnen Theilen der griechischen Blumenlese (Anthologie),

welche auf so verschiedenen Wegen und aus verschiedenen Zeiten zu uns gelangt ist. In der anmuthigen Uebersetzung von Jacobs ist Alles, was das Thier- und Pflanzenleben betrifft, in eine Abtheilung vereinigt. Es sind keine Bilder, meist nur Anspielungen auf individuelle Formen. Die Platane, welche „in ihrem Gezweige die mostischwellende Traube ernährt,“ und aus Kleinasien über die Insel des Diomedes erst unter Dionysius dem Aelteren bis zu den Ufern des sicilischen Anapus vordrang, wird vielleicht nur zu oft besungen; doch scheint im Ganzen der antike Sinn in diesen Liedern und Epigrammen mehr der Thier- als der Pflanzenwelt zugewandt. Eine edle und zugleich etwas größere Komposition ist das Frühlingsidyllium des Meleager von Gadara in Cölesyrien.

Schon des alten Rufes der Gegend wegen muß ich der Schilderung des Waldhales von Tempe erwähnen, welche Helian wahrscheinlich nach dem Vorbilde des Dicäarchus entworfen hat. Es ist das Ausfühlichste, was uns von Naturbeschreibungen aus den griechischen Prosaikern erhalten ist, topographisch freilich, aber doch auch malerisch zugleich; denn das schattige Thal wird belebt durch den pythischen Aufzug (theoria), „welcher vom heiligen Vorbeer die sühnenden Zweige bricht.“ In der spätem byzantinischen Zeit, seit dem Ende des vierten Jahrhunderts, sehen wir landschaftliche Schilderungen schon häufiger in die Romane der griechischen Prosaiker eingewebt. Durch diese Schilderungen zeichnet sich der Schäferroman des Longus aus, in welchem aber doch zarte Lebensbilder den Ausdruck der Naturgefühle weit übertreffen.

Es war nicht der Zweck dieser Blätter, mehr zu liefern, als was durch specielle Erinnerung an einzelne Kunstformen die allgemeinen Betrachtungen über die dichterische Auffassung der Außenwelt zu erläutern vermag. Ich würde schon den Blüthenkreis des hellenischen Alterthums verlassen, wenn in einem Werke, dem ich gewagt den Namen Kosmos vorzusetzen, mit Stillschweigen die Naturschilderung übergangen werden dürfte, mit der das Pseudoaristotelische Buch vom Kosmos (oder von der Weltordnung) anhebt. Es zeigt uns dieselbe „den Erdball mit üppigem Pflanzenwuchse geschmückt, reich bewässert und (als das Preiswürdigste) von denkenden Wesen bewohnt.“ Die rhetorische Färbung eines so reichen Naturbildes, der concisen und rein wissenschaftlichen Darstellungsweise des Stagiriten völlig unähnlich, ist selbst als eines der vielen Zeichen der Unechtheit jener Schrift über den Kosmos erkannt worden. Mag sie immerhin dem Appulejus oder dem Chrysippus oder wem sonst zugehören! Die naturbeschreibende Stelle, die wir als aristotelisch entbehren, wird uns gleichsam durch eine andere echte ersetzt, welche Cicero uns erhalten hat. Aus einem verlorenen Werke des Aristoteles führt dieser in wörtlicher Uebersetzung Fol-

gendes an: „Wenn es Wesen gäbe, die in den Tiefen der Erde immerfort in Wohnungen lebten, welche mit Statuen und Gemälden und allem dem verziert wären, was die für glücklich Gehaltene in reicher Fülle besitzen; wenn dann diese Wesen Kunde erhielten von dem Walten und der Macht der Götter, und durch die geöffneten Erdspalten aus jenen verborgenen Sizen herausträten an die Orte, die wir bewohnen; wenn sie urplötzlich Erde und Meer und das Himmelsgewölbe erblickten, den Umfang der Wolken und die Kraft der Winde erkannten, die Sonne bewunderten in ihrer Größe, Schönheit und lichtausströmenden Wirkung; wenn sie endlich, sobald die einbrechende Nacht die Erde in Finsterniß hüllt, den Sternenhimmel, den lichtwechselnden Mond, den Auf- und Untergang der Gestirne und ihren von Ewigkeit her geordneten unveränderlichen Lauf erblickten: so würden sie wahrlich aussprechen, es gebe Götter und so große Dinge seien ihr Werk.“ Man hat mit Recht gesagt, daß diese Worte allein schon hinreichen, Cicero's Ausspruch über „den goldenen Strom der Aristotelischen Rede“ zu bewähren, daß in ihnen etwas von der begeisternden Kraft des Platonischen Genies weht. Ein solcher Beweis für das Dasein himmlischer Mächte aus der Schönheit und unendlichen Größe der Werke der Schöpfung steht in dem Alterthum sehr vereinzelt da.

Was wir, ich sage nicht in der Empfänglichkeit des griechischen Volkes, sondern in den Richtungen seiner literarischen Produktivität vermissen, ist noch sparsamer bei den Römern zu finden. Eine Nation, die nach alter italischer Sitte dem Feldbau und dem Landleben vorzugsweise zugethan war, hätte zu anderen Hoffnungen berechtigt; aber neben so vielen Anlagen zur praktischen Thätigkeit war der Volkscharakter der Römer in seinem kalten Ernste, in seiner abgemessenen, nüchternen Verständigkeit, sinnlich weniger erregbar, der alltäglichen Wirklichkeit mehr als einer idealisirenden dichterischen Naturanschauung hingegeben. Diese Unterschiede des inneren Lebens der Römer und der griechischen Stämme spiegeln sich ab in der Literatur als dem geistigen Ausdruck alles Volkssinnes. Zu ihnen gesellt sich noch, trotz der Verwandtschaft in der Abstammung, die anerkannte Verschiedenheit in dem organischen Bau der beiden Sprachen. Der Sprache des alten Latium wird mindere Bildsamkeit, eine beschränktere Wortfügung, „eine mehr realistische Tendenz“ als idealische Beweglichkeit zugeschrieben. Dazu kommt im Augusteischen Zeitalter der entfremdende Hang, griechischen Vorbildern nachzustreben, den Ergießungen heimischer Gemüthlichkeit und eines freien Naturgefühls hinderlich werden; aber, von Vaterlandsiebe getragen, wußten kräftige Geister durch schöpferische Individualität, durch Erhabenheit der Ideen, wie durch zarte Nüchternheit der Darstellung jene Hindernisse zu überwinden.

Reichlich mit poetischem Genies ausgestattet ist das begeisterte Naturgedicht des Lucretius. Es umfaßt den ganzen Kosmos; dem Empedocles und Parmenides verwandt, erhöht die archaische Diktion den Ernst der Darstellung. Die Poesie ist hier tief mit der Philosophie verwachsen, ohne deshalb in die „Frostigkeit“ der Komposition zu verfallen, die, gegen die phantasiereiche Naturansicht Plato's abstechend, schon von dem Rhetor Menander in dem über die physischen Hymnen gefällten Urtheil so bitter getadelt wird. Mein Bruder hat mit vielem Scharfsinn die auffallenden Analogien und Verschiedenheiten entwickelt, welche aus der Verwachsung metaphysischer Abstraktionen mit der Poesie in den alten griechischen Lehrgedichten, in dem des Lucretius und in der Episode Bhagavad-Gita, aus dem indischen Epos Mahabharata, entstanden sind. Das große physische Weltgemälde des römischen Dichters kontrastirt in seiner erkältenden Atomistik und seinen oft wilden geognostischen Träumen mit seiner lebensfrischen Schilderung von dem Uebergange des Menschengeschlechts aus dem Dickicht der Wälder zum Feldbau, zur Beherrschung der Naturkräfte, zur erhöhten Kultur des Geistes und also auch der Sprache, zur bürgerlichen Gesittung.

Wenn bei einem Staatsmann, in einem bewegten und vielbeschäftigten Leben, in einem durch politische Leidenschaft aufgeregten Gemüthe lebendiges Naturgefühl und Liebe zu ländlicher Einsamkeit sich erhalten, so liegt die Quelle davon in den Tiefen eines großen und edlen Charakters. Cicero's eigene Schriften bezeugen die Wahrheit dieser Behauptung. Allerdings ist, wie allgemein bekannt, in dem Buche von den Gesetzen und in dem vom Redner manches dem Phädrus des Plato nachgebildet; das italische Naturbild hat aber darum nichts von seiner Individualität verloren. Plato preist in allgemeinen Zügen den „dunkeln Schatten der hochbelaubten Platane, die Kräuterfülle in vollem Dufte der Blüthen, die Lüfte, welche süß und sommerlich in den Ehor der Sikaden wehen.“ In Cicero's kleinem Naturbilde ist, wie noch neuerlichst ein sinniger Forscher bemerkt hat, Alles so dargestellt, wie man es heute noch in der wirklichen Landschaft wiederfindet. Den Liris sehen wir von hohen Pappeln beschattet; man erkennt, wenn man von dem steilen Berge hinter der alten Burg von Arpinum gegen Osten hinabsieht, den Eichenhain am Ufer Tibrenus, wie die Insel, jetzt Isola di Carnello genannt, welche durch die Theilung des Flusses entsteht und in die Cicero sich zurückzog, um, wie er sagt, „seinen Meditationen nachzuhängen, zu lesen oder zu schreiben.“ Arpinum am Volscischen Gebirge war des großen Staatsmannes Geburtsitz, und die herrliche Umgebung hat gewiß auf seine Stimmung im Knabenalter gewirkt. Dem Menschen un-

bewußt, gefeselt sich früh, was die umgebende, mehr oder minder anregende Natur in der Seele abspiegelt, zu dem, was tief und frei in den ursprünglichen Anlagen, in den inneren geistigen Kräften gewurzelt ist.

Mitten unter den verhängnißvollen Stürmen des Jahres 708 (nach Erbanung der Stadt) fand Cicero Trost in seinen Villen, abwechselnd in Tusculum, in Arpinum, bei Cumä und Antium. „Nichts ist erfreulicher,“ schreibt er an Atticus, „als diese Einsamkeit, nichts anmuthiger, als dieser Landsitz, als das nahe Ufer und der Blick auf das Meer.“ — In der Einöde der Insel Astura, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, am Ufer des tyrhenischen Meeres, stört mich kein Mensch; und wenn ich mich früh Morgens in einem dichten und rauhen Wald verborgen halte, verlasse ich denselben vor Abend nicht. Nächst meinem Atticus ist mir nichts so lieb als die Einsamkeit; in ihr pflege ich meinen Verkehr mit den Wissenschaften, doch wird dieser oft durch Thränen unterbrochen. Ich kämpfe (als Vater) dagegen an, so viel ich es vermag, aber noch bin ich solch einem Kampfe nicht gewachsen.“ Man hat mehrfach bemerkt, daß in diesen Briefen und in denen des jüngeren Plinius Anklänge moderner Sentimentalität nicht zu verkennen seien. Ich finde darin nur Anklänge tiefer Gemüthlichkeit, die in jedem Zeitalter, bei jedem Volksstamme aus dem schmerzlich bekommenen Busen emporsteigen.

Die Kenntniß der großen Dichterwerke des Virgil, des Horatius und des Tibullus ist mit der allgemeinen Verbreitung der römischen Literatur so innigst verwebt, daß es überflüssig wäre, hier bei einzelnen Zeugnissen des zarten und immer regen Naturgefühls, das einige dieser Werke belebt, zu verweilen. In Virgils National-epos konnte nach der Natur dieser Dichtung die Beschreibung des Landschaftlichen allerdings nur als Beiwerk erscheinen und einen sehr kleinen Raum einnehmen. Individuelle Auffassung bestimmter Lokalitäten bemerkt man nicht, wohl aber in mildem Farbenton ein inniges Verständniß der Natur. Wo ist das sanfte Spiel der Meereswogen, wo die Ruhe der Nacht glücklicher beschrieben? Wie kontrastiren mit diesen heiteren Bildern die kräftigen Darstellungen des einbrechenden Ungewitters im ersten Buche vom Landbau, der Meerfahrt und Landung bei den Strophaden, des Felsensturzes oder des flammensprühenden Aetna's in der Aeneis! Von Ovidius hätten wir als Frucht seines langen Aufenthalts in den Ebenen von Tomi (in Untermostien) eine dichterische Naturbeschreibung der Steppen erwarten können, deren keine aus dem Alterthum auf uns gekommen ist. Der Verbannte sah freilich nicht die Art von Steppen, welche im Sommer mit vier bis sechs Fuß hohen, saftreichen Kräutern dicht bedeckt sind und bei jedem Windeshauch das an-

muthige Bild bewegter Blüthenwellen darbieten; der Verbannungsort des Ovidius war ein ödes, sumpfreiches Steppenland, und der gebrochene Geist des unmannlich Klagenden war mit Erinnerungen an die Genüsse der geselligen Welt, an die politischen Ereignisse in Rom, nicht mit der Anschauung der ihn umgebenden scythischen Einöde erfüllt. Als Ersatz hat uns der hochbegabte, jeder lebensfrischen Darstellung so mächtige Dichter neben den, freilich nur zu oft wiederholten, allgemeinen Schilderungen von Höhlen, Quellen und „stillen Mondnächten“ eine überaus individualisirte, auch geognostisch wichtige Beschreibung des vulkanischen Ausbruchs bei Methone, zwischen Epidaurus und Trözen, gegeben. Ovidius zeigt uns, „wie durch der eingewängten Dämpfe Kraft der Boden gleich einer luftgefüllten Blase, gleich dem Fell des zweigehörnten Boötes aufschwillt und sich als ein Hügel erhebt.“

Am meisten ist zu bedauern, daß Tibullus keine große naturbeschreibende Komposition von individuellem Charakter hat hinterlassen können. Unter den Dichtern des Augusteischen Zeitalters gehört er zu den wenigen, die, der alexandrinischen Gelehrsamkeit glücklicherweise fremd, der Einsamkeit und dem Landleben ergeben, gefühlvoll und darum einfach, aus eigener Quelle schöpften. Elegien müssen freilich als Sittenbilder betrachtet werden, in welchen die Landschaft den Hintergrund bildet; aber die Feldweide und die 6. Elegie des ersten Buches lehren, was von Horazens und Messala's Freund wäre zu erwarten gewesen.

Lucanus, der Enkel des Rhetors M. Annäus Seneca, ist diesem freilich durch rednerischen Schmuck der Diktion nur zu sehr verwandt; doch finden wir bei ihm ein vortreffliches und naturwahres Gemälde von der Zerstörung des Druidenwaldes an dem jetzt baumlosen Gestade von Marseille. Die gefällten Eichenstämme erhalten sich schwebend an einander gelehnt; entblättert lassen sie den ersten Lichtstrahl in das schauervolle, heilige Dunkel dringen. Wer lange in den Wäldern der Neuen Welt gelebt, fühlt, wie lebendig mit wenigen Zügen der Dichter die Leppigkeit eines Baumwachses schildert, dessen riesenmäßige Reste noch in einigen Torfmooren von Frankreich begraben liegen. In dem didaktischen Gedichte Aetna des Lucilius Junior, eines Freundes des L. Annäus Seneca, sind allerdings die Ausbrucherscheinungen eines Vulkans mit Wahrheit geschildert; aber die Auffassung ist ohne Individualität.

Als endlich die Dichtkunst in ihren großen und edelsten Formen, wie erschöpft, dahinwelke, seit der zweiten Hälfte des 4ten Jahrhunderts, waren die poetischen Bestrebungen, vom Zauber schöpferischer Phantasie entblößt, auf die nüchternen Realitäten des Wissens und des Beschreibens gerichtet. Eine gewisse rednerische Ausbildung

des Stils konnte nicht ersetzen, was an einfachem Naturgefühl und idealisirender Begeisterung abging. Als Erzeugniß dieser unfruchtbaren Zeit, in der das poetische Element nur wie ein zufälliger äußerer Schmuck des Gedankens erscheint, nennen wir das *Moselgedicht* des Ansonius. Im aquitanischen Gallien geboren, hatte der Dichter dem Feldzuge Valentinians gegen die Alemannen beigezwohnt. Die Mosella, in dem alten Trier gedichtet, besingt in einzelnen Stellen nicht ohne Aemulth die schon damals rebenbespflanzten Hügel eines der schönsten Ströme unseres vaterländischen Bodens; aber die mächterne Topographie des Landes, die Aufzählung der der Mosel zufließenden Bäche, die Charakteristik der Fischgattungen in Gestalt, Farbe und Sitten sind Hauptgegenstände dieser ganz didaktischen Komposition.

In den römischen Prosakern, unter denen wir schon oben einige denkwürdige Stellen des Cicero angeführt, sind Naturbeschreibungen eben so selten als in den griechischen. Nur die großen Historiker Julius Cäsar, Livius und Tacitus bieten einzelne Beispiele dar, wo sie veranlaßt sind, Schlachtfelder, Uebergänge von Flüssen oder unwegsame Bergpässe zu beschreiben, da, wo sie das Bedürfnis fühlen, den Kampf der Menschen mit Naturhindernissen zu schildern. In den *Annalen* des Tacitus entzückt mich die Beschreibung der unglücklichen Schifffahrt des Germanicus auf der Ems (*Amisia*) und die großartige geographische Schilderung der Bergketten von Syrien und Palästina. Curtius hat uns ein schönes Naturbild von einer waldigen Wildniß hinterlassen, die das macedonische Heer westlich von Hekatompylos in dem feuchten Mazenderan durchziehen mußte. Ich würde desselben hier ausführlicher erwähnen, wenn man mit einiger Sicherheit unterscheiden könnte, was ein Schriftsteller, dessen Zeitalter so ungewiß ist, aus seiner lebhaften Phantasie, was er aus historischen Quellen geschöpft hat.

Das große encyclopädische Werk des älteren Plinius, dem an Reichthum des Inhalts kein anderes Werk des Alterthums gleich kommt, ist, wie der Nefte (der jüngere Plinius) sich schon ausdrückt, „mannigfaltig wie die Natur.“ Ein Erzeugniß des unabweislichen Hanges zu allumfassendem, oft unselektigem Sammeln, im Style ungleich, bald einfach und aufzählend, bald gedankenreich, lebendig und rhetorisch geschmückt, ist die Naturgeschichte des älteren Plinius, schon ihrer Form wegen, an individuellen Naturschilderungen arm; aber überall, wo die Anschauung auf ein großartiges Zusammenwirken der Kräfte im Weltall, auf den wohlgeordneten Kosmos (*Naturae majestas*) gerichtet ist, kann eine wahre, aus dem Innern quellende Begeisterung nicht verkannt werden. Das Werk hat auf das ganze Mittelalter mächtig nachgewirkt.

Als Beweise des Naturgefühls bei den Römern würden wir gern

auch die anmuthig gelegenen Villen auf dem Pincius bei Tusculum und Tibur, am Vorgebirge Misenum, bei Puteoli und Baiä anführen, wenn sie nicht, wie die des Scaurus und Mäcenat, des Lucullus und des Hadrian, mit Prachtgebäuden überfüllt gewesen wären. Tempel, Theater und Rennbahnen wechselten ab mit Vogelhäusern und Gebäuden der Zucht von Schnecken und Haselmäusen bestimmt. Seinen, allerdings einfacheren Landsitz zu Litternum hatte der ältere Scipio festungsartig mit Thürmen umgeben. Der Name eines Freundes des Augustus (Marius) ist uns aufbewahrt, weil er, Zwang und Unnatur liebend, zuerst die Sitte des Beschneidens der Bäume ausbrachte, um sie nach architektonischen und plastischen Vorbildern kunstmäßig umzuformen. Die Briefe des jüngeren Plinius liefern uns anmuthige Beschreibungen zweier seiner zahlreichen Villen (Laurentinum und Tusculum). Wenn man auch in beiden der Baulichkeiten, von beschnittenem Burns umgeben, mehr zusammengedrängt findet, als nach unserm Naturgefühl zu wünschen wäre; so beweisen doch diese Schilderungen, wie die Nachahmung des Thals von Tempe in der tiburtinischen Villa des Hadrian, daß, neben der Liebe zur Kunst, neben der ängstlichsten Sorgfalt für Behaglichkeit durch Stellung der Landhäuser nach Verhältniß zur Sonne und zu vorherrschenden Winden, auch Liebe zu freiem Genuß der Natur den römischen Stadtbewohnern nicht fremd war. Mit Freude sehen wir hinzu, daß dieser Genuß auf den Landgütern des Plinius durch den widrigen Anblick des Sklavenelendes minder gestört war. Der reiche Mann war nicht bloß einer der gelehrtesten seiner Zeit, er hatte auch, was im Alterthum wenigstens selten ausgedrückt ist, rein menschliche Gefühle des Mitleids für die unfreien unteren Volksklassen. Auf den Villen des jüngeren Plinius gab es keine Fesseln, der Sklave als Landbauer vererbte frei, was er sich erworben.

Von dem ewigen Schnee der Alpen, wenn sie sich am Abend oder am frühen Morgen röthen, von der Schönheit des blauen Gletschersees, von der großartigen Natur der schweizerischen Landschaft ist keine Schilderung aus dem Alterthum auf uns gekommen; und doch gingen ununterbrochen Staatsmänner, Heerführer, und in ihrem Gefolge Literaten durch Helvetien und Gallien. Alle diese Reisenden wissen nur über die unsahrbaren, schrecklichen Wege zu klagen, das Romantische der Naturscenen beschäftigte sie nie. Es ist sogar bekannt, daß Julius Cäsar, als er zu seinen Legionen nach Gallien zurückkehrte, die Zeit benutzte, um „während des Ueberganges über die Alpen“ eine grammatische Schrift *de analogia* anzufertigen. Silius Italicus (er starb unter Trajan, wo die Schweiz schon sehr angebaut war) beschreibt die Alpengegend als eine schreckenerregende, vegetationslose Einöde, während er mit Liebe alle Felsenschluchten Italiens und die buschigen Ufer des Tiris (Ga-

riggiano) besingt. Auffallend ist dabei, daß der wunderbare Anblick gegliederter Basaltfelsen, wie das mittlere Frankreich, die Rheinufer und die Lombardie sie in vielfältigen Gruppen darbieten, die Römer zu keiner Beschreibung, ja nicht einmal zu einer Erwähnung angeregt hat. —

Während die Gefühle abstarben, welche das klassische Alterthum belebten und den Geist auf Handlung und Aeußerung menschlicher Thatkraft, nicht auf Zustände und Beschaung der Außenwelt leiteten, gewann eine neue Sinnesart Raum. Es verbreitete sich allmählig das Christenthum; und wie dieses, selbst wo es als Staatsreligion auftrat, in der großen Angelegenheit der bürgerlichen Freiheit des Menschengeschlechts für die niederen Volksklassen wohlthätig wirkte, so erweiterte es auch den Blick in die freie Natur. Das Auge haftete nicht mehr an den Gestalten der olympischen Götter; der Schöpfer (so lehren es die Kirchenväter in ihrer kunstgerechten, oft dichterisch phantasiereichen Sprache) zeigt sich groß in der todten Natur wie in der lebendigen, im wilden Kampfe der Elemente wie im stillen Treiben der organischen Entfaltung. Bei der allmählichen Auflösung der römischen Welt Herrschaft verschwinden freilich nach und nach, in den Schriften jener traurigen Zeit, die schöpferische Kraft, die Einfachheit und Reinheit der Diktion; sie verschwinden zuerst in den lateinischen Ländern, später auch in dem griechischen Osten. Hang zur Einsamkeit, zu trübem Nachdenken, zu innerer Versenkung des Gemüths wird sichtbar; sie wirkt gleichzeitig auf die Sprache und auf die Färbung des Stils.

Wenn sich auf einmal etwas Neues in den Gefühlen der Menschen zu entwickeln scheint, so kann fast immer ein früher, tiefliegender Keim, wie vereinzelt, aufgespiert werden. Die Weichheit des Mimmermos hat man oft eine sentimentale Richtung des Gemüths genannt. Die alte Welt ist nicht schroff von der neueren geschieden; aber Veränderungen in den religiösen Ahnungen der Menschheit, in den zartesten sittlichen Gefühlen, in der speciellen Lebensweise derer, welche Einfluß auf den Ideenkreis der Massen ausüben, machten plötzlich vorherrschend, was früher der Aufmerksamkeit entgehen mußte. Die christliche Richtung des Gemüths war die, aus der Weltordnung und aus der Schönheit der Natur die Größe und die Güte des Schöpfers zu beweisen. Eine solche Richtung, die Verherrlichung der Gottheit aus ihren Werken, veranlaßte den Hang nach Naturbeschreibungen. Die frühesten und ausführlichsten finden wir bei einem Zeitgenossen des Tertullianus und Philostratus, bei einem rhetorischen Sachwalter zu Rom, Minucius Felix, aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts. Man folgt ihm gern im Dämmerlichte an den Strand bei Ostia, den er freilich materieller und der Gesundheit zuträglicher schildert, als wir ihn jetzt finden. Zu

dem religiösen Gespräch Octavius wird der neue Glaube gegen die Einwürfe eines heidnischen Freundes muthvoll verteidigt.

Es ist hier der Ort, aus den griechischen Kirchenvätern einige Natur Schilderungen fragmentarisch einzuschalten, da sie meinen Lesern gewiß weniger bekannt sind, als was aus der römischen Literatur uns die altitalische Liebe zum Landleben überliefert hat. Ich beginne mit einem Briefe Basilus des Großen, für den ich lange schon eine besondere Vorliebe hege. Aus Cäsarea in Cappadocien gebürtig, hatte Basilus, nicht viel über dreißig Jahre alt, dem heiteren Leben zu Athen entsagt, auch schon die christlichen Einsiedeleien in Cölefyrien und Obergypfen besucht, als er sich nach Art der vorchristlichen Essener und Therapeuten in eine Wildniß am armenischen Flusse Iris zurückzog. Dort war sein zweiter Bruder Nucerianus nach fünfjährigem strengen Anachoretenleben beim Fischen ertrunken. „Ich glaube endlich,“ schreibt er an Gregorius von Nazianz, „das Ende meiner Wanderungen zu finden. Die Hoffnung, mich mit Dir zu vereinigen, ich sollte sagen, meine süßen Träume (denn mit Recht hat man Hoffnungen Träume des wachenden Menschen genannt), sind unerfüllt geblieben. Gott hat mich einen Ort finden lassen, wie er uns beiden oft in der Einbildungskraft vorgeschwebt. Was diese uns in weiter Ferne gezeigt, sehe ich jetzt vor mir. Ein hoher Berg, mit dichter Waldung bedeckt, ist gegen Norden von frischen, immerfließenden Wassern besenkt. Am Fuß des Berges dehnt sich eine weite Ebene hin, fruchtbar durch die Dämpfe, die sie benetzen. Der umgebende Wald, in welchem sich vielartige Bäume zusammendrängen, schließt mich ab wie eine feste Burg. Die Ebene ist von zwei tiefen Thalschluchten begrenzt. Auf der einen Seite bildet der Fluß, wo er vom Berge schäumend herabstürzt, ein schwer zu überschreitendes Hinderniß, auf der andern verschließt ein breiter Bergrücken den Eingang. Meine Hütte ist auf dem Gipfel so gelegen, daß ich die weite Ebene überschauen, wie den ganzen Lauf des Iris, welcher schöner und wasserreicher ist, als der Strymon bei Amphipolis. Der Fluß meiner Ebene, reichender als irgend einer, den ich kenne, bricht sich an der vorspringenden Felswand und wälzt sich schäumend in den Abgrund: dem Bergwanderer ein anmuthiger, wundervoller Anblick, den Eingeborenen nutzbar zu reichlichem Fische. Soll ich Dir beschreiben die befruchtenden Dämpfe, welche aus der (feuchten) Erde, die kühlen Lüfte, welche aus dem (bewegten) Wasserspiegel aufsteigen? soll ich reden von dem lieblichen Gesang der Vögel und der stillen Ruhe der Kräuter? Was mich vor Allem reizt, ist die stille Ruhe der Gegend. Sie wird bisweilen nur von Jägern besucht; denn meine Wildniß nährt Hirse und Heerden wilder Ziegen, nicht eure Bären und eure Wölfe. Wie möchte ich einen anderen Ort mit diesem

vertauschen! Alkmäon, nachdem er die Echinnaden gefunden, wollte nicht weiter umherirren.“ Es sprechen sich in dieser einfachen Schilderung der Landschaft und des Waldlebens Gefühle aus, welche sich mit denen der modernen Zeit inniger verschmelzen als Alles, was uns aus dem griechischen und römischen Alterthum überkommen ist. Von der einsamen Berggrotte, in die Basilinus sich zurückgezogen, senkt sich der Blick auf das feuchte Laubdach des tiefliegenden Waldes. Der Ruhesitz, nach welchem er und sein Freund Gregorius von Nazianz so lange sich gesehnt, ist endlich gefunden. Die dichterisch mythische Anspielung am Ende des Briefes erklingt wie eine Stimme, die aus einer anderen, früheren Welt in die christliche herüberschallt.

Auch des Basilinus Homilien über das Heraemeron zeugen von seinem Naturgefühl. Er beschreibt die Wilde der ewigen heiteren Nächte in Kleinasien, wo, wie er sich ausdrückt, die Sterne, „die ewigen Blüthen des Himmels“, den Geist des Menschen vom Sichtbaren zum Unsichtbaren erheben. Wenn er in der Sage von der Welterschöpfung die „Schönheit des Meeres“ preisen will, so beschreibt er den Anblick der grenzenlosen Fläche in ihren verschiedenen, wechselnden Zuständen: „wie sie, vom Hauch der Lüfte sanft bewegt, vielfarbig, bald weißes, bald blaues, bald röthliches Licht zurückwirft, wie sie die Küste liebkost in ihren friedlichen Spielen.“ Dieselbe sentimental-schwerenüthige, der Natur zugewandte Stimmung finden wir bei Gregorius von Nyssa, dem Bruder des großen Basilinus. „Wenn ich,“ ruft er aus, „jeden Felsenrücken, jeden Thalgrund, jede Ebene mit neuentsprossenen Grase bedeckt sehe, dann den mannigfaltigen Schmuck der Bäume, und zu meinen Füßen die Lilien, doppelt von der Natur ausgestattet, mit Wohlgeruch und mit Farbenreiz; wenn ich in der Ferne sehe das Meer, zu dem hin die wandelnde Wolke führt: so wird mein Gemüth von Schwermuth ergriffen, die nicht ohne Wonne ist. Verschwinden dann im Herbst die Früchte, fallen die Blätter, starren die Aeste des Baumes ihres Schmuckes beraubt; so versenken wir uns (bei dem ewig und regelmäßig wiederkehrenden Wechsel) in den Einklang der Wunderkräfte der Natur. Wer diese mit dem sinnigen Auge der Seele durchschaut, fühlt des Menschen Kleinheit bei der Größe des Weltalls.“

Leitete eine solche Verherrlichung Gottes in liebevoller Anschauung der Natur die christlichen Griechen zu dichterischen Naturschilderungen, so waren sie dabei auch immer, in den früheren Zeiten des neuen Glaubens, nach der Eigenthümlichkeit ihrer Sinnesart, voll Verachtung aller Werke der menschlichen Kunst. Chrysostomus sagt in unzähligen Stellen: „Siehst du schimmernde Gebäude, will dich der Anblick der Säulengänge verführen, so betrachte schnell

das Himmelsgewölbe und die freien Felder, in welchen die Heerden am Ufer der Seen weiden. Wer verachtet nicht alle Schöpfungen der Kunst, wenn er in der Stille des Herzens früh die aufgehende Sonne bewundert, indem sie ihr goldenes (trotzlosgeles) Licht über den Erdrkreis gießt; wenn er, an einer Quelle im tiefen Grase oder unter dem dunkeln Schatten dichtbelaubter Bäume ruhend, sein Auge weidet an der weiten dämmernd hinschwindenden Ferne?“ Antiochien war damals von Einsiedeleien umgeben, und in einer derselben lebte Chrysostomus. Es war, als hätte die Beredsamkeit am Duell der Natur, in den damals waldigen Berggegenden von Syrien und Kleinasien ihr Element, die Freiheit, wiedergefunden.

Als aber in den späteren, aller Geisteskultur feindlichen Zeiten das Christenthum sich unter germanische und celtische Volksstämme verbreitete, die vormalig, dem Naturdienst ergeben, in rohen Symbolen die erhaltenden und zerstörenden Mächte verehrten, wurden allmählig der nahe Umgang mit der Natur und das Aufspüren ihrer Kräfte, als zur Zauberei anregend, verdächtig. Dieser Umgang schien eben so gefahrbringend wie dem Tertullian, dem Clemens von Alexandrien und fast allen älteren Kirchenvätern die Pflege der plastischen Künste. In dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte unterzogen Kirchenversammlungen zu Tours (1163) und zu Paris (1209) den Mönchen das sündhafte Lesen physikalischer Schriften. Erst durch Albert den Großen und Roger Bacon wurden die Geistesesseln muthvoll gebrochen, die „Natur entsündigt“ und in ihre alten Rechte eingesetzt.

Wir haben bisher die Kontraste geschildert, die bei Griechen und Römern, in zwei so nahe mit einander verwandten Literaturen, sich nach Verschiedenheit der Zeitepochen offenbarten. Aber nicht die Zeit allein, d. h. die Weltbegebenheiten, welche Regierungsform, Sitten und religiöse Anschauungen unauflöslich umwandeln, bringen diese Kontraste in der Gefühlswelt hervor; noch auffallender sind die, welche die Stammverschiedenheit der Menschen und ihre geistigen Anlagen erzeugten. Wie ganz anders zeigen sich uns Lebendigkeit des Naturgefühls und dichterische Färbung der Naturschilderungen bei den Hellenen, den Germanen des Nordens, den semitischen Stämmen, den Persern und Indern! Es ist eine vielfach geäußerte Meinung, daß bei den nordischen Völkern die Freude an der Natur, eine alte Sehnsucht nach den anmuthigen Gefilden von Italien und Griechenland, nach der wundervollen Uppigkeit der Tropenvegetation hauptsächlich einer langen winterlichen Entbehrung alles Naturgenusses zuzuschreiben sei. Wir leugnen nicht, daß die Sehnsucht nach dem Palmenklima abnimmt, je nachdem man sich dem mittäglichen Frankreich oder der iberischen Halbinsel nähert; aber der jetzt so allgemein gebrauchte, auch ethnologisch

richtige Name indogermanischer Stämme sollte allein schon daran erinnern, daß man jenen Einflüssen des nordischen Winters nicht eine zu allgemeine Wirksamkeit zuschreiben müsse. Die überreiche dichterische Literatur der Indier lehrt, daß zwischen den Wendekreisen und denselben nahe, südlich von der Himalayakette, immer grüne und immer blüthenreiche Wälder die Einbildungskraft der ostasiatischen Völker von je her lebhaft anregten, daß diese Völker sich zur naturbeschreibenden Poesie mehr noch hingeneigt fühlten als die im unwirthbaren Norden bis Island verbreiteten echt germanischen Stämme. Eine Entbehrung oder wenigstens eine gewisse Unterbrechung des Naturgemüthes ist aber auch den beglückteren Klimaten des südlichen Asiens eigen. Die Jahreszeiten sind scharf von einander geschieden, durch Wechsel von allbefruchtendem Regen und staubig verödennder Dürre. In Persien (der westasiatischen Hochebene) dringt die pflanzenleere Wüste mannigfach busenartig in die gesegnetsten Fruchtländer ein. Waldung bildet oft in Mittel- und Vorderasien das Ufer der weitgedehnten inneren Steppenmeere. So gewähren dem Bewohner jener heißen Klimate die räumlichen Verhältnisse des Bodens in horizontaler Richtung denselben Kontrast der Debe und des Pflanzenreichthums als in senkrechter Richtung die schneebedeckten Bergketten von Indien und Afghanistan. Grobartige Kontraste der Jahreszeiten, der Vegetation und der Höhe sind aber überall, wo eine lebendige Naturschauung mit der ganzen Kultur und den religiösen Abndungen eines Volksstammes verwebt ist, die anregenden Elemente dichterischer Phantasie.

Freude an der Natur, dem beschaulichen Gang der germanischen Nationen eigenthümlich, spricht sich in einem hohen Grade in den frühesten Gedichten des Mittelalters aus. Die ritterliche Poesie der Minnesänger in der hohenstaufischen Zeit gibt zahlreiche Beweise dafür. So mannigfaltige historische Verührungspunkte auch diese Poesie mit der romanischen der Provenzalen hat, so ist doch das echt germanische Prinzip nie daran verkannt worden. Ein inniges, Alles durchdringendes Naturgefühl leuchtet aus den germanischen Sitten und allen Einrichtungen des Lebens, ja aus dem Gange zur Freiheit hervor. Viel in höfischen Kreisen lebend, ja oft aus ihnen entsprossen, blieben die wandernden Minnesänger mit der Natur in beständigem Verkehr. Es erhielt sich frisch in ihnen eine idyllische, oft elegische Gemüthsstimmung. Um Das zu würdigen, was eine solche Stimmung hervorgebracht, wende ich mich zu den Forschungen der tiefsten Kenner unseres deutschen Mittelalters, zu meinen edeln Freunden Jakob und Wilhelm Grimm. „Die vaterländischen Dichter jener Epoche,“ sagt der Letztere, „haben sich nirgends einer abgesonderten Naturschilderung hingegeben, einer

solchen, die kein anderes Ziel hat, als den Eindruck der Landschaft auf das Gemüth mit glänzenden Farben darzustellen. Der Sinn für die Natur fehlte den altdeutschen Meistern gewiß nicht; aber sie hinterließen uns keine andere Aeußerung dieses Sinnes als die, welche der Zusammenhang mit geschichtlichen Vorfällen oder mit den Empfindungen erlaubte, die in lyrische Gedichte ausströmten. Um mit dem Volksepos, den ältesten und werthvollsten Denkmälern, zu beginnen, so findet sich weder in den Nibelungen noch in der Gudrun die Schilderung einer Naturszene, selbst da, wo dazu Veranlassung war. Bei der sonst umständlichen Beschreibung der Jagd, auf welcher Siegfried ermordet wird, geschieht nur Erwähnung der blumenreichen Heide und des kühlen Brunnens unter der Linde. In der Gudrun, die eine gewisse feinere Ausbildung zeigt, bricht der Sinn für die Natur etwas mehr durch. Als die Königstochter mit ihren Gefährten, zu niedrigem Sklavendienste gezwungen, die Gewänder ihrer grausamen Gebieter an das Ufer des Meeres trägt, wird die Zeit bezeichnet, wo der Winter sich eben löst und der Wettgesang der Vögel beginnt. Noch fallen Schnee und Regen herab, und das Haar der Jungfrauen wird vom rauhen Märzwinde gepeitscht. Als Gudrun, ihre Befreier erwartend, das Lager verläßt und nun das Meer beim Aufgang des Morgensterns zu schimmern beginnt, unterscheidet sie die dunkeln Helme und die Schilde der Freunde. Es sind wenige Worte, welche dies andeuten, aber sie geben ein anschauliches Bild, bestimmt, die Spannung vor einem wichtigen geschichtlichen Ereigniß zu vermehren. Nicht anders macht es Homer, wenn er die Cytlopeninsel schildert und die geordneten Gärten des Alcinoüs: er will anschaulich machen die lippige Hülle der Wildniß, in der die riesigen Ungeheuer leben, und den prächtigen Wohnsitz eines mächtigen Königs. Beide Dichter gehen nicht darauf aus, eine für sich bestehende Naturschilderung zu entwerfen.“

„Dem schlichten Volksepos stehen die inhaltreichen Erzählungen der ritterlichen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts entgegen, die eine bewußte Kunst übten und unter welchen sich Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg im Beginn des Jahrhunderts so sehr hervorheben, daß man sie die großen und klassischen nennen kann. Aus ihren umfangreichen Werken würde man Beweise genug von tiefem Gefühl für die Natur, wie es zumal in Gleichnissen ausbricht, sammeln können; aber der Gedanke an unabhängige Naturschilderungen war auch ihnen fremd. Sie hemmten nicht den Fortschritt der Handlung, um bei der Betrachtung des ruhigen Lebens der Natur stille zu stehen. Wie verschieden davon sind die neueren dichterischen Kompositionen! Bernardin de St. Pierre braucht die Ereignisse nur als Rahmen

für sein Gemälde. Die lyrischen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, zumal wenn sie die Minne besingen (was sie nicht immer thun), reden oft genug von dem milden Mat, dem Gesang der Nachtigall, dem Chan, welcher an den Blüthen der Heide glänzt; aber immer nur in Beziehung der Gefühle, die sich darin abspiegeln sollen. Um traurende Stimmungen zu bezeichnen, wird der falben Blätter, der verstummenden Vögel, der in Schnee vergrabenen Saaten gedacht. Dieselben Gedanken, freilich schön und sehr verschiedenartig ausgedrückt, kehren unablässig wieder. Der seelenvolle Walthar von der Vogelweide und der tiefsinnige Wolfram von Eschenbach, von dem wir leider nur wenige lyrische Gesänge besitzen, sind hier als glänzende Beispiele aufzuführen."

"Die Frage, ob der Kontakt mit dem südlichen Italien oder durch die Kreuzzüge mit Kleinasien, Syrien und Palästina die deutsche Dichtkunst nicht mit neuen Naturbildern bereichert habe, kann im Allgemeinen nur verneint werden. Man bemerkt nicht, daß die Bekanntschaft mit dem Orient dem Minnegesang eine andere Richtung gegeben habe. Die Kreuzfahrer kamen wenig in nahe Verbindung mit den Saracenen; ja sie lebten selbst mit anderen Völkern, die für dieselbe Sache kämpften, in großer Spannung. Einer der ältesten lyrischen Dichter war Friedrich von Hagen. Er kam in dem Heere Barbarossa's um. Seine Lieder enthalten vielfache Beziehungen auf die Kreuzfahrt, aber sie drücken nur religiöse Ansichten aus oder den Schmerz, sich von der Geliebten getrennt zu sehen. Von dem Lande fand er, und alle die an den Kreuzzügen Theil nahmen, wie Reinmar der Alte, Rubin, Meidhart und Ulrich von Lichtenstein, nicht Veranlassung, etwas zu sagen. Reinmar kam als Pilgrim nach Syrien, wie es scheint, im Gefolge Herzogs Leopold VI. von Oesterreich. Er klagt, daß die Gedanken an die Heimat ihn nicht loslassen und ihn von Gott abziehen. Die Dattelpalme wird hier einige Male genannt, wo der Palmenzweig gedacht ist, welche fromme Pilger auf der Schulter tragen sollen. Ich erinnere mich auch nicht, daß die herrliche Natur Italiens die Phantasie der Minnesänger angeregt habe, welche die Alpen überstiegen. Walthar von der Vogelweide, der weit umhergezogen, hatte nur den Po gesehen; aber Freidank war in Rom. Er bemerkt bloß, daß in den Palästen Derer, welche sonst dort herrschten, Gras wachse."

Das deutsche Thierepos, welches nicht mit der Thierfabel des Orients verwechselt werden darf, ist aus einem Zusammenleben mit der Thierwelt entstanden, ohne die Absicht zu haben, diese darzustellen. Das Thierepos, welches Jakob Grimm in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Reinhard Fuchs so meisterhaft behandelt, bezeugt eine innige Freude an der Natur. Die nicht an den Boden

gefaßelten, mit Stimme begabten, leidenschaftlich angeregten Thiere kontrastiren mit dem Stilleben der schweigsamen Pflanzen. Sie sind ein immerdar thätiges, die Landschaft belebendes Prinzip. „Die alte Poesie betrachtet das Naturleben gern mit menschlichem Auge, sie leiht den Thieren und bisweilen selbst den Pflanzen Sinn und Empfindungen des Menschen, indem sie phantasiereich und kindlich alles Wahrgenommene in Gestalt und Trieben zu deuten weiß. Kräuter und Blumen sind von Göttern und Helben gepflückt und gebraucht worden, sie führen dann nach ihnen den Namen. Man fühlt, daß wie ein alter Waldgeruch uns aus dem deutschen Thiergedicht anwehe."

An die Denkmäler germanischer Naturdichtung hätte man vorzugsweise geneigt sein können, Reste celtisch-irischer Dichtung anzuschließen, die ein halbes Jahrhundert lang unter dem Namen Ossians wie Nebelgestalten von Volk zu Volk gewandelt sind; aber der Zauber ist verschwunden, seitdem des talentvollen Macpherson's literarisches Benehmen durch die Herausgabe des von ihm geschmiedeten galischen Urtextes (einer Rückübertragung des englischen Werkes) vollkommen aufgedeckt worden ist. Es gibt alt-irische Lirgallieder unter dem Namen der Finianischen aufgezeichnet aus christlicher Zeit, vielleicht nicht einmal bis zu der des achten Jahrhunderts hinaufreichend; aber diese Volksgefänge enthalten wenig von den sentimentalen Naturschilderungen, welche den Macpherson'schen Gedichten einen besonderen Reiz geben.

Wir haben schon eben bemerkt, daß, wenn sentimental-romantische Anregungen der Gefühle dem indogermanischen Menschenstamme des nördlichen Europa's in einem hohen Grade eigenthümlich sind, man diese Erscheinung nicht allein als Folge des Klima's, d. h. der durch lange Entbehrung gesteigerten Sehnsucht, betrachten darf. Wir haben erinnert, wie die indische und persische Literatur, unter der Glut des südlichen Himmels entwickelt, die reizendsten Schilderungen liefert sowohl der organischen als der todten elementarischen Natur, des Ueberganges der Dürre zum tropischen Regen, der Erscheinung des ersten Gewölkes im tiefen Blau der reinen Lüfte, wenn die langersehnten etersischen Winde in dem gesiederten Laube der Palmengipfel allmählig zu rauschen beginnen.

Es ist hier der Ort, etwas tiefer in das Gebiet der indischen Naturschilderung einzudringen. „Denken wir uns," sagt Lassen in seiner vortrefflichen indischen Alterthumskunde, „einen Theil des arischen Stammes aus seinem Ursitz, dem Nordwestlande, nach Indien eingewandert, so fand sich derselbe dort von einer ganz neuen, wundervoll reichen Natur umgeben. Die Milde des Klima's, die Fruchtbarkeit des Bodens, seine freigebige Fülle an herrlichen Gaben mußten dem neuen Leben eine hellere Farbe mittheilen. Bei

den ursprünglichen herrlichen Anlagen des arischen Volkes, bei dem Besitze einer höheren Ausstattungs des Geistes, in der alles Erhabene und Große, das von den Indern ausgeführt ist, wie in einem Keime wurzelt, erzeugte früh die Anschauung der Außenwelt ein tiefes Nachdenken über die Kräfte der Natur: ein Nachdenken, welches die Grundlage der kontemplativen Richtung ist, die wir innigst mit der ältesten Poesie der Inder verwebt finden. Ein so allüberwältigender Eindruck; welchen die Natur auf das Bewußtsein des Volkes gemacht, bethätigt sich am deutlichsten in seiner religiösen Grundansicht, in der Erkenntnis des Göttlichen in der Natur. Die sorgenlose Leichtigkeit des äußeren Daseins kam einer kontemplativen Richtung fördernd entgegen. Wer konnte sich ungestörter und inniger der Betrachtung hingeben, nachsinnen über das irdische Leben, den Zustand des Menschen nach dem Tode, über das Wesen des Göttlichen, als die indischen Völker, die waldbewohnenden Brahmanen, deren alte Schulen eine der eigenthümlichsten Erscheinungen des indischen Lebens bilden und auf die geistige Entwicklung des ganzen Stammes einen wesentlichen Einfluß ausgeübt haben?"

Soll ich hier, wie ich, von meinem Bruder und anderen Sanskritkundigen geleitet, in meinen öffentlichen Vorlesungen gethan, einzeln an das erinnern, was ein lebendiges und häufig ausbrechendes Naturgefühl in die beschreibenden Theile der indischen Poesie eingewebt hat, so beginne ich mit den Veden, dem ersten und heiligsten Denkmale der Kultur ost-asischer Völker. Ihr Hauptgegenstand ist die Verehrung der Natur. Reizende Schilderungen der Morgenröthe und des Anblicks der „goldbändigen“ Sonne enthalten die Hymnen des Rigveda. Die großen Heldengedichte Ramayana und Mahabharata sind jünger als die Veden, älter als die Puranen. In den epischen Schöpfungen ist ihrem Wesen nach die Verherrlichung der Natur an die Sage geknüpft. Wenn in den Veden sich selten örtlich die Scene angeben läßt, welche die heiligen Weisen begeisterte, so sind dagegen in den Heldengedichten die Naturschilderungen meist individuell und an bestimmte Lokalitäten gebunden, daher, was hauptsächlich Leben gibt, aus selbstempfangenen Eindrücken geschöpft. Von reicher Färbung ist die Reise Rama's von Ayodhya nach der Residenzstadt Dschanaka's, sein Leben im Urwalde, das Bild von dem Einsiedlerleben der Banduiden.

Der Name Kalidasa's ist vielfach und früh unter den westlichen Völkern gefeiert worden. Der große Dichter glänzte an dem hochgebildeten Hofe des Vikramaditya, also gleichzeitig mit Virgil und Horaz. Die englischen und deutschen Uebersetzungen der Sakuntala haben die Bewunderung angeregt, welche dem Kalidasa in so reichem Maße gezollt worden ist. Zartheit und Empfindungen und Reichthum schöpferischer Phantasie weisen ihm seinen hohen

Rang unter den Dichtern aller Nationen an. Den Reiz seiner Naturschilderungen bezeugen das liebliche Drama Vikrama und Urvashi, wo der König im Dickicht der Wälder umherirrt, um die Nymphe Urvashi zu finden, das Gedicht der Jahreszeiten und der Wolkenboten (Meghaduta). Mit bewundernswürdiger Naturwahrheit ist in diesem die Freude geschildert, mit welcher nach langer tropischer Dürre die erste Erscheinung eines aufsteigenden Gewölkes als Anzeige der nahen Regenzeit begrüßt wird. Der Ausdruck Naturwahrheit, dessen ich mich eben bedient habe, kann allein die Kühnheit rechtfertigen, neben dem indischen Wolkenboten an ein Naturbild von dem Eintritt der Regenzeit zu erinnern, das ich in Südamerika zu einer Epoche entworfen, wo Kalidasa's Meghaduta mir auch nicht einmal aus Chézy's Uebersetzung bekannt sein konnte. Die geheimnißvollen meteorologischen Prozesse, welche im Luftkreise vorgehen, in Dampfbildung, Wolkengestalt und leuchtenden elektrischen Erscheinungen, sind zwischen den Wendekreisen dieselben in beiden Kontinenten; und die idealisirende Kunst, deren Beruf es ist, die Wirklichkeit zu einem Bilde zu erheben, würde nicht von ihrem Zauber verlieren, wenn es dem zergliedernden Beobachtungsgeiste späterer Jahrhunderte glückte, die Naturwahrheit einer alten, nur beschauenden Dichtung zu bekräftigen.

Von den Ostariern, den brahmanischen Indern, und der entschiedensten Richtung ihres Sinnes auf die malerische Schönheit der Natur gehen wir zu den Westariern, den Persern, über, welche sich im nördlicheren Zentrallande getrennt hatten und ursprünglich einer geistigen Verehrung der Natur neben der dualistischen Anschauung von Ahriman und Ormuzd zugethan waren. Was wir persische Literatur nennen, steigt nur in die Zeit der Sassaniden hinauf; die ältesten Denkmale der Dichtung sind untergegangen. Erst nachdem das Land von den Arabern unterjocht und sich selbst entfremdet war, erhielt es wieder eine Nationalliteratur unter den Samaniden, Gazneviden und Seltschukiden. Der Flor der Poesie von Firdusi bis Hafiz und Dschami dauerte kaum vier- bis fünfhundert Jahre; er reicht fast nur bis zur Schiffahrt von Vasco de Gama. Wenn wir dem Naturgefühl bei Indern und Persern nachspüren, so dürfen wir nicht vergessen, daß beide Völker, nach dem Maß ihrer Bildung betrachtet, gleichmäßig durch Zeit und Raum von einander getrennt erscheinen. Die persische Literatur gehört dem Mittelalter, die große indische im eigentlichen Sinne dem Alterthume zu. Die Natur im iranischen Hochlande hat nicht die Leppigkeit der Baumvegetation, die wunderbare Mannigfaltigkeit von Gestalt und Farbe der Gewächse, welche den Boden von Hindustan schmücken. Die Bindhyakette, lange die Grenzscheide der ostarischen Völker, fällt noch in die Tropenzone, während ganz Persien jenseits des Wend-

freies liegt, ja die persische Dichtung theilweise sogar dem nördlichen Boden von Balth und Bergana zugehört. Die von den persischen Dichtern gefeierten vier Paradiese waren das anmuthige Thal von Soghd bei Samarkand, Maschanrud bei Hamadan, Scha'abi Bawan bei Kal'eh Sofid in Fars, und Ghute, die Ebene von Damaskus. Weiden, Iran und Turan, fehlt indeß die Waldnatur und mit ihr das Einsiedlerleben des Waldes, welche beide so mächtig auf die Einbildungskraft der indischen Dichter gewirkt haben. Gärten, durch springende Wasser erfrischt, mit Rosengebüsch und Fruchtbäumen gefüllt, ersetzen nicht die wilden, großartigen Naturszenen von Hindustan. Kein Wunder daher, daß die beschreibende Poesie minder lebensfrisch, oft nüchtern und von gekünstelter Zierlichkeit ist. Wenn nach dem Sinne der Eingebornen das höchste Lob Dem gezollt wird, was wir durch die Worte Geist und Wis bezeichnen, so muß die Bewunderung sich auf die Fruchtbarkeit der persischen Dichter, auf die unabsehbare Mannigfaltigkeit der Formen beschränken, unter welchen sie denselben Stoff zu behandeln wissen; Tiefe und Innigkeit der Gefühle werden vermißt.

Auch die Schilderung der Landschaft unterbricht nur selten die Erzählung in dem Nationalepos oder geschichtlichen Heldennbuche des Firdusi. Besonders anmuthig und von lokaler Wahrheit, die Wilde des Klima's und Kraft der Vegetation beschreibend, scheint mir das Lob des Küstenlandes Mazenderan im Munde eines wandernden Sängers. Der König Rei Rawn wird durch dies Lob zu einem Zuge nach dem kaspischen Meere und zu einer neuen Eroberung angereizt. Die Frühlingsgedichte von Enweri, Dschelaleddin Rumi, Abbad und des halbindischen Feisi (der zweite gilt für den größten mystischen Dichter des Orients) athmen ein frisches Leben, da wo der kleinliche Drang nach spielenden Gleichnissen den Genuß nicht unbehaglich stört. Sadi im Bostan und Gulistan (Frucht- und Rosengarten), Hafiz, dessen frische Lebensphilosophie man mit der des Horaz verglichen hat, bezeichnen, wie Joseph von Hammer in seinem großen Werke über die Geschichte der persischen Dichtung sich ausdrückt, der erste ein Zeitalter der Sittenlehre, der zweite als Minnesänger den höchsten Schwung der Lyrik; aber Schwulst und Ziererei verunstalten oft die Schilderung der Natur. Der Lieblingsgegenstand der persischen Dichtung, „die Liebe der Nachtigall und der Rose,“ kehrt immer ermüdend wieder, und in den konventionellen Künsteleien der Blumensprache erstirbt im Morgenlande das innere Naturgefühl.

Wenn wir von dem iranischen Hochlande durch Turan (im Zend Färja) nordwärts in die Europa und Asien scheidende Uralfette übergehen, so gelangen wir zu dem Ursitze des finnischen Stammes; denn der Ural ist ein alt-finnisches, wie der Altai ein

alt-türkisches Land. Bei den finnischen Stämmen nun, die sich weit in Westen auf europäischem Boden in der Niederung angesiedelt, hat aus dem Munde der Karelrier und der Landleute von Olo-nez Elias Lönnrot eine große Zahl finnischer Lieder gesammelt, in denen nach dem Ausdruck von Jakob Grimm „ein reges sinniges Naturgefühl waltet, wie es fast nur in indischen Dichtungen angetroffen wird.“ Ein altes Epos von fast dreitausend Versen dreht sich um den Kampf zwischen Finnen und Lappen und um die Schicksale eines göttlichen Helden, der Väino genannt wird. Es enthält das Epos eine anmuthvolle Beschreibung des finnischen Landlebens, besonders da, wo die Frau des Eisenschmids Ilmarinen ihre Heerden in die Wälder sendet und Gebete zum Schutze der Thiere spricht. Wenige Völkerstämme bieten in ihrer Geistesbildung und in der Richtung ihrer Gefühle, wie sie durch entartende Knechtschaft, oder kriegerische Wildheit, oder ausdauerndes Streben nach politischer Freiheit bestimmt worden ist, mannigfaltigere und wunderksamere Abstufungen dar als der finnische Stamm in seinen sprachverwandten Unterabtheilungen. Wir erinnern an jene, jetzt so friedlichen Landleute, bei denen das Epos aufgefunden worden, an die lange mit Mongolen verwechselten weltstürmenden Hunnen, und an ein großes und edles Volk, die Magyaren.

Bei der Betrachtung Dessen, was in der Lebendigkeit des Naturgefühls und der Form seiner Aeußerungen von der Verschiedenheit der Racen, von dem eigenthümlichen Einflusse der Gestalt des Bodens, von der Staatsverfassung und der religiösen Stimmung abzuhängen scheint, bleibt uns übrig einen Blick auf die Völker Asiens zu werfen, welche mit den arischen und indogermanischen Stämmen, den Indern und Persern, am meisten kontrastiren. Die semitischen oder aramäischen Nationen zeigen uns in den ältesten und ehrwürdigsten Denkmälern ihrer dichterischen Gemüthsart und schaffenden Phantasie Beweise eines tiefen Naturgefühls. Der Ausdruck desselben offenbart sich großartig und belebend in Hirtensagen, in Tempel- und Chorgefängen, in dem Glanz der lyrischen Poesie unter David, in der Seher- und Prophetenschule, deren hohe Begeisterung, der Vergangenheit fast entfremdet, ahnungs voll auf die Zukunft gerichtet ist.

Die hebräische Dichtungsweise bietet den Bewohnern des Abendlandes bei ihrer inneren, erhabenen Größe noch den besonderen Reiz, daß sie mit den lokalen Glaubenserinnerungen der Anhänger von drei weitverbreiteten Religionen, der mosaischen, christlichen und mohammedanischen, vielfach verwebt ist. Durch Missionen, welche der Handelsgeist und die Eroberungssucht schiffahrender Nationen begünstigen, sind geographische Namen und Naturschilderungen des Morgenlandes, wie sie die Schriften des alten Bundes

uns aufbewahrt, tief in die Wälder der Neuen Welt und in die Inseln der Südsee eingedrungen.

Es ist ein charakteristisches Kennzeichen der Naturpoesie der Hebräer, daß, als Refler des Monotheismus, sie stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfaßt, sowohl das Erdenleben als die leuchtenden Himmelsräume. Sie weiß seltener bei dem Einzelnen der Erscheinung, sondern erfreut sich der Anschauung großer Massen. Die Natur wird nicht geschildert als ein für sich Bestehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes; dem hebräischen Sänger erscheint sie immer in Beziehung auf eine höher waltende geistige Macht. Die Natur ist ihm ein Geschaffenes, Angeordnetes, der lebendige Ausdruck der Allgegenwart Gottes in den Werken der Sinnenwelt. Deshalb ist die lyrische Dichtung der Hebräer schon ihrem Inhalte nach großartig und von feierlichem Ernst, sie ist trübe und sehnuchtsvoll, wenn sie die irdischen Zustände der Menschheit berührt. Bemerkenswerth ist noch, daß diese Poesie trotz ihrer Größe, selbst im Schwünge der höchsten, durch den Zauber der Musik hervorgerufenen Begeisterung fast nie maßlos wie die indische Dichtung wird. Der reinen Anschauung des Göttlichen hingegeben, sinnbildlich in der Sprache, aber klar und einfach in dem Gedanken, gefällt sie sich in Gleichnissen, die fast rhythmisch, immer dieselben wiederkehren.

Als Naturbeschreibungen sind die Schriften des alten Bundes eine treue Abpiegelung der Beschaffenheit des Landes, in welchem das Volk sich bewegte, der Abwechselung von Oede, Fruchtbarkeit und libanotischer Waldbedeckung, die der Boden von Palästina darbietet. Sie schildern die Verhältnisse des Klima's in geregelter Zeitfolge, die Sitten der Hirtenvölker und deren angestammte Abneigung gegen den Feldbau. Die epischen oder historischen Darstellungen sind von naiver Einfachheit, fast noch schmuckloser als Herodot, naturwahr, wie, bei so geringer Umwandlung der Sitten und aller Verhältnisse des Nomadenlebens, die neueren Reisenden einstimmig es bezeugen. Geschmücker aber und ein reiches Naturleben entfaltend ist die Lyrik der Hebräer. Man möchte sagen, daß in dem einzigen 104. Psalm das Bild des ganzen Kosmos dargelegt ist: „Der Herr, mit Licht umhüllet, hat den Himmel wie einen Teppich ausgespannt. Er hat den Erdball auf sich selbst gegründet, daß er in Ewigkeit nicht wankt. Die Gewässer quellen von den Bergen herab in die Thäler, zu den Orten, die ihnen beschieden: daß sie nie überschreiten die ihnen gesetzten Grenzen, aber tränken alles Wild des Feldes. Der Lüfte Vögel singen unter dem Laube hervor. Saftvoll stehen des Ewigen Bäume, Libanons Cedern, die der Herr selbst gepflanzt, daß sich das Federwild dort niste, und auf Tannen sein Gehäus der Habicht baue.“ Es wird beschrieben

„das Weltmeer, in dem es wimmelt von Leben ohne Zahl. Da wandeln die Schiffe, und es regt sich das Ungeheuer, das Du schufest darin zu scherzen.“ Es wird „die Saat der Felder, durch Menschenarbeit bestellt, der fröhliche Weinbau und die Pflege der Delgärten“ geschildert. Die Himmelskörper geben diesem Naturbilde seine Vollendung. „Der Herr schuf den Mond, die Zeiten einzutheilen, die Sonne, die das Ziel kennt ihrer Bahn. Es wird Nacht, da schwärmt Gewild umher. Nach Raube brüllen junge Löwen und verlangen Speise von Gott. Erscheint die Sonne, so heben sie sich davon und lagern sich in ihre Höhlen: dann geht der Mensch zu seiner Arbeit, zu seinem Tagewerk bis Abend.“ Man erstaunt, in einer lyrischen Dichtung von so geringem Umfange, mit wenigen großen Zügen, das Universum, Himmel und Erde geschildert zu sehen. Dem bewegten Elementarleben, der Natur ist hier des Menschen stilles, mühevollcs Treiben vom Ausgang der Sonne bis zum Schluß des Tagewerks am Abend entgegengesetzt. Dieser Kontrast, diese Allgemeinheit der Auffassung in der Wechselwirkung der Erscheinungen, dieser Rückblick auf die allgegenwärtige unsichtbare Macht, welche „die Erde verjüngt“ oder in Staub zertrümmern kann, begründen das Feierliche einer milder lebenswarmen und gemüthlichen als erhabenen poetischen Dichtung.

Aehnliche Ansichten des Kosmos kehren mehrmals wieder (Psalm 65, 7—14 und 74, 15—17), am vollendetsten vielleicht in dem 37. Kapitel des alten, wenn auch nicht vormosaïschen Buches Hiob. Die meteorologischen Prozesse, welche in der Vollenkete vorgehen, die Formbildung und Auflösung der Dünste bei verschiedener Windrichtung, ihr Farbenspiel, die Erzeugung des Hagels und des rollenden Donners werden mit individueller Anschaulichkeit beschrieben; auch viele Fragen vorgelegt, die unsere heutige Physik in wissenschaftlicheren Ausdrücken zu formuliren, aber nicht befriedigend zu lösen vermag. Das Buch Hiob wird allgemein für die vollendetste Dichtung gehalten, welche die hebräische Poesie hervorgebracht hat. Es ist so malerisch in der Darstellung einzelner Erscheinungen als kunstreich in der Anlage der ganzen didaktischen Komposition. In allen modernen Sprachen, in welche das Buch Hiob übertragen worden ist, lassen seine Naturbilder einen tiefen Eindruck. „Der Herr wandelt auf des Meeres Höhen, auf dem Rücken der vom Sturm aufgethürmten Wellen. — Die Morgenröthe ergreift der Erde Saumen und gestaltet mannigfach die Vollenhülle, wie des Menschen Hand den bildsamen Thon.“ — Es werden die Sitten der Thiere geschildert, des Waldesfels und der Mose, des Büffels, des Altpferds und der Krokodile, des Adlers und des Straußen. — Wir sehen „den reinen Aether in der Schwüle des Südwindes wie einen gegossenen Spiegel über die dürstende

Wüste hingedehnt.“ Wo die Natur karglich ihre Gaben spendet, schärft sie den Sinn des Menschen, daß er auf jeden Wechsel im bewegten Lustkreise wie in den Wellenschichten lauscht, daß er in der Einsamkeit der starren Wüste wie in der des wellenschlagenden Oceans jedem Wechsel der Erscheinungen bis zu seinen Vorboten nachspürt. Das Klima ist besonders in dem dürren und felsigen Theile von Palästina geeignet, solche Beobachtungen anzuregen. Auch an Mannigfaltigkeit der Form fehlt es der dichterischen Literatur der Hebräer nicht. Während von Josua bis Samuel die Poesie eine kriegerische Begeisterung athmet, bietet das kleine Buch der ährenlesenden Ruth ein Naturgemälde dar von der naivsten Einfachheit und von unansprechlichem Reize. Goethe in der Epoche seines Enthusiasmus für das Morgenland nennt es „das Lieblichste, das uns episch und idyllisch überliefert worden ist.“

Selbst in den neueren Zeiten, in den ersten Denkmälen der Literatur der Araber, bemerkt man einen schwachen Abglanz der großartigen Naturanschauung, welche dem semitischen Stamme so früh eigenthümlich war. Ich erinnere an die malerische Schilderung des beduinischen Wüstenlebens, die der Grammatiker Asmai an den großen Namen Antars geknüpft und mit anderen vor-mohammedanischen Sagen ritterlicher Thaten zu einem großen Werke verschmolzen hat. Die Hauptperson dieser romantischen Novelle ist derselbe Antar aus dem Stamme Abs, Sohn des fürstlichen Häuptlings Scheddad und einer schwarzen Sklavin, dessen Verse unter den in der Kaaba aufgehängenen Preisgedichten (moallakāt) bewahrt werden. Der gelehrte englische Uebersetzer Terriak Hamilton hat selbst schon auf die biblischen Anklänge des Stils im Antar aufmerksam gemacht. Den Sohn der Wüste läßt Asmai nach Konstantinopel reisen, wodurch ein malerischer Gegensatz von griechischer Kultur und nomadischer Nothheit herbeigeführt wird. Daß in der frühesten arabischen Dichtung die Naturschilderung des Bodens nur einen sehr geringen Raum einnimmt, darf nach der Bemerkung eines berühmten Kenners dieses Zweiges der Literatur, meines Freundes Freytag zu Bonn, um so weniger Wunder nehmen, als die Hauptgegenstände der Dichtung Erzählungen von Thaten, Lob der Gastfreundschaft und der Liebestreue sind, als fast kein einziger der Sänger aus dem glücklichen Arabien stammte. Eine traurige Einförmigkeit von Grasfluren und staubbedeckte Einöden konnten nur in eigenthümlichen seltenen Stimmungen das Naturgefühl beleben.

Wo dem Boden der Schmuck der Wälder fehlt, beschäftigen, wie wir bereits früher bemerkt, die Lusterscheinungen, Sturm, Gewitter und langersehnter Regen um so mehr die Einbildungskraft. Ich erinnere vorzugsweise hier, um naturwahre Bilder dieser Art

den arabischen Dichtern zu entlehnen, an Antars Moallakat, welches die vom Regen befruchtete, vom Schwarm summender Insekten besuchte Flur beschreibt; an die herrlichen und dazu noch örtlichen Schilderungen des Gewitters von Amru'l Kais und im 7. Buche der berühmten Hamasa; endlich an das Anschwellen des Euphrat, wenn der Strom Schilfmassen und Baumstämme in seinen Fluten fortrollt, im Nabegha D hobyani. Das 8. Buch der Hamasa, welches „Reise und Schläfrigkeit“ überschrieben ist, mußte natürlich meine besondere Aufmerksamkeit auf sich lenken. Ich wurde bald belehrt, daß die Schläfrigkeit sich nur auf das erste Fragment des Buches bezieht und auch in diesem um so verzeihlicher ist, als sie einer Nachtreise auf dem Kameel zugeschrieben wird.

Ich habe in diesem Abschnitt fragmentarisch zu entwickeln gesucht, wie die Außenwelt, d. h. der Anblick der belebten und unbelebten Natur, zu verschiedenen Zeitepochen und bei verschiedenen Volksstämmen ungleichartig auf die Gedanken- und Empfindungswelt eingewirkt hat. Aus der Geschichte der Literatur wurde Das ausgehoben, was die lebendige Aeußerung des Naturgefühls charakterisirt. Es kam dabei, wie in meinem ganzen Werke vom Kosmos, nicht auf Vollständigkeit, sondern nur auf Allgemeinheit der Ansicht, auf die Auswahl solcher Beispiele an, in denen sich die Eigenthümlichkeiten der Zeiten und der Menschenrassen offenbaren. Ich habe die Griechen und Römer geschildert bis zu dem allmählichen Absterben der Gefühle, die dem klassischen Alterthume in den Abendlanden einen unverlöschbaren Glanz gegeben; ich habe in den Schriften der christlichen Kirchenväter dem schönen Ausdruck des Naturgefühls nachgespürt, den in stiller Nüchternheit das Einsiedlerleben erzeugte. Bei Betrachtung der indogermanischen Völker (ich nehme die Benennung hier in dem engeren Sinne des Wortes) sind wir übergegangen von den Dichtungen der Deutschen im Mittelalter zu denen der hochgebildeten alten Ostarrömer (Inden) und der minder begabten Westarrömer, der Bewohner des alten Iran. Nach einem flüchtigen Blicke auf die keltischen (gallischen) Gesänge und ein neuentdecktes finnisches Epos, habe ich das reiche Naturleben geschildert, das in einem Zweige des semitischen (aramäischen) Stammes, in den erhabenen Gedichten der Hebräer und in denen der Araber athmet. So haben wir die Erscheinungswelt abgepiegelt gesehen in der Phantasie der Völker im Norden und Südosten von Europa, in Vorderasien, in den persischen Hochebenen und dem indischen Tropenlande. Um die Natur in ihrer ganzen Größe zu umfassen, glaubte ich sie nach zweierlei Ansichten, einmal objektiv, als thatsächliche Erscheinung, und dann in den Gefühlen der Menschheit reflektirt, darstellen zu müssen.

Nach dem Hinschwinden aramäischer, griechischer und römischer

Herrlichkeit, ich könnte sagen, nach dem Untergange der alten Welt, zeigt uns der große und begeisterte Schöpfer einer neuen, Dante Alighieri, von Zeit zu Zeit das tiefste Gefühl des irdischen Naturlebens. Er entzieht sich dann den Leidenschaften, wie dem Subjektiven seines weiten Ideentrefes, einer ahndungsschweren Mystik. Die Zeitepoche, in der er lebte, folgt unmittelbar der, in welcher die Alpen der schwäbische Minnegefang, den wir oben geschildert, zu verfallen anfang. Unnachahmlich malt Dante am Ende des ersten Gesanges des Purgatorio den Morgenduft und das zitternde Licht des sanft bewegten fernen Meeres spiegels (*il tremolar de la marina*); im fünften Gesange den Wolkenbruch und das Anschwellen der Flüsse, wobei nach der Schlacht von Campaldino der Leichnam des Buonconte da Montefeltro in den Arno versank. Der Eingang in den dichten Hain des irdischen Paradieses erinnert den Dichter an den Pinienwald bei Ravenna, „*la pineta in sul lito di Chiassi*“, wo in den Wipfeln der Frühgefang der Vögel erschallt. Mit der örtlichen Wahrheit dieses Naturbildes kontrastirt im himmlischen Paradiese der Lichtstrom, aus welchem Funken sprühen, „die sich in die Blumen des Ufers senken, aber wie von Dämonen berauscht zurücktauchen in den Strom, während andere sich erheben.“ Man möchte glauben, einer solchen Fiktion liege die Erinnerung an den eigenthümlichen und seltneren Zustand der Phosphoreszenz des Ozeans zum Grunde, wo leuchtende Punkte beim Zusammenschlagen der Wellen sich über der Oberfläche zu erheben scheinen und die ganze flüssige Ebene ein bewegtes Sternenmeer bildet. Die außerordentliche Koncision des Stils vermehrt in der *Divina Commedia* den Ernst und die Tiefe des Eindrucks.

Um noch auf italienischem Boden zu verweilen, aber dem frostigen Schäferromane fremd zu bleiben, nenne ich hier, nach dem Dante: Petrarca's Trauerfonett, den Eindruck schildernd, welchen das anmuthige Thal von Vaucluse ihm ohne Laura, seit ihrem Hinscheiden, gemacht; die kleineren Dichtungen des Bojardo, des Fremdes des Hercules von Este; und die späteren Stenzen der Vittoria Colonna.

Als nun die klassische Literatur allgemeiner wieder aufblühte durch den plötzlichen Verkehr mit dem politisch tief gesunkenen Griechenland, finden wir unter den Prosaisern das erste Beispiel reizender Naturbeschreibungen bei dem kunstliebenden Kardinal Bembo, Raphaels Rathgeber und Freunde. Seine kleine Jugendschrift *Aetna dialogus* gibt uns ein lebendiges Bild der geographischen Vertheilung der Gewächse an dem Abhange des Gebirges, von Siciliens kornreichen Fluren bis zu dem schneebedeckten Rande des Kraters. Das vollendete Werk des reiferen Alters, die *Historiae Venetae*,

charakterisiren auf eine noch mehr malerische Weise das Klima und die Vegetation des Neuen Kontinents.

Alles war damals dazu geeignet, den Geist gleichzeitig mit den großen Bildern des plötzlich erweiterten Weltraums und der Erhöhung menschlicher Kräfte zu erfüllen. Wie, in dem Alterthume der macedonische Zug nach dem Paropamisus und den waldbreichen Flußthälern von Vorderindien, durch den Anblick einer reich geschmückten erotischen Natur, Eindrücke zurückließ, deren Lebendigkeit sich nach Jahrhunderten noch, in den Werken hochbegabter Schriftsteller, offenbart; so wirkte zum zweiten Male, und selbst in einem höheren Maßstabe als die Kreuzzüge, auf die westlichen Völker die Entdeckung von Amerika. Die Tropenwelt mit der ganzen Leppigkeit ihrer Vegetation in der Ebene, mit allen Abstufungen des Organismus am Abhange der Cordilleren, mit allen Anklängen nördlicher Klimate in den bewohnten Hochebenen von Mexico, Neugranda und Quito wurde nun zuerst den Europäern eröffnet. Die Phantasie, ohne deren Anregung kein wahrhaft großes Werk der Menschheit gedeihen kann, gab den Naturschilderungen von Columbus und Vespucci einen eigenthümlichen Reiz. Den Letzteren charakterisirt in der Beschreibung der brasilianischen Küste eine genaue Bekanntschaft mit den Dichtern alter und neuer Zeit; jenen in der Beschreibung des milden Himmels von Paria und der (wie er wähnt) dem östlichen Paradiese entströmenden Wassermenge des Orinoco eine ernste religiöse Stimmung. Bei zunehmendem Alter, beim Anstrengen gegen ungerechte Verfolgung ging diese Stimmung in Trübsinn und schwärmerische Begeisterung über.

In den heroischen Zeiten der portugiesischen und kastilianischen Volkstämme führte nicht Goldgier allein (wie man aus Unkunde des damaligen Volkslebens behauptet), sondern allgemeine Aufregung zu den Wagnissen ferner Reisen. Die Namen Haiti, Enbagua und Darien wirkten, im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, auf die Einbildungskraft der Menschen wie in den neueren Zeiten die, seit Anson und Cook gefeierten Namen von Tinian und Otaheiti. Wenn damals die Kunde weit entlegener Länder die Jugend aus der spanischen Halbinsel, aus Flandern, Mailand und Süddeutschland unter die siegreichen Fahnen des großen Kaisers auf den Rücken der Andeskette oder in die heißen Fluren von Uraba und Coro lockte, so gewann unter dem milden Einflusse späterer Gesittung, bei gleichmäßigerer Eröffnung aller Theile des Erdrums, jenes unruhige Sehnen nach der Ferne andere Motive und eine andere Richtung. Leidenschaftliche Liebe zum Naturstudium, welche hauptsächlich vom Norden ausging, entflammte die Gemüther. Intellektuelle Größe der Ansichten wurde der materiellen Erweiterung des Wissens beigegeben, und die dichterisch sentimentale Stimmung

des Zeitalters individualisirte sich, seit dem Ende des verflossenen Jahrhunderts, in literarischen Werken, deren Formen der Vorzeit unbekannt waren.

Werfen wir noch einmal den Blick zurück in die Zeit der großen Entdeckungen, welche jene moderne Stimmung vorbereiteten, so müssen wir vor Allem der Naturschilderungen gedenken, die wir von Columbus selbst besitzen. Erst seit Kurzem kennen wir sein eigenes Schiffsjournal, seine Briefe an den Schatzmeister Sanchez, an die Amme des Infanten Don Juan, Frau Juana de la Torre, und an die Königin Isabella. Ich habe schon an einem andern Orte, in den kritischen Untersuchungen über die Geschichte der Geographie des 15. und 16. Jahrhunderts, zu zeigen gesucht, mit welchem tiefen Naturgefühl der große Entdecker begabt war, wie er das Erdenleben und den neuen Himmel, die sich seinem Blicke offenbarten (*viago nuevo al nuevo cielo i mundo que fasta entonces estaba en occulto*), mit einer Schönheit und Einfachheit des Ausdrucks beschrieb, die nur Diejenigen ganz zu schätzen vermögen, welche mit der alten Kraft der Sprache jener Zeit vertraut sind.

Die physiognomische Gestaltung der Pflanzen, das undurchdringliche Dickicht der Wälder, „in denen man kaum unterscheiden kann, welche Blüthen und Blätter jedem Stamme zugehören“, die wilde Ueppigkeit des krautbedeckten Bodens der feuchten Ufer, die rosenfarbigen Flamingos, welche fischend schon am frühen Morgen die Mündung der Flüsse beleben, beschäftigen den alten Seemann, als er längs den Küsten von Cuba, zwischen den kleinen lucayischen Inseln und den, auch von mir besuchten *Jardillo*s hinfuhr. Jedes neu entdeckte Land scheint ihm noch schöner als das früher beschriebene; er bellagt, nicht Worte zu finden, um die süßen Eindrücke wiederzugeben, die er empfangen. Mit der Kräuterkunde völlig unbekannt, wenn gleich durch Einfluß arabischer und jüdischer Aerzte sich damals schon einige oberflächliche Kenntniß der Gewächse in Spanien verbreitet hatte, treibt das einfache Naturgefühl den Entdecker an, alles Fremdartige einzeln aufzufassen. Er unterscheidet in Cuba schon sieben oder acht verschiedene Palmenarten, die schöner und höher als die Dattelpalme sind (*variedades de palmas superiores a las nuestras en su belleza y altura*), er meldet seinem geistreichen Freunde Anghiera, daß er in derselben Ebene Tannen und Palmen zusammengruppirt, *palmeta pineta* wundervoll gemengt, gesehen; er betrachtet die Vegetation mit solchem Scharfblick, daß er zuerst bemerkt, es gebe im Cibao auf den Bergen Pinien, deren Früchte nicht Tannenzapfen sind, sondern Beeren wie die Oliven des Axarase de Sevilla. Columbus hat also schon, wie

ich bereits oben erinnert, das Geschlecht *Podocarpus* von der Familie der Abietineen getrennt.

„Die Anmuth dieses neuen Landes,“ sagt der Entdecker, „steht hoch über der der *campina de Cordoba*. Alle Bäume glänzen von immer grünem Laube und sind ewig mit Früchten beladen. Auf dem Boden stehen die Kräuter hoch und blühend. Die Lüfte sind lau wie im April in Kastilien; es singt die Nachtigall süßer, als man es beschreiben kann. Bei Nacht singen wieder süß andere, kleinere Vögel; auch höre ich unsern Grasshüpfer und die Frösche. Einmal kam ich in eine tief eingeschlossene Hafenbucht und sah, was kein Auge gesehen: hohes Gebirge, von dem lieblich die Wasser (*lindas aguas*) herabströmen. Das Gebirge war bedeckt mit Tannen und anderen vielfach gestalteten, mit schönen Blüthen geschmückten Bäumen. Den Strom hinaufsteuernd, der in die Bucht mündete, war ich erstaunt über die kühlen Schatten, die krystallklaren Wasser und die Zahl der Singvögel. Es war mir, als möchte ich so einen Ort nie verlassen, als könnten tausend Zungen dies alles nicht wiedergeben, als weigere sich die verzauberte Hand es niederzuschreiben (*para hacer relacion a los Reyes de las cosas que via no bastaran mil lenguas a referillo, ni la mano para lo escribir, que le parecia questaba encantado*).“

Wir lernen hier aus dem Tagebuche eines literarisch ganz ungebildeten Seemanns, welche Macht die Schönheit der Natur in ihrer individuellen Gestaltung auf ein empfängliches Gemüth auszuüben vermag. Gefühle veredeln die Sprache; denn die Prosa des Admirals ist, besonders da, wo er, bereits 67 Jahre alt, auf der vierten Reise seinen großartigen Wundertraum an der Küste von Veragua erzählt, wenn auch nicht beredter, doch anregender als der allegorische Schäferroman des Boccaccio und die zwei Arcadien von Sannazaro und Sidney, als Garcilaso's *Salicio y Nemoroso* oder die *Diana* des Jorge de Montemayor. Das elegisch idyllische Element war leider! nur zu lange vorherrschend in der italienischen und in der spanischen Literatur. Es bedurfte des lebensfrischen Bildes, in dem Cervantes die Abenteuer des Ritters aus der Mancha darstellte, um die *Galatea* desselben Schriftstellers zu verdunkeln. Der Hirtenroman, so sehr ihn auch bei den oben genannten großen Dichtern Schönheit der Sprache und Zartheit der Empfindungen veredelten, bleibt seiner Natur nach, wie die allegorischen Verfantasieklünsteleien des Mittelalters, frostig und ermüdend. Individualität des Beobachteten führt allein zur Naturwahrheit in der Darstellung; auch hat man in den herrlichsten beschreibenden Stenzen des befreiten Jerusalem Eindrücke von der malerischen Umgebung des Dichters, Erinnerungen an die anmuthige Landschaft von Sorrent zu erkennen geglaubt.

Jene individuelle Naturwahrheit, die aus eigener Anschauung entspringt, glänzt im reichsten Maße in dem großen Nationalepos der portugiesischen Literatur. Es weht wie ein indischer Blüthen-
dust durch das ganze unter dem Tropenhimmel (in der Felsgrötte bei Makao und in den Molukken) geschriebene Gedicht. Mir geziemt es nicht einen kühnen Ausspruch Friedrich Schlegels zu bekräftigen, nach welchem die *Lusiaden* des Camoens „an Farbe und Fülle der Phantasie den Ariost bei weitem übertreffen“; aber als Naturbeobachter darf ich wohl hinzufügen, daß in den beschreibenden Theilen der *Lusiaden* nie die Begeisterung des Dichters, der Schmuck der Rede und die süßen Laute der Schwermuth der Genauigkeit in der Darstellung physischer Erscheinungen hinderlich werden. Sie haben vielmehr, wie dies immer der Fall ist, wenn die Kunst aus ungetrübter Quelle schöpft, den belebenden Eindruck der Größe und Wahrheit der Naturbilder erhöht. Unnachahmlich sind in Camoens die Schilderungen des ewigen Verkehrs zwischen Luft und Meer, zwischen der vielfach gestalteten Wolkendecke, ihren meteorologischen Prozessen und den verschiedenen Zuständen der Oberfläche des Oceans. Er zeigt uns diese Oberfläche, bald wenn milde Winde sie kräuseln und die kurzen Wellen im Spiel des zurückgeworfenen Lichtstrahls funkelnd leuchten, bald wenn Coelbo's und Paul de Gama's Schiffe in einem furchtbaren Sturme gegen die tief aufgereagten Elemente ankämpfen. Camoens ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein großer Seemaler. Als Kriegermann hatte er gefochten an dem Fuße des Atlas im marokkanischen Gebiete, im rothen Meere und im persischen Meerbusen; zweimal hatte er das Kap umschifft und, mit tiefem Naturgefühl begabt, 16 Jahre lang an dem indischen und chinesischen Gestade alle Phänomene des Weltmeers belauscht. Er beschreibt das elektrische St. Elmsfeuer (Castor und Pollux der alten griechischen Seefahrer), „das lebende Licht dem Seewolke heilig“; er beschreibt die gefährdrohende Trombe in ihrer allmähigen Entwicklung: „wie der Dunst, aus seinem Duff gewoben, sich im Kreise dreht, ein dünnes Rohr herabläßt und die Flut durstend aufpumpt; wie er, wenn das schwarze Gewölk sich satt gesogen, den Fuß des Trichters zurückzieht und, zum Himmel fliegend, auf der Flucht als süßes Wasser den Bogen wiedergibt, was die Trombe ihnen brausend entzogen.“ Die Schriftgelehrten, sagt der Dichter (und er sagt es auch fast zum Spott der jetzigen Zeit), die Schriftgelehrten mögen versuchen „der Welt verborgene Wunderdinge zu erklären, da, vom Geist allein und von der Wissenschaft geleitet, sie so gern für falsch ausgeben, was man aus dem Munde des Schiffers hört, dem einzigen Leiter die Erfahrung ist.“

Das naturbeschreibende Talent des begeisterten Dichters weilt aber nicht bloß bei den einzelnen Erscheinungen, es glänzt auch da,

wo es große Massen auf einmal umfaßt. Der dritte Gesang schildert mit wenigen Zügen die Gestaltung von Europa vom kältesten Norden an bis „zum Lustanreiche und zu der Meerenge, wo Hercules sein letztes Werk gethan.“ Ueberall wird auf die Sitten und den Kulturzustand der Völker angespielt, welche den vielgegliederten Welttheil bewohnen. Von den Preußen, Moscoviten und den Stämmen, „que o Rheno frio lava,“ eilt er zu den herrlichen Auen von Hellas, „que creastes os peitos eloquentes, e os juizos de alta phantasia.“ Im zehnten Gesange erweitert sich der Blick. Lethys führt den Gama auf einen hohen Berg, um ihm die Geheimnisse des Weltbaues (*machina do mundo*) und der Planeten Lauf (nach Ptolemäischen Ansichten) zu enthüllen. Es ist ein Traumgesicht im Styl des Dante; und da die Erde das Centrum des Bewegten bildet, so wird zuletzt bei Beschreibung des Erdglobus die ganze Kenntniß der damals erforschten Länder und ihrer Erzeugnisse dargelegt. Es gilt hier nicht mehr Europa allein zu schildern, wie früher im dritten Gesange, alle Erdtheile werden durchmustert; selbst das Land des heiligen Kreuzes (Brasilien) und die Küsten werden genannt, die Magellan entdeckte, „durch die That, aber nicht durch die Treue ein Sohn Lusitanens.“

Wenn ich vorher den Camoens vorzugsweise als Seemaler rühmte, so war es, um anzudeuten, daß das Erdenleben ihn minder lebhaft angezogen hat. Schon Sismondi bemerkt mit Recht, daß das ganze Gedicht keine Spur von etwas Anschaulichem über die tropische Vegetation und ihre physiognomische Gestaltung enthält. Nur die Arome und nützlichen Handelsprodukte werden bezeichnet. Die Episode der Zauberinsel bietet freilich das reizendste Gemälde einer Landschaft dar; aber die Pflanzendecke ist gebildet, wie ein *Ilha de Venus* es erfordert, von „Wurten, dem Citrusbaume, duftenden Limonen und Granaten,“ alle dem Klima des südlichen Europa angeeignet. Bei dem größten der damaligen Seefahrer, Christoph Columbus, finden wir mehr Freude an den Küstenwäldern, mehr Aufmerksamkeit auf die Formen des Gewächsaufbaues; aber Columbus schreibt ein Reisejournal und verzeichnet in diesem die lebendigen Eindrücke jedes Tages, während das Epos des Camoens die Großthaten der Portugiesen verherrlicht. Pflanzennamen den Sprachen der Eingebornen zu entleihen und sie in die Beschreibung einer Landschaft einzuflechten, in der, wie vor einem Hintergrund, die Handelnden sich bewegen, konnte den an harmonische Klänge gewöhnten Dichter wenig reizen.

Neben der ritterlichen Gestalt des Camoens hat man oft die eben so romantische eines spanischen Kriegers aufgestellt, der unter dem großen Kaiser in Peru und Chili diente und unter jenen fernen Himmelsstrichen die Thaten besang, an denen er rühmlichst Theil

genommen. In dem ganzen Epos der *Araucana* des Don Alonso de Ercilla hat die unmittelbare Anschauung, der Anblick mit ewigem Schnee bedeckter Vulkane, heißer Baldthäler und weit in das Land eindringender Meeresarme fast nichts hervorgebracht, was man darstellend nennen könnte. Das übermäßige Lob, das Cervantes, bei Gelegenheit der geistreich satyrischen Bilderschau des Quirote, dem Ercilla gespendet, ist wohl nur durch leidenschaftliche Rivalität zwischen der spanischen und italienischen Poesie hervorgerufen worden. Man möchte fast sagen, es habe Voltaire'n und viele neuere Kritiker irre geführt. Die *Araucana* ist allerdings ein Werk, welches ein edles Nationalgefühl durchdringt; die Schilderung der Ritter eines wilden Volksstammes, der im Kampf für die Freiheit des Vaterlandes erliegt, ist darin nicht ohne Leben: aber die Diktion des Ercilla ist schleppend, mit Eigennamen überhäuft, ohne alle Spur dichterischer Begeisterung.

Diese Begeisterung findet sich in mehreren Strophen des *Romancero caballeresco*; in der religiösen Melancholie des Fray Luis de Leon, z. B. in seiner „heiteren Nacht,“ wenn er die ewigen Lichter (*resplandores eternos*) des gestirnten Himmels besingt; und in den großen Schöpfungen des Calderon. „Als sich die Komödie der Spanier bis zu einer hohen Vollendung ausgearbeitet hatte,“ sagt der tiefste Forscher aller dramatischen Literatur, mein edler Freund Ludwig Tieck, „finden wir oft beim Calderon und bei seinen Zeitgenossen, in romanz- und canzonartigen Sylbenmaßen, blendend schöne Schilderungen vom Meere, von Gebirgen, Gärten und waldigen Thälern: doch fast immer mit allegorischen Bezeichnungen, und mit einem künstlichen Glanz übergossen, der uns nicht sowohl die freie Luft der Natur, die Wahrheit des Gebirges, die Schatten der Thäler fühlen läßt, als daß in harmonischen, wohlklingenden Versen eine geistvolle Beschreibung gegeben wird, die mit kleinen Nuancen immer wiederkehrt.“ In dem Schauspiel das Leben ein Traum (*la vida es sueño*) läßt Calderon den Prinzen Sigismund das Unglück seiner Gefangenschaft in anmuthigen Gegensätzen mit der Freiheit der ganzen organischen Natur beklagen. Es werden geschildert die Sitten der Vögel, „die im weiten Himmelsraume sich in raschen Flügen regen,“ die Fische, „welche, kaum aus Laich und Schlamm entsprossen, schon das weite Meer suchen, dessen Unendlichkeit ihnen bei ihren lecken Zügen nicht zu genügen scheint. Selbst dem Bache, der im Ringelgange zwischen Blüthen hingeleitet, gewährt die Flur einen freien Pfad.“ „Und ich,“ ruft Sigismund verzweiflungsvoll aus, „der mehr Leben hat, soll bei freierem Geiste mich in mindere Freiheit fügen!“ Auf ähnliche Weise, aber auch oft durch Antithesen, wichtige Gleichnisse und Klänge aus Gongora's Schule verunstaltet, spricht im *st and h a f*

ten Prinzen Don Fernando zum Könige von Fez. Wir erinnern an diese einzelnen Beispiele, weil sie zeigen, wie in der dramatischen Dichtung, die es vornehmlich mit Begebenheiten, Leidenschaften und Charakteren zu thun hat, „die Beschreibungen nur Abbildungen des Gemüths, der Stimmung der handelnden Personen werden. Shakespeare, der in dem Drang seiner bewegten Handlung fast nie Zeit und Gelegenheit hat sich auf Naturschilderungen gesessentlich einzulassen, malt durch Vorfälle, Andeutungen und Gemüthsbeziehung der handelnden Landschaft und Natur, daß wir sie vor uns zu sehen glauben und in ihr zu leben scheinen. So leben wir in der Sommernacht im Walde, sehen wir in den letzten Scenen des Kaufmann von Venedig den Mondschein, welcher eine warme Sommernacht erhellt, ohne daß beide geschildert werden. Eine wirkliche Naturbeschreibung ist aber die der Doverklippe im *Ridgelyear*, wo der sich wahnsinnig stellende Edgar seinem blinden Vater Gloster, auf der Ebene gehend, vorbildet, sie erstiegen die Klippe. Schwindelerregend ist die Schilderung des Blicks in die Tiefe von oben hinab.“

Wenn in Shakespeare innere Lebendigkeit der Gefühle und großartige Einfachheit der Sprache die Anschaulichkeit und den individuellen Naturausdruck so wundervoll beleben, so ist in Milton's erhabener Dichtung des verlorenen Paradieses, dem Wesen einer solchen Komposition nach, das Beschreibende mehr prachtvoll als darstellend. Der ganze Reichthum der Phantasie und der Sprache ist auf die Schilderung der blühenden Natur des Paradieses ausgegossen; aber hier wie in Thomsons lieblichem Lehrgedichte der Jahreszeiten hat die Schilderung der Vegetation nur in allgemeinen unbestimmteren Umrissen entworfen werden können. Nach dem Urtheile tiefer Kenner der indischen Dichtkunst individualisirt zwar Kalidasa's ähnliches indisches Gedicht, *Ritusanhara*, das weit über anderthalbtausend Jahre älter ist, die kräftige Tropennatur mit größerer Lebendigkeit; es entbehrt aber der Anmuth, welche in Thomson aus der den höheren Breiten eigenen vielfachen Scheidung der Jahreszeiten, aus den Uebergängen des obstreichen Herbstes zum Winter und des Winters zum wiederbelebenden Frühling, aus der Schilderung des arbeitsamen oder heiteren Treibens der Menschen in jedem Theile des Jahres entspringt.

Gehen wir zu der uns näheren Zeit über, so bemerken wir, daß seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sich vorzugsweise die darstellende Prosa in eigenthümlicher Kraft entwickelt hat. Wenn auch bei dem nach allen Seiten hin erweiterten Naturstudium die Masse des Erkannten übermäßig angewachsen ist, so hat sie darum doch nicht bei den Wenigen, die einer hohen Begeisterung fähig sind, die intellektuelle Anschauung unter dem materiellen Gewichte

des Wissens erdrückt. Diese intellektuelle Anschauung (das Werk dichterischer Spontaneität) hat vielmehr selbst an Umfang und an Erhabenheit des Gegenstandes zugenommen, seitdem die Blicke tiefer in den Bau der Gebirge (der gezeichneten Grabstätte untergegangener Organisation), in die geographische Verbreitung der Thiere und Pflanzen, in die Verwandtschaft der Menschenstämme eindringen sind. So haben zuerst, durch Anregung der Einbildungskraft, mächtig auf die Belebung des Naturgefühls, den Kontakt mit der Natur und den davon unzertrennlichen Trieb zu fernen Reisen gewirkt: in Frankreich Jean Jacques Rousseau, Buffon, Bernardin de St. Pierre und, um hier ausnahmsweise einen noch lebenden Schriftsteller zu nennen, mein vieljähriger Freund August von Chateaubriand; in den britischen Inseln der geistreiche Playfair; in Deutschland Cooks Begleiter auf seiner zweiten Weltumsegelung, der beredte und dabei jeder Verallgemeinerung der Naturnaturistik glücklich zugewandte Georg Forster.

Es muß diesen Blättern fremd bleiben, zu untersuchen, was jeden dieser Schriftsteller charakterisirt, was in ihren überall verbreiteten Werken den Schilderungen der Landschaft Reiz und Anmuth verleiht, was die Eindrücke stört, die sie hervorrufen wollten; aber einem Reisenden, welcher sein Wissen hauptsächlich der unmittelbaren Anschauung der Welt verdankt, wird es erlaubt sein hier einige zerstreute Betrachtungen über einen jüngeren und im Ganzen wenig bearbeiteten Theil der Literatur einzuschalten. Buffon, großartig und ernst, Planetenbau, Organisation, Licht und magnetische Kraft gleichzeitig umfassend, in physikalischen Untersuchungen weit gründlicher, als es seine Zeitgenossen wähten, ist, wenn er von den Sitten der Thiere zu der Beschreibung des Landschaftlichen übergeht, in kunstreichem Periodenbau mehr rhetorisch pomphaft als individualisirend wahr, mehr zur Empfänglichkeit des Erhabenen stimmend als das Gemüth durch anschauliche Schilderung des wirklichen Naturlebens, gleichsam durch Anklang der Gegenwart, ergreifend. Man fühlt, selbst in den mit Recht bewunderten Versuchen dieser Art, daß er Mitteleuropa nie verließ, daß ihm die eigene Ansicht der Tropenwelt fehlt, die er zu beschreiben glaubt. Was wir aber besonders in den Werken dieses großen Schriftstellers vermissen, ist die harmonische Verknüpfung der Darstellung der Natur mit dem Ausdruck der angeregten Empfindung; es fehlt fast alles, was der geheimnißvollen Analogie zwischen den Gemüthsbevegungen und den Erscheinungen der Sinneswelt entquillt.

Größere Tiefe der Gefühle und ein frischerer Lebensgeist athmen in Jean Jacques Rousseau, in Bernardin de St. Pierre und in Chateaubriand. Wenn ich hier der hinreichenden Be-

redtsamkeit des ersten, der malerischen Szenen von Clarens und Meillerie am Lemaneer erwähne, so ist es, weil in den Hauptwerken des, wenig gelehrten, aber eifrigen Pflanzensammlers (sie sind um zwanzig Jahre älter als Buffons phantasievolle Weltepochen) die Begeisterung sich hauptsächlich in der innersten Eigenthümlichkeit der Sprache offenbart, ja in der Prosa eben so überströmend ausbricht als in Klopstocks, Schillers, Goethe's und Byrons unsterblichen Dichtungen. Auch da, wo nichts beabsichtigt wird, was unmittelbar an das Studium der Natur geknüpft ist, kann doch unsere Liebe zu diesem Studium durch den Zauber einer poetischen Darstellung des Naturlebens, sei es auch in den engsten, uns wohlbekannten Erdräumen, erhöht werden.

Indem wir zu den Prosaiskern wieder zurückkehren, verweilen wir gern bei der kleinen Schöpfung, welcher Bernardin de St. Pierre den schöneren Theil seines literarischen Ruhmes verdankt. Paul und Virginia, ein Werk, wie es kaum eine andere Literatur aufzuweisen hat, ist das einfache Naturbild einer Insel mitten im tropischen Meere, wo, bald von der Milde des Himmels beschützt, bald von dem mächtigen Kampf der Elemente bedroht, zwei anmuthvolle Gestalten in der wilden Pflanzenfülle des Waldes sich malerisch wie von einem blüthenreichen Teppich abheben. Hier und in der *Chaumière indienne*, ja selbst in den *Etudes de la Nature*, welche leider durch abenteuerliche Theorien und physikalische Irthümer verunstaltet werden, sind der Anblick des Meeres, die Gruppirung der Wolken, das Rauschen der Lüfte in den Bambusgebüsch, das Wogen der hohen Palmengipfel mit unnachahmlicher Wahrheit geschildert. Bernardin de St. Pierre's Meisterwerk Paul und Virginia hat mich in die Zone begleitet, der es seine Entstehung verdankt. Viele Jahre lang ist es von mir und meinem theuren Begleiter und Freunde Bonpland gelesen worden: dort nun (man verzeihe den Anruf an das eigene Gefühl) in dem stillen Glanze des südlichen Himmels, oder wenn in der Regenzeit, am Ufer des Orinoco, der Blitz krachend den Wald erleuchtete, wurden wir beide von der bewundernswürdigen Wahrheit durchdrungen, mit der in jener kleinen Schrift die mächtige Tropennatur in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit dargestellt ist. Ein solches Auffassen des Einzelnen, ohne dem Eindruck des Allgemeinen zu schaden, ohne dem zu behandelnden äußeren Stoffe die freie innere Belebung dichterischer Phantasie zu rauben, charakterisirt in einem noch höheren Grade den geistreichen und gefühlvollen Verfasser von *Atala*, *René*, der *Märtyrer* und der *Reise nach Griechenland und Palästina*. In seinen Schöpfungen sind alle Kontraste der Landschaft in den verschiedenartigsten Erdstrichen mit wundervoller Anschaulichkeit zusammengedrängt. Die ernste Größe historischer Er-

innerungen konnte allein den Eindrücken einer schnellen Reise Tiefe und Ruhe verleihen.

In unserem deutschen Vaterlande hat sich das Naturgefühl wie in der italienischen und spanischen Literatur nur zu lange in der Kunstform des *Idylls*, des Schäferromans und des Lehrgedichts offenbart. Auf diesem Wege wandelten oft der persische Reisende Paul Fleming, Brodes, der gefühlvolle Ewald von Kleist, Hagedorn, Salomon Gessner und einer der größten Naturforscher aller Zeiten, Haller, dessen lokale Schilderungen wenigstens bestimmtere Urtheile und eine mehr objektive Wahrheit des Kolorits darboten. Das elegisch-idyllische Element beherrschte damals eine schwer-müthige Landschaftspoese, und die Dürftigkeit des Inhalts konnte selbst in Bock, dem edlen und tiefen Kenner des klassischen Alterthums, nicht durch eine höhere und glücklichere Ausbildung der Sprache verhüllt werden. Erst als das Studium der Erdräume an Tiefe und Mannigfaltigkeit gewann, als die Naturwissenschaften sich nicht mehr auf tabellarische Aufzählungen seltsamer Erzeugnisse beschränkten, sondern sich zu den großartigen Ansichten einer vergleichenden Länderkunde erhoben, konnte jene Ausbildung der Sprache zu lebensfrischen Bildern ferner Zonen benutzt werden.

Die älteren Reisenden des Mittelalters, wie John Mandeville (1353), Hans Schiltberger aus München (1426) und Bernhard von Breytenbach (1486), erfreuen uns noch heute durch eine lebenswürdige Natvetät, durch ihre Freiheit der Rede, durch die Sicherheit, mit welcher sie vor einem Publikum auftraten, das ganz unvorbereitet, und darum um so neugieriger und leichtgläubiger anhört, weil es sich noch nicht schämen gelernt hat, ergötzt oder gar erstaunt zu scheinen. Das Interesse der Reisen war damals fast ganz dramatisch, ja die nothwendige und darum so leichte Einmischung des Wunderbaren gab ihnen beinahe eine epische Färbung. Die Sitten der Völker werden minder beschrieben, als sie sich durch den Kontakt des Reisenden mit den Eingeborenen anschaulich machen. Die Vegetation bleibt namenlos und unbeachtet, wenn nicht hier und da einer sehr angenehmen oder seltsam gestalteten Frucht oder einer außerordentlichen Dimension von Stamm und Blättern gedacht wird. Unter den Thieren werden zunächst die menschenähnlichen, dann die reisenden, gefahrbringenden mit besonderer Vorliebe beschrieben. Die Zeitgenossen des Reisenden glaubten noch an alle Gefahren, die in solchen Klimaten Wenige unter ihnen theilt; ja die Langsamkeit der Schifffahrt und der Mangel an Verbindungsmitteln ließ die indischen Länder (so nannte man die ganze Tropenzone) wie in einer unabsehbaren Ferne erscheinen. Columbus hatte noch nicht das Recht gehabt, der Königin Isabella

zu schreiben: „Die Erde ist nicht gar groß, viel kleiner, denn das Volk es wähnt.“

In Hinsicht auf Komposition hatten demnach die vergessenen Reisen des Mittelalters, die wir hier schildern, bei aller Dürftigkeit des Materials viele Vorzüge vor unseren meisten neueren Reisen. Sie hatten die Einheit, welche jedes Kunstwerk erfordert: Alles war an eine Handlung geknüpft, Alles der Reisebegebenheit selbst untergeordnet. Das Interesse entstand aus der einfachen, lebendigen, meist für glaubwürdig gehaltenen Erzählung überwundener Schwierigkeiten. Christliche Reisende, unbekannt mit Dem, was Araber, spanische Juden und buddhistische Missionäre vor ihnen gethan, rühmten sich, Alles zuerst gesehen und beschrieben zu haben. Bei der Dunkelheit, in welche der Orient und Innerasien gehüllt erschienen, vermehrte die Ferne selbst die Größe einzelner Gestalten. Eine solche Einheit der Komposition fehlt meist den neueren Reisen, besonders denen, welche wissenschaftliche Zwecke verfolgen. Die Handlung steht dann den Beobachtungen nach, sie verschwindet in der Fülle derselben. Nur mühselige, wenn gleich wenig belehrende Bergbesteigungen und vor Allem kühne Seefahrten, eigentliche Entdeckungsreisen in wenig erforschten Meeren oder der Ausentfaltung in der schauervollen Oede der beeisten Polarzone gewähren ein dramatisches Interesse wie die Möglichkeit einer individualisirenden Darstellung. Die Einsamkeit der Umgebung und die hilflose Abgeschlossenheit der Seefahrer isoliren dann das Bild und wirken um so anregender auf die Einbildungskraft.

Wenn es nun nach den vorliegenden Betrachtungen unlenkbar ist, daß in den neueren Reisebeschreibungen das Element der Handlung in den Hintergrund tritt, daß sie der größeren Zahl nach nur ein Mittel geworden sind, Natur- und Sittenbeobachtungen der Zeitfolge nach an einander zu ketten, so bieten sie dagegen für diese theilweise Entfärbung einen vollen Ersatz durch den Reichthum des Beobachteten, die Größe der Weltansicht und das rühmliche Bestreben, die Eigenthümlichkeit jeder vaterländischen Sprache zu anschaulichen Darstellungen zu benutzen. Was die neuere Kultur uns gebracht, ist die unausgesetzt fortschreitende Erweiterung unseres Gesichtskreises, die wachsende Fülle von Ideen und Gefühlen, die thätige Wechselwirkung beider. Ohne den heimathlichen Boden zu verlassen, sollen wir nicht bloß erfahren können, wie die Erdrinde in den entferntesten Zonen gestaltet ist, welche Thier- und Pflanzenformen sie beleben; es soll uns auch ein Bild verschafft werden, das wenigstens einen Theil der Eindrücke wiedergibt, welche der Mensch in jeglicher Zone von der Außenwelt empfängt. Dieser Anforderung zu genügen, diesem Bedürfnis einer Art geistiger Freuden, welche das Alterthum nicht kannte, arbeitet die neuere Zeit; die Ar-

beit gelingt, weil sie das gemeinsame Werk aller gebildeten Nationen ist, weil die Vervollkommnung der Bewegungsmittel auf Meer und Land die Welt zugänglicher, ihre einzelnen Theile in der weitesten Ferne vergleichbarer macht.

Ich habe hier die Richtung zu bezeichnen versucht, in welcher das Darstellungsvermögen des Beobachters, die Belebung des naturbeschreibenden Elements und die Vielfältigung der Ansichten auf dem unermesslichen Schauplatze schaffender und zerstörender Kräfte als Anregungs- und Erweiterungsmittel des wissenschaftlichen Naturstudiums auftreten können. Der Schriftsteller, welcher in unserer vaterländischen Literatur nach meinem Gefühle am kräftigsten und am gelungensten den Weg zu dieser Richtung eröffnet hat, ist mein berühmter Lehrer und Freund Georg Forster gewesen. Durch ihn begann eine neue Ära wissenschaftlicher Reisen, deren Zweck vergleichende Völker- und Länderkunde ist. Mit einem feinen ästhetischen Gefühle begabt, in sich bewahrend die lebensfrischen Bilder, welche auf Tahiti und anderen, damals glücklicheren Eilanden der Südsee seine Phantasie (wie neuerlichst wieder die von Charles Darwin) erfüllt hatten: schilderte Georg Forster zuerst mit Annuth die wechselnden Vegetationsstufen, die klimatischen Verhältnisse, die Nahrungsmittel in Beziehung auf die Gesittung der Menschen nach Verschiedenheit ihrer ursprünglichen Wohnsitze und ihrer Abstammung. Alles, was der Ansicht einer erotischen Natur Wahrheit, Individualität und Anschaulichkeit gewähren kann, findet sich in seinen Werken vereint. Nicht etwa bloß in seiner trefflichen Beschreibung der zweiten Reise des Kapitan Cook, mehr noch in den kleinen Schriften liegt der Keim zu vielem Großen, das die spätere Zeit zur Reife gebracht hat. Aber auch dieses so edle, gefühlreiche, immer hoffende Leben durfte kein glückliches sein!

Hat man die Naturschilderungen, deren sich die neuere Zeit, vorzüglich in der deutschen, französischen, englischen und nordamerikanischen Literatur, erfreut, mit den Benennungen „beschreibender Poesie und Landschaftsdichtung“ tadelnd belegt, so bezeichnen diese Benennungen wohl nur den Mißbrauch, welcher vermeintlichen Grenzerweiterungen des Kunstgebietes schuld gegeben wird. Dichterische Beschreibungen von Naturerzeugnissen, wie sie am Ende einer langen und rühmlichen Laufbahn Delille geliefert, sind bei allem Aufwande verfeinerter Sprachkunst und Metrik keinesweges als Naturschilderungen im höheren Sinne des Wortes zu betrachten. Sie bleiben der Begeisterung und also dem poetischen Boden fremd, sind nüchtern und kalt, wie Alles, was nur durch äußere Hülfe glänzt. Wenn demnach die sogenannte „beschreibende Poesie“ als eine eigene, für sich bestehende Form der Dichtung mit Recht getadelt worden ist, so trifft eine solche Mißbilligung gewiß nicht ein

ernstes Bestreben, die Resultate der neueren inhaltsreicherer Weltbetrachtung durch die Sprache, d. h. durch die Kraft des bezeichnenden Wortes, anschaulich zu machen. Sollte ein Mittel unangewandt bleiben, durch welches uns das belebte Bild einer fernen, von Andern durchwanderten Zone, ja ein Theil des Genusses verschafft werden kann, den die unmittelbare Naturanschauung gewährt? Die Araber sagen figürlich und sinnig, die beste Beschreibung sei die, „in welcher das Ohr zum Auge umgewandelt wird“. Es gehört in die Leiden der Gegenwart, daß ein unseliger Hang zu inhaltsloser poetischer Prosa, zu der Leere sogenannter gemüthlicher Ergüsse, gleichzeitig in vielen Ländern, verdienstvolle Reisende und naturhistorische Schriftsteller ergriffen hat. Verirrungen dieser Art sind um so unerfreulicher, wenn der Styl aus Mangel literarischer Ausbildung, vorzüglich aber aus Abwesenheit aller inneren Anregung, in rhetorische Schwülstigkeit und trübe Sentimentalität ausartet.

Naturbeschreibungen, wiederhole ich hier, können scharf umgrenzt und wissenschaftlich genau sein, ohne daß ihnen darum der belebende Hauch der Einbildungskraft entzogen bleibt. Das Dichterische muß aus dem geahndeten Zusammenhange des Sinnlichen mit dem Intellektuellen, aus dem Gefühl der Allverbreitung, der gegenseitigen Begrenzung und der Einheit des Naturlebens hervorgehen. Je erhabener die Gegenstände sind, desto sorgfältiger muß der äußere Schmuck der Rede vermieden werden. Die eigentliche Wirkung eines Naturgemäldes ist in seiner Komposition begründet; jede geistliche Anregung von Seiten dessen, der es aufstellt, kann nur störend sein. Wer, mit den großen Werken des Alterthums vertraut, in sicherem Besitze des Reichthums seiner Sprache, einfach und individualisirend wiederzugeben weiß, was er durch eigene Anschauung empfangen, wird den Eindruck nicht verfehlen; er wird es um so weniger, als er, die äußere, ihn umgebende Natur und nicht seine eigene Stimmung schildernd, die Freiheit des Gefühls in Andern unbeschränkt läßt.

Aber nicht die lebendige Beschreibung jener reich gesäumten Länder der Äquatorialzone allein, in welcher Intensität des Lichts und feuchte Wärme die Entwicklung aller organischen Keime beschleunigen und erhöhen, hat in unseren Tagen dem gesammten Naturstudium einen mächtigen Reiz verschafft. Der geheime Zauber, durch den ein tiefer Blick in das organische Leben anregend wirkt, ist nicht auf die Tropenwelt allein beschränkt. Jeder Erdstrich bietet die Wunder fortschreitender Gestaltung und Gliederung, nach wiederkehrenden oder leise abweichenden Typen, dar. Allverbreitet ist das furchtbare Reich der Naturmächte, welche den uralten Zwist der Elemente in der wolken schweren Himmelsdecke wie in dem zarten Gewebe der belebten Stoffe zu bindender Ein-

tracht lösen. Darum können alle Theile des weiten Schöpfungskreises, vom Aequator bis zur kalten Zone, überall, wo der Frühling eine Knospe entfaltet, sich einer begeisternden Kraft auf das Gemüth erfreuen. Zu einem solchen Glauben ist unser deutsches Vaterland vor Allem berechtigt. Wo ist das südlichere Volk, welches uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt: in den Leiden des jungen Werthers wie in den Erinnerungen an Italien, in der Metamorphose der Gewächse wie in seinen vermischten Gedichten? Wer hat bereiteter seine Zeitgenossen angeregt, „des Weltalls heilige Räthsel zu lösen,“ das Bündniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit Einem Bande umschlang? Wer hat mächtiger hingezogen in das ihm geistig heimische Land, wo

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?

Karl Ritter.

Karl Ritter.

(Geb. 7. Aug. 1779. — Gest. 28. Sept. 1859.)

Der größte Philosoph und Historiker als Geograph; der Erste, der diese drei Elemente in sich vereinte und aus dieser Vereinbarung die neue Wissenschaft der vergleichenden und zusammenhängenden Erd- und Völkerkunde schuf: eines der größten und nachwirkendsten Ereignisse im Reiche der Wissenschaft. „Der Planet ist das Erziehungshaus des Menschen,“ dieses Wort Ritters bezeichnet seinen Standpunkt; bezeichnet Dasjenige, was er hat darlegen wollen in dem gewaltigen Werke: „Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie als höhere Grundlage des Unterrichts in den physikalischen und historischen Wissenschaften“. Vierzig Jahre unausgesetzter Arbeit hat Ritter dieser Aufgabe gewidmet; 26 Bände mit vielen Zeichnungen, Karten, Atlanten sind davon erschienen; dennoch blieb es ein Torso; Ritter begann mit Afrika, wandte sich dann Asien zu; machte die umfassendsten Vorarbeiten zu Europa und — starb. Die Aufgabe war zu riesengroß für einen Sterblichen; sie wuchs und wuchs bei immer neuen Entdeckungen; bei immer neuem Material, das in den letzten fünfzig Jahren, namentlich über Asien, eingebracht wurde. Das Fertige aber ist fertig! Ist ein erhabenes Monument deutschen Fleißes und Geistes; nicht zugänglich für's Allgemeine; aber eine unerschöpfliche Quelle für Verstehende, die es dann auch vermögen, diese unerschöpfliche Quelle durch Röhren und Kanäle fruchtbar hinzuleiten in die Niederungen der allgemeinen Bildung, Strebsamkeit und Empfänglichkeit. Wenn Humboldt vom Einzelnen ausging zum Ganzen, und zwar zum Weltganzen — so suchte Ritter vom Ganzen des Erdplaneten hinauszutreten zum

Einzelnen; — zeigte jener den Zusammenhang der Welten, Erdtheile und Nationen, so zeigte dieser den Zusammenhang des Erdkörpers mit dem Kulturzustand der Menschen. Dieser große Mann war der erste Schüler des bald so berühmt werdenden Knabeninstituts zu Schnepfenthal. Er wurde am 7. August 1779 zu Quedlinburg geboren. Sein Vater war Arzt, starb ihm früh, und die Mutter heiratete den Jugendschriftsteller Berrenner. Dieser brachte ihn zu Salzmann nach Schnepfenthal. Ritter ging von dort auf das Pädagogium zu Halle, um unter Niemeyer zu lernen; von ihm aus kam er als Erzieher in das Bethmann-Hollwegsche Haus zu Frankfurt am Main. Mit seinen Zöglingen (darunter der bekannte preussische Kultusminister) bereiste er die Schweiz, Frankreich und ganz Italien; nach erfolgter Rückkehr begleitete er die Jünglinge zur Universität Göttingen. Hier begann er die Ausföhrung seines — schon früh im Geiste getragenen — reformatorischen Geographieverkes. Während dem wurde er an Schloßers Stelle als Geschichtslehrer des Gymnasiums zu Frankfurt a. M. berufen. Indessen war der erste Band seiner „Erdkunde“ (1817) erschienen, und der Verfasser wurde 1820 als Professor der Geographie zur Universität und zur Kriegsschule nach Berlin berufen. In dieser Wirksamkeit blieb er bis zu seinem Tode, am 28. Sept. 1859; zugleich auch als Studiendirektor der Kadettenschule, sowie als Mitglied der Prüfungskommission und der Akademie der Wissenschaften. Er lebte mehrere Jahre in sehr glücklicher, wenn auch kinderloser Ehe; aber schon von 1833 an als Wittwer in völliger Abgeschlossenheit und Einsamkeit, einzig nur sich seinem Berufe hingebend. Indessen machte er jedes Jahr eine Reise nach der Schweiz; noch im Alter von 78 Jahren seine geliebten Alpen besteiend. Die letzten Jahre ging er auf kurze Sommerszeit nach Teplitz. Er war einer der bescheidensten und anspruchlosesten Menschen; gütig und liebevoll, und Tausende seiner Schüler tragen ihn dankerfüllt im Herzen. Einige Semester war sein größter Schüler Alexander von Humboldt.

Ueber allgemeine Erdkunde.

(Einleitung zu „Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen“, 1817.)

Die Einleitung zu einem Versuche, die Gesammterdkunde in einem innerlich verbundenen, mehr wissenschaftlichen Ganzen darzustellen, kann, ehe sie zur Mittheilung des Planes, der Methode und zu den Quellen der Arbeit selbst sich wendet, nicht wohl den menschlichen Gesichtspunkt umgehen, um dessentwillen überhaupt sie nur als wünschenswerth erscheint.

Dieser soll daher, in wiefern er das Verhältniß der Natur zur Geschichte, des Vaterlandes zum Volke, und überhaupt des einzelnen Menschen zum Erdganzen betrifft, hier nur kurz berührt werden, um die Aufmerksamkeit auf den letzten Zweck des Unternehmens zu leiten.

Wenn es anerkannt ist, daß jeder sittliche Mensch zur Erfüllung seines Berufes, und ein Jeder, dem das rechte Thun in etwas gelingen soll, das Maß seiner Kräfte im Bewußtsein tragen und das außer ihm Gegebne oder seine Umgebungen, wie sein Verhältniß zu denselben, kennen muß: so ist es klar, daß auch jeder menschliche Verein, jedes Volk seiner eignen innern und äußern Kräfte, wie derjenigen der Nachbarn, und seiner Stellung zu allen von außen herein wirkenden Verhältnissen inne werden sollte, um sein wahres Ziel nicht zu verfehlen.

Das blinde Streben und das bewußtlose Wollen geben dem Menschen bei aller Spannung und Thätigkeit nicht diejenige Kraft, welche zum rechten Sein und Thun führt; es muß das entwickeltere Streben, das bewußtvollere, der Kraft entsprechende Wollen sein, welches, wo Klarheit sich zur Wahrheit gesellt, in schönen und großen, denkwürdigen Thaten hervortritt, die der Ewigkeit angehören. Nicht die verwirrte Vielartigkeit zügelloser Gewalten, son-

dern die Anschauung von dem Maß und dem Gesetz in der unendlichen Fülle und Kraft ist es, was uns auch schon in der sinnlichen Natur mit der Ahnung des Göttlichen unwiderstehlich durchschauert.

Aber der rechte Wille des Menschen und die Erkenntniß des seiner eigenthümlichen Kraft entsprechenden in dem außer ihm Gegebenen, so wie die gegenseitige Durchdringung und Steigerung von beiden, diese gehen nur aus dem ernstesten Ringen nach der tiefen Erkenntniß des eignen Selbst hervor, und aus der Betrachtung des Menschlichen und alles dessen, was in der Geschichte der Menschheit sich offenbart hat.

Wie nun jeder einzelne Mensch vermöge seiner eigenen Weise nicht jeglichem Unternehmen gewachsen und zu jedem berufen ist: eben so wenig jedwedes Volk zur Erreichung jedes Zieles im bunten Kranze des Ruhms und des Glücks. Es gehört zum Charakteristischen der menschlichen Natur, daß jedem einzelnen Menschen eine nur ihm angehörige Eigenthümlichkeit einwohnt, durch deren Entwicklung er zu einem Vollkommenen wird, und so und nicht anders wiederholt sich dies in jedem Volke. In der vollendeten Ausbildung dieser Eigenthümlichkeit liegt die sittliche und mit ihr jede andere Größe des Menschen, wie die Volksthümlichkeit und Nationalgröße der Völker. Sie erwärmt und erleuchtet die Gegenwart, wie die Zukunft, nicht nach ihrer zeitlichen und räumlichen, sondern nach ihrer geistigen Größe, und wirft ihre glänzenden Strahlen weithin durch das ganze Gebiet des gegenwärtigen Völkerlebens und der kommenden Geschichte.

Eigenthümlichkeit gehört aber nicht zu demjenigen, was das Volk sich selbst geben kann, so wenig, wie der einzelne Mensch es vermag; beide können nur die Selbstständigkeit einer solchen Eigenthümlichkeit bewahren. Sie selbst aber geht von einer höhern Macht aus, als die des verschwindenden Menschen ist. Nur in seiner Macht, und mehr noch in seinem Verufe liegt es, sich ihrer bewußt zu werden im Leben; denn ohne dieses Bewußtsein kann ihm sein Thun nicht gelingen.

Die Eigenthümlichkeit des Volks kann nur aus seinem Wesen erkannt werden, aus seinem Verhältniß zu sich selbst, zu seinen Gliedern, zu seinen Umgebungen, und weil kein Volk ohne Staat und Vaterland gedacht werden kann, aus seinem Verhältniß zu beiden, und aus dem Verhältniß von beiden zu Nachbarländern und Nachbarstaaten.

Hier zeigt sich der Einfluß, den die Natur auf die Völker, und in einem noch weit höhern Grade, als auf den einzelnen Menschen ausüben muß, weil gleichsam hier Massen auf Massen wirken, und die Persönlichkeit des Volkes über die des Menschen hervorragt.

Dieser Einfluß ist anerkannt und von jeher ein wichtiger Gegen-

stand der Untersuchung für Völker-, Staats- und Menschengeschichte gewesen; auch in unsern Tagen ist er laut zur Sprache gekommen.

Es wirkt aber die Natur überall nur allmählig, und mehr noch im Verborgenen, als am hellen Tage. Das Samentorn keimt unter der Erde, und in der verhüllten Knospe ist schon wieder die Schöpfung eines neuen Geschlechts vorbereitet. So sind ihre Verhältnisse und Einwirkungen überall tiefer, als sie erscheinen, einfacher, als sie in der ersten Mannigfaltigkeit aussehn, und zum Erstaunen weit sich verbreitend und folgenreich. Ja die stille Gewalt, die sie ausübt, bedarf einer gleich stillen Seele, in die ihre Erscheinungen eingehen, um in ihrer Gesetzmäßigkeit ungestört bis zum Mittelpunkte zu dringen.

Es bedarf, um eine ähnlich gebildete Seele zu begreifen, oft nur eines äußern Zeichens, des rechten Blickes, des innigen Wortes, weil das Gleiche das Gleiche versteht. Aber die Natur steht dem Menschen jetzt wenigstens nicht mehr so nahe; sie ist ihm ein geheimnißvolles Wesen geworden, und nur im großen Zusammenwirken ihrer Kräfte, im Zusammenhange ihrer Erscheinungen, will sie betrachtet sein. Dann erst wirkt sie und strahlt sie Licht und Leben aus auf alle Wege, welche der menschliche Eifer zu betreten wagt; ja ihr Glanz wird dann ein blendendes Gesteirne, dessen ganze Fülle er doch nicht aufzufassen vermag. Dann heißt sie alle Verhältnisse der Schöpfung, die wir belebt und un belebte Natur zu nennen pflegen, auf, gibt über alles, worüber wir sie befragen, die ersten Aufschlüsse und vor allem auch über den Menschen.

Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, um der Geschichte des Menschen und der Völker willen, auch einmal von einer minder beachteten Seite, von dem Gesamtschauplatze ihrer Thätigkeit aus, der Erde, in ihrem wesentlichen Verhältniß zum Menschen, nämlich der Oberfläche der Erde, das Bild und Leben der Natur in ihrem ganzen Zusammenhang so scharf und bestimmt, als Kräfte es vermögen, aufzufassen, und den Gang ihrer einfachsten und am allgemeinsten verbreiteten geographischen Gesetze in den stehenden, bewegten und belebten Bildungen zu verfolgen.

Von dem Menschen unabhängig ist die Erde, auch ohne ihn und vor ihm, der Schauplatz der Naturbegebenheiten; von ihm kann das Gesetz ihrer Bildungen nicht ausgehen. In einer Wissenschaft der Erde muß diese selbst um ihre Gesetze befragt werden. Die von der Natur auf ihr errichteten Denkmale und ihre Hieroglyphenschrift müssen betrachtet, beschrieben, ihre Konstruktion entziffert werden. Ihre Oberflächen, ihre Tiefen, ihre Höhen müssen gemessen, ihre Formen nach ihren wesentlichen Charakteren geordnet, und die Beobachter aller Zeiten und Völker, ja die Völker selbst müssen in dem,

was sie ihnen verkündigte, und in dem, was durch sie von ihnen bekannt wurde, gehört und verstanden werden. Die daraus hervorgehenden oder längst schon überlieferten Thatsachen müssen in ihrer oft schon wieder zurückgedrängten und vergessenen Menge, Mannigfaltigkeit und Einheit zu einem überschaulichen Ganzen geordnet werden.

Dann trete aus jedem einzelnen Gliede, aus jeder Reihe von selbst das Resultat hervor, dessen Wahrheit sich in den lokalisirten Naturbegebenheiten und als Widerschein in dem Leben derjenigen Völker bewährte, deren Dasein und Eigenthümlichkeit mit dieser oder jener Reihe der charakteristischen Erdbildung zusammenfällt. Denn durch eine höhere Ordnung bestimmt, treten die Völker wie die Menschen zugleich, unter dem Einfluß einer Thätigkeit der Natur und der Vernunft hervor aus dem geistigen wie aus dem physischen Elemente, in den alles verschlingenden Kreis des Weltlebens. Gestaltet sich doch jeder Organismus dem innern Zusammenhange und dem äußern Umfange nach, und thut sich kund in dem Geseß und in derjenigen Form, die sich gegenseitig bedingen und steigern, da nirgends in ihm ein Zufall waltet.

Nicht nur in dem beschränkten Kreise des Thales, oder des Gebirges, oder eines Volkes und eines Staates, sondern in allen Flächen und Höhen, unter allen Völkern und Staaten greifen diese gegenseitigen Bedingungen in ihre Geschichten ein, von ihrer Wiege bis auf unsre Zeit. Sie stehen alle unter demselben Einflusse der Natur, und wenn auch nur in dem einen oder dem andern Punkte dieser sich auszudrücken scheint, oder ausgesprochen ward: so ist es doch eben so gewiß, daß dieser überall und zu allen Zeiten tiefer im Verborgenen wirkte, gleichwie der einst unbekannte Gott in einer höhern Welt, der doch vordem schon immer und überall gegenwärtig gewesen war.

Wie man diesen anfangs nur in seinen einzelnen Wirkungen erkannte und verehrte, ohne daß ihn selbst noch das sterbliche Auge erblickt hatte, so löset sich auch wohl einmal noch der Widerstreit tausendfältig zerspaltener Naturkräfte, der ihre Einheit für unsern Blick einstweilen verhüllende Nebel verschwindet, und diese tritt in den Gesichtskreis menschlicher Weisheit.

Mit diesem Glauben kann jedes Streben nach Ueberlicht der Naturwirkungen in ihrem Zusammenhange, wie schwach es auch sein mag, wenn es nur von dem Geiste der Wahrheit geleitet wird, erspriesslich sein, und in dieser Hinsicht nur kann ein Versuch, wie der gegenwärtige, von den Zeitgenossen mit Liebe aufgenommen werden, wodurch sein Inhalt erst lebendig gemacht wird.

Nicht die Sache des einzelnen Menschen ist es, eine solche Aufgabe zu lösen, zu deren Ergründung mehr oder weniger jeder tiefere

Mensch durch sein Leben selbst seinen Beitrag für das Wohl des nachfolgenden Geschlechtes abgibt. Nur an diese sich anzuschließen, vermag er mit der ihm verliehenen Kraft, und im Gange treuer, historischer Entwicklung der Einheit des Geseßes in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen nachzuspüren.

Die Palme des Ruhms ist denjenigen Forschern als den Heroen der Historie zuerkannt, die selbst ausgerüstet mit tiefgreifender Seelenkraft und großer Charakterstärke, aus der Verwickelung der einzelnen Begebenheit, aus dem Gedankengange und der Geschichte des einzelnen Wesens, oder des einen Volkes, oder der Völkervereine, im Stande waren, die menschliche Natur in ihren bewußtlosen Tiefen bis zu ihren schwindelnden Höhen in ihren Thaten zu beleuchten und darzustellen, und durch ihre Nachweisung über den eigenthümlichen Entwicklungsgang zur Erreichung der größten nationalen und sittlichen Höhe für alle Völker der Erde zu unsterblichen Lehrern zu werden.

Vielleicht rückt einst die Zeit heran, in welcher gleichstarke Naturen, indem sie mit ihrem Scharfblick zugleich die natürliche wie die sittliche Welt umspannten, und aus der Totalität ihrer welthistorischen Begebenheiten, im Stande wären, von dem Verhältnisse Aller mit gleichunträglicher Sicherheit, wie jene hinauf so herab zu steigen, aus diesem allgemeinen Gegebenen, den selbst zu setzenden, nothwendigen Entwicklungsgang jedes einzelnen Volkes auf der bestimmten Erdstelle vorherzuweisen, welcher genommen werden müßte, um die Wohlfahrt zu erreichen, die jedem treuen Volke von dem ewig gerechten Schicksale zugetheilt ist.

Um einem so vielfach nachgestrebten und wahrhaft großen Ziele, der höchsten Aufgabe der Staatsweisheit, das in seiner ganzen Größe nur in den Gefängen der Propheten mit dem begeisterten Blick in die Natur und in die Geschichten aus einer dunkeln Vorwelt zu uns herüberleuchtet, um einem solchen verlorenen Ziele uns wieder anzunähern, kann eine der Vorbereitungen im Gebiete der Wissenschaften auch dieser Weg sein, welcher hier mit seinen Resultaten vor Augen gelegt wird.

Zwar anfangs, wie es scheint, weit umherschweifend, führt er doch von derjenigen Stelle, von welcher er ausgeht, menschlicher Weise zu sprechen, ziemlich gerade in die Richtung seines Gesichtspunktes, und wenn auch nicht hier bis zum letzten Ziele, so scheinen die Ausichten und Erkenntnisse, die bei dem Fortschritte auf ihm gewonnen werden können, nicht unerheblich zu sein. Ohne in das Endlose jeder einzelnen Erfahrung abzurufen, führt er nur schrittweis von specieller zu specieller Erfahrung, und wird oft selbst zur Kurve, die das allgemeine Geseß ausspricht, durch welches die Mannigfalt-

tigkeit der Erfahrung oder des Materiellen beherrscht, und für den höhern Zweck gehandhabt werden kann.

Aber nicht nur das allgemeine Gesetz einer, sondern aller wesentlichen Formen, unter denen die Natur im Größten auf der Oberfläche des Erdballs, wie im Kleinsten jeder einzelnen Stelle derselben erscheint, sollte Gegenstand der Untersuchung auf diesem Wege sein: denn nur aus dem Verein der allgemeinen Gesetze aller Grund- und Haupttypen der unbelebten, wie der belebten Erdoberfläche kann die Harmonie der ganzen, vollen Welt der Erscheinungen aufgefaßt werden.

Und wenn die Idee des ganzen Menschengeschlechtes durchaus ohne den Erdball gar nicht gedacht werden kann: so können auch der einzelne Mensch, ja das ganze von der Erde noch weit minder unabhängige Volk, wie der an die Landesnatur gekettete Staat, ohne das Bewußtsein der rechten Stellung zu ihr nie zum vollen Einklange mit sich selber gelangen.

Oder mit andern Worten, nur dieser Einklang zwischen Volk und Vaterland, zwischen Stellung des Staats zur Natur wie zum Menschenleben, oder zur Physik und Politik hat eben von der einen Seite her in der Weltgeschichte das Blühen der Völker und Staaten bedingt und gefördert.

Und wo dieser Einklang nicht mehr, wie vielleicht in einer jugendlichen Periode der Vorzeit, bewußtlos, zugleich mit der organischen Entwicklung der Völker hervorquillt, da muß, wie in unsrer Gegenwart, das Gesetz dieses Einklangs, die ewige Tetractys, als der unsterbliche Quell aller Harmonie, durch ernste Wissenschaft erforscht und in das Bewußtsein eingetragen werden.

Plan des Werks.

Jede Betrachtung über den Menschen und über die Natur führt uns von dem Einzelnen zu seinem Verhältnisse mit dem Ganzen, von dem scheinbar Zufälligen zu dem wesentlich Gesetzmäßigen. Aus dem Einzelnen geht die volle Erkenntniß des Ganzen nicht hervor, wenn nicht auch dieses zugleich erkannt ist. Wie durch das Ganze erst der Theil gebildet wird, so löset sich auch in der Betrachtung durch das Gesetz erst das Besondere ab, und wird zum Einzelnen oder zum Individuum.

So konnte auch erst aus dem Begriff des Sonnensystems der kosmische Lauf der Erde, und erst aus dem Begriff der Erde als Planet und als Kugel die Anordnung ihrer Theile und deren gegenseitiges Verhältniß verstanden werden.

Wo eine solche Einheit im Begriff sich zur Klarheit im Bewußtsein erhebt, da geht aus ihr die Ordnung im Mannigfaltigen hervor; wo hingegen nur ein Streben darnach vorhanden ist, oder nur vorhanden sein kann, da steht auch die Anordnung des Mannigfaltigen noch unter der Bedingung des Unbestimmten auf der Stufe der Unvollendung da.

So führte die Feststellung des Gleichgewichts der anziehenden und abstößenden Kräfte des Erdballs in der Richtung der Erdare eine solche Naturordnung in Beziehung auf den Norden und Süden der Erde ein, die sich bald auch mathematisch begrenzen ließ, und in den Gegensätzen von beiden zur Anerkennung eines Gegensatzes aller irdischen Thätigkeiten in der leblosen und belebten Natur hinleitete. Es schien dieser Einfluß sammt seiner Ausgleichung charakteristisch, und überall hervorzutreten, doch überwiegender immer auf der rein physischen Seite und auf den niedern Stufen der Entwicklungen, dagegen mehr zurücktretend, doch immer noch und überall waltend auch in dem, was geistiges Leben hat auf Erden.

In der andern Richtung nach Osten und Westen hin sehen wir noch nicht, daß diese Erdkräfte zu derselben Art der Ausgleichung, oder Feststellung im Physischen, noch nicht zu einem ruhenden Osten und Westen gelangt wären. Dahinwärts scheinen sie noch mehr im Zustand der Entwicklung, im Werden begriffen zu sein, von da aus im beständigen Umschwung sucht die Erde vielleicht selbst im Weltraum erst noch ihr Gleichgewicht, ihren endlichen Ruhepunkt.

Unter diesen Einfluß des periodischen Wechselns und Werdens, das sich am scheinbarsten in der täglichen Erdumkuglung zeigt, ist aber zugleich alles Andere mit gestellt, was auf Erden besteht und vergeht. Nur ist dieser Einfluß minder scharf als der des Südens und Nordens begrenzt, weil er überwiegender vorherrscht auf der intellektuellen Seite und in seinen Gegensätzen als Orient und Occident, mehr auf den höher entwickelten Stufen der Schöpfung erscheint als in der unorganischen und unentwickelten Natur, aber doch auch da noch immer waltend, zumal in den noch nicht erstarrten flüssigen Formen der Elemente.

Eben weil hier kein Beharrliches im Raume, wie im Norden und Süden, und ein immer Werdendes sich zeigt, in dessen Entwicklungsprozeß, wie es der Orient zu lehren scheint, das Menschengeschlecht selbst mit befangen war, eben darum könnte und möchte auch hier wohl ein nach Zeitverhältnissen und Umständen immer wandernder und wechselnder Gegensatz im Orient und Occident auftreten.

Noch sind wir nicht zu der Erkenntniß gelangt, ob diesem im Wechsel erscheinenden, dennoch nicht schon in der physischen Welt, obwohl uns unsichtbar, der Anfang eines Beharrlichen zum Grunde

gelegt ist, dessen weitesten Umfang etwa die beiden großen Landvesten auf beiden Erdhalben bezeichnen möchten, und dessen vorherrschende Naturthätigkeit wir dann im asiatischen Orient zu suchen haben würden, von dem die frühere und höhere Entwicklung des Erdenlebens ausgegangen zu sein scheint.

Seitdem aber die Auffindung der Neuen Welt auf der Westhalbe der Erde, dem alten Kontinent, das sich bisher in den Osten und Westen geschieden hatte, seinen wahren Gegensatz auf dem Erdganzen kund that, seitdem mußte das menschliche Streben eine ganz veränderte Richtung nach Totalität des Erkennens nehmen, was denn von nun an auch in die wissenschaftliche Betrachtung des Erdganzen übergehen konnte.

Wenn freilich auch die physische Welt vom Anfang an immer schon als ein Ganzes bestanden hatte, das in einer gewissen wechselseitigen Spannung der Kräfte zwischen einem Norden und Süden, einem Osten und Westen, sein Dasein gefunden: so konnte sie doch nun erst von dem Menschen als solches aufgefaßt werden. Nun erst konnte auch, im Gegensatz der Neuen Welt im Westen, die Alte im Osten in ihrem gegenseitigen Verhältnisse, und wiederum jede in ihrem eigenthümlichen begriffen werden.

So stellten sich nun dem überschauenden Blicke bald die großen Erdtheile als so viele von der Natur mehr oder minder gesonderte Ganze dar, die wir hier als die großen Individuen der Erde im Allgemeinen betrachten dürfen. Unser Blick wird aber mit Recht zuerst auf die Alte Welt gerichtet sein.

Da geht in Osten die Sonne auf und beschreibt im königlichen Laufe den strahlenden Bogen durch den Mittag bis zum fernem Westen, und so bezeichnet hier vom Anfang an schon dieses große kosmische Verhältniß, von der Sonne, dem Quell alles irdischen Lebens, aus betrachtet, die erste Natureintheilung der Erdoberfläche.

Dort Osten der Erdtheil, dessen wesentlicher Charakter in dem Namen des Orients im weitesten Sinne ausgesprochen ist; hier in Europa sein Gegensatz, in dem Occident, der durch alle Theile der Natur wie der Geschichte, durch alle Zeiten hindurch charakteristisch bezeichnet ist, wenn auch für beide in der weiteren Betrachtung ein Zueinandergreifen als eine untergeordnete, obwohl immer bedeutende Abtheilung sich nachweisen lassen wird. Nicht nur diese Länder und ihr Himmel, ihre Gewächse und ihre Thiere sagen dieses; auch die Stimmen aller Völker drücken es im Gang ihrer Kulturgeschichte, in ihren Gesängen, Religionen, Philosophien, Sprachen aus.

Sehr wahr sagt ein geistreicher Mann: „Die orientalischen und occidentalischen Völker sind von einander abgewendet, jene mit dem Antlitz gegen den Aufgang, gegen Morgen, diese mit dem Antlitz gegen den Niedergang, gegen Abend; jene den unvergäng-

lichen Sitz uralter Vergangenheit treu bewahrend, diese durch beständigen Wechsel aller Formen des Daseins eine bedeutungsvolle Zukunft suchend.“

Aber zwischen beiden, auf der Südseite, dem hellen Mittag zugekehrt, liegt Afrika, der Sudan der Erde, über welchem die Sonne gleichmäßig vom Anfang bis zum Ende des Jahres hinschwebt, ohne so vorherrschend mit jenen wechselnden Wandern des Abend- und Morgenlandes, ohne mit der überwiegend sich einander widerstreitenden Mannigfaltigkeit der Jahreswechsel vom Frühling zum Winter, ohne das kontrastirende Steigen und Versinken aus Vergangenheit in die Zukunft, weder die Natur zu erfüllen, noch die menschliche Phantasie auf diese Weise, durch die Wirkung der Gegensätze in der Natur und im Menschen, zur Ahnung einer Ewigkeit und einer höhern Welt aufzuregen und zu erschauern.

Wenn bei uns schon der freundliche Morgen- und Abendgruß jedem einzelnen, auch dem ermüdetsten Lebenspilger ein Herzensbedürfniß ist, das um die gleichförmige, hoffnungsarme Mittagsstunde schon jeden Tag wieder verschwindet, so scheinen aus ähnlichem Grunde alle Völker des Sudans, in dem ruhigen Besitze des hellen Mittags, nur an die Gegenwart gefesselt zu sein, die keine Sache des grauen Alterthums verschönert, keine Sorge für die Zukunft quält, und keine Hoffnung für sie auf den Flügeln der Phantasie in die Unendlichkeit trägt.

Dort aber, wo kein täglicher Auf- und Niedergang ist, wo nicht, wie da im Süden, ein heller, warmer Mittag in behagliche Ruhe versenkt, oder die Hitze zur brennenden Leidenschaft aufregt, dort lagert sich unter dem Polarstern rund um den eisigen Pol in weiter, flacher, vielfach durchschnittener Scheibe der Norden der Erde an, und erinnert an das Gebiet der Nacht, die mit allem ihrem Dunkel wie mit ihrem Glanze hier die Welt wie die Phantasie des Menschen füllt und schmückt. Hier verschwindet gleichsam der Tag mit allem seinem begleitenden bunten Gefolge ganz, und erscheint nur auf eine Zeitlang als das größte Meteor der langen Nacht.

Auf ähnliche Art wiederholt sich dasselbe kosmische Gesetz auf der Westhälfte des Erdballs, im weiten oceanischen Gebiete der Neuen Welt, nur doch wieder ganz anders gestaltet; weil dort die Atmosphäre — aus welcher hier auf unsrer Osthalbe der Erde, der kontinentalen, wegen ihrer größern Trockenheit die schärfste Charakteristik hervorgehen mußte — über dem weiten Gebiete der Ozeane schwebend auch mehr mit Wassertheilen, wenigstens zunächst an der Erdrinde geschwängert ist. Das Wasser als Element auf der Erde vermischt aber überall die Individualität, und so treten dort schon im Ganzen der Erdformen nicht nur minder scharfe,

sondern auch weniger Gegensätze hervor, und die ganze Masse des Kontinents fällt dort mehr in eine uniforme Gruppe zusammen. Deren Wesen kann jedoch nur erst später aus dem Gegensatz mit der Alten Welt vollkommen klar werden, weil diese so früh und so gewaltig mit ihrer geschaffenen Kultur in das Getriebe der Natur dort, theils hemmend, theils beschleunigend eingegriffen hat.

Indem wir nun mit der Betrachtung der Individualität dieser Erdtheile, oder der Auffuchung ihrer Grundgestaltung beginnen, und zu ihrer eben dadurch von der Natur selbst ausgesprochenen Stellung zur Welt fortschreiten, wird es dem Gange der natürlichsten Entfaltung mannigfacher Verhältnisse am gemähesten sein, von dem Einförmigern zum Vielfachern überzugehen. Durch diesen Gang fällt in der Natur, zuweilen selbst in ihre verborgensten Labyrinth, dem Forscher ein erleuchtender Lichtstrahl.

Wie in der Betrachtung der unorganischen Natur erst das Wesen der Centralattraktion als das einfachere im Gegensatz der polaren, der Aggregatzustand im Gegensatz der chemischen Verwandtschaft von den Meistern verfolgt worden; wie in der Vegetationswelt die Untersuchung kryptogamischer Bildungen, in der Thierwelt die der Polypen, und anderer noch einfacherer Organismen der Entwicklung mehr zusammengesetzter, in dem Lebensprozeß das Wesen einfacherer Thätigkeiten zur Aufstellung verdickelterer, belehrend vorangeschritten: so kann auch hier in dem Felde, der durch die äußere Form bedingten Erdbeschreibung, die einfachste der zusammengesetzteren vorangehen.

Da nun in Afrika, als feste Form, dem Kontinente (*κατ' ἔξοχην*), in dem Sudan der Erde, welcher im gleichförmigen Mittage liegt, auch gleichermaßen in der Küstenbegrenzung die einfachste Form liegt, wie in der gleichmäßigen Vertheilung des Hoch- und Plattlandes und in der geringern Ungleichartigkeit ihrer Oberflächen, und darum auch, nach allen übrigen Richtungen hin, dieselbe Einförmigkeit in der Natur, in der Pflanz-, Thier- und Menschenwelt bedingt ist: so eröffnet dieser Erdtheil mit Recht die Reihe der Betrachtungen, welche der Individualität der Erdtheile gewidmet ist.

Die festen Formen oder die Erdtheile.

Diese Reihe macht den ersten Theil der allgemeinen vergleichenden Erdbeschreibung aus, in welcher zuerst Afrika, Asien, Europa, dann die übrigen Erdtheile folgen. Von dem zusammenhängenden Erdganzen gehen wir aus, und zwar von dem Hochlande, das von Außen wie eine Ruine der Urwelt, obwohl im Innern geschlossen durch die Kraft, die sie erbaute, in der Mitte jedes Kontinents als mehrere isolirte oder als ein großes Plateau emporragt, und dem

ganzen Erdtheil seinen Charakter gibt, als wäre dessen tiefere Oberfläche rundumher nur mit ihren gesonderten Gliedern versehen, und mit losen Trümmern überstreut. Die Ströme der Erde in ihren Systemen und Hauptwasserzügen leiten uns von ihnen durch große Mittelläufen, die durch Katarakten, Stromschnellen und Flüßungen auf das Bestimmteste über die ganze Erdoberfläche begrenzt und von der Natur und Kultur gleichbegünstigt sind, herab zu den Flachländern der Erde.

Diese lagern sich in weiten Erstreckungen als die Vermittler der Hochländer und der Ozeane, in mannigfaltigen Ausdehnungen und Absenkungen umher, und sind wieder, auf eine jeder Grundform eigenthümliche Weise, durch Ketten und Gruppen bald von Gebirgen und Höhen dem Plateau ihres Kontinents, bald durch feuchte Tiefen, Sandbänke, benachbarte Inselketten und Inselgruppen mehr der Herrschaft des Ozeans unterthan.

So ergeben sich aus diesen drei Hauptformen und ihren Kombinationen, die mit der ängstlichsten Genauigkeit in ihren horizontalen und perpendikulären Dimensionen wie in ihren charakterisirenden Qualitäten auf das Bestimmteste zu begrenzen und zu verfolgen sind, die Hauptgestalten der Erdtheile.

Deren Verhältnisse und Lineamente, wie sie die Naturplastik gemodelt hat, zur Anschauung in uns zu erheben, wird das höchste Bedürfnis sein, wenn wir sie uns als das Substrat der ganzen belebten Schöpfung vergegenwärtigen wollen.

Eben darum werden sie hier in dieser Reihe nicht bloß vorgeführt in ihrer äußern geographischen Begrenzung, deren Kenntniß, als durch viele treffliche Vorarbeiten erörtert, vorausgesetzt wird, sondern in ihrer charakteristischen Stellung zum Erdganzen, das ist zur Natur und zur Menschengeschichte. Darum treten sie in dieser Reihe, als der Sudan der Erde, als das Morgenland, als das Abendland, als der Norden der Erde, als die Neue Welt auf, mit deren Entdeckung die ganze Alte Welt gleichsam wiederum ein Orient für dieses neue Abendland geworden ist.

Wenn unter dem Sudan der Libyer und Aethiopen heut zu Tage nur die eine größere Hälfte von dem Erdtheile, den wir jetzt Afrika nennen, verstanden wird: so ist es doch gerade diejenige, welche in der Geschichte der Erde und der Menschenkultur die überwiegende Hälfte des großen Erdindividuum ausmacht, von welchem hier gehandelt wird; und eben so verhält es sich mit den charakterisirenden Benennungen der übrigen Erdtheile.

So schließt sich das Charakterisirende der geographischen Natur unmittelbar an das Wesentliche der historischen Natur dieser Erdtheile an, und beide fallen eben darum als Einheit (wie sich in dem Erfolge ergeben wird) und nicht als Zufall in dem Schauplatz der

Geschichte und der Alten Welt auf einem und demselben Erdgrunde zusammen.

Der Name der Alten Welt im eigentlichen Sinne fällt nur auf diesen beschränkten Erdraum, und gehört ihm mit Recht an, weil auf ihm das Größte und Höchste, was wir in der Menschengeschichte kennen, sich gestaltet hat, von der uralten Weisheit der Inder an bis zu der jüngsten Volkszählung germanischer Stämme.

In sofern Alles, was außerhalb dem Schauplatze der großen historischen Weltbegebenheiten gelegen, auch sehr spät erst dessen Bewohnern zur Kunde gelangte, wie die nördlichen, südlichen und östlichen, äußersten Glieder des alten Continents, so gehört diesen im Grunde in der Weltstellung so gut der Name der Neuen Welt an, als jenen oceanischen Ländern der Westhalbe der Erde. Nur durch Uebertragung des Begriffs vom bekannten Alten zum unbekannten Neuen, das bloß im äußern Landzusammenhange mit jenem stand, machte, daß man auch dieses bald als der Alten Welt rein angehörig betrachtete, im Gegensatz der zu gleicher Zeit neu aufgefundenen, aber auch äußerlich durch Meere von der Alten abgetrennten Neuen Welt.

Da aber Meere nicht selten weit genauer die Erdräume verbinden als Landstrecken: so wird sich auch daraus im Verlaufe der Untersuchung ergeben, wie aus der reinen Bedingung durch die Natur der Begriff der Neuen Welt bald verengert, bald erweitert auch in die Alte Welt eingreift, und diese dagegen, wo die Natur ihr die Stelle nur bereitete, auch in die Neue Welt schon übergeschritten ist oder doch überzusprechen scheint.

So wird also der Schluß dieses ersten Theiles der gegenwärtigen Arbeit, nach einer Charakterisirung jedes Erdtheiles durch seine wesentlichen Grundformen und ihre Einwirkungen auf Natur und Geschichte, die Combinationen und Wechselverhältnisse, die aus der Weltstellung sich ergeben, in kurzen, bestimmten Umrissen zur Uebersicht der unendlichen Mannigfaltigkeit und des großen Ganzen aufzustellen haben.

Die flüssigen Formen oder die Elemente.

Die scharfe Individualisirung der Naturgegenstände verschwindet in diesem zweiten Theile zwar nicht ganz, aber es treten dagegen in desto allgemeineren Verhältnissen die Formen der flüssigen Elemente auf.

Diese Benennung ist hier, im Felde räumlicher Thätigkeiten, nicht im wissenschaftlichen chemischen, sondern im Sinne des gemeinen Lebens, oder, wenn man lieber will, der ältern Sprachweise genommen, den der Naturblick gelehrt oder aufgefaßt hat. In den

flüssigen, wandelnden, verallgemeinernden Formen ihrer Elemente wollten die ältesten Physiker freilich wohl nur die Repräsentanten der Wirkungsart der Naturkräfte aufstellen, wir aber betrachten sie hier selbst in ihrer charakterisirenden, einformigen Verbreitung, und in ihrer Werththätigkeit, wie sie als Wasser, Luft und Wärme oder Feuer, auf minder scharf begrenzte Gebiete der Erdoberfläche angewiesen sind.

Sie wirken nach den mechanischen Gesetzen der Expansion, des Stosses, der Gravitation in uranfänglicher Weise fort und fort, und sind als die immer nachgiebig erscheinenden, tausendarmigen, handfertigen, unermüdet geschäftigen Träger und Bewegter in der Handhabung der Natur zu betrachten, welche die Tiefe der Erde mit der Oberfläche, und ihre Oberfläche mit der Himmelsfläche, den Süden mit dem Norden, den Osten mit dem Westen befreundet, und die ernste Scheidung der scharfbegrenzten Erdtheile durch ihre Zwischensprache zur Weltgesellschaft hinkehren.

Sie sind das Wasser in den Oceanen, Meeren, in den Strömen und Lüften; die Luft als allgemeine Erdhülle oder Atmosphäre, wie auch als der von der Erd- und Meeresoberfläche insbesondere modificirte Theil derselben, wo sie mit ihr in Berührung und Wechselwirkung tritt, die Werkstätte des Klima. Zu ihnen gehört drittens das Feuer im Schooße der Erde, das immer lebendig und sein eignes Wesen von Geschlecht zu Geschlechte fortpflanzend, in seinen Wegen zunächst unter der Erdenrinde geheimnißvoll fortgräbt, aber in ihnen nur kaum noch belauert werden kann, da es hingegen bei dem Hervortreten seiner eignen oder seiner Diener Gewalt durch Erschütterungen und Auswürfe nur zu oft zugleich Verderben und den Tod bringt.

Alle drei in unaufhörlicher Bewegung, in scheinbarer Regellosigkeit den Erdball umkreisend, und doch durch die größte Gesetzmäßigkeit bei aller Freiheit in den wunderbarsten Schranken gehalten, können jedes nur in ihrem großen Erdzusammenhange betrachtet werden.

Dann nur können die bestimmtesten Bahnen ihres nur scheinbar schwankenden oder zufälligen Laufes verfolgt, und ihre ununterbrochene Einwirkung auf die unbelebte und lebendige Natur aufgefaßt werden.

Dieses stille, stetige, oft unsichtbare und geheimnißvolle Wirken der Elemente ist ohne Vergleich tief eingreifender in alle Wesen, und ein nothwendigerer und würdigerer Gegenstand der Naturbetrachtung im Großen, als die gleichsam leidenschaftlichen und seltenen Momente ihres furchtbaren Tobens bei aufgehobenem Gleichgewicht, die allerdings in der Gegenwart erschüttern und in ihren

Folgen das Gemüth rühren, aber weniger die Aussicht in das Innere der Werkstätte der Natur eröffnen.

Gerade die allgemeinen und den ganzen Erdball in der Tiefe und Höhe umkreisenden Formen der flüssigen Elemente verkünden ihre hohe Bedeutung für das Ganze. Doch ist diese mehr im Allgemeinen ausgesprochen als einzeln durchgeführt worden, von den am tiefsten stehenden Bildungen hinaufwärts bis zur hohen Stufe des kultivirtesten Menschen. Und doch hat dieses letztere schon im Alterthum Hippokrates in der Wechselwirkung des Klima und der Staatsverfassung durch Naturbild und Erfahrung darauf geführt, mit vieler Klarheit in Hauptzügen dargestellt.

Zugleich sind diese Elemente durch ihre rastlose Bewegung, in den größten wie in den kleinsten Theilen, die Vermittlerinnen der unorganisirten und organisirten Naturkörper, so erscheint auch das Wasser, nicht nur in der Geologie und Vegetation, sondern auch in der Geschichte der Thiere und der Völker als der Anfang der Steigerung der Kulturen, aus Stromländern, Meeresküsten, Mittelmeeren bis zur Weltverbindung durch Océane.

Die Körper der drei Reiche der Natur.

Dieser dritte Theil der allgemeinen vergleichenden Erdbeschreibung ist den Hauptformen unter den zahllosen Gattungen der Körper in den drei Reichen der Natur, in sofern jene die einflussreichsten auf das Ganze der Erdoberfläche sind, gewidmet. Nach ihren Geschlechtern werden sie erst aus dem Mineralreiche, dann aus dem Pflanzenreiche und zuletzt aus dem Thierreiche in beziehungsvollen Reihen aufgeführt.

Wenn in dem ersten Theile alles, was von diesen angeführt werden mußte, nur zur Charakterisirung jener stehenden Grundformen, der Kontinente, oder der lokalisirten Elemente gesagt war: so treten sie dagegen nun hier, in so weit sie der allgemeinen Erdbeschreibung angehören, selbständig als eigenthümliche Formen auf, und zwar nothwendig in ihrem dreifachen Verhältnisse zur Organisation überhaupt, zur Erdoberfläche insbesondere und zur Menschengeschichte.

Einmal werden sie betrachtet in ihrer Gestalt und in ihrem Bau als Haupttypen in Beziehung auf irgend eine von der Natur individualisirte Erdstelle, und so erscheinen sie als die Repräsentanten der bestimmten Lokalitäten der Erde.

Zum Zweiten wird ihre natürliche Heimat, oder die Regel ihres geographischen Vorkommens über die ganze Erde aufgesucht, und die weite oder enge Sphäre ihres Naturlebens, ihre Zone genau zu begrenzen sein.

Drittens soll die Herrschaft, welche die bewegenden Kräfte der Natur und der Mensch sich über die Naturkörper, durch Verminderung und Vermehrung, Umänderung und Ausbreitung zu erwerben mußten, geographisch und historisch angedeutet sein.

So fügt sich bei jeder Charakterform der drei Naturreiche das Einzelne zum Ganzen; es wird der früher schon bereitete Boden mit lebenden Gestalten sich füllen, denen eben dieser, als sie selbst charakterisirend, wie eine Folie unterliegt. Gleichermassen wird, da die speciell entwickelte so wichtige Lehre der Klimate vorangegangen, sich in jeder dieser Gestalten jedesmal ein ihr entsprechendes Klima zurückspiegeln, so daß nun für jeden Punkt der Erde dadurch seine individualisirte Stelle zur belebten Natur erscheinen kann.

Führen diejenigen Zonen, welche die Verbreitung der unorganisirten Körper des Mineralreichs angeben, zu gewissen allgemeinen geologischen Phänomenen, und da, wo sie von den Menschen benutzt werden, in die Kunstgeschichte wie in die älteste Kulturgeschichte feststehender Völkerstämme zurück: so scheinen dagegen die Lebensgürtel, welche die Heimat der nutzbarsten Gewächse und Thiere bezeichnen, über die frühere Entwicklungsgeschichte der Völkermassen einiges Licht zu verbreiten, mit denen sie zuweilen auf ihren Zügen wanderten, wie jene von Station zu Station sich veränderten, ihre geographische Sphäre erweiterten, und selbst wohl, wenn die Völker auch vom Schauplatz der Geschichte abgetreten waren, ohne weitere Pflege und Schutz von Menschenhand, ihr neugewonnenes Naturleben für jüngern Völkerranstuf fortsetzten.

So ergeben sich diese und andere Resultate über den innigsten Zusammenhang der Völkergeschichten mit der lebenden Natur, indem von der einen Seite eine unabwendbare Abhängigkeit von derselben sich zeigt, die um so fesselnder ist, je näher der Mensch noch dem bewußtlosen Zustande steht und die Völker als Horden leben. Von der andern Seite dagegen zeigt sich ein immer fortschreitendes Freiwerden der Kulturvölker von den in gleicher Progression immer mehr und mehr zurücktretenden Bedingungen der vaterländischen Naturen. Indes die Bewohner der Weltstädte dann, durch die künstliche Befriedigung aller Bedürfnisse, gänzlich aus der Natur heraustreten, weiß sich der einzelne Mensch an jeder Stelle über dieselbe zu erheben, wenn ihm das Ideal des echten Weltweisen im Leben gegenwärtig ist, das uns der göttliche Platon im Theätetos vor Augen gestellt hat.

So erhalten hier die Begriffe von Vaterland und Volk in ihrer bestimmten Individualität und Mannigfaltigkeit von der Seite der Natur aus betrachtet einige Nachweisungen.

Auch hier muß die Vielartigkeit durch den angebahnten Gang

sich zu einer größern Einheit zusammenordnen, wenn auch sie selbst in ihrer Klarheit nie entschleiert werden wird.

Der Mensch

Ist das Höchste in der Natur, durch dessen Anerkennung derselben sie selbst erst zum Dasein und zu ihrer hohen Bedeutung für uns gelangt. Darum geht er auch hier als leitender Gedankenfaden durch alle drei Theile hindurch, und tritt am Schlusse jeder Hauptform insbesondre auf, als ein lebendiger Spiegel der Natur, von welchem ihre Geheimnisse zu seines Gleichen noch einmal wiederholt und verständlicher ausgesprochen werden.

Auf diese Weise kommen nach und nach alle wesentlichen Naturverhältnisse zur Sprache, in welche die Völker auf diesem Erdenrunde gestellt sind, und es sollen aus diesen alle Hauptrichtungen ihrer entwickeltern Zustände, welche die Natur bedingt, hervorgehen.

Wäre dieses Ziel dann wirklich erreicht: so würde eine Seite der Historie im Allgemeinen einen Fortschritt gewonnen haben, indem das erregende Wesen der Antriebe der äußern Naturverhältnisse auf den Entwicklungsgang der Menschheit, welche den Forschern der Alten schon mehr als der Neuern Geschichte manche Aufschlüsse gegeben haben, dadurch zu größerer Klarheit gekommen sein müßte. Es bliebe ein anderes Gebiet, das der innern Antriebe der von dem Außern unabhängigen rein geistigen Natur in der Entwicklung des Menschen, der Völker und Staaten, zur vergleichenden Untersuchung übrig, als würdiger Gegenstand einer leicht noch glücklicheren Betrachtung und nicht minder lohnenden Forschung.

Methode der Anordnung.

Der Titel der gegenwärtigen Arbeit zeigt an, daß sie in das Gebiet der historischen oder Erfahrungswissenschaften fällt, deren Vervollkommen nur in gleichem Schritte mit der Summe der wichtigen Erfahrungen wachsen, und daher jedem folgenden Geschlechte in immer veredelter Gestalt überliefert werden kann.

Aus welchen Hauptquellen diese Summe der Erfahrungen abgeleitet wurde, soll der folgende Abschnitt andeuten, der gegenwärtige aber einige Hauptzüge über die Methode ihrer Verbindung darlegen.

Die Methode, nach welcher dieser specielle Theil beobachtender Naturwissenschaft angeordnet wurde, ist diejenige, welche sehr be-

zeichnend die reducirende, als die objektive, genannt worden ist, die den Haupttypus der Bildungen der Natur hervorzuheben, und dadurch ein natürliches System zu begründen sucht, indem sie den Verhältnissen nachspürt, die im Wesen der Natur selbst gegründet sind.

So mußte die ganze Anordnung völlig abweichend werden von denjenigen trefflichen, frühern Arbeiten, welche dieselbe Wissenschaft, unter dem Namen von Geographie oder physikalischer Erdbeschreibung nach der klassificirenden oder subjektiven Methode, für das Bedürfnis anderer Wissenschaften und zu besonderen Zwecken, vortrugen.

Wenn daher Eratosthenes der Cyrenäer zuerst die astronomische Geographie, Herodot und Strabo gewissermaßen die erste geographische Historie und historische Geographie n. l. w., unter den Neuern Cluver die erste alte Geographie, J. Bergmann die erste geographische Physik, Büsching die erste geographische Staatenlehre, Andere die Länderkunde anordneten: so wurde es nach solchen Vorarbeiten und den anderweitigen Fortschritten der Zeit in der Himmels-, Erd- und Naturkunde erst möglich, die ersten Grundideen der physikalischen Erdbeschreibung zu erforschen. So wurden z. B. zuerst die Thatsachen über den Bau des Erdgrundes von Werner in ihrem Umfange zur Sprache gebracht, das Verhältniß der Elemente zu der Erdhülle überhaupt durch H. de Saussure, de Luc und A. v. Humboldt, das der ganzen belebten Natur zur unbelebten durch den Grafen von Buffon. C. A. W. v. Zimmermann war es, der zuerst das allgemeine Verhältniß der Thiere zur Erdoberfläche aufsuchte, und J. F. Blumenbach führte die Betrachtung der Menschenrassen nach ihren physischen Verhältnissen in das Gebiet der Erdkunde ein.

So konnte erst die Anordnung einer solchen physikalischen Geographie möglich werden, welche hier versucht worden ist, die aber, um alle Kraft für das ihr Eigenthümliche zu sparen, ganz auf die in sie bisher fremdartig mit eingestochenen kosmischen statistischen und politischen Verhältnisse des Erdballs Verzicht leistet, welche in eignen Werken durch Meister erforscht worden sind.

Physikalisch wird diese Wissenschaft genannt, weil in ihr von den Naturkräften die Rede ist, in sofern sie im Raume wirken und bestimmte Formen bedingen und Veränderungen hervorbringen. Indes hier kann nicht bloß von den Wirkungen mechanischer und chemischer, sondern auch von organischen und minder berechneten Kräften und Wirkungen die Rede sein, die nur in der Zeit sich offenbaren, und auch in verständige und sittliche Naturen eingehen. Darum ist der herkömmliche Ausdruck, physikalische Geographie, als eine zu enge Sphäre des Begriffs, der ungebräuchliche sich ihr mehr annähernde, physiologische Geographie, als zu fremdartig und

vielsinnig weggelassen, das Wesen derselben aber durch zwei bezeichnende Ausdrücke angedeutet worden.

Allgemein, wird diese Erdbeschreibung genannt, nicht, weil sie Alles zu geben bemühet ist, sondern weil sie ohne Rücksicht auf einen speciellen Zweck, jeden Theil der Erde und jede ihrer Formen, liege sie im Flüssigen oder auf dem Festen, im fernen Welttheil oder im Vaterlande, sei sie der Schauplatz eines Kulturvolkes oder eine Wüste, ihrem Wesen nach mit gleicher Aufmerksamkeit zu erforschen bemühet ist: denn nur aus den Grundtypen aller wesentlichen Bildungen der Natur kann ein natürliches System hervorgehen.

Vergleichend, wird sie zu nennen versucht, in demselben Sinne, in welchem andre vor ihr zu so belehrenden Disciplinen ausgeübt worden sind, wie vor allen z. B. die vergleichende Anatomie.

Wir stehen in unserer Kenntniß der einzelnen Stellen des Erdenrunds wenigstens schon hie und da auf demjenigen Punkte, von welchem aus die Vergleichung analoger Formen und Wirkungsarten derselben möglich und rathsam ist. Der anschauungsreiche, vielgewanderte Herodotus war es, der diese Idee für die Geographie zuerst angedeutet, und an derselben Stelle auf das großartigste zur Vergleichung von Libyen und Europa durch den Neger und den Ister angewendet hat.

Mehr belehrend kann so die Anordnung auch des Wenigern werden, als die rastlose Zusammenfassung des Einzelnen, Unverbundenen, das unser Gedächtniß nicht mehr zu behalten vermag, wenn es sich nicht gegenseitig durchdringend in großen Gesetzen und Gruppen, zu Ideen und Anschauungen zusammendrängt. Welcher Gewinn hieraus für die Wissenschaft nach allen Richtungen hervor gehen kann, hat in vielen derselben der Weltbeobachter A. von Humboldt gezeigt, der neue Begründer der vergleichenden Erdbeschreibung. Mit ihr ist für diese Wissenschaft überhaupt ein neues Feld eröffnet, das hier nach schwachen Kräften anzubauen versucht wird. Die spät erst reisende Frucht kann die Universalgeographie sein.

Die Anordnung aller in diesem Werke versammelten Thatfachen muß, um methodisch zu heißen und zu einem natürlichen Systeme zu führen, einen Haltungspunkt, einen idealen Hintergrund haben. Nur durch ihn kann das Empirische zu einem Zusammenhange, das Mannigfaltige zur Einheit gelangen, welche selbst der todten Natur fehlt. Ohne diesen idealen Hintergrund, Hypothese, Theorie, oder wie man ihn sonst bezeichnen will, komme er zum Bewußtsein oder nicht, wird wohl von menschlicher Seite nie ein Ganzes zu Stande kommen. Denn selbst die festeste Ueberzeugung, ohne alle Beihilfe eines solchen bei der Forschung zu Werke zu gehen, ist in der That, wie schon Playfair sagt, an sich die erste Theorie. Mangel einer ausgesprochenen Theorie führt also darum nicht eher zur Wahrheit,

und schützt eben so wenig vor Unparteilichkeit. Nur Kenntniß der Geschichte der Philosophie und der Wissenschaften, die Behutsamkeit in der Anwendung des Gedachten und das aufrichtige Streben nach Wahrheit können der menschlichen Schwachheit in diesem Punkte zu Hülfe kommen, um wenigstens den Ausdruck: „unbefangene Ansicht der Thatfachen“, dessen jeder aufrichtige Forscher sich so gern bedient, zu rechtfertigen.

Der ideale Hintergrund, aus welchem dem Verfasser in diesem Werke die unbefangene Ansicht der Thatfachen zur Anordnung auf diese specielle Weise hervorgegangen scheint, liegt ihm nicht in der Wahrheit eines Begriffes, sondern im Gesammtinhalte aller Wahrheiten für ihn, also im Gebiete des Glaubens. Er ruht auf einer innern Anschauung, die sich aus seinem Leben in der Natur und der Menschenwelt gebildet hat. Durch das Zwiegespräch mit einem großen Manne des Jahrhunderts gelangte sie zum Bewußtsein, und wurde von der einen Seite als Grundidee in dieser Wissenschaft so aufgestellt, daß, wenn das rechte vollführt wäre, sie aus allen Theilen derselben zurückstrahlen und sich in andern ähnlichen Naturen wiedererwecken müßte. Darum läßt sie sich nicht von vorn herein definiren oder in ihrem Wesen begrenzen, sondern kann nur durch das Ganze hindurchspielend sich mit dem Schlusse in ihrer Vollendung gestalten.

Hier sei es nur im Uebergange zu den einzelnen Grundregeln gesagt, wie es in dem Wesen der Anschauung, im Gegenfaze des scharfen und sondernden Begriffes zu liegen scheint, daß sie mehr als jener zum Kombiniren und Aufbauen sich hinneigt, wodurch die ganze Form der gegenwärtigen Arbeit bedingt wurde.

Einige einzelne Regeln der Anordnung können nun desto bestimmter angegeben werden, um das weittläufige Gebilde prüfen zu durchschauen.

Die Grundregel, welche dem Ganzen seine Wahrheit sichern soll, ist die von Beobachtung zu Beobachtung, nicht von Meinung oder Hypothese zu Beobachtung fortzuschreiten. So schwer und öfter in der That unmöglich es auch sein mag, dieser auf das Haar getreu zu bleiben: so wird man sich doch der Konsequenz in ihrer Anwendung immer um so mehr nähern, je mannigfaltiger die Zahl und Art der treuesten Beobachter, und zwar der verschieden gebildeten aus den nahesten und entferntesten Ländern und Jahrhunderten ist. Daher hier wo möglich die bewährtesten Zeugnisse aller Völker und Zeiten für jedes einzelne Faktum und jeden Punkt desselben dicht zusammengedrängt, wenn nicht zur Vereinigung, doch zur Vergleichung (und zwar in den ihnen eigenthümlichen Ausdrücken, die gewöhnlich individualisirend sind) stehen sollten. Was so durch Vielfarbigkeit und Umständlichkeit auf der einen Seite verloren geht,

wird im Ganzen immer wieder an Wahrheit gewonnen werden. Dann schließt sich an die specielle Ansicht und selbst an den Ausdruck über jedes Factum, an seiner historischen Stelle jedesmal die specielle Theorie an, welche ja nicht selten auch schon der besüßelte Genius der weitem Forschung geworden ist. Auch wohl die Hypothese wird da im Vorbeigehen ihr Plätzchen finden, die ja dann und wann einmal, freilich nur wenn sie von einem Halley, Leibnitz, Lucas oder von einem Franklin ausgeht, ihrem Jahrhundert, oder von einem Pythagoras, wie die des Sonnensystems, ihrem Jahrtausend vorausspringen kann.

Die Grundregel, welche der Darstellung ihren Charakter gibt, ist diejenige, welche das Räumliche bestimmt. Einmal nämlich, der Länge und Breite nach, welche man hier die geographische, und zweitens der Tiefe und Höhe nach, welche man hier die physische Dimension mit Recht nennen könnte. Jene wird durch die Gestirne, diese durch die Atmosphäre am bequemsten und auf das Genaueste regulirt. Wenn diese physische Dimension, was sehr zu beklagen, in den frühern Zeiten im Gegensatz der ersten, die freilich mehr mit dem Kosmischen wie mit dem Politischen zusammenhängt, völlig aus der Acht gelassen worden, und auch heut zu Tage nur auf wenigen Erdstrichen mit mathematischer Genauigkeit verfolgt werden konnte: so hat ihre Beachtung doch erst die vergleichende physikalische Geographie möglich gemacht, und von ihr geht daher auch jedesmal die Untersuchung aus. Eben so sehr wie die Stereometrie von der Longi- und Planimetrie abweicht, so verschieden muß auch die gegenwärtige Gestaltung unserer Wissenschaft von ihrer frühern sein.

Die Grundregel, welche dem Ganzen seinen Fortschritt und jedem Einzelnen sein Resultat sichert, ist die vom Einfachen zum Zusammengesetzten, von den einzelnen Seiten zur Mitte oder zur Einheit, und von der Regel zu den Ausnahmen überzugehen, und zwar nach allen hier im Gebiete der räumlichen Verhältnisse liegenden Richtungen. So z. B. hier von den Höhen zu den Ebenen, von den Quellen zu den Mündungen, von der Wasservegetation zur Vegetation der Länder; oder von der kalten und warmen Zone zur gemäßigten, vom mechanischen, chemischen, organischen Einfluß zum Gemüthlichen, von der Natur zum Menschen, und wieder vom Generell zum Speciell-Charakterisirten, von dem Allgemeinen zum Individuum, von der Allgemeinheit zur Eigenthümlichkeit.

Eine untergeordnete Regel bei der Ausarbeitung zur Beförderung der Klarheit ist die Gruppierung des Gleichartigen und Verwandten; eine andere, die zur Verständigung der so mannigfaltigen Benennungen und Begriffe der verschiedensten Zeiten, Sprachen und Ansichten, liegt in dem Bestreben, sie jedesmal in ihrem Ur-

sprunge und Fortgange historisch aufzusuchen, zu entwickeln und geographisch auseinander zu falten; eine dritte ist die des Hervorhebens der intensiven Größe jeder Erscheinung über die extensive oder die Beförderung der nothwendigen Unterwerfung des Materiellen unter das allgemeine Gesetz.

Wo gegen diese insgesammt, so wie gegen manche andere, die hier nicht weiter anzuzeigen sind, gefehlt wird, da ist dieses wohl einmal auf den Mangel der Quellen, häufiger auf die Rechnung ihres Bearbeiters zu schreiben, nicht aber auf den innern Charakter der Methode, die, bei vielen sicher vorhandenen Schwächen in der Ausführung, doch wohl noch Einiges von Dem leistet wird, was sie verspricht.

Q u e l l e n .

Es sollen nicht alle die einzelnen Werke hier aufgeführt werden, welche bei der gegenwärtigen Arbeit benutzt worden sind; sie prangen in den Bibliotheken, und das Urtheil der gelehrten Welt ist über sie schon größtentheils festgestellt; auch würde ein eigener Band kaum für eine noch so kurze Würdigung und Charakteristik, die von den Vorgängern mitgetheilt ist, hinreichen.

Die gewissenhafteste Anzeige ihrer Benutzung, in einem Zweige der historischen Wissenschaften, die noch fast aller Kritik ermangelt, ist indeß, so unbehülflich es erscheinen mag, im Werke selbst unerlässliche Pflicht. Nothwendig wird sie, zumal bei einer Bearbeitung, in welcher die Angaben in einer andern Verbindung, in einem andern Lichte erscheinen können. Nur durch diese Anzeige wird öfter die Verweisung einzeln oder allgemein gebräuchlicher oder neu aufgestellter Annahmen und Vorstellungsweisen, als unbestimmt, oder den Naturwahrheiten widersprechend, aus dem Gebiete der Geographie, gerechtfertigt werden.

Weil wir uns hier nicht mit individuellen Erdaufsichten begnügen möchten, sondern der Thatfachen der Natur selbst in unserm Bewußtsein uns bemächtigen wollten, so wird, wo möglich, kein einziges Glied in der zusammenhängenden Erfahrungskette aufgenommen sein dürfen, ohne die Nachweisung, woher ein Jedes genommen und auf welcher Autorität seine Haltbarkeit zum Ganzen beruhe.

Hierdurch nur allein wird es möglich werden, nach und nach die mehr und minder schadhafte Glieder, deren Zahl größer ist, als wir uns träumen lassen, ohne Zerstörung des Uebrigen, durch kräftigere zu ersetzen, und die Kette für allen Andrang undurch-

brechbar zu einem unveräußerlichen Eigenthum der Wissenschaft zu machen, oder durch Kritik den Mangel ihres innern Zusammenhalts aufzudecken, und so die ganze Kette ebenfalls zum Vortheil der Wissenschaft aufzulösen, und hierauf bezieht sich der Spruch, welchen diese Arbeit an der Stirne trägt.

Nicht selten wird es, wie oben schon angedeutet wurde, wichtig sein, bei zweifelhaften oder bestrittenen Punkten alle bedeutenden Zeugnisse anzuführen, um des Ursprungs herrschender Ansichten willen. Denn so viele Irrthümer sich in den geographischen Wissenschaften auch eingeschlichen haben mögen, so daß der mit der Wahrheit Aufgewachsene sich zuweilen höchlich über die gelehrten Fabeln zu verwundern hätte — wie dies einst den kenntnißreichen habessinischen Abba Gregorius in einer hochgelahrten Versammlung in dem Herzen von Deutschland zum lauten Lachen und zu dem bedenklichen Wunsche brachte, daß doch lieber gar nichts gedruckt werden möchte als der größten Zahl nach (über sein Vaterland meinte er) nur Lügen — so sind dies in der That doch nur äußerst selten reine Unwahrheiten.

Meistens sind es nur ungeschickte oder unvollständige Mittheilungen, einseitiger, von einem speciellen oder beengten Standpunkte ausgegangener, und eben so oft wiederum von der Gegenpartei falsch verstandener und schiefsenurter Ansichten. Diese können alle subjektiv im hohen Grade den Stempel der Wahrhaftigkeit tragen, und daher reiche Quellen für dieselbe sein, dürfen aber nur nicht mit dem Maßstabe objektiver Realität gemessen werden. Darum ist es nicht gleichgültig, zu wissen, ob es Tacitus ist, der das Land der Germanen schildert, Aeneas Sylvius und Petrarca, oder ob ein A. Reizner und G. von Grundberg, Sebastian Frank oder W. Quaden von Kinkelbach in „Deutscher Nation Herrlichkeit“ sein Vaterland beschreibt.

Eben so nothwendig wird dies zu wissen sein, wenn ein Venezianer Marco Polo, ein Armenier Haimon, ein Byzantiner Procopius, ein Perser Scherifeddin, ein Araber Ibn-Haukal, ein Bewohner Indiens Abu Fazil, ein chinesisches Corps von Gelehrten in Kaiser Kanghi's Chinesischer Geographie, neben einigen neu-europäischen Zeugnissen und den Historien der Alten, als die Hauptautoritäten der Natur des asiatischen Hochlandes erscheinen.

Nicht gleichgültig ist es zu wissen, ob ein See- oder ein kontinentaler Mann, ob ein Platt- oder Hochländer, ein wissenschaftlich gebildeter mit Erfahrung, oder auch mit Theorien und Glaubensvorurtheilen der Zeit ausgerüsteter Mann, oder ob nur ein solcher, dem der schlichte Menschenverstand überall zu Gebote stand, diese oder jene Thatsache aufgefunden und mitgetheilt hat. Denn nur Einige unter Allen besitzen diejenige Gabe der treuen Ueberliefe-

rung, der scharfen Sonderung und der kindlichen Anspruchslosigkeit in der Mittheilung, welche den Vater dieser Wissenschaft, Herodotus, zugleich zum Muster aller Berichterstattung erhoben hat.

Doch die Natur der Quellen, aus welcher uns die Thatsachen zugekommen sind, ist noch in anderer Hinsicht von mannigfaltiger Art, in sofern sie aus eigenen Naturbeobachtungen fließen, oder durch Anderer Untersuchungen und Berichte mitgetheilt, oder aus den Resultaten dieser Berichte, zu denen auch Zeichnungen und Landkarten gehören, geschlossen sind.

Ohne alle eigene Ansicht der Erdoberfläche und der Erkenntniß ihrer bedeutendsten Hauptformen würde diese Arbeit nicht ausgeführt worden sein. Da jedoch die Umstände dieselbe begünstigten, so konnten viele Thatsachen über die wesentlichsten geographischen Naturverhältnisse des deutschen Vaterlandes und seiner Bewohner von der Oder bis zum Rhein und zur Donau, durch mancherlei eigne Beobachtungen unterstützt werden. Das wasserreiche Gebiet eines Hauptstromes von Europa, des majestätischen Rheins, war von seinem Quelllande bis gegen sein Delta hin, durch vieljährige Wanderungen, in dem größten Theile seines Seaders ein Gegenstand der Aufmerksamkeit. Ein Hauptsee von Europa, der lemanische, konnte in allen Jahreszeiten nach allen Richtungen hin in seinen allgemeinen Verhältnissen zur Natur und ihren Wirkungen mit Nutzen betrachtet werden. Eben so wurde die Natur des weitläufigen Alpengebirgslandes, welches dem ganzen Occident seinen Charakter gibt, in seinen Hauptgruppen in drei verschiedenjährigen, vielfach veränderten Reisen nach allen Richtungen durchzogen. Durch mehr als jahrelangen Aufenthalt am Fuße seines höchsten Gebirgsstocks, wie durch mehrere Monat langen an seinen eisigen Höhen, konnte der mächtige Einfluß einer solchen Riesenform, die vom Montblanc bis zum Brenner in ihrem unendlichen Reichthum erblickt war, selbst in weite Fernen hin und auf die ganze Natur zur lebendigen Anschauung gebracht werden.

Dagegen lehrte der Besuch in dem reizenden Italien bis in seine Südspitze gegen Sicilien hin das Gebiet und das Leben vulkanischer Thätigkeit kennen, und regte alle die Gefühle auf, welche auf diesem klassischen Boden einen Repräsentanten des Grundtypus, des Kulturklima's und der allgemeinen Klimateur des mittelländischen Meeres ahnen lassen. Und so wurden auch die und da einige Verbindungen des Meeres und des Landes, und der Körper der drei Naturreiche und der Völker auf ihrem Boden und in ihrem Naturzusammenhange aufgefaßt.

Ueber diesen verhältnißmäßig sehr unbedeutenden Erdstrich werden daher die Quellen zuweilen eigne Beobachtungen sein, sie werden sich an fremde, oft mündlich, zuweilen schriftlich mitgetheilte

Berichte von trefflichen Augenzengen anschließen, und nicht selten überhaupt, auch zu den aus eigener Ansicht geschöpften, von andern bewährten, und daher am sichersten erscheinenden Vergleichungspunkten für andere Erdstellen dienen.

Besonders geht aus einer solchen Naturanschauung das wahre Verhältniß hervor, nach welchem Landkarten als Quellen für physikalische Erdkunde benutzt werden dürfen.

Sie sind überhaupt nur selten aus eigenen Anschauungen und den Resultaten mit Kritik gesammelter Beobachtungen hervorgegangen, ungeachtet sie immer in diktatorischer Form auftreten müssen. Zu jenen seltneren zählen wir, um nur die Idee derselben zu vergegenwärtigen, La Condamine und A. v. Humboldts Karten von Peru und Mexiko, Rennells Atlas von Bengalen, v. Hermelins Atlas von Schweden, Cassini's Karten von Frankreich, Rizzi Zanoni's Meisterblätter von dem Küstenlande Campagna Felica, Peter Anichs erste Karte von Tyrol, oder als Meisterstück aller Specialkarten im Kleinen die Carte de Chasse von Ludwig XIV., und im Großen Greens Werk über Bayern, Amman und Bohnenbergers Werk über Schwaben, Le Coq über Westphalen, und viele andere mehr. Zu denjenigen, welche specielle Naturformen mit einer gewissen Vollständigkeit nach eigener Anschauung und Erforschung darstellten, gehören A. v. Humboldts Musterblatt der Merikanischen Hochebene, Lichtensteins Versuch über die Terrassenform von Südafrika, Marfigli und v. Wiebeking's Stromkarten der Donau und des Rheins, v. Kiedl's Flugkarte von den Bayerischen Flächen, Moosens und Seens, J. L. Reinkes Mündungskarte der Elbe und Weser; vom Meeresboden W. Heathers Karte von der Ostsee und Nordsee, vom Vulkanboden, Borys Karte der Insel Bourbon und Freycinet von Isle de France; von einem Alpengebirgslande die Hauptblätter der J. H. Weiss'schen Schweizerkarte. Die neueste Zeit hat Meisterstücke von solchen Karten für die Form eines Gebirgsstocks geliefert durch die Blätter von Salzburg und Kärnten, welche einem deutschen Erzherzog ihr Dasein verdanken, und für die submarine Küstenform in den gleich bewundernswürdigen Blättern der peripherischen Karte Australiens von Flinders.

Diese und ähnliche, nur freilich immer seltene Erscheinungen, die an sich selbst schon zum tiefen Studium auffordern, müssen hier in jeder Hinsicht als die trefflichsten Quellen genannt werden. Viele ausgezeichnete Blätter und Arbeiten, wie die eines D'Anville, Arrowsmith, La Pie, Sothmann, Mannert, Streit, Reimann, Reichard, Schmidt, Klöden und Anderer, welche durch astronomische und historische Forschungen angeordnet, und mit bewundernswürdigem, kritischem Fleiß, aber ohne eigne Naturanschauung des Landes, das sie darstellen, ausgeführt werden konnten, haben ihre ander-

weitigen, hier nicht zu würdigenden Verdienste, aber für die physikalische Erdkunde müssen sie als abgeleitete Quellen nur mit Vorsicht benutzt, und das, was sie darstellen, nur als symbolisch, oft hieroglyphisch angedeutet gedacht werden, wie dieses denn zuerst in Hinsicht des ganzen Landartenwesens überhaupt, in Beziehung der daraus hervorzugehenden Erkenntniß, vortrefflich von Gutsmuths ausgesprochen ist.

Wenn in der Zeichnung der Welt- und Länderkarten die Landescatur dargestellt wird, so sollte dies immer nur mit Bewußtsein der bestimmten Hypothese geschehen, wie dies absichtlich von einem Buache, Gatterer, v. Zimmermann, Fr. Schulz, Reichard, und nicht ohne Nutzen für die Wissenschaft, durchgeführt und von Zeune nach allen Seiten beleuchtet ist. Aber durch das in seiner Thätigkeit ohne Bewußtsein, nur blind folgende Heer der Nachahmer geht auch dieser Nutzen wieder verloren, und es tritt statt des Bildes der Natur ein Zerrbild hervor, welches die physikalische Erdkunde eben so als Quelle verwerfen sollte, wie die Physiognomik schon unrichtig gezeichnete Schattenrisse keiner Aufmerksamkeit würdig hält.

Aber auch die besten Landkarten verhalten sich zum Studium der allgemeinen vergleichenden Erdkunde, wie die Präparatensammlungen zur Physiologie, die, wie der Meister es lehrt, für sie von unschätzbarem Werthe sind, so lange der Physiologe in ihrem aufgetrockneten Bau, in den mit Wachs gleichzeitig ausgespritzten Herzkammern, in den getrennten Theilen nur die leblose Natur erblickt. Wollte der Geograph seinen Landkartenschatz bei der Demonstration seiner ganzen Wissenschaft als erste Quelle gebrauchen, wie dies bei so vielen geographischen Systemen wirklich geschehen: so mußte er in noch größere Zerrbilder gerathen, als der Physiologe, der in der Anatomie der Leiche den lebendigen Zustand des Herzens, oder die Angel und das Wesen des Lebens suchte, da jenem nur die verzerrte und verkleinerte Zeichnung der todtten Masse zu Gebote steht.

Wenn viele der aus gegenwärtiger Erdbeschreibung hervorgehenden Resultate entweder mit demjenigen nicht stimmen, oder geradezu demjenigen widersprechen werden, was dem Heere unserer Karten in Beziehung auf Abbildung der Erdoberfläche als Uniform dient: so erklärt sich dieses daraus, daß von ihm größtentheils noch immer J. Ludolfs Vorwürfe gelten, welche dieser kritische, weltgelehrte Mann den Landkartenfabrikanten machte, als er vor einem vollen Jahrhundert die erste und beste berichtigte Karte, von dem unbekannten habessinischen Lande, seinen Zeitgenossen mittheilte.

Wenn wir nun in der Anzeige der Quellen zum zweiten Haupttheile derselben fortgehen, und aus dem ersten die Armut der eigenen Beobachtungen für das Weltganze sich ergeben mußte, so wird in diesem, in den Beobachtungen und Berichten Anderer, der außer-

ordentliche Reichthum in der That die Wissenschaft selbst in ein frohes Erstaunen setzen.

Obwohl nicht aus allen lauterer Gold fließt, in vielen ungemünztes verborgen liegt und nur in wenigen eine ganze Herrlichkeit von Schätzen aus dem Füllhorn der Natur aufgefangen ist: so wird doch mit dem größten Danke gegen die Vorfahren anzuerkennen sein, daß auch das achtzehnte Jahrhundert ganz besonders ausgezeichnet an Männern gewesen, welche, für diese Zweige der Wissenschaften wahrhaft begeistert, Gut und Blut daran gesetzt, ihren Wuchs in das Freie, in die Weite und Höhe zu fördern, ihre Blüthen und Früchte auch zur Erquickung für die kommenden Geschlechter zu hegen und zu pflegen.

Ja, es hat sich vollkommen bewährt, was zu einer ärmern Zeit, vor einem Jahrhunderte, der erste neuere Physikogeograph, der kraftvolle Scheuchzer (in seiner *Helvetiae histor. natur.*, Zürich 1716, 4.) weissagend verkündigte: „Und fänget man erst seit einigen Jahren an, auf diesem rechten Weg der Observationen einherzugehen, so wird auch verhoffentlich die gelehrte Welt hieraus, nach Verlauf von fünfzig und hundert Jahren, mehr Nutzen schöpfen, als vorher durch den Ablauf etlicher tausend.“ Er lieferte selbst mit zuerst einen Schatz in der Alpennatur gemachter Beobachtungen, und als einem thätigen Mitgliede der Londoner Societät schwebte ihm die hohe Wichtigkeit der Erforschung der Geseze in der ganzen Welt der Erscheinungen vor. Er sah den Zusammenhang, den jede einzelne Erfahrung mit dem Ganzen, und das Gesez des Ganzen mit jedem abgeleiteten auf dem Erdball für alle Wissenschaften habe, sehr wohl ein, wenn er in specieller Beziehung auf die Barometermessungen so vortrefflich sagte: „Es schimmert jede Wahrheit mit ihrem besondern Glanz, und doch spielet je ein Licht gegen dem andern, je eine Wahrheit gibt der andern einen Schein: je eine fließt aus der andern und wiederum in andre. Die Unwahrheit ist eine reiche Quell, aus welcher andre fließen, und ist wiederum eine jede besondere Wahrheit, gleich einem wasserreichen Fluß, der sich in ohnzählige kleine Rünfe austheilen läßt (ebendas. I. p. 15).“

Die größte Zahl isolirt stehender physischer Wahrheiten findet sich unstreitig in dem Archiv der über ein Jahrhundert fortlaufenden Verhandlungen der Londoner Societät der Wissenschaften, in ihren philosophischen Transaktionen (seit 1660), so wie in den Memoiren der Pariser Akademie. Diese, so wie diejenigen in den reichhaltigen Akten der Turiner, Petersburger, Berliner, Stockholmer und anderer gelehrten Gesellschaften konnten hier nach dem getreuen Wegweiser des Neuphischen Repertoriums mit sorgfältiger Vollständigkeit benutzt werden, da durch die nicht dankbar genug anzuerkennende Unterstützung ihrer Pfleger die ausgewählte und vollstän-

digste Bibliothek zum bequemen Gebrauche eine längere Zeit hindurch offen stand.

Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts waren in demselben Jahre (1707) für die Naturwissenschaften zwei unsterbliche Männer geboren worden, Linné und Buffon, die ihr Leben ganz demselben Studium mit universalhistorischem und philosophischem Sinne, obwohl in entgegengesetzter Form und eben darum wohl mit desto erspriesslichen Wirkungen für das Ganze, widmeten, und so seit der Mitte des Jahrhunderts, von manchen Gefährten unterstützt, der Naturforschung ein höheres Leben vorbereiteten. Es traten nun mit dem Anfange der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die naturwissenschaftlichen Bestrebungen dichter zusammen, und derselbe Geist weckte drei große von einander unabhängige Hauptunternehmungen, in derselben Reihe von Jahren, nach den verschiedensten Richtungen auf, die für die physikalische Erdkunde zu lange fließenden Quellen geworden sind.

Die immer denkwürdigen, seit den siebziger Jahren viele Jahrzehnte hindurch fortlaufenden naturhistorischen und geographischen Reisen der petersburger Akademiker durch das weite russische Reich, von der Ostsee bis zur Nordwestküste Amerika's und von dem Eismeer bis zum Kaukasus und Altai, auf welchen die unermüdblichen Omeline, Pallas, Georgi, Steller, Gildenstädt und andere, meistens Deutsche, nebst andern Neuern mancherlei Schätze sammelten, und die Natur des Nordens der Erde enthüllten.

Zu gleicher Zeit umforschte J. Cook, der Entdecker genannt, in den Jahren 1768 bis Anfang 1779 dreimal das Gebiet des Erdballs, und erweiterte die Kenntniß desselben, als wäre überall seine Heimat gewesen, nach allen Richtungen hin. Durch ihn und seine Begleiter, einen Banks, Solander, Sparmann und die Förster, Vater und Sohn, wurde uns die Natur der oceanischen Welt zur Anschauung gebracht.

In denselben Jahren hatten A. G. Werner (1774) im sächsischen Berglande, und H. de Saussure (1772 bis 1779) durch das Studium des Alpengebirgs in seinem Vaterlande den Boden und die Wurzel zu einem ganz neuen Hauptstamme der Erdkunde gefunden, der jetzt noch im jugendlichen Wuchs schon mit Früchten prangt, einst aber als ein königlicher Baum aus der Tiefe der Erde zum Himmel seine Krone erheben wird.

Es wetteiferten nun die gebildetsten Nationen Europa's nebst den gelehrten Vereinen in Indien (*Asiat. Research. Calcutta 1778*). und Nordamerika (*Transact. of the Americ. Soc. of Philadelphia*, und *Mem. of the Americ. Acad.*) in der Förderung des Entdeckten.

Zu Gute gemacht wurde dieses, theils von vielen Einzelnstehenden, mehr noch durch die gleichmäßig nach Wahrheit strebenden und

freundschaftlich verbundenen Männer. Was physische Erdkunde in dieser Hinsicht J. Banks, dem Greise, verdankt, ist ausgezeichnet. Wie er in Großbritannien und dessen weitem Gebiete, so wirkte in Deutschland ihm ähnlich J. F. Blumenbach durch seine Sammlungen, Schriften und mehr noch durch das lebendige Wort in seinen Schülern, Andere in Braunschweig, Wien, Berlin auf ähnliche Weise; für Frankreich in gewissen Hinsichten Delametherie und Cuvier, für das südliche Europa aber Bonnets und Saussure's vielerfahrener Jünger, Gefährte und Freund, der in seinem Vaterlande hochverehrte, edle M. A. Bictet.

Die Summe der bewährten Thatsachen aus diesem Quellenreichtum wächst an intensiver Größe durch die specielle Nachweisung derselben in den einzelnen Gebieten. Aber auch hier kann nur an die Haupt- und ersten Quellen erinnert werden, aus welchen die wichtigsten geschöpft wurden, indeß alle andern jede an ihrer befruchtenden Stelle hervortreten werden. Ja, indem wir oft nur den Zusammenhang der die Masse regulirenden Ideen verfolgen, bezeichnen wir zugleich die Arbeiten und Werke, von welchen diese nur abstrahirt sind, und vermeiden so an dieser Stelle die unnütze Weitläufigkeit, welche daraus entstehen würde, die Titel der Bücher, die ohne das schon mehr als ihr wesentlicher Inhalt für die Geographie bekannt geworden sind, der Reihe nach aufzuführen.

a) Bildungen der Erdrinde

Werner erfand durch die Aufstellung der äußerlichen Kennzeichen der Fossilien die erste allgemein verständliche Sprache für das zahllose Heer der vom dunkeln Schooße der Erde umschlossenen Naturkörper. Aus der Annahme verschiedener früherer und späterer, allgemeiner und partieller Wasserbedeckungen und der daraus durch eine Präcipitationshypothese hervorgehenden, gleich- oder ungleichförmigen Ablagerungen des Festen, suchte er die bis dahin chaotisch und regellos liegenden Erdmassen zu gewältigen. Er führte nach allen den Thatsachen, welche sich ihm, dem Manne des Erzgebirgs, in dessen Tiefe, wie auf seiner Oberfläche in der Anschauung, und als dem großen Lehrer seiner Zeit aus fernen Ländern in Berichten und Mustern darbieten, die Idee der Gleichartigkeit in der Succession, in die Genesis der Gesamterdmasse ein, und so entwarf sein Geist den ersten Plan zur Entzifferung des Erdbaus. Durch die zahlreichen Schüler des großen Mannes wurde sein Gedanke über den bekannten und unbekannten Erdkreis verbreitet, und fast alle neuen Thatsachen über denselben in seiner Sprache mehr oder weniger ausgesprochen.

Zudeß hatte auch der heitre de Saussure das weithingelagerte Alpengebirge, dessen Bau am Tage wie aufgeschlossen erschien, nach

allen Richtungen hin über seine Natur befragt, und große Reihen räthselhafter Antworten über die Art und den Bau seines Körpers, über die Zahl, die Richtung und die Kraft seiner Glieder erhalten, deren gewaltigen Inhalt weder das früher festgestellte System, noch sein eigener Naturgenius zu entziffern vermochte. Doch hatte er, indem er der physikalischen Erdkunde den ganzen Schatz seiner gewonnenen Thatsachen in seinem Meisterwerke mit der höchsten Treue vermachte, zugleich die Sprache zur allgemeinen Verständigung über die freigen Himmel gelehrte Erdoberfläche gefunden, und in dieser belehrt jezt die Wissenschaft die Menschen.

Von nun an erst lernten sich beide Schwestern verstehen, und verkündeten bald ihren Lieblingen immer mehr und mehr den Sinn ihrer ehrwürdigen Mutter, der Erde.

A. v. Humboldt suchte zuerst die Spur der Einwirkung kosmischer Kräfte, die Polarität der Gebirgsarten im Ganzen geltend zu machen, und deutete auf ein Streichungsgesetz im Großen des Erdbaus hin. Er erweiterte die Kenntniß von dessen ganzem Gebiete, indem er die Analogie in den Erdbildungen hervorhob und diejenigen der neuen Welt an die der alten Vieles neu schaffend und be richtigend anknüpfte.

L. v. Buch führte die Idee von lokalen und allgemeinen Gebirgsformationen in die Wissenschaft ein, wußte die früher bekannten nach allen Seiten bestimmter zu begrenzen, zu charakterisiren, ihr Wesen zu enthüllen und mit ganz neuen zu bereichern. Er betrachtete jedes Lokale nach seinem Aeußern und Innern, nach seiner Individualität und im Verhältniß zum Ganzen. Er wußte im Bau der Erdoberfläche, nach der physischen Dimension hin, fast auf jedem Schritte von Stufe zu Stufe eine merkwürdige Thatsache in der Natur aufzudecken, und dieser gegenwärtige Versuch verdankt seinen belehrenden Mittheilungen, seiner Theilnahme manche Verichtigung, und zum Theil auch den Muth, in seiner noch so unvollkommenen Gestalt öffentlich zu erscheinen.

Durch die vereinten Bestrebungen beider genannten Freunde wurden die geognostischen Verhältnisse der Erdrinde in der Richtung der Parallelkreise, durch v. Humboldt unter den Tropen, und in der Richtung der Meridiane in der Nordhalbkugel durch v. Buch, von der Südspitze Italiens durch das Herz von Europa bis zum skandinavischen Nordlap, genauer durchforscht, und der Anfang zu einer Vergleichung von beiden möglich gemacht. Beide bereicherten ihre Wissenschaft zum großen Vortheil der Erdbeschreibung, mit der vergleichenden Methode. Welcher Gewinn würde für sie noch daraus hervorgehen, wenn diese Naturforscher, auf dem Hochlande Asiens zusammentreffend, ihre Beobachtungen und Forschungen über das Erdganze wiederholen und mittheilen könnten.

Indessen wußte auch der dritte Mann des frühgeschlossenen, geognostischen Bundes, J. C. Freiesleben, in dem mehr räumlich beengten Felde seiner praktischen Wirksamkeit, durch seine Arbeit über das Kupferschiefergebirge der Thüringer Landschaft, wie früher schon der ehrwürdige Heim in seinem Werke über das Thüringer Waldgebirge, ein Muster für Erdforschung und Mittheilung der Thatfachen der Natur in ihrem Zusammenhange aufzustellen. Es bewährte sich in den Wirkungen dieser Drei, wie auch das reinwissenschaftliche Streben durch Jugendfreundschaft nicht nur an sich schon gesteigert wird, sondern auch jedesmal im Erfolg für die Welt einen höhern Einfluß gewinnen muß.

J. G. Oel hatte indeß in seinem klassischen Werke über die Schweiz, das dort an jeder Stelle wie ein weiser Freund zu dem einsamen Wanderer spricht, und im Lande zum Volksbuche wurde, die ganze Fülle der Natur des Alpengebirges in Thatfachen mitzutheilen gewußt, weil in ihm selbst ein reiches Leben waltet. Dadurch hatte er, und mit Absicht, einen ersten Schritt zur Volksbildung im Großen durch Belehrung und Erhebung auf dem erhabensten Schauplatz in der Natur und der Geschichte gethan. Auch der bessere Theil der reisenden, verfeinerten und großen Welt von Europa, die jährlich diesem anziehenden Lande zuströmt, um sich an seiner Herrlichkeit zu erbauen, wurde so noch mehr durch seine Hinzuleitung zur Natur und zu ihren Wirkungen in der feierlichen Stille der glänzenden Alpenhöhen humanisirt. So hier wie überall auf die ihm eigene Weise, für das höhere Leben begeistert, rastlos wirkend, führte er durch ein zweites Werk in die Wissenschaft, durch die Kombinationen der mannigfaltigsten Thatfachen, welche die Natur ihm darbot, die Idee der Gleichzeitigkeit in der Schichtenbildung und der Regeneration ihrer Urformationen ein, welche durch J. F. L. Hausmann zu gleicher Zeit im Norden entdeckt ward; er wies auf den überall verbreiteten Zusammenhang in der Natur hin, leitete von einer neuen Seite auf die Ansicht eines Gebirgsanzuges, auf seine zertrümmerten Glieder und deren Formen, und erinnerte so an den bestimmten Begriff eines Hochlandes der Erde, den A. v. Humboldt auf der andern Erdhälfte in seinen großen Verhältnissen ausmaß und in die physikalische Geographie einführte. Die gegenwärtige Arbeit verdankt dem mehrjährigen Umgange mit diesem Edelmann bei ihrem ersten Entstehen Das, was sie an Wärme und Leben besitzen mag.

Schon vor diesen unter freiem Himmel thätigen Männern wußten zuerst der Schwede Gahn und dann Hany mit dem ihnen eigenen mathematischen Scharfsinn die Gesetze der durch polarisch einwirkende Kräfte dargestellten Krystallisationen zu verfolgen.

Die neuern Chemiker aber wurden in der Atmosphäre und im

Laboratorium durch die mannigfaltigsten Wege in das innerste Verhältniß der geheimnißvollsten Freundschafts- und Blutsverwandtschaften der Substanzen eingeweiht, dessen Gesetzmäßigkeit zuerst Berzelius selbst der mathematischen Formel unterwarf.

Nun konnte erst durch die Anschauung der bildenden Thätigkeit in der anorganischen Natur, aus dem Auflösungs- und dem sich gegenseitig im Wesen und in der Form bedingenden Mischungsverhältniß, sammt der diesem entsprechenden Krystallisirung, die Idee einer anorganischen Species und aller davon abhängenden Verhältnisse entstehen. Diese führte Hausmann durch das ganze anorganische Reich hindurch, bis zu ihren äußersten Grenzen. Es entwickelte sich aus dieser Ansicht eine reiche Fülle von Wahrheiten und Aufschlüssen für alle Zweige der Erd- und Naturkunde. Die Benützung einiger derselben, wie sie die mildliche Mittheilung des edeln Freundes gab, oder erregte, in sofern sie in den Zusammenhang gegenwärtiger Arbeit gehören, möge für manche ihrer übrigen Unvollkommenheiten entschädigen, und dem unermüdeten Forscher nach Wahrheit, dem begeisterten Lehrer sei damit hier nur ein Wort des innigsten Dankes gesagt.

b) Bildungen der Oeeane.

Die außerordentlichen Fortschritte in der Kenntniß der Meere und der oceanischen Bildungen lernen wir fast nur allein aus den zahllosen und an einzelnstehenden Beobachtungen so reichen nautischen Werken der Briten kennen. Was bis jetzt darin von andern Völkern, den Portugiesen und Spaniern früherer Zeit, die Küsten entlang, oder innerhalb der Tropen, und unter den Franzosen Marchand, Fleuriot, La Perouse ausgenommen, gethan worden, ist im Ganzen leichter zu übersehen; selbst v. Krusensterns Weltumsegelung ging aus der englischen Schule hervor. Die Nordamerikaner, obwohl sie zu Rivalen der Meerherrschaft heranwachsen und ihre Handelsflotten selbst schon das weite Südmeer unzählbar durchschwärmen, haben, so viel wir wissen, bis jetzt leider mehr für ihren eigenen Gewinn auf ihrem Elemente gesorgt, als für die wissenschaftliche Kenntniß desselben, als hätten sie diese Schuld mit dem einen, großen B. Franklin abbezahlt.

Die Briten dagegen haben, um nur die Grenzen zu nennen, beide Pole durch J. Cook, und den Nordpol insbesondere noch durch E. Phipps, für die Wissenschaft zu erforschen gesucht; zuerst den jüngsten Erdtheil nicht nur durch eine lange aufeinanderfolgende Reihe von Seemännern, deren Fahrten in v. Zimmermanns Australien zu übersehen sind, ganz von Neuem entdeckt und berichtigt, sondern auch dessen Landveste durch E. Flinders mit der höchsten nautischen Genauigkeit rund um seine Küsten zuerst unter-

sucht. So hat die Natur der Meere in der That durch sie eine ganz neue Stellung auf der Erdoberfläche gewonnen.

Durch Naturforscher, nämlich durch die Untersuchungen der Algo- und Zoologen, eines Ellis, Lightfoot, Turner, Mertens u. A., eines Donati, Forstkal, O. Fr. Müller, De Boze, Peron, Tilesius, ist das Leben und Wesen in ihren Tiefen an das Tageslicht gekommen. Nur allein von Kapitän Baudins unglücklicher Expedition nach Australien brachte Peron durch seine und seiner Freunde Thätigkeit eine Zahl von 18,414 Naturkörpern mit, unter denen, nach den Angaben der pariser Gelehrten, 1400 neue Species aus der oceanischen Zoologie sich befinden sollten. Noch merkwürdiger wären Beobachtungen über das Leben der oceanischen organisierten Bildungen, deren Tilesius auf seiner Erdumsegelung so viele sammelte. Nach seinen mündlichen Belehrungen können diejenigen, welche über den Haushalt der Meere Aufschlüsse geben, an ihrer Stelle mitgetheilt werden.

Die Bemerkungen eines Peyssonel, B. Franklin, J. Cook, Ch. Blagden, P. J. Bladh und Marchand über die lokalen Bewegungen des Meeres erregten die Aufmerksamkeit der Seefahrer. La Place vollendete die Theorie der allgemeinen Meereschwankungen; Lametherie entwarf eine Hypothese für die lokalen Strömungen, die Komme gesammelt hatte. Aber Fleuryeu, Rennell, A. v. Humboldt und v. Krusenstern bereicherten diese Lehre mit den bestimmtesten Thatfachen, zeigten ihre Wechsel, ihre Begrenzungen an und berechneten das Mittel ihrer Geschwindigkeiten. Rennell und v. Humboldt machten sie zum besondern Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit zum Besten der Sicherung des Menschenlebens, und wegen ihres historischen Einflusses auf die leichtere Verbindung seefahrender Völker.

Sie führten zuerst Franklin auf die Untersuchung der Meerestemperatur, welche seitdem in den Tiefen und an der Oberfläche zu den merkwürdigsten Thatfachen geführt hat. Durch die Messungen von Irving und J. M. Forster an den Nord- und Südpolen, durch Peron, A. v. Humboldt und Horner in den Äquatorialmeeren hat die Lehre von der Verbreitung der Bewohner der Ozeane in ihrem Auf- und Absteigen und Hin- und Herwandern einiges Licht erhalten.

c) Die Atmosphäre.

In dem Gebiet der Atmosphäre, auch abgesehen von allem Kosmischen und Chemischen, sind die Bemühungen der Beobachter, von der letzten Hälfte des verfloffenen Jahrhunderts an, sehr merkwürdig gewesen und ihre Arbeiten, als fast jedesmal von Thatfachen ausgehend, immer reiche Quellen für die allgemeine vergleichende Geographie geworden.

Nicht nur der Höhe nach haben Astronomen, wie La Place, Olbers, Brandes, Benzenberg, durch Beobachtungen und Berechnungen über die Brechung der Lichtstrahlen und die Kurven der Atmosphären, Lichtschuppen u. s. w. die obere Grenze derselben zu bestimmen gesucht, sondern auch durch Besteigung der höchsten Erdgipfel nach dem Vorgange de Saussure's, de Luc's, A. v. Humboldt's und Anderer, wie durch das Eindringen in die Flächen und Tiefen der Erde, hat man ihre physische Dimension überhaupt zu erforschen sich bemüht. Ja durch Luftschiffahrten haben Andere, wie auch schon Robertson, Jungius, Gay Lussac und Biot, wenigstens die Werkstätte des Klima's durchdringen wollen, die der Erde gleichsam nur wie ein dünnes Gewand umgehängt ist.

Aber vorzüglich wichtig sind die Thatfachen geworden, welche sowohl die Barometerbeobachtungen, mehr noch die Bestrebungen, mit dem Barometer genaue Höhenmessungen anzustellen, gelehrt haben. Selbst Pascal, der es zuerst (1648) am Puy de Dome einsah, daß ein leerer Raum, der Torricelli'sche, in der Natur von der größten Bedeutung für die vergleichende Bestimmung auch der entferntesten Niveaus sei, konnte so wenig als Scheuchzer, der zuerst (1709) die Anwendung davon in einer Reihe von obwohl noch sehr unvollkommenen Beobachtungen im Alpengebirge machte, es ahnen, zu welchen mannigfaltigen Resultaten die nun gleichsam vollendete Quecksilberwage, durch Mathematiker, Physiker, Naturforscher und Künstler, in ihrer Konstruktion und Benutzung führen würde. Ohne sie würde die allgemeine vergleichende Erdkunde noch in ihrer ersten Unbestimmtheit, die Lehre von der Vegetation und die von den Klimaten ganz isolirt dastehen, die gegenwärtig, unterstützt vom Hygro- und Thermometer, in ihren einzelnen Wurzeln gegenseitig eine Lehre in der andern, gleichsam ihre Exponenten gefunden haben, so daß wenigstens die runde Summe der Mannigfaltigkeiten in beiden in ihre Hauptfaktoren zertheilt werden könnte.

Jeder einzelne Fortschritt in der Entwicklungsgeschichte dieses sonderbaren Instruments ist durch gleichzeitige Enthüllung der Begebenheiten in den Erd- und Luftgeschichten, wie jener Künstler das Leben in der Atmosphäre bezeichnete, an Thatfachen quellenreich für physikalische Erdbeschreibung geworden.

Die Mariottischen und Boyle'schen, durch Townley angestellten Untersuchungen über die Barometerschichten führten auf das verschiedene Verhältniß der Dichtigkeiten der Luftschichten, welche Halley zur Entwicklung der Barometerformeln benutzte.

Seit J. A. de Luc's Alpenreise (1765) wurden Reisebarometer zuerst, und durch seine Korrekturen der Barometerformel die

Lehre der atmosphärischen Temperatur ergiebig für das Allgemeine in der Natur.

Durch M. A. Pictet's erste, jahrelang fortgesetzte, vergleichende Versuche (zu Cartigny 1778) zwischen der Erd- und Lufttemperatur, unmittelbar über der Erdoberfläche in Stationen von wenigen Linien und von 5 zu 5 Fuß bis zur senkrechten Erhebung von 75 Fuß, wurden die wichtigsten Lehren für die Vegetation im Allgemeinen, nämlich die von der Ausdehnung, der Thau- und Nebelbildung, der direkten und zurückstrahlenden Sonnenwärme in den Ebenen und am Erdboden überhaupt, ihr Verhältniß zum Schatten erläutert, und der erste Anschluß über das merkwürdig ungleiche und doch konstante Verhältniß der Wärme zur Lichtvertheilung, in den Tages- und Dämmerungsperioden jeder einfachen Erdumfugung aufgestellt. Dem Umgange mit diesem praktischen, trefflichen Manne in den Alpenthälern und seinem mündlichen Unterrichte verdankt diese Arbeit manchen wichtigen Beitrag.

Durch de Luc's gleichzeitige Beobachtungen des Barometerstandes auf den 15 Stationen des Salve und G. Schudburg und de Roy's weitere Anwendungen wurden die so wichtigen Lehren von einer mittleren Temperatur für die Vegetationswelt überhaupt, von der Ausdehnung der Luft durch die Wärme für das Verständniß der Windbewegungen und anderer Erscheinungen, in die allgemeine physikalische Geographie eingeführt, und durch de Saussure's Anwendungen nach allen Seiten hin mit Thatfachen bereichert.

Ramond's scharfaugeführte, gleichzeitige Barometerbeobachtungen, auf den 6 Stationen verschiedener absoluten Höhen in geringen horizontalen Distanzen, führten zuerst gleichsam zur mathematischen Gewißheit eines mittlern Barometerstandes, und trugen mit andern dazu bei, um die Verhältnisse absoluter Höhen zum gleichen Niveau der Küstenmeere und des Oceans genauer zu erforschen.

M. A. Pictet's erste gleichzeitige Barometerbeobachtungen in arößern horizontalen Distanzen, aber in gleichen absoluten Höhen, welche späterhin durch den scharfsinnigen Wahlberg allgemeiner und mit der scrupulösesten Genauigkeit zwischen Wien, Râdamark und auf den Karpathen tiefer verfolgt und in ihr wahres Licht gesetzt wurden, die K. K. Pictet durch arapbische Zeichnungen zu erläutern suchte, C. G. Pfaff aber durch ihre Anwendung im Großen für die Lehre von den Klimaten höchst fruchtbar zu machen wußte, diese führten zuerst zu den merkwürdigen Aufschlüssen über die Gleichzeitigkeit und Succession allgemeiner, über ganze Erdstriche, ja Erdtheile sich verbreitender meteorischer Begebenheiten.

Die successiven Barometerbeobachtungen an demselben Standpunkte lehrten durch die bewundernswürdigste Genauigkeit der Kurventafeln eines Studer in Bern (ein Menschenleben hindurch fort-

gesetzt) durch die Arbeiten so vieler Akademien und ihrer Vergleichungen durch la Cotte, Gronau u. a. das nicht Chtliche weder im Viertel- noch im vollen Jahrhunderte, und es zeigte sich hier, wie der apriorische Beariffsmensch bei geschlossenem Blick in die Natur von seinem egoistischen Standpunkte aus oft große, aber nichtige Schritte thun kann. Indeß wurden ganz unerwartet die kleinsten unmerkbarsten Schritte in der Natur durch die Beobachtungen der französischen Akademiker in den Höben von Quito, der Engländer in den Ebenen Bengalens, durch Mutis und A. v. Humboldt an den Küsten von Caracas entdeckt, die allgemeinen täglichen Schwankungen in der Atmosphäre der Tropenländer, welche durch Chiminelli in Padua, Ramond in Auvergne, L. v. Buch in Deutschland, für die gemäßigte Zone, und durch Horner auf den Oceanen bestätigt wurde. Ja Plinders fand durch das Barometer auf den Rundfahrten um den australischen Kontinent das Gesetz über den Einfluß der See- und Landwinde auf den Druck der Gesamtatmosphäre so auf, daß er dadurch für den Seemann eine Skale über die Annäherung aus dem Ocean zum Kontinent entwerfen konnte. So wurde diese Quecksilberwaage ein Instrument zum Orientiren auf den Oceanen, wie sie es auf dem Kontinent in der physischen Dimension in jeder Hinsicht gewesen ist.

Denn durch sie erst wurde der wichtige Unterschied absoluter und relativer Höhen, und später auch Ebenen, in der Erdkunde aufgefaßt, obwohl in der Geographie selbst wenig beobachtet, da man überhaupt, wie überall, erst das Auffallendste in den Dingen und Wissenschaften anstaunt, und so sich mehr mit der Bewunderung der gemessenen Höhe der höchsten Berggipfel begnügte.

Welche außerordentliche Menge von Anstrengungen mußten vorhergehen, um die Reihe von Thatfachen in Zahlen über die Berghöhen aufzustellen, die in der inhaltreichen, genauen Mittenbergschen Sammlung zuerst vollständig übersehen werden können. Nur derjenige, welcher eigene Versuche der Art auf Alpengebirgen gemacht hat, weiß die Verdienste jedes einzelnen der dort aufgeführten Namen zu würdigen.

Um die geographische Wissenschaft aber wurden diese Zahlenreihen erst durch H. de Saussure, A. v. Humboldt und L. v. Buch und ihre Schüler fruchtbar gemacht, nämlich zur Vergleichung allgemeiner, klimatischer, geologischer und Vegetationsverhältnisse, und dem lektren geführt das Verdienst, durch sie zuerst nach de Saussure's Vorgang das Phänomen der Gebirgspässe nach allen Richtungen hin zur Anschauung gebracht und dadurch unzählige Irrthümer aus der allgemeinen vergleichenden Erdbeschreibung verbannt, viele Wahrheiten ihr gesichert zu haben, weil sie, und nicht die Berggipfel, der

Standpunkt des beengten Gesichtskreises aller Gebirgsreisenden im Osten und Westen der Erde waren.

Durch beide um die Wissenschaft so viel verdiente Männer, so wie insbesondere noch durch den gleich unermüdet forschenden Wahlenberg, wurden in drei verschiedenen Floren, der lapponischen, karpatischen, helvetischen, dadurch die Klimamarken, als Grenzrepräsentanten in der vegetabilischen Welt, in Vergleich mit denen unter den Tropen, und durch seine sinnreiche Vervollkommenung der Lehre von der Erdwärme, vermittelt der Thatfachen der Quellen-temperatur, die große Anordnung der buntfarbig bekleideten Erdoberfläche in ihrem geographischen Hauptzusammenhange und nach wichtigsten Regeln, wenigstens von einer Seite aus, im Einzelnen dargestellt. Indes hatten die Bemühungen derselben Männer, angeregt durch die früheren eines Scheuchzer, Tournesort, de Saussure, Ramond, Townson, und durch Kirwans Rechnungen, wirklich vermittlest des Barometers aus Beobachtungen vom Nordkap bis zur Südspitze in Europa, wie auf den Gipfeln der Aequatorialzone, das Aufhören aller Vegetation und die ewige Schneelinie als die Grenze der lebendigen Schöpfung aufgesucht.

Dieser mannigfaltige Einfluß der Untersuchungen, auf welchen das Barometer wie ein stützender Wanderstab in der verwirrenden Welt der Erscheinungen diente, mußte hier besonders angezeigt werden, da er die Seele in der ganzen Anordnung des gegenwärtigen Werkes geworden ist. Noch ist freilich nicht der allererste und früheste vom Irdischen ausgehende Antrieb nach der nächsten oder ersten Mitte des Wissens in der Atmosphäre, nämlich der sogenannten nutzbaren Meteorologie, auf irgend eine Weise hierdurch befriedigt, und ihre Anforderungen aufgelöst worden. Aber wie jede Prognose an sich schon unfruchtbarer für die Wissenschaft und mehr Sache der egoistischen Neugier als reinmenschlichen Strebens zu sein scheint, weil ihr die Demuth und das Vertrauen zur göttlichen Vorsehung fehlt, so scheint auch dem Eifer, der in ihrem Sinne sich abmühet, im Weltganzen keine entsprechende Belohnung vorbehalten zu sein, dahingegen das uneigennützig streben nach Wahrheit schon in manchen Zweigen mit der Zurückführung zur wahrhaften oder lebendigen Mitte gekrönt wurde.

Zugleich ergibt sich aus dem Vorhergehenden ohne weiteres Auseinanderlegen der Quellen das Einwirken aller so gewonnenen Resultate auf das Verständniß der Gesetze des geographischen Verhältnisses der ganzen belebten Natur. Wenn hierin etwa hier oder da in gegenwärtiger Anordnung eine interessante Aussicht hervortreten sollte: so verdankt der Verfasser diese ganze Richtung seiner Aufmerksamkeit dem vieljährigen, belehrenden, und, mit Stolz sei es gesagt, vertrauten Umgange mit einem edeln Manne, S. Th. Söm-

mering, der als ein Schmuck seines Jahrhunderts und seiner Nation genannt wird. Denn sein Geist erfüllte auch Andere mit den Ahnungen der Tiefen der Natur, die sein eigner Genius bis in ihre verborgenen Geheimnisse durchschaut hat.

a) Die Wirkungen unter der Erde.

Gehen wir nun zur Reihe des dritten Elements und zu den Wirkungen seiner cyklopischen Gewalten über: so zeigt sich, daß der lange Streit der Neptunisten und Vulkanisten das lebhafteste Interesse, entweder etwas Altes niederzureißen, oder etwas Neues aufzubauen, nach menschlicher Weise zur größern Thätigkeit getrieben, die Kraft der Untersuchung geschärft und wenn auch gar nicht sich selbst befriedigt, doch die dem Streite zusehende, allgemeine vergleichende Erdbeschreibung unvermerkt mit einem Schätze von völlig unbestrittenen Thatfachen über subterrestre und submarine Erscheinungen im Einzelnen und in ihren Verbreitungen belehrt hat.

Nur die allerjüngste Zeit hat die ersten erfolgreichen Schritte zur Ausöhnung des alten Haders gethan, dessen Symbol die indische Urweisheit in seiner frühesten Harmonie, in der Lotosblume mit dem Kinde im Fruchtboden, wie Feuerflammen den Kelch und die Krone umlecken, den Völkern vorhielt, den aber die griechischen Landesgötter selbst zuerst in Attika (Athena), in Korinth (Helios), in Argolis (Here), im Streit mit dem Poseidon erneuerten, und dessen Hise unter den Sterblichen, selbst der göttliche Platon durch seinen Mythos vom Tartarus im Phädon auf der Erde mitangefacht zu haben scheint. Endlich hat die Wiederveröhnung doch auch zum Trost die Richtigkeit des alten Satzes bewährt, wie überall Irrthum ebenso wie die Wahrheit zugleich die Lehrerinnen der Menschen sind.

Zuerst zeichneten die Bewohner Campaniens und die Sicilier im Süden, wie die Isländer im Norden, die Begebenheiten ihrer Nachbarvulkane in ihren Annalen sorgfältig auf; dann belehrten B. Bouguer, la Condamine und Ant. Ulloa zuerst über ihren Riesensbau und die minder unterbrochne, phlegmatische Thätigkeit in der Mitte der neuen Welt. Das Erdbeben vom 1. November 1755, das seinen furchtbarsten Schlag an der S.-W.-Spitze von Europa, von den Mauern des Escorial bis Lissabon that, aber auch gleichzeitig die atlantischen Küsten, von Madera über Marokko, Tetuan, Algier bis Tunis umlief, Korsika und das Wallis beben und alle Seen durch die Mitte Europa's, vom Zürcher, den Rheinwasserzug hinab bis in die Niederlande, über das Meer durch die britischen Inseln bis zum Roth Meer, in Scandinavien selbst bis Falun und Ubo in Finnland, schwanken machte, setzte ganz Europa in Schrecken. Als aber von allen Seiten die Berichte eines Wolsfall, Sacketti, Ulloa, Stoqueler, Fowke, Heberdeen u. a. m. und selbst die von

gleichzeitigem Meeresbeben in den Antillen, wie die 2 Tage spätern furchtbaren Erderschütterungen in den sundischen Inseln auf Java und Sumatra einliefen, und einen ganzen Band der Transaktionen füllten, da kamen die Beobachter selbst erst wieder zur Bestimmung, und es entstanden Hypothesen auf Hypothesen, diese Begebenheiten bald physisch, bald physiko-theologisch zu deuten. Erst Stuckeley, und dann nach den Erschütterungen in Italien auch Vivenzio und Dolomieu, nach denen in Nordamerika auch Williams, Michell, Franklin, suchten durch belehrende Thatfachen zu Theorien zu führen, und leiteten so die Aufmerksamkeit auf das Periodische, wie auf die Erdbebensphären.

Die vulkanischen Eruptionen beschrieb Hamilton; D. de Dolomieu und Ferrara beobachteten sie als Naturforscher in ihren Thatfachen, Breislach in ihren Produkten und chemischen Ursachen, und verbanden damit oder schufen interessante Hypothesen.

L. v. Buch wußte zuerst in diesen mannigfaltigsten Erscheinungen das Zufällige vom Wesentlichen zu trennen, den Maßstab für die großen Perioden des Phänomens im Steigen und Fallen des Kraterbodens, die vier Hauptmomente jeder Periode im ankündigenden Erdbeben, Lavenauswurf, Rauch- und Aschenausbruch und den Wosetten in der Natur nachzuweisen. Auf seinen vielfach wiederholten Wanderungen durch Italien bestimmte er zuerst den Begriff des Vulkans, des äußern und innern, seines Baues, seiner Produkte, und zeigte das submarine Gebiet in den Tuffablagerungen am Epomeo und auf dem klassischen Boden der siebenbürgeligen Weltstadt. Er stellte über die Eigenthümlichkeit des Gebildes von Auvergne eine kühne Hypothese auf, die jetzt schon fast keine mehr ist, und welche von C. S. Weiss im Bivaray ihre weitem Ausklärungen erhalten hat. Er erfand zuerst die bestimmte und allgemein verständliche Sprache in diesem Felde der Wissenschaft.

Was sein Scharfsinn an einem einzelnstehenden, freilich recht zum Studium hingestellten Vulkankegel, dem fort und fort thätigen Vesuv, über dem lebendigen Neapel erforscht und vorausgesehen hatte, wurde auf der andern Erdseite im indischen Ocean auf Isle de France und Bourbon, an ganzen Vulkangruppen durch Bory St. Vincents bis in das geringste Detail gehende, klassische Beobachtungen bestätigt und erweitert.

Vom Norden her boten die schottischen Naturforscher, ihm unbekannt, seinen durch ihn aufgeregten Ideen die Hand. Die berühmte, auf die Granitgänge von Cornwallis gegründete Hypothese eines Hutton, die mit noch größerem Scharfsinn, mehr Methode und Ueberblick der Thatfachen durchgeführte Erläuterung derselben durch Playfair, wie durch J. Hall's chemische Versuche über die Feuerprodukte, in sofern sie unter einem darauf lastenden Drucke sich ge-

stalten müssen, bereicherten die physikalische Geographie mit Ansichten und Rhythmusungen, welche nicht nur in Island früher durch Dlafsen, jetzt wieder durch Mackenzie, sondern auch auf fast allen vulkanischen Bildungen des atlantischen Oceans schon nachgewiesen zu sein scheinen.

A. v. Humboldt bereicherte nicht nur auch hier wieder das ganze Feld mit einem bewundernswürdigen Schatz von Messungen und Thatfachen aus eignen Naturanschauungen, sondern indem er das ihm gleichbekannte Einzelne der alten mit dem analog oder verschiedenartig gebildeten Einzelnen der neuen Welt zusammenstellte, erläuterte er die dadurch noch mannigfaltiger gewordenen Thatfachen in beiden Kontinenten, und warf helle Lichtstrahlen in das Weltphänomen. L. v. Buch spielte gleichsam nur alles Kontinentale dieser Erscheinungen mit dem Blick des Genies hinüber in die Welt der oceanischen Bildungen, die er in diesem Augenblicke selbst beschiffte, unter denen im atlantischen wie im großen Ocean, als wäre es ihm zu Liebe, fast zu gleicher Zeit, Inseln aus der Tiefe der Gewässer emporstiegen.

Und so wird denn auch vielleicht die Zeit nicht mehr fern sein, in welcher der Schlüssel zu den räthselhaften Zügen der Kiesenmauern (Tröbäland) von basaltischen Gesteinen gefunden wird, welche die Mitte der Kontinente von Afrika und Europa wie in kolossalen Gängen durchbrechen, ihren Küstenrand bis in die Meerestiefe hinab umsäumen, und überall in ihren Firsken und Rändern mit Grotten und Säulenwerk prangen.

Aber sicher nur ein im Geheimniß der Natur eingeweihter Mann wird diesen schwer zu hebenden Fund thun, der nur der Anfang eines noch größern sein muß; bloße, längst verbrauchte Zaubersformeln von erdachten Kreuz- und Querlinien, nur von der einen mathematischen Seite des Erdballs in die physische desselben herübergezerrten Aequatoren und Meridianen, können die Geister der Erde nicht mehr bannen, so wenig wie die Gestirne des Himmels aus ihren Bahnen ziehen.

c) Die Pflanzenwelt.

Das Studium der Gewächse nach dessen Wiederbelebung durch Tournefort, A. de Jussieu und Linné verbreitete sich mehr als jedes andre über alle Theile der Erde, erweckte überall thätige Schüler, und in sofern könnte hier eine lange Reihe berühmter Namen stehen, deren Arbeiten fast alle die Wissenschaft mit neuen Thatfachen bereicherten. Aber nur diejenigen wurden besonders reiche Quellen für die allgemeine vergleichende Erdbeschreibung, welche entweder das Ganze ihrer Wissenschaft von der Seite der Natur aus übersehen, und in sofern selbst über die Wissenschaft erhoben standen,

oder einzelne Theile derselben in specieller Verbindung mit der Erdoberfläche betrachteten.

So wurden es die Arbeiten von Smelin, Pallas und Willdenow nach dem Muster der Linné'schen Andeutungen dadurch, daß sie auf die Gesamtfloren der Gebirge im Gegensatz derjenigen der Ebenen aufmerksam machten, wie z. B. Pallas die osteuropäische, die sibirische, die daurische in ihren Begrenzungen aufsuchte, wie A. v. Haller, Scopoli, Wulsen, Römer, Hoppe, Suter u. a. Beiträge zu der Alpenflora mittheilten.

Desfontaine lieferte zuerst ähnliche zur Küstenflora eines mittelländischen Meeres, welche durch ihn in den atlantischen, durch Cavanilles in den Gewächsen Spaniens, durch Decandolle in den französischen als so viel verwandten näher untersucht wurde.

Willdenow machte zuerst auf das Charakteristische der Gesamtfloren der verschiedenen Erdtheile aufmerksam, und stellte in Europa eine nordische Flor, eine helvetische, österreichische, pyrenäische und Apenninenflor auf. Lamarck, indem er für jedes Pflanzengeschlecht einen gewissen Mittelpunkt aufsuchte, glaubte acht Hauptfloren auf der Erde zu finden, nämlich die virginische, westindische, ostindische, afrikanische, australische, antarktische, die nordische und die morgenländische, und in diesen wieder nach gleichem Grunde verschiedene Specialfloren; er bereicherte so die physische Geographie mit allen Thatfachen, welche das natürliche Gruppierungssystem der französischen Botaniker darbot. Decandolle führte die Idee der Specialfloren in Frankreich mit der größten Bestimmtheit durch, und fand nach der Majorität der Gewächsorten fünf große Regionen in diesem Reiche, welche zugleich die ganze physische Natur charakterisiren.

Dagegen hatte schon zuerst G. Forster helle Blicke in die Natur der Formen der Gewächse geworfen, A. v. Humboldt aber stellte zuerst, in seinen Ideen zur Physiognomie der Gewächse, sechszehn charakteristische Pflanzenformen für die wärmern Zonen der Erde auf, und malte die Natur der Tropenvegetation durch einen bewundernswürdigen Reichthum von Thatfachen, die er künstlerisch zu gruppiren wußte. So stellte Wahlenberg die polaren Floren durch seine genauesten Beobachtungen in ein ganz neues Licht, eben so die helvetische, von einem eignen Standpunkte aus, und bereicherte die Wissenschaft mit einer höchst charakteristischen, der karpatischen Flora, welche als das merkwürdige Verbindungsmitglied der europäischen zur asiatischen oder vielmehr kaukasischen, ganz neue reichhaltige Resultate für die allgemeine vergleichende Geographie dargeboten hat. Wahlenberg war es, welcher zuerst auf das Bestimmteste den Einfluß des Kontinentalklima's auf die Vegetation, im Gegensatz des oceanischen, zeigte, und ihre wechselseitig ineinandergreifenden Sphären in den Floren der Kontinente andeutete.

Dagegen hatte schon Aubert du Petit Thouars das Zusammenreffen der wilden Floren zweier Kontinente, nämlich von Amerika und Afrika, auf der oceanischen Insel Tristan d'Acugna, unter der heißen Zone, Zoega, Mohr, Hooker und Mackenzie aber in der kalten Zone, die höchste Armuth der Inselflora von Island im Gegensatz der Kontinentalflora der Polarzonen aufgedeckt.

Tournefort's Naturansicht, die sich ihm vor hundert Jahren bei Besteigung des armenischen Hochlandes und des Ararats ausdrang, nämlich die Abnahme der Vegetation mit der Zunahme der absoluten Höhen, und die Idee ihrer Vergleichung mit den Ebenenfloren bekannter kälterer Zonen, wurde erst ein Jahrhundert später durch die geistvolle Ausführung mehrerer der genannten und anderer Beobachter zu einer der reichhaltigsten Quellen von Thatfachen für die Erdkunde.

Die theils praktischen, theils historischen und antiquarischen Arbeiten eines Linné, Arth, Young, Pallas, Georgi, Michaux, v. Buch, Wahlenberg, Ch. G. Heyne, C. Sprengel, Dureau de la Malle und Anderer belehrten über die Verbreitung der Kulturgewächse in den alten und neuen Zeiten gegen den Norden der Erde; die Forster, Vater und Sohn, gaben merkwürdigen Aufschluß über die der Südseeinseln. G. Th. Raynal und M. Ch. Sprengel, B. Edwards u. a. wiesen in ihren historischen Arbeiten die Kultur der Gewächse der Kolonienländer nach; Bory und le Dru, vor ihnen aber die spanischen Botaniker, faßten die Idee einer Universalflora für das Klima der westlichen und östlichen afrikanischen Inseln auf. Bernier in Kaschmir, Reinegg's, Gildenstädt und von Biberstein im Kaukasus, die portugiesischen Missionäre in Gabesinien, auch Poncet, die Spanier in der neuen Welt, deuteten schon den vegetabilischen Reichthum eines Terrassenklima's an, dessen ganze Fülle aber erst durch A. v. Humboldt aufgeschlossen und angeordnet wurde. F. H. Link klärte dadurch die Geographie der spanischen Halbinsel auf. Die fast völlige Ausrottung einer Landesflora durch eine eingewanderte Kulturflora wurde im ägyptischen Niltal zuerst von Browne, Girard u. a. angeführt.

Ueber den Einfluß der Lokalität des Bodens auf die Gewächse hatten die größten Meister in dem Anbau desselben, die chinesischen Agrikulturnänner, längst ihre praktischen Regeln festgesetzt, als erst die englischen, deutschen und französischen Agronomen darüber die Hauptthatfachen aus ihren Erfahrungen zu abstrahiren suchten. Th. de Saussure wollte durch die Chemie die Verhältnisse des Belebten zum Unbelebten in der Vegetation nachweisen; Leslie zeigte den verschiedenartigen Einfluß der specifischen Absorptionskraft des Bodens zur feuchten Atmosphäre auf die darauf sich ansehnende Vegetation. Pallas erinnerte an die Flora der Salzsteppen, A. v. Hum-

holdt an die des Sandbodens und an die isolirt und in Heerden wuchernden Gewächse. Ein ganz neues Feld für die Wurzel aller Vegetation wurde durch das Studium der Kryptogamen in ihrem Verhältniß zum Ganzen aufgeschlossen, und dadurch der Norden der Erde näher charakterisirt. In dem nach dem Gesetz der Centralattraktion sich ansehenden, und durch die Oberfläche und den Aggregatzustand des Substrats bedingten Vermögen der Pflanzen, die im Trocknen auf der untersten Stufe der vegetativen Kraft zu stehen scheinen, fand Hausmann einen ersten Grund der Begünstigung der organischen durch die unorganischen, und der Zerstörung der unorganischen durch die organischen Bildungen auf. Nees zeigte, wie die Anziehungskraft gegen den Nahrungstoff bei den Gewächsen den Mangel willkürlicher Bewegung in ihrem vegetativen Leben ersetzen. Durch Florke's angestellte Vergleichen der kryptogamischen Floren von Kamtschatka und Europa ergab sich die Einförmigkeit derselben in der Nordhalbkugel, und durch die Vergleichung mit der kryptogamischen Flora von der Insel Bourbon und Isle de France die Einförmigkeit jener mit der Höhenflora dieser Inseln, und so eine merkwürdige Ausnahme von der übrigen, höher organisirten Vegetationswelt, nämlich Einförmigkeit der Nord- und Südhalbkugel der Erde in ihren kryptogamischen Gewächsen, die durch ihre in derselben Species so merkwürdigen polymorphen Bildungen, nach einer andern Richtung hin, doch wieder die unendliche Mannigfaltigkeit in der Natur auch in ihrem geographischen Vorkommen beweisen.

1) Die Thierwelt.

Die geographischen Verhältnisse der Thiere waren schon früherhin im Allgemeinen aufgefunden und zur Kenntniß gebracht. Sie lagen in ihren wichtigsten, schädlichsten und nützlichsten Theilen dem Menschen näher, waren in ihren größeren Formen übersichtlicher, und wurden, weil Zoologie gleichsam in der Mitte der Naturgeschichte liegt, in ihren größten und merkwürdigsten Zügen ausgearbeitet. Daher schon fast jeder Schriftsteller des Alterthums darüber Aufschlüsse gibt, und was die neue Zeit hinzugefügt hat, durch die Meisterwerke eines Buffon, v. Zimmermann, Blumenbach, Cuvier, Treviranus bekannt, und von ihnen schon für die Erd- und Menschenkunde als Quelle bearbeitet dasteht.

Wähten nur auch die allgemeinen Verhältnisse der in ihrem großen Zusammenhange mit der Natur und dem Menschen minder beachteten Thierklassen erst bestimmter an den Tag kommen und genauer übersehen werden.

Diejenigen Resultate, welche die rastlose Thätigkeit des um die physikalische Erdkunde so verdienten Grafen v. Hoffmannsegg aus

den unzähligen Thatfachen gewonnen, die seine täglichen Beobachtungen und Vergleichen in der Natur, wie in seinen systematisch und geographisch geordneten Sammlungen darboten, würden allein schon für das Verhältniß der Vegetation und der Klimate zu den Formen und dem Leben der Thierorganisationen, der Vögel- und Insektenwelt in ihrer geographischen Verbreitung ganz neue Aufschlüsse geben. Einige zu diesem Zwecke mitgetheilte Thatfachen dürfen hier zum Besten der allgemeinen vergleichenden Erdbeschreibung an ihrer Stelle angeführt werden.

Indeß hat das Studium der Ueberreste einer einst lebendigen, nun im Schooße der Erde begrabenen Vorwelt, deren Myriaden von Individuen die alte wie die neue Zeit in Erstaunen setze, durch den historischen Blick eines Veteranen im Gebiete der lebenden Natur, durch Blumenbach zuerst seine Bedeutung und das zahllose Heer theils bekannter, halb oder gar nicht gekannter Geschlechter seine Anordnung erhalten. So ist durch ihn und J. Kant die Idee einer Archäologie der Erde in die physische Erdkunde eingeführt worden, welche jetzt schon zu einer ganz neuen ersten Schöpfung zurückführt. Wenn es schon längst in Verwunderung setze, welche große Zahl von Gebeinen gleichartiger kolossalen Individuen der Norden der Erde unter den obern Lagen seiner Erdrinde verbarg: so wurde diese zum Erstaunen bei der Entdeckung der verschiedenartigen Gattungen einer verschwundenen kolossalen Thierwelt, an einem einzigen Punkte der Erde, in den Gypsbrüchen von Montmartre. Durch das genauere Studium der Testaceen wurden die weitverbreiteten Süßwasserbildungen der Vorwelt auf der obersten Fläche der Erdrinde und auf den kleinsten, beschränktsten Räumen, wie z. B. vor den Thoren von Paris, bei Grignon, wie vor Berlin und andern Orten, gleich Hunderte der verschiedensten Species neben einander entdeckt.

Die Beobachtungen und Entdeckungen, welche die Arbeiten von G. Cuvier, A. Brongniart, J. Parkinson, Daubebard, v. Schlotzheim, v. Mert, S. Th. Sommering, Pallas, Fortis, Faujas, Ch. W. Peale, Jefferson, Torrubiä, A. v. Humboldt, H. F. Link u. A. enthalten, haben hierüber einen Schatz von Thatfachen geliefert, welche eine bis jetzt noch schwindelerregende Aussicht in die Vorwelt der Erdgeschichte eröffnet haben.

Uebrig Materialien. Schluß.

Und so sind wir bei der summarischen Anzeige der Hauptquellen gegenwärtig zum Schluß derjenigen gekommen, welche das Regulativ der übrigen geworden, und nicht sowohl das Materiale, als vielmehr das die ganze Arbeit durchwachsende Formale dargeboten

haben, gleichsam die organisirenden Instrumente gewesen sind, durch welche die Arbeit selbst sich machte.

Durch Aristoteles' Vorgang und seine Nachfolger in der Alexandrinischen Schule, durch Eratosthenes, Hipparch und Andere, wurde zur Begründung der mathematischen Geographie, von dem Himmel aus, ein Netz über den Erdball also gezogen, daß nach Länge und Breite jeder einzelne Punkt der alten bekannten, oder neu zu entdeckenden Erde darauf in gehöriger Ordnung und mit größter Bestimmtheit nach Grad und Minute, zur Auffindung seines räumlichen Verhältnisses und Sicherung aller mit demselben zusammenhängenden Thatfachen, für die Gegenwart, wie für die Zukunft eingetragen werden könnte.

So hat auch jener ehrwürdige Verein von Männern des jüngsten Jahrhunderts, und zumal die aus dessen letztem Viertel, welche die Anschauung der Natur mit der mathematischen Methode in den Naturwissenschaften verbanden, um sie sich zum klaren Bewußtsein zu erheben, ein nach den Naturgesetzen gewebtes unsichtbares Netz, das den Erdenrund umgibt, entdeckt. Es ist von der Natur selbst in den Hauptpunkten durch ihre Thatfachen, im Schooße der Erde, in den Bewegungen der Elemente, im Leben der organischen Welt angedeutet, daß der kurzichtige Mensch auf den Linien, die von diesen Punkten zu den ihn verwandten, durch Vergleichung gefundenen Punkten führen, sich in ihre unendliche Mannigfaltigkeit und Fülle finden lerne.

Nach der Alexandriner Zeit wurde freilich noch mancher Planet am vielgestirnten Himmel entdeckt, doch stand der Grund der Einteilung, der von der Natur selbst gegeben war, für alle Ewigkeit fest. Noch sind zur Zeit nur wenige Hauptpunkte vom physischen Leben der Erdoberfläche und von dem mehr organischen des ganzen Erdballes als eines Planeten bekannt, und noch manches Gestirn, mancher Planet muß zu dessen vollem Verständniß am physischen Horizonte aufgehen; aber da Alle zu einem und demselben großen Sonnensystem gehören: so wird, wenn die Grundgesetze von diesem nur in ihrer Wahrheit dastehen, die Erkenntniß desselben zwar unaufhörlich berichtigt, aber sein Wesen selbst nicht zertrümmert werden.

Sind die Hauptlinien des Netzes mit Sicherheit gezogen: so müssen durchaus alle physisch geographischen Thatfachen darin ihre bestimmte, naturgemäße Stelle finden, wenn nur einmal das System der Bildung des Netzes in der Anschauung aufgegangen ist. Zu dessen Verständniß ist alles Frühere hier gesagt, und die Materialien in ein solches einzutragen, dieser Versuch gewagt worden, dessen Mängel bald ihre Nachhülfe finden werden.

Hier noch alle die einzelnen Quellen der in das Netz eingetra-

genen, meist zu andern Zwecken, in anderer Ordnung, oder isolirt stehenden Materialien aufzuführen, würde unpassend sein, da dieselben jede an ihrem Orte genannt sein werden. Durchaus noch nicht alle vorhandenen Materialien konnten hier eingetragen werden, so sehr auch nach Vollständigkeit gerungen wurde und sie auch in einzelnen Theilen erreicht sein mag; aber von den wichtigsten sollte wenigstens hier kein Hauptpunkt fehlen, der zum Ganzen gehört.

Es ist hier nicht einmal Dasjenige angezeigt worden, was den geographischen oder historischen Systemen der Griechen und Römer, der Araber, der Gelehrten des Mittelalters, oder denen der neuesten Zeit verdankt ward; auch nicht einmal die allerbedeutendsten Reiseberichte, welche seit Odysseus' Irrfahrt bis heute die Länder- und Völkerkunde bereichert haben, können hier genannt werden. Viele davon sind überaus wichtig, und wurden hier, wo möglich, in ihren Originalsprachen benutzt, nicht in den so selten unversümmelten Uebersetzungen, in denen nur zu oft das die Wissenschaft Belehrendste, als ein zu ernster und uninteressanter Theil, selbst bei den wichtigsten Gegenständen, wie z. B. Blinders' Untersuchungen über den jüngsten Erdtheil, ausgelassen wird.

Nicht einmal des Antheils, den ganze Korporationen an den Quellen haben, wie etwa Handlungsgeellschaften, Missionsanstalten, wissenschaftliche Institute, wie die Afrikanische Societät in England — nicht desjenigen, den Weltmächte, wie z. B. Alexander der Große, Timur Beck, oder die russischen Czaren und die chinesischen Kaiser an der Entdeckung des Innern von Asien hatten; nicht dessen, den die Kriegsgeschichten aller Völker an der wichtigen Terraintkenntniß der Erdoberflächen haben, kann hier gedacht werden. Auch nicht, was Völkermassen ganze Jahrhunderte hindurch nach einer und derselben Richtung hin zur Aufhellung allgemeiner physischer Weltverhältnisse geleistet haben, wie z. B. die Horden der Völkerwanderung nach dem Westen, das Drängen der Gebirgsvölker in die Ebenen, die Heere der Kreuzfahrer nach dem Orient, die Flotten der Portugiesen längs den Küstenmeeren, die der Spanier innerhalb der Passatwinde, das Streben der Briten nach Herrschaft in Hindostan u. a. m.

Nur eine in ihrer Art einzige Erscheinung eines Weltreisenden muß hier eine Ausnahme machen, und noch einmal der Name eines Mannes, A. v. Humboldt, am Schlusse des ganzen Quellenreichtums genannt werden, weil durch ihn, der in sich die Kenntnisse einer Akademie mit dem Sinne vereinigte, welcher gewahr wird, was allen Erscheinungen zum Grunde liegt, diese gegenwärtige Arbeit nur allein ihren ganzen Zusammenhang erhalten konnte, ohne seine Werke sie nie zur Ausführung gekommen sein würde.

Der außerordentliche Fortschritt, welchen das System der allgemeinen vergleichenden Erdkunde durch A. v. Humboldts eigene Arbeiten, wie durch seine durch das ganze gebildete Europa angeregten, widerlegten oder angenommenen Ideen gewann, scheint im Allgemeinen darin zu liegen, daß dieser Mann, gebildet durch den Geist des Alterthums und im Besitze der mathematischen Methode — durch das Gebiet der Physik hinauf bis zur Astronomie, bis zur Geologie und von der dritten lebendigen Seite bis zur Physiologie — welche das letzte Jahrhundert für Beobachtung bis in ihren Gipfel erschaffen hatte, eben diese in sich mit Bewußtsein als Maßstab für ihre Welt trug. Daß er aber die Natur nach ihrer andern, nicht meßbaren Seite, in ihrem uns noch verborgenen, höhern, organischen Leben, ja in ihrem welthistorischen Zusammenhange (wie ihr kosmischer schon früher gefunden war) ahnete, darum ihren Wirkungen und den Denkmalen derselben auf ihren erhabensten Werkplätzen nachging, und ihre Mitte, wie ihre Grenzen, nach allen Richtungen hin zu durchdringen suchte.

Durch diese Ausgleichung und liebevolle Befreundung aller Gebiete der Wissenschaft mit der Natur nach dem Wesen ihrer für den Menschen doppelten Richtung wurde auch ihr Umfang um das Zwiefache erweitert, und ihre Schönheit umstrahlte eine neue Glorie.

Doch es erscheint der Einfluß dieses einzelnen Mannes, der, wie er ja selbst es sagt, nicht so einzeln, sondern nur im Kreise seiner forschenden Mitwelt gestanden, hier nur als einer der Repräsentanten, von dem Zustande, den die Forschung der neuern Zeit überhaupt sich zugebildet hat, und welcher ein großes Vermächtniß für das kommende Jahrhundert sein wird.

Wenn die frühere Zeit sich mehr mit den Formen, Erscheinungen, Thatfachen, die in den allgemeinen oder in den besondern Mitten jedes ihrer Reiche, und in einzelnen Zweigen derselben lagen, beschäftigte: so scheint es für die gegenwärtige charakterisirend zu sein, daß sie überall mehr nach Universalität strebend, die äußersten Grenzen und das Uebergreifen und Zueinandergreifen der Gebiete, nach den räumlichen, physischen, organischen, intellektuellen Dimensionen hin, aufzufinden, und von da zu einer vollen, lebendigen Mitte zurückzuföhren sucht.

Dies sollte sich auch aus dem Vorhergesagten, noch mehr aber aus allem weiterhin Folgenden ergeben, um so die für die Erhebung so erfolgreiche Richtung der Thätigkeiten zu bezeichnen, die in dem Gegensatze der Art der Wirksamkeit des Menschen und der Natur liegt, und durch die Worte Streben und Sein angedeutet werden kann.

Demnach indem der Mensch in seinem Gebiete überall nur durch

aus seinem Innersten aufsteigende Ideen, denen die äußere Thätigkeit noch vor dem gewonnenen Resultat sich schon untergeordnet hat, das Gebiet seines Wissens, gleichsam nur stoßweise, in außerordentlichen Momenten außerordentliche Geister für Alle, und ein Jeder überhaupt immer für sich, bald hie-, bald dahin erweitert: so wirkt dagegen die Natur von ihrer Mitte nach den Grenzen und zugleich von den Grenzen nach der Mitte, wo auch irgend noch dem Menschen ihr Wesen entschleiert ward, also nicht von einem lebendigen Punkte aus, sondern im überall lebendig erfüllten Raume, in minder sichtbar unterbrochenen Momenten, vielmehr in ebenmäßig schwebender Tiefe und Macht und gleichsteter uner schöpfter Fülle fort durch alle Zeit.

Und so wurde von Gott die Natur dem sterblichen Menschen als die stets nahe Freundin, als Warmung und Trost im Erdenleben, ihm beigegeben, als sein zur Einheit mit sich selbst ihn leitender Schutzgeist, sowohl dem Einzelnen, wie dem ganzen Geschlechte. Wie die Erde als Planet der mütterliche Träger des ganzen Menschengeschlechts, so sollte sie, die Natur, die Erweckerin aus dem bewußtlosen Schlummer, die bildende Leiterin, die organisirende Kraft der Menschheit werden.

Der Nil und sein Einfluß auf die Geschichte der Menschheit.

Seit dem hohen Alterthume hat das Nilthal, durch die charakteristische Eigenthümlichkeit seiner Bewohner, durch ihre sonderbare Abgeschiedenheit von allen übrigen Völkern bei dem größten Verkehr mit ihnen, und durch einen hohen, scharf ausgesprochenen Grad ihrer volkstümlichen und wissenschaftlichen Kultur, die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen. Ja, das so höchst eigenthümlich entwickelte der menschlichen Natur im Nillande macht es zum Lande der Wunder.

Der Nil ist der einzige Strom der Tropenzone vom ersten Range, welcher mit den größten und regelmächtigsten Schwellen, also mit der überwiegendsten Bedingung zur Fruchtbarkeit, ringsum zu beiden Seiten von seinem oberen Laufe an bis zur Mündung, mit der Kultur unfähigen Wüsten umgeben ist. Nur mit dem Indus hat er hierin eine entfernte Aehnlichkeit. Er ist zweitens der einzige Tropenstrom, welcher in ein Mittelmeer sich ergießt, d. h. welcher ein nichtoceanischer ist. Ganges, Indus, alle asiatischen, amerikanischen Hauptwasser Systeme, sind oceanische Ströme, ihre Anwohner sind auf oceanische Weltverhältnisse angewiesen, durch

den Ocean zu einer ganz anderen Thätigkeit berufen, hinausgelockt in's Unbestimmte, Weite, Unendliche des oceanischen Himmels, der oceanischen bewegten Flächen, die täglich aus der Ferne in Luft und Wassern, als Ebben und Fluten auf Hunderte von Meilen in das feste Land eindringen und die Herrschaft des Oceans tief in die Kontinente hinein erweitern (wie die Wassersysteme z. B. des Ganges, Hoangho, Mississippi u. a.). Daher konnte dem Aegypten das Meer als unrein verboten sein, ohne seine Thätigkeit zu hemmen.

An den Mündungen des Nils ist keine Ebbe und Flut, die den Blick des Aegypters vorwärts zöge und seinen Ideentkreis dahinwärts erweiterte; aber eine Nilschwelle, die aus dem Binnenlande strömt und den Blick rückwärts zieht, einzig dahin, von woher aller Segen des Landes ihm zu kommen scheint. So ist die ganze Thätigkeit der Nilanwohner festgebannt an die beengte Form; kein Naturtrieb regte sie an zur Ueberschreitung der Grenzen des gegebenen Schauplatzes ihrer Thätigkeit. Die Flußschiffahrt leitete hier nicht zur Meerfahrt, nicht zur Weltschiffahrt hin, sondern wurde nur ein Mittel engerer Verknüpfung der Landstrecken, da die Hauptströme der Erde sonst überall gerade das Entgegengesetzte bewirken, beide Stromthalben von einander mehr scheiden, als es Meerengen thun, und das Binnenland zum Weltverkehr treiben.

So weit unsere Geschichte zurückreicht, kennen wir bis heute noch kein, einem Hauptstrom anwohnendes Kulturvolk, in dessen Geschichtlichem die lokalisirende Erdnatur so scharf ausgewirkt erschiene. Wie das ägyptische Götterbild nur im ägyptischen Porphyr ein wahrhaft vollendet ägyptisches ist, so erscheint auch das ägyptische Volk nur ein aus seiner Niltalnatur hervorgegangenes, an das Aegyptenland fest gebundenes Urvolk der Erde zu sein.

Von der eigenthümlichen Alpennatur am oberen Laufe wissen wir wenig; auf dem Zweistromlande (Meroë und Senaar) des Mittellaufes finden wir die ersten Spuren höherer Kultur wie überall bei ähnlichen Bildungen paralleler Zwillingsströme. Einiges mehr läßt sich in Beziehung auf den unteren Lauf in Erinnerung bringen.

Hier zeigen sich im mittleren, mehr noch im unteren Nubien und in Oberägypten von der Grenze der Schiffbarverbindung des Nils, den Grenzinseln Philä und Elephantine bis Denderah und weiter hinab, eine fast ununterbrochene Reihe von Denkmälern der Architektur des Volkes, welche in Hinsicht ihrer Menge, ihrer Felsengröße, der Vollendung und Pracht ihrer Ausführung und der den Jahrtausenden trohenden Felsensfestigkeit den ersten Rang unter allen bekannten auf der Erde einnehmen.

Hier liegen die Tempelgruppen von Soleb, Esfambal, Ibrim, Derr Sebua, Daffe und andere, ferner die von Philä, Elephantine, Dmbos, Silsilis, Elithygia, hier der Tempelbau von Esfu (Apollis-

nopolis), auf dessen Trümmerdach das neue arabische Dorf sich angesiedelt hat. Sofort ziehen sie über Esné, Hermouthis bis zu den Ruinen der alten Königsstadt Theben zu beiden Seiten des Nils. Auf ihren Trümmern, die sich von der einen Bergkette zu der anderen ziehen, stehen heutzutage in weiter Ferne von einander viele arabische Dörfer, von Bergkette zu Bergkette, in welchen noch unterirdische Gräfte und Katakomben bei einer jeden Stadt diese Denkmale in die Tiefe der benachbarten Berge fortsetzen.

Diese Reihe in ernster Einfach und erstaunenswürdiger Größe aufgeführter Prachtgebäude, die, um und um mit Hieroglyphen geziert, wie gewaltige heilige Festen aus den weiten Sandstreden in den blauen, nie getrübbten Himmel hervorragen, endet gegen Norden bei Denderah oder Tentyris mit dem Isisstempel, an dessen Deckenplatte der berühmte Thierkreis eingehauen ist. Dann folgen fast nur noch zertrümmerte Schutthügel gewaltiger Tempelstädte, deren Kunstwerke mit Sande der libyschen Wüste zugedeckt sind.

Tiefer stromabwärts verschwindet diese Art der Monumente als Resultat lokalisirter Entwicklung mehr und mehr, doch nie ganz; doch folgt nun insbesondere das Land der Kanäle, deren systematischer Bau auch jetzt noch in ihren Ruinen gleiche Bewunderung erregt, und auf ihre einzige hohe Wichtigkeit schließen läßt. Am Ausgange Unterägyptens ziehen sie hin bis zu den Meeresklüften. In der Nähe der Stromscheidung, bei dem alten Memphis, erheben sich wieder andere Denkmale, die der Todten. Da stehen zwischen Ghizé und Kairo, auf einer Strecke von 8 Meilen, die 400 und mehr Fuß hohen Pyramiden, bald einzeln, bald gruppenweise den Nil entlang. Da stehen sie auf dem Todtenfelde, dem Felsenboden voll Gräber, der weit hineinreicht in die libysche Wüste, und schon sind sie zum Theil mit ihrem Flugsande überschüttet, trotz der kolossalen Sphinxen aus Felsen gebildet, die hier am Eingang der Wüste den geheimnißvollen Boden bewachen. Auch die Pyramiden, wie sie jetzt stehen, sind selbst der Zahl nach nur noch Reste einer einst weit größeren Menge, welche die Barbarei des Mittelalters zerstörte.

Noch tiefer hinab in dem Delta, das sein eigenes Dasein einer jüngeren Zeit verdankt, sind auch nur Werke der Menschen aus jüngeren Zeiten vorhanden oder durch die Wandelbarkeit dieses Bodens auch schon wieder zugedeckt. Denn wie die künstliche Anlage und Pflege des Wasserbaues hier mächtige Staaten hervorrief, so wurde auch der Boden der Hauptstädte bei seiner Vernachlässigung wieder in Moräste verwandelt, z. B. die Gegend um Memphis selbst, die zu Herodots Zeiten in der Blüthe stand, als Theben schon gesunken war, späterhin aber zur Wüste ward, als die Araberstädte Fostat und Kairo ausblühten. Solche Vernachlässigungen

zerstörten in Unterägypten vielleicht mehr Städte als die Verheerungen feindlich einbrechender Völker.

So wie der Nilstrom vom Süden nach Norden fließt, so rückte in gleicher Folge auch der Anbau des Landes und die höhere Entwicklung seiner Bewohner immer weiter nach Norden, dem Delta zu.

Die erste ägyptische Priesterkolonie Mer o i herabwärts mochte Elephantine sein, der erste große und berühmte Staat war die Thebaïs und Theben in Oberägypten. Später erst unter der glänzenden Periode der Sesostriden, vor denen das Delta noch Marschland war, von Sandsteppen begrenzt, jetzt mit Ackerland und Dattelhainen überzogen, wird Memphis an der Stromscheide die Mitte des ägyptischen Staats, wo auch der Haupttempel des Ptaha. Unter Psammetik wird es erst Saïs, wodurch im Delta die höchste Kultur durch den vollständigen Kanalbau hervorgerufen ward.

Wie nun der Königsitz und die Mitte des Staats noch weiter nordwärts, an die Grenze des Landes, an die Mündung des Stromsystems wandert, zum sichern Hafen von Alexandria, verschwindet die Eigenthümlichkeit des Nilthals; die Ptolemäer, der Handel Alexandria's mit Indien, ihre Weltschiffahrt, ihre Kunst und Gelehrsamkeit, diese sind keine ägyptischen mehr, sie gehören von nun an den allgemeinen Weltverhältnissen an.

Nur das eingeschlossene Nilthal ward ein Sitz fester Staaten, zu beiden Seiten blieb das Land, das nicht von dem Strome befeuchtet ward, ewig wüste, und bis heute von nomadisirenden Hirtenvölkern durchschwärmt. Nur im engern Nilthal entwickelte sich die Blüthe geselliger Kultur, indeß umher Barbarei herrschte.

Seine Fruchtbarkeit füllte das Land mit Völkern und Staaten, ernährte eine außerordentliche Menge von Menschen und gab ihnen Ueberfluß auch für die Nachbarn. Selbst noch im heutigen herabgesunkenen Zustande sind die Nilufer sehr stark bevölkert und mit Ortschaften besetzt. Von Kairo bis Assiouth, innerhalb acht Tagen Wasserfahrt, zählt man am Fluße 160, am Westufer 228 Dörfer und Städte, ohne die, welche man nicht erblicken kann, weil sie zu beiden Seiten dem Auge versteckt liegen. Im Nilthale ist der Ertrag des Feldes immer gewiß, wie der Afsah an Einheimische und Fremde einen Gewinn gibt, wie in keinem andern Lande. Alle fernern Bedürfnisse werden dem Bewohner des Nilthals herbeigeführt durch Karavanenzüge; die Städte am Nilstrom wurden die Märkte des Völkerverkehrs zweier Erdtheile und der verschiedensten Nationen. Der Aegyptier verließ seinen heiligen Strom nie.

Die Sicherheit des Gewinns hing von den periodischen Nil-

schwellen ab, die Lebensart aller Thalbewohner wurde dadurch modificirt; ihre Erhaltung und ihre Wohlfahrt hing ganz davon ab. Das zeigte sich auch in ihrer religiösen Entwicklung. Denn wenn auch jeder Nomos seine eigene Lokalgottheit hatte, so verehrten doch alle Bewohner des Nilthales insgesammt den Osiris, als das befruchtende Nilsymbol, und die Isis, als die fruchttragende Erde.

Aus der regelmäßigen Wiederkehr des Nilwassers entwickelte die Beobachtung und das Bedürfnis die Lehre von Jahreszeit, von der Jahreseinteilung, vom Kalender (das Labyrinth hatte selbst die Einrichtung des Kalenders), von der Astrologie und Astronomie. Die jährlich neue Zudeckung des Grundeigenthums, worauf der Wohlstand jedes Einzelnen beruhte, lehrte hier Geometrie und die verwandten Wissenschaften erfinden, so daß es kein Wunder ist, wenn mit dem schwierigsten Theile, der Wasserbaukunst, sich überhaupt die Baukunst in ihrer ganzen Vollkommenheit entwickelte, da zugleich ein öffentliches und ein religiöses Leben derselben den großen Charakter und ihre hohe Wichtigkeit gab.

Die Ueberschwemmung selbst störte alljährlich die Ruhe des Landes, ernente den Boden; was einer ewigen Ruhe geweiht war, mußte außerhalb des Bezirks des Wasserspiegels verlegt werden; darum brachte man die Katakomben und Mumiengräber außerhalb des bewohnten Thales, in die Todtenkammern der zur Seite liegenden libyschen Bergreihen, damit dort im Amenthes, dem Hades der Aegyptier, die Todten in ihren Wohnungen ihr Leben nur in größerem Frieden fortsetzen möchten.

Dagegen kehrte ein Leben in zweifacher Gestalt mit jedem Jahre in dem Nilthale ein, dasjenige, welches auf dem trockenen Lande der Arbeit und dem Erwerb bestimmt war, und das auf dem Wasser, in welches die Zeit der Hoffnung und der allgemeinen Bewegung fiel.

Die trockene Zeit fesselte jeden Aegyptier an sein Grundstück. Die Leichtigkeit der Wasserverbindung machte, daß weder ehemals, noch heutzutage bedeutende Landstraßen das Nilthal entlang laufen. Die Nilschiffer bildeten ihre eigene Kaste, zahllose Barken und Lastschiffe bedeckten die Wasser des Nils, auf denen man von Syene bis zum Meere zwölf Tage lang zu schiffen hat.

Auf diesen Wasserwegen nur konnten die stets großen Quadern, Kolosse, Obeliskien unmittelbar aus den Steinbrüchen an alle Orte ihrer Bestimmung gebracht werden. Kleine Tempel, aus einem Felsen in Oberägypten gehauen, konnten so von Elephantine bis Saïs gelangen, wenn gleich 2000 Schiffer und drei Jahre Zeit dazu erfordert wurden. So schwammen wirkliche Tempel den

Strom abwärts, wie sie in den heiligen Prozessionen der Tempelhieroglyphen so oft als bedeutungsvolle architektonische Ornamente vorkommen.

Zur Zeit der Ueberschwemmung, während der einen Hälfte des Jahres, war Aegypten ein weites, im Meere schwimmendes Land, wie Venedig eine solche Stadt ist. Mehr mußte da die Eigenthümlichkeit und schärfer noch sich in Allem aussprechen. Dann ragten die Städte nur wie die Inseln im ägäischen Meere über der Nilfläche hervor. Wenn dann die Zeit der festlichen Wallfahrten eintrat, so gingen die Züge der Schiffe mit Gesang und lärmender Musikbegleitung durch das ganze Land, von Stadt zu Stadt, in solcher Menge, daß sich auf ihnen bis siebenmal hunderttausend ägyptische Männer und Frauen zusammenfanden.

Das Niltal und das Delta verwandeln sich freilich nicht mehr in ein solches Süßwassermeer, kaum daß nur der Küstenstrich am Meere hin unmittelbar vom Nilwasser überschwemmt wird. Der größere Theil fließt auch im Delta nur durch Kanäle hin und wird erst durch Schöpfräder über die Felder verbreitet. Doch nimmt das arabische Kairo auch jetzt noch, wenn der Nildamm durchstochen wird, eine andere Gestalt an, und die ernstesten Anhänger des Islam überlassen sich, wenn auch nur einige Festtage hindurch, dem Taumel der ausgelassensten Freude. Obwohl die gegenwärtigen Beherrscher Aegyptens, einst Wüstenbewohner, mehr dem trocknen Boden angehören, und sich nirgends dem feuchten Elemente verwandt zeigen, so übt doch der Nilstrom auch über sie, auf seinem Gebiete, seine uralte Gewalt aus. Zur Zeit der Nilschwelle ist das Niltal am stärksten belebt. Dann wehen in der heißesten Jahreszeit die kühlenden Nordwinde, mit welchen allein die Schiffe mit Sicherheit und Schnelligkeit stromaufwärts segeln. Dann sammelt sich die handelnde Welt von Kairo in Oberägypten, um die dortige Hauptstadt Assiout, von da aus mit den Karavannen nach dem Sudan zu ziehen gegen West oder Osten. Ueberall regt sich dann ein hier die übrige Jahreszeit minder einheimisches Leben. Dann schwimmen die Barken, mit Laubzweigen beschattet, unter dem frohen Gesange ihrer feiernden Schiffer, während der Wind die Segel schwellt, stromaufwärts; der nüchternste Europäer, der zweimal diese Reise machte, gesteht, daß dann das Schiff das treffendste Bild des lächelnden Glücks im günstigsten Augenblicke des Lebens sei. Der Mittelpunkt des neueren Aegyptens ist Kairo, mit dessen berühmtesten Monumenten, den Pyramiden, wie mit seinen vielfach wechselnden Verhältnissen wir in den letzten Jahrzehnten durch die wöchentlichen Berichte unserer Journale eben so bekannt geworden sind, wie mit denen einer europäischen Großstadt.

Friedrich von Raumer.

Friedrich von Raumer.

(Geboren 14. Mai 1781.)

Von den sehr zahlreichen Schriften Raumers nennen wir für hier nur zunächst seine berühmte „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“, mit der er — bei ebenso glücklicher Wahl als interessanter Behandlung — die Stimmung der Zeit traf, aber auch eine bedeutsame Lücke in der deutschen Geschichtschreibung vollständig ausfüllte; dann sein zweites Hauptwerk: „Die Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts“; mit dem klaren Blick, der humanen Bildung, dem ruhig-freisinnigen Geiste, dem reifen Denken und der gefälligen, anschaulichen Form des Hohenstaufenwerkes reiht sie sich demselben würdig an. Unter den mannigfachen touristischen Werken Raumers nennen wir als die vortrefflichsten „England“ und „Die vereinigten Staaten von Nordamerika“. Noch ein besonderes Verdienst erwarb sich Raumer durch vieljährige Herausgabe seines populären „Historischen Taschenbuchs“.

Raumer hielt im frankfurter Parlament zum rechten Centrum, zu den gemäßigten Liberalen. Diese Stellung hat er auch als Geschichtschreiber eingenommen: er sucht lieber zu vermitteln, auszugleichen, auch wohl auszuweichen und zu umgehen, als delikaten Fragen und Charakteren direkt auf den Leib zu gehen; im innersten Kern zu erfassen und resolut zu verurtheilen oder anzuerkennen. Er floh die betretene diplomatische Laufbahn, um ein freier Historiker sein zu können; aber als solcher ließ er sich denn doch auch immer noch einige diplomatische Nebenthüren offen. Zur Vorbereitung gemeinnütziger Geschichts- und Kulturkenntniß hat Raumer sehr wesentlich beigetragen, und verdient er jedenfalls einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Historikern und Patrioten. —

Raumer wurde am 14. Mai 1781 in Wörlitz bei Dessau geboren, Sohn des, um die anhalt=deffauische Landwirthschaft sehr verdienten Kammerdirektors v. Raumer; bereitete sich auf dem Joachimsgymnasium in Berlin zur Universität vor und studirte in Halle und Göttingen Jura und Staatslehre. Er trat in preussische Dienste und von 1796—1810 avancirte er rasch vom Referendär bis zum Rath im Bureau des Ministeriums Hardenberg. Er sollte sich ganz der diplomatischen Laufbahn widmen; aber er sehnte sich weit mehr nach einem akademischen Lehrstuhl, und unterstützt von einflussreichen Persönlichkeiten, wurde ihm auch bald ein solcher; schon 1811 kam er als Professor an die Universität in Breslau. Er machte, auf's Neue unterstützt, wissenschaftliche Reisen durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien. Nach seiner Rückkehr wurde er als Professor der Geschichte und Staatswissenschaft nach Berlin berufen; wurde auch Mitglied des Obergensurkollegiums. Als dieses aber 1830 noch mehr als vorher zu einer Polizei- und Schergenanstalt des deutschen Geistes herabsank, legte er dieses Amt nieder und begann damit schon mißliebig zu werden. Noch mehr geschah dies durch seinen gleichzeitig erscheinenden Aufsatz im ersten Jahrgang seines „Historischen Taschenbuchs“ über die Theilung Polens, worin er ein scharfes Streiflicht auf die russen=unterthänige Politik Preussens warf. Siebzehn Jahre später, 1847, wurde er noch mißliebiger durch seine freisinnige Gedächtnisrede auf Friedrich den Großen, der er dessen berühmte Worte: „In meinem Staate kann Jeder nach seiner Fäçon selig werden“ zu Grunde legte; als greller Widerspruch mit dem damals so recht in vollster Blüthe stehenden Gewaltmuckertum. Die Residenz Berlin aber wählte ihn dafür in den Stadtrath und später auch in das frankfurter Parlament, wo er die schon bezeichnete Stelle einnahm und wo er von der Centralgewalt nach Paris gesendet wurde, um dort deren Anerkennung der französischen Republik auszusprechen. Kurze Zeit war er auch Mitglied des preussischen Herrenhauses und 1853 nahm er seinen Abschied als Professor emeritus.

Historische Skizzen.

Die Eroberung Jerusalems.

(Aus „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“.)

Nunmehr ward berathen, welcher Weg nach Jerusalem einzuschlagen sei? Morgenwärts von Tripolis, bis gen Damaskus, streckte sich der hohe Berggücken des Libanon; zwischen diesem und einer zweiten Bergkette, dem Antilibanon, liegt das fruchtbare Thal, welches die Alten Cölesyrien, oder das hohle Syrien nannten. In diesem Thale würde man leicht alle Bedürfnisse für das Heer gefunden haben; allein die große Schwierigkeit mit Lastthieren über den Libanon zu ziehen, und der Wunsch sich nicht von der christlichen Flotte zu entfernen, entschieden für den Weg längs dem Meere. Mit jener von Guinimer geführten Flotte hatten sich überdies Venetianer, Pisaner, Genueser, Griechen, besonders aber Engländer vereinigt, die schon um die Zeit der Belagerung Antiochiens in diesen Gegenden angelangt waren und den Hafen des heiligen Simeon besetzt hatten. Das Heer zog also, geleitet von einem Saracenen, den der Befehlshaber von Tripolis gestellt hatte, über Biblus und Maus nach Berytus, und empfing auch hier Geschenke, zur Abwendung aller Feindseligkeiten. Nur die Bewohner Sidons, wohin man am folgenden Tage kam, griffen zu den Waffen; und da wurde von den Pilgern mit Gewalt mehr genommen, als ihr Bedürfnis erheischte. Am nächsten Morgen überstiegen die Kreuzfahrer beschwerliche Berggücken, ließen Sarepta rechts liegen, gingen über den Leontes und erreichten Tyrus. Eine Nacht lagerten sie in den schönen Gärten, welche diese Stadt umgaben, zogen dann bis in die Ebenen von Akkon oder Ptolemais, und schlossen hier mit dem Befehlshaber den Vertrag: daß diese Stadt den Christen übergeben würde, wenn sie Jerusalem einnähmen und sich daselbst zwanzig Tage im Besitze hielten, oder die Aegypten

ter zurückzulegen. Auf dem Wege von Akkon nach Cäsarea stürzte eine Taube, welche ein Habicht verwundet hatte, aus der Luft herab und ward von den Christen ergriffen; sie trug ein Schreiben des Befehlshabers der ersten Stadt an den Befehlshaber der letzten, des Inhalts: „Suche dem dummen, zänkischen, zuchtlosen Geschlechte so viel zu schaden als möglich; es wird dir leicht werden, sobald du nur willst.“ Auf den Grund dieser Neußerungen entstanden jedoch keine Feindseligkeiten, das Heer feierte vielmehr am 29. Mai ruhig bei Cäsarea das Pfingstfest, ließ Antipatrida und Joppe zur Rechten am Meere liegen, und erreichte über Eleutheria und Lidda oder Diospolis die, von ihren Bewohnern verlassene Stadt Ramla. Drei Tage stärkten sich hier die Pilger und zogen dann bis Nikopolis, welches vor der römischen Beherrschung Gmaus genannt wurde.

Einige machten jetzt den Vorschlag: man solle nicht die Belagerung Jerusalems unternehmen, sondern vorher Aegypten erobern; weil sich auf diese Weise ein größeres dauerndes Reich stiften lasse, und die Unterwerfung der vereinzelt Landschaften leicht werde, sobald die Hauptmacht gefallen sei. — Allein der fromme Wunsch, Jerusalem zu besitzen, überwog jeden andern umfassenderen Plan; und vielleicht war das Heer wirklich unzulänglich zur Ausführung des eben erwähnten. — Auch trafen um diese Zeit Boten von den Christen in Bethlehem ein und baten, ihnen schnelle Hülfe zu senden, damit nach Jerusalem ziehende Türken nicht ihre neu erbaute, sehr schöne Kirche zerstören möchten. Von hundert ausgewählten Rittern begleitet, erreichte Tankred mit der Morgenröthe die Stadt, und freudig kamen ihnen die Bewohner entgegen, sangen Hymnen und Psalmen, führten alle zu Maria's Wohnung und zeigten die Krippe, wo das Kind lag, welches die Welt erlöst hat. Gläubig knieten und beteten die Ritter, dann eilten sie gen Jerusalem. Weit allen übrigen voraus aber war Tankred und wagte sich bis zu den Mauern, bis jenfeit des Thales Josaphat zum Delberge; erst als mehrere Saracenen den Ritter erblickt hatten und ihm nachsetzten, begab er sich zu seinen Begleitern zurück. Auch in dem großen Heere war man ungeduldig über jeden Augenblick längerer Zögerung, und schon in der Nacht vom 5. auf den 6. Juni 1099 brach Gaston von Biterre mit dreißig Begleitern auf gegen die Stadt. Er erbeutete eine Heerde, war aber bereits von Saracenen, welche aus Jerusalem herzuwielten, auf einem Hügel eingeschlossen, als unerwartet Tankred mit den Seinen erschien und die Feinde verjagte. Sobald die Ritter zum großen Heere zurückkamen und verkündeten, daß sie Bethlehem gesehen und Jerusalem, ergriff alle Pilger ein unbeschreiblicher Eifer; rastlos eilten sie vorwärts, jeder wollte die vorliegende An-

höhe zuerst ersteigen, jeder zuerst die heiligen Orte erblicken. Endlich erreichte man den Gipfel des Berges und erkannte in der Ferne Jerusalem. Da fielen alle auf ihre Kniee, küßten den Boden, erhuben Lobgesänge und weinten Thränen der Freude und der Begehren; sie vergaßen aller Leiden um solches Lohnes willen; sie vergaßen, daß unzählige Feinde den Einzug in die heilige Stadt verhinderten. —

Jerusalem liegt auf vier Bergen, zwei größeren, Zion und Akra; zwei kleineren, Moria und Bezetha. Zion bildet den höchsten südwestlichen Theil der Stadt, und aus dem engen Thale Ben-Himon erheben sich gegen Mittag und Abend schroffe, unzugängliche Felsen; wogegen die Sentung des Berges gen Nordosten so gering ist, daß sich hier Moria nur als ein niedriger Theil unmittelbar an Zion anschließt. Tiefer und breiter erscheint das Thal zwischen Zion und dem nordwärts gelegenen Berge Akra. Bezetha, der kleinste und niedrigste unter den Bergen, liegt östlich von Akra und nördlich von Moria. Aber von hier aus senkt sich nun das Land immer mehr und mehr, und geht auf der Seite gegen Mitternacht fast in eine Ebene über. Morgenwärts von Jerusalem und längs dem Fuße der Berge Bezetha und Moria fließt der Bach Kidron von Mitternacht gen Mittag, durch das Thal Josaphat. Dieses Thal ist etwa 2000 Schritte lang und in der Mitte 400 Schritte breit; jenfeit desselben liegt das Dorf Gethsemane, und der leicht ersteigliche, aber eine sehr weite Aussicht darbietende Delberg. Während des Sommers und Herbstes trocknet der unbedeutende Bach Kidron aus, und die am Fuße des Berges Moria entspringende Quelle Siloe gibt nur sehr wenig und überdies salziges, unangenehm schmeckendes Wasser.

Jerusalem hatte nicht zu allen Zeiten gleich viele Thore, in der nachfolgenden Erzählung werden nur drei erwähnt: das Stephans-thor gegen Mitternacht, das Davidsthor gegen Abend und das Delbergsthor gegen Morgen. — Nach der mittäglichen Seite, wo die steilen Felsen des Berges Zion die Stadt begrenzten, fand kein Ausgang Statt. Doppelte Mauern umgaben alle diejenigen Theile Jerusalems, welche nicht von Natur hinlänglich geschützt waren, und auf der westlichsten Spitze des Berges Zion lag der sogenannte Thurm Davids, eine Burg, zu deren Bau man die größten Werkstücke verwandt und mit festem Kitt und gegossenem Blei unauflöslich verbunden hatte.

Der von dem Chalifen Omar aufgeführte, durch Mervan weiter geschmückte Haupttempel stand an der mittäglichen Seite des Berges Moria auf einem ebenen, 500 Schritte langen, 400 Schritte breiten, rechtwinkligen Platze, welcher rings mit Mauern und be-

deckten Gängen umgeben war. Vier gewölbte, etwa sechszehn Fuß hohe und sieben Fuß breite Thore führten von den vier Weltgegenden zu diesem Vorhofe; und über den Thoren und in den Ecken der Mauern standen Thürme, von welchen die muhamedanischen Geistlichen das Volk zum Gebete beriefen. Innerhalb jenes Vorhofes erhob sich ein, um sechs Fuß erhöhter zweiter Platz, 200 Schritte lang und 150 breit. Seine Seiten liefen mit den äußeren Umfassungsmauern des größeren Hofes gleich, und vier kleine Treppen, den vier äußern Thoren gegenüber, führten auf die erhöhte, mit weißem Marmor belegte Fläche, welche niemand, es sei denn mit entblößten reinlichen Füßen, betreten durfte. In der Mitte dieser Erhöhung stand endlich der achteckige Tempel, welcher 256 Schritte im Umfange hielt und dessen Höhe bis zu dem Anfange des, fast ganz platten mit Wei gedeckten Daches etwa sechszehn Klaftern betrug. So wie die Umfassungsmauern, hatte auch der Tempel vier, nach den vier Weltgegenden gerichtete Thore; jedes derselben ruhte auf sechs verzierten Pfeilern von Marmor oder Porphy. Die äußeren und inneren Wände des Tempels waren mit weißem, der Boden mit buntem Marmor belegt. Vier und zwanzig Säulen aus grauem Marmor, welche in einem großen Kreise standen, trugen das platte Dach; sechszehn im engeren um drei Fuß erhöhten Kreise, die Kuppel, welche sich in kleinerem Maßstabe achteckig und dem Tempel ähnlich, bis zu einer gewissen Höhe erhob. Dann erst deckte ein rundes, gewölbtes Dach ihre Mitte. Die acht Seiten der Kuppel waren mit Fenstern und Thüren durchbrochen, aus welchen man leicht auf das Dach des Tempels hinaustreten konnte. — Diese Nachrichten von Jerusalem's Lage und den vornehmsten Gebäuden werden die folgende Erzählung verständlicher machen.

Sobald Isfihar Eddaulah, der Befehlshaber des ägyptischen Chalifen, von der Annäherung der Franken Nachricht erhielt, ließ er eiligst die Thürme und Mauern der Stadt ausbessern und verstärken, Lebensmittel, Waffen und Kriegsbedürfnisse aller Art anhäufen und die, ohnedies unfruchtbare Gegend auf mehrere Meilen in die Runde so verwüsten, daß nur einzelne Delbäume und flachliche Sträucher, nirgends aber Lebensmittel für Menschen oder Thiere übrig blieben. Alle Christen, deren Treue irgend zweifelhaft erschien, wurden aus Jerusalem vertrieben, und nur wenigen gegen Zahlung großer Summen der längere Aufenthalt gestattet. Einzelne endlich, welche früher den muhamedanischen Glauben angenommen hatten, traten, im Vertrauen auf die nahende Hülfe, zum Christenthume zurück und eilten in das Lager der Pilger; so Hugo Buduellus, ein normannischer Ritter, der eines Mordes wegen aus seinem Vaterlande vertrieben und nach vielem Umherirren zu den Türken übergegangen war. Er bereute jetzt seine

doppelte Schuld und wurde den Pilgern, bei seiner Kenntniß von der Sprache und den Sitten der Türken und Araber, sehr nützlich.

Durch die Gefahren bedrängt und durch Belohnungen aufmuntert, hatten sich die Bewohner der benachbarten Städte nach Jerusalem begeben; man zählte an 40,000 bewaffnete Vertheidiger, wogegen sich im Heere der Kreuzfahrer nur etwa 20,000 rüstige Fußgänger und 1500 Ritter befanden: — obgleich mit Einschluß der Alten, Kranken, Genesenden und der Weiber, die Zahl der Belagerer und Belagerten gleich sein mochte.

Am Tage nach der Ankunft, am 7. Juni des Jahres 1099, umlagerten die Fürsten Jerusalem, auf der Seite gegen Mitternacht und gegen Abend. Der Herzog von Lothringen stand mit den Seinen vor der Burg Davids, wo die heftigsten Angriffe zu besorgen waren; neben ihm zur Linken Tankred und der Graf von Toulouse; dann der Graf von Flandern; nordwärts endlich, vor dem Stephansthore, Graf Robert von der Normandie. Uneingeschlossen blieb dagegen die Stadt von der Ost- und Südseite, denn die höheren Berge und das Thal Josaphat erschwerten hier jeden Angriff, und erst später wurden Abtheilungen zur Bewachung des Delberges ausgesandt. — Um die Kirche der Mutter Gottes, im Süden der Stadt, besser schützen zu können, schlug Graf von Toulouse bald nachher eigenmächtig sein Lager näher am Berge Zion auf, und wurde deshalb fast von allen seinen Rittersn verlassen; da sie aber seiner Reichthümer nicht entbehren konnten, schützten sie sich wieder mit ihm aus.

Am fünften Tage der Umlagerung Jerusalem's wagten die Pilger einen allgemeinen Sturm und eroberten, nach langem und hartnäckigem Kampfe, die äußere Mauer. Als sich aber die Belagerten nimmehr hinter die höhere, innere Mauer zurückzogen, blieben alle Angriffe vergeblich, und die, welche zu kühn auf Leitern hinaufstiegen, wurden in die Tiefe hinabgestürzt. Man sah ein, daß die Stadt ohne Belagerungswerkzeuge nicht zu erobern sei; aber große Sorge entstand, woher man das Holz zu diesen Werkzeugen nehmen sollte, denn weit und breit um Jerusalem zeigten sich durchaus keine tauglichen Bäume. Da führte endlich ein syrischer, der Gegend kundiger Christ die Franken gen Neapolis, wo sie in einem Thale, wenige Meilen von Jerusalem, Stämme fanden zwar nicht so stark und hoch, als sie gewünscht, aber doch besser, als sie erwartet hatten. Auch Tankred entdeckte bei einem Streifzuge in einer weiten Höhle mehrere große Balken, die noch seit der Zeit der ägyptischen Belagerung Jerusalem's daselbst aufbewahrt wurden. Mit großem Fleiße begannen nimmehr die Sachkundigen den Bau des Kriegszuges; allein so groß war die Armuth der Fürsten, daß die Kosten dieser Arbeiten lediglich aus den, von dem Volke dargebrachten milden

Beiträgen bestritten werden mußten; und nur der Graf von Toulouse blieb im Stande, nicht allein seine Arbeiter selbst zu bezahlen, sondern auch vielen Rittern eine baare Unterstützung darzureichen. Alle aber, die vornehmsten wie die geringsten, zeigten gleichmäßig die äußerste Thätigkeit, und wer nicht an dem Bau jener Belagerungswerkzeuge unmittelbar Theil nehmen konnte, half wenigstens den Boden ebenen, schaffte Gesträuch zu Schanzkörben herbei, oder suchte auf irgend eine andere Weise das große Unternehmen zu fördern. Dennoch hielten die Belagerten sich ruhig, und hofften den Untergang der Pilger von einem neuen Nebel, das furchtbar über diese hereinbrach.

Die wasserarme Gegend war durch die höchste Hitze des Sommers noch mehr ausgedörrt, der Bach Kidron versiegt, Siloe unschmackhaft, und alle andere benachbarte Quellen von den Saracenen verschüttet oder zerstört. In Schläuchen und auf Lastthieren mußten die Wallfahrer das Trinkwasser an sechs Meilen weit holen, und wurden dabei oft und gefährlich von den auslauernden Arabern beunruhigt. Niemals aber reichte das so herbeigeholte Wasser für den Bedarf des Heeres: man verkaufte es zu hohen Preisen, man stritt und schlug sich über den Besitz und über die Reiche des Schöpfens. Zuerst stürzten deshalb die Pferde und andere Lastthiere in großer Zahl verstimmt zu Boden, und ein verpestender Gestank erfüllte die ganze Gegend; später erlagen auch die Menschen, weil sie nirgends Schatten gegen die flehende Sonne fanden, nirgends Schutz wider die glühenden Südwinde. Immer erzeugten leichte Wölken die Hoffnung des Regens, und immer wurde man getäuscht. Da suchten die Pilger sich in die kühlere Erde einzugraben, und legten frische Erdschollen auf ihre Brust; aber bald hatte die Hitze auch jene durchdrungen. Sie tranken hierauf Blut und leckten den feuchten Niederschlag von den Steinen; allein diese widerliche Hilfe reizte und erhöhte fast noch das Bedürfnis. Schrecklicher erschien der Durst vor Jerusalem, als der Hunger vor Antiochien! Deshalb eilten viele zum Jordan oder flohen gen Zoppe; sie erlagen aber gewöhnlich den Nachstellungen der Türken. Andere, wehmüthig klagend, daß sie weder ihre Heimat wiedersehen, noch, so nahe dem Ziele, Jerusalem betreten sollten, näherten sich den Mauern der heiligen Stadt, um diese wenigstens zu küssen; allein sie wurden nicht selten von den Steinen zerschmettert, welche die Saracenen auf sie hinabwarfen.

In dieser Zeit der äußersten Bedrängnis traf die erfreuliche Nachricht ein: daß in dem Hafen von Zoppe eine genuesische, mit Lebensmitteln, Wein und anderen Gütern beladene Flotte gelandet sei, und die Mannschaft sich mit den Franken vereinigen wolle. Sogleich befahl man, daß Raimund Piletus, aus dem Heere des

Grafen von Toulouse, mit etwa achtzig Reitern und einer verhältnismäßigen Anzahl Fußgänger die Neuangekommenen von Zoppe abhole; Waldemar Karpinell aber mit dreißig Mann vorausziele, um die Richtung und die Sicherheit der Wege zu erforschen. Diese legten wurden aber zwischen Lidda und Ramla von einer weit größeren Anzahl Saracenen angegriffen, und allen stand der Untergang unausbleiblich bevor, wenn nicht Raimund Piletus in diesem Augenblicke angelangt wäre, und die Feinde besiegt und zum Theil gefangen genommen hätte.

Einer unter diesen Gefangenen erweckte Ehrfurcht durch seine gewaltige Größe, sein hohes Alter und den langen weißen Bart, auch zeigte Benehmen und Sitte die innere Trefflichkeit des Greises. Deshalb bemühten sich theilnehmend alle Pilger, ihn zum Christenthum zu bewegen, und klagten, als alle Versuche vergeblich blieben, daß sie nun gezwungen wären, ihn rettungslos zu tödten!

Raimund Piletus erreichte mittlerweile Zoppe, welche Stadt die Einwohner aus Furcht vor den Kreuzfahrern verlassen und zerstört hatten. Man besetzte deshalb nur die Burg, um den wichtigen Landungsplatz zu sichern. Während die Genueser hier mit Ausladung der Pilger beschäftigt waren, segelte die stärkere ägyptische Flotte von Askalon herbei, mit welcher eine Seeschlacht zu wagen, den schwächeren Christen so unräthlich erschien, daß sie, nachdem alle Güter in Sicherheit gebracht waren, lieber die leeren Schiffe den Feinden überließen; nur ein einziges entkam nach Laddicea. Ungehindert zogen die Pilger hierauf nach Jerusalem, und gesellten sich zu dem Heerhaufen des reichen Grafen von Toulouse. Nicht bloß um der Lebensmittel willen, welche sie herbeiführten, war ihre Ankunft erwünscht; sondern auch, weil sie bessere Werkzeuge zum Bane des Geschützes mitbrachten, und, bei größerer Kenntniß und Geschicklichkeit, die, vorher so langsam fortrückende Arbeit schnell beendigten. — Bei der jetzt wachsenden Gefahr wurden aber die Belagerten ebenfalls thätiger. Sie überfahen aus der Höhe liegenden Stadt das christliche Lager, ahmten das Verfahren der Pilger beim Bau der Kriegswerkzeuge nach; und so hatten die ihrigen zuletzt immer den Vorzug, aus stärkeren und besseren Vorräthen errichtet zu sein. An Arbeitern litten beide Theile keinen Mangel; denn so wie die in der Stadt gebliebenen Christen selbst Hand anlegten oder andere Arbeiter bezahlen mußten: so wurden auch die saracenischen Gefangenen im christlichen Lager gezwungen, die schwersten Geschäfte zu übernehmen.

Erst um diese Zeit besetzte man den Delberg, weil die Feinde oft aus dem östlichen Thore durch das Thal Josaphat vordrangen, und vereinzelte Pilger gefangen nahmen oder erschlugen. Zwei ägyptische Boten, welche von dieser neuen Stellung der Christen

keine Nachricht empfangen hatten und sorglos nahen, wurden ergriffen, der eine in heftiger Eil getödtet, der zweite aber durch Drohungen zu dem Bekenntnisse gezwungen: daß nach vierzehn Tagen ein großes Heer zum Entsatz von Jerusalem erscheinen werde. Diese Aussage befreite jedoch den Armen keineswegs, wie er gehofft hatte, von einer harten Behandlung, sondern an Händen und Füßen gebunden wollte man ihn in die Stadt schleudern; weil aber die Kraft des Wurfzeuges nicht hinreichte, fiel er nahe bei der Mauer auf spitzige Felsstücke nieder und starb eines kläglichen Todes.

Die Furcht vor der baldigen Ankunft der Aegyptier erzwang jetzt den Beschluß, Jerusalem sogleich entscheidend zu bestürmen, und zu diesem wichtigen Unternehmen wollte man den Beistand des Himmels erleben. Deshalb versammelten und ordneten sich die Fürsten und die Pilger in ihrer besten Waffenrüstung, und die Bischöfe nebst anderen Geistlichen führten, weiß gekleidet und Kreuze tragend, den Zug unter feierlichem Gesange erst in die Kirche der heiligen Maria im Süden der Stadt, dann zum Delberge. Die Saracenen, welche anfangs kaum wußten, was diese geordneten Bewegungen, dieses Singen und Lobpreisen bedeuten sollte, verhöhnten die Christen und trieben mit dem Zeichen des Kreuzes beleidigenden Spott; ja sie verwundeten selbst einige Pilger, welche sich den Mauern zu sehr genähert hatten, mit Pfeilen. Aber durch dieses alles ließen sich die Wallfahrer nicht irre machen in ihrem Beginnen, und Peter der Einsiedler und Arnulf der Kapellan des Herzogs von der Normandie sprachen auf dem Delberge zu den Versammelten:

„Der Beistand Gottes unseres Herrn und seines Sohnes Jesu Christi hat uns bisher errettet aus unzähligen Gefahren; wir nahen der letzten Anstrengung, dem Ziele unserer Wallfahrt, der Eroberung der heiligen Stadt. Auch hiezu wird uns jene höhere Hülfe nicht fehlen, wenn wir Liebe zu einander tragen und uns nicht gegenseitig verfolgen; wenn wir das Himmlische vor Augen behalten und nicht um Irdisches rechten, wenn wir nicht den höchsten Zweck aufgeben um kleiner Gründe willen. Abgeschnitten von der Christenheit, rings umgeben von grausamen Feinden, müssen wir siegen oder untergehen. Alles, was wir bisher erkämpften, geht verloren, aller Ruhm, den wir erwarben, verkehrt sich in Hohn und Tadel, — wenn nicht ein glücklicher Erfolg diese letzte Unternehmung krönt, wenn wir Jerusalem nicht aus den Händen der Ungläubigen erlösen. Seht hinab in die Stadt, seht, wie die Ungläubigen alle heiligen Orte besudeln und Christum zum zweiten Male geißeln und kreuzigen! Aber nach wenig Stunden wird der König der Ehren seinen demüthig Glaubenden den Sieg verleihen, und

den Stolz der Ungläubigen zu Schanden machen. Die vom Abend kommen, fürchten den Herrn, und die aus dem Morgenlande werden seinen Ruhm erfahren. Ihr aber, seid einig: denn ein jegliches Reich, spricht unser Herr, so es mit sich selbst uneins wird, das wird wüste; und wir, die wir noch kein Reich gestiftet haben, sollten nicht verderben, wenn wir unter einander hadern? Sühnet euch aus mit euren Feinden, bereuet eure Sünden, seid rastlos thätig an der Stelle, die euch angewiesen wird zum Kampfe; nur dann möget ihr mit Recht dem Himmel vertrauen.“

So sprachen Arnulf und Peter, worauf Tankred und der Graf von Toulouse, — deren Zwist zeitlich den größten Anstoß gegeben hatte, — sogleich hervortraten und sich die Hände reichten. Diesem Beispiele folgten die Geringeren, und unter Freudenthränen und Umarmungen verbreitete sich im ganzen Heere ein hoher Wille, entweder zu siegen oder zu sterben. Allein nicht minder eifrig flehten die Bekenner Muhameds in Gebeten: daß der Herr sein Haus und seine Stadt rein erhielte von den Bekennern dreier Götter und anderer Menschenfälschungen.

Gleich nach der Rückkunft von jener heiligen Wanderung begannen die Christen nähere Vorbereitungen zum Angriffe. Der Herzog von Lothringen, Robert von Flandern und Robert von der Normandie bemerkten hierbei, daß die Stadt ihrem Lager gegenüber nicht allein durch die Mauern, sondern auch durch die stärkste Befestigung und das tüchtigste Kriegszug besser als an allen anderen Seiten gedeckt sei; deshalb veränderten sie klüglich ihre Stellung in der Nacht vor dem beschlossenen Sturme, legten mit großer Mühe die Belagerungswerkzeuge auseinander, trugen sie morgenwärts, wo die Mauer niedriger und der Boden ebener war, und setzten dann alles mit großer Anstrengung wiederum zusammen. Ein viereckiger, an's Thal Josaphat stoßender Stadthurm befand sich jetzt zu ihrer linken, das Stephanssthor zu ihrer rechten Hand. Erst dann sahen die Muhamedaner beim Anbruche des Tages, daß des Herzogs Lager verschwunden war, und wähten, er sei davon gezogen: bald nachher entdeckten sie ihn aber mit dem Belagerungszeuge an der gefährlicheren Stelle. Gleichzeitig hatte der Graf von Toulouse mit großem Kostenaufwande eine Vertiefung ausfüllen lassen, welche sich zwischen den Mauern und dem von ihm errichteten Thurm hingog, so daß dieser nunmehr ohne Mühe der Stadt genähert werden konnte. Es waren aber die Thürme des Herzogs von Lothringen und des Grafen Raimund von gleicher Bauart, hoch, vierseitig und vorn mit einer doppelten Bedeckung von starken Brettern versehen. Die äußere Bedeckung konnte man oberwärts ablösen und, einer Fallbrücke gleich, auf die Mauern niederlassen;

die innere, mit Häuten überzogene, schützte dann noch hinlänglich gegen Wurfgeschosse und Feuer.

Jetzt begann der Sturm. Zuerst schleuderten die Christen aus all ihrem Geschütz Pfeile und große Steine gegen die Mauer; allein ihre Kraft ging an den Säcken voll Stroh und Spreu, an dem Flechtwerk und anderen weichen Gegenständen verloren, welche die Belagerten zum Schutze aufgehängt hatten. Kühner, als könnte persönlicher Muth allein entscheiden, nahen hierauf die Pilger den Mauern; aber Steine und Balken schmetterten sie zu Boden, brennende Pfeile setzten ihr Kriegszug in Brand, hinabgeworfene Gefäße, mit Schwefel und kochendem Oele angefüllt, vermehrten die Glut, und durch unaufhörliches Gießen von Wasser, durch Anstrengungen aller Art konnte man die Gefahren nicht besiegen, sondern kaum hemmen. So verging der erste Tag, ohne Entscheidung, und nur ein Umstand erhöhte den Muth der Christen: daß die Saracenen, ungeachtet aller Bemühungen, nicht im Stande waren, ein heiliges Kreuz zu verletzen, welches man auf dem Thurne Gottfrieds von Bouillon errichtet hatte. Die Nacht verfloß in gegenseitiger Furcht eines Ueberfalles, und die Wachen wurden verdoppelt; wenigen aber war es gegeben, sich nach solcher Anstrengung und in der nahen Aussicht auf größere Thaten durch ruhigen Schlaf zu stärken.

Auch erneute sich mit der Morgenröthe der Kampf, heftiger noch als am vergangenen Tage: denn die Christen waren erbittert, daß ihre früheren Hoffnungen getäuscht worden, und die Saracenen ahneten ihr Schicksal im Fall der Eroberung Jerusalems. Deshalb beschlugen die Letzten einen ungeheuren Balken ringsum mit Nägeln und eisernen Haken, befestigten zwischen diesen Berg, Stroh und andere brennbare Dinge, gossen Pech, Del und Wachs darüber hin, steckten alles an mehreren Stellen zugleich in Brand, und warfen dann den Balken mit ungeheurer Anstrengung zum Thurne des Herzogs von Lothringen. Schnell wollten ihn die Christen hinwegziehen, allein es mißlang, weil die Belagerten eine starke Kette um dessen Mitte geschlungen hatten und ihn fest hielten. Da hoffte man wenigstens die Flammen zu löschen, welche gewaltig um sich griffen und alle Werkzeuge der Pilger zu zerstören drohten; aber kein Wasser minderte die Glut, und erst durch den, glücklicherweise für solche Fälle herbeigeschafften Essig wurde der Brand gehemmt. So dauerte das Gefecht schon sieben Stunden ohne Erfolg und viele Christen wichen ermüdet zurück. Der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern verzweifelten an einem glücklichen Ausgange und riefen zur Rastung bis auf den folgenden Tag; der Herzog von Lothringen hielt nur mit Mühe seine Mannschaft beisammen und die Belagerten freuten sich schon der Errettung; da winkte ein Ritter vom Delberge her mit leuchtendem Schilde gegen

die Stadt. „Seht ihr,“ rief der Herzog, „seht ihr das himmlische Zeichen, gewahrt ihr den höheren Beistand?“ Und alle drangen rastlos wieder vorwärts; selbst Kranke, selbst Weiber ergriffen die Waffen, um die heilbringenden Gefahren zu theilen. In demselben Augenblicke warf das Geschütz der Franken mit furchtbarer Gewalt die größten Steine über die Mauern, und weil alle andere Mittel fruchtlos blieben, so wollten die Belagerten durch Zauberei dagegen wirken; aber ein Stein tödtete die beiden herangerufenen Beschwörerinnen, nebst dreien Mädchen, welche sie begleitet hatten: und dies galt den Pilgern für ein zweites Zeichen des Himmels. Binnen einer Stunde war die äußere Mauer gebrochen, der Boden geebnet und des Herzogs Thurm der inneren Mauer genähert. Alle Säcke, Balken, Stroh, Flechtwerk oder was die Belagerten sonst zum Schutze der Mauer aufgehängt hatten, ward in Brand gesteckt; der Nordwind trieb mit Heftigkeit den Rauch und die Flammen gegen die Stadt, und geblendet und fast erstickt wichen alle Vertheidiger. In höchster Eil ließen die Pilger jetzt jene Fallbrücke vom Thurne des Herzogs auf die Mauer nieder und stützten sie mit Balken: zwei Brüder aus Flandern, Rudolf und Engelbert, betraten aus dem mittleren Stockwerke des Thurmes zuerst die Mauern; ihnen folgten, aus dem oberen Stockwerke herbeieilend, Herzog Gottfried und Eustathius sein Bruder, dann viele Ritter und geringere Pilger. Man sprengte das Stephansthor, und mit dem Rufe: „Gott will es, Gott hilft uns!“ stürzten die Christen unaufhaltsam in die Straßen.

Unterdessen war der Graf von Toulouse, an der anderen Seite der Stadt, auf das Aeußerste bedrängt und sein Thurm so beschädigt worden, daß ihn Keiner mehr zu besteigen wagte. In diesem Augenblicke der höchsten Gefahr erhielten aber die Türken Nachricht von dem Siege des Herzogs, und schnell versprachen sie dem Grafen die Uebergabe des Thurmes David gegen künftige Lösung und sicheres Geleit bis Askalon. Raimund bewilligte ihre Forderungen, erfuhr aber später wegen dieser löblichen Milde den ungerechten Tadel der Kreuzfahrer. Mit solcher Eil drangen nunmehr auch die Provenzalen in die Stadt, daß sechszeu von ihnen im Thore erdrückt wurden. Unkundig der Straßen, gelangte Tankred sechzend bis zur Kirche des heiligen Grabes, hörte erstaunt das „Herr, erbarm dich unser!“ singen, fand hier die jerusalemischen Christen versammelt, und gab ihnen eine Wache zum Schutze gegen etwaige Anfälle der Saracenen. Aber schon retteten sich diese fliehend von den Straßen in die Häuser, vor allem an zehntausend in den Tempel und dessen von Mauern eingeschlossenen Bezirk. Auch dahin drangen die Christen. „Alle sind Frevler und Heilighumschänder, kein einziger werde verschont!“ so riefen das Volk, die Fürsten und die Geistlichen;

und man meßelte, bis das Blut die Treppen des Tempels hinabrieselte, bis der Dunst der Leichname selbst die Sieger betäubte und forttrieb. Doch bemächtigten sie sich vorher mit gieriger Hast der großen Tempelschätze, welche einen dauernden Reichtum hätten begründen können, wenn gewaltsamen Erwerbern das Geschick des Erhaltens nicht allemal, zur Strafe ihrer Frevel, versagt wäre.

Von dem Tempel eilte man zur Synagoge, wohin sich die Juden gerettet hatten; sie wurden verbrannt. Aufgehäuft lagen jetzt die Leichen selbst in den abgelegenen Straßen, schrecklich war das Geschrei der Verwundeten, furchtbar der Anblick der einzelnen, zerstreut umhergeworfenen menschlichen Glieder; dennoch lehrte höhere Bestimmung noch immer nicht zurück! Es war schon früher zur Wehrung der Grausamkeit und des Eigennutzes der Grundsatze angenommen und vor der Eroberung Jerusalems nochmals ausdrücklich bestätigt worden: daß jeder eigenthümlich behalten sollte, was er in Besitz nähme. Deshalb theilten sich die Kreuzfahrer nach Auseinandersetzung der größeren Massen ihrer Feinde in einzelne kleinere Raubhorden. Kein Haus blieb unbrochen, Greise und Weiber, Hausgesinde und Kinder wurden nicht bloß getödtet, sondern mit wilder Grausamkeit verhöhnt oder gemartert. Man zwang einige von den Thürmen hinabzuspringen; man warf andere zu den Fenstern hinaus, daß sie mit gebrochenem Genick auf der Straße lagen; man riß die Kinder von den Brüsten der Mütter und schleuderte sie gegen die Wände oder Thürpfosten, daß das Gehirn umherspritzte; man verbrannte mehrere an langsamem Feuer; man schnitt anderen mit wilder Gier den Leib auf, um zu sehen, ob sie nicht Gold oder andere Kostbarkeiten, der Rettung wegen, verschluckt hätten. Von 40,000, oder wie morgenländische Geschichtschreiber melden, von 70,000 Saracenen blieben nicht so viele am Leben, als erforderlich waren, ihre Glaubensgenossen zu beerdigen. Arme Christen mußten nachher bei diesem Geschäfte Hilfe leisten, und viele Leichname wurden verbrannt, theils damit sich nicht bei längerer Zögerung ansteckende Krankheiten erzeugen möchten, theils weil man hoffte, selbst in der Asche noch Kostbarkeiten aufzufinden.

Endlich war nichts mehr zu morden und zu plündern; da reigten sich die Pilger vom Blute, entlöschten Haupt und Füße, und zogen unter Lobgesängen zur Leidens- und Auferstehungskirche. Feierlich wurden sie hier von den Geistlichen empfangen, welche mit tiefer Rührung für die Lösung aus der Gewalt der Ungläubigen dankten, keinen aber mehr erhuben als Peter den Einsiedler, weil dieser ihnen vor fünf Jahren Hilfe zugesichert und sein Wort gehalten hatte. Alle Pilger weinten vor Freuden, konnten sich nicht satt sehen an den heiligen Stätten, wollten jegliches berühren, und beichteten ihre Sünden und gelobten Besserung mit lauter Stimme.

So feurig war der Glaube, daß viele nachher beschwuren, sie hätten Gestalten der, in früheren Schlachten umgekommenen Brüder neben sich wandeln gesehen, ja der Bischof Ademar von Puy habe einem erstaunt Fragenden geantwortet: nicht er allein, sondern alle verstorbenen Kreuzfahrer wären auferstanden, um an dem Kampfe und an den Freuden des Sieges Theil zu nehmen. Der Himmel sei allen erworben, Gott sei allen gnädig für das große Werk: das war die feste Ueberzeugung, die unwandelbare Hoffnung!

So ward Jerusalem erobert am neun und dreißigsten Tage der Umlagerung, am 15. Juli des Jahres 1099. Des Tags darauf wurden, aller Gegenbemühungen Tankreds ungeachtet, diejenigen niedergehauen, welche sich auf das Dach des Tempels geflüchtet hatten, und drei Tage nachher fasten die Pilger den einstimmigen Beschluß: alle noch geretteten Saracenen, — jährige Kinder nicht ausgenommen, — umzubringen, damit sie ihnen bei der Annäherung eines ägyptischen Heeres keine Gefahr bereiten möchten, und die an den Heilighümern begangenen Frevel vollständig gerächt würden!

Ohne Schwierigkeit lassen sich die vielfachen Absichten, die verschiedenen Bestimmungen bei Unternehmung der Kreuzzüge erklären, und alle rechtfertigen sich leicht für den Geschichtschreiber: wenn aber die ärgsten Gräuel sich unmittelbar neben tiefer Demuth und Himmels Hoffnung stellen, so tritt der Zwiespalt des menschlichen Gemüthes auf eine furchtbar schreckende Weise heraus, und das Göttliche scheint vom Teufelischen, wo nicht überwunden, doch unauf löslich verstrickt zu sein. Aber mit dem tiefen Gefühle der Nothwendigkeit einer Erlösung vom Bösen stellen sich auch schon die Kräfte wieder ein, sie unter dem Beistande Gottes zu beginnen.

Bei der Uebernahme des Gelübdes hatten die meisten, wo nicht alle, die Befreiung Jerusalems und des heiligen Grabes als Hauptzweck des ganzen Unternehmens betrachtet; deshalb konnte über die Art und Richtung des Zuges kein erheblicher Zweifel entstehen, und ohne höhere Kriegskunst genügte die allgemeine Einigkeit und Tapferkeit der einzelnen wie der Fürsten, um diesem Kreuzzuge unter Leitung mehrerer einen glücklicheren Erfolg zu verschaffen, als bei veränderten Umständen den späteren Kreuzzügen unter der Leitung von Königen und Kaisern. Wenn aber die christliche Herrschaft im Morgenlande nicht eine bloß vorübergehende Erscheinung werden sollte, so mußte nimmehr eine feste Verwaltung und bestimmtere Leitung der sich zersplitternden Kräfte eintreten. Denn Jerusalem war noch rings von mächtigen Feinden umgeben, und das grausame Verfahren der Christen machte sie bei allen Bewohnern des Landes so verhaßt, daß diesen eine gleiche Unduldsamkeit gerechtfertigt erschien. Viele von den Pilgern dachten indeß schon an die Rückkehr,

oder wollten eine unbegrenzte Willkür nicht aufgeben, welche anfangs durch den Schein der Selbständigkeit täuscht, nach kurzer Zeit aber, — eine stete Folge der Vereinzelung, — mit dem Untergange des einzelnen und des Staates endigt.

Was früher als ein unzeitiger Vorschlag nicht zur Ausführung kam, das erschien den Fürsten nunmehr durchaus nöthig, nämlich die Wahl eines Oberhauptes; nur der Bischof von Matera in Kalabrien und Arnulf, der schon erwähnte Verächter der heiligen Lanze von Antiochien, waren diesem Plane schlechtthin abgeneigt. — Nachdem man von Rom aus die allgemeine Unterwerfung der weltlichen Herrschaft unter die geistliche nicht ohne Erfolg behauptet hatte, so erschien die Uebertragung dieser Lehre auf den im Morgenlande zu gründenden Staat leicht und natürlich. Die ganze Unternehmung des Kreuzzuges hatte ja, laut der öffentlichen Erklärung, ein geistliches Ziel; — und es sollte nicht unwürdig sein, wenn in Jerusalem, der Heimat Jesu Christi, weltliche Pracht und Herrschaft die Oberhand gewönne? nicht verwerflich, wenn in dem allein hochheiligen Lande keine heiligere Regierung als in anderen Ländern eintrete? — Von diesen Gesinnungen durchdrungen ging Arnulf, an der Spitze der Geistlichen, zu den versammelten Fürsten und erklärte: „der Vorsatz, dem Staate ein weltliches Oberhaupt zu geben, erscheine allerdings löblich; da aber der Patriarch von Jerusalem während der Belagerung dieser Stadt in Cypern gestorben sei, so müsse eine neue Wahl sogleich Statt finden, und ehe man nicht dieses nothwendigste, wichtigste und heiligste Geschäft vollzogen habe, würden sie die Beschlüsse über jene geringfügigeren, weltlichen Angelegenheiten für nichtig achten.“

Die Fürsten nahmen aber keine Rücksicht auf diesen Einspruch: denn ihnen stände das Recht und die Gewalt zu, ohne Theilnahme der Geistlichen einen weltlichen Herrscher zu ernennen; keineswegs aber, — so lehrten sie die eigenen Waffen wider ihre Gegner, — dürften die Bischöfe, ohne des Papstes Bewilligung und Entscheidung, einen Patriarchen wählen. Außerdem gaben die Geistlichen durch ihren Wandel den Fürsten Veranlassung zu strengem Tadel, welchen sogar der größere Haufe als gerecht anerkannte. Nach dem Tode der Bischöfe von Bay und Orange war nämlich die Zucht von den meisten gewichen und Arnulf, wegen der, in jener Zeit seltenen Gelehrsamkeit und Kunst der Rede jest der angesehenste unter ihnen, hatte andererseits durch seine freien Sitten Spottlieder veranlaßt, die der Pöbel verhöhrend absang.

Bei der Königswahl sollten aber, nach dem Willen der Fürsten, nicht bloß diejenigen Eigenschaften den Ausschlag geben, welche als die glänzenderen auf dem langen gemeinsamen Zuge jedem bekannt geworden, sondern auch solche, welche zwar für die Wohlfahrt der

Völker höchst wichtig sind, allein selten in dem öffentlichen Leben unmittelbar kund werden. Deshalb vernahm man eidllich die Diener und Hausgenossen aller Fürsten über deren Sitten und häuslichen Wandel. Da erzählten des Grafen Raimund Diener manches Nachtheilige von ihm; doch wurde behauptet, daß sie, aus Furcht, länger von der Heimat entfernt zu bleiben, wenn er König würde, arglistig die Beschuldigungen erfunden hätten. Der schon bejahrte Graf theilte indeß entweder ihre Gesinnungen, oder wollte sich nicht der Gefahr des Abweisens aussetzen, und erklärte deshalb öffentlich: er wolle nicht König werden in Jerusalem. Auch Robert von der Normandie trachtete keineswegs nach dieser Würde; ihm erschien sein Erbtheil wichtiger, und er fürchtete Anstrengung und Gefahr.

Die Diener Herzog Gottfrieds von Lothringen sagten dagegen aus: unter allen Handlungen ihres Herrn scheine ihnen nur eine unverständlich: daß er nämlich selbst nach Beendigung des Gottesdienstes noch in der Kirche verweile, und die Kundigen über jedes Gemälde und jede heilige Geschichte so lange befrage, bis diese nicht minder als die Diener selbst Ueberdruß und Ungeduld ergreife. Das zur bestimmten Stunde bereitete Essen werde mittlerweile leider kalt und geschmacklos.

Zu diesem Tadel, der den Wählern als großes Lob erschien, gesellte sich die Erinnerung, daß Gottfried allein bei der Einnahme von Jerusalem weniger Theil genommen hatte an der wilden Grausamkeit. Auch besaß keiner wie er das Geschick, Franzosen und Deutsche, die sich bald im Scherze, bald im Ernste als Widersacher zeigten, zu gewinnen, auszuföhnen und zu lenken: denn an den Grenzen beider Reiche geboren und erzogen, gehörte er gewissermaßen beiden Völkern an, und kannte die Sprache beider. Aus solchen Gründen, um öffentlicher und häuslicher Tugenden willen, wählte man am 22. Juli 1099 einstimmig den Herzog Gottfried von Lothringen zum Könige von Jerusalem. Lobgesänge wurden hierauf in der Kirche des heiligen Grabes angestimmt, aber eine feierliche Salbung und Krönung fand nicht Statt: denn der Herzog weigerte sich an dem Orte, welcher zur tiefsten Demuth verweise, wo man dem Könige der Ehren, dem Herrn des Himmels nur Dornen um die Schläfe gewunden habe, anmaßlich Zeichen und Titel irdischer Größe anzunehmen. Deshalb haben Viele, nur das Zeichen würdigend, Gottfried nicht den Königen von Jerusalem beigezählt.

So wurde, ungeachtet der Widersprüche Arnulfs und seiner Partei, ein weltliches Oberhaupt erwählt; nunmehr aber gelang es jenen, dem Volke auch die dringende Nothwendigkeit der Ernennung eines geistlichen Oberhauptes darzutun, und die Fürsten hatten

theils keine genügenden Gründe zum Widersprechen, theils unterstützten sogar einige, wie z. B. Robert von der Normandie, jene Pläne Arnulfs. Deshalb ernannte man diesen, bis die Wahl eines Patriarchen einträte, zum Kanzler der jerusalemischen Kirche und zum Aufseher der Heiligtümer und Armenanstalten; später aber wußte er alle Rechte und Geschäfte des Patriarchen, und zuletzt auch diesen Titel zu gewinnen. — Uebrigens wirkte Gottfried, seiner Eigenthümlichkeit gemäß, sehr thätig für geistliche Einrichtungen: Pfründen wurden gegründet, Stiften erwählt und den Mönchen, welche dem Kreuzzuge beigewohnt hatten, eine ansehnliche Niederlassung im Thale Josaphat bewilligt.

Noch größere und allgemeinere Freude verursachte die Auffindung eines Theiles vom heiligen Kreuze, welches ein christlicher Bewohner noch zur Zeit saracenischer Herrschaft in ein zweites vergoldetes Kreuz gefaßt und verborgen hatte. Beide wurden feierlich in der Kirche des heiligen Grabes aufgestellt.

Ueber diese geistlichen Einrichtungen vernachlässigte man keineswegs die Sorge für die äußere Sicherheit, sondern Wachen wurden nach allen Seiten ausgestellt, und Gottfried verlangte vom Grafen Raimund die Uebergabe des Thurmes David: weil es unschicklich sei, daß ein anderer als der König die Burg in der Königsstadt besitze. Der Graf aber, welcher heimlich zürnte, daß die Fürsten nicht, seiner Erwartung gemäß, mehr in ihn gedungen hatten, die Königswürde anzunehmen, oder ungeduldig war, daß ein Befehl des neuen Herrschers so schnell auch an ihn ergehe, gab zur Antwort: mit dem Frühjahr verlasse er und die Seinen das heilige Land, dann solle die Uebergabe Statt finden. Gottfried beharrte dagegen mit folchem Eifer auf seiner Forderung, daß der Graf, von den übrigen Fürsten beredet, die Burg bis zu weiterer Entscheidung dem Bischöfe von Albano in Gewahrsam übergab; allein bald nachher war sie dennoch ohne weitere Prüfung oder Entscheidung in den Händen des Königs, und der Bischof äußerte: Niemand könne der Uebermacht widerstehn! Graf Raimund verließ hierauf Jerusalem im Zorne, und pilgerte zum Jordan.

Die Eroberung der, auch den Muhamedanern heiligen Stadt hatte unter diesen so allgemeinen Schrecken und so große Theilnahme veranlaßt, daß selbst viele sunnitische Türken zu dem Heere eilten, welches der ägyptische Chalif Mosta zur Wiedereroberung Palästina's sammelte. Erst als dieses schon bis Askalon vorgezogen war, erhielt man hierüber bestimmte Nachrichten in Jerusalem. Da wandten sich die Fürsten und das Volk vor Allem zu Gebet und Gebet: der Herr möge sie nicht überantworten in die Hände ungläubiger Feinde, und das Heiligthum nicht Spöttern und Verächtern übergeben. Hierauf eilten Gottfried und der Graf

von Flandern gen Ramla, um nähere Kunde einzuziehen: weil manche Häupter noch immer wähten, die Nachricht sei bloß erfunden, um sie länger in Palästina zurückzuhalten, oder den Befehlen des neuen Herrschers geneigter zu machen. Als aber jene Nachrichten nicht allein von den Rundschaftern bestätigt, sondern auch noch dahin vermehrt wurden: daß auch eine, mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen versehene ägyptische Flotte herbeisegele, und Asdal, der Bezier, geschworen habe: er wolle die fränkische Macht vernichten oder sterben; — so brachen alle Christen, welche Waffen tragen konnten, auf, und zwar zogen die Grafen von der Normandie und Toulouse von Jerusalem, Tankred und Eustathius dagegen von Neapolis her, gen Jbelim. Am ersten Tage ordneten die Christen ihr Lager zwischen Joppe und Askalon und versprachen feierlich, vor dem vollständigen Siege schlechterdings nicht zu plündern; am anderen Morgen sahen sie in der Ferne einen gewaltigen Staub aufsteigen, vermutheten die Ankunft der Feinde und stellten sich in Schlachordnung. Bald aber zeigte sich, daß unzählige Pferde, Ochsen und Kameele, welche von wenigen Hirten geführt und durch wenige Reiter beschützt waren, den Staub erregten. Sie fielen den Kreuzfahrern in die Hände, und nicht minder willkommen als diese Beute waren die Aussagen der gefangenen Hirten und Reiter, über die Stellung, die Absichten und die Anzahl der Feinde. Diese betrug, nach den geringeren Angaben, 100,000 Reiter und 40,000 Fußgänger; wogegen sich, nach der Angabe König Gottfrieds, nur 5000 Reiter und 15,000 Fußgänger im christlichen Heere befanden. Aber ungeachtet dieses abschreckenden Mißverhältnisses der Zahl zogen die Pilger am folgenden Tage in Schlachordnung muthig vorwärts; Gottfried führte den linken, der Graf von Toulouse den rechten an's Meer gelehnten Flügel; in der Mitte standen die Grafen von der Normandie und von Flandern, Eustathius und Tankred.

Der ägyptische Feldherr hatte auf keine Weise glauben wollen, daß die Christen gegen seine Uebermacht ein offenes Treffen wagen würden; daher überraschte ihn ihr heftiger Angriff, er überraschte alle Befehlshaber und alle seine, ohnedies nicht sehr muthigen Untergebenen. Denn ein ägyptisches Heer jener Zeit konnte sich in Hinsicht der Übung, Bewaffnung und des Muthes mit den Kreuzfahrern nicht vergleichen, welche überdies wußten, wie viel von dem Ausgange dieser Schlacht abhing. Mit unwiderstehlicher Gewalt drängen sie bis zum feindlichen Lager, überließen sich aber hier, des Verbotes uneingedenk, voreilig der Plünderung und wurden deshalb von den umkehrenden, die Verwirrung benutzenden Saracenen, zurückgeworfen und in die höchste Gefahr gebracht. Da rettete des Königs persönliche Tapferkeit, denn er socht hinzueilend an

der Spitze der Muthigsten; es rettete seine Klugheit, denn man trieb auf seinen Befehl die, am vorigen Tage erbeuteten Heerden aus der Ferne herzu, und so wie der aufsteigende Staub die Christen getäuscht hatte, so erschreckte er jetzt die Saracenen. Den Angriff eines zweiten zahlreicheren Pilgerheeres fürchtend, ergriffen alle die Flucht, und viele wurden in's Meer gesprengt, viele im Gedränge vor den Thoren Askalon's erschlagen; andere endlich, welche sich auf Bäumen zu verbergen suchten, wurden mit Pfeilen herabgeschossen. Der Graf von der Normandie erbeutete die Hauptfahne der Aegypter, und jeder von den übrigen Fürsten hatte bedeutenden Antheil am Siege; doch gestanden Alle dem Könige den ersten Preis zu. Durch diese Schlacht bei Askalon, gewonnen am 12. August 1099, retteten die Christen ihr jugendliches Reich von der größten Gefahr: denn in dem Fall einer Niederlage wären unfehlbar von allen Seiten Feinde auf sie eingebrochen, zu Lande blieb ihnen kein Ausweg, und die ägyptische Flotte beherrschte das Meer. Erst nach jener Schlacht lehrte diese, ohne weitere Unternehmung, in ihre Heimat zurück. So wie Korboga durch unbegreifliche Käuflichkeit die Rettung Antiochiens versäumte, so Sultan Moska bei lange kundbarer Gefahr die Rettung Jerusalems. Nachdem diese beiden wichtigen Städte und so viele Mithreiter gefallen waren, mußten die später gewagten Schlachten schon als halb verloren erscheinen.

Raimund von Toulouse, hochangesehen bei den Saracenen, weil er der Besatzung der Burg Davids ohne Mordlust freien Abzug bewilligt hatte, verhandelte jetzt mit den Bewohnern Askalon's; und als er eidlich versprach, die Stadt keinem Andern zu überantworten, wenn er nicht selber ihr Herr werden könne oder wolle, so waren sie zur Aufnahme seiner Mannschaft bereit. In diesem Augenblicke erschien aber Gottfried und verlangte den Besitz Askalon's für das Reich Jerusalem; worauf Raimund an seine großen Aufopferungen und seine Verdienste um die Kreuzfahrer erinnerte, und darauf aufmerksam machte: daß man ihm, weil er nicht wieder nach Europa zurückkehren wolle, nothwendig eine sichere Bestimmung bewilligen müsse, von welcher er jedoch dem Könige den Lehnseid zu leisten bereit sei. Allein Gottfried, welcher durchaus keine schwächende Zerstückelung des neuen Reiches zugeben wollte, wies alle seine Gründe und vermittelnde Vorschläge der Fürsten mit großer Strenge ab; worauf Raimund die Askaloniten nicht bloß, seinem Versprechen gemäß, von ihrem Anerbieten entband, sondern auch zum hartnäckigen Widerstande gegen Gottfried ermunterte, weil er nur wenige Mannschaft bei sich hatte, und die übrigen Fürsten sich bereits zur Rückkehr anschickten. Der König sah bald die Unmöglichkeit ein, Askalon bei diesen Verhältnissen mit Gewalt zu

erobern, und folgte deshalb dem Grafen Raimund nach Assur; aber auch von hier entwich dieser mit den Seinen, und hinterließ den Bewohnern einen gleichen Rath. Darüber zürnte ihm Gottfried auf's Heußerste, und schon war Alles zu innerem Kriege bereit, als die Fürsten durch angestrengte Bemühungen eine Ausöhnung Beider bewirkten, welche indeß schwerlich lange gedauert hätte, wenn nicht Raimund nördlich gen Laodicea gezogen wäre.

Hierdurch wurde die christliche Macht in der Gegend von Jerusalem allerdings sehr geschwächt, und um so mehr geschwächt, weil Robert von Flandern und Robert von der Normandie, der Heimkehr gedenkend, den Grafen begleiteten. Doch schreckte Gottfried selbst mit der geringen ihm gebliebenen Macht, die Bürger von Arsuf so sehr, daß sie ein Bündniß eingingen, Zins versprachen und Geißeln stellten; wogegen man ihnen, als Pfand der christlichen Versprechungen, Gerhard von Avennes, einen edlen Ritter, übergab. Bald nachher entwichen aber heimlich jene türkischen Geißeln, und nun verweigerten die Bewohner alle ausbedungenen Steuern; sie rüsteten sich zur Vertheidigung der Stadt, welche Gottfried so gleich mit 3000 Christen umlagerte. Um diese neue Gefahr abzuwenden, banden die Bewohner von Arsuf Gerhard von Avennes an einen Mastbaum, und richteten diesen auf der Mauer in die Höhe. Schon wädhnten die Pilger, ihr Mitbruder sei den Tod des Kreuzes gestorben, als seine Stimme flehend erscholl: Gottfried möge seines früheren Gehorsams gedenken und ihn nicht den Feinden überlassen zu schrecklichen Martern. Der König aber erwiderte: „Gerhard, ich kann mich deiner nicht erbarmen, und wärest du mein eigener Bruder; ich kann nicht Alle von der Rache abhalten, welche sie der Stadt geschworen haben. Es ist besser, du stirbst allein den Tod der Märtyrer zu ewigem Leben, als daß durch die feindlichen Bewohner auf lange Zeit vielen Pilgern Verderben bereitet werde!“

Sobald Gerhard sah, welch Schicksal ihn unabänderlich erwarte, war er gefaßt und ruhig; denn nur das Ungewisse kann kraftvollen Menschen eine Zeitlang die Besonnenheit rauben. Er bat, man möge sein Pferd und seine Rüstung den Brüdern des heiligen Grabes übergeben, damit sie für seine Seele beten möchten; es ward versprochen. Viele Pfeile der Christen trafen nunmehr Gerharden beim heftigen Angriffe; die Bewohner aber, empört und geängstet über solche Härte, wurden desto rastloser in der Vertheidigung. Alle Stürme blieben vergeblich, alles Kriegszug vermochte keine Oeffnung in die Mauern zu brechen, die Zufuhr vom Meere her fand ungehört Statt, und Gottfried sah sich endlich gezwungen, im December 1099, ohne Erfolg nach Jerusalem zurückzukehren. Bäfungen und Reinigungen wurden hier nach Arnulfs Befehlen

angestellt, damit ein Jeder sich von der Schuld an dem Tode Gerhards von Abennes löse.

Unerwartet und ohne eine neue Umlagerung ergaben sich aber die Bewohner von Arsuf im nächsten Frühjahr, weil sie außerhalb der Mauern vor Angriffen nicht sicher waren, und die Hülfe aus Aegypten zu entfernt und zu ungewiß erschien. Selbst Gerharden von Abennes, der nicht an seinen Wunden gestorben war, gaben sie die Freiheit wieder, und er kehrte nach Jerusalem zurück, wo ihn das Volk mit Jubel aufnahm und der König mit reichen Geschenken belohnte.

Mittlerweile langte der Graf von Toulouse mit fast 20,000 rückkehrenden Pilgern bei Laodicea an, welche Stadt Boemund mit Hülfe neu angelkommener Genueser und Pisaner belagerte. Heftig tadelte der Graf das Unternehmen des Fürsten von Antiochien und schalt dessen Behauptung: daß die griechischen Bewohner weder rechtgläubig, noch den Kreuzfahrern günstig gesinnt wären, einen leeren Vorwand, um seine Habsucht damit zu verdecken. Auch der Erzbischof Daimbert von Pisa, welcher vom Papste Paschalis nach dem Tode des Bischofs von Bay zu seinem Bevollmächtigten ernannt und auf der pisanischen Flotte angelangt war, erklärte sich nunmehr gegen die Unternehmung und hemmte hierdurch die Thätigkeit der Pisaner und Genueser. Da söhnte sich Boemund, wie immer klüglich den Umständen nachgebend, mit Raimund aus und hinderte ihn, nach des Erzbischofs Vermittelung, nicht an der Besitznahme der Stadt. Hierauf unternahm er mit diesem und mit Balduin von Cessa, zur Lösung ihres Gelübdes, die Pilgerfahrt nach Jerusalem; und es begleiteten sie fast 26,000 Reiter und Fußgänger, von denen der größere Theil erst später aus Frankreich und Italien in diesen Gegenden angelangt war.

Nach einem, durch die ungünstige Jahreszeit und den Mangel an Lebensmitteln doppelt beschwerlichen Zuge erreichten die Fürsten Jerusalem und ernannten, im Einverständnisse mit dem Könige, den Erzbischof Daimbert zum Patriarchen; es sei nun, weil man ihn für den Tauglichsten hielt, oder weil er Balduin und Boemund durch Geschenke gewann, welche er als Gesandter in Spanien vom Könige Alfons für den Papst Urban angeblich erhalten, aber nicht abgeliefert hatte. Außerdem haßte man Arnulf seiner Herrschsucht und seiner Sitten wegen, und führte an: daß er früher nur die Stelle eines Unterhelfers in der Kirche bekleidet habe und der Sohn eines Priesters sei, was ihn, nach Gregors VII. Bestimmungen, zu allen geistlichen Würden unfähig mache. Arnulf legte gezwungen, oder, wie Einige erzählen, um des Heils der Christenheit willen, freiwillig seine Würde nieder, und man hoffte, es werde zwischen der weltlichen und geistlichen Macht in Jerusalem kein Streit wie-

der eintreten. Allein bald zeigte die Stellung des neuen Patriarchen gegen den König, daß sich mit der Uebernahme einer Würde, eines Berufes, auch die dazu gehörigen Ansichten und Grundsätze ohne Rücksicht auf persönliche Eigenschaften in der Regel entwickeln, ja entwickeln sollen.

Im Jahre 1063 hatte der ägyptische Sultan Mostanser befohlen, daß die Christen in einem bestimmten Viertel der Stadt Jerusalem wohnen und für diesen Theil alle Arbeiten, Befestigungen, Wachen u. s. w. übernehmen sollten. Damals war der erste Geistliche auch der angesehenste Mann unter den Christen; und auf diese frühere Stellung und die allgemeinere kirchliche Ansicht gestützt, behauptete jetzt der neue Patriarch: daß die Ausdehnung christlicher Macht in diesen Gegenden nothwendig die Ausdehnung der geistlichen Herrschaft mit sich führe, und die später entstandene weltliche Macht derselben ohne Zweifel untergeordnet sein müsse. Gottfried und Boemund, denen der Patriarch seine Erhebung verdankte, hatten sich von ihm das Königreich Jerusalem und das Fürstenthum Antiochien übertragen lassen, und dieser, aus geistlicher Gesinnung begangene Staatsfehler schien die Ansprüche Daimberts auf Jerusalem zu bestärken und zu rechtfertigen. Deshalb verglich sich Gottfried, allen Haber lassend, mit ihm dahin: daß nach Vergrößerung des Reiches durch das Erobern mehrerer Städte, oder nach seinem kinderlosen Absterben, Jerusalem mit allem Zubehör dem Patriarchen anheimfallen, der vierte Theil von Joppe ihm aber sogleich übergeben werden solle.

Wie erschien übrigens wechselseitiges Nachgeben und Verträglichkeit nöthiger als jetzt, wo sich, einer Zählung zufolge, in Jerusalem nur 200 Ritter und 2000 dienstfähige Fußgänger befanden und diese Wenigen sogar noch Mangel litten. Dennoch war der Ruhm des Königs und der Pilger so wohl begründet, daß mit den Befehlshabern von Ptolemais, Askalon, Cäsarea, ja mit dem Fürsten von Damaskus Verträge zu Stande kamen, wonach einige Zins versprachen und alle einen freien ungestörten Handel bewilligten. Ohne diese Handelsfreiheit würden die, rings von Feinden umgebenen Christen nothwendig dem Mangel erlegen sein. — Auch arabische Fürsten überbrachten ehrfurchtsvoll dem Könige Geschenke, bezeugten aber zugleich ihre Verwunderung, den Bezwiner so vieler Völker auf einem Strohsacke an der Erde sitzen zu sehn. Er antwortete ihnen: „Warum soll die Erde, welche nach dem Tode die Ruhestätte Aller ist, nicht auch dem Lebendigen dazu dienen?“ Da sprachen jene erstaunt: „Wahrlich, dieser Mann ist geboren, auf daß er die Welt überwinde und alle Völker beherrsche!“ Sie erkannten, wie die Kraft zu großen Thaten in dem Maße wächst, als man den Sinn vom Geringen wegwendet und dem Unbedeutenden keinen

Werth beilegt. — Um einem andern arabischen Fürsten seine Kräfte zu zeigen, durchhieb Gottfried den Hals eines Kameeles mit dem Schwerte; als aber jener den Erfolg bloß aus der Schärfe des Stahles herzuleiten schien, erbat er sich dessen Schwert, und gleich glücklich war die Wiederholung des Streichs.

Von einem so kräftigen Manne versprach man sich eine lange und glückliche Regierung; allein der ungewohnte Himmelsstrich und die großen Anstrengungen untergruben seine Gesundheit, und als er nach Joppe eilte, um den mit einer Flotte angelangten Sohn des Dogen Micheli von Venedig zu bewillkommen, ergriff ihn ein viertägiges Fieber. Zum letzten Male erfreute er sich seines Lebens, empfing große Geschenke, hörte, wie das ganze Abendland seines Ruhmes voll sei, und wurde dann, weil das Geräusch von der Flotte her und das Loben der Soldaten ihn zu sehr beunruhigte, nach Jerusalem zurückgebracht. Alles Flehen der Christen, aller Rath der Aerzte blieb aber auch hier ohne Frucht, und Gottfried starb am 18. Juli 1100; er ward beerdigt in der Kirche des heiligen Grabes und gleichmäßig beweint von Franken, Syrern und Griechen. Seine einfache Grabchrift lautet: „Hier liegt Gottfried von Bouillon, welcher dies ganze Land dem Christenthume gewann; seine Seele ruhe in Christo!“

Konradin, der letzte Hohenstaufe.

Konradin, Friedrich von Oesterreich, Graf Gerhard von Pisa und mehrere Edle flohen [nach der unglücklichen Schlacht bei Tagliacozzo oder Scurcola] nach Rom und hofften, im Angedenken der ihnen vor kurzer Zeit bewiesenen höchsten Theilnahme, hier thätige Hilfe zu finden. Aber obgleich der Statthalter Guido von Montefeltro sie freundlich und ehrenvoll empfing, obgleich Einzelne, deren Schicksal an das ihrige festgeknüpft war, in der alten Gesinnung beharrten: so zeigte doch die immerdar wankelmüthige Menge hier so viel Gleichgültigkeit, dort so viel Furcht, daß man das Aergste erwarten mußte, sobald sich (wie schon verlautete) die Orsini, Savelli und andere früher vertriebene Quelsen, oder gar König Karl der Stadt nähern würde. Deshalb eilte Konradin heimlich mit seinen Freunden nach Astura zum Meere, in der Hoffnung, wo nicht auf geradem Wege, doch über Pisa Sicilien zu erreichen, und von dieser ihm befreundeten Insel aus den Kampf gegen Karl zu erneuen.

Schon waren Alle auf einem Fahrzeuge in die See gestochen,

als der Herr Astura's von dem Geschehenen Nachricht erhielt, und aus Kleidung, Sprache, bemerkten Kostbarkeiten u. s. w. die nahe liegende Folgerung zog: daß die Eingeschiffen angesehenen, von Scurcola her fliehende Personen, mithin auf jeden Fall für ihn eine erwünschte Beute sein müßten. — Darum sandte er eiligst ein Schiff mit stärkerer Bemannung nach, welche, dem erhaltenen Befehle gemäß, verlangte, daß die Fliehenden sogleich zum festen Lande zurückkehren sollten. Groß war deren Schreck; als sie aber auf die Frage: „Wer ist der Herr von Astura?“ zur Antwort erhielten: „Johannes Frangipani!“ — so faßten sie neues Zutrauen; denn Kaiser Friedrich II. hatte fast keine Familie so geehrt und belohnt, wie diese.

Von ihm und seiner Mutter Konstanze erhielt Otto Frangipani, Johanns Großvater, und Emanuel, sein Großvater, die angesehensten Besitzungen im Neapolitanischen, welche auch während der Streitigkeiten mit den Päpsten nicht eingezogen wurden. Dem Vater Johanns und einem Vetter desselben kaufte der Kaiser ihre Güter ab, und gab sie ihnen unentgeltlich als Lehn zurück; er zahlte ihnen ferner große Summen für den Schaden, welchen sie bei Unruhen in Rom erlitten hatten, und haute von seinem Gelde ihre Häuser und Thürme wieder auf. Endlich hatte Johann Frangipani selbst vom Kaiser den Ritterschlag erhalten, wodurch unter ritterlich Gesinnten ein heiliges Verhältniß begründet wurde. — Dieser trostreichen Betrachtung stand andrerseits freilich auch Bedenkliches entgegen: Johanns Großmutter gehörte zur Familie Papst Innocenz III.; nach Kaisers Friedrichs Tode hatte die Familie Innocenz' IV. gehuldigt, und ein Frangipani (dessen mochte sich Friedrich von Oesterreich ängstlich erinnern) sollte ja dessen Oheim, Herzog Friedrich den Streitbaren, mordmörderisch umgebracht haben.

Wohin sich aber auch das Gewicht der Gründe und Gegenstände neigen mochte: es gab keine Wahl; man mußte der Gewalt nachgeben. — Sobald Konradin vor Frangipani gebracht wurde, gab er sich (denn längere Verheimlichung schien fruchtlos, ja nachtheilig) zu erkennen, und forderte ihn, an alle jene Wohlthaten erinnernd, zur Dankbarkeit gegen Friedrichs Enkel und zur Unterstützung des rechtmäßigen Erben von Neapel auf, wofür ihm Belohnungen zu Theil werden sollten, so groß er sie irgend hoffen und wünschen könne. Johannes Frangipani aber folgte dem Beispiele der schlechteren unter seinen Vorfahren, welche, ohne Rücksicht auf Ehre und Tugend, nur um äußerer Vortheile willen, sich bald auf die Seite der Kaiser, bald auf die Seite der Päpste gestellt hatten. Anstatt mit raschem Edelmuth den Unglücklichen aus den Händen seiner Verfolger zu retten, mochte er überlegen: daß Konradin zwar

Viel geben wolle, aber Nichts zu geben habe; König Karl dagegen zwar geizig sei, ihm jedoch bei einer solchen Gelegenheit wohl etwas Bedeutendes abgepreßt werden könne. Vielleicht beruhigte sich Johann auch, — wie so viele Gemüthler, deren Schwäche ihrer Schleichthätigkeit gleichkommt, — mit dem irrigen Wahne: es sei noch immer Zeit, einen freien letzten Entschluß zu fassen. — Schon hatten sich aber mittlerweile Nachrichten vom Geschehenen verbreitet; Robert von Ravenna, Karls Flottenführer, umlagerte herzuweisend das Schloß, in welchem die Gefangenen aufbewahrt wurden, und hoffte, durch dessen Einnahme die wegen des Verlustes der Seeschlacht bei Mesina verlorene Gunst des Königs wiederzuerwerben. In dessen Namen versprach der Anführer einer ebenfalls hierhergesandten Reitereschaar an Frangipani den größten Lohn für rasche Auslieferung Konradins und seiner Gefährten; man bedrohte ihn dagegen mit dem Tode, wenn er Verräther irgend beschülze!

In solchen Wechselfall gesetzt, bedachte sich Frangipani um so weniger, da er die Schande seiner That jetzt mit dem Vorwande erlittener Gewalt zuzudecken hoffte; er schloß eiligst den ehrlosen Handel ab, und übergab die Gefangenen, ohne sichernde Bedingung, für Geld und Gut ihren Verfolgern. Unter Spott und Hohn, einem Verbrecher gleich, ward der Enkel Kaiser Friedrichs durch Campanien in die Hauptstadt seines Reichs geführt. Ihm solle kein Leid geschehen, verkündeten Täuschende oder Getäuschte in König Karls Namen; welche Milde aber von diesem zu hoffen sei, zeigte sein Benehmen in allen Theilen des Reichs.

Nicht bloß Diejenigen, welche öffentlich für Konradin aufgestanden waren, oder die Waffen ergriffen hatten, wurden feindlich behandelt, sondern Jeder, der nur irgend einen Wunsch für ihn ausgesprochen, ein Lob ausgesprochen, einen Zweifel über den Erfolg gehegt, oder mit einem seiner Freunde geredet hatte. Man nahm ferner nicht bloß Vornehme und Anführer um deswillen in Anspruch, sondern die aus Habsucht verhängte Einziehung der Güter ging hinab bis auf Bürger und Bauern, bis zu einem heillosen Wechsel unzähliger Besitzer des Grundeigenthums. Und fast mühte man diejenigen glücklich nennen, die nur mit ihrem Gute, nicht mit ihrer Person blühten. So ließ Karl mehreren Römern, die ihm früher gefolgt waren, jetzt aber in Konradins Heer geschoßen hatten, die Füße abhauen und sie dann (die Folgen der Rundwerdung solcher Grausamkeit fürchtend) in ein Gebäude zusammenbringen und dieses anzünden! —

Der Papst, welcher sich über die Niederlage Konradins im Anzuge mehr gefreut hatte, als der Gerechtigkeit und klugen Voraussicht gemäß war, erkannte gar bald mit Schrecken, daß das neue Glück die alte böse Natur seines Schützlings nicht verändert habe,

und ermahnte ihn daher wiederholt auf eine so würdige als dringende Weise zur Milde und Besserung. Anstatt aber, daß Ermahnungen solcher Art diesen Menschen von seiner verwerflichen Bahn ablenken sollten, bekräftigten sie ihn nur in seinem finstern Frevelmuth, und führten höchstens zu dem boshaften Versuche, Andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es jetzt, müsse aber das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden; deshalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen des Reichs nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sei ein Freveler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige, und, gleich allen seinen Fremden und Mitgefangenen, des Todes schuldig.“ — Als die Richter diese Anklage hörten, erschrakten sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karls eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverbohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches wie menschliches Recht.“ — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Karl, — das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend und seine Behandlung Benevents vergessend — hiergegen ein: daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; — worauf aber Guido ungeschreckt erwiederte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von andern Herren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?“ — Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesimten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei; welches preiswürdige Benehmen den König indeß so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr in verdoppelter Leidenschaft jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte, und, frech jener einzelnen Knechtstimmme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte gleich seinen Unglücksgefährten die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdeß errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später sogenannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradinen alle Herrlichkeit seines Reichs vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Castellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Platte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuvius, und rechts begrenzen den Gesichtskreis die schroffen, zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. Oktober 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Scurcola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker, mit bloßen Füßen und aufgestreiften Ärmeln, schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volkes fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs stieg er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Thätigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubnis der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen, als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen, und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen.“

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafteste Bewegung der Gemüther verkündete; Alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor, und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?“ — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinzugeführt wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; — das Urtheil aber blieb ungeändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung:

„Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhängen?“ Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Tugend und Schönheit der Verurtheilten auf Leben machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel hehend: „Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!“ Jetzt kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!“ Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermesslichem Schmerze so gewaltsam auf, daß Alle anfangen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. — Vergeblich hatte Graf Galvan Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösummsumme geboten; der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größern Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in dessen Armen und dann er selbst getödtet werde. — Nach diesem mordete man noch Mehrere; wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im Allgemeinen findet sich bezeugt, daß über Tausend allmählig auf solche Weise ihr Leben verloren. — Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

Zu all diesen herzerreißenden Thatfachen, die man nach genauester Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch Manches hinzugefügt, was den schönen Sinn Theil-

nehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es zum Beispiel, schoß nach Konradins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhob sich dann aufs Neue. Der Henker ward, damit er sich nicht rühmen könne, solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem Andern niedergestossen. Die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiges Andenken der thränenwerthen Ereignisse, seitdem immer feucht geblieben. Konradins Mutter eilte nach Neapel, ihren Sohn zu lösen, kam aber zu spät, und erhielt bloß die Erlaubniß, eine Kapelle über seinem Grabe zu erbauen; mit welcher Erzählung unvereinbar Andere jedoch wieder berichten, daß die Karthäuser, aus Mitleid oder für Lohn, den Leichnam Konradins nach Deutschland gebracht hätten u. s. w.

So viel ist gewiß, daß eine starke Säule von rothem Porphyry und eine darüber erbaute Kapelle, — mögen sie nun später von reinen Königen oder theilnehmenden Bürgern, oder auf Kosten Elisabeths aufgerichtet worden sein, — Jahrhunderte lang die Blutstelle bezeichneten, bis in unsern, gegen Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgültigen Tagen die Säule weggebracht, die Kapelle zerstört und an ihrer Stelle ein Schenkhäus angelegt wurde!

Geschichte Jakobs I. von England (1603—1625).

Die Geschichte Englands in der zweiten Hälfte des sechzehnten und der ersten des siebzehnten Jahrhunderts zeigt einen scharfen und merkwürdigen Gegensatz. Wenn dort das Ganze durch das Uebergewicht des Geistes und Charakters der Königin Elisabeth Leben und Zusammenhang erhielt, wenn sich fast Alles auf ihre Person bezog und daselbst seinen Mittelpunkt fand, so löset sich dagegen hier, durch den Mangel hervorragender Persönlichkeiten, das Vereinte auf und fällt nach entgegengesetzten Richtungen auseinander. In jeder dieser Richtungen offenbart sich indeß ein so merkwürdiger Reichthum von Gedanken und eine so lehrreiche Folge von Abstufungen und Uebergängen, daß man (abgesehen von dem Umfange der Wirkungen) die Geschichte der englischen Revolution schon deshalb für noch anziehender und mannigfaltiger erklären möchte als die französische, weil diese zum Theil nur als eine Wiederholung dessen erscheint, was dort bereits ausgesprochen und gethan war, und in ihr ferner von vorn herein alles Kirchliche und

Religiöse bei Seite geworfen ward, während es in England überall dem Politischen in den verschiedensten Gestaltungen zur Seite stand. Schreibe uns der Plan unseres Werkes nicht gebieterisch gewisse Grenzen vor, so würden wir dieser ungemein wichtigen Entwicklung neuer Gedanken, Ansichten und Grundsätze über Staat und Kirche, Königthum und Republik, bürgerliche Rechte und Pflichten, Beharren und Fortschreiten u. s. w. mehr Raum gegönnt haben, da man hier nicht willkürlich zusammendrängen kann, wie bei der Erzählung bloß äußerlicher Ereignisse oder erfolgloser Kriege. Weil jedoch die Geschichte der Regierung Jakobs I. weniger inhaltsreich und denkwürdig ist, als die seines Sohnes Karls I., so sei es erlaubt, jene als eine Einleitung für diese zu behandeln und in aller Kürze nur die Hauptfachen, ohne strenge Berücksichtigung der Zeitfolge zu erwähnen: nämlich zuerst Jakobs Thronbesteigung, Persönlichkeit und Regierungsgrundsätze, und hierauf sein Verhältniß zu fremden Staaten, zu Parlament und Kirche.

Die Gründe, welche gegen das Erbrecht der Maria Stuart waren aufgestellt worden, ließen sich zum Theil auch wider Jakob I. anwenden; doch fanden nach dem Tode der Elisabeth die wichtigsten ohne Zweifel keine Anwendung mehr.

In dem vom Parlamente bestätigten Testamente König Heinrichs VIII., welches Viele noch als die Grundlage des englischen Thronerbrechts betrachteten, waren die Nachkommen seiner an den König Jakob VI. von Schottland verheirateten älteren Schwester Margarethe ganz mit Stillschweigen übergangen, und, nach Abgang eigener Nachkommen, die Krone den Erben seiner jüngeren Schwester, der Herzogin Marie Suffolk, zugesprochen. Deren Enkelinnen Katharine Grey und Eleonore, Gräfin von Cumberland, hätten demgemäß für sich und ihre Kinder Ansprüche machen und zugleich hervorheben können: Jakob sei Mariens Sohn, ein Fremder und von verhasstem Stamme. Andererseits erschien diese, durch nichts begründete Ausschließung der älteren Linie nur eine von den vielen Willkürlichkeiten jenes Königs, und Jakob (welcher durch keine eigene Schuld seine Rechte verwirkt hatte) war zweifelsohne der nächste natürliche Erbe. Deshalb gab auch Elisabeth (zur Anordnung der Erbfolge nicht minder berechtigt als Heinrich VIII.) ihre Zustimmung zu seiner Erhebung, und ihr angesehener Minister Cecil war schon früher in geheime Unterhandlungen mit dem Könige von Schottland getreten. Ihm schlossen sich die übrigen Staatsmänner und Hofleute an, kein anderer Thronbewerber trat hervor, und Männer wie Raleigh, Cobham und Andere, welche meinten, man müsse sich gegen den Schotten vor der Krönung durch allerhand Bedingungen sichern, waren als Gegner des Grafen Essex nicht beliebt. Auch hatte Elisabeths lange, gemäßigte Re-

gierung jede Besorgniß vor übertriebenen Ansprüchen eines Königs den Engländern ganz aus den Augen gerückt.

Weil indessen keine Regierung ohne alle Mängel ist und, je länger sie dauert, desto mehr in jeder Veränderung eine Besserung vermuthen läßt, so freuten sich auch Manche, daß England endlich wieder von einem Könige beherrscht werde, der im kräftigsten Lebensalter stehe (er zählte 36 Jahre) und durch mannigfache Erfahrungen besser als die meisten Fürsten zum Herrschen erzogen sei. Hiezu kam, daß jede Partei die ungewisse Zukunft zu eigenem Vortheil deutete, und der besonderen Vorliebe des neuen Königs gewiß zu sein glaubte. So hofften z. B. die Katholiken auf mildere Behandlung und die Puritaner auf Einführung ihrer, zeitlich von Jakob bekannten Lehre in England; die Anhänger des bischöflichen Systems endlich vertrauten darauf, daß ihre kirchlichen Grundsätze mit den politischen des neuen Königs übereinstimmten.

Sobald der König alles Nöthige in Schottland angeordnet hatte, brach er auf von Edinburg nach London, ward überall mit Ehren und Freuden aufgenommen und den 25. Juli 1603, dem Tage des Apostels Jakob, feierlich und auf eine Weise gekrönt, welche von der ehemaligen katholischen wenig abwich. Man kann annehmen (schreibt der französische Gesandte Beaumont an Heinrich IV.), daß Bewegungen bei diesem Thronwechsel verhindert worden sind, durch den großen Gehorsam, welchen die verstorbene Königin über ihre Unterthanen so kluger Weise gegründet und erhalten hat, durch das Beispiel ihrer Gerechtigkeit und Milde und den fast vierundvierzigjährigen Frieden ihrer Regierung, durch das Sinken des verarmten und in Zaum gehaltenen Adels, durch den Reichtum des Verlust fürchtenden Volkes, endlich durch die Schwäche und Uneinigkeit der Katholiken. — Als König Heinrich IV. sagte: „Ich wundere mich, daß mein Bruder drei Königreiche so mühelos erworben hat, während mir Eins so viel zu schaffen machte,“ antwortete der englische Gesandte: „Jakob wundere sich noch mehr, wie Heinrich mit drei Weibern, Margarethe, Gabriele und Marie, fertig geworden sei.“

Diese Ruhe und Zufriedenheit dauerte aber in England nur ungemein kurze Zeit, denn schon sechs Wochen nach dem Tode der Königin Elisabeth schreibt derselbe Gesandte Beaumont: „Die Unzufriedenheit wächst von Tage zu Tage aus verschiedenen Gründen, und verbreitet sich über alle Klassen von Menschen.“

Zusbesondere zeigte der König so viel Vorliebe für die Schotten, daß diese ihren, über die Engländer zufällig gewonnenen Einfluß aus Ehrgeiz und noch mehr aus Eigennutz geltend zu machen suchten. Die Schotten (erzählen mehrere Schriftsteller) verzehren gleich Raupen das Königreich. Es gibt nichts, was sie nicht fordernden und was man ihnen nicht bewilligte; diese goldenen Kälder

anzurichten, kostet mehr, denn alle Kriege der Königin Elisabeth. — Die Eifersucht der Engländer gegen die Schotten (erzählt Beaumont) vermehrt und erhist sich dergestalt, daß daraus wohl einige Flammen hervorbrennen könnten. Denn die letzten sind hungrig, geizig und übereilt; sie benutzen die Gunst des Königs, so lange ihnen dieselbe zu Gebote steht, und suchen sich in allen Aemtern festzusetzen. Die Engländer hingegen wollen um so weniger etwas ihnen Nachtheiliges dulden, da sie meist von des Königs Person schlecht erbaut sind und laut äußern: sie wären in Hinsicht auf seinen Ruf und die von ihm gefasste Meinung betrogen worden. Einem ist sogar das Wort entfahren: man müsse schottische, gleichwie scilicet Vespers halten. — Ungeachtet dieser Unzufriedenheit mißglückte Cobhams und Raleighs erneuter Versuch, Miß Arabella Stuart auf den Thron zu setzen, oder den König durch neue staatsrechtliche Bestimmungen einzuschränken.

So lange zwischen England und Schottland der Gegensatz und Verschiedenheiten so viele fort dauerten, konnte indeß die Vereinigung beider Kronen auf ein Haupt und die Annahme des Titels eines Königs von Großbritannien die Macht und das Glück der Völker nur wenig erhöhen; deshalb entwarf Jakob den Plan einer völligen Einigung und Verschmelzung beider Länder zu einem einzigen Reiche. Den Meisten erschien jedoch das angeblich vereinigende, fast zufällige Erbrecht Jakobs ganz unbedeutend bei dem fort dauernden Gegensatz der Sitten und Gewohnheiten, der kirchlichen Entwicklung und der gesammten Volksthümlichkeit. Engländer wie Schotten forderten und fürchteten zu viel, jeder Theil hielt seine Einrichtungen für allein wichtig und angemessen, und nannte den sichern Verlust größer, als den möglichen Gewinn. Aus diesen Gründen ward der umfassende Plan einer völligen Vereinigung von den Parlamenten verworfen und nur am 11. August 1607 die Erleichterung einiger Nebendinge hinsichtlich des Handels, der Ein- und Ausfuhr, der Grenzsperrn, der Rechtspflege u. dgl. angenommen. Es mußten noch viele Jahre vergehen und viele Vorurtheile und Leidenschaften verschwinden, ehe sich Schotten und Engländer als Glieder eines größeren Ganzen fühlen lernten.

Statt eines kräftigen Königs, sprachen Manche, haben wir eine schwache Königin bekommen und Großbritannien ist kleiner geworden, als England war.

In seiner äußern Erscheinung und seinem Benehmen zeigte sich Jakob I. nichts weniger als würdig und königlich. Von der Schönheit und dem einnehmenden Wesen Mariens hatte er nichts geerbt, und seine nordisch rauhe Aussprache ward dadurch noch unangenehmer, daß seine Zunge für den Mund zu dick war. Auch hinderte sie ihn, mit Anstand und reinlich zu trinken. Sein Gang war

von Natur oder durch Angewöhnung ungeschickt und schwankend, und wenn Elisabeth glaubte, daß Pracht, selbst des Anzugs, ihrer königlichen Würde entsprechen müsse, so verachtete Jakob alles Kleinere dergestalt, daß er z. B. stets denselben Schnitt der Kleider beibehielt und sie erst ablegte, wenn sie ganz zerlumpt waren. Auch für Wissenschaft und Kunst fehlten ihm meist Urtheil und Geschmack, und seine Gelehrsamkeit zeigte er fast immer auf unpassende und pedantische Art. Schmeichler nannten ihn den Salomon seiner Zeit, während Andere schärfer und richtiger bemerkten: sein Geist sei ein Magazin für bedeutungslose Kleinigkeiten und er der weiseste Thor in der Christenheit. Zwar sagte Franz Bacon: „Er besitz die Dreieinheit, welche man dem hochverehrten Hermes im Alterthume beilegte: die Macht und das Glück eines Königs, die Kenntniß und Erleuchtung eines Priesters und die Gelehrsamkeit und Vielseitigkeit eines Philosophen.“ In Wahrheit aber herrschte er nie selbst, eignete sich von dem Priesterlichen nur die damalige Streitsucht und Streitskunst zu, und hielt in der Wissenschaft meist nur fest an dem Einseitigen, Uebertriebenen und Unbrauchbaren. Seine Friedensliebe ruhte wesentlich auf der Furcht, und die nach raschem Zorne zurückkehrende Milde auf phlegmatischer Lässigkeit. Neben übertriebenen Forderungen für die königliche Würde duldete er selbst das Unanständige und ward in seinen Scherzen platt und gemein. Unter dem Scheine der Aufrichtigkeit suchte er oft zu täuschen und ward (wie gewöhnlich) noch öfter durch Heuchler gelenkt und betrogen. Selten gewann wahres Verdienst bei ihm Einfluß, und seine scheinbare Großmuth führte zunächst in kindische, unwillkürliche Verschwendung und dann zu schlechten Mitteln, sich Geld zu verschaffen. Gegen die Weiber war er nicht bloß gleichgültig, sondern grob; während er von seinen Lieblingen in ähnlicher Weise behandelt wurde und sich und ihnen selbst das Anstößige und Ekelhafte erlaubte. Seine Leidenschaft für Jagden und Trinken stand nicht mit kühnem Muthe und geistreicher Geselligkeit in Verbindung, raubte ihm aber nur zu oft Lust und Zeit, auch nur die dringendsten Geschäfte abzumachen.

Jakobs Werke, verschiedenen Inhalts, zeigen mehr Kenntnisse als Urtheil, und mehr Schreibseligkeit als Kenntnisse. Die Auslegung der Offenbarung Johannis richtet sich meist gegen Papst und Katholiken; in der Dämonologie sucht er zu erweisen, daß eine schwarze Kunst möglich und wirklich, also an Hexen, Geistesfesseln, bösen Geistern, Verträgen mit dem Teufel u. dgl. kein Mangel sei. Auch untersucht er ernstlich: weshalb sich der Teufel mehr mit alten Weibern als mit anderen Personen abgebe. Gern könnte man ihm diese Grillen verzeihen, hätte er sie nur nicht zur Anwendung gebracht und eine große Zahl angeblicher Hexen und Zauberer hinrichten lassen.

In seiner Schrift vom Rechte freier Monarchien fordert er einerseits: jeder König solle, wie ein guter Vater, weise und milde regieren; verwirft aber andererseits alle förmlichen Mittel des Staatsrechts, wodurch man solche Weisheit und Milde hervorbringen, oder die entgegengesetzten Eigenschaften reinigen und zähmen will. Mit Recht knüpft Jakob die Lehre von Herrschaft und Obrigkeit theoretisch an eine höhere Quelle und an eine geheiligte Beglaubigung; denn sobald sie dem bloßen Belieben jedes Einzelnen und jedes Augenblicks preisgegeben wird, entweichen Sicherheit, Haltung und Gehorsam. Irrig stellt er aber bloß die Könige unter Gottes unmittelbare Obhut, während doch jede Kreatur in dessen Hand steht und zu einer eigenthümlichen Art des Daseins und der Entwicklung berechtigt ist. Deshalb hat, sowie der König, so auch der Unterthan, eigene unantastbare Rechte, und wenn dort (durch Uebertreibung der Analogie) Allmacht und Unfehlbarkeit für den König in Anspruch genommen wird, entspringt hier (durch natürliche Umkehrung) die gleich bedenkliche Lehre, daß sich in den Weisungen der Massen immerdar Gottes Stimme ausspreche. — Jede Form, jedes Recht, jedes Herkommen (dies behauptete Jakob) habe keine andere Wurzel als sein Belieben, und das gesammte Staatsrecht gelte nur so lange, und in sofern er es nicht aufhebe. Alle Bürgschaften der öffentlichen Verhältnisse bezogen sich hiernach allein auf die Person des Königs; wodurch allmählig die entgegengesetzte Ansicht hervorgetrieben ward, welche (mit irriger Beiseitigung aller persönlichen und liebevollen Verhältnisse zwischen Obrigkeit und Unterthanen) lediglich in den Formen Rettung suchte. Elisabeth sprach (ungeachtet ihrer überlegenen Persönlichkeit) nur von der Liebe und den guten Gefinnungen ihres Volkes; Jakob hingegen redete immer von Furcht, Gehorsam, Unterwerfung und behauptete: es sei Aufruhr, darüber zu streiten, was ein König in der Fülle seiner Macht thun oder nicht thun dürfe. Bisweilen setzte er zwar hinzu: er wollte nicht gegen Gesetz und Vernunft verfahren, — wohl aber wollte er doch allein entscheiden, was gesetzlich und vernünftig sei. — Welche Ansicht man nun auch über jene Theorien haben möge, gewiß verkannte Jakob die Verhältnisse Großbritannien's sowie seine eigene Stellung, wenn er andere Könige und Reiche zum Vorbilde nahm und dem französischen Botschafter sagte: er und Heinrich IV. wären unumschränkt in ihren Reichen und keineswegs von Rath oder Bewilligung ihrer Unterthanen abhängig. — Nicht bloß gegen seine Minister machte Jakob diese Ansichten und Grundsätze eigensinnig geltend, sondern er vertratete ebenfalls seiner Gemahlin, der Königin Anna (einer Schwester König Christians IV. von Dänemark), fast gar keinen Einfluß. Auch ward ihre Neigung, sich in die Geschäfte zu mischen, nicht

durch Ueberlegenheit des Geistes unterstützt, weshalb sie es bei sonstigen Mißverhältnissen zu ihrem Gemahl schon für einen Gewinn halten mußte, wenn er seine Lieblinge mit Rücksicht auf ihre Wünsche auswählte und Geld zu ihren leichtsinnigen Ausgaben anwies. Daß Prinz Heinrich von Wales Anlagen entwickelte und ebenfalls unbedingte Herrschergrundsätze zur Schau trug, gewann ihm nicht (wie man erwarten sollte) die Gunst seines Vaters; vielmehr fürchtete und beargwöhnte ihn dieser und beweinte seinen Tod weniger als das Volk, welches bessere Zeiten von dem Prinzen erwartete.

Unter den Ministern Jakobs war Robert Cecil, Graf von Salisbury, seinem Vater Burghley zwar nicht gleich an Umfang des Geistes und Kraft des Charakters, aber doch allen seinen damaligen Mitbewerbern und Nebenbuhlern weit überlegen durch Milde, Fleiß, Beredsamkeit, Geschäftskennntniß und politischen Ueberblick. Man warf ihm seine frühere Feindschaft gegen Essex und zu große Liebe des Geldes vor; allein Essex bereitete sich selbst den Untergang, und nie hat Eigennutz den Grafen Salisbury so von der rechten Bahn abgelenkt, wie seinen noch geistreicheren Genossen Franz Bacon. Auch war es allerdings sehr schwer unter einem Könige, welcher, wie Jakob, unbedingten Gehorsam, ja Schmeichelei verlangte, ohne falsche Nachgiebigkeit Einfluß zu behalten. Wenn deshalb Cecil den großartigen und heldenmüthigen Charakteren auch nicht beizuzählen ist, dann doch jeden Falls den nützlichen und brauchbaren Staatsmännern. Gewiß wurden die öffentlichen Angelegenheiten nach seinem Tode (er starb 1612) schlechter geleitet als vorher, und der unter Elisabeths ernster Regierung vorherrschende Sinn für strenge Pflichterfüllung und Unbestechlichkeit schwand unter den Staatsbeamten immer mehr.

Selbst ein Mann von den größten Gaben des Geistes, Franz Bacon, ward überführt, er habe allen Gesezen zuwider von den Parteien Geld genommen. Die, welche ihn entschuldigen, sprechen, daß schlechte Wirthschaft und Nachgiebigkeit gegen seiner Diener ihn in's Verderben gelockt, und er um Geldes willen wohl eigentlich keinen ganz ungerechten Anspruch gethan habe; indeß gestand er selbst, daß er sich habe bestechen lassen, und entsagte aller Vertheidigung. Deshalb verlor er seine Stelle, ward aller andern Aemter unwürdig erklärt, in 40,000 Pfund Strafe genommen und zu Gefängniß auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Strafe und Gefängniß erließ ihm der König, aber Bacons Ehre war verloren, niedrige Schmeichelei verschaffte ihm keinen Einfluß wieder, und das Mißverhältniß seines von der Natur so reich begabten Geistes und seines feigen, unwürdigen Charakters hätte ihm bei ernster Selbstprüfung noch größer und verdamnilicher erscheinen sollen, als spätern Be-

urtheilern, die um sonstiger Verdienste willen gern seine sittliche Nichtigkeit übersehen oder entschuldigen möchten.

Ohne solche Lichtseiten erscheinen die eigentlichen Lieblinge des Königs. So Robert Carr, welchen bloß körperliche Schönheit und oberflächliche gesellige Talente empfahlen, während alle ächte Einsicht ihm fehlte und sein Charakter den härtesten Vorwürfen unterliegt. Dehingeachtet erhob ihn Jakob zum Grafen von Somerset, verstattete ihm nach Salisbury's Tode den größten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten, und schenkte ihm, als er die liebliche, von ihrem Manne geschiedene Gräfin Essex heiratete, einer Angabe zufolge, für eine Million Güter. Bei der Hochzeit trug die Gräfin eine Krone, welche man auf 400,000 Thaler schätzte, und auch des rasch bereicherten Grafen Kleider waren mit Edelsteinen übersät; ja Seidenzeug und Silberstoff kosteten ihm für seine Vermählung 40,000 Thaler. Wie die meisten Emporkömmlinge war Somerset anmaßlich und grob, nicht bloß gegen Geringere und Gleichgestellte, sondern selbst gegen den König, welcher sich aus so unwürdiger Sklaverei erst frei machte, als der Graf und seine Gemahlin ihren ehemaligen Freund Overbury vergifteten, hauptsächlich weil er von dieser der Wahrheit gemäß gesprochen hatte. Indes büßten nur die niederen Theilnehmer den Frevel mit dem Tode, jene beiden Haupturheber hingegen wurden begnadigt, und lebten noch lange gefaßt und verachtet.

Ungewarnt durch diese und andere Erfahrungen erkor sich Jakob einen neuen Liebling an Villiers, dem nachmaligen Herzog von Buckingham. Er war so schön als gewandt, tanzte am zierlichsten, lief am raschesten und sprang am höchsten. Er hatte die reichste Kleiderkammer und die meisten Liebschaften, ließ sich zuerst von Menschen in einer Sänfte tragen, und fuhr zuerst in einem mit sechs Pferden bespannten Wagen. Mit Gesang, Tanz, Festen, Aufzügen und Schauspielen wußte er dem Könige die Zeit zu vertreiben und bot, wenn stärkere Reizmittel nöthig schienen, die Hand zu Unanständigkeiten und Gemeinheiten aller Art. Obgleich einerseits so sich selbst preisgebend, war andererseits sein Stolz unbegrenzt, sein Eigennutz ungemäßigt, und selbst der König seinen Launen und Grobheiten ausgesetzt. Geheimnisse schlaun entdecken, mit loser Rede Gegner abfertigen und Hofräufe gar kein durchzuführen, war anfangs seine Lust; allen Schein von Bescheidenheit und Mäßigung legte er indeß ab, sobald er der Gunst des Königs ganz gewiß zu sein glaubte, oder vielmehr seine Herrschaft über ihn fest gegründet hatte. Aufrichtig war Buckingham mehr aus Heftigkeit als aus Wahrheitsliebe, freigebig mehr aus Hang zur Verschwendung als aus Großmuth, Freund oder Feind ohne Wahl, Klugheit und Unterscheidung. Daher gewann er keinen treuen

Anhänger, ja er verstand nicht einmal sich tüchtige Gehülfen zu erziehen. Buckingham besaß nur die geringen Anlagen eines bloßen Hofgünstlings, keine eines ächten Staatsmannes, und leitete doch so lange die öffentlichen Angelegenheiten! Ueberall handelte er ohne Plan und Zusammenhang; ihn leitete kein großes Interesse für das Wohl seines Vaterlandes, er war kein Mann des Volks, kein großer Geist, kein edler Charakter.

Eitelkeit und Anmaßung entzweite ihn mit dem Spanien beherrschenden Olivarez; die Art, wie er der Königin Anna in Paris den Hof machte, verdroß Ludwig XIII., und die geistige Ueberlegenheit Richelieu's glaubte er witzig zurückgewiesen zu haben, wenn er ihn den Admiral des süßen Wassers nannte. Mit Recht schrieb deshalb Camerarius dem Kanzler Drenthierma: so lange Buckingham hier in England regiert, ist nichts Gutes zu erwarten; und Andere sprachen: die Günstlinge sind von Gott zur Züchtigung der Herrscher und der Völker bestimmt, und er bedient sich stets der gottlosesten zu diesem schrecklichen Zwecke.

Daß ein König wie Jakob und Günstlinge wie Somerset und Buckingham nicht im Stande sein würden, in Beziehung auf die fremden Mächte, Elisabeth's würdevolle und einflußreiche Stellung zu behaupten, ließ sich voraussehen. Doch schien im Allgemeinen Englands Aufgabe unverkennbar, nämlich die spanisch-österreichische Uebermacht und die französische Eroberungslust gleichmäßig in Schranken zu halten und die Unabhängigkeit der vereinigten Niederländer zu sichern. Jakobs Ansicht von diesen ward aber schon dadurch ganz unpolitisch, daß er sie, seinen theoretisch abstrakten Grundsätzen gemäß, schlechthin als Empörer betrachtete. Zum Theil in dieser Beziehung schrieb Heinrich IV. seinem Botschafter in London: „König Jakob zeigt sich so leichtsinnig und gedankenlos in seinen Worten und Handlungen, daß man sehr wenig darauf bauen kann. Er verhandelt in Rom, in Spanien und überall, gleichwie mit mir, schließt sich aber in Wahrheit weder offen, noch insgeheim jemand an, setzt sich wegen irgend einer Hoffnung, welche die Seinen ihm erregen, bald so bald anders in Bewegung, prüft aber weder den Grund noch Gehalt der Sache, so daß er sich, wie ich voraussehe, in allen Dingen wird täuschen lassen.“

Jakobs Friedensliebe und die Beendigung des Kriegs wider Spanien mag man im Allgemeinen billigen, bald aber bemerkten alle Nachbarn, daß jene Friedensliebe nicht aus den rechten Gründen entstand, weshalb der französische Gesandte berichtet: „So lange Jakob lebt, wird er unter keiner Veranlassung jemals einen Krieg beginnen, sondern den Frieden selbst durch schlechte unverständige und beschimpfende Mittel zu erhalten suchen. Er haßt den Krieg aus Gewohnheit, aus Grundsatz und von Natur, und will

ihn (nach seinen Worten) meiden wie seine eigene Verdamniß. Denn er ist geboren und erzogen mit einem niedrigen und schwachen Herzen, und bildet sich ein (nach Weise der Fürsten, welche sich der Religion, den Wissenschaften und dem Müßiggange ergeben), er könne nie gegen seinen Willen, durch Pflicht und Gewissen, und aus gewaltigen und gesetzlichen Gründen zum Kriege gezwungen werden. Hierzu kommt, daß er sich wegen seiner Schwäche, Nachlässigkeit und Unerfahrenheit den Geschäften nicht gewachsen fühlt und fern davon hält. Und so glaubt er nun, er könne sie während des Friedens mit weniger Schande Anderen aufladen, seine Fehler leichter verdecken, und seiner Natur gemäß in aller Freiheit der Ruhe und den Vergnügungen leben.“

Niemand benutzte diese Sinnesart geschickter als der spanische Gesandte Gondomar. Er schrieb später an Verma: „Ich habe den König Jakob so in den Schlaf gewiegt, daß weder das Geschrei seiner Tochter und ihrer Kinder, noch die wiederholten Vorstellungen und Bitten seiner Parlamente und Unterthanen ihn aufzuwecken vermögend sind.“ Etwanigen Widerspruch von Staatsbeamten beiseitigte Gondomar durch Geschenke und Jahrgelder, welche anzunehmen damals fast Niemand Bedenken trug. In den Frieden mit England, welcher die Holländer alles englischen Beistandes beraubte, hätte Spanien gern ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß geknüpft, welches jedoch zum Theil deshalb nicht zu Stande kam, weil man fürchtete, jene würden sich dann ganz den Franzosen in die Arme werfen. Erst nachdem Holland 1609 den zwölfjährigen Waffenstillstand mit Spanien abgeschlossen hatte, gewannen alle auswärtigen Verhältnisse eine friedliche Gestalt, und Jakob ahnete nicht, daß die unter großer Pracht am 24. März 1613 vollzogene Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit dem Pfalzgrafen Friedrich ihm neue und größere Sorge bereiten werde. Zunächst freute man sich in England, daß der spanisch-katholische Einfluß hierdurch gemindert, und der König stärker zu den Protestanten hingezogen sei.

Als nun aber Friedrich im Jahre 1618 die böhmische Krone annahm, traten die Wünsche der kriegslustigen Engländer und die Furchtsamkeit des Königs in unlöslichen Widerspruch. Auch konnte Jakob die Gewalt der Begehrlichkeiten und Leidenschaften nicht durch seine allgemeinen Grundsätze mäßigen oder beherrschen. Daher sein Schwanken und ein Benehmen, welches ihn den Vorwürfen aller Parteien aussetzte. Einerseits z. B. erklärte er sich gegen jede Uebertragung von Kronen unter religiösen Vorwänden und durch den Willen des Volks, und andererseits erlaubte er doch Verbungen und Geldsammlungen zum Besten seines Schwiegersohns und im Widerspruch mit seinem den Spaniern gegebenen Versprechen.

Jenen theoretischen Behauptungen trat unter Anderen der Erzbischof Abbot entgegen und sagte: „Friedrich muß die böhmische Krone annehmen und folgen, wohin ihn Gott Schritt vor Schritt führt. Die Könige der Erde, welche ihre Macht dem Thiere gaben, sollen die Hure verlassen und sie in Jammer stürzen.“ Verständlicher als diese apokalyptischen Deutungen waren Spottgedichte und Spottbilder. So führte man in Brüssel eine Pöffe auf, wonach Friedrich unterstützt wurde von Dänemark mit 100,000 Pöfelhäringen, von den Niederlanden mit 100,000 Butterbüchsen, und vom Könige Jakob mit 100,000 Abgesandten. Man stellte diesen dar mit heraushängenden leeren Taschen und mit einem Schwerte an der Seite, was Viele trotz aller Anstrengung nicht herausziehen konnten.

Zugegeben, daß es bedenklich war, Unterthanen im Kriege wider ihren alten Herrscher zu unterstützen, schwierig in Deutschland mit fremder Kriegsmacht aufzutreten, und wünschenswerth durch Unterhandlungen das Ziel zu erreichen, so hätte doch König Jakob nie seine Würde preisgeben und sich in ein verächtliches Licht stellen sollen. Dies geschah (welch ein Abfall von der wahrhaft königlichen Elisabeth), indem er laut eines Berichts des französischen Gesandten, dem spanischen Botschafter Gondomar sagte: „Sie haben Ursach Ihrem Herrn zu schreiben, ich sei ein Verräther, ein gottloser Mann ohne Treu und Glauben. Der Pfalzgraf ist ein abscheulicher Mensch, ein Usurpator; ich gebe Ihnen mein königliches Ehrenwort, daß ich den unriten Fürsten nicht beistehen werde.“ — Und dennoch versprach König Jakob um dieselbe Zeit dem pfälzischen Gesandten das Gegentheil!!

Die Spanier bezahlten den König mit gleicher Münze, was sich am deutlichsten in den langen und langweiligen Verhandlungen zeigt, welche über die Verheirathung des Prinzen Karl von Wales mit der Infantin Marie, der Schwester Philipps IV., gepflogen wurden. Bei der damaligen Stellung der politischen und religiösen Parteien war eine solche ungewöhnliche Verbindung eines protestantischen Thronerben mit einer Prinzessin aus dem ersten katholischen Königshause allerdings von ungemeiner Wichtigkeit, und noch weit darüber hinaus erstreckte sich Hoffnung und Furcht in Hinsicht auf angekündigte, oder stillschweigend vorausgesetzte Zwecke. Jakob glaubte nach seiner eiteln Weise, daß, wenn er durch eine Tochter auf die Protestanten und durch eine Schwiegertochter auf die Katholiken wirkte, so werde er überall als Schiedsrichter auftreten, die Stürme beschwichtigen, den Frieden herbeiführen und seinem Schwiegersohne mit spanischer Zustimmung die Pfalz wieder verschaffen. Die Spanier stellten sich hiezu bereitwillig, um den König von England und seine Unterthanen von kriegerischen Beschlüssen abzuhalten und Zeit zu gewinnen; wenn sie aber auch (was

gar nicht anzunehmen ist) den ernstlichen Willen gehabt hätten, jene politischen Plane zu unterstützen, blieben sie doch bei Oesterreichs und Bayerns beharrlichem Widerspruch außer Stande sie durchzusetzen.

Mehr als die politische trat die religiöse Seite bei den Spaniern in den Vordergrund. Während nämlich eine Partei heftig tadelte, daß man eine rechtgläubige Prinzessin in die Sündenwelt der Keker hinanstößen wolle, betrachtete die andere den Heirathsplan wie eine göttliche Fügung, um dadurch den Katholicismus in England herzustellen und die Verbindung mit Rom wieder anzuknüpfen. Diese untereinander widersprechenden Ansichten und Zwecke, der Wunsch zu täuschen und die Furcht getäuscht zu werden, zogen die Verhandlungen so sehr in die Länge, daß Buckingham, Karls Ungebuld bemerkend, den Plan entwarf: der Prinz solle selbst nach Madrid eilen und ritterlich die Prinzessin gewinnen! Jakobs Bedenken wurden zurückgewiesen, seine Einwilligung fast erzwungen und der spanische förmliche Hof durch des Prinzen Ankunft auf's Aeußerste überrascht. — Dieser Beschluß (ruft der venetianische Gesandte Balazresso aus) ist ein Abgrund unbegreiflicher Wunder, ein Labyrinth ohne Eingang und Ausgang, gebilligt von Niemand, ohne Vorbild in der alten und neuen Geschichte. Er streitet mit dem wahren Interesse des Königs, des Reichs, des Prinzen, Buckingham's. Wenn (wie Einige behaupten) Gondomar sagte: die Heirat werde zu Stande kommen, wenn der Prinz nach Spanien gehe, so wollte er wohl nur die Unmöglichkeit jener Verbindung durch die Unmöglichkeit dieser Reise ausdrücken.

Man behandelte den Prinzen in Madrid mit großer Auszeichnung, so lange man glaubte, er werde katholisch werden, und steigerte hier, wie in Rom, die religiösen Forderungen und Bedingungen immer mehr, weil man glaubte, Karl habe durch seine Uebereilung jeden Rücktritt unmöglich gemacht. Ja Olivarez erklärte rund heraus: „wir müssen annehmen, daß seine Hoheit, als sie die Reise antrat, beschlossen hatten, zu unserer Kirche überzugehen.“ Karl gab in der That sehr Vieles nach, und am 26. November 1623 kam endlich die päpstliche Dispensation in London, jedoch mit dem Zusatz an: sie sei nichtig, sobald nicht alle Punkte erfüllt würden. Allein schon die erste Bedingung: den Katholiken in England Duldung und freie Religionsübung zuzugestehen, war bei der damaligen leidenschaftlichen Sinnesart ganz unausführbar. Obgleich also König Jakob die Heirathspunkte beschwor und ein großes Fest gab, wobei (laut Herkommens) der Nachtiß preisgegeben und Teller und Schüsseln zum Beweise großer Freude zer schlagen wurden, waren doch wesentliche Hindernisse noch unbeseitigt und neue entstanden in Madrid.

Der spanischen Hofordnung gemäß sah Karl die Infantin nur selten und verstohlen, weshalb er (den Liebhaber dem Prinzen voranstellend) einst mit Buckingham über eine Mauer sprang, um sie in ihrem Garten zu sprechen. Dies ward indessen sehr übel bemerkt und Buckingham's vorlautes, selbst den Prinzen nicht schonendes Benehmen von den ernstern Spaniern als unanständig bezeichnet. Noch übler, daß Buckingham sich mit dem in Spanien so mächtigen Olivarez ganz überwarf und ihm in Gegenwart des Prinzen und König Philipps sagte: des letztern Gnade erkenne er auf jede Weise an, dem Minister sei er dagegen weder Dank, noch Freundschaft schuldig. Olivarez antwortete: dies gelte ihm gleich, beharrte aber mit den befragten Theologen dabei: die kirchlichen Punkte müßten vor der Heirat vollzogen und den Katholiken in England so viel Rechte eingeräumt sein, als anderwärts den Protestanten durch Rudolf, Matthias und Heinrich IV. bewilligt worden.

Mit derselben Leidenschaftlichkeit, mit welcher Buckingham früher die Heirat durchsetzen wollte, suchte er dieselbe jetzt zu hintertreiben, kehrte mit Karl nach England zurück, klagte (die dem Prinzen und ihm günstige Stimmung des Volks und Parlaments benutzend) den Grafen Bristol mit Unrecht an, daß er früher die Sache in Madrid schlecht geleitet habe, maß alle Schuld dem spanischen Hofe bei, und setzte durch, daß jede Verbindung mit demselben abgebrochen, ja ihm zuletzt der Krieg erklärt wurde. — Die Spanier (sagt Valarezzo) verachten aber dies Reich als schwach, arm, uneinig, gelenkt von einem furchtsamen Könige und einem unerfahrenen Prinzen; sie spotten ihres Hornes und reden von einem Aufstande der Mäuse gegen die Ratten. So weit war England seit Elisabeth's Regierung und dem glorreichen Jahre 1588 gesunken!

Betrachten wir jetzt die inneren Angelegenheiten, so erscheinen die Mißverhältnisse nicht geringer. Zuvörderst traten die Grundsätze des Königs über seine unbeschränkte Gewalt und die Ansprüche der Parlamente auf Theilnahme an der Regierung in solchen Gegensatz, daß eine Verständigung kaum möglich blieb. Nun ist zwar bemerkt worden: des Königs Despotie sei bloß spekulativer, also sehr unschuldiger Art gewesen, allein der Kampf wider dieselbe war schon um deswillen pflichtmäßig und nothwendig, weil die stillschweigende oder ausdrückliche Anerkennung jener Grundsätze die Tyrannei legalisirt und alle staatsrechtlichen Freiheiten so preisgegeben hätte, daß jeder kraftvollere König sich darauf würde berufen haben. Ferner blieben Jakobs Ansichten keineswegs bloß spekulativ, sondern wurden sehr praktisch, wenn er aus eigener Macht die Berufung des Parlaments unterließ, Stimmrechte verließ, auf die Wahlen den bestimmtesten Einfluß übte, alle Verathun-

gen über Staatsangelegenheiten untersagte, oder doch mißbilligte, und Mitglieder des Parlaments für Aeußerungen verhaften und strafen ließ, welche keineswegs über den Kreis heilsamer Befugnisse hinausgingen.

Nicht unnatürlich gerieth das Parlament (zum Theil durch den König aufgereizt) auch seinerseits in Uebertreibungen und Leidenschaften, und von den Bemühungen, seine bisherigen Rechte zu behaupten, kam es um so eher auf den Gedanken, dieselben zu erweitern, weil Jakob offenbar darauf ausging, sie zu verringern, oder als bloß willkürliche Gaben seiner Gnade zu bezeichnen. Auch kann ja zuletzt in keinem lebendigen Staate die Unverwundlichkeit der Rechte und Verhältnisse als höchstes Ziel der Weisheit und Glückseligkeit aufgestellt werden. Gerade daraus, daß Jakob vom Jahre 1609 bis 1620 (mit Ausnahme einer zweimonatlichen Sitzung im Jahre 1614) kein Parlament berief, und in den dreizehn letzten Jahren seiner Regierung fast gar keine förderlichen Gesetze gegeben wurden, aus diesem thörichten Stillstande erwuchsen großentheils die späteren, desto heftigeren Bewegungen.

Schon mit seinem ersten, am 31. December 1609 aufgelösten Parlamente gerieth Jakob in Streit über Geldbewilligungen, Rechtskraft seiner Proklamationen und Begrenzung seiner geistlichen Gewalt. Bei der Eröffnung des zweiten Parlaments (den 7. April 1614) versprach Jakob (unter tadelnden Hinweisungen auf das Verfahren des ersten Parlaments), er werde seinerseits alles Mögliche thun, und wünsche, daß sie einträchtig wirken und singen möchten *ecce quam bonum*. — Bald aber wandten sich die Dinge wie das erste Mal, weshalb der König, als er sah, daß das Parlament eigene Wünsche und Beschwerden voranstellte, und keineswegs das von ihm Geforderte rasch bewilligte, dasselbe Anfangs Juni überellt auflöste, obgleich dadurch an sechzig bereits eingeleitete Bills unerledigt blieben. Seitdem suchte er mit den gewöhnlichen Einnahmen auszukommen, oder auf Nebenwegen Geld herbeizuschaffen, was große Unzufriedenheit erregte und endlich 1620 zu einer Berufung des dritten Parlaments zwang. In seiner Eröffnungsrede sagte Jakob: er habe ihnen oft gepfiffen, aber sie hätten nicht gelangt, oft getrauert, aber sie hätten nicht mitgeteilt. Jetzt hege er jedoch die besten Hoffnungen für die Zukunft. Hierauf setzte er auseinander, was nach seiner Ansicht das Parlament und dessen Zweck sei, und versprach die protestantische Lehre, ungeachtet des spanischen Heiratsplanes, zu schützen. Er habe die mangelhafte Verwaltung überall gebessert und nur wenig Gelder verlangt und bekommen, obgleich ihm die pfälzischen und böhmischen Angelegenheiten manche Ausgabe verursacht hätten.

Das Parlament bewilligte hierauf eine namhafte Summe, und

erhob gemäßigte Beschwerden über einige Monopole, Entbindung von peinlichen Gesetzen u. dgl. Diese Einigkeit mit dem Könige dauerte indessen auch diesmal nicht lange, vielmehr trieb die Verhaftung eines Parlamentsgliedes und das, wie man glaubte, unzeitige und feindliche Unterbrechen der Sitzung zu härteren Reueßungen über die Föhrung der auswärtigen Angelegenheiten und die Behandlung der Katholiken in England. Ein sich hieran reichender Schriftwechsel endigte damit, daß das Parlament dem Könige zwar für alle Güte und alle Bewilligungen dankte, jedoch folgende Erklärung in die Bücher des Unterhauses eintragen ließ: Die Freiheiten und Rechte des Parlaments sind ein altes, nicht zu bezweifelndes Geburtsrecht und Erbtheil der Engländer, und alle wichtigen und dringenden Angelegenheiten in Staat und Kirche, sowie die Entwurfung von Gesetzen und die Abstellung von Mißbräuchen sind die ganz eigenen Gegenstände der Berathungen und Beschlüsse des Parlaments. Hierüber können die Mitglieder in der ihnen beliebigen Ordnung frei sprechen, und dürfen deshalb nicht zur Untersuchung gezogen werden.

Wegen dieser Erklärung zürnte König Jakob so sehr, daß er dieselbe eigenhändig durchstrich und aus den Büchern des Unterhauses in Gegenwart des ganzen Geheimraths und aller Richter am 30. December 1621 hinwegnehmen ließ. Denn

Erstens sei er nicht gesonnen Herkommen und Rechte zu verkürzen, werde aber eben so wenig eine zweideutige, für die königlichen Rechte bedenkliche Fassung dulden.

Zweitens sei der zu jener Erklärung gewählte Zeitpunkt ganz unpassend, da er eben die Forderungen des Parlaments bewilligt und dasselbe ihm dafür gedankt habe.

Drittens sei dieselbe an einem Nachmittage übereilt durchgetrieben worden, wo kaum ein Drittel der Mitglieder gegenwärtig gewesen wäre.

Acht Tage später, den 6. Januar 1622, löste der König mit Beistimmung seines ganzen Rathes das Parlament auf und machte die Gründe seines Verfahrens bekannt. Sie hätten (hieß es z. B.) ungebührlich von fremden Herrschern gesprochen und Zeit verdorben mit unnützen Untersuchungen über ihre Privilegien und die Rechte des Königs. Obgleich dieser das Parlament aufgelöst habe, gedanke er doch gut zu regieren und bei einer günstigen Gelegenheit ein neues zu berufen. — Manche der kühnsten Sprecher im Ober- und Unterhause wurden bald darauf unter allerhand Vorwänden aus England hinweggeschickt, Andere (wie Orford, Southampton, Cote, Philips, Selden und Pym) auf kürzere oder längere Zeit verhaftet.

Diese Maßregeln hatten aber nur zur Folge, daß der Umfang

der königlichen Rechte immer schärfer untersucht und jeder Bestrafte für einen Märtyrer der guten Sache gehalten wurde.

Zum Theil deshalb eröffnete Jakob sein letztes Parlament am 19. Februar 1623 mit einer vertraulichen Rede, in welcher er die spanischen und pfälzischen Angelegenheiten berührte und vor übertriebenen Untersuchungen und Zweifeln warnte. Er wolle ihnen nicht zu nahe treten, sie möchten aber auch ein Gleiches thun und ihm als einem milden König vertrauen. Das Unterhaus erklärte sich lebhaft gegen die Katholiken, rieth die Verhandlungen über die Heirat einer Infantin abzubringen und bewilligte endlich Geld zu einem Kriege wider Spanien. Katholische Lords, welche sich weigerten, die vorgeschriebenen Eide zu leisten, wurden vom Oberhause ausgeschlossen, wogegen sich die Zahl der Glieder des Unterhauses dadurch erhöhte, daß allmählig 14 Ortschaften durch den König das Recht erhielten, Abgeordnete in das Unterhaus zu senden.

Dieses letzte Parlament Jakobs vernichtete mit königlicher Bewilligung alle Monopole und stellte dabei einen Grundsatz auf, aus welchem größtentheils alle britische Freiheit erwachsen ist, nämlich: daß jeder Engländer thun könne, was er wolle, sobald er dadurch den Rechten seiner Mitbürger nicht zu nahe trete, und daß weder der König, noch ein öffentlicher Beamter, sondern allein das Gesetz diese Freiheit beschränken könne.

Ein allgemeiner Satz dieser Art erlaubte jedoch im Einzelnen verschiedenartige Deutung und Anwendung; wenigstens löste er nicht alle damals hervorkeimenden Zweifel. So glaubte z. B. der König, er dürfe Handelssteuern auflegen, weil er Handelsverträge schließe, und klagte in dem Maße über den Geiz des Parlaments, als dies seine schlechte Wirtschaft und Verschwendung rügte. Jener bemerkte ferner: die Masse der Domänen sei verringert, der Silberwerth sinke und man könne die steigenden Ausgaben nicht mit den alten Einnahmen bestreiten; dieses erwiederte: zu wahrhaft nützlichen Ausgaben werde man das Geld nicht verweigern und die Abgeneigtheit des Bewilligens entstehe gutentheils daher, daß der König Verbesserungen anderer Art zurückweise, und, um seine Verlegenheit zu beseitigen, Domänen verkaufe, neue Monopole verleihe, minderjährige Lehnleute durch seine Vormundschaft bedrücke, übertriebene Geldstrafen auflege oder zahlreiche Standeserhöhungen vornehme, welches Alles mit dem Buchstaben oder dem Sinne der Gesetze streite.

Nicht beruhigender als die bürgerlichen, erschienen die kirchlichen Verhältnisse. Einerseits nämlich klagten die Katholiken, daß Jakob ihre Hoffnungen getäuscht habe, ihnen nirgends Duldung verstatte und in einem zu London erschienenen Glaubensbekenntnisse den Papst als Antichrist, sowie die tridentiner Kirchen-

versammlung als thöricht und blutgierig bezeichnet werde; andererseits beschwerten sich die Protestanten, daß er ihren Gegnern viel zu viel bewillige, und ihre Glaubensgenossen in Böhmen und Deutschland feige preisgebe. Beide Theile hatten in sofern Recht, als es dem Könige an Einsicht und Charakterkraft mangelte, den richtigen mittleren Weg aufzufinden und mit Ueberlegenheit darauf zu beharren. So entstand seine Nachgiebigkeit gegen Rom weit mehr aus Furcht vor jesuitischen Ränken und Mördern, als aus innerer Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Heilsamkeit einer größeren und allgemeineren Duldung. Verfolgte er doch die unglücklichen Arminianer selbst in den Niederlanden, weil ihr System hinsichtlich einiger Lehrrsätze von dem seinigen abwich.

Die Jesuiten, welche laut ihres eigenen Eingeständnisses selbst während der Regierung Elisabeths wirksam waren, erhöhten jetzt ihre Thätigkeit in England, Schottland und Irland, und sandten aus ihren Erziehungsanstalten in Spanien, Italien und den Niederlanden gar manchen Bögling über's Meer. Ihre Hoffnungen wurden aber zu Schanden, als Catesby, Piercy und mehrere fanatische Katholiken sich verschworen, den König nebst dem ganzen Parlament in die Luft zu sprengen. Alles war hierzu gar vorsichtig angeordnet, und es fehlten nur noch zwölf Stunden bis zur Vollziehung der That, als der katholische Lord Monteagle einen Warnungsbrief erhielt: er möge nicht im Parlament erscheinen, weil ein plötzlicher, ungeheurer Schlag von unsichtbarer Hand bevorstehe. Graf Salisbury, welchem Lord Monteagle jenen Brief mittheilte, überließ dem Könige das Verdienst zuerst an Pulver gedacht zu haben. Die angestellte Untersuchung erwies den ruchlosen Plan nur zu vollständig. Einige Theilnehmer entflohen, andere wurden ergriffen und hingerichtet, keiner aber zeigte Reue; so groß war der Aberglaube über die Verdienstlichkeit des ungeheuern Frevels. Jesuiten sollen jeden darüber noch etwa vorhandenen Zweifel zu heben gesucht und den Verschworenen Abendmahl und Losspredung erteilt haben. Garnet, ihr Provinzial, ward hingerichtet, weil er von der Verschwörung Kenntniß besaß, sie aber nicht anzeigte.

Obgleich jeder rechtschaffene Katholik den heillosen Plan verdammt, waren alle Leidenschaften so sehr aufgereggt, daß nicht bloß Jesuiten und katholische Geistliche nochmals bei Lebensstrafe verwiesen, sondern von jedem Unterthan ein neuer allgemeiner Eid (of allegiance) zur Sicherung des Königs verlangt wurde. Manche Katholiken glaubten ihn schwören zu können, da er nur bürgerliche Ordnung und Gehorsam bezwecke, andere verweigerten ihn mit Bezug auf eine Erklärung Papst Pauls V. Diese Weigernden wurden von allen Aemtern ausgeschlossen, Besuch des protestantischen Gottesdienstes und Genuß des Abendmahls bei Strafe anbe-

fohlen und eine Haussuchung nach katholischen Büchern, Reliquien u. dgl. angeordnet. Jakobs läbliche Behauptung: man dürfe die Strafen der Verschwörung nicht mittelbar auf unschuldige Katholiken ausdehnen, hatte kein Gewicht und galt Vielen für Aberglauben und Götzendienst.

Die hohe, dem Namen nach herrschende Kirche strebte auf alle Weise danach, Uebereinstimmung der Lehre und der kirchlichen Verfassung aufrecht zu erhalten, und unterstützte überall die unbedingten Ansprüche des Königs, theils aus innerer Ueberzeugung, theils um bei ähnlichem Bemühen seines Beistandes gewiß zu sein. Fast alle englischen Bischöfe sprachen von ihm in Ausdrücken unbegrenzter Verehrung und leiteten sein Recht und sein Thun unmittelbar von Gott ab, während sie vom Parlament mit wenig Achtung redeten, oder gar des Königs Unbeschränktheit auch auf willkürliche Besteuerung ausdehnten.

Diese Ansichten, die steigende Gewalt der geistlichen Kommission, sowie der weltliche Sinn und die Gemüthsleide mancher höheren Geistlichen vermehrte die Heftigkeit und die Macht der Puritaner. Man nannte sie Vertheidiger der kirchlichen Freiheit, Bekenner der reinen vom Arminianismus unverfälschten Lehre Calvins und lobte die regelmäßige Sittlichkeit ihres Lebens. Eifrige Anhänger der hohen Kirche hingegen äußerten: der Puritanismus ist ein Deckmantel für die Nichtsnutzigen und für gewissenhafte Männer kaum mehr als eine Narrentappe. So steht die hohe Kirche in der rechten Mitte zwischen zwei apokalyptischen Thieren, dem Puritanismus und Papismus.

Allerdings legten die Puritaner übertriebenes Gewicht auf gewisse von ihnen gemißbilligte Aeußerlichkeiten (z. B. das Kreuz bei der Taufe, den Ring bei der Trauung, das Kniebeugen beim Namen Jesus und den Gebrauch des Chorkemdes), allein ihre Gegner waren in diesen Beziehungen eben nicht duldsamer, und für schärfer Sehende offenbarte sich allerdings ein tieferer und allgemeinerer Gegensatz zwischen ihnen und der hohen Kirche. Ueberzeugt, daß Religionsgespräche weit öfter die Spaltungen erweiterten, als Frieden erzeugten, hatte sie Elisabeth immer verhindert; Jakob hingegen bot auf den Grund umständlicher Klagen der Puritaner hierzu die Hand, theils weil er die Wahrheit zu fördern hoffte, theils weil er sich selbst als Theologen und Redner zeigen wollte. Bei der Eröffnung dieses Religionsgesprächs zwischen Episcopalen und Puritanern zu Hamptoncourt (Januar 1605) erklärte der König seine Achtung vor der bestehenden Kirchenverfassung und seine Abneigung dieselbe zu ändern; doch könnten Mißbräuche eingeschlichen sein, welche Besserungen nöthig machten, auch sei die Verhandlung jedenfalls nützlich, um das Geschrei der Unruhigen zu beseitigen. Als

num aber die Puritaner auf ihren Meinungen beharrten, obgleich sich der König oft selbst in das Gespräch mischte, kamen seine Ansichten schärfer an das Tageslicht: er wolle die Zahl der Gesetze und kirchlichen Vorschriften nicht vermehren, oder die Glaubensbücher mit theologischen Spitzfindigkeiten anfüllen. Königthum und Presbyterianismus vertrügen sich so wenig wie Gott und Teufel, denn Hans und Kunz kämen nach dieser Lehre zusammen und kritisirten unverständlich jeden König und jede Regierung. Er wisse, wie die Presbyterianer ihn und seine Mutter behandelt hätten, und wie wahr der Satz sei: kein Bischof, kein König. — In Bezug auf diese Aeußerungen sagte Erzbischof Whitgift: er sei überzeugt, durch den König spreche der Geist Gottes; und der Bischof Bancroft fügte hinzu: „ich kann bezeugen, daß mein Herz von Freude überfloß, weil der allmächtige Gott uns aus besonderer Gnade einen König geschenkt hat, wie es seit Christi Zeit keinen gab.“ Zu einer amtlichen Darstellung ward endlich erklärt: die hohe Kirche sei in allem Wesentlichen rein und tadellos befunden worden, und (mit Ausnahme einiger geringen Abänderungen am Gebetbuche) müsse Alles beim Alten bleiben. Später ward befohlen: Niemand solle über Dinge predigen, welche in den 39 Artikeln nicht erwähnt wären, und eben so wenig über Vorherbestimmung, Gnadenwahl, geistliche Rechte des Königs u. s. w.

Die Puritaner klagten allgemein, daß einseitig und ohne Zuziehung des Parlaments, bloß durch königliche Proklamationen, wider sie entschieden sei; uneinig aber waren sie: ob man sich den Bestimmungen unterwerfen und die englische Kirche für eine solche halten könne, oder ob man sie als ein Glied des Antichrists betrachten müsse? Viele der strenger Gesinnten wanderten nach den Niederlanden und nach Amerika aus, und zurückbleibende Widerspenstige wurden bestraft oder entsetzt; doch gewann im Ganzen die hohe Kirche nur sehr wenig durch dieses strenge Abschließen und Ausschließen, und noch schroffer stellten sich ihr die Puritaner in Schottland entgegen.

Diese trachteten nach einer von jeder weltlichen Oberleitung durchaus unabhängigen Kirche, ohne alle Abstufung der Würden und mit einem von Kunst und Ceremonien ganz entfernten Gottesdienste. Der daran sich knüpfende Ernst des Lebens und der Lebensansichten ging bei Einigen in wilde Schwärmerei, bei Anderen in finstere Melancholie über. Und selbst die gemäßigteren Geistlichen hielten es für ihre Pflicht: den Wandel des Königs, der Königin und ihrer Günstlinge, die Verwaltung der Minister, sowie alle öffentlichen Angelegenheiten schonungslos zu beurtheilen und darüber von der Kanzel herab zum Volke zu sprechen. Sie erweiterten ihre Gerichtsbarkeit, mehrten und schärften ihren Bann, den die weltliche Macht anerkennen müsse und selbst dann nicht aufheben

dürfe, wenn er ungerechter Art sei. So bannte eine Synode im Jahre 1593 alle katholischen Lords ohne Rücksicht auf des Königs Einrede, und stellte ihnen nur die Wahl, sich zu bekehren oder das Land zu verlassen.

Dies Alles stand mit den Grundsätzen Jakobs in dem grellsten Widerspruch; er suchte deshalb die niedere Geistlichkeit theils durch Bewilligungen, theils durch Drohungen auf seine Seite zu bringen, gewann manche niedere Barone, die seit dem Jahre 1584 für die Grafschaften im Parlamente erschienen, sowie diejenigen unter den Lords, welche Kirchengüter zu erwerben wünschten oder deren Herausgabe befürchteten.

Zu dieser Zeit erhielt die Geistlichkeit gewissermaßen eigene Vertreter im Parlamente. Die allgemeine Versammlung schlug nämlich zu jeder Stelle sechs Personen vor, aus welchen der König eine erwählte. Doch durften diese Stellvertreter ohne besonderen Auftrag nichts in Anregung bringen oder genehmigen, was der Kirche nachtheilig werden könnte; sie blieben nur ein Jahr in ihrem Amte und waren der allgemeinen Versammlung der Geistlichen verantwortlich. Während Manche derselben in dieser parlamentarischen Wirksamkeit einen Gewinn für die Kirche sahen, verwarfen Andere mit Heftigkeit jede Theilnahme an weltlichen Reichsversammlungen; denn sie fürhten, wo nicht zu einer Unterwerfung der Kirche unter den Staat, doch über kurz oder lang zu einer Herstellung der Bischöfe. Fast Alle traten Buchanans Grundsatz bei: daß Fürsten wegen ihrer Verbrechen gleichwie der geringste Unterthan den Gerichten verantwortlich sind, und im Fall des Widerstandes mit den Waffen dürfen gezwungen und abgesetzt werden.

Bis zu seiner Thronbesteigung in England sah sich Jakob gezwungen, ungemein vorsichtig und gemäßigt gegen die Presbyterianer zu verfahren; während der folgenden Jahre traten aber seine kirchlichen Pläne immer bestimmter hervor und wurden durch Mittel jeder Art (Vob, Belohnungen, Bestechungen, Drohen, Absetzen und Verbannen), oft mit Verletzung vieler Formen befördert. Die Kirche sollte sich dem Staate unterordnen und keine geistliche Versammlung ohne königliche Genehmigung berufen werden. Die Bischöfe erhielten (1606—1610) meist ihre Güter und ihre Sitze im Parlamente zurück und wurden Häupter der Versammlungen: jeder Priester sollte ihnen Gehorsam schwören, Niemand aber über die Kirchenverfassung und diese neuen Anordnungen predigen.

Im Jahre 1617 setzte der König ferner manche Aenderung sowie Beschluß durch: was er mit Rath der Erzbischöfe, Bischöfe und einer hinreichenden Zahl von Geistlichen anordne, solle Gesetz sein. Gleichzeitig führte er in seiner Kapelle den Chor, die Orgel und manches andere früher Abgeschaffte wieder ein, und brachte am 25. August

1618 die Kirchenversammlung zur Annahme der sogenannten fünf Artikel von Berth. Sie setzen fest: 1) das Abendmahl wird knieend empfangen; 2) es darf an Kranke in ihren Wohnungen vertheilt werden; 3) Privattaufen sind erlaubt; 4) achtsährige Kinder dürfen konfirmirt und 5) gewisse Festtage sollen gehalten werden.

Diese Punkte erschienen Vielen um so bedenklicher, da in ihnen manche schwierige und streitige Lehre nur angedeutet war oder verborgen lag; so z. B. über die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl, über die Nothwendigkeit der Taufe zur Seligkeit, über die Gewalt der Bischöfe u. s. w. Dennoch wurden diese Artikel vom Parlamente im Jahre 1621 mit einer Mehrheit von 27 Stimmen bestätigt, nachdem der königliche Beauftragte erklärt hatte, es sollten keine weiteren Neuerungen eintreten. Seitdem wuchs überall die königliche und die bischöfliche Macht; ja bloße Eingaben und Vorstellungen an das Parlament galten schon für aufrührerisch. Wenn die frühere priesterliche Demokratie oft finstere Strenge, Annäherung und Unruhe zeigte, so die neue bischöfliche Aristokratie oft sittliche Ausartung und neben Knechtsinn eine Herrschsucht anderer Art. Daher schrieb Jakob den Bischöfen: der ungehorsame, aufrührerische, rebellische Haufe muß gehorchen, sonst widersteht er Gott, seinem natürlichen Könige und den Gesetzen des Landes. Das Schwert ist in Eure Hand gegeben, geht deshalb darauf los, gebraucht es und laßt es nicht länger ruhen.

Weber Jakob, noch seine Gegner hatten einen Begriff von dem Wesentlichen des allen Bekenntnissen zu Grunde liegenden Christenthums und von einer ächten Tödtung; ja Alle hielten das Dasein zweier abweichenden Ansichten in einem Staate für verderblich und verdamnlich, und jeder verlangte die ganz ausschließende Herrschaft seiner Meinung. In Streit- und Spottschriften vertheidigte man dieselbe mit solcher Heftigkeit, daß die Regierung mehrere Male ernste Maßregeln dawider ergriff. Sie blieben aber meist erfolglos, und Staat und Kirche wurden der Gegenstand immer scharferen Tadel. Von puritanischer Seite traf derselbe unter Anderem eine königliche Verfügung von 1618 über die Feier des Sonntags. Laut der Schrift eines Doktors Pound sollte an demselben keine Hochzeit oder anderes Fest stattfinden, keine andere als geistliche Beschäftigung eintreten, höchstens mit einer Glocke geläutet und Scherz und heitere Neben wie Sünde betrachtet werden. Ob nun gleich jene Verfügung Jakobs die Gesellschaften, Spiele und Erholungen nur in den Stunden erlaubte, wo Sonntags kein Gottesdienst gehalten wurde, und nur diejenigen Personen zuließ, welche bereits die Kirchen besucht hatten, nahmen Sabbatarier und Puritaner dennoch hieran den größten Anstoß. Umgekehrt heißt es in einer Spottschrift wider die Letzten: im Fall Gott und seine Engel am jüngsten

Tage in ihren schönsten weißen Kleidern herabkämen, würden die Puritaner dennoch davonlaufen und schreien, daß die Gräuel der Kapellkinder auf sie eindringen.

Zu so vielen allgemeinen Gründen der Unzufriedenheit und Auflösung traten damals noch manche einzelne Beschwerden und Ungerechtigkeiten. So z. B. die Behandlung des stolzen und heftigen, aber ungemein geistreichen Walter Raleigh. Seine Feindschaft gegen Essex hatte ihn bei dem Volke, sein Haß gegen die Schotten bei dem Könige Schaden gethan. Obgleich er, ungeachtet mancher Uebertretung vorgeschriebener Formen, der eigentlichen Theilnahme an Cobhams Verschwörung nicht überführt wurde, blieb er zehn Jahre in der Haft, bis er durch Lady Billiers dem neuen Günstling Buckingham 1500 Pfund zahlte. Eine von ihm hierauf geleitete, allerdings widerrechtliche Unternehmung gegen spanische Besitzungen mißglückte und ward (als der Einfluß Gondonmars in London wieder wuchs) als Verrath betrachtet, obgleich Etliche behaupten, daß der König Jakob der Sache keineswegs ganz fremd gewesen sei. Weil indeß die neue Anklage keine schwere Strafe herbeiführte und die Spanier in ihrer Verfolgung nicht nachließen, ward der alte erloschene Prozeß nochmals aufgenommen und unter Bacon's feiger Bestimmung beschlossen, das frühere Todesurtheil (ohne Rücksicht auf die zwar nicht ausdrückliche, aber doch stillschweigend eingetretene Begnadigung) zu vollziehen. Das Volk, obgleich früher dem Raleigh abgeneigt, zeigte löbliches Mitleiden und zürnte den Richtern, wie dem von den Spaniern beherrschten Könige. Doch hatten diese, abgesehen von dem Erzählten, noch einen besonderen Grund des Hasses wider den Verurtheilten. Er führte nämlich in Irland den Oberbefehl, als gefangene Spanier mit kaltem Blute niedergehauen wurden, weil sie keinen Auftrag von Philipp II. vorzeigen konnten und deshalb also wie Räuber zu betrachten wären.

Wie alles Größere verschwand auch der Glanz und der Anstand, welcher am Hofe Elisabeth's herrschte, nur zu schnell, ohne daß Jakob es irgend verstand, sich in anderer Weise beliebt zu machen.

Anstatt, wie Elisabeth, allen Unterthanen zugänglich zu sein, zürnte der König jedem, welcher sich ihm nahte, weshalb Jemand seinem Jagdhunde eine Vorstellung um den Hals hing, mit der Bittschrift: Liebster Röter, wir bitten Sie mit dem Könige über unsere Angelegenheit zu sprechen, denn er hört Sie täglich, uns aber niemals!

Der französische Gesandte Beaumont schrieb über die damaligen Verhältnisse seinem Hofe: „Ich erkenne so verschiedenen Samen von Krankheiten in England, es brühet so viel in der Stille und so viele Ereignisse erscheinen unausbleiblich, daß ich behaupten möchte: von jetzt auf ein Jahrhundert werde dies Reich von seinem Glücke schwerlich einen andern Mißbrauch machen, als zu seinem eigenen Schaden.“

Ich kann Euer Majestät versichern, daß Sie eher Grund haben, König Jakobs verkehrtes Benehmen und seinen Untergang zu ahnen und zu bemitleiden, als seine Macht zu fürchten. Der Muth der Engländer ist in der Gruft der Elisabeth mit begraben. Wie muß der Staat und die Lage eines Fürsten beschaffen sein, den die Prediger öffentlich auf der Kanzel heruntermachen, den die Stadtkomödianten auf der Bühne darstellen, dessen Frau diesen Schauspielen beivohnt, um ihn auszulachen, dem das Parlament troht und ihn verachtet, und der allgemein von seinem ganzen Volke gehaßt wird. Seine Laster schwächen seinen Geist; wo er als König sprechen will, fährt er zu wie ein Tyrann, und wo er sich herabläßt, wird er gemein. Unter scheinbaren Titeln sucht er ehrlose Handlungen zu verbergen, und weil ihn die Kraft zu diesen verläßt, weidet er seine Augen da, wo er seine übrigen Sinne nicht mehr befriedigen kann. Das Ende von Allem ist endlich jedesmal der Becher. — Nichts geschieht hier nach der Regel und Vernunft, sondern nach dem Verlieben Buckingham's, dieses jungen, unwissenden, durch Günst verblendeten, durch Leidenschaft fortgerissenen Menschen. Die allerwichtigsten und dringendsten Angelegenheiten können diesen König nicht dahin bringen, ihnen nur einen Tag, ja auch nur eine Stunde zu weihen oder seinen Vergnügungen abzubringen. Er bekümmert sich nicht darum, was man von ihm urtheilt, oder was nach seinem Tode aus dem Reiche werden soll. Ich glaube eine zerbrochene Flasche Wein oder ein ähnliches Nichts liegt ihm mehr am Herzen, als der Untergang seines Schwiegersohns und das Elend seiner Enkel!"

Einige dieser Aeußerungen möchte man gern der Abneigung eines Fremden oder der übertriebenen Strenge eines trübschauenden Beobachters zuschreiben — doch sagt selbst der Engländer Burnet: „kein König konnte weniger geachtet und bei seinem Tode weniger beklagt werden. England (welches eine so große Rolle spielte, und dessen Königin Elisabeth Schiedsrichterin innerhalb der Christenheit, ja das Wunder ihrer Zeit war, sank unter dieser Regierung in dunkle Nacht und König Jakob ward der Spott seiner Zeit. Während hungrige Schriftsteller ihn daheim über alle Maßen priesen, betrachtete ihn das ganze Ausland als einen Pedanten ohne Urtheil, Muth und Festigkeit und als einen Knecht seiner Günstlinge.“ — Hiermit übereinstimmend äußert Lord Littleton: „König Jakob besaß weder Muth, noch Geschicklichkeit, noch Gewandtheit, und ward gleichmäßig verachtet im Inlande und Auslande. Gewiß erschien sein Tod (er starb den 6. April 1625 im neunundfunzigsten Jahre seines Alters) den Meisten als ein Glück, und Wenige ahneten, daß die unverfügbaren Keime größerer Umwälzungen bald mit verdoppelter Kraft hervordringen würden.“

Leopold Ranke.

Leopold Ranke.

(Geboren 21. December 1795.)

Ranke ist der größte Anatom, Psychologe und Genremaler unter den deutschen Geschichtschreibern. Seine berühmtesten Werke sind: „Die Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert“, „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert“ und die „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“. Ernannt zum Historiographen des preussischen Staates, dem das ganze geheime Archiv desselben (zum ersten Male einem Historiker!) zur Einsicht eröffnet wurde, schrieb er seine „Neun Bücher preussischer Geschichte“, aber mit einer Diskretion, die an's Farblose und Nüchterne streifte, indessen wohl als Bedingung von dem furchtsam-vornehmen Geist des preussischen Regime's gestellt war. Nach diesem Werke aber stieg Ranke wieder zu seinem eigentlichen Hochsitz auf, indem er seine „Französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert“ schrieb, der

sich später die englische Geschichte dieses Zeitraums anschließen wird. — Sein erstes, schon Aufmerksamkeit erregendes Werk war: „Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften von 1494 bis 1534“; noch größeres Aufsehen erregte seine zweite Schrift: „Zur Kritik der neueren Geschichtschreiber“. Außerdem ließ er noch erscheinen: „Die serbische Revolution“, die „Geschichte der Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1688“ und die „Vorlesungen über die Geschichte der italienischen Poesie“. — Wir sehen, daß Ranke sich hauptsächlich einen bestimmten Zeitraum, Mitte und Ausgang des Mittelalters, zu seinen Darstellungen gewählt hat, und diese Grenzen überschreitet er selten. Der Nutzen einer solchen Spezialisierung und Einschränkung ist augenscheinlich. Auch wählte ihn Ranke besonders darum, weil er ihm durch reiche und seltene historische Schätze, die er namentlich in Venedig entdeckte (es waren die sämtlichen venetianischen Gesandtschaftsberichte), durchaus neu erschellt und erklärt wurde. Ranke konnte Quellen benutzen, wie vor ihm Keiner. Dies hatte aber auch Nachtheiliges für seine Darstellung: er gab darin fast nur dieses Neue, schloß auf Bekanntsein mit dem Vorhandenen und verhielt sich so nicht selten willkürlich und defultorisch für die Meisten, während die Wenigsten befähigt waren, das fehlende Material aus ihren eigenen Kenntnissen zu ersetzen. Mit so sicherer Hand und so scharfem, klarem Blick wie Niemand anders secirt Ranke ebenso Zeiträume, Zustände und Verwickelungen als Ereignisse und Charaktere; mit dem feinsten Blick eines Menschen wie Zeit- und Kultur-Beobachters enthüllt er das innerste Gewebe der Thaten und Menschen; wie ein großer Schach-

spieler überblickt und erklärt er von einem Standpunkt aus alle verschiedenen historischen Schachspiele der Einzelnen wie die der Gruppen; in meisterhafter Genremalerei weiß er namentlich besondere Erscheinungen zu schildern, und wie ein außerordentlicher Virtuose weiß er wieder alles Einzelne zu einem höchst merkwürdigen und interessanten Tableau zu vereinbaren. Indessen ist er doch überall „kühl bis an's Herz hinan“; objektiv bis zum Gefrierpunkt; er experimentirt mehr, als er schöpferisch schafft, und er herrscht und richtet nicht mit der olympischen Ruhe eines historischen Zeugs, sondern mit der marmorglatten Ruhe eines innerlich theilnahmslosen gewaltigen Verstandes, im Haupte eines ebenso kühnen als seinen Diplomaten. Es fehlt der göttliche Funke, der auch den Historiker entzünden muß, wenn er Andere begeistern will. — Er ist sehr groß, wo er im Kleinen schildert; aber das wahrhaft Große und Gewaltige macht ihn selbst nicht größer. Seine Darstellungen sind Maschinenwerke der bewundernswerthesten Technik und Wirkung; offene Uhrgehäuse, in denen man den Gang der weltgeschichtlichen Zeichen deutlich verfolgen kann; aber es fehlt ihnen das organische Leben.

Ranke wurde am 21. December 1795 in dem thüringischen Städtchen Wiehe geboren. Er widmete sich zuerst der Philosophie, doch schon als Oberlehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. d. Oder ging er zur Geschichte über. Seine vorgenannten ersten Werke wirkten ihm eine Professur der Geschichte an der Universität zu Berlin und eine wissenschaftliche Sendung zu den Archiven in Wien, Rom und Venedig, von der er jene wichtigen Entdeckungen

mitbrachte, die der Antrieb und die Grundlage seiner genannten Hauptwerke wurden. Im Jahre 1841 ernannte ihn der König zum Historiographen des preussischen Staates. — Reisen nach Belgien, England und Frankreich unterbrachen nur sein bis jetzt dauerndes Wirken in Berlin; dies besteht nicht allein in sehr zahlreich besuchten Vorlesungen, sondern auch in historischen Uebungen, die wohl eine neue Schule der Geschichtschreibung begründen können.

Historische Charakterbilder.

Karl V.

(Aus „Fürsten und Völker von Südeuropa“.)

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend hindurch unthätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehen. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist.

Man wird Karl V. mit einer solchen Natur vergleichen können. Bereits in seinem sechzehnten Jahre war er zur Regierung berufen; doch fehlte viel, daß er in seiner Entwicklung dahin gewesen wäre, sie zu übernehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Rätthen allzu viel glaubte, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führte das Wort: „Noch nicht.“ Ein Groi leitete ihn und seinen Staat vollkommen. Selbst während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde davontrugen, hielt man ihn, der indeß ruhig in Spanien saß, für untheilnehmend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im Jahre 1529, im dreißigsten seines Lebens, in Italien erschien.

Wie viel anders zeigte er sich da, als man erwartete! Wie zuerst so ganz sein eigen und vollkommen entschieden! Sein geheimer Rath hatte nicht gewollt, daß er nach Italien ginge, hatte ihn vor Johann Andrea Doria gewarnt und ihm Genua verdächtig gemacht. Man erstaunte, daß er dennoch nach Italien ging, daß er gerade auf Doria sein Vertrauen setzte, daß er dabei blieb, in Genua an's Land steigen zu wollen. So war er durchaus. Man nahm keinen überwiegenden Einfluß eines Ministers wahr; an ihm selber fand man weder Leidenschaft, noch Uebereilung, sondern alle seine Entschlüsse waren gereift; es war Alles überlegt; sein erstes Wort war sein letztes.

Dies bemerkte man zuerst an ihm; darauf, wie selbstthätig, wie arbeitsam er war. Es erforderte einige Geduld, die langen Reden der italienischen Gesandten anzuhören; er bemühte sich, die verwickelten Verhältnisse ihrer Fürsten und Mächte genau zu fassen. Der venetianische Botschafter wunderte sich, ihn um nicht Weniges zugänglicher und gesprächiger zu finden, als er drei Jahre zuvor in Spanien gewesen war. In Bologna hatte er ausdrücklich darum eine Wohnung genommen, aus welcher er den Papst unbemerkt besuchen konnte, um dies so oft zu thun wie möglich, um alle Streitpunkte selbst auf's Neue zu bringen.

Von dem an begann er seine Unterhandlungen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fing an, von Land zu Land und immer dahin zu eilen, wo das Bedürfnis und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Kardinälen über die unverföhnliche Feindschaft Franz' I. beklagen, bald in Paris die Gunst der Estampes suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den kastilischen Cortes bemüht, sich die Auflage des Servicio stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen; öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschreitet die Provence; er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken. Dann kehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Solimans hält er ein an der Raab; er sucht den Halbmond bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Afrika gebient, folgt ihm an die Elbe, und auf der Lohauer Haide hört man das Feldgeschrei Hispania. Da ist Karl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manchmal schiffte er über das Mittelmeer, über den Ocean. Indessen sind seine Seelente Entdecker in früher nie befahrenen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: „Mehr, weiter,“ hat eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im Ganzen betrachten: nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Es läßt sich bemerken, daß die nämliche Erscheinung, anfangs Ruhen, Warten, Zusehen, spät die That, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt.

Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, sagte er, Fall für Fall, doch nur langsame Entschlüsse. Auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke für eine Gewährung zu nehmen. Dann beruhte er mit sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er Alles in so guten Zusammenhang, daß, wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiß

genöthigt war. Den Papst besuchte er zu Bologna, einen Zettel in der Hand, auf welchem er alle Punkte der Verhandlung genau bezeichnet hatte. Nur Granvella pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzutheilen; diesen fanden die Botschafter immer, bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet; zwischen Beiden wurden alle Beschlüsse gefaßt. Langsam geschah es; häufig hielt Karl den Courier noch ein paar Tage länger auf.

War es aber einmal so weit, so war nichts auf der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wußte dies wohl. Man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen, als eine erzwungene Sache thun. Es war kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genöthigt worden. Er äußerte sich einst selbst mit einem naiven Geständnis hierüber. Er sagte zu Contarini: „Ich bestehe von Natur hartnäckig auf meinen Meinungen.“ „Sire,“ entgegnete dieser, „auf guten Meinungen bestehen, ist nicht Hartnäckigkeit, sondern Festigkeit.“ Karl fiel ihm in's Wort: „ich bestehe zuweilen auch auf schlechten.“

Der Beschluß ist indeß noch lange nicht die Ausführung. Karl hatte eine Schen, die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wußte, was zu thun war. Im Jahre 1538 sagt Tiepolo von ihm, er zögere so lange, bis seine Sachen gefährdet, bis sie ein wenig im Nachtheil seien. Eben das fühlte Papst Julius III.: Karl räche sich wohl, doch müsse er erst einige Stöße fühlen, ehe er sich erhebe. Auch fehlte es dem Kaiser oft an Geld: die verwickelte Politik gebot ihm tausend Rücksichten.

Indeß er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgeseht im Auge. Er beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er zum Voraus beurtheilte, was sie thun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf, dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahren im Sinne gehabt.

Das ist die Politik, die seinen Feinden verabscheuungswürdig und Hinterlist, seinen Freunden ein Muster von Klugheit schien. Wenigstens darf man sie kaum als ein Werk der Wahl, der Willkür betrachten. So ruhen, sich unterrichten, harren, erst spät sich erheben und schlagen, eben das ist die Natur dieses Fürsten.

In wie viel anderen Dingen war es mit ihm nicht anders bestellt! Er bestrafte zwar, doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht so leicht. Mancher mußte Jahre lang unbezahlt ausharren, dann aber bedachte er ihn mit einem jener Lehen, mit einer jener Pfründen, deren er so viele hatte, daß er reich machen konnte, wen er wollte, und ohne selbst etwas auszugeben. Hierdurch brachte er Andere dahin, in seinem Dienst alle

Mühseligkeiten der Welt zu erdulden. Wenn man ihn die Waffen anzog, so bemerkte man, daß er über und über zitterte. Erst wenn er gerüstet war, dann ward er muthig, so muthig, daß man glaubte, er trohe darauf, daß noch nie ein Kaiser erschossen worden.

Ein solcher Mensch, voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich Verschiedenen zu bequemen, scharf genug, um Viele zugleich in Unterwerfung zu halten, scheint wohl geeignet, mehreren Nationen zusammen vorzustehen. Man lobt Karl, daß er durch Herablassung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich gezogen habe. Was besaß er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsere Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu allererst anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wohl die Manier, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte; ob er sich wohl bemühte, deutsche Sitten anzunehmen und sogar den Bart in Deutschland nach deutscher Weise trug, so erschien er den Deutschen doch immer als ein Fremder. Ein Vorpämer bei dem Geschick, den er bestig antreibt, läßt ihn die Peitsche fühlen; vor Algier legt ein Landsknecht sogar auf ihn an; beide weil sie ihn für einen Spanier halten. Besonders seit dem schmalkaldischen Kriege zerfiel er mit der Meinung der Nation. Man nannte seine beiden Gegner die Großmüthigen; er aber, Karl von Gent, wie man ihn hieß, habe höhnisch gelacht, wie er den guten Kurfürsten gefangen genommen; mit welcher Hinterlist habe er sich in Halle des Landgrafen bemächtigt! Während die Italiener seine Einfachheit priesen, wenn er unter einem glänzenden und reichgekleideten Gefolge selber in einem unscheinbaren Mantel in ihre Städte einritt, fanden die Deutschen auch an solchen Dingen etwas auszuweisen. Als er vor Raumburg von einem Regen überrascht ward, ließ er sich ein altes Barett aus der Stadt holen und nahm das neue, das er trug, indeß unter den Arm. „Armer Kaiser,“ dachte ich, sagt Castrow, „der Sonnen Geldes vertriegt und um eines sammtnen Käppchens willen im Regen hält.“ Genug, in Deutschland ward ihm nie recht wohl. Die Entzweigungen nahmen alle seine Thätigkeit hin, ohne ihm Ruhm zu gewähren; das Klima war seiner Gesundheit nachtheilig; er konnte die oberdeutsche Sprache nicht recht; die Mehrzahl der Nation mißverstand ihn und war ihm abgeneigt.

Sein Leben fing spät an, selbständig zu werden, und ging ihm früh dahin. Lange wollte er nicht wachsen, und man versuchte

manche Rüche, um ihn besser zu fördern. Seine Entwicklung blieb ungewöhnlich zurück, bis man im Jahre 1521 bemerkte, daß er einen Bart bekomme und männlicher werde. Seitdem blühte er eine Zeit lang in gesunder Jugend. Er fing an, die Jagd zu lieben. In den Alpuxarren, in den toledanischen Haiden verlor er sich mehr als einmal so weit, daß Niemand sein Horn hörte, daß etwa ihm ein Moriske am Abend den Weg zeigen mußte und man in der Stadt schon Lichter in die Fenster gestellt hatte und die Glocken zog, um ihn zu suchen. Zu Pferde turnierte er bald in Schranken, bald in offenem Felde; er versuchte sich mit Rohr und Ginefa; auch zu Fuß blieb er nicht zurück. Den Streit, den er mit Franz I. hatte, durch einen Zweikampf zu endigen, war wenigstens bei ihm voller Ernst. Wir haben aus dieser Zeit ein Bild von ihm, mit noch geschlossenem, etwas befehlshaberischem Mund, großem und feurigem Auge, gedrungenen Zügen; es ist ganze Gestalt, er faßt einen Jagdhund am Halsband. Aber allmählig und nur allzu bald entwickelte sich die Trennung zwischen der obern und untern Hälfte seines Gesichts, welche seine meisten Bilder charakterisirt. Die untere tritt hervor, der Mund bleibt offen, die Augenlider senken sich. So wie er vollkommen in das thätige Leben eintritt, ist er bereits nicht gesund mehr, und mit einer sonderbaren Art von Neid sieht er den Heißhunger an, mit dem ein eben von der Reise gekommener Geheimschreiber den Braten aufseht, den man ihm vorgesetzt hat. In seinem 36. Jahre, zu Neapel, gerade als er sich schmücken wollte, um etwa auch, wie er gesteht, den Damen zu gefallen, bemerkte er die ersten weißen Haare an seinen Schläfen. Nur vergebens ließ er sie wegnehmen: sie kamen immer wieder. Im 40. Jahre fühlte er seine Kraft schon halb gebrochen. Es mangelte ihm das alte Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Glück, und es ist bemerkenswerth, daß er sich seiner Begegnisse vor diesem Jahre besser zu erinnern wußte, als der nachfolgenden, obwohl dieselben so viel neuer waren. Seitdem griff ihn besonders die Gicht an. Er mußte meist in der Sänfte reisen. Zuweilen brachte er zwar noch einen Hirsch, ein wildes Schwein von der Jagd, doch gewöhnlich mußte er sich begnügen, mit der Büchse in's Holz zu gehen und nach Krähen und Dohlen zu schießen. Sein Vergnügen war zu Hause, wo ihm der Narr hinter seinem Tische zuweilen ein halbes Lächeln abnötigte, wo ihn sein Hofmeister Monsolconet mit treffenden Antworten reizte und ergözte. Doch immer heftiger sekte ihm die Krankheit zu. Die Gicht, sagt Cavallo 1550, steigt ihm manchmal bis zum Kopf und droht ihn einmal plötzlich zu tödten. Die Aerzte rathen ihm dringend, Deutschland zu verlassen; die steigende Verwirrung der Geschäfte hielt ihn in diesen Gegenden fest. Da entwickelte sich ein Hang zu schweremüthiger Einsamkeit,

der lange in ihm gewesen, zu überwiegender Stärke: im Grunde doch der nämliche, der seine Mutter, so lange auf der Welt, so lange der Welt entfremdet erhalten. Karl sah Niemand, wen er nicht ausdrücklich rufen lassen. Oft war er unmutig, nur zu unterschreiben. Selbst einen Brief zu eröffnen, machte ihm Schmerzen in der Hand. In einem schwarz ausgeschlagenen Gemach, das mit sieben Kackeln erhellte war, lag er stundenlang auf den Knien. Als seine Mutter gestorben, glaubte er zuweilen ihre Stimme zu vernehmen, die ihn rufe, nachzukommen.

In diesem Zustande entschloß er sich, das Leben zu verlassen, ehe er noch stark.

Philipp II. von Spanien.

(Aus „Fürsten und Völker von Sibeuropa 1c.“)

Als Philipp zum ersten Mal Spanien verließ und man ihn auch in andern Ländern anständig ward, bemerkte man zunächst die große Ähnlichkeit, die er äußerlich mit seinem Vater hatte. Dasselbe mehr weiße, als blasser Gesicht; dasselbe blonde Haar; das nämliche Kinn; denselben Mund. Sie waren Beide nicht groß; Philipp noch etwas kleiner, zierlicher, schwächer, als sein Vater. Bald ging man in dieser Vergleichung weiter. Die Gesichtszüge des Sohnes schienen doch nicht den Ausdruck von Scharfsinn darzubieten, der den Vater auszeichnete. Man ward inne, daß Philipp, sehr entfernt, diesen in natürlicher Leutseligkeit zu übertreffen, hierin vielmehr von ihm weit übertroffen ward. Während der Vater, wenn ihn Reichsfürsten nach Hause begleiteten, umzukehren, den Hut abzunehmen, einem Jeden die Hand zu reichen und ihn mit freundlichem Bezeigen zu entlassen pflegte, bemerkte man mit Mißfallen, daß der Sohn, wenn sie ihm das Nämliche gethan, sich mit keinem Auge nach ihnen umsah, sondern, den Blick gerade vor sich hin, die Treppe zu seinen Gemächern hinaufstieg. Er hatte keine Freude an Jagd und Waffen; er schlug selbst die Einladungen seines Vaters aus; er liebte, zu Hause zu bleiben und mit seinen Günstlingen des Gesprächs zu warten. Italiener und Niederländer wurden ihm nicht wenig, die Deutschen entschieden abgeneigt.

Nun schien es zwar, wie er Spanien im Jahre 1554 zum zweiten Male verließ, als vermeide er jenes herrliche, zurückgezogene Wesen, als suche er auch in äußerlichen Manieren seinem Vater ähnlich zu werden, als sei er von jener thörichten Einbildung, die man ihm Schuld gab, eines Kaisers Sohn, wie er, sei mehr, als der Sohn eines Königs, wie sein Vater, zurückgekommen; er zeigte sich bescheiden und leutseliger, er gab gern Audienz und genügende

Antworten. Doch in der That war das keine Aenderung. Er nahm sich zusammen, weil er den Engländern, deren König er zu sein wünschte, gefallen wollte. Die stolze, einsame Ruhe, welche die Spanier Sotiego nennen, behauptete er dennoch; Theilnahme und Offenheit waren nicht seine Tugenden; selbst der Freigebigkeit befleißigte er sich nicht; aller persönlichen Theilnahme am Kriege zeigte er sich abgeneigt.

Seit er nach dem Frieden von 1559 nach Spanien zurückgegangen, verließ er die Halbinsel nicht wieder. Selbst hier vermied er von Ort zu Ort zu reisen, wie die früheren Könige und sein Vater immer gethan. Er richtete die Residenz in dem Schlosse zu Madrid ein. Er verließ es nur, um jenen öden Weg hin, wo kein Baum Schatten und kein Bach Mannigfaltigkeit gewährte, nach dem Escorial zu fahren, das er zwischen nackten, kleinen Hügeln in einem steinigigen Thale Hieronymitenmönchen zum Aufenthalt und seinem Vater zum Grabmal baute; oder um im Frühjahr nach Aranjuez zu gehen, wo er in der That die Jagd in die Berge begleitete und sich zu Alcañices und Monteros herabließ, doch ohne sie nach etwas Anderem zu fragen, als nach ihrem Amt, und ohne sie von etwas Anderem reden zu lassen, als von ihrem Geschäft. Ein Jeder, sagt Cabrera, ward nach seinem Stande wohl angesehen. Die Sorge für seine niemals feste Gesundheit machte ihm die größte Regelmäßigkeit des Lebens zur Pflicht. Er aß dann und wann mit seiner Gemahlin oder mit seinen Kindern, aber in der Regel allein, überaus mäßig, immer die nämlichen erprobten Speisen, immer in derselben Stunde. Auch in höheren Jahren erschien er wohlherhalten, es fiel auf, wie sorgfältig, mit wie vornehmer Anstand er gekleidet war. Sein Sinn war, Würde mit Freundlichkeit zu verbinden; er sagte nie ein tränkendes Wort; er wußte einen Jeden zufriedengestellt zu entlassen. Als er einmal nach Alcalá kam, hat er nicht allein Vorlesungen besucht, sondern bei einer Promotion, der er bewohnte, zwei Realen und zwei Paar Handschuhe, die jeder Doktor erhielt, genommen, denn auch er war Doktor. Zuweilen finden wir ihn noch im Gehölz bei Segovia, bei den aragonesischen Cortes, einmal in Lissabon, übrigens immer zu Hause. Anfangs erschien er hier bei den Festen des Volkes; später ließ er sich das Jahr ein paar Mal auf einer Gallerie sehen, welche von seinen Zimmern nach seiner Kapelle ging; in den letzten Jahren unterließ er auch dies und blieb immer in seinen Gemächern. Da gewöhnte er sich zu dem Ausdruck einer ganz unerschütterlichen Ruhe, eines bis zur Vollkommenheit ausgebildeten Ernstes, einem Ausdruck, der eine völlig unterwerfende Wirkung hatte. Selbst geübte und belobte Redner kamen aus dem Terte, wenn sie vor ihm standen, wenn er sie, wie er pflegte, mit den Augen von oben bis unten maß.

Er sagte alsdann: „Beruhigt Euch.“ Mit einem leisen Lächeln antwortete er.

Wir sehen, Philipp II. fehlte die äußerliche Thätigkeit seines Vaters. Von jenem steten Reisen, jenem Gehen nach allen Orten, wo die Gegenwart des Fürsten nöthig schien, war er kein Freund. Er gab denen Beifall, welche an Ferdinand dem Katholischen lobten, daß er seine auswärtigen Kriege mehr führen lassen, als selbst geführt; welche daran erinnerten, daß auch Karls Heere unter der Anführung eines Pescara und Veira glücklicher gewesen, als unter Karls eigener. Philipp führte Krieg, doch er selber blieb fern davon. Persönliche Regsamkeit macht die Seele offener, freier und wärmer. Wenn an Philipp immer eine gewisse Starrheit zu bemerken war, so mochte sie auch von dem Mangel an dieser Thätigkeit herrühren.

Die andere Seite der Thätigkeit Karls, in dem Cabinet, in dem eigentlichen Geschäft, war dagegen mehr auf Philipp übergegangen. Zwar hielt er sich auch hier von unmittelbarer Verührung mit Andern lieber entfernt, und wir finden ihn weder persönlich unterhandeln, noch an den Sitzungen des Staatsrathes Theil nehmen. Aber wir werden wahrnehmen, wie das Getriebe seines Staates so eingerichtet war, daß sich die Geschäfte des weitläufigsten Reichs sämmtlich an seinem Tische versammelten. Alle Beschlüsse seiner Räte von einiger Bedeutung wurden ihm auf einem gebrochenen Blatte vorgelegt, auf dessen Rande er sein Gutachten, seine Verbesserungen anzeichnete. Die Bittschriften, die Briefe, die an ihn einliefen, die Berathungen seiner Minister, die geheimen Berichte kamen hier sämmtlich in seine Hand. Seine Arbeit und sein Vergnügen war, sie zu lesen, zu überlegen, zu beantworten. Von hier aus, zuweilen von einem ergebenen Sekretär unterstützt, oft in vollkommener Einsamkeit, regierte er die ihm unterthänigen Länder, hielt er auch die übrigen in einer Art von Aufsicht; von hier aus fehlte er die geheimen Triebräder eines guten Theils der Angelegenheiten der Welt in Bewegung. Da war er ganz unermüdet. Wir haben Briefe, die er um Mitternacht geschrieben: wir finden, daß er die unerfreulichen flandrischen Sachen auf einem seiner Lustschlösser ausfertigt, während der Wagen unten hält, der ihn zur Königin führen soll. Mußte er einem Feste beiwohnen, so verlegte er es auf einen Tag, an dem wenigstens kein regelmäßiger Courier abzusenden war. Seine kurzen Reisen nach dem Escorial machte er nicht, ohne seine Papiere mitzunehmen, ohne sich unterwegs mit ihnen zu unterhalten. Sowie Margaretha von Parma und Granvella, obgleich sie in demselben Palaste wohnten, doch mehr schriftlich als mündlich mit einander verhandelten, so schrieb auch er unzählige Billets an seine vertrauten Minister; Antonio Perez

hatte deren allein zwei Kisten voll. So war er der allertätigste Geschäftsmann von der Welt. Mit seinen Finanzen beschäftigte er sich ununterbrochen, und wir finden ihn über dieselben zuweilen besser unterrichtet, als seine Präsidenten. Er sah die Rechnungen seines Haushaltes, dessen Kosten sich nicht hoch beliefen, und die seiner Bauten nach und hat wohl kleine Fehler derselben entdeckt. Von seinem Lande wünschte er Alles zu wissen. Er veranstaltete, daß man zu seinem Gebrauche Hand an eine allgemeine Statistik von Spanien legte, von welcher Arbeit die Bibliothek des Escorial noch sechs Bände aufbewahrt. Aber auch die Einzelnen wollte er kennen. Zu jedem Sprengel hatte er Korrespondenten, die ihm berichteten, wie sich die Geistlichen, die Inhaber der Pfründen auführten. Bei den Universitäten hatte er immer einen Prälaten, der ihm Nachricht gab, wie die Mitglieder der Kollegien in den Wissenschaften bewandert seien. Diejenigen, welche sich um ein Amt bewarben, kannte er, auch ehe sie sich vorstellen ließen, gewöhnlich so gut wie von Person, er wußte von ihrer Person und von ihren Eigenschaften, und als man ihm einmal Jemandes Wissenschaft und Tüchtigkeit lobte, entgegnete er: „Ihr sagt mir nichts von seinen Lieblichkeiten.“ Er suchte Alles zu erfahren und hielt Alles geheim. Er empfahl das Geheimniß noch, wenn man von einer Sache auch schon auf den Straßen sprach. So regierte er sein Land in Frieden; in unruhigen Zeiten verdoppelte er seine Aufmerksamkeit. Er erregte Bewunderung, wie genau er bei dem Ausbruch der flandrischen Unruhen über alle Die unterrichtet war, welche den neuen Meinungen irgend geneigt sein mochten, wie er nicht allein ihre Zusammenkünfte, sondern das Alter, die Gestalt, die Natur, die Umgebung der Einzelnen genau kannte, wie er hierüber, statt von Margaretha unterrichtet zu werden, sie vielmehr zu unterrichten wußte. Nun war es dieselbe Weise, in der er seine Verhältnisse zum Ausland leitete. An allen wichtigen Höfen hatte er nicht allein öffentliche Gesandte, welche ihm Relationen zuschickten, oder eigens nach Spanien kamen, um ihm Bericht zu erstatten, sondern auch geheime Kundschafter, deren Briefe an seine Person adressirt waren. Ein Historiker dürfte wohl den Wunsch hegen, die umfassende und durchdringende Kenntniß, die dieser König von seiner Zeit hatte, mit ihm zu theilen. Philipp nun saß und las alle diese Berichte und sammelte alle diese Nachrichten zu seinen Zwecken. Er erwog sie für sich. Schien es ihm gut, so theilte er sie einem oder dem andern seiner vertrauteren Minister mit, wo nicht, so begrub er sie in ein ewiges Stillschweigen. So lebte er in vollkommener Einsamkeit und doch mit der ganzen Welt gleichsam persönlich bekannt; abgeschieden von seinen Zeitgenossen und doch ihr Regierer; selber in einer beinahe bewegungslosen Ruhe, aber dabei Urheber von

Bewegungen, welche die Welt umfaßten. Wie er über seinen Geschäften alt und grau und müde geworden und seine Augen dunkel, läßt er doch von ihnen nicht ab; seine Tochter, die sich ganz nach seinen Wünschen gebildet, der er von Herzen zugethan ist, der er auch noch des Nachts eine günstige Nachricht mitzutheilen geht, die Infantin Isabella, verweilt drei bis vier Stunden bei ihm; und wenn er sie gleich nicht in alle Geheimnisse einweicht, so hilft sie ihm doch die Bittschriften, die Eingaben der Privatleute lesen und die innere Regierung besorgen.

Was ist es nun, was er in einem langen Leben so unablässig treibt? Ist es das Glück der Reiche, deren Leitung ihm anvertraut worden? Das Wohlbefinden seiner Unterthanen? Man hätte es glauben mögen, so lange er in den ersten Zeiten sich von den Plänen und der Ruhmbegier seines Vaters fern zu halten und nur seine eigenen Länder im Auge zu haben schien. Doch bald begann er auf die allgemeinen Verwickelungen lebhaft einzuwirken. Hatte er dann, wie vielleicht das Vermögen, so auch die Absicht, die Wunden der damaligen Welt zu heilen? Wir können weder das Eine, noch das Andere behaupten. Gehorsam und katholische Religion zu Hause, katholische Religion und Unterwerfung in den anderen Ländern: das ist es, was ihm am Herzen liegt, das Ziel aller seiner Arbeit. Er selbst ist dem äußern Gottesdienste der katholischen Kirche mit einer mönchischen Anhänglichkeit zugethan. Um Erzherzogen, die ihn besucht haben, zu zeigen, wie ehrwürdig ein Priester sei, küßt er einem solchen nach der Messe die Hand. Einer vornehmen Dame, die auf die Stufen des Altars tritt, sagt er: „Das ist kein Platz weder für euch, noch auch für mich.“ Wie eifrig, mit wie vieler Sorgfalt, wie vielen Kosten bringt er aus den Ländern, welche protestantisch geworden, die Reliquien zusammen, damit diese Schätze nicht für die katholische Christenheit verloren gehen! Es ist dies wohl nicht innere Religion; aber zu einer Art innerer Religion, welche die Gesinnung zu bestimmen vermag, wird ihm die Ueberzeugung, er sei dazu geboren, diesen äußern Dienst aufrecht zu erhalten: er sei die Säule der Kirche, das sei sein Auftrag von Gott. Erlangt er nun hierdurch, daß die meisten Spanier, voll einer ähnlichen Gesinnung, wie ein Italiener sagt, ihn nicht lieben, nicht verehren, sondern anbeten, daß sie seine Befehle für so heilig halten, daß man sie nicht übertreten könne, ohne Gott zu verletzen: so werden ihm zugleich, durch eine sonderbare Illusion, wenn wir anders mit Recht annehmen, daß seine Aeußerungen mehr von einer innern Täuschung ausgingen, als auf eine Täuschung Anderer berechnet waren, es werden ihm die Fortschritte seiner Macht und die Fortschritte der Religion identificirt, und in jenen sieht er diese. Hierin bestärken ihn die Niederländer, die zu-

gleich von ihm und dem Papste abfallen. Freilich beseelt ihn im Grunde kein anderer Eifer, als der Eifer Karls des Kühnen und Maximilians I., das burgundische, das habsburgische Haus zu erhöhen, der sich schon in Karl V. mit religiösen Intentionen gepaart hatte; in ihm ist diese Vereinigung nur noch viel stärker, und wenn er England zu erobern, wenn er die Krone von Frankreich an seinen Neffen und an seine Tochter zu bringen sucht, so überredet er sich, er thue das zum Besten der Welt, ja zum Heile der Seelen. Wenn ihn nun auf der einen Seite sein zurückgezogener Ernst nicht fähig machte, seinen Nationen in Güte, Leutseligkeit und als ein Vater vorzustehen, so war diese beschränkte und fanatische Sinnesart weit entfernt, ihn zu einem Versöhner der zerfallenen Welt zu machen; er ward vielmehr ein großer Beförderer und Vermehrer ihrer Entzweigungen.

Hierbei ist in Bezug auf seine Verwaltung noch zweierlei anzumerken. Das Eine in Hinsicht auf seine Minister, das Andere in Hinsicht auf die Mittel, deren er sich bediente, um zu seinen Zwecken zu gelangen.

Sei es, daß die Menge der Geschäfte ihn nöthigte, oder auch, daß ihn ein persönliches Zutrauen dazu bewog, er ließ seinen Ministern eine große Freiheit, einen offenen Spielraum. Spinosa hieß lange der Monarch von Spanien; Alba hatte in den Niederlanden freie Hand. Wir werden den Wechsel seiner Ministerien und ihrer Stellung genauer in's Auge fassen. Von mehreren seiner vertrauteren Rätthe schien er abhängig und beherrscht zu sein. Auch war es nur vergebens, wenn man sich beklagte: seine erste Antwort war, er beziehe sich auf seine Rätthe, und so oft man sich über eben diese Rätthe beschwerte, so erfolgte doch immer dieselbe Antwort. Man klagte, daß durch die Leidenschaften dieser Minister nicht allein die Interessen der fremden Mächte, sondern die eigenen des Königs verrathen würden und zu Grunde gingen. Da ist es sehr merkwürdig, wie er sich über ihnen erhielt. Ihre besten Erinnerungen schien er nur mit halbem Ohr anzuhören, und eine Zeit lang war es, als hätten sie nichts gesagt; am Ende aber, gleich als komme es von ihm, setzte er sie plötzlich in's Werk. Er sagte, er gebe darum nicht in den Staatsrath, damit sich die Leidenschaften der Mitglieder desselben um so ungehinderter zeigen möchten; habe er nur einen getreuen Referenten alles Vorgekommenen, so werde er am besten unterrichtet. Jedoch er ging noch weiter. Er litt, daß sich entrüstete Feinde bis in sein Cabinet verfolgten; er nahm die Schriften des einen gegen den andern an. Weil man wußte, wie geheim er Alles zu halten pflegte, so hatte man keine Scheu,

ihm auch das Geheimste anzuvertrauen, Sachen, die man nie einem Andern gesagt haben würde. Solche Eingaben hatten vielleicht nicht alle die Wirkung, welche sie beabsichtigten, aber einige hatten sie doch, und dieser Fürst war immer mit Verdacht angefüllt. Nun ward es Niemandem leichter, das gewöhnliche Vertrauen zurückzuziehen, die alte Gunst zu beschränken, als ihm. Eine Zeit lang verbarg er wohl seine geheime Unzufriedenheit. Vielleicht hatte der Minister noch wichtige Sachen in den Händen, vielleicht war seine Persönlichkeit nothwendig, um irgend eine Absicht durchzusetzen. So lange ging er mit ihm kluglich um, wie mit einer fremden Macht. Oft will er ihm dann, was er wünscht, weder gewähren, noch versagen. Endlich aber erfolgt der Ausbruch seines Unwillens mit einem Mal. Cabrera merkt von nicht Wenigen an, daß seine Ungnade sie getödtet. Das mochte es sagen wollen, wenn man am Hofe den Spruch hatte: „von seinem Lächeln sei nicht weit bis zu seinem Dold.“ Das ganze Gemüth der Günstlinge hing an seinem Wohlgefallen: ohne dieses sank ihr Dasein in Nichts.

Wie nun mit den Ministern, so wechselt er, immer seinen Zweck im Auge, mit den Maßregeln, die diesen erreichen sollen. Wie manche und verschiedenartige Wege schlägt er allein in der flandrischen Sache ein! Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, er habe nichts zu versuchen gewußt, als Gewalt. Allerdings ließ er die grausamen Maßregeln Alba's zu, doch nicht aus Grausamkeit, sondern um des Erfolgs willen, den er erwartete. Als dieser sich nicht ergab, so wählte er den Requesens ausdrücklich darum, weil derselbe ein gemäßigter Mann war, um mildere Mittel zu versuchen. Er schickte den Don Johann, der den Niederländern angenehm war, weil er ihr Landsmann schien, mit dem bestimmten Auftrage, Frieden zu schließen. Da es auch hiemit mißglückte, kehrte er zur Gewalt zurück. Hierin ist er mit seinem Urgroßvater, Maximilian, zu vergleichen, der, um zu seinem Zwecke zu kommen, auch immer neue und immer wieder andere Mittel ergriff. Nur daß Maximilian bald im Beginn abbrach, Philipp seine Sache bis auf ein Aeußerstes trieb; nur daß Maximilian immer sehr aufgeregt erschien, Philipp immer in vollkommener Ruhe verharrte. Niemals gab derselbe einer Gemüthsbeziehung Raum. Es kam keine Nachricht so gut oder so schlecht aus Flandern, daß sie seine Mienen zu verändern vermocht hätte. Bei der ersten Nachricht von dem größten Siege, den die Christenheit seit 300 Jahren erfochten hatte, von dem Siege bei Lepanto, sagte er: „Don Johann wagte sich sehr,“ und weiter nichts. Bei dem größten Unfall, den er erleiden konnte, bei dem Untergang jener Flotte, an der er die Kräfte Spaniens erschöpfte, an die er die größten Hoffnungen geknüpft, die er für unüberwindlich gehalten, sagte er: „Ich habe sie wider Menschen und

nicht wider die Wellen gesendet“; übrigens blieb er ruhig. Die einzige Gefistulation, die man an ihm bemerkte, wenn ihm etwas ganz wider Erwarten kam, oder wenn ihn irgend ein Vort sehr aufbrachte, war die nämliche, die man an den ernsthaftesten Arabern wahrnimmt: er griff mit seiner Hand nach dem Bart.

Auch die Italiener urtheilen, der König sei nicht grausam, denn er habe niemals Jemand verfolgt, der ihm nicht noch hätte schaden können; Liebe und Haß messe er nach dem Vortheil seiner Krone ab. Wo Kirche und Staat in Frage kamen, kannte er kein Erbarmen. Das Geheimniß, mit dem er seine Rechtspflege umgab, machte sie doppelt entsetzlich.

Was daraus erfolgen mußte, erlebte er indeß auch noch selber. Als sein Leben zu Ende ging, sah er sein Reich an Menschen erschöpft, mit Schulden beladen: seine Feinde und Rebellen mächtig frisch, zum Angriff gerüstet: — einen Nachfolger aber, der diesen hätte widerstehen, jenem aufhelfen können, den sah er nicht. Sein Sohn war ganz untüchtig. Man sagt, dies habe sein Gefühl doch einmal übermannt. Seinem Schwiegersohn, Albrecht von Oesterreich, der sich ganz nach ihm gebildet, und Isabellen, die er sehr liebte, klagte er's. „Zu der Gnade, ihm ein so großes Reich zu geben, habe Gott die andere, ihm einen Nachfolger zu schenken, der dasselbe zu regieren vermöchte, nicht hinzufügen wollen. Ihnen Beiden empfehle er das Reich.“ Mit Thränen sagte dies der alte König, er, der beim Tode seiner Kinder die Thränen gesparrt.

Murad IV.

(Aus „Fürsten und Völker 2c.“)

Murad war, wie er zu männlichen Jahren gelangte, von unge-
meiner Körperkraft und Gewandtheit. Er war einer der besten
Reiter; leicht sprang er vor einem Pferd auf das andere. Den Dschirid warf er, ohne zu fehlen; den Bogen handhabte er so gewaltig, daß sein Pfeil weiter traf, als die Kugel aus der Jagdflinte; er soll mit dem Pfeil Platten von vier Zoll durchbohrt haben. Sonst zeigte er lange Zeit wenig Eigenthümliches. Während seine Mutter, welche der Verfasser unserer Relation noch in dem 45. Jahre schön und angenehm, überdies gütig, tugendhaft, weise und vor allem sehr freigebig findet, den Einfluß fortbehielt, den sie unter Ahmed erlangt hatte, während die Westre nach jedem minder glücklichen Feldzuge wechselten und die Milizen zwischen Empörung und Gehorsam

schwankten, lag er seinen leiblichen Uebungen ob, oder vergnügte sich beim Wein, den er bis zum Wohlgefallen an eigener Trunkenheit liebte, unter Boffenreißern und Musikanten. Endlich mußte es ein großer Muthstand der Sipahi und Janitscharen sein, was seiner Natur ihre Richtung gab. Alle die, denen er vertraute, den Großwesir, den Janitscharenaga, den Desterdar, einen Knaben, bloß darum, weil er bei ihm in Gunst stand, hatten sie ihm damals ermordet. Er unternahm, sie zu strafen. Mit offener Gewalt vermochte er es nicht; heimlich ließ er die Anführer des Aufstands einen nach dem andern erwürgen, oft sah man des Morgens ihre Leichen auf dem Meere treiben. Und so entledigte er sich ihrer allerdings; in sich selber aber entwickelte er damit die Leidenschaft des Mordes. Vielleicht irrt man nicht, wenn man annimmt, daß, nachdem ihm diese geheimen Hinrichtungen den ersten Geschmac davon beigebracht, die erwachende Begier, Schätze zu sammeln, die hier ihre Nahrung fand, ihn dabei festhielt; — was gewährte ihm auch größeren Vortheil, als die Hinrichtung eines seiner Großen; bei Medschid Pascha gewann er allein eine Million für seinen Schatz; — doch kaum bedarf es dieser Kombination; die verderblichsten Leidenschaften nehmen die menschliche Seele am raschesten in Besitz; genug, Murad IV. zeigte sich ganz von Blutdurst erfüllt. Schon auf der Jagd ließ sich das erkennen. Nicht das Verfolgen des Wildes war sein Vergnügen: von vielen tausend Menschen ließ er es zusammentreiben; nur am Erwürgen des zusammengetriebenen hatte er seine Lust. Im Jahre 1637 rechnete man, daß er binnen fünf Jahren 25,000 Menschen, und zwar viele mit eigener Hand, hingerichtet habe. Nun war er sehr entseztlich. Aus seinem, mit Kastanienbraunem Haar, mit langem Bart halbverhüllten Gesicht drohten wild schwarze Augen, doch nie gefährlicher, als wenn sich jene Runzeln erhoben, die ihm zwischen den Augenbrauen lagen. Da ward die Sicherheit, die er sich mit Wurfspeer und Bogen erworben, unfehlbar tödtlich. Mit Zittern ward er bedient. Man konnte seine Stimmen nicht mehr von den andern Sklaven des Serai unterscheiden, denn Jedermann sprach mit Zeichen. Während die Pest in Konstantinopel täglich bei anderthalbtausend Menschen wegrastete, ließ er sich die größten Becher aus Pera bringen und trank, indem er sein Geschloß abzufeuern befahl, die halbe Nacht daraus.

Gegen eingewurzelte Uebel können scharfe Mittel von guter Wirkung sein. Doch in diesem Menschen war Hinrichtung kein Mittel mehr, sondern Vergnügen. Das Schwert, das ihm die Reichthümer verschaffte, beraubte ihn der Männen, derjenigen Namen, welche die Christenheit fürchtete. Nicht auf solche Weise stellt man Staaten her. —

Wie stark und selbständig Murad auch scheinen mochte, war er

doch von dem Einflusse seiner Umgebung nicht frei. Zwar seiner Mutter entzog er das gewohnte Ansehen und zweimal verwies er sie in den alten Palast. Sie konnte nichts thun, als etwa mit einem Geschenk dem Eindruck einer seiner Uebelthaten zu begegnen suchen; als etwa arme, verschuldete Leute aus dem Gefängnisse loszulassen, um von dem Himmel dafür die Glückseligkeit ihres Sohnes zu erwerben. Aber den Günstlingen war er desto mehr ergeben. Man erzählt sich eine Menge Geschichten von seiner Neigung zum trunkenen Mustafa. Unsere Relationen gedenken seines Silihbars, eines Bosniaken, der seine ganze Gunst besaß. Murad gab ihm eine Leibwache von 3000 Mann zu eigenem und vollkommenem Gehorsam, erhöhte ihn so, daß er den Divan nicht mehr besuchen wollte, weil er den Großwesir anzuerkennen zu stolz ward, und bestimmte ihm seine Tochter. Der Grohherr sagte, ihm selbst sei derselbe ganz gleich. In der That, wer den Herrn beschenkte, bedachte auch den Diener. Eins war ohne das Andere umsonst.

Wir wissen, daß der Herr selbst das Gold liebte. Man versichert, daß weder Bitte, noch Fürbitte, weder Gesetz, noch Recht so viel bei ihm vermochte, wie das Gold, nach dem er einen Durst zeigte, der nicht zu stillen war. Für ihn bedurfte man nicht prächtiger Stoffe, kostbarer Arbeiten, ihm war allein an der Zahl der Beutel gelegen. Da wollte ein Jeder ärmer scheinen, als er war. Man vermied goldenes und silbernes Geräth, theure Kleider; man verbarg sein Geld; man fürchtete die beiden Leidenschaften des Grohherrn zugleich zu reizen, seine Goldgier und seinen Blutdurst. Glücklicherweise besaß Murad IV. noch andere Eigenschaften, durch die er sich, wie im Kriege, so auch in Bezug auf die innere Regierung ein unvergängliches Andenken gestiftet. Wie die alten Kalifen, mischte er sich verkleidet unter die Menge; auf den Plätzen, in den Schänken wollte er die öffentliche Stimmung erkunden; er wünschte sich auch noch auf andere Weise zu unterrichten, als durch seine Wesire. Das Volk ehrte ihn, weil er die Großen und die Milizen im Zaum zu halten wußte. Er starb trotz ihres Widerwillens als Padiſchah auf seinem Bette. Eine durch und durch türkische Herrschergestalt, wild und blutig, aber nicht ohne barbarische Großartigkeit.

Murad IV. war fern von der Frömmigkeit des Islam; er beobachtete die vorgeschriebenen Fasten nicht; er liebte weder Memas, noch Dervische; er füllte sich nur im Bewußtsein der Autorität, die er wiederhergestellt hatte. Er hat den herostratischen Wunsch gehegt, der letzte Padiſchah des osmanischen Reichs zu sein. Seine Söhne waren vor ihm gestorben; sein Bruder sollte mit ihm sterben. Nur durch allerlei Täuschungen ist er verhindert worden, Hand an ihn legen zu lassen.

Ignatius Loyola.

(Aus „Geschichte der Päpste 16.“)

Von allen Ritterschaften der Welt hatte allein die spanische noch etwas von ihrem geistlichen Element behauptet. Die Kriege mit den Mauren, die, auf der Halbinsel kaum geendigt, in Afrika noch immer fortgesetzt wurden, die Nachbarschaft der zurückgebliebenen und unterjochten Morisken selbst, mit denen man stets in glaubensfeindlicher Berührung blieb, die abenteuerlichen Züge gegen andre Ungläubige jenseits des Weltmeers erhielten diesen Geist. In Büchern, wie der Amadis, voll einer naive-schwärmerischen loyalen Tapferkeit ward er idealisirt.

Don Innigo Lopez de Recalde, der jüngste Sohn aus dem Hause Loyola, auf dem Schlosse dieses Namens zwischen Azpeitia und Azcoitia in Guipuscoa geboren, aus einem Geschlechte, welches zu den besten des Landes gehörte — *de parientes mayores*, — dessen Haupt allemal durch ein besonderes Schreiben zur Huldigung eingeladen werden mußte, aufgewachsen an dem Hofe Ferdinands des Katholischen und in dem Gefolge des Herzogs von Najara, war erfüllt von diesem Geiste. Er strebte nach dem Lobe der Ritterschaft; schöne Waffen und Pferde, der Ruhm der Tapferkeit, die Abenteuer des Zweikampfs und der Liebe hatten für ihn so viel Reiz wie für einen Andern; aber auch die geistliche Richtung trat in ihm lebhaft hervor: den ersten der Apostel hatte er in diesen Jahren in einer Ritterromanze besungen.

Wahrscheinlich jedoch würden wir seinen Namen unter den übrigen tapfern spanischen Hauptleuten lesen, denen Karl V. so viele Gelegenheit gab, sich hervorzuthun, hätte er nicht das Unglück gehabt, bei der Vertheidigung von Pampelona gegen die Franzosen im Jahre 1521 von einer doppelten Wunde an beiden Beinen verletzt, und, obwohl er so standhaft war, daß er sich zu Hause, wohin man ihn gebracht, den Schaden zweimal ausbrechen ließ — in dem heftigsten Schmerz kniff er nur die Fusta zusammen —, auf das schlechteste geheilt zu werden.

Er kannte und liebte die Ritterromane, vor allem den Amadis. Indem er jetzt seine Heilung abwartete, bekam er auch das Leben Christi und einiger Heiligen zu lesen.

Phantastisch von Natur, aus einer Bahn weggeschleudert, die ihm das glänzendste Glück zu verheißen schien, jetzt zugleich zur Unthätigkeit gezwungen und durch die Krankheit gereizt, gerieth er in den seltsamsten Zustand von der Welt. Auch die Thaten des S. Franciskus und S. Dominikus, die hier in allem Glanze

geistlichen Ruhmes vor ihm erschienen, dächten ihm nachahmungswürdig, und wie er sie so las, fühlte er Muth und Thätigkeit, sie nachzuahmen, mit ihnen in Entsagung und Strenge zu wetteifern. Nicht selten wichen diese Ideen freilich noch vor sehr weltlichen Gedanken. Er malte sich nicht minder aus, wie er die Dame, deren Dienst er sich in seinem Herzen gewidmet — sie sei keine Gräfin gewesen, sagte er selbst, keine Herzogin, sondern noch mehr als dies, — in der Stadt, wo sie wohne, aufsuchen, mit welchen Worten zierlich und scherzhaft er sie anreden, wie er ihr seine Hingebung bezeigen, welche ritterliche Uebung er ihr zu Ehren ausführen wolle. Bald von jenen, bald von diesen Phantasien ließ er sich hinreißen: sie wechselten in ihm ab.

Je länger es aber dauerte, je schlechteren Erfolg seine Heilung hatte, um so mehr bekamen die geistlichen die Oberhand. Sollten wir ihm wohl Unrecht thun, wenn wir dies auch mit daher ableiten, daß er allmählig einsah, er könne doch nicht vollkommen hergestellt und niemals wieder recht zu Kriegsdienst und Ritterschre tauglich werden?

Auch war es nicht ein so schroffer Uebergang zu etwas durchaus Verschiedenem, wie man vielleicht glauben könnte. In seinen geistlichen Uebungen, deren Ursprung immer mit auf die ersten Anschauungen seiner Erweckung zurückgeführt worden, stellt er sich zwei Heerlager vor, eins bei Jerusalem, das andre bei Babylon; Christi und des Satans: dort alle Guten, hier alle Bösen; gerüstet, mit einander den Kampf zu bestehen. Christus sei ein König, der seinen Entschluß verkündige, alle Länder der Ungläubigen zu unterwerfen. Wer ihm die Heeresfolge leisten wolle, müsse sich jedoch eben so nähren und kleiden wie er: dieselben Mühseligkeiten und Nachtwachen ertragen wie er: nach diesem Maße werde er des Sieges und der Belohnungen theilhaftig werden. Vor ihm, der Jungfrau und dem ganzen himmlischen Hofe werde dann ein Jeder erklären, daß er dem Herrn so treu wie möglich nachfolgen, alles Ungemach mit ihm theilen, und ihm in wahrer, geistiger und leiblicher Armut dienen wolle.

So phantastische Vorstellungen mochten es sein, die in ihm den Uebergang von weltlicher zur geistlichen Ritterschaft vermittelten. Denn eine solche, aber deren Ideal durchaus die Thaten und Entbehrungen der Heiligen ausmachte, war es, was er beabsichtigte. Er riß sich los von seinem väterlichen Hause und seinen Verwandten, und stieg den Berg von Montserrat hinan: nicht in Zerkürschung über seine Sünden, noch von eigentlich religiösem Bedürfnis angetrieben, sondern, wie er selber gesagt hat, nur in dem Verlangen, so große Thaten zu vollbringen, wie diejenigen, durch welche die Heiligen so berühmt geworden: eben so schwere Bußübungen zu

übernehmen, oder noch schwerere: und in Jerusalem Gott zu dienen. Vor einem Marienbilde hing er Waffen und Wehr auf: eine andre Nachtwache, als die ritterliche, aber mit ausdrücklicher Erinnerung an den Amadis, wo die Uebungen derselben so genau geschildert werden, knieend oder stehend im Gebete, immer seinen Pilgerstab in der Hand, hielt er vor demselben; die ritterliche Kleidung, in der er gekommen, gab er weg: er versah sich mit dem rauhen Gewand der Eremiten, deren einsame Wohnung zwischen diesen nackten Felsen eingebauen ist: nachdem er eine Generalbeichte abgelegt, begab er sich nicht gleich, wie seine jerusalemitanische Absicht forderte, nach Barcelona — er hätte auf der großen Straße erkannt zu werden gefürchtet — sondern zuerst nach Manresa, um nach neuen Bußübungen von da an den Hasen zu gelangen.

Hier aber erwarteten ihn andere Prüfungen; die Richtung, die er mehr wie ein Spiel eingeschlagen, war gleichsam Herr über ihn geworden, und machte ihren ganzen Ernst in ihm geltend. In der Zelle eines Dominikanerklosters ergab er sich den härtesten Bußübungen; zu Mitternacht erhob er sich zum Gebet, sieben Stunden täglich brachte er auf den Knien zu, regelmäßig geißelte er sich dreimal den Tag. Nicht allein fiel ihm das doch schwer genug, und er zweifelte oft, ob er es sein Lebenlang aushalten werde: was noch vielmehr zu bedeuten hatte, er bemerkte auch, daß es ihn nicht beruhigte. Er hatte sich auf Monserrat drei Tage damit beschäftigt, eine Beichte über sein ganz vergangenes Leben abzulegen; aber er glaubte, damit nicht genug gethan zu haben. Er wiederholte sie in Manresa; er trug vergessene Sünden nach; auch die geringsten Kleinigkeiten suchte er auf; allein je mehr er grübelte, um so peinlicher waren die Zweifel, die ihn besielen. Er meinte, von Gott nicht angenommen, noch von ihm gerechtfertigt zu sein. In dem Leben der Väter las er, Gott sei wohl einmal durch Enthaltung von aller Speise erweicht und gnädig zu sein bewogen worden. Auch er enthielt sich einst von einem Sonntag zum andern aller Lebensmittel. Sein Beichtvater verbot es ihm, und er, der von nichts in der Welt einen so hohen Begriff hatte, wie von dem Gehorsam, ließ darauf davon ab. Wohl war ihm dann und wann, als wäre seine Melancholie von ihm genommen, wie ein schweres Kleid von den Schultern fällt, aber bald kehrten die alten Qualen zurück. Es schien ihm, als habe sich sein ganzes Leben Sünde aus Sünde fortgehend erzeugt. Zuweilen war er in Versuchung, sich aus der Fensteröffnung zu stürzen.

Unwillkürlich erinnert man sich hierbei des peinlichen Zustandes, in welchen Luther einige Jahre früher durch sehr ähnliche Zweifel gerathen war. Die Forderung der Religion, eine völlige Versöhnung mit Gott bis zum Bewußtsein derselben, war bei der

unergründlichen Tiefe einer mit sich selber hadernden Seele auf dem gewöhnlichen Wege, den die Kirche einschlug, niemals zu erfüllen. Auf sehr verschiedene Weise gingen sie aber aus diesem Labyrinth hervor. Luther gelangte zu der Lehre von der Versöhnung durch Christum ohne alle Werke; von diesem Punkte aus verstand er erst die Schrift, auf die er sich gewaltig stützte. Von Loyola finden wir nicht, daß er in der Schrift geforscht, daß das Dogma auf ihn Eindruck gemacht habe. Da er nur in innern Regungen lebte, in Gedanken, die in ihm selbst entsprangen, so glaubte er die Eingebungen bald des guten, bald des bösen Geistes zu erfahren. Endlich ward er sich ihres Unterschieds bewußt. Er fand ihn darin, daß sich die Seele von jenen erfreut und getröstet, von diesen ermüdet und geängstigt fühle. Eines Tages war es ihm, als erwache er aus dem Traume. Er glaubte mit Händen zu greifen, daß alle seine Peinen Aufsechtungen des Satans seien. Er entschloß sich von Stunde an, über sein ganzes vergangenes Leben abzuschließen, diese Wunden nicht weiter aufzureißen, sie niemals wieder zu berühren. Es ist dies nicht sowohl eine Beruhigung, als ein Entschluß. Mehr eine Annahme, die man ergreift, weil man will, als eine Ueberzeugung, der man sich unterwerfen muß. Sie bedarf der Schrift nicht, sie beruht auf dem Gefühle eines unmittelbaren Zusammenhanges mit dem Reiche der Geister. Luthern hätte sie niemals genug gethan: Luther wollte keine Eingebung, keine Gesichter, er hielt sie Alle, ohne Unterschied für verwerflich: er wollte nur das einfache, geschriebene, unzweifelhafte Gottes-Wort. Loyola dagegen lebte ganz in Phantasien und inneren Anschauungen. Am meisten vom Christenthum schien ihm eine Alte zu verstehen, welche ihm in seinen Dualen gesagt, Christus müsse ihm noch erscheinen. Es hatte ihm anfangs nicht einleuchten wollen, jetzt aber meinte er bald Christum, bald die Jungfrau mit Augen zu erblicken. Auf der Treppe von S. Domenico zu Manresa blieb er stehen und weinte laut, weil er das Geheimniß der Dreieinigkeit in diesem Moment anzuschauen glaubte; er redete den ganzen Tag von nichts andrem: er war unerschöpflich in Gleichnissen. Plötzlich überleuchtete ihn in mystischen Symbolen das Geheimniß der Schöpfung. In der Hostie sah er den, welcher Gott und Mensch. Er ging einst an dem Ufer des Lobregat nach einer entfernten Kirche. Indem er sich niedersetzte und seine Augen auf den tiefen Strom heftete, den er vor sich hatte, fühlte er sich plötzlich von anschauendem Verständniß der Geheimnisse des Glaubens entzückt: er meinte, als ein anderer Mensch aufzustehen. Für ihn bedurfte es dann keines Zeugnisses, keiner Schrift weiter. Auch wenn es solche nicht gegeben hätte, würde er doch unbedenklich für den Glauben, den er bisher geglaubt, den er sah, in den Tod gegangen sein.

Haben wir die Grundlagen dieser so eigenthümlichen Entwicklung gefaßt, dieses Ritterthum der Abstinenz, diese Entschlossenheit der Schwärmerei und phantastische Ascetik, so ist es nicht nöthig, Inigo Loyola auf jedem Schritte seines Lebens weiter zu begleiten.

Er ging wirklich nach Jerusalem, in der Hoffnung, wie zur Stärkung der Gläubigen, so zur Besehrung der Ungläubigen beizutragen. Allein wie wollte er zumal das Letzte ausführen, unwissend, wie er war, ohne Gefährten, ohne Vollmacht? An der entschiedenen Zurückweisung jerusalemischer Obern, die dazu eine ausdrückliche päpstliche Berechtigung besaßen, scheiterte sein Voratz, an den heiligen Orten zu bleiben. Auch als er nach Spanien zurückgekommen, hatte er Anfechtungen genug zu bestehen. Zudem er zu lehren und die geistlichen Uebungen, die ihm indeß entstanden, mitzutheilen anfang, kam er sogar in Verdacht der Ketzerei. Es wäre das seltsamste Spiel des Zufalls, wenn Loyola, dessen Gesellschaft Jahrhunderte später in Illuminaten ausging, selbst mit einer Sekte dieses Namens in Zusammenhang gestanden hätte. Und leugnen kann man nicht, daß die damaligen Illuminaten in Spanien, Alumbrados, zu denen er zu gehören in Verdacht war, Meinungen hegten, die einige Ähnlichkeit mit seinen Phantasien haben. Abgestoßen von der Werkheiligkeit des bisherigen Christenthums, ergaben auch sie sich innern Entzückungen, und glaubten, wie er, das Geheimniß — sie erwähnten noch besonders das der Dreieinigkeit — in unmittelbarer Erleuchtung anzuschauen. Wie Loyola und später seine Anhänger machten sie die Generalbeichte zur Bedingung der Absolution, und drangen vor allem auf das innere Gebet. In der That möchte ich nicht behaupten, daß Loyola ganz ohne Berührung mit diesen Meinungen geblieben wäre. Allein daß er der Sekte angehört hätte, ist auch nicht zu sagen. Er unterschied sich von ihr hauptsächlich dadurch, daß, während sie durch die Forderungen des Geistes über alle gemeinen Pflichten erhaben zu sein glaubte, er dagegen — ein alter Soldat, wie er war — den Gehorsam für die oberste aller Tugenden erklärte. Seine ganze Begeisterung und innere Ueberzeugung unterwarf er allemal der Kirche und ihren Gewalten.

Indessen hatten diese Anfechtungen und Hindernisse einen für sein Leben entscheidenden Erfolg. In dem Zustande, in dem er damals war, ohne Gelehrsamkeit und gründlichere Theologie, ohne politischen Rückhalt, hätte sein Dasein spurlos vorübergehen müssen. Glück genug, wenn ihm innerhalb Spaniens ein paar Belehrungen gelungen wären. Allein indem man ihm in Alcalá und in Salamanca auferlegte, erst vier Jahr Theologie zu studiren, ehe er namentlich über gewisse schwerere Dogmen wieder zu

lehren versuche, nöthigte man ihn, einen Weg einzuschlagen, auf dem sich allmählig für seinen Trieb religiöser Thätigkeit ein ungeahnetes Feld eröffnete.

Er begab sich damals nach der berühmtesten hohen Schule der Welt, nach Paris.

Die Studien hatten für ihn eine eigenthümliche Schwierigkeit. Er mußte die Klasse der Grammatik, die er schon in Spanien angefangen, die der Philosophie machen, ehe er zur Theologie zugelassen wurde. Aber bei den Worten, die er flektiren, bei den logischen Begriffen, die er analysiren sollte, ergriffen ihn die Entzückungen des tieferen religiösen Sinnes, den er damit zu verbinden gewohnt war. Es hat etwas Großartiges, daß er dies für Eingebungen des bösen Geistes erklärte, der ihn von dem rechten Wege abführen wolle, und sich der rigorosesten Zucht unterwarf.

Während ihm nun aus dem Studium eine neue, die reale Welt aufging, so ließ er doch darum von seiner geistlichen Richtung und selbst ihrer Mittheilung keinen Augenblick ab. Eben hier war's, wo er die ersten nachhaltigen, wirksamen, ja für die Welt bedeutenden Belehrungen machte.

Von den beiden Stubenburschen Loyola's in dem Kollegium St. Barbara war der eine, Peter Faber aus Savoyen, — ein Mensch, bei den Heerden seines Vaters aufgewachsen, der sich einst des Nachts unter freiem Himmel Gott und den Studien gewidmet hatte, — nicht schwer zu gewinnen. Er repetirte mit Ignatius, denn diesen Namen führte Inigo in der Fremde, den philosophischen Kursus: dieser theilte ihm dabei seine ascetischen Grundsätze mit. Ignatius lehrte den jüngern Freund seine Fehler bekämpfen, klüglich nicht alle auf einmal, sondern einen nach dem andern, wie er denn auch immer einer Tugend vorzugsweise nachzutrachten habe; er hielt ihn zur Beichte und häufigem Genuß des Abendmahls an. Sie traten in die engste Gemeinschaft; Ignaz theilte die Almosen, die ihm aus Spanien und Flandern ziemlich reichlich zufließen, mit Faber. Schwerer machte es ihm der Andere. Franz Xaver aus Pampelona in Navarra, der nur begierig war, der Reihe seiner durch Kriegsthaten berühmten Vorfahren, die von 500 Jahren her auf seinem Stammbaum verzeichnet waren, den Namen eines Gelehrten hinzuzufügen; er war schön, reich, voll Geist, und hatte schon am königlichen Hofe Fuß gefaßt. Ignaz versäumte nicht, ihm die Ehre zu erweisen, die er in Anspruch nahm, und zu sorgen, daß sie ihm von Andern erwiesen wurde. Für seine erste Vorlesung verschaffte er ihm eine gewisse Frequenz. Wie er ihn sich erst persönlich befreundet, so verfehlte sein Beispiel, seine Strenge ihre natürliche Wirkung nicht. Er brachte diesen wie jenen dahin, die geistlichen Uebungen unter sei-

ner Leitung zu machen. Er schonte ihrer nicht: drei Tage und drei Nächte ließ er sie fasten: in dem härtesten Winter — die Wagen fuhren über die gefrorne Seine — hielt er Faber dazu an. Er machte sich beide ganz zu eigen, und theilte ihnen seine Gesinnungen mit.

Wie bedeutend wurde die Zelle von St. Barbara, die diese drei Menschen vereinigte, in der sie voll phantastischer Religiosität Pläne entwarfen, Unternehmungen vorbereiteten, von denen sie selber nicht wußten, wohin sie führen sollten.

Betrachten wir die Momente, auf denen die fernere Entwicklung dieser Verbindung beruhte. Nachdem sie noch einige Spanier, Salmeron, Latinez, Bobadilla, denen sich allen Ignatius durch guten Rath oder Unterstützung unentbehrlich gemacht, ihnen zugesellt, begaben sie sich eines Tages nach der Kirche von Montmartre. Faber, bereits Priester, las die Messe. Sie gelobten Keuschheit; sie schwuren, nach vollendeten Studien in völliger Armut ihr Leben in Jerusalem der Pflege der Christen oder der Befehrung der Saracenen zu widmen; sei es aber unmöglich, dahin zu gelangen, oder dort zu bleiben, in diesem Falle dem Papst ihre Bemühungen anzubieten, für jeden Ort, wohin er ihnen zu gehen befehle, ohne Lohn noch Bedingung. So schwur ein Jeder und empfing die Hostie. Darauf schwur auch Faber und nahm sie selbst. An dem Brunnen St. Denys genossen sie hierauf eine Mahlzeit.

Ein Bund zwischen jungen Männern: schwärmerisch, nicht eben versänglich: noch in den Ideen, die Ignatius ursprünglich gefaßt hatte, nur in sofern davon abweichend, als sie ausdrücklich die Möglichkeit berechneten, dieselben nicht ausführen zu können.

Anfangs 1537 finden wir sie in der That mit noch drei andern Genossen sämmtlich in Venedig, um ihre Wallfahrt anzutreten. Schon manche Veränderung haben wir in Loyola wahrgenommen: von einem weltlichen Ritterthum sahen wir ihn zu einem geistlichen übergehen: in die ernsthaftesten Aufsechtungen fallen, und mit phantastischer Aseetik sich daraus hervorarbeiten: Theolog und Gründer einer schwärmerischen Gesellschaft war er geworden. Jetzt endlich nahmen seine Absichten die bleibende Wendung. Einmal hinderte ihn der Krieg, der eben damals zwischen Venedig und den Türken ausbrach, an der Abreise, und ließ den Gedanken der Wallfahrt noch mehr zurücktreten: sodann aber fand er in Venedig ein Institut, das ihm, man möchte sagen, die Augen erst recht öffnete. Eine Zeit lang schloß sich Loyola auf das engste an Caraffa an; in dem Konvent der Theatiner, der sich in Venedig gebildet, nahm er Wohnung. Er diente in den Spitälern, über welche Caraffa die Aufsicht führte, in denen dieser seine Novizen sich überließ.

Zwar fand sich Ignatius durch das theatinische Institut nicht völlig befriedigt; er sprach mit Caraffa über einige in demselben vorzunehmende Veränderungen, und sie sollen darüber mit einander zerfallen sein. Aber schon dies zeigt, wie tiefen Eindruck es auf ihn machte. Einen Orden von Priestern sah er hier sich den eigentl. klerikalischen Pflichten mit Eifer und Strenge widmen. Mußte er, wie immer deutlicher wurde, dießseit des Meeres bleiben, und seine Thätigkeit in den Bezirken der abendländischen Christenheit versuchen, so erkannte er wohl, daß auch er nicht füglich einen andern Weg einschlagen konnte.

In der That nahm er in Venedig mit allen seinen Gefährten die priesterlichen Weihen. In Vicenza begann er nach vierzigstägigem Gebet mit dreien von ihnen zu predigen. An dem nämlichen Tage, zur nämlichen Stunde erschienen sie in verschiedenen Straßen, stiegen auf Steine, schlangen die Hüte, riefen laut und fingen an, zur Buße zu ermahnen. Seltsame Prediger, zerlumpt, abgehärmt; sie sprachen ein unverständliches Gemisch von Spanisch und Italienisch. In diesen Gegenden blieben sie, bis das Jahr, das sie zu warten beschlossen hatten, verstrichen war. Dann brachen sie auf nach Rom.

Als sie sich trennten, denn auf verschiedenen Wegen wollten sie die Reise machen, entwarfen sie die ersten Regeln, um auch in der Entfernung eine gewisse Gleichförmigkeit des Lebens zu beobachten. Was aber sollten sie antworten, wenn man sie nach ihrer Beschäftigung fragen würde? Sie gefielen sich in dem Gedanken, als Soldaten dem Satan den Krieg zu machen: den alten militärischen Phantasien des Ignatius zu Folge beschlossen sie, sich die Kompanie Jesu zu nennen, ganz wie eine Kompanie Soldaten, die von ihrem Hauptmann den Namen trägt.

In Rom hatten sie anfangs keinen ganz leichten Stand: Ignatius meinte, er sehe alle Fenster geschlossen, und von dem alten Verdacht der Ketzerei mußten sie hier noch einmal freigesprochen werden. Allein indeß hatte ihre Lebensweise, ihr Eifer in Predigt und Unterricht, ihre Krankenpflege auch zahlreiche Anhänger herbeigezogen, und so Viele zeigten sich bereit, zu ihnen zu treten, daß sie auf eine förmliche Einrichtung ihrer Gesellschaft denken konnten.

Zwei Gelübde hatten sie bereits gethan: jetzt legten sie das dritte, das des Gehorsams, ab. Wie aber Ignatius immer den Gehorsam für eine der vornehmsten Tugenden erklärte, so suchten sie gerade in diesem alle anderen Orden zu übertreffen. Es war schon viel, daß sie sich ihren General allemal auf Lebenszeit zu wählen beschloßen; allein dies genügte ihnen noch nicht. Sie fügten die besondere Verpflichtung hinzu, „Alles zu thun, was ihnen der

jedesmalige Papst befehlen, in jedes Land zu gehen, zu Türken, Heiden und Ketzern, in das er sie senden werde, ohne Widerrede, ohne Bedingung und Lohn, unverzüglich“.

Welch ein Gegensatz gegen die bisherigen Tendenzen dieser Zeit! Indem der Papst auf allen Seiten Widerstand und Abfall erfuhr und nichts zu erwarten hatte, als fortgehenden Abfall, vereinigte sich hier eine Gesellschaft, freiwillig, voll Eifer, enthusiastisch, um sich ausschließlich seinem Dienste zu widmen. Er konnte kein Bedenken tragen, sie anfangs — im Jahre 1540 — unter einigen Beschränkungen, und alsdann — 1543 — unbedingt zu bestätigen.

Indeß that auch die Gesellschaft den letzten Schritt. Sechse von den ältesten Bundesgenossen traten zusammen, um den Vorsteher zu wählen, der, wie der erste Entwurf, den sie dem Papst einreichten, besagte, „Grade und Aemter nach seinem Gutdünken vertheilen, die Konstitution mit Beirath der Mitglieder entwerfen, in allen anderen Dingen aber allein zu befehlen haben solle; in ihm solle Christus als gegenwärtig verehrt werden.“ Einstimmig wählten sie Ignaz, der, wie Salmeron auf seinem Wahlzettel sagte, „sie Alle in Christo erzeugt und mit seiner Milch genährt habe“.

Und nun erst hatte die Gesellschaft ihre Form. Es war auch eine Gesellschaft von *Clerici regolari*: sie beruhte auch auf einer Vereinigung von klerikalischen und klösterlichen Pflichten: allein sie unterschied sich vielfach von den übrigen dieser Art.

Hatten schon die Theatiner mehrere minder bedeutende Verpflichtungen fallen lassen, so gingen die Jesuiten darin noch weiter. Es war ihnen nicht genug, alle klösterliche Tracht zu vermeiden; sie sagten sich auch von den gemeinschaftlichen Andachtsübungen, welche in den Klöstern den größten Theil der Zeit wegnehmen, von der Obliegenheit, im Chor zu singen, los.

Dieser wenig nothwendigen Beschäftigungen überhoben, widmeten sie ihre ganze Zeit und alle ihre Kräfte den wesentlichen Pflichten. Nicht einer besondern, wie die Barnabiten, obwohl sie die Krankenpflege, weil sie einen guten Namen machte, sich angelegen sein ließen: nicht unter beschränkenden Bedingungen, wie die Theatiner, sondern mit aller Anstrengung den wichtigsten. Der Predigt. Schon als sie sich in Vicenza trennten, hatten sie sich das Wort gegeben, hauptsächlich für das gemeine Volk zu predigen: und sich mehr eindrucklicher Bewegung als gewählter Rede zu befleißigen; so fuhren sie nunmehr fort. Der Beichte. Denn damit hängt die Leitung und Beherrschung der Gewissen unmittelbar zusammen: in den geistlichen Übungen, durch welche sie selber mit Ignaz vereinigt worden, besaßen sie ein großes Hülfsmittel. Endlich dem Unterrichte der Jugend. Hierzu hatten sie sich gleich in ihren Ge-

länden durch eine besondere Klausel verpflichtet wollen, und ob dies wohl da nicht durchgegangen war, so schärften sie es doch in ihrer Regel auf das Lebhafteste ein. Vor Allem wünschten sie, die aufwachsende Generation zu gewinnen. Genug, alles Beirwerk ließen sie fallen und widmeten sich den wesentlichen, wirksamen, Einfluß versprechenden Tendenzen.

Aus den phantastischen Bestrebungen Ignatio's hatte sich demnach eine vorzugsweise praktische Richtung entwickelt; aus seinen ascetischen Befehrungen ein Institut, mit weltkluger Zweckmäßigkeit berechnet.

Alle seine Erwartungen sah er weit übertroffen. Er hatte nun die unbeschränkte Leitung einer Gesellschaft in Händen, auf welche ein großer Theil seiner Intuitionen überging; welche ihre geistlichen Ueberzeugungen mit Studium auf dem Wege bildete, auf dem er sie durch Zufall und Genius erworben hatte, welche zwar seinen jerusalemischen Plan nicht ausführte, bei dem sich nichts erreichen ließ, aber übrigens zu den entferntesten, erfolgreichsten Missionen schritt, und hauptsächlich jene Seelsorge, die er immer empfohlen, in einer Ausdehnung übernahm, wie er sie niemals ahnen können; die ihm endlich einen zugleich soldatischen und geistlichen Gehorsam leistete.

S i r t u s V.

(Aus „Geschichte der Päpste“.)

Bei den ersten glücklichen Fortschritten der Osmanen in den illyrischen und dalmatischen Provinzen flohen viele Einwohner derselben nach Italien. Man sah sie ankommen, in Gruppen geschaart an dem Ufer sitzen und die Hände gegen den Himmel ausstrecken. Unter solchen Flüchtlingen ist wahrscheinlich auch der Ahnherr Sirtus' V., Zanetto Peretti, herüber gekommen: er war von slavischer Nation. Wie es aber Flüchtlingen geht: weder er, noch auch seine Nachkommen, die sich in Montalto niedergelassen, hatten sich in ihrem neuen Vaterlande eines besonderen Glückes zu rühmen: Peretto Peretti, der Vater Sirtus' V., mußte sogar Schulden halber diese Stadt verlassen; erst durch seine Verheirathung wurde er in Stand gesetzt, einen Garten in Grotte a Mare bei Fermo zu pachten. Es war das eine merkwürdige Lokalität: zwischen den Gartengewächsen entdeckte man die Ruinen eines Tempels der etruskischen Juno, der Cupra; es fehlte nicht an den schönsten Südfrüchten, wie denn Fermo sich eines milderen Klima's erfreut, als die übrige Mark. Hier ward dem Peretti am 18. December 1521 ein Sohn geboren. Kurz vorher war ihm im Traume vor-

gekommen, als werde er, indem er seine mancherlei Widerwärtigkeiten beklage, durch eine heilige Stimme mit der Versicherung getröstet, er werde einen Sohn bekommen, der sein Haus glücklich machen solle. Mit aller Lebhaftigkeit eines träumerischen, durch das Bedürfnis erhöhten, schon obnehin den Regionen des Geheimnißvollen zugewandten Selbstgefühls ergriff er diese Hoffnung: er nannte den Knaben Felix.

In welchem Zustande die Familie war, sieht man wohl, wenn z. B. das Kind in einen Teich fällt und die Tante, die an dem Teiche wäscht, es herauszieht; der Knabe muß das Obst bewachen, ja die Schweine hüten; die Buchstaben lernt er aus den Fabeln kennen, welche andere Kinder, die über Feld nach der Schule gegangen und von da zurückkommen, bei ihm liegen lassen; der Vater hat nicht die fünf Bajocchi übrig, die der nächste Schulmeister monatlich fordert. Glücklicherweise hat die Familie ein Mitglied in dem geistlichen Stande, einen Franciskaner, Fra Salvatore, der sich endlich erweichen läßt, das Schulgeld zu zahlen. Da ging auch der junge Felix mit den übrigen zum Unterricht; er bekam ein Stück Brod mit; zu Mittag pflegte er dies an dem Brunnen sitzend zu verzehren, der ihm das Wasser dazu gab. Trotz so kümmerlicher Umstände waren doch die Hoffnungen des Vaters auch bald auf den Sohn übergegangen; als dieser sehr früh, im zwölften Jahr, denn noch verbot kein tridentinisches Concilium so frühe Gelübde, in den Franciskanerorden trat, behielt er den Namen Felix bei. Fra Salvatore hielt ihn streng; er brauchte die Autorität eines Oheims, der zugleich Vaterstelle vertritt; doch schickte er ihn auch auf Schulen. Oft studirte Felix, ohne zu Abend gegessen zu haben, bei dem Schein einer Laterne im Kreuzgang, oder wenn diese ausging, bei der Laterne, die vor der Hostie in der Kirche brannte; es findet sich nicht gerade etwas bemerkt, was eine ursprüngliche religiöse Anschauung oder eine tiefere wissenschaftliche Richtung in ihm andeutete; wir erfahren nur, daß er rasche Fortschritte gemacht habe, sowohl auf der Schule zu Fermo, als auf den Schulen und Universitäten zu Ferrara und Bologna; mit vielem Lob erwarb er die akademischen Würden. Besonders entwickelte er ein dialektisches Talent. Die Mündchfertigkeit, verworrene theologische Fragen zu behandeln, machte er sich in hohem Grade zu eigen. Bei dem Generalkonvent der Franciskaner im Jahre 1549, der zugleich mit literarischen Wettkämpfen begangen wurde, bestritt er einen Telesianer, Antonio Persico aus Kalabrien, der sich damals zu Perugia viel Ruf erworben, mit Gewandtheit und Geistesgegenwart. Dies verschaffte ihm zuerst ein gewisses Ansehen; der Protektor des Ordens, Cardinal Pio von Carpi, nahm sich seitdem seiner eifrig an.

Sein eigentliches Glück aber schreibt sich von einem andern Vorfalle her. Im Jahre 1552 hielt er die Fastenpredigten in der Kirche S. Apostoli zu Rom mit dem größten Beifall. Man fand seinen Vortrag lebhaft, wortreich, fließend; ohne Floskeln; sehr wohl geordnet; er sprach deutlich und angenehm. Als er nun einst dort, bei vollem Auditorium, in der Mitte der Predigt inne hielt, wie es in Italien Sitte ist, und, nachdem er ausgeruht, die eingelaufenen Eingaben ablas, welche Bitten und Fürbitten zu enthalten pflegten, stieß er auf eine, die versiegelt auf der Kanzel gefunden worden, und ganz etwas Anderes enthielt. Alle Hauptsätze der bisherigen Predigten Peretti's, vornehmlich in Bezug auf die Lehre von der Prädestination, waren darin verzeichnet; neben einem jeden stand mit großen Buchstaben: du lügst. Nicht ganz konnte Peretti sein Erstaunen verbergen; er eilte zum Schluß; so wie er nach Hause gekommen, schickte er den Zettel an die Inquisition. Gar bald sah er den Großinquisitor, Michel Ghislieri, in seinem Gemach anlangen. Die strengste Prüfung begann. Oft hat Peretti später erzählt, wie sehr ihn der Anblick dieses Mannes mit seinen strengen Zügen, den tief liegenden Augen, den scharfmarkirten Gesichtszügen in Furcht gesetzt habe. Doch faßte er sich, antwortete gut und gab keine Blöße. Als Ghislieri sah, daß der Frate nicht allein unschuldig, sondern in der katholischen Lehre so bewandert und fest war, wurde er gleichsam ein anderer Mensch; er umarmte ihn mit Thränen; er ward sein zweiter Beschützer.

Auf das Entschiedenste hielt sich seitdem Fra Felice Peretti zu der strengen Partei, die soeben in der Kirche emporkam. Mit Ignatio, Felino, Filippo Neri, welche alle drei den Namen von Heiligen erworben, war er in vertrautem Verhältniß. Daß er in seinem Orden, den er zu reformiren suchte, Widerstand fand, und von den Ordensbrüdern einmal aus Venedig vertrieben wurde, vermehrte nur sein Ansehen bei den Vertretern der zur Macht gelangenden Gesinnung. Er ward bei Paul IV. eingeführt und oft in schwierigen Fällen zu Rathe gezogen.

Das Vertrauen Pius' V. erwarb er völlig. Dieser Papst ernannte ihn zum Generalvikar der Franciskaner — ausdrücklich in der Absicht, um ihn zur Reformation des Ordens zu autorisiren, — und in der That fuhr Peretti gewaltig durch: er setzte die Generalkommissäre ab, die bisher die höchste Gewalt in demselben besaßen; er stellte die alte Verfassung her, nach welcher diese den Provinzialen zustand, und führte die strengste Visitation aus. Pius sah seine Erwartungen nicht allein erfüllt, sondern noch übertroffen; die Zuneigung, die er für Peretti hatte, hielt er für eine Art von göttlicher Eingebung; ohne auf die Afterreden zu hören, die den-

selben verfolgten, ernannte er ihn zum Bischof von S. Agatha, im Jahre 1570 zum Cardinal.

Auch das Bisthum Fermo ward ihm ertheilt. In dem Purpur der Kirche kam Felice Peretti in sein Vaterland zurück, wo er einst Obst und Vieh gebüet; doch waren die Vorhersagungen seines Vaters und seine eigenen Hoffnungen noch nicht völlig erfüllt.

Es ist zwar unzählige Mal wiederholt worden, welche Ränke Cardinal Montalto — so nannte man ihn jetzt — angewendet habe, um zur Tiara zu gelangen; wie demüthig er sich angestellt, wie er gebeugt, hustend und am Stocke einhergeschlichen; — der Kenner wird von vornherein erachten, daß daran nicht viel Wahres ist; nicht auf diese Weise werden die höchsten Würden erworben.

Montalto lebte still, sparsam und fleißig für sich hin. Sein Vergnügen war, in seiner Vigna bei Santa Maria Maggiore, die man noch besucht, Bäume, Weinstöcke zu pflanzen, und seiner Vaterstadt einiges Gute erweisen. In ernsteren Stunden beschäftigten ihn die Werke des Ambrosius, die er 1580 herausgab. So vielen Fleiß er auch darauf wandte, so war seine Behandlung doch etwas willkürlich. Uebrigens erschien sein Charakter gar nicht so harmlos, wie man gesagt hat; bereits eine Relation von 1574 bezeichnet Montalto als gelehrt und klug, aber auch als arglistig und boshaft. Doch zeigte er eine ungemeine Selbstbeherrschung. Als sein Nefse, der Gemahl der Vittoria Accorambuona, ermordet worden, war er der erste, der den Papst bat, die Untersuchung fallen zu lassen. Diese Eigenschaft, die Jedermann bewunderte, hat vielleicht am meisten dazu beigetragen, daß, als die Intriguen des Conclave von 1585 dahin gediehen, ihn nennen zu können, die Wahl wirklich auf ihn fiel. Auch beachtete man, wie es in der unverfälschten Erzählung des Vorgangs ausdrücklich heißt, daß er nach den Umständen noch in ziemlich frischem Alter, nämlich 64 Jahre, und von starker und guter Komplexion war. Jedermann gestand, daß man unter den damaligen Umständen vor allem eines kräftigen Mannes bedurfte.

Und so sah sich Fra Felice an seinem Ziele. Es mußte auch ein menschenwürdiges Gefühl sein, einen so erhabenen und legalen Ehrgeiz erfüllt zu sehen. Ihm stellte sich alles vor die Seele, worin er jemals eine höhere Bestimmung zu erkennen gemeint hatte. Er wählte zu seinem Sinnpruch: „Von Mutterleib an bist du, o Gott, mein Beschützer!“

Auch in allen seinen Unternehmungen glaubte er fortan von Gott begünstigt zu werden. So wie er den Thron bestiegen, erklärte er seinen Beschluß, die Banditen und Missethäter auszurotten. Sollte er dazu an sich nicht Kräfte genug haben, so wisse er, daß ihm Gott Legionen von Engeln zu Hülfe schicken werde.

Er hatte eine Natur, die sich dem Gedächtniß der Menschen ein-

prägte und fabelhaften, großartig lautenden Erzählungen Glauben verschaffte.

Ist nun dem auch nicht völlig so, wie man sagt, so bleibt seine Verwaltung doch immer sehr merkwürdig.

In einem besondern Verhältniß stand sie gegen die gregorianische. Gregor war in seinen allgemeinen Maßregeln streng, durchgreifend, einseitig; einzelne Fälle des Ungehorsams sah er nach. Eben dadurch, daß er auf der einen Seite die Interessen gegen sich aufregte, und auf der anderen eine Strafslosigkeit ohne Gleichen einreißte, veranlaßte er die unheilvolle Entwicklung, die er erlebte. Sirtus dagegen war im Einzelnen unerbittlich; über seine Gesetze hielt er mit einer Strenge, die an Grausamkeit grenzte; in allgemeinen Maßregeln dagegen finden wir ihn mild, nachgiebig und versöhnend. Unter Gregor hatte der Gehorsam nichts genützt und die Widerseßlichkeit nichts geschadet. Unter Sirtus hatte man alles zu fürchten, sobald man ihm Widerstand zeigte; dagegen durfte man Beweise seiner Gnade erwarten, wenn man in gutem Vernehmen mit ihm stand. Nichts förderte seine Absichten besser.

Nicht sowohl dadurch unterschied sich Sirtus, daß er einen ganz neuen Weg einschlug, als vielmehr dadurch, daß er auf dem schon eingeschlagenen rascher und nachdrücklicher verfuhr. Eben daher rührt es, daß er den Menschen im Gedächtniß blieb.

Nicht selten hat man auch diesem Papste die Zerstörung des Nepotismus zugeschrieben. Näher betrachtet aber verhält es sich auch damit anders.

Seine Begünstigungen haben etwas Naives und Vertrauliches; sie verschafften ihm eine Grundlage von öffentlichem und privatem Wohlwollen, aber niemals gibt er das Heft aus den Händen, immer regiert er selbst. So sehr er die Kongregationen zu begünstigen schien, so sehr er selbst freimüthige Aeußerungen herausforderte, so ward er doch allemal ungeduldig und heftig, sobald sich Jemand dieser Erlaubniß bediente. Seinen Willen setzte er immer eigensinnig durch. „Bei ihm,“ sagte Giov. Gritti, „hat beinahe Niemand eine beratende, geschweige eine entscheidende Stimme.“ Bei allen jenen persönlichen und provinziellen Gunstbezeugungen hatte seine Verwaltung doch schlechtthin einen durchgreifenden, strengen eigenmächtigen Charakter.

Mit einer Art von Religion betrachtete man unter Leo X. die Trümmer des alten Roms; man nahm mit Entzücken den göttlichen Funken des antiken Geistes an ihnen wahr; wie ließ sich jener Papst die Erhaltung derselben empfohlen sein, „dessen, was von der alten Mutter des Ruhmes und der Größe von Italien noch allein übrig geblieben.“

Von diesem Geist war Sirtus V. himmelweit entfernt. Für

die Schönheit der Ueberreste des Alterthums hatte dieser Franciskaner keinen Sinn. Das Septizonium des Severus, ein höchst merkwürdiges Werk, das sich durch alle Stürme so vieler Jahrhunderte bis auf ihn erhalten, fand keine Gnade vor seinen Augen. Er zerstörte es von Grund aus und brachte einige Säulen davon nach St. Peter. Er war eben so heftig im Zerstören, als eifrig im Bauen. Jedermann fürchtete, er werde auch darin kein Maß finden. Man höre, was der Cardinal von Santa Severina erzählt: es würde unglaublich scheinen, wenn er es nicht selbst erlebt hätte. „Da man sah,“ sagt er, „daß sich der Papst ganz und gar zur Zerstörung der römischen Alterthümer hinneigte, so kamen eines Tages eine Anzahl römischer Edelleute zu mir, und baten mich, das Meine zu thun, um S. Heiligkeit von einem so ausschweifenden Gedanken abzubringen.“ An den Cardinal wandten sie sich, der damals ohne Zweifel selbst als der größte Zelot anzusehen war. Cardinal Colonna schloß sich an ihn an. Der Papst antwortete ihnen, er wolle die häßlichen Antiquitäten wegschaffen, die übrigen aber, die dies bedürften, restauriren.

Die Mommente des Heidenthums sollten selber zur Verherrlichung des Kreuzes dienen.

Mit ganzer Seele widmete er sich diesen seinen Bauten. Ein Hirtenknabe, in Garten und Feld aufgewachsen, liebte er die Städte; von einer Villeggiatura wollte er nichts wissen; er sagte, „seine Erholung sei viele Dächer zu sehen“. Ich verstehe: seine Baunehmen machten ihm das größte Vergnügen.

Viele tausend Hände waren unaufhörlich beschäftigt, keine Schwierigkeit schreckte ihn ab.

Noch immer fehlte die Kuppel an St. Peter, und die Baumeister forderten zehn Jahre zu ihrer Vollendung; Sixtus wollte sein Geld dazu hergeben, doch an dem Werke auch selber noch seine Augen weiden. Er stellte 600 Arbeiter an, auch die Nacht ließ er nicht feiern; im 22. Monate wurde man fertig.

Wir kommen hier noch einmal auf Sixtus V. Nachdem wir seine innere Verwaltung, seinen Antheil an der kirchlichen Restauration beobachtet, müssen wir noch ein Wort von seiner Politik überhaupt sagen.

Da ist es nun besonders auffallend, wie der unerbittlichen Justiz, die er ausübte, dem harten Finanzsystem, das er einführte, seinem genauen Haushalt eine außerordentliche Neigung zu phantastischen Plänen zur Seite stand.

Was sind ihm nicht alles für Ideen durch den Kopf gegangen! Lange Zeit hat er sich geschmeichelt, dem türkischen Reiche ein

Ende machen zu können. Er knüpfte Verständnisse im Orient an, mit Persien, einigen arabischen Häuptlingen, den Drusen; er rüstete Galeeren aus; andere sollten ihm Spanien und Toskana liefern; so dachte er von der See her dem Könige Stephan Bathory von Polen zu Hilfe zu kommen, der den Hauptangriff von der Landseite auszuführen bestimmt war. Der Papst hoffte alle Kräfte des Nordostens und des Südwestens zu dieser Unternehmung zu vereinigen; er überredete sich, Rußland werde sich dem Könige von Polen nicht allein anschließen, sondern unterwerfen.

Ein andermal erging er sich in dem Gedanken, entweder allein, oder doch nur mit Toskana vereinigt Aegypten zu erobern. Die weitausehendsten Absichten faßte er hiebei in Sinn; die Verbindung des rothen Meeres mit dem mittelländischen, die Herstellung des alten Welt Handels, die Eroberung des heiligen Grabes. Gesezt aber, das zeige sich nicht sogleich ausführbar, — könnte man dann nicht wenigstens einen Streifzug nach Syrien unternehmen, um das Grab des Heilandes von geschickten Meistern aus dem Felsen herausheben und wohl umkleidet nach Italien schaffen zu lassen? Schon gab er der Hoffnung Raum, dies größte Heiligthum der Welt einmal in Montalto aufstellen zu können; dann werde sein Vaterland, die Mark, wo ja auch das heilige Haus zu Loreto siehe, die Geburtsstätte und die Grabstätte des Heilandes in sich schließen.

Entwürfe, oder vielmehr — denn dies lautet fast zu bestimmt, Einbildungen, Luftschlösser der außerordentlichsten Art. Wie sehr scheinen sie jener angestrengten realen, auf das Ziel dringenden Thätigkeit des Papstes zu widersprechen!

Und doch — dürfte man nicht behaupten, daß auch diese oft auf überschwänglichen unansführbaren Gedanken beruhete? Die Erhebung von Rom zu einer regelmäßig, nach Verlauf bestimmter Jahre, aus allen Ländern, selbst aus Amerika, zu besuchenden Metropole der Christenheit, — die Verwandlung antiker Mommente in Denkmale der Ueberwältigung des Heidenthums durch die christliche Religion, — die Anhäufung geliebener verzinsbarer Gelder zu einem Schatze, auf dem die weltliche Macht des Kirchenstaats beruhen soll: alles Pläne, die das Maß des Erreichbaren übersteigen, deren Ursprung in dem Feuer religiöser Phantasie liegt, — und die doch die Lebensthätigkeit des Papstes größtentheils bestimmten.

In unserm Franciskaner war dieser Reiz und Antrieß persönlicher Hoffnungen immer um so stärker gewesen, da er sich auf einer Laufbahn befand, die ihm die erhabenste Aussicht eröffnete; von Stufe zu Stufe hatten sie ihn begleitet und seine Seele in Tagen der Bedrängniß genährt; jedes vorbedeutende Wort hatte er

lebhaft aufgefaßt, in seinem Herzen festgehalten, und für den Fall des Gelingens hohe Pläne einer mönchlichen Begeisterung daran geknüpft; endlich hatte sich ihm alles erfüllt: von geringem, hoffnungslosem Anfang war er zur obersten Würde der Christenheit gestiegen, eine Würde, von deren Bedeutung er einen überschwänglichen Begriff hegte; er glaubte, durch eine unmittelbare Vorsehung erwählt zu sein, um die Ideen zu verwirklichen, die ihm vorgeschwebt.

Auch in dem Besitze der höchsten Gewalt verließ ihn dann die Gewohnheit nicht, in den Verwickelungen der Welthändel die Möglichkeit glänzender Unternehmungen wahrzunehmen, sich mit Entwürfen dazu zu tragen. Es ist in ihnen immer ein sehr persönliches Element; Gewalt und Nachruhm sind ihm reizend; über das, was ihm nahe steht, seine Familie, seinen Geburtsort, seine Provinz, will er seinen Glanz ausbreiten; aber diese Antriebe werden doch allezeit von einem allgemeinen Interesse der katholischen Christenheit getragen; für großartige Ideen zeigte er sich immer offen. Nur ist der Unterschied, daß er Einiges selbst auszuführen vermag, Anderes zum größten Theile Andern zu überlassen hat. Jenes greift er mit der unermüdblichen Thätigkeit an, welche Ueberzeugung, Begeisterung und Ehrgeiz hervorbringen; in diesem dagegen, sei es, weil er von Natur mißtrauisch ist, oder weil der vornehmste Theil der Ausführung und damit auch des Ruhmes, des Vortheils Andern zu überlassen wäre, finden wir ihn lange nicht so eifrig. Fragen wir, was er zur Ausführung, z. B. jener orientalischen Ideen wirklich gethan, so ist es doch nur, daß er Verbindungen angeknüpft, Briefe gewechselt, Ermahnungen erlassen, Anstalten vorbereitet hat; daß er ernstliche Maßregeln ergriffen hätte, die zum Ziele führen konnten, bemerken wir nicht. Er faßt den Plan mit lebendiger, schwärmerischer Phantasie; aber da er nicht gleich selbst Hand anlegen kann, da die Vollführung in der Ferne liegt, ist sein Wille nicht recht wirksam; den Entwurf, der ihn eben sehr beschäftigte, läßt er doch wieder fallen; ein anderer tritt an die Stelle desselben.

Aber nicht so ganz besangen war doch Cirtus V., daß nicht Gegenstände von wesentlichem Inhalt auf ihn Eindruck gemacht hätten. Er war eigensinnig, hochfahrend, rechthaberisch, hartnäckig; aber dabei auch innerlich unzufrieden, für eine fremde Ansicht zu gewinnen, im Grunde gutmüthig. Indem er noch stritt, seinen Satz hartnäckig verfocht, fühlte er sich im Herzen erschüttert, überzeugt.

Es entlud sich gerade ein Ungewitter über den Quirinal, als er verschied. Die alberne Menge überredete sich, Fra Felice habe einen Pakt mit dem Bösen gehabt, durch dessen Hülfe er von Stufe zu Stufe gestiegen; nach abgelaufener Zeit sei nun seine Seele in dem Unwetter hinweggeführt worden. So versinnbildeten sie ihr

Mißvergünigen über so viele neu eingeführte Auflagen und den Zweifel an seiner vollkommenen Rechtgläubigkeit, der in den letzten Zeiten so oft rege geworden. In wildem Ungestüm rissen sie die Bildsäule nieder, die sie ihm einst errichtet hatten; ja auf dem Kapitol ward ein Beschluß gefaßt, daß man niemals wieder einem Papst bei seinem Leben eine Bildsäule setzen wolle.

L u t h e r.

(Aus: „Deutsche Geschichte und Zeitalter der Reformation.“)

„Ich bin eines Bauern Sohn,“ sagt er selbst, „mein Vater, Großvater, Ahnen sind rechte Bauern gewesen; darauf ist mein Vater gen Mansfeld gezogen und ein Bergbauer worden; daher bin ich.“ Das Geschlecht, dem Luther angehört, ist in Mähra zu Hause, einem Dorfe unmittelbar an den Höhen des Thüringer Waldgebirges, unfern den Gegenden, an die sich das Andenken der ersten Verkündigung des Christenthums durch Bonifacius knüpft: da mögen die Vorfahren Luthers Jahrhunderte lang auf ihrer Hufe geessen haben, — wie diese Thüringer Bauern pflegen, von denen immer ein Bruder das Gut behält, während die anderen ihr Fortkommen auf andere Weise suchen. Von diesem Loos, sich irgendwo auf seine eigne Hand Heimat und Herd erwerben zu müssen, betroffen, wandte sich Hans Luther nach dem Bergwerk von Mansfeld, wo er im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdiente: mit seiner Frau Margret, die gar oft das Holz auf ihrem Rücken hereinholt. Von diesen Eltern stammte Martin Luther. Er kam in Eisleben auf die Welt, wohin, wie eine Sage berichtet, seine rüstige Mutter eben gewandert war, um Einkäufe zu machen. Er wuchs auf in der Mansfelder Gebirgsluft.

Wie nun Leben und Sitten jener Zeit überhaupt streng und rauh, so war es auch die Erziehung. Luther erzählt, daß ihn die Mutter einst um einer armseligen Nuss willen blutig gestäup: der Vater ihn so scharf gezüchtigt habe, daß er sein Kind nur mit Mühe wieder an sich gewöhnen könne; in einer Schule ist er eines Vormittags funfzehn Mal hinter einander mit Schlägen gestraft worden. Sein Brod mußte er dann mit Singen vor den Thüren, mit Neujahrssingen auf den Dörfern verdienen. Sonderbar, daß man die Jugend glücklich preist und beneidet, auf welche doch aus der Dunkelheit der kommenden Jahre nur die strengen Nothwendigkeiten des Lebens einwirken, in der das Dasein von fremder Hülfe abhängig ist, und der Wille eines Andern mit eisernem Gebot Tag und Stunde beherrscht. Für Luthern war diese Zeit schreckenvoll.

Von seinem funfzehnten Jahre an ging es ihm etwas besser. In Eisenach, wo er eine höhere Schule besuchte, fand er Aufnahme bei den Verwandten seiner Mutter; in Erfurt, wohin er zur Universitäts ging, ließ ihm sein Vater, der indessen durch Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Gedeihen in bessere Umstände gekommen, freigebige Unterstützung zufließen: er dachte, sein Sohn sollte ein Rechtsgelehrter werden, sich anständig verheiraten und ihm Ehre machen.

Auf die Beschränkungen der Kindheit aber folgen in dem mühseligen Leben der Menschen bald andere Bedrängnisse. Der Geist fühlt sich freier von den Banden der Schule; er ist noch zerstreut durch die Bedürfnisse und Sorgen des täglichen Lebens; muthvoll wendet er sich den höchsten Problemen zu, den Fragen über das Verhältniß des Menschen zu Gott, Gottes zur Welt, indem er ihre Lösung gewaltsam zu erschürmen sucht, ergreifen ihn leicht die unseligsten Zweifel. Es scheint fast, als sei der ewige Ursprung alles Lebens dem jungen Luther nur als der strenge Richter und Rächer erschienen, der die Sündhaftigkeit, von der ihm von Natur ein großartig lebendiges Gefühl bewohnte, mit der Qual der Höllestrafen heimsuchte, und den man nur durch Buße, Abtödtung und schweren Dienst versöhnen könne. Als er einst, im Juli 1505, von dem väterlichen Hause zu Mansfeld wieder nach Erfurt zurückging, ereilte ihn auf dem Felde in der Nähe von Stotternheim eines jener furchtbaren Gewitter, wie sie sich nicht selten hier am Gebirge langsam ansammeln und endlich plötzlich über den ganzen Horizont hin entladen: Luther war schon ohnedies durch den unerwarteten Tod eines vertrauten Freundes erschüttert. Wer kennt die Momente nicht, in denen das stürmische verzagte Herz durch irgend ein überwältigendes Ereigniß, wäre es auch nur eben der Natur, vollends zu Boden gedrückt wird. In dem Ungewitter erblickte Luther, in seiner Einsamkeit auf dem Feldweg, den Gott des Zorns und der Rache: ein Blitz schlug neben ihm ein: in diesem Schrecken gelobte er der h. Anna, wenn er gerettet werde, in ein Kloster zu gehen.

Noch einmal ergöhte er sich mit seinen Freunden eines Abends bei Wein, Saitenspiel und Gesang: es war das letzte Vergnügen, das er sich zugeeignet: hierauf eilte er, sein Gelübde zu vollziehen, und that Profess in dem Augustinerkloster zu Erfurt.

Wie hätte er aber hier Ruhe finden sollen, in alle der aufstrebenden Kraft jugendlicher Jahre hinter die enge Klosterpforte verwiesen, in eine niedrige Zelle mit der Aussicht auf ein paar Fuß Gartenland, zwischen Kreuzgängen und zunächst nur zu den niedrigsten Diensten verwandt. Anfangs widmete er sich den Pflichten eines angehenden Klosterbruders mit der Hingebung eines ent-

schlossenen Willens. „Ist je ein Mönch in Himmel gekommen,“ sagte er selbst, „durch Möncherei, so wollte auch ich hineingekommen sein.“ Aber dem schweren Dienst des Gehorsams zum Trost ward er bald von peinvoller Unruhe ergriffen. Zuweilen studirte er Tag und Nacht und versäumte darüber seine kanonischen Hören; dann holte er diese wieder mit reinem Eifer nach: ebenfalls ganze Nächte lang. Zuweilen ging er, nicht ohne sein Mittagsbrod mitzunehmen, auf ein Dorf hinaus, predigte den Hirten und Bauern und erquidete sich an ihrer ländlichen Musik; dann kam er wieder und schloß sich Tage lang in seine Zelle ein, ohne Jemand sehen zu wollen. Alle früheren Zweifel und innern Bedrängnisse kehrten von Zeit zu Zeit mit doppelter Stärke zurück.

Wenn er die Schrift studirte, so stieß er auf Sprüche, die ihm ein Grauen erregten, z. B.: „Errette mich in deiner Gerechtigkeit, deiner Wahrheit;“ „ich gedachte,“ sagt er, „Gerechtigkeit wäre der grimmige Zorn Gottes, womit er die Sünder straft“; in den Briefen Pauli traten ihm Stellen entgegen, die ihn Tage lang verfolgten. Wohl blieben ihm die Lehren von der Gnade nicht unbekannt; allein die Behauptung, daß durch dieselbe die Sünde auf einmal hinweggenommen werde, brachte auf ihn, der sich seiner Sünde nur allzu wohl bewußt blieb, eher einen abstoßenden, persönlich niederbeugenden Eindruck hervor. Sie machte ihm, wie er sagte, das Herz bluten, ihn an Gott verzweifeln. „O meine Sünde, Sünde, Sünde!“ schrieb er an Staupitz, der sich dann nicht wenig wunderte, wenn er kam, dem Mönche Beichte sah und dieser keine Thatfachen zu bekennen wußte. Es war die Sehnsucht der Kreatur nach der Reinheit ihres Schöpfers, der sie sich in dem Grunde ihres Daseins verwandt, von der sie sich doch wieder durch eine unermessliche Kluft entfernt fühlt: ein Gefühl, das Luther durch unablässiges einsames Grübeln nährte, und das ihn um so tiefer und schmerzhafter durchdrang, da es durch keine Bußübung beschwichtigt, von keiner Lehre innerlich und wirksam berührt wurde, kein Beichtvater darum wissen wollte. Es kamen Momente, — damals oder später — wo die angstvolle Schwermuth sich aus den geheimen Tiefen der Seele gewaltig über ihn erhob, ihre dunkeln Fittige um sein Haupt schwang, ihn ganz darniederwarf. Als er sich einst wieder ein paar Tage unsichtbar gemacht hatte, erbrachen einige Freunde seine Zelle, und fanden ihn ohnmächtig, ohne Besinnung ausgestreckt. Sie kannten ihren Freund; mit schonungsvoller Einsicht schlugen sie das Saitenspiel an, das sie mitgebracht; unter der wohlbekannten Weise stellte die mit sich selber hadernde Seele die Harmonie ihrer innern Triebe wieder her, und erwachte zu gesundem Bewußtsein.

Liegt es aber nicht in den Gesetzen der ewigen Weltordnung,

daß ein so wahres Bedürfnis der Gott suchenden Seele dann auch wieder durch die Fülle der Ueberzeugung befriedigt wird?

Der Erste, der Luther in seinem verzweiflungsvollen Zustande, man kann nicht sagen, Trost gab, aber einen Lichtstrahl in seine Nacht fallen ließ, war ein alter Augustinerbruder, der ihn in väterlichem Zuspruch auf die einfachste erste Wahrheit des Christenthums hinwies, auf die Vergebung der Sünden durch den Glauben an den Erlöser; auf die Lehre Pauli Römer am dritten, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Lehren, die er auch wohl früher gehört haben mochte, die er aber in ihrer Verdunkelung durch Schulmeinungen und Ceremoniendienst nie recht verstanden, die erst jetzt einen vollen, durchgreifenden Eindruck auf ihn machten. Er sann hauptsächlich dem Spruche nach: der Gerechte lebet seines Glaubens; er las die Erklärung Augustins darüber; „da ward ich froh,“ sagt er, „denn ich lernte und sah, daß Gottes Gerechtigkeit ist seine Barmherzigkeit, durch welche er uns gerecht achtet und hält: da reimte ich Gerechtigkeit und Gerechtfertigung zusammen und ward meiner Sache gewiß.“ Eben das war die Ueberzeugung, deren seiner Seele bedurfte; er ward inne, daß die ewige Gnade selbst, von welcher der Ursprung des Menschen stammt, die irrende Seele erbarmungsvoll wieder an sich zieht und sie mit der Fülle ihres Lichtes verflärt: daß uns davon in dem historischen Christus Vorbild und un widersprechliche Gewißheit gegeben worden; er ward allmählig von dem Begriff der finstern, nur durch Werke rauher Buße zu versöhnenden Gerechtigkeit frei. Er war wie ein Mensch, der nach langem Irren endlich den rechten Pfad gefunden hat, und bei jedem Schritte sich mehr davon überzeugt; getrost schreitet er weiter.

So stand es mit Luther, als er von seinem Provinzial im Jahre 1508 nach Wittenberg gezogen ward. Die philosophischen Vorlesungen, die er übernehmen mußte, schärften in ihm die Begierde, in die Geheimnisse der Theologie einzudringen, „in den Kern der Ruß,“ wie er sagt, „in das Mark des Weizens.“ Die Schriften, die er studirte, waren die Episteln Pauli, die Bücher Augustins wider die Pelagianer, endlich die Predigten Taulers; mit vieler fremdartiger Literatur belud er sich nicht; es kam ihm nur auf Befestigung, Ausarbeitung der einmal gewonnenen Ueberzeugung an.

In der merkwürdigsten Stimmung finden wir ihn auf einer Reise, die er ein paar Jahre darauf in Sachen seines Ordens nach Rom machte. Als er der Thürme von Rom aus der Ferne ansichtig wurde, fiel er auf die Erde, hob seine Hände auf und sprach: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom.“ Hierauf war keine Uebung der Pilgerfrömmigkeit, die er nicht mit Hingebung, langsam und andächtig vollzogen hätte; er ließ sich die Leichtfertigkeiten anderer

Priester darin nicht stören; er sagt, er hätte beinahe wünschen mögen, daß seine Eltern schon gestorben wären, um sie hier durch diese bevorrechteten Gottesdienste sicher aus dem Hefegfeuer erlösen zu können; — aber dabei empfand er doch in jedem Augenblicke, wie wenig alle das mit der tröstlichen Lehre übereinstimme, die er in dem Briefe an die Römer und bei Augustin gefunden; indem er die Scala santa auf den Knien zurücklegte, um den hohen Ablass zu erlangen, der an diese mühevollen Andacht geknüpft war, hörte er eine widersprechende Stimme unaufhörlich in seinem Innern rufen: „Der Gerechte lebet seines Glaubens.“

Nach seiner Rückkunft ward er 1512 Doctor der heiligen Schrift, und von Jahr zu Jahr erweiterte sich seine Thätigkeit. Er las an der Universität bald über das Neue, bald über das Alte Testament; er predigte bei den Augustinern, und versah an der Stelle des erkrankten Pfarrers das Pfarramt in der Stadt; im Jahre 1516 ernannte ihn auch Staupitz während einer Reise zu seinem Verweiser im Orden, und wir finden ihn die Klöster in der ganzen Barockie besuchen, wo er Prioren einsetzt oder absetzt, Mönche aufnimmt oder verpflanzt, gleichzeitig die ökonomischen Kleinigkeiten beaufsichtigt, und zu tieferer Gottesfurcht anzuleiten sucht; überdies hat er sein eigenes mit Brüdern überfülltes und dabei sehr armes Kloster zu besorgen. Von den Jahren 1515 und 1516 haben wir einige Schriften von ihm übrig, aus denen wir die geistige Entwicklung kennen lernen, in der er begriffen war. Noch hatten Mystik und Scholastik großen Einfluß auf ihn. In den ersten deutschen geistlichen Worten, die wir von ihm haben, einem Predigtentwurf vom November 1515, wendet er die Symbolik des hohen Liedes in harten Ausdrücken auf die Wirkung des heiligen Geistes, welcher durch das Fleisch in den Geist führe, und auf das innere Verständniß der heiligen Schrift an. In einem andern vom December desselben Jahres sucht er aus der aristotelischen Theorie über Wesen, Bewegung und Ruhe das Geheimniß der Dreieinigkeit zu erläutern. Dabei aber nahmen seine Ideen schon eine Richtung auf die Verbesserung der Kirche im Allgemeinen und Großen. In einer Rede, welche, wie es scheint, dazu bestimmt war, von dem Propst zu Viklan auf dem lateranensischen Concilium vorgetragen zu werden, führt er aus, daß das Verderben der Welt von den Priestern herrühre, von denen so viel Menschenfälschung und Fabel, nicht das reine Wort Gottes vorgetragen werde. Denn nur das Wort des Lebens habe die Fähigkeit, die innere Wiedergeburt des Menschen zu vollziehen. Es ist sehr bemerkenswerth, daß Luther schon da das Heil der Welt bei weitem weniger von einer Verbesserung des Lebens erwartet, die nur erst einen zweiten Gesichtspunkt ausmacht, als von einer Wiederherstellung der Lehre. Von keiner

andern Lehre aber zeigt er sich so vollkommen durchdrungen und erfüllt, wie von der Rechtfertigung durch den Glauben. Er dringt unaufhörlich darauf, daß man sich selber verleugnen und unter die fittige Christi fliehen müsse; er wiederholt bei jeder Gelegenheit den Spruch Augustins: was das Gesetz verlange, das erlange der Glaube. Man sieht: noch war Luther nicht ganz mit sich einig, noch hegte er Meinungen, die einander im Grunde widersprachen; allein in allen seinen Schriften athmet doch zugleich ein gewaltiger Geist, ein noch durch Bescheidenheit und Ehrfurcht zurückgehaltener, aber die Schranken schon überall durchbrechender Jugendmuth, ein auf das Wesentliche dringender, die Fesseln des Systems zerreißen-der, auf neuen Pfaden, die er sich bahnt, vordringender Genius. —

Den Ablass leugnet er noch nicht, aber schon 1516 ist es ihm bedenklich, daß der Mensch dadurch die Gnade empfangen solle: der Seele werde dadurch die Begierde nicht genommen, die Liebe nicht eingeschlößt, wozu vielmehr die Erleuchtung des Geistes, die Befruchtung des Willens, unmittelbare Einwirkung des Ewigen gehöre: denn nur in der tiefsten Innerlichkeit weiß er die Religion zu begreifen. Es wird ihm schon zweifelhaft, ob man den Heiligen die mancherlei äußerlichen Hilfsleistungen zuschreiben dürfe, um deren willen man sie anruft.

Mit diesen Lehren, dieser großen Richtung nun, die sich unmittelbar an die Ueberzeugungen anschloß, welche von Pollich und Staupitz gepflanzt worden waren, erfüllte Luther wie die Augustinerbrüder in seinem Kloster, seiner Provinz, so vor Allem die Mitglieder der Universität. Eine Zeit lang hielt Jodocus Trutvetter von Eisenach die üblichen Vorstellungen aufrecht; aber nach dessen Abgang im Jahre 1513 war Luther der Geist, der die Schule beherrschte. Seine nächsten Kollegen, Peter Lumpinus und Andreas Karlstadt, die ihm noch eine Weile Widerstand geleistet, bekannten sich endlich durch die Aussprüche Augustins und die Lehren der Schrift, die auf ihn selbst einen so großen Eindruck gemacht, bezwungen und überzeugt: sie wurden beinahe eifriger, als Luther selbst. Welch eine ganz andere Richtung empfing hierdurch diese Universität, als in der sich die übrigen zu bewegen fortführen. Die Theologie selbst, und zwar lediglich in Folge einer innern Entwicklung, schloß sich an die Forderungen an, welche von der allgemeinen Literatur ausgemacht worden.

— — —
Denn schon kam Luther den Weg von Wittenberg nach Worms daher gezogen. Er predigte einmal unterwegs: des Abends schlug er in der Herberge wohl die Laute an; alle Politik lag außer seinem

Gesichtskreise: über jede persönliche Rücksicht, sogar auf sich selbst, war er erhaben. Auf dem Wege vor ihm her war ein neues kaiserliches Mandat angeschlagen worden, durch welches seine Bücher verdammt wurden, so daß der Herold ihn schon zu Weimar fragte, ob er fortziehen wolle. Er antwortete: er wolle sich des kaiserlichen Geleits halten. Dann kam jene Einladung Sickingens. Er erwiderte: habe der kaiserliche Beichtvater mit ihm zu reden, so könne er das wohl zu Worms thun. Noch auf der letzten Station ließ ihm ein Rath seines Kurfürsten sagen: er möge lieber nicht kommen: leicht könne ihn das Schicksal Hussens treffen. „Huß,“ antwortete Luther, „ist verbrannt worden, aber nicht die Wahrheit mit ihm: ich will hinein, und wenn so viel Teufel auf mich zielen, als Ziegel auf den Dächern sind.“ So langte er in Worms an: 16. April 1521, eines Dienstags gegen Mittag, als man eben bei Tische war. Wie der Thürmer vom Dom in die Trompete stieß, lief Alles auf die Straße, den Mönch zu sehen. Er saß auf dem offenen Rollwagen, den ihm der Rath zu Wittenberg zur Reise gegeben, in seiner Augustinerkutte; vor ihm her ritt der Herold, den Wappenrock mit dem Reichsadler über den Arm. So zogen sie durch die verwunderte, mannigfaltig bewegte, gaffende, theilnehmende Menge. Indem Luther sie überfah, verwandelte sich in ihm der kühne Muth in feste Zuversicht; er sagte: „Gott wird mit mir sein“; so stieg er ab.

Und sogleich des andern Tages gegen Abend ward er in die Versammlung des Reiches geführt. Der junge Kaiser, unter den sechs Kurfürsten sein eigener Herr, so viele andere geistliche und weltliche Fürsten, vor denen die Unterthanen ihre Kniee beugten, zahlreiche durch Thaten in Krieg und Frieden berühmte Oberhäupter, würdige Abgeordnete der Städte, Freunde und Feinde, erwarteten den Mönch. Der Anblick einer so erhabenen prächtigen Versammlung schien ihn doch einen Augenblick zu blenden. Er sprach mit ziemlich schwacher unvernehmlicher Stimme; Viele glaubten, er sei erschrocken. Auf die Frage, ob er seine Bücher, deren Titel verlesen wurden, sämmtlich, wie sie seien, vertheiligen oder sich zu einem Widerruf verstehen wolle, bat er sich Bedenkzeit aus; auch er nahm, wie wir sehen, die Förmlichkeiten des Reichs für sich in Anspruch.

Den andern Tag erschien er auf's Neue in der Versammlung. Es wurde spät, ehe er vorgelassen ward; schon zündete man Fackeln an; die Versammlung war vielleicht noch zahlreicher, als gestern, das Gedränge des Volkes so stark, daß kaum die Fürsten zu sitzen kamen, die Aufmerksamkeit auf den entscheidenden Augenblick noch gespannter. Jetzt aber war in Luther keine Spur von Befangenheit. Auf die ihm wiederholte frühere Frage antwortete er mit

männlich-fester, starker Stimme, mit dem Ausdruck freudiger Ruhe. Er theilte seine Werke ein in Bücher der christlichen Lehre, Schriften wider die Mißbräuche des Stuhles zu Rom, und in Streitschriften. Die ersten widerrufen zu müssen, sagt er, würde unerhört sein, da selbst die päpstliche Bulle viel Gutes darin anerkenne; die zweiten, das würde den Romanisten ein Anlaß werden, Deutschland vollends zu unterdrücken; das dritte würde seinen Gegnern nur neuen Muth machen, sich der Wahrheit entgegenzusetzen. Eine Antwort, die nun mehr der falsch gestellten Form der Frage entsprach, als der Absicht, welche die Reichsstände mit dem Verhör verbanden. Der Official von Trier kam der Sache näher, indem er ihn erinnerte, den Widerruf nicht durchaus und gänzlich abzulehnen: — hätte Arius Einiges zurückgenommen, so würden nicht auch zugleich seine guten Bücher vernichtet worden sein; auch bei ihm werde man Mittel finden, seine Bücher nicht alle zu verbrennen, wenn er nur Das widerrufe, was von dem Concilium zu Konstanz verdammt worden sei, und was er diesem Urtheil zum Troß wieder aufgenommen habe. Mehr auf die Infallibilität der Concilien, als auf die des Papstes bezog er sich.

Aber Luther glaubte jetzt an die eine so wenig wie an die andere; er entgegnete, auch ein Concilium könne irren: der Official stellte das in Abrede; Luther wiederholte, er wolle beweisen, daß es geschehen könne und geschehen sei. Natürlich konnte der Official darauf nicht in dieser Umgebung eingehn: er fragte nochmals definitiv, ob Luther alle seine Sachen als rechtgläubig vertheidigen, oder ob er etwas davon widerrufen wolle: er kündigte ihm an, wenn er jeden Widerruf abschlage, so werde das Reich wissen, wie es mit einem Ketzer zu verfahren habe. Aber auch in Luther, der in Worms Disputation oder Widerlegung, irgend eine Art von Belehrung erwartet hatte, statt dessen sich aber ohne Weiteres als Irrlehrer behandelt sah, hatte sich in dem Gespräch das volle Bewußtsein einer, von keiner Willkür abhängenden, in Gottes Wort gegründeten, um Concilium und Papst unbefümmerten Ueberzeugung erhoben; Drohungen schreckten ihn nicht; die allgemeine Theilnahme, deren Odem er um sich wehen fühlte, hatte ihn erst recht befestigt; sein Gefühl war, wie er im Hinausgehen sagte, hätte er tausend Köpfe, so wolle er sie sich eher abschlagen lassen, ehe er einen Widerruf leiste. Er erwiderte nach wie vor, werde er nicht mit Sprüchen der heiligen Schrift überwiesen, daß er irre, so könne und wolle er nicht widerrufen, weil sein Gewissen in Gottes Wort gefangen sei. „Hier stehe ich,“ rief er aus: „ich kann nicht anders: Gott helfe mir: Amen.“

Während dieser ganzen Zeit war er auf der Wartburg. Anfangs hielt er sich hier ganz innerhalb der Mauern, dann finden wir ihn noch zaghaft in die Erbbeerer am Schloßberg gehen; später, sicherer geworden, durchstreifte er als Junker Georg mit einem Reiterbuben die Umgegend; einmal wagte er sich sogar, in laugem Haar und Bart, kaum noch wieder zu erkennen, in eisernem Harnisch, nach Wittenberg. Allein sein Reiterleben hatte doch zugleich einen sehr theologischen Inhalt; seine Seele war immer in der Mitte des kirchlichen Kampfes. „Auf der Jagd,“ sagt er, „theologisirte ich“; in den Nezen und Hunden des Jägers sah er die Bischöfe und Anwälte des Antichrists, die den armen Seelen nachstellen. In der Einsamkeit der Burg kehrten ihm auch andere Anfechtungen des Klosters zurück. Hauptsächlich beschäftigte er sich damit, das Neue Testament zu übersetzen: er faßte den Gedanken, der deutschen Nation eine richtigere Bibel zu geben, als die lateinische Kirche in der Vulgata besaß. Indem er hierbei seinen Sinn tiefer und tiefer befestigte, und nur den Wunsch hegte, in Wittenberg zu sein, um mit Hilfe seiner Freunde ein so wichtiges Werk zu vollenden, vernahm er von den dortigen Bewegungen und Unruhen. Er war über ihren Charakter keinen Augenblick im Zweifel. Er sagt, nie in seinem Leben habe ihn etwas tiefer verletzt: was ihm sonst zu Leide gethan worden, sei nichts dagegen. Auf ihn machte es keinen Eindruck, was man von den Inspirationen der himmlischen Propheten sagte, ihren Gesprächen mit Gott. Auch er kannte die geheimnißvollen Tiefen der geistigen Welt: da hatte er andere Erfahrungen gemacht, sich mit einem zu erhabenen Begriff von dem Wesen Gottes durchdrungen, um sich überreden zu lassen, er erscheine der Creatur, entzücke sie und spreche mit ihr. „Willst du wissen,“ schreibt er Melancthon, „Zeit und Ort und Art der göttlichen Gespräche, höre: wie der Löwe hat er meine Gebeine zerschmettert, und: ich bin verworfen vor deinen Augen, meine Seele ist mit Pein erfüllt, mit Vorgefühl der Hölle.“ „Darum redet Gott durch die Menschen, weil wir es nicht ertragen könnten, wenn er selber spräche.“ Er wünschte seinem Fürsten Glück zu dem Kreuze, das ihm Gott aufgelegt: wider das Evangelium müsse nicht allein Ananias und Kaiphas toben, sondern auch Judas müsse unter den Aposteln sein. Er kündigt ihm an, er werde sich selbst dahin begeben. Der Kurfürst bat ihn, dies noch nicht zu thun: es werde zur Zeit noch nicht zum Guten gereichen: er möge lieber seine Verantwortung für den nächsten Reichstag vorbereiten, an dem seine Sache, wie sich hoffen lasse, noch einmal zu rechtlichem Verhör gelangen werde. Jedoch durch Vorstellungen dieser Art war Luther nun nicht mehr zurückzuhalten. Nie war er fester überzeugt gewesen, daß er das Evangelium vom Himmel habe, daß der Glaube ihn

schützen werde; was in Wittenberg vorgefallen, schien ihm ein Schimpf, der ihn und das Evangelium treffe. So brach er auf, ohne Rücksicht auf des Papstes Bann oder die Acht des Kaisers, indem er seinen Fürsten selbst aufforderte, sich nicht um ihn zu kümmern. Er war in der großartigsten Stimmung. Ein paar junge Schweizer, die nach Wittenberg zur Universität reisten, trafen in Jena, im Gasthof zum schwarzen Bären, auf einen Reitermann, der am Tische saß, seine rechte Hand auf den Knopf des Schwertes, vor sich den hebräischen Psalter. Es war, wie sie später inne wurden, Luther, und man muß in den Aufzeichnungen des einen von ihnen lesen, wie er sie zu sich an Tisch lud, wie mild und groß er in alle seinem Bezeigen war. Freitag am 7. März langte er in Wittenberg an. Den Sonnabend fanden ihn jene Schweizer im Kreise seiner Freunde, wie er sich näher über alles unterrichtete, was in seiner Abwesenheit geschehen. Am Sonntag fing er an zu predigen. Er mußte versuchen, ob man ihm anhängen, ob er noch eine Wirksamkeit haben, ob es ihm gelingen werde, die Bewegung zu beruhigen. Wie enge und unscheinbar auch der Schauplatz war, auf den er zurückkehrte, so hatte doch sein Unternehmen die Bedeutung einer Weltbegebenheit. Es mußte sich zeigen, ob die Lehre, die sich ihm ohne Willkür, mit innerer Nothwendigkeit gebildet, und die ein so großes Moment für die künftige Entwicklung des menschlichen Geschlechts in sich enthielt, auch fähig sein werde, die Elemente der Zerstörung zu besiegen, die nicht minder in den Geist arbeiteten, allenthalben den Boden des öffentlichen Lebens unterwühlt hatten und erzittern machten, und hier ihren ersten Ausdruck fanden. Die Frage war, ob es möglich sein werde, zu verbessern ohne zu zerstören, einer neuen Entwicklung des Geistes Bahn zu machen, ohne die Resultate aller früheren zu vernichten.

Luther ist von Allen, die sich jemals an die Spitze einer Weltbewegung gestellt haben, vielleicht derjenige, der am wenigsten von Gewalt und Krieg hat wissen wollen. Er hielt dafür, man könne sich vertheidigen, namentlich gegen Fürsten, wie die genannten, welche als die Gleichen seines Herrn, nicht dessen Obrigkeit seien; aber daß man die Waffen zuerst in die Hand nehme, zu einem Angriff schreiten solle, das wäre über seine Vorstellung. Er wandte den Spruch: selig sind die Sanftmüthigen, die Friedfertigen, auch auf die politischen Verhältnisse an. „Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen.“ „Der Krieg,“ sagt er, „wagt alles, gewinnt wenig, und verliert gewiß, aber Sanftmuth verliert nichts, wagt wenig und gewinnt alles.“

Wir haben oft bemerkt, er weicht nur so viel von dem Herkömm-

lichen ab, als die Worte der Schrift ihn unbedingt nöthigen. Etwas Neues aufzubringen, oder Bestehendes, das der Schrift nicht geradezu ungemäß, umzustürzen, wären Gedanken, die seine Seele nicht kennt. Er würde die Entwicklung der lateinischen Kirche behaupten, wenn sie nur nicht durch fremdartige, dem echten Sinn des Evangeliums widersprechende, spätere Bildung verunstaltet wäre, er würde die Hierarchie selbst anerkennen, wofür sie ihm nur das Wort frei ließe. Da das aber nicht sein kann, so hat er das Amt der Reinigung nothgedrungen selbst übernommen. Er hat sich — denn seine Seele lebt und weht in den kirchlichen Ueberlieferungen — nicht ohne die heftigsten inneren Stürme von dem Zufälligen, dem unbegründeten Zusatz frei gemacht. Aber um so unerschütterlicher hält er nun auch an dem Mysterium fest, in sofern es mit dem Wortsinne der Schrift übereinstimmt und dadurch bewährt wird. Er weiß es mit alle dem Tieffinn aufzufassen, der ihm ursprünglich zu Grunde gelegen; er ist empfänglich für die großartigste Mystik und davon ergriffen.

Es ist wahr, Luther fiel von der römischen Kirche ab, oder vielmehr, er ward von ihr ausgestoßen, und hat ihr mehr geschadet als ein anderer Mensch. Allein er verleugnete nie seinen Ursprung. Wenn wir die welthistorische Bewegung der Meinung und Lehre in's Auge fassen, so ist eben Luther das Organ, durch welches sich das lateinische Kirchenwesen zu einer freieren, minder hierarchischen, mit den ursprünglichen Tendenzen des Christenthums wieder außer Widerspruch gesetzten Entwicklung umbildete.

Heinrich IV. von Frankreich.

(Aus der „Französischen Geschichte.“)

Ludwig IX. der Heilige hatte 2 Söhne hinterlassen; von dem älteren stammten wie die letzten Capetinger so die Valois; von dem jüngern die Bourbons. Auch deren waren 2 Väter; der einen gehörte der Comestable an, mit dem sie schloß, der zweiten, dessen Zeitgenosse und Antagonist, der Herzog Karl von Vendôme, ... Dessen Söhne waren Anton, durch seine Vermählung mit Johanna d'Albertain König von Navarra, der Cardinal Karl von Bourbon und Prinz Ludwig I. von Condé. Antons Sohn war König Heinrich von Navarra; er stammte in der zehnten Generation von Ludwig dem Heiligen ab, und war durch dasselbe Geburtsrecht, dem die Valois ihre Erhebung verdankten, der unbezweifelte Erbe des französischen Thrones.

Aus Heinrich im December 1553 geboren ward, hätte man, da

das Haus Valois noch in voller Blüthe stand, nicht daran denken können, daß ihm der Thron von Frankreich bestimmt sei. Sein Großvater begrüßte in ihm den Erben von Navarra und Bearn. . . Es ist tausendmal erzählt worden, wie er seine Tochter Johanna, als ihre Entbindung nahe war, nach seinem Vergschloß Pau an der Gave berief, wie dann diese nach seinem Wunsche, als die Stunde der Wehen kam, ein in Bearn gebräuchliches Gebet nach der herkömmlichen Singweise anstimmte, — denn sie war kräftig wie die eingebornen Frauen, und ganz in der Weise des Landes sollte Alles zugehen — und mit welchem bizarren Entzücken der Großvater den Neugeborenen empfing. Er trug ihn in seinem weiten Mantel in sein Zimmer, füllte eine goldene Schale mit einheimischem Wein, ließ ihm den Duft davon die Nase berühren, einen Tropfen in den Mund fließen und küßte ihn dann mit der Weissagung, das werde ein wahrer Bearner sein. Einer Bauernfrau, die zunächst am Parke wohnte, wurde die erste Pflege des Knaben anvertraut, später ward er in das Gebirge nach Geirraze geschickt, wo er mit andern seines Alters in bloßem Kopfe und barfuß die Berge durchstreifte und auf den steilen Pfaden heimisch wurde.

Auch die Mutter Johanna, von einem frischen und heiteren, unbezwinglich energischen Naturell, hegte den Ehrgeiz, daß ihr Geburtsland nicht von den großen Mächten vernichtet würde, aber zugleich dachte sie ihrem Sohn noch einen andern Beruf zu; — sie zog Heinrich (nach dem frühen Tode ihres Gemahls) in dem protestantischen Glauben auf, ließ ihn die Psalmen Marots singen; führte ihn, als er fünfzehn Jahre zählte, nach Rochelle in die Mitte der dort zum Widerstand sich vereinigenden Hugenotten. Der junge Heinrich ward mit einer prächtigen bilderreichen Rede empfangen. „Ich verstehe nicht so gut zu reden, wie ihr,“ antwortete er, „aber ich versichere euch, ich werde besser handeln als sprechen.“ Er ward sogleich in die Mitte der Krieger gezogen; — mit Freuden umgürtete ihn seine Mutter mit dem Schwert. Sie erzählte gern, daß sie in ihrer Schwangerschaft geträumt habe, sie bringe einen jungen Hahn zur Welt, mit bunten starken Federn am Halse und in den Flügeln, und einem zum Streit erhobenen Kämme. . . Auf Niemand machte der Sieg bei Lepanto unter Don Johann von Oesterreich einen größern Eindruck, als auf ihn; er beneidete den Bastarden, daß er als der Held von Europa gefeiert wurde. An der Spitze der französischen Kriegsschaar im Felde zu erscheinen, zwei große Schlachten zu gewinnen, die eine wider die Spanier, die andere wider die Osmanen, dahin gingen die Phantasien, die seine jugendliche Seele beschäftigten.

Ganz anders aber schlug ihm seine Verbindung mit dem Hofe der Valois aus.

Seine Vermählung mit der Schwester Karls IX. ist die Bluthochzeit; die stolzen Gefährten, mit denen er herrliche Kriegsthaten auszuführen gedachte, wurden vor seinen Augen ermordet; ihn selbst rettete nur die nahe Verwandtschaft und der Uebertritt zur andern Religion; um keinen Preis aber hätte man ihn nach Hause zurücklehen lassen. Welcher Kontrast gegen das Leben in den Bergen, an der Seite der sittlich strengen Mutter, des hochstrebenden Admirals, der die höchsten Ideen an seine Unternehmungen knüpfte, bildete nun dieser gezwungene Aufenthalt am Hofe. . . die Diener, mit denen man ihn umgab, waren, wenn nicht Feinde, so doch Rundschafter, er mußte ihre Bosheit von sich abzuwenden suchen. Eine andere Schule, moralische Gefühle zurückzudrängen, die innern Stimmungen nicht an die Oberfläche der Erscheinung reichen zu lassen. In Heinrich IV. war etwas, was dem dasigen Treiben entsprach: er stürzte sich in den Strudel der Leidenschaft und des Vergnügens; nur für Jagd, Ballspiel, Liebesbändel schien er noch Sinn zu haben, sich am besten mit denen zu gefallen, die die meisten Thorheiten trieben; er bildete einen Mittelpunkt für die muntere lebenslustige Jugend. Dazwischen aber erhoben sich ihm doch die religiösen Eindrücke seiner Jugend frühesten Jahre; in der Einsamkeit der Nacht hörte wohl einmal ein vertrauter Diener ihn mit den Worten des Psalmisten die Finsterniß beklagen, in die er gefallen sei; und wie hätte er es ertragen sollen, so fortan als ein halber Gefangener zu leben.

Der kleine Hof zu Nérac, den er sich einrichtete, wetteiferte mit dem Hofe zu Paris. Aber es war doch auch ein großer Unterschied. In Nérac war nicht von Günstlingen, noch Vergewandungen die Rede. Der Hof war zugleich eine Schule der Kapitäne, das Verdienst im Kriege gab einem Jeden seinen Rang, die Damen trieben die Ritter zu Kriegsunternehmungen. —

Nach und nach überwand er den Ruf, den er vom Hofe zu Paris mitgebracht, als sei er leichtfertig, abhängig und unzuverlässig. Ein Autor, den er aufforderte, sein Leben zu schreiben, und der ihm mit der Ermahnung geantwortet hatte, zuerst etwas Nennenswerthes zu vollbringen, fand doch mit der Zeit einen Stoff der Darstellung. Heinrich zeigte in den Geschäften Entschluß und Gewandtheit, in persönlichen Beziehungen die natürliche Gabe, die Menschen zu behandeln, in allen Dingen eine Frische und Richtigkeit der Auffassung, welche Jedermann befriedigte; sein Verhalten erweckte die Meinung, er sei zu großen Dingen geboren; wie einer seiner besonnensten Freunde sich ausdrückt: was die Welt begehre, was sie dürste zu sehen, einen wahren König, hier sei ein solcher; er brauche nur hervorzutreten, um anerkannt zu werden. Er war ein

Kriegskapitän, der nur in seinem Feldlager lebte und webte; ganz Anstrengung, Nerv und Muth. —

Heinrich IV. gehörte zu den Männern, die ohne Leidenschaft für eine Frau nun einmal nicht leben können; unter den mancherlei Verhältnissen, in die er dabei gerathen ist, war auch eines mit Gabrielle d'Estrees, das ihm mehr darbot, als sinnlichen Reiz oder geistige Zerstreuung. Gabrielle war nicht allein schön; er fand in ihr ein Gemüth, das seine Sorgen, seine Freuden und Leiden mit ihm theilte, ein Verständniß für ihn hatte, ihm in der Welt alles erfüllte, was ein durch die Anstrengungen und die Feindseligkeiten des Lebens hin und her geworfener und ermüdeteter Mensch von einem weiblichen Wesen wünschen kann. Da die Ehe des Königs von Jedermann als nichtig betrachtet wurde, so nahm man so viel Anstoß nicht daran, wenn Gabrielle mit dem König öffentlich erschien, wie sie wohl hinter ihm her, ganz in Grün gekleidet, von Fackelträgern umgeben, in prächtigem Palankin in Paris einzog. Ohne Einfluß auf den Staat war sie mit nichten; die Ausöhnung mit den Guisen, das Emporkommen Sully's waren sehr ihr Werk.

Heinrich IV. war von Gewerbe ein Kriegsmann. Außer den großen Schlachten, die ihn berühmt gemacht haben, will man bis 200 kleinere Gefechte zählen, an denen er Theil genommen habe. Vor allen Kriegsführern zeichnete ihn zweierlei aus, ein freudiger Muth, der sich von ihm über seine Kapitane und sein Heer ausbreitete, und der rasche Blick, mit dem er die Bewegung, die Stärke, selbst die Haltung seiner Feinde ermaß. Alexander von Parma hat ihn mit dem Adler verglichen; so aus weiter Ferne erschaute er seine Beute, so mit sicherer Geschwindigkeit stürzte er sich auf dieselbe los. Andere nahmen an ihm eine besondere Geschicklichkeit wahr, seiner Schlachtordnung die für jede Lage angemessenste Form zu geben; im Gefecht bewies er eine Bravour, die alles mit sich fortriß. War es aber vorüber, so wollte er von der Sache nichts mehr hören. Als man ihm das Schwert brachte, das er bei Jvry geschwungen, blutig wie es war und schartig, wandte er, mit einer Art von Abscheu vor einem Thun, wozu Beruf und Nothwendigkeit ihn gedrungen hatten, seine Augen weg. Beim Tode Heinrichs III. hat man ihm einmal den Rath gegeben, einen Orden der Rache zu stiften, und wohl möglich, daß er damit die persönlichen Anhänger des Ermordeten an sich gefesselt hätte, aber aus voller Seele verwarf er dies; nichts war ihm von Natur so widerwärtig wie Rache. Er verabscheute die verrätherischen Unternehmungen des Einen gegen den Andern, die damals an der Tagesordnung waren, denn aus dem Bösen könne nie das Gute entspringen. Wie viel

lieber lieb er denen sein Ohr, die ihm von den glücklichen Folgen ergangener Unnestien, besonders aus der alten Zeit, die damals Jedermann im Gedächtniß war, erzählten. Er wollte nur den guten Krieg und dessen Ziel, den Frieden. Das Vergangene sollte vergangen sein. Je nachdem die Geschäfte waren, übertrug sie der König bald dem einen, bald dem andern. Veränderungen mißte er aus Grundsatz; denn das monarchische Regiment verlange eine Stätigkeit, die durch keinen Wechsel in den Persönlichkeiten unterbrochen werden dürfe.

Das Conseil bestand noch in der alten Weise. Alle Morgen kamen die Sekretäre mit den eingegangenen Depeschen, der König diktierte meistens seine Antwort auf der Stelle. Indessen gingen die Mitglieder des Conseils und die vornehmsten Räte in dem Garten auf und ab; wenn die Sache schwierig war, pflegte er den einen oder den andern zu rufen, oder sich ihm zugesellend im Auf- und Abgehen die Sache zu besprechen. —

Heinrich IV. pflegte, wie andere Kriegsleute, gern davon zu sprechen, daß er, da er unter den Waffen aufgewachsen sei, von bürgerlichen und diplomatischen Geschäften wenig verstehe; aber Papst Klemens VIII. warnte seine Nuntien, das zu glauben, er verstehe davon mehr, als er zu verstehen scheinen wolle. Guten Rath zu vernehmen, liebte er. Er konsultirte zuweilen Männer, die ihm ferne standen, zu welcher Partei sie auch gehören mochten, wenn er nur ihrer Einsicht sicher war; er gab seine Aufträge mit einer Vertraulichkeit, welche die Herzen gewann, und befand sich wohl dabei.

Von allen Seiten war er mit Feindseligkeiten umgeben: er erkannte von Ferne, was er zu fürchten und zu hoffen hatte; ehe Jemand noch ausgesprochen, hatte er dessen Sinn gefaßt; seine Vertraulichkeiten schlossen einen allezeit regen Argwohn nicht aus. Man mußte ihm mit freimüthiger Wahrhaftigkeit begegnen, wenn man bei ihm fortkommen wollte.

Für seinen Dienst sah er nicht auf vornehme Herkunft, wie das an den Höfen gewöhnlich ist, noch auf Schönheit und gutes Aussehen, auch nicht auf die vorwaltenden religiösen oder politischen Meinungen, nicht einmal eigentlich auf Geist, sondern nur auf Ergebenheit und Brauchbarkeit.

Er liebte Wenige, und haßte Niemand, und spottete über Alle. Er zahlte Geld, um die Menschen an sich zu fesseln, und machte sich dann über ihre Wohlfeilheit lustig. Seine angeborene Spottsucht hatte ihm schon in der Jugend viele Feindseligkeiten erweckt; durch eine ihm von Natur ebenfalls ganz eigene Herzensgüte wußte er damals die Verletzten wieder zu gewinnen; etwas anders war es,

als sich jetzt in ihm eine persönliche Mißachtung mit der Macht, sie fühlen zu lassen, vereinigte. Und das einmal gesprochene Wort hat Flügel. Auch die auswärtigen Verhältnisse sind durch das beißende Verurtheilen empfindlicher Nachbarn oft unangenehm berührt worden.

Heinrich war mit den einfachsten Neigungen geboren. Er zog Sackpfeife und Schalmei kunstmäßiger Musik vor: er liebte sich zu dem gemeinen Volk zu gesellen. Wie er einst auf den Feldzügen mitten unter den gemeinen Soldaten sitzend ihr Schwarzbrot mit ihnen getheilt hatte, so mischte er sich jetzt, auf den Fährten über die Flüsse, in den Schenken, in die ihn seine Jagden führten, so lange als möglich unerkannt, unter die Leute, und ließ sich mit ihnen in Gespräche ein, wo er denn zuweilen Dinge hat hören müssen, die er lieber nicht gehört hätte. Auch auf den Messen und Märkten erschien er, und kaufte selber ein; er bot immer die geringsten Preise, die Hälfte, ein Dritteltheil der Forderung; man bemerkte, daß der, wer an den König verkaufe, darum keinen Vortheil mache. Die Leidenschaft der letzten mediceischen Valois, durch Freigebigkeit zu glänzen, hatte er nicht; eher das Gegentheil; er wußte, daß man ihm Geiz vorwarf, und lachte darüber.

Aber auch der Hof und seine Genüsse zogen ihn an; Heinrich zog eine wohlbesetzte Tafel dem Schwarzbrot vor, so gut wie Andere; seine Enthaltbarkeit und regelmäßige Lebensweise konnte man nicht rühmen; auf angestrengte Leibesübung bei der Jagd ließ er Vergnügen und Spiel folgen. Er grollte seinem Finanzminister, wenn dieser Anstand nahm, seine Spielschulden zu zahlen; alle die Zeit seines Lebens, sagte er demselben, habe er so viele Widerwärtigkeiten ausstehen müssen, daß ihm auch wohl ein paar heitere Stunden zu gönnen seien.

Sully brachte ihm in Erinnerung, daß er ja die Eigenmacht der Großen im Zaume zu halten, den Stolz der Spanier zu demüthigen, sich zum Ziel seiner Thätigkeit gesetzt habe; wolle er ein großer König sein, so müsse er von allen Verschwendungen absehen. Heinrich antwortete: wenn er da nur nicht den gegenwärtigen und gewissen Genuß um ein sehr ungewisses Gut aufgebe! Trotz dieser Betrachtung gab er den Ermahnungen des unbeugsamen Freundes Gehör.

So hatte ihm einst du Plessis gesagt: er werde ganz in Ausschweifungen verfallen, wenn der Krieg nicht wäre, der ihn an sich selbst erinnere.

Heinrich rühmte sich dessen einst gegen einen Mann, der seine Geschichte schreiben wollte: auf durchschwärmte Nächte habe er heiße Tage des Kampfes folgen lassen, jene auf diese, denn den Völkern dürfe man nicht alle Zeit gespannt halten.

Von dem Spiele mit seinen Kindern stand er auf, um sich eine Vorstellung in den schwierigsten Angelegenheiten vortragen zu lassen, denn er wisse ein Thor zu sein mit den Spielenden, und ein weiser Mann unter weisen Männern. Vor dem König von Frankreich durfte sich Niemand bedecken, was doch selbst der stolze König von Spanien gestattete: Heinrich IV. wußte eine Majestät zu zeigen, daß der Mächtigste vor ihm erzitterte; gleich darauf stellte er sich dem Geringsten seiner Unterthanen gleich.

Wenn man ihn sah, fiel alsbald der Widerspruch zwischen den grauen oder vielmehr weißen Haaren, die seinen Scheitel und seine Schläfe vor der Zeit bedeckten, und seinen kräftigen Gesichtszügen, seiner mannhaften Haltung in's Auge. Jene leitete er von den Stürmen und Widerwärtigkeiten her, die ihn von Jugend auf betroffen, diese zeigten eine volle, durch die Anstrengungen des Lagers und der Jagd befestigte Gesundheit. Die Gicht, die ihn zuweilen plagte, ließ zu werden, schien ihm verdoppelte Anstrengung das beste Mittel; er ermüdete dabei Jedermann. Er war lauter Lebenskraft und Lebenslust; nicht frei von dem Cynismus, der diese zu begleiten pflegt, besonders in geschlechtlichen Verhältnissen; äußere Würde ließ er im gewöhnlichen Verkehr nicht an sich blicken. Auch in der Unterhandlung war ihm jede Entschuldigung gut; er machte kein Hehl daraus, daß andere Umstände ihn zu veränderten Entschlüssen führten; wer mit ihm zu unterhandeln hatte, mußte sich hüten, ihn nicht die Oberhand gewinnen, sich nicht in Furcht setzen zu lassen. Bei aller Einfachheit seines vorzüglichen Naturells wetteiferte er mit den gewandtesten Diplomaten. Er war vertraulich und anziehend, aber zugleich wegwerfend, beleidigend, zugleich kaustisch und gutmüthig, doch dürfte man sagen, sein scharfes Wesen bildete immer nur die Außenseite, und traf Einzelne; in der Tiefe war er gütig und wohlwollend für Alle.

Mochte er manche Eigenschaften mit anderen theilen, zu dem Manne, der er war, machte ihn das Bewußtsein seiner Stellung und seines Berufes, das ihm keinen Augenblick aus den Augen ver schwand. Die Vergnügungen und Beschäftigungen des Tages verdunkelten ihm nie das Gefühl seiner Bestimmung, die sich in großen Zügen vor seinem Geist ausbreitete. Seinen Scharssinn, seine Wachsamkeit und Gewandtheit, seine ganze Thatkraft warf er in die Durchführung des monarchischen Gedankens.

Wenn es auf die religiöse Meinung des Fürsten selbst ankam, so weiß man nicht, ob man nicht annehmen muß, daß er sich von den protestantischen Ideen eigentlich niemals ganz losgerissen hat. Es hat sogar Momente gegeben, wo er durch seinen Uebertritt zum Katholicismus Unrecht gethan, ja die unverzeihliche Sünde gegen den heiligen Geist begangen zu haben glaubte... Dem Landgrafen

von Hessen hat er geradezu gesagt, er denke vor seinem Tode noch einmal seine Hinneigung zum reformirten Bekenntniß offen auszusprechen.

Er hat, so heißt es in dem monumentalen Lobspruche, den ihm Jeannin später widmete, die Brücken wieder aufgerichtet, welche durch die Wuth des Krieges zerstört worden waren, die Landstraßen wieder erneuert und andere angelegt; er hat einen großen Kanal, der Seine und Loire verbinden sollte, mit einer Menge von Schleusen, von so großem Aufwand wie die bewunderten Werke des Alterthums, beinahe vollendet; mehr als 8 Millionen Livres hat er auf Bauten gewandt; es war einer seiner Hauptgenüsse, Paris zu verschönern.

Ueberhaupt auf die materielle Entwicklung des Landes war seine Sorgfalt gerichtet; in seinen Edikten erklärt er mehr als einmal, daß der sicherste Gewinn dem Volke aus der Landarbeit komme; aber zugleich wandte er seine Sorgfalt auch den Interessen des Gewerbfleißes zu. Frankreich sollte, so wünschte er, weder das Tuch von England, noch die Leinwand von Flandern brauchen. Er pflegte die Seidenzucht in der Hoffnung, daß künftig einmal der ganze Norden von Europa seine Seide aus Frankreich beziehen werde; besonders in Paris setzte er einige Manufakturen in Gang, welche bereits unter ihm die reichsten und schönsten Stoffe lieferten.

Im Traum war es ihm einst vorgekommen, als stoße ihm ein Hirsch, den er jage, sein Geweih in den Leib.

Ein gräßliches Geschick, aufsteigend aus den dunklen Gestalten, wartete seiner. Indem er leicht und kühn nicht ohne einen Anflug von persönlicher Leidenschaft, aber doch bei weitem mehr in Anschauung der allgemeinen Verhältnisse und ihrer Nothwendigkeit an eine Unternehmung ging, in welcher er seinen welthistorischen Beruf erblickte, an der Schwelle neuer großer Thaten und Erfahrungen erreichte ihn das Messer eines elenden Verruchten und machte seinem Leben in einem Moment ein Ende. Es war das Schicksal Cäsars, aber ohne die Großheit der Formen, welche die Geschichte des Alterthums selbst noch in den Verbrechen zeigt.

Der Mann, der den bürgerlichen Kriegen der Franzosen ein Ende gemacht, die auseinanderstrebenden elementaren Kräfte ihres Reiches zusammengefaßt, und, frei von dem Wahn und der Gewaltthatigkeit seiner letzten Vorfahren, der höchsten Macht ein Dasein gegeben hatte, welches auf dem einfachsten Grunde, dem Rechte der Geburt beruhend, alle großen Interessen der Nation in sich aufnahm — dieser Mann war plötzlich aus ihrer Mitte verschwunden.

Friedrich Christoph Dahlmann.

~~~~~



## Friedrich Christoph Dahlmann.

(Geb. 14. Mai 1785. — Gest. 5. Dec. 1860.)

Auch Dahlmann hat der liberalen und vollsthümlichen Geschichtschreibung mit die Bahn gebrochen; zwar noch in ziemlich doktrinärer Weise und nicht ohne wesentlichen Einfluß seiner persönlichen politischen Richtung auf seine historische Darstellung, namentlich der englischen und noch weit mehr der französischen Revolution, besonders vom Beginn des Konvents an; er steht auch noch gleichsam in der Schwebelage zwischen der eigentlichen Geschichtschreibung und der theoretischen Staatswissenschaft, und hat denn auch sein Styl noch nicht jene Frische und Elasticität, jenes Colorit und Feuer, um eigentlich allgemein anregsam zu sein. Aber überall tritt denn doch schon jenes oben angedeutete und so fruchtbar gewordene nationale Streben und ein durchaus fester, klarer und nobler Charakter hervor. Ueberall ein Streben nach strenger Beweisführung, eine scharfe Sichtung des Wesentlichen, eine concise, klare Darstellung und bei sorgfamer Forschung nach der innern Quelle des Thatsächlichen auch eine überschauliche Darlegung von dessen Wandlungen und Entwicklungen. Am meisten bekannt wurde Dahlmann durch seine „Geschichte der englischen Revolution“ und „Geschichte der französischen Revolution“. Für die deutsche Geschichte hat er sich hauptsächlich verdient gemacht durch seine „Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Geschichte“, „Chronik der Dithmarsen“ und „Quellenkunde der deutschen Geschichte“. In publicistischer Hinsicht verdient er große Aufmerksamkeit durch seine „Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt“ und durch die Broschüre „Zur Verständigung“, gewidmet dem



Prozeß der „Göttinger Sieben“ im hannoverschen Verfassungsstreit, dem *ser.* als einer der Sieben ebenfalls als Opfer fallen mußte. Vielleicht sein vortrefflichstes Werk, das seine Vorzüge am glänzendsten und seine Fehler am wenigsten zeigt, — ist seine „Geschichte Dänemarks“.

Dahlmann wurde in einer aus Schweden stammenden Familie am 14. Mai 1785 zu Wismar im Mecklenburgischen geboren, studierte zuerst in Kopenhagen, dann in Halle Philosophie und hielt einige Zeit an der Universität zu Kopenhagen lateinische Vorlesungen über Aristophanes. Im Jahre 1813 kam er als außerordentlicher Professor nach Kiel und wurde hier Sekretär der „fortwährenden Deputation der Schleswig-holsteinischen Prälaten und Ritterschaften“. Damit hatte er eigentlich den politischen Boden betreten und wandte sich nun von der Philologie ab und dem Studium des Staatsrechts und der Staatengeschichte eifrig zu. Nach seiner bewiesenen Opposition gegen die dänische Regierung durfte er aber auf eine Beförderung zum ordentlichen Professor nicht rechnen, und so nahm er denn 1819 eine Stelle als Professor der Staatswissenschaften in Göttingen an. Im Laufe der nächsten Jahre wurde er ein sehr einflußreicher Vertrauensmann der hannoverschen Regierung; als aber der verhängnisvolle Verfassungsbruch vor sich ging, zeigte sich Dahlmann auch als ein echter Vertrauensmann des Rechtes und der Männlichkeit: er wurde einer der sieben Exilirten. Er begab sich nun zunächst nach Leipzig, dann nach Jena, und zwar als einfacher Privatgelehrter. Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. wurde er als Professor der Geschichte in Bonn angestellt, wo er am 5. December 1860 starb. Seine Wirksamkeit im Jahre 1848 als einer der „Siebenzehner“ an den Entwürfen zur Bundesreform, sowie als Mitglied des Parlaments und später des Reichsparlaments in Gotha ist bekannt.

Aus:

### „Geschichte der englischen Revolution“.

Elisabeth.

(1558 — 1603.)

Aus einer verstoßenen, in halber Gefangenschaft schmachtenden Prinzessin, die ihren Trost in gelehrten Studien suchte, ward nun plötzlich eine mächtige Königin in der Jugendkraft von fünf und zwanzig Jahren. Die Anerkennung Elisabeths fand nicht die geringste Schwierigkeit. Sie selbst fügte sich, wie sie sagte, dem Willen Gottes, indem sie eine Last übernahm, nach welcher ihr Herz längst Verlangen trug. Elisabeth verdankte dem Protestantismus ihre Geburt zur Krone; hätte noch Jemand über die Richtung ungewiß sein können, welche sie in Bezug auf die ersten Fragen des Tages einschlagen würde, so mußte aller Zweifel schwinden, als sie den Nicolaus Bacon zum Siegelbewahrer und den Cecil zum Staatssekretär berief, beides Männer von bekannten protestantischen Grundsätzen. Von der andern Seite geschah ebenfalls nur, was sich erwarten ließ, als Maria Stuart, Königin von Schottland und französische Dauphine, die Titel und Wappen einer Königin von England und Irland annahm. Denn wenn die jüngst verstorbene Tochter Heinrichs VIII. kein eheliches Kind gewesen war, so konnte in den Augen der katholischen Kabinette die noch lebende Tochter nichts anders als sein Bastard sein, und Maria von Schottland war kraft ihrer Abstammung von der ältesten Schwester Heinrichs VIII. zu der Krone, welche sich Elisabeth annahm, durch Erbrecht berufen. Solch ein Anspruch war in keinem Falle zu vernachlässigen, jetzt trieb der Kriegszustand, in welchem Frankreich und Schottland sich mit England befanden, ihn nur feindseliger hervor. Ebenfalls that der achtzigjährige Papst Paul IV. nur was seines Amtes war, als



er öffentlich verkündigte, er allein habe zu entscheiden, welcher von beiden Königinnen die streitige Krone zukomme.

Aber auch Elisabeth war in ihrem Rechte, als sie vor allen Dingen den Boden wieder zu gewinnen trachtete, auf welchem ihr Recht allein Wurzel schlagen konnte, den Kegergerichten sogleich ein Ende machte, alle wegen der Religion Gefangenen entließ, das Lesen biblischer Schriften wieder frei gab. In ihrem engsten Vertrauen stand allein Sir William Cecil, der später zum Lord Burleigh stieg; er war schon unter Eduard Staatssekretär gewesen. „Klug sein heißt Geduld anwenden,“ war sein Wahlspruch. Auf seinen Rath machte die Königin hier einstweilen Halt, und sparte die eigentliche Reform bis zur Versammlung des Parlaments auf. Allein der Argwohn der Prälaten war schon wach geworden. Von sechs- und zwanzig Bischofsstühlen waren damals nur fünfzehn besetzt; und alle fünfzehn Bischöfe weigerten sich, die Krönung vorzunehmen. Mit Mühe gelang es, einen unter ihnen zu gewinnen, und auf diese Weise vollbrachte sich die Krönung (14. Januar 1559). Wenige Tage darauf trat das Parlament zusammen und die große Mehrzahl beider Häuser legte Gesinnungen an den Tag, wie sie die Krone ergebener nicht wünschen konnte. Um darin sicher zu gehen, hatte man aber auch mehrere protestantische Peers ernannt, hatte den alten Mißbrauch erneuert und wegen der Wahlen in die Grafschaften geschrieben, wo dann die Sheriffs häufig sich selbst zu Mitglie- dern des Unterhauses ernannten, gewöhnlich aber die von der Regierung bezeichneten Personen, ohne nach den Wahlrechten der Gemeinden zu fragen. So geschah es, daß das Thronfolgerecht der Königin anerkannt ward, mit Uebergehung jeder unbequemen Erörterung, und was auch die Bischöfe mitsammt der geistlichen Konvokation und den Oxfordern protestirend und disputirend dagegen thaten, die königliche Kirchengewalt ward ganz auf den Fuß Heinrichs VIII. zurückgebracht, keineswegs bloß durch Verneinung der päpstlichen Einmischung, sondern positiv als das Recht unumschränkter Herrschaft über Kirchenverfassung und Dogma, und der Suprematseid ward in alle Wege wieder hergestellt. Elisabeth war so weit entfernt, von der Machtvollkommenheit ihres Vaters auch nur das Geringste aufzugeben, daß sie vielmehr die gewagte Behauptung hinzufügte, es sei das nur eine Wiederherstellung der Gerechtsame, welche von Alters her der Krone zugestanden. Um so vorthellhafter aber unterschied sie sich von den Tyrannen durch die weise Mäßigung, mit welcher sie ihre Macht in Anwendung brachte. Denn sie ließ die Liturgie ihres Bruders Eduard nicht früher wieder eintreten, als bis einige unnütze Kränkungen der Katholischen und manche dogmatische Spitzfindigkeiten, über welche man im protestantischen Deutschland sich zankte, daraus entfernt waren, ließ der

geistlichen Konvokation und selbst dem Parlament über Kekerereien freies Urtheil, wenn gleich die Entscheidung allein auf ihr beruhte, entfernte ohne Härte die Prälaten von ihren Würden, welche den Suprematseid weigerten, und setzte nur den einzigen Bischof Bonner gefangen. Die Frage wegen des Elibats entschied sie durch die That, indem sie einen würdigen Theologen, der ihrer Mutter Kapellan gewesen und verheiratet war, zum Erzbischof von Canterbury bestellte. An sich selbst wäre sie dem Elibat geneigter gewesen; aber ausbleiben durfte die Entscheidung nicht, es galt die Erbrechte der Kinder der Geistlichen.

In Absicht ihrer eigenen Verheirathung trat sie den Wünschen des Unterhauses herrisch entgegen. Zwar daß sie König Philipp's rasch dargebotene Hand verschmähte, ja durch eben so rasche Schritte zum Protestantismus diese Verbindung unmöglich machte, konnte die Gemeinen nur erfreuen; jetzt aber baten sie so demüthig als dringend durch eine Deputation, ihren Sprecher an der Spitze, daß die Königin die Erbfolge durch eine Heirat sichern möge. Elisabeth aber wies die Einmischung des Hauses nicht allein entschieden ab, sondern ließ auch Ausdrücke einfließen, welche für die Rechte der Gemeinen überhaupt verlegend waren. An ihnen, sprach sie, sei es zu bitten, nicht vorzuschreiben, zu gehorchen, nicht zu binden. Heirate sie, so geschehe es um des Volkes willen; sie ihres Theiles sei zufrieden, wenn man auf ihr Grab setze, sie habe regiert und sei gestorben als eine jungfräuliche Königin. Es war das eine von den vielen Nehnlichkeiten, die sie mit ihrem Großvater hatte. Gleichwie er hartnäckig darauf bestand, ein Lancaster zu sein, da er doch ein Tudor war, so Elisabeth auf ihrer Jungfräulichkeit, und das noch zu einer Zeit, da alle Welt von ihren Liebhabern erzählte und die Katholischen sogar von ihren Kindern zischelten.

Im Uebrigen schloß die Königin mit Frankreich Frieden zu Chateau Cambresis (2 April). Es schmerzte die Nation, daß Calais in französischen Händen blieb, wenn gleich im Vertrage nur von einer Abtretung auf acht Jahre die Rede war. Daß die Unterhandlungen sich auch auf Schottland ausdehnten, lag in der Natur der Verhältnisse, und als Maria Stuart durch den plötzlichen Tod ihres Schwiegervaters (10. Juli) auch Gemahlin des Königs von Frankreich ward, stellte sich das Bedürfnis eines friedlichen Abkommens noch dringender dar. Maria Stuart hielt jetzt Hof in Frankreich, während ihre Mutter, eine französische Prinzessin, Schwester der Guisen, die Regentschaft in Schottland führte. So herrschten die Guisen in beiden Königreichen, denn Franz II. that nichts ohne den Rath des Herzogs von Guise und seines Bruders, des Kardinals von Lothringen; als ein neuer plötzlicher Todesfall das Alles veränderte. Franz, von jeher unkräftig und kränklich, starb an einem



Geschwür am Ohre (5. Mai 1560), und die junge achtzehnjährige Wittve weigerte sich, einen Frieden zu ratificiren, welcher ihr den Titel einer Königin von England und Irland nahm. Maria Stuart kehrte nach Schottland zurück (1561), ihre Sehnsucht aber blieb in Frankreich.

Vor Schottland war die große Bewegung in der Kirche keineswegs vorübergegangen, allein sie fand hier einen ganz andern Boden als in England und erfuhr eine ganz verschiedenartige Entwicklung. In England ist es ein ruchloser Fürst, welcher ihr Panier erhebt, die starken Charaktere, ein More, Fisher, Pole stehen auf der Seite der alten Kirche, kämpfen für Kirchenfreiheit gegen weltliche Tyrannei, die schmiegamen an der Seite der neuen. Ganz anders in Schottland.

Hier war durch gelehrte Bildung der Boden weit weniger gesichtet als in England, auch der Staat weit weniger vorgeschritten. Land und Volk zerfielen noch in zwei ungleichartige, selbst in der Sprache geschiedene Hälften. Im Norden der Grampianberge machten die so genannten Hochlande ungefähr so viele Staaten aus, als sich Stämme oder Clans darin befanden. Dem Stammhaupte ganz zu eigen sein galt hier noch immer für Freude. Viele Stammgenossen nannten sich nach ihm, alle trugen seine Farben in den Wärfeln ihres Kilt, das die nackten Schenkel mehr umgab, als bedeckte, ihre Lehen trugen sie gewöhnlich von ihm, er war ihr Häuptling im Kriege, ihr Gerichtsherr, die Richtschnur ihres politischen und kirchlichen Glaubens. Durchweg sah man hier eine jagende, weidende, waffenschmiedende, wenig ackernde Bevölkerung, im steten Wechsel der Grundstücke bald hier bald dort im Gebiete des Clans zu Hause, aller Orten aber kriegslustig und der Arbeit Verächter. Im Süden der Grampianberge liegt das Niederland, welches im Hochlande die „Fremde“ hieß. Hier fand von Alters her mehr Einfluß von England statt und manchmal Abhängigkeit. Ueberall aber ein roher gern kriegerisch abenteuernder Adel, das Volk arm ohne Gewerbleiß und Handel, die Geistlichkeit in hohem Grade unwissend, träge, dabei sittenlos. Im fünfzehnten Jahrhundert wurden drei Universitäten, zu St. Andrews, Glasgow und Aberdeen gegründet, zunächst für die Pflege der Theologie, allein es ist gewiß, daß man erst seit 1534 Griechisch zu lehren anfang. Nun ist es höchst merkwürdig, wie die Kritik, welche noch nie nach Schottland gekommen war, hier schnell Boden gewann. Die Schotten galten von jeher für hitzköpfig und scharf im Disputiren. Die wenigen, welche sich auf die neue Lehre warfen, hielten sie um so fester. Schon im Jahre 1528 fiel ihr ein junger Edelmann Hamilton zum Opfer; der Klerus ließ ihn verbrennen. Da dieser nur solche Waffen kannte, in seiner unwürdigen Sittenlosigkeit sich

brüstend, verfolgte man ihn mit Satiren, er aber ließ zur Vergeltung jährlich einen Keher verbrennen. Da verließ der gelehrte und geistvolle Buchanan sein Vaterland, wo ihn der König selber (Jakob V., bei dessen natürlichem Sohne Murray er Lehrer war), nicht gegen den Zorn der Mönche schützen konnte, welche er durch eine Satire gereizt hatte. Denn das Königthum der Schotten lag in Ohnmacht da, es durfte der Gesetzgebung gegenüber nicht Nein sagen. Fast das Einzige, was der König verfassungsmäßig vermochte, geschah durch seinen Einfluß auf die Versammlung der sogenannten Lords der Artikel, durch welche Alles vorberathen und entworfen werden mußte, was nachher an das Parlament kam. Dieses, aus drei Ständen, Prälaten, Adel und Städten nebst einigen Flecken bestehend, tagte in der Regel in ungetheilter Versammlung und ward immer abhängiger von jenem leitenden Ausschusse, zu welchem gewöhnlich der Adel acht geistliche Parlamentsmitglieder, die Geistlichkeit eben so viele adliche wählte. Beide privilegirte Stände wählten dann gemeinsam acht bürgerliche Abgeordnete hinzu, und ebenfalls acht Mitglieder ernannte der König. Jakob V. warf sich aus Haß gegen seinen meuterischen Adel lieber der Geistlichkeit in die Arme, deren Sittenlosigkeit er sonst mißbilligte, und widerstand allen Ermahnungen seines Mutterbruders Heinrichs VIII., es ihm im Kirchenwesen nachzuthun. Maria Stuart war acht Tage alt, als ihr Vater 1542 aus Kummer über eine durch England erlittene schimpfliche Niederlage starb.

Nach Jakobs Tode trachtete Heinrich VIII. nach der Regentschaft während der Unmündigkeit der Enkelin seiner Schwester. Der Schotten Antwort war: das sei rein unmöglich; kein kleiner Junge in Schottland, der nicht mit Steinen dagegen werfen würde, die Weiber würden mit den Nothen drein schlagen, der gemeine Mann lieber sterben, auch die ganze Geistlichkeit sei dagegen, nicht minder viele vom Adel. So stritten sich denn zwei Parteien um das Regiment, die katholische, auf Frankreich gestützt, vertreten von der verwitweten Königin Maria und dem Kardinal Bethune, und die protestantische, von England angefeuert, an ihrer Spitze der Graf Hamilton von Arran. Letzterer trug die Regentschaft davon; denn der größte Theil des Adels stand zu ihm. Damals erlaubte ein Parlamentsbeschluß Jedermann die Bibel in der englischen Uebersetzung zu lesen. Allein man befand sich noch fern vom Ziele. Denn Arran ließ sich durch den Kardinal bethören, schwur seine keiserlichen Irthümer ab, und nur kurze Zeit verließ, als auch Bethune wieder einen Keher verbrennen ließ, den Wisbart, der von einer unzähligen Menge begleitet durch das Land zu ziehen pflegte, die neue Lehre predigend. Kaum war aber das geschehen, als einige Gellente sich verschworen, den Kardinal Nachts in seinem Schlosse St. Andrews



überfielen und ihn in seinem Schlafgemache ermordeten (Mai 1546). Sein Leichnam ward hoch am Fensterbalken aufgehängt. Es war ein staatskluger, aber allen Lüsten ergebener Mann.

Bei diesem Anlasse trat zuerst der Mann hervor, welcher hauptsächlich Ursache ist, daß Schottland protestantisch geworden ist. John Knox, von bürgerlichen Eltern in Schottland geboren, war damals ein Mann von vierzig Jahren. Er hatte mit Buchanan und dem Märtyrer Hamilton Theologie in St. Andrews unter einem frei denkenden Lehrer Major studirt, Wishart war sein Freund. Als er den Tod des Kardinals erfuhr, lobte er die „gottselige That“ und suchte aus allen Kräften den Mördern in der Verfolgung, welche über sie erging, beizustehen. Er bestand mit ihnen die Belagerung von St. Andrews durch den Regenten als ihr Prediger und Seelsorger, ward mit ihnen gefangen nach Frankreich geschleppt, als das Schloß durch eine französische Hilfsmacht gefallen war, und lag zwei Jahre lang in Eisen dort auf der Galeere. Zu dieser Zeit hing Knox noch im Wesentlichen an der Einrichtung der anglikanischen Kirche, wie sie durch Heinrich VIII. und seinen Sohn erwuchs, aber ein mehrmaliger Aufenthalt in Genf entschied ihn für eine ganz andere Richtung. Hier trat er in ein genaues Verhältniß mit dem außerordentlichen Manne, welchen die Welt als Johann Calvin kennt und halb willig, halb unwillig bewundert. Calvin konstituirte in Genf die Kirche, die Universität, den Staat nach seinen Säkungen, welchen er, mit ungeheurer Wissens- und Willenskraft ausgerüstet, alle widersprechenden Meinungen unterwarf. Unerbittlich gegen sich selber, scheute er sich nicht, gegen die Lehren, die sein Glaube kezerisch hieß, mit Nichtbeil und Scheiterhaufen aufzutreten. In ihm war das Musterbild für Knox gefunden. Dieser kehrte nach Schottland zurück mit calvinistischer Verachtung gegen alle weltlichen Freuden, und die Episkopalkirche Englands galt ihm den papistischen Greneln gleich; er begehrte eine republikanische Kirchenverfassung, durch Aelteste verwaltet. Die verwittwete Königin hatte damals dem schwachen Grafen Arran die Regentschaft entwunden und eine Weile schmeichelte sie den Protestanten. Allein die Schwester der Guisen konnte nicht für lange in dieser Richtung verharren. Sie befahl 1558, bis auf nächste Ostern müsse Jedermann sich fügen, die Messe zu hören. Allein das Jahr vorher hatte sich ein förmlicher Bund der schottischen Protestanten gebildet; er nannte sich Covenant oder auch die Kongregation Christi und seine Gegner die Kongregation des Satans; man hatte sich gelobt, Gut und Blut für das Evangelium zu wagen. Die Häupter der Kongregation riefen Knox aus Genf herbei und man griff zu den Waffen. Leider hält die kurzsichtige Leidenschaft der Menschen gerade in Religionsachen, in welchen sich

die reinsten Gefühle bethätigen sollten, am ersten jedes Mittel zum Ziele für erlaubt. Die Regentin gab den Protestanten von Adel die förmliche Zusage, das gerichtliche Verfahren gegen ihre Prediger einstellen zu wollen, wenn der Adel die Waffen niederlege, seine Mannschaften entlasse. Kaum war das aber geschehen, als sie den Gerichten freien Lauf ließ. Jetzt predigte Knox seines Theils Gewalt. Ein Priester, der Messe lesen wollte, ward aus der Kirche von Perth getrieben, und man zerlug daselbst Altäre, Bilder, vernichtete die Reliquien. Die Zerstörungswuth, einmal entflammt, schonte am Ende selbst der Kirchengebäude nicht, die nur als Denkmale des alten Götzendienstes erschienen. Damals ging die hohe alte Kathedrale von Econe zu Grunde, wo man die Könige krönte und begrub, und die meisten Kirchen, groß und klein, wurden in den nächsten Jahren zerstört. Knox feuerte nur an mit seinen Lieblingsworten: „Man verscheucht die Eulen nicht besser, als wenn man ihre Nester anzündet.“ So war der Religionskrieg da und Knox beständig mit beim Heere, nicht als Streiter, aber als Tröster, Ermuthiger, Entflammer. Erst als er es billigte, sprach man Entsehung gegen die Regentin aus (Herbst 1559). Wie man aber so weit kam? Zum Theil durch Englands Hilfe. Elizabeth wollte zwar nichts von Knoxens Lehren über Staat und Kirche wissen, nichts von der Demokratie seiner Presbyterien, auch war er ihr persönlich verhaßt, schon darum, weil er in seiner Schrift „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment“ nicht bloß ihre Schwester Maria die englische Jesabel geheissen, sondern die Regierung eines Weibes überhaupt als gegen Natur und Offenbarung freitend geschildert hatte. Dennoch überwand sie sich und schickte, da Frankreich die Regentin unterstützte, endlich Truppen und Geld der Kongregation zu Hilfe. Dahin brachte es besonders Knox durch sein beständiges Andringen bei Cecil. Nichts desto weniger behauptete die Regentin durch die Unterstützung Frankreichs längere Zeit das Uebergewicht. Um so eifriger war der Adel dem Rathe Cecils zu folgen und durch Plünderung der reichen Abteien und Kirchen seinen Geldmangel zu ersetzen. Viele Aelste und Prälaten traten zum Protestantismus über, indem sie ihre Pfründen in ihr weltlich Eigenthum umwandelten. Die Krone ging dergestalt leer aus, nur der Adel gewann, die protestantische Geisteslichkeit aber gerieth in die äußerste Dürftigkeit, für das Schulwesen geschah nichts; und so eifrig sich Knox um die Herstellung bemühte, in diesem Punkte blieb er machtlos, der Adel war nicht zu bewegen seine Beute herauszugeben.

Als die Regentin im Sommer 1560 starb, ward nun ein Glaubensbekenntniß der schottischen Kirche auf dem Grunde calvinistischer Ueberzeugungen angefertigt und zugleich in einem Disci-



plinbuche die Verfassung der Kirche bestimmt. Nach Calvins Katechismus wird der Religionsunterricht erteilt. Die Geistlichen werden von den Gemeinden gewählt; weil man aber kaum die bedeutenderen Städte nothdürftig mit Pfarrern versehen kann, müssen meißter Orten Vorleser (readers) an ihre Stelle treten, die bei allmähligem Wachsthum ihrer Kenntnisse zu Ermahnern (exhortors) steigen. Um den Geistlichen an die Hand zu gehen, werden Kirchenälteste angeſetzt; dieselben aber dürfen auch, wenn der Geistliche nicht bei der reinen Lehre bleibt oder sonst nicht zusagt, bei der Gemeine auf seine Entſetzung antragen. Diaconen verwalten die Einkünfte der Kirche und sammeln Almosen. Das Reich wird in zehn Diöcesen getheilt, über welche die Prediger der bedeutendsten Städte als Superintendents die Aufsicht führen; wenigstens in der ersten Zeit trägt man dieses aristokratische Element mit Geduld. An allen Kirchenversammlungen, groß und klein, nehmen die Ältesten insgesammt oder eine Auswahl von ihnen, immer aber Laien neben den Geistlichen Theil. Die Generalversammlung, welche das ganze Königreich umfaßt, hat das Recht einer Kirchen-censur, welche bis zur Bannstrafe steigen kann. Der Wiederaufnahme eines Gebannten muß eine Kirchenbuße vorangehen, welche darin besteht, daß der Gebannte mit einem Sacke angethan und barfuß an einem hohen Orte der Kirche während der ganzen Predigt stehen muß. Alle diese Einrichtungen erhielten die Genehmigung des Parlaments von Schottland und wurden so zur allgemeinverbindlichen Vorschrift.

So standen die Dinge zu der Zeit, da Maria Stuart als verwitwete Königin von Frankreich in ihr Geburtsland heimkehrte, von ihrem Bruder Murray hergeleitet. Knor verlangte, das Verbot der Messe solle unverzüglich auf die Königin ausgedehnt werden. Dem widersprachen aber Murray und andere Edelleute, setzten fest, es dürfe die Königin in ihrer Religionsübung nicht behindert werden, so lange sie die Landesreligion nicht gefährde, und Maria stellte eine beruhigende Versicherung aus. Gegen solche Laune aber predigte Knor, und man wäre gleich das erste Mal in die Schloßkapelle eingedrungen, hätte nicht Murray sich mit dem bloßen Schwerte in die Thüre gestellt. Da ließ Maria den unermüdeten Eiferer vor sich kommen, warf ihm vor, daß er das Volk zum Ungehorsam und zu neuer Lehre verführe. „Gott hat mich berufen,“ sprach Knor, „die Wichtigkeit der päpstlichen Religion und den Betrug und die Tyrannei des römischen Antichrists zu beweisen. In der Religion sind die Unterthanen Gott mehr Gehorsam schuldig als ihren oft ganz unwissenden Fürsten. Wäre dem nicht so, so hätten die Hebräer die Religion Pharao's, Daniel den Glanzen Nebuchadnezars, die ersten Christen den der ersten römischen

Kaiser annehmen müssen.“ „Aber,“ sprach die Königin, „sie erhuben doch nicht das Schwert gegen ihre Fürsten.“ „Gott hatte,“ sprach Knor, „ihnen nicht die Mittel dazu gegeben.“ — „Wenn also Unterthanen diese Macht haben,“ fragte Maria, „dürfen sie nach eurer Meinung ihren Fürsten mit gewaffneter Hand widerstehen?“ Er dagegen: „Allerdings, wenn Fürsten ihre Grenzen überschreiten. Binden nicht Kinder ihren Vater, wenn er im Wahnsinn sie tödten will? und soll der Gehorsam weiter gehen gegen Fürsten, welche die ihnen untergebenen Kinder Gottes morden wollen? Ihr blinder Eifer ist nur Wahnsinn. Ihnen also das Schwert entreißen, ihre Hände fesseln und sie in's Gefängniß werfen, bis sie zur Besinnung kommen, ist nicht Ungehorsam gegen die Obrigkeit, sondern der wahre Gehorsam, weil er mit dem Willen Gottes übereinstimmt.“ Hier entfärbte sich die Königin und blieb über eine Viertelstunde starr und sprachlos, nahm sich dann zusammen, sprach: sie wolle die römische Kirche schützen, die sie für die wahre Kirche Gottes halte. Der dagegen: „Euer Wille, Königin, ist kein Grund, und eure Meinung macht die römische Hure nicht zur reinen unbefleckten Braut Christi.“ Als Maria in tiefer Niedergeschlagenheit noch einwandte, ihr Gewissen rede anders, rief er: „Das Gewissen verlangt Erkenntniß, von der wahren Erkenntniß aber habt ihr nicht mehr als die Juden, welche Christum kreuzigten.“

Knors Reden drangen wie Schwerter ein und hallten durch ganz Schottland wider. Als die Königin nach Edinburg kam, sie, durch die Huldigungen Frankreichs verwöhnt, wo vor ihrem Liebreize sich jeder männliche Wille beugte, sah sie ihren Glauben selbst bei den Feierlichkeiten des ihr gewidmeten Festmahls öffentlich verhöhnt, und der Magistrat machte den Beschluß seiner Aufmerksamkeiten mit einer Verordnung, worin er alle Ehebrecher, Hurer, Trunkenbolde, hartnäckige Papisten und ähnliche Unfläther, als Priester, Mönche, Nonnen u., bei Karrenstrafe und Brandmark innerhalb vierundzwanzig Stunden aus der Stadt verwies. Das aber war mehr, als Maria ertrug; sie verlangte und erhielt die Entſetzung des Magistrats und die Aufhebung der Verordnung. Im Innersten ergriffen, wie sie war, gedachte die Königin ihren Sieg zu verfolgen, und ließ am Tage Allerheiligen ein öffentliches Hochamt halten. Knor aber predigte nun gegen die „schottische Jesabel“ und gegen die Edelleute, die sich protestantisch nannten und nichts desto weniger dem teufelischen Greuel Vorſchub thaten. Es kam zu der Zeit mit dem Kirchenvermögen endlich dahin, daß verordnet ward, zwei Dritttheile sollten in des Adels Händen bleiben, ein Drittel aber herausgegeben werden, um theils die Einkünfte zu vermehren, theils für Geistliche und Schulen verwandt zu werden. Als auch das nur ungenügend zu Stande kam, sprach



Knor: „Ich sehe zwei Theile des Kirchengutes dem Teufel übergeben und den dritten Theil zwischen Gott und dem Teufel getheilt.“

Mittlerweile war in Frankreich der Religionskrieg schon ausgebrochen und Königin Elisabeth unterstützte die Protestanten dort mit Geld und Truppen. Ihre Krone mußte nun einmal mit der neuen Lehre stehen oder fallen; dabei kannte sie ihr Volk gut genug, um zu wissen, daß die Nachricht, die beiden Häfen Havre de Grace und Dieppe wären den Ihren als Waffenplätze abgetreten, einen Freudentaumel erregen würde. Ganz anders mit der Königin von Schottland; sie war ihres Erbrechtes sicher, ihre Schotten mochten Papisten oder Presbyterianer sein. Aber alle ihre jugendlichen Neigungen und die innigsten Bande der Blutsfreundschaft knüpften sie an die heitere Weise der alten Kirche; jene traurig blickenden Männer, welche die Frühlingsblätter des Lebens abstreiften und allein den grauen Stamm der Entäußerung übrig ließen, mißfielen ihr über die Maßen, hätten sie auch nicht die natürliche Ungeduld Mariens durch ihre täglichen Strafpredigten gegen den Hof gereizt. Unter diesen Umständen wuchs den Katholischen der Muth; so scharf verpönt es war, sie wagten einige Messen. Aber Knor ermahnte jetzt die Seinen selbst Hand anzulegen, die Göddiener zu ergreifen. Mit verdoppelter Schärfe predigte er gegen die Königin, es half nichts, daß sie ihn unter Thränen beschwor, ihr doch lieber in Unterredungen mitzutheilen, was ihm an ihr mißfalle, er sagte von der Kanzel, er gehorche der Königin wie Paulus dem Nero.

Während dieser Stürme in Schottland lebte Elisabeth sonnige Tage, freute sich königlicher und fürstlicher Bewerber um ihre Hand, ohne Unterschied der Glaubensbekenntnisse. Manche dieser Verbindungen zeigte sich ihr von der lockenden Seite, und selbst Cecil gab seinen klugen Willen dazu, immer aber wenn es zur Entscheidung drängte, trat die Stolz zurück und fand sich allein in dem Gefühle ihrer ungeschmälerten Herrschergewalt wieder. Sie süßte sich als König und Königin und wollte nichts davon aufgeben. Am leichtesten zwar hätte sie sich zu Gunsten eines Unterthans, des Dudley, Grafen von Leicesters, entschieden, der ein Sohn des hingerichteten Herzogs von Northumberland war und dem sie längst mehr als billig eingeräumt hatte, hier aber widerstand ihr Cecil. So blieb sie ledig, immer aber mit dem Stachel im Gemüthe, daß die junge Königin von Schottland ihre Erbin sein und durch eine Heirat ein Geschlecht von Königen gründen werde. Hätte sich nur mindestens auf die Wahl Mariens einwirken lassen, vor Allem, daß sie sich für keinen Papisten entscheide! Sie ließ Marien wissen, welche sie ihre jüngere Schwester zu nennen pflegte, von der Wahl ihres Vatters

werde ihr Erbrecht auf England abhängen, und schlug ihr sogar den Lord Dudley vor. „Mir einen englischen Unterthanen, und dazu den Mann, den sie selbst nicht entbehren kann?“ — sprach Maria und entschied sich für ihren Vetter, den Lord Darnley (29. Juli 1565). Diese Wahl konnte für Staatsklug gelten, denn Darnley leitete sich wie Maria von jener Margaretha, Tochter des ersten Tudors, her, und da er durch den Umstand, daß seine Eltern aus Schottland verbannt wurden, in England geboren und in der bischöflichen Kirche erzogen war, so stand das neue Ehepaar in der öffentlichen Meinung der englischen Krone um so näher. Nur stieg Maria darum freilich nicht in der Neigung der Königin von England, und auch in der Liebe ihres eigenen Bruders nicht. Elisabeth sagte auf die erste Nachricht in ihrer Hitze den Vorschlag, jetzt wirklich Ernst zu machen, den Erzherzog Karl von Oesterreich zu heiraten, es unterblieb jedoch; Graf Murray aber führte seinen Vorschlag aus, seine Halbschwester dafür zu bestrafen, daß sie sich einen Gemahl erkoren hatte, der, so flach und unbedeutend er war, durchaus nichts weiter als die widerwärtige Erscheinung, die man einen schönen Mann nennt, ihr aus seinem wohlverdienten Einflusse zu verdrängen drohte. Bis dahin hatte Murray ganz hauptsächlich dahin gewirkt, daß der protestantische Landesadel die Glaubensfragen im Stiche ließ und sich um seine lebensfrohe Königin in täglichen Lustbarkeiten scharte; er war deshalb mit dem starken Eiferer Knor sogar zerfallen. Jetzt versöhnte er sich mit diesem, schloß sich an England und erklärte öffentlich, die protestantische Kirche sei in Gefahr. Maria aber zog gegen Murray und seine Verbündeten ins Feld, und trieb sie in die Flucht nach England. Alles wäre vermuthlich gut gegangen, hätte das gute Vernehmen des jungen Ehepaars Bestand gehabt. Daß Darnley neuerdings den Anhänger der römischen Kirche spielte, mag seiner Vererbung um Marien zu Gute gerechnet werden, gleichwohl war es ein arger Mißgriff der öffentlichen Meinung gegenüber. Bald genug plagte er seine Gemahlin durch eine unerträgliche Nothheit der Sitten, durch Trunksucht und eben so sehr durch eiteln Ehrgeiz. Niemand war unfähiger zu Staatsgeschäften und niemand begieriger nach Gewalt als Darnley. Unzufrieden mit dem Königstitel, verlangte er Antheil an der Regierung, begehrte deshalb gekrönt zu sein, und Maria gab es nicht zu. Maria war im sechsten Monat schwanger, als Darnley den David Rizzio aus Piemont vor ihren Augen niederstechen ließ (9. März 1566). Die That geschah aus Eifersucht, aber Darnley's Eifersucht hatte einen politischen Grund, die Mache des beleidigten Ehemannes ward bloß vorgewendet. Denn Rizzio war ein fähiger, in den neueren Sprachen gewiegter Mann, die Königin erhob ihn zu ihrem Sekretär, war oft mit ihm geheim zusammen, doch nach



allen Umständen in schuldlosem Verkehr. Aber alle Geschäfte gingen durch ihn, er hatte Darnley vollends verdrängt und durch die Annäherung des Emporkömmlings ihn und Andere verlegt. Als Maria der That gewiß war, — denn man hatte den Verwundeten fortgeschleppt und im anstößenden Gemache mit mehr als fünfzig Stichen getödtet, — trocknete sie ihre Augen und sprach: „Keine Thränen mehr, ich muß auf Rache denken.“ Darnley rief die protestantischen Lords aus ihrer Verbannung zurück und behandelte mit ihrer Unterstützung eine Zeit lang die Königin des Landes wie eine Gefangene. Eben befreit, doch noch ohne Gewalt im Reiche, gebärte sie den Prinzen Jakob, ihren und Elisabeths Erben (19. Juni). Elisabeth tanzte gerade, als ihr Cecil die Nachricht zukünftete. Hastig verließ sie den Tanz, man sah sie in schmerzlichem Nachdenken; allein am nächsten Morgen hatte sie sich gefaßt, wünschte der Wöchnerin Glück und nahm die Patheustelle an. Dagegen erhob sich unter den Protestanten Englands eine gewaltige Aufregung durch die Furcht vor einem katholischen Thronfolger; Geheimrath und Parlament bestürmten die Königin mit Bitten, sie möge in die Ehe treten. Allein Elisabeth wies das Andringen ab, verlangte, man solle Vertrauen aus der Gegenwart schöpfen, und fragte kühn, wie sie es dürfte, ob aus dem Laufe ihrer Regierung sich ein gerechter Grund zur Klage ergebe. Von diesem Lobe nahm sie inzwischen den französischen Krieg aus, welcher freilich ohne Ruhm 1564 dadurch beendigt war, daß die französische Regierung sich mit ihren Hugenotten verständigte, wovon die Folge, daß die Engländer jene Seehäfen räumten und das so schmerzlich verlorene Calais nicht wieder gewannen. Diesen Krieg schob sie ihren Räthen zu, lehnte im Uebrigen jede Aeußerung über die Thronfolge ab, gleich als sei das eine Sache, über die sie, wie ehemals ihr Vater, ganz allein zu bestimmen habe.

Am 10. Februar 1567 früh Morgens zwischen zwei und drei wurden die Bewohner von Edinburg durch ein entsetzliches Getöse erweckt. Man fand das nahe Landhaus des Königs in die Luft gesprengt, fand die Leiche des Königs und noch einige andere Leichen umher verstreut. Das Landhaus stand da, wo jetzt ein Theil des Universitätsgebäudes steht. Drei Monate darauf sah man Marien als die Gemahlin des Grafen Bothwell, welchen die öffentliche Meinung als den Mörder Darnley's verflagte, und kein Wunder, daß sie für seine Mitschuldige galt. Denn man sprach seit längerer Zeit eben so allgemein von ihrer unglücklichen Ehe als von ihrer Leidenschaft für Bothwell. Beide Gatten sahen sich seit Rizzio's Tode selten und verließen sich mit düsterer Stirn, kaum daß sie je zusammen speisten, und nicht einmal zu der Taufe seines Kindes ward Darnley gezogen. Als er hernach erkrankte und Maria sich

seiner Pflege widmete, glaubte man an eine Annäherung; allein als nun die That geschah, gerade während sich Maria für einige Stunden entfernt hatte, um einem Feste in der Stadt beizuwohnen, erwachte nur um so stärker der Verdacht des gräßlichsten Verbrechens. Und deckte sich das schuldbelastete Gewissen nicht dadurch auf, daß sie ihre Verbindung mit Bothwell in die Form einer erlittenen Entführung kleidete, welche sie dem Thäter wegen seiner demüthigen Abbitte verzeihen habe? So ward Maria die Gemahlin eines Protestanten, der vor nur vierzehn Tagen von seiner rechtmäßigen Frau wegen Ehebruchs geschieden war. Die Strafe dieser verbrecherischen Ehe ließ nicht auf sich warten. Der Adel stand gegen Bothwell auf, weil er den König gemordet und die Königin gefangen halte, und der feige Bothwell wagte keine Schlacht, entwich vielmehr nach Dänemark; Maria aber ergab sich in die Hände der Verbündeten. Sie ward von diesen als Gefangene gehalten, mußte sich die Mörderin ihres Gatten schelten und mit Hinrichtung bedrohen hören, mußte endlich der Krone entsagen; bis zur Mündigkeit ihres Sohnes ward Murray Regent. Jetzt salbte und krönte man den Jakob, als er nur dreizehn Monate alt (20. Juli). Elisabeth hätte gern den Prinzen zu seiner Erziehung nach England hinüber genommen, was ihm und ihr hätte frommen mögen; allein der Plan scheiterte an dem Hasse, welcher beide Nationen trennte. Unterdessen hatte auch Maria eine Partei, welche an ihrer Befreiung und Wiederherstellung arbeitete. Wenn auch der erste Versuch mißlang, als sie verkleidet aus dem Schlosse von Lochlevin entrannte und die Schönheit ihrer Hand zur Verrätherin an ihr ward, der zweite führte zum Ziele. Kaum befreit, widerrief sie ihre Thronentsagung (2. Mai 1568), allein das Ende hochgespannter Hoffnungen war die Zersprengung ihrer wenigen treuen Freunde und ihre Flucht nach England. Hier erbat sie eine Zusammenkunft von Elisabeth, welche diese nach dem Rathe Cecils abschlug, weil es sich für eine „jungfräuliche“ Königin nicht gezieme, eine des Ehebruchs und Mordes bezüchtigte Frau zu sehen, bevor sich diese wegen jener Beschuldigungen vor englischen Kommissarien gerechtfertigt habe. Ein Aufstehen dieser Art wies jedoch Maria als unabhängige Königin ab, und begehrte jetzt allein freien Rückweg, sei es nach Schottland oder durch England nach Frankreich. Statt darauf einzugehen, hielt man Marien fest, aber lediglich, wie es nun glimpflicher hieß, zum Zwecke ihrer Wiedereinführung, welche unverzüglich erfolgen sollte, sobald nur ihre Feinde überwiesen wären. In diese Falle ging Maria. Wie aber, wenn sie selber von ihrem Halbbruder Murray, der jetzt gegen sie in England auftrat, des Gattenmordes überwiesen wurde? Die Untersuchung führte nicht über wechselseitige Beschuldigungen hinaus, welche beiden Theilen Schaden



brachten. Bald inzwischen zeigte es sich, daß auch für Elisabeth die Gegenwart ihrer Thronfolgerin, einer Katholikin, Gefahr bringe. Der Herzog von Norfolk trachtete nach Mariens Hand und kam darüber in den Tower. In den nördlichen Provinzen hatte die alte Kirche noch viele Anhänger, die Grafen von Northumberland und Westmoreland griffen zu den Waffen (1569), um ihre Königin zu zwingen, Marien zu befreien und für ihre Thronerbin zu erklären. Zu gleicher Zeit proklamirten sie die Herstellung der katholischen Kirche, riefen zu demselben Zwecke die Mächte des Auslandes um Hilfe an. Aber eine im Sinne wahrer Duldung geführte Regierung hatte selbst die Mehrzahl des katholischen Adels an Elisabeths Erhaltung geknüpft. Die Auführer blieben ohne Beistand, und mußten nach Schottland fliehen; Elisabeth aber beruhigte jetzt vollends die Gemüther durch die Erklärung, sie wolle keinen ihrer Unterthanen wegen seines Glaubens antasten, in sofern dieser der heiligen Schrift und dem „apostolischen katholischen Glauben“ nicht widerspreche; sie maße sich nicht das Recht an, Glaubensartikel zu erklären oder alte Ceremonien zu ändern; die Kirche müsse durch Erzbischöfe, Bischöfe und Priester geleitet und unterrichtet werden, wer aber gegen die bestehenden Gesetze nicht äußerlich anstoße, werde nichts erleiden.

Die Weisheit dieser Zusicherung tritt um so mehr an's Licht, wenn man die allgemeine Lage der Weltverhältnisse beachtet. Es war augenscheinlich zu Ende mit den „haleyonischen Tagen,“ wie man die ersten zehn Jahre Elisabeths genannt hat. Schon 1565 hatten Frankreich und Spanien sich gegenseitige Zusagen gemacht, um den Protestantismus mit Gewalt auszurotten. Seit ein Paar Jahren war der Hugenottenkrieg in Frankreich wieder entzündet. Schon auch drohten die schwer bedrückten Niederlande den eisernen Scepter Philipps II. zu brechen, als der Herzog von Alba erschien, die Grafen Egmont und Horn hinrichteten ließ und für den Augenblick jeden Widerstand zu Boden warf. Wer wußte besser als Elisabeth, daß König Philipp nicht aufhöre England ein verlorenes Reich zu nennen. Sie nahm die aus Frankreich und Flandern flüchtigen Calvinisten zu Tausenden in ihre Hauptstadt auf, aber beilegte sich keineswegs mit ihrer Kriegshülfe. Ihre wahre Gesinnung brach indeß einmal durch, als sie im November 1568 fünf mit Geld für Alba beladene spanische Schiffe unter dem Vorwande festhielt, die Gelber gehörten italienischen Banquiers, mit welchen sie schon selber über Sicherheit und Zinsen übereinkommen werde. Es kam dahin, daß englische und flamändische Kaper sich gegenseitig die Handelschiffe ausbrachten. Ein Schritt weiter war es, als Elisabeth den Hugenotten Geld und Kriegsbedürfnisse schickte, welche mit Salz und Del bezahlt wurden. Das waren die Vorspiele. Wie Alles

enden werde, das deutete zuerst die Bulle des Papstes Pius V. an, welche die Königin von England der Keterei schuldig erklärte, sie der Krone entsetzte und ihre Unterthanen vom Eide der Treue lossprach (25. Febr. 1570).

Am 24. August 1572 begab sich die Pariser Bluthochzeit. Das hieß den Alba noch überbieten. Aber der Widerstand der Protestanten Frankreichs und der Niederlande wuchs mit dem Maße ihrer Bedrängnis, und die vorsichtige, die in großväterlicher Weise wirtschaftliche Fürstin trat endlich hervor aus ihrem Verstecke; waren doch die geheimen Verabredungen der spanischen und französischen Höfe zu dem Ziele, die kirchliche Erneuerung in Strömen Blutes zu ersticken, in schauerhafter Wahrheit an's Licht getreten. Von jetzt an verhehlte Elisabeth es minder, was sie tief im Innern erkannte, daß ihre Sache Eins sei mit der des Protestantismus, sie schickte den Niederländern Beistand (1577), ließ aber Philipp von Spanien wissen, es geschehe das bloß, um die Franzosen von den Niederlanden abzuhalten und um ihre Truppen augenblicklich gegen die Niederländer zu gebrauchen, sobald diese ihrem Könige den Gehorsam auskündigen würden. Philipp nahm die Miene des Ueberzeugten an und rächte sich, als die Zeit kam, durch die Unterstützung der Auführer in Irland (1579).

Bei dem Allen war Elisabeth himmelweit entfernt, die Reformation im deutschen Sinne zu wollen, den leitenden Grundsatz anzuerkennen, daß die einzige Quelle des Christenthums die heilige Schrift sei, und alle die Folgerungen zuzugeben, welche daraus für freie Forschung und eine ihr entsprechende Gestaltung des Kirchenwesens fließen. Sie gab freilich halbwege zu, daß in der Kirche ein Inbegriff von Heilswahrheiten enthalten sei, der durch die königliche Gewalt nicht willkürlich verändert werden dürfe; was ihr Vater nie that, welcher allen Uebelständen durch die göttliche Weisheit abhalf, welche dem Könige als solchem beizuhelfen; allein sie wollte Regiererin der Kirche sein und bleiben und verlangte wie ihr Vater den Suprematseid von jedem Engländer, der in einem öffentlichen Amte stand, und seit 1571 namentlich auch von den Geistlichen. Sie machte denselben Eid zur Bedingung des Eintrittes in das Unterhaus und erließ ihn lediglich den Peers, als von deren Gesetzmäßigkeit und Treue sie schon anderweitig überzeugt sei. Sie versprach die Kirche zu regieren nach der Grundlage von 39 Artikeln, über die der Clerus sich (1562) vereinigte und welche das Parlament (1571) nachträglich genehmigte. Von diesen 39 Artikeln sollte keine Abweichung geduldet werden, und gegen die Nonkonformisten oder Dissenters aller Art wurden schwere Strafen verhängt, wenn gleich nur selten in Ausübung gebracht. Der protestantischen Dissenters war aber eine große Zahl, an ihrer Spitze standen Män-



ner, welche unter der katholischen Maria um des Glaubens willen das Reich verlassen hatten, ihren Kern bildeten an 5000 Calvinisten der Hauptstadt, Franzosen, Schweizer, Niederländer und Deutsche sonst, welche sich hier in der Fremde eng zusammenhielten. Sie nannten sich der anglikanischen Kirche gegenüber gern die Puritaner, das will sagen „Bekenner der von den Schlacken des Papstthums völlig gereinigten Lehre“, und dachten im Grunde wie die schottischen Presbyterianer, verabscheuten die papistischen Ceremonien der englischen Kirche, die Herrschaft der Bischöfe, den Suprematseid, trennten sich übrigens in vielen einzelnen Glaubenssätzen. In den späteren Jahren der Regierung Elisabeths bildete sich die einmal eingeschlagene freiheitliche Richtung noch weiter aus. Viele fanden jetzt in den zusammentretenden Presbyterien denselben Glaubenszwang wieder, welcher ihnen zuerst im Papste, dann in den Bischöfen verhaßt gewesen. Daher die Lehre: Auch den Ältesten ist die Macht nicht von Gott gegeben, jede Gemeinde ist selbständig, hat über ihre Kirche zu entscheiden. Die so dachten, unterschieden sich von den übrigen Puritanern durch den Namen der Independents. Elisabeth nun verabscheute die Puritaner insgesammt schon von Knorens Tagen her; sie widerstand dieser Richtung, welche sich durch eine unübersteigbare Kluft beides von den Anglikanern und den Katholiken abschied, während die englische Kirche den katholischen Weisen äußerlich nahe blieb. Aber auch als Königin wollte sie die Regierung der Kirche nicht abgeben, und ihr hoher Kommissionshof erkannte in ihren späteren Jahren öfter als sonst Strafen gegen Puritaner und Katholiken, nicht bloß wegen ketzerischer Meinungen, sondern auch wegen der Abwesenheit vom eingeführten Gottesdienste und wegen des Besuchs von Konventikeln. Ihre Meinung war: die Papisten haßten ihre Person, die Sektirer aber das Königthum, und Letzteres schien ihr strafbarer. Darum ließ sie schon eher Gnade gegen katholische Priester ergehen, die ihres Amtes gewartet hatten, obwohl der Tod darauf stand, als daß sie puritanisches Eifer geduldet hätte. Es blieb nicht bei Censuren und Geldbußen der Puritaner, auch Gefängnißstrafen und Entsetzungen erfolgten. Gegen ein Paar Wiedertäufer ward sogar mit dem Scheiterhaufen verfahren. Nichts desto weniger wucherten die puritanischen Meinungen: mit Unwillen sah die Königin, wie sie auch im Unterhause Wurzel schlugen. Im Jahre 1571 wurden nicht weniger als sieben Anträge eingebracht, welche alle die Weiterführung der Kirchenverbesserung zum Ziele hatten. Das rügten die Minister als einen Eingriff in die Prärogative der Königin. Diese benutzte die Osterferien und ließ dem Anstifter Strickland sagen, er solle nicht wieder in das Unterhaus kommen. Als man ihn aber nach den Ferien im Hause vermißte, geschah der

Antrag, ihn vor die Schranken des Hauses zu fordern, damit er die Ursache seiner Entfernung angebe; denn er sei ja keine Privatperson, sondern der Repräsentant seiner Wähler; seine Ausweisung sei beleidigend für das Land und verlege die Privilegien des Parlaments. Das Ende war, daß Strickland seinen Platz wieder einnehmen durfte, doch kam das Haus nicht ohne den Verweis davon, daß es sich in Dinge mische, die sein Begriffsvermögen überstiegen. So offenbarte sich eine Kirchenspaltung selbst im Parlament. Nur gegen die Gefahren der Wiedertehr der römischen Kirchenherrschaft stand die große Mehrheit beider Häuser zusammen. Auf Bitten des Parlaments ward der Herzog von Norfolk hingerichtet (1572); auch Graf Northumberland, treulos von den Schotten ausgeliefert, mußte sterben.

Im Sommer 1581 schien eine gewaltige Krise in Europa eintreten zu müssen. Der französische und der spanische Hof, in der Religion so verbunden, waren durch politisches Interesse getrennt. Letzteres machte sich auf einmal ausschließlich geltend. Die Niederlande kündigten ihrem Könige Philipp jetzt förmlich den Gehorsam auf und übertrugen die Herrschaft an den Herzog Franz von Anjou, einen Bruder des französischen Königs Heinrich III., der seit 1574 seinem Bruder Karl IX. gefolgt war. In Gemäßheit dieser Wendung der Politik kam ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Frankreich und England gegen Spanien in Frage; und Elisabeth versprach es dadurch zu besiegeln, daß sie dem Herzog ihre Hand reiche. Wirklich verlobte sie sich mit ihm, wovon die Nachricht allgemeinen Jubel in den Niederlanden verbreitete, wo man sich jetzt für gerettet hielt, eben so großen Unwillen aber in England, wo man die Verhehlung der neunundvierzigjährigen Herrscherin zu wünschen aufgehört hatte, und von einer Verbindung mit dem blutdürstigen Hause der Valois die Wiedertehr aller papistischen Greuel fürchtete. Man eiferte von den Kanzeln gegen diesen Bund, bis die Königin Ruhe gebot. Einem Puritaner ward die Hand abgehauen, weil er dagegen geschrieben hatte. Elisabeth erschien wie betäubt von dem verworfenen ausschweifenden Manne, gab sich den zärtlichsten Vertraulichkeiten hin. Erst als sie ihren Fehltritt fast vollendet, den Verlobungsring ihm öffentlich angesteckt hatte, gewann sie die Herrschaft über sich zurück und brach am nächsten Morgen plötzlich ab. Dennoch hielt sie diesen ihren letzten Ehestandstraum noch an einem dünnen Faden fest, den sie nicht eher fahren ließ, bis der Herzog erkrankte und, um von den vermuthlichen Ursachen seines Todes die rühmlichste herauszugreifen, an dem Verdruß starb über eine Reihe von Thorheiten und Unwürdigkeiten, durch welche er seine hohe Stellung in den Niederlanden verscherzt hatte (1584).

Jetzt aber schien es hohe Zeit, auch die letzte Maske gegen Spa-



nien abzugeben. Die Niederländer hatten schon Antwerpen nach einer denkwürdigen Belagerung an Philipps großen Feldherrn, den Herzog von Parma, verloren, als Elisabeth sich bewegen ließ, den Bedrängten nun öffentlich die Hand zu reichen (1585). Sie lehnte die dargebotene Herrschaft über die Niederlande ab, aber schickte 6000 Mann Hülfsstruppen auf eigene Kosten, ließ sich einige feste Plätze zum Unterpfande für ihre Auslagen geben; ihr Liebling Dudley, Graf Leicester, sollte Anführer sein. Sie hielt dabei das Vorgeben fest, ihre Absicht sei keineswegs, dem Könige von Spanien Unterthanen zu entreißen, nein, lediglich diese in ihren rechtmäßigen Freiheiten zu schützen; ließ aber nichts desto weniger den Leicester zum Statthalter und Generalkapitän der Niederlande erheben. Der Feldzug ihres Lieblings entsprach inzwischen den gehegten Erwartungen nicht, und er behauptete sich in seiner Würde nicht lange.

Während so die Reformation unter stets erneuten Kämpfen den jungen Freistaat der Niederlande in's Dasein rief, alterte die Königin von Schottland in langer achtzehnjähriger Gefangenschaft. Von ihrem Sohne hatte sie keine Hülfe zu erwarten, obgleich dieser seit seinem zwölften Jahre regierender König von Schottland war und jetzt zwanzig Jahre zählte. Er kannte die Mutter nur als eine des Mordes seines Vaters verlagte abgöttische Frau, war mit der Königin von England in freundschaftliche Verhältnisse getreten, rechnete darauf, sie zu beerben, zog seit Kurzem ein Jahrgeld von ihr. Mittlerweile ging die Lust immer schärfer und schneidender durch die Welt (1586). Jene so lange über dem Haupte Englands schwebende Vermählung mit dem Valois hatte alle gehässigen Leidenschaften gegen die römische Kirche aufgeregt; die Furcht vor dem Treiben verkappter Jesuiten wirkte um so gewaltiger, je unbestimmter die Nachrichten darüber lauteten, und die ganz neuerliche Ermordung des großen Oranien, so ganz zweifellos durch spanischen Haß herbeigeführt, gab allem Argwohne den weitesten Spielraum. So geschah es, daß die hinsiechende, vor der Zeit ergrante, fast verzehrte Maria Stuart wieder Aller Augen auf sich zog, daß der Kreis, in welchem sie Bewegung und Erholung durch Reiten und Spazieren suchte, ihr immer mehr verengt ward, und es nur eines Anstoßes bedurfte, um ihr Verderben zu entscheiden. Diesen führte die Verschwörung Babingtons und seiner Genossen herbei, deren Ziel war, Elisabeth zu ermorden und unter Mitwirkung einer Armee von Spaniern aus den Niederlanden her Marien Stuart auf den Thron zu setzen. Daß Maria eine allgemeine Kenntniß davon hatte, wird nicht abzuleugnen sein, allein weit ausgemachter ist es, daß einige der ersten Rätthe der Krone von Anfang her darum wußten, die hirnverbrannten Urheber im Geheimen anstachelten, ihren Briefverkehr mit Marien vermittelten, und erst Lärm

schlügen, als aus schwachen Funken eine Flamme geworden war. Es ist klar, man wollte ein Ende machen. Man nahm der Gefangenen plötzlich das Schreibgeräthe, bemächtigte sich ihrer Papiere. Als Maria ihre erbrochenen Schränke erblickte, sprach sie zu ihrem Aufseher Amias Paulet: „Zwei Dinge sind noch übrig, Sir, die ihr mir nicht nehmen könnet: das königliche Blut, welches mich zur Thronfolge berechtigt, und die Treue, die mein Herz an die Religion meiner Väter knüpft.“ Sie nannte mit diesen Worten die beiden Ursachen ihres Todes. Von nun an verwandelte sich das fürstliche Gewahrsam in eine enge Haft im northumberländer Schlosse Fotheringhay. Hier auch fanden sich ihre Richter ein, zweiundvierzig an der Zahl. So lange die Königin sich weigerte, vor der Kommission zu erscheinen, ward sie bedroht, daß gegen sie als abwesend und widerspenstig erkannt werden solle; als sie endlich erschien, doch unter Vorbehalt ihrer königlichen Rechte, blieb ihr Vorbehalt unbeachtet, und vergeblich begehrte sie ihren mitschuldigen Anklägern gegenüber gestellt zu werden. In diesen Tagen erkennt man in Lord Burleigh nicht mehr den früheren, auf den wahren Ruhm Elisabeths bedachten Cecil; er theilt den fanatischen Eifer der Andern oder nimmt seinen Schein an, um den Leidenschaften Gebieterin nachdrücklicher zu dienen. Als über die wehrlose Frau das Schuldig gesprochen war, weil sie nach dem Tode der Königin von England getrachtet, wurden die Akten dem Parlament vorgelegt, und beide Häuser hielten die Königin, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Marien ward ihr Todesurtheil am 22. November 1586 verkündet. Jetzt erklärte Paulet die Verurtheilte für todt in den Augen des Gesetzes, mithin für unberechtigt zu den Abzeichen königlicher Würde, ließ den Thronhimmel aus ihrem Gemache schaffen, setzte und bedeckte sich in ihrer Gegenwart (1587). Elisabeth zögerte bis zum 1. Februar, ehe sie den Befehl zur Hinrichtung unterzeichnete. Die Verwendungen Frankreichs und des Königs von Schottland wurden zurückgewiesen. So kalt und unkindlich Jakob fühlte, so bezeichnete er doch den Weg, auf welchem ein Verbrechen konnte vermieden werden, ohne die Sicherheit Englands zu gefährden. Wenn die Königin mit Zuziehung des Parlaments Marien Stuart von der Thronfolge ausschloß und den König von Schottland schon jetzt die Huldigung in England empfangen ließ, was war von der Papistin in beiden protestantischen Reichen noch zu fürchten? Nach Jakobs Meinung litt es keinen Zweifel, daß seine Mutter vermocht werden könne, ihren sämtlichen Ansprüchen zum Besten ihres Sohnes zu entsagen. Aber Elisabeth erwiderte kalt, eine Verurtheilte habe keine Rechte mehr abzutreten. Der Tochter Heinrichs VIII. waren die zarten Regungen des Mitleides von jeher fremd, und Elisabeth hatte sich alle äußern Stützen ver-



schafft, die ein Fürst, der eine wichtige That zu vollbringen denkt, sich nur wünschen kann. Denn ihr Volk, oder mindestens die mächtigere Hälfte ihres Volks, die protestantische, forderte stürmisch diesen Tod, ebenso das Parlament, der geheime Rath. Dennoch zauderte die Königin einen Streich zu thun, der gegen alle gekrönten Häupter gerichtet schien. Man sah sie leidenschaftlich ergriffen von dem inneren Kampfe, welcher bei ihr gewöhnlich wichtigen Beschlüssen voranging. Man hörte die Worte von ihr:

*Aut fer aut feri, ne feriare feri.*

Sie zügte auf Pauset, daß er ihr nicht das Aeußerste erspare, ließ den Mann sendiren, von dem bekannt war, daß er Marien schon als verstockte Katholikin eines vielfachen Todes würdig hielt. Allein er erwiederte als ehrlicher Mann: sein Leben stehe wie seine Habe ganz zu Diensten der Königin, nicht aber sein Gewissen und seine und der Seinigen Ehre. So galt denn kein Ausweichen mehr; und dennoch spähte Elisabeth nach einem Mittel, um einen Theil des Hasses von sich abzuwälzen. Als sie damals den Herzog von Norfolk, einen beliebten Großen, hinrichten ließ, mußte Burleigh die That auf seine Schultern nehmen; in dem zehigen weit schwereren Falle war ihr Sekretär Davison dazu bestimmt. Dieser hatte das Geheiß der Königin, den Befehl zur Hinrichtung mit dem großen Siegel zu versehen, an demselben Tage ausgerichtet; er sagte das der Königin auf ihre Frage den Tag darauf, und sie mißbilligte seine Eile. Darüber ward Davison unruhig und ließ die Sache an Lord Burleigh kommen. Dieser kannte seine Gebieterin und versammelte sogleich den Rath, welcher die Vollziehung des Befehls beschloß (4. Febr.); denn es sei Unrecht, sprach man, die Königin ferner zu belästigen, man müsse durchaus die Verantwortlichkeit auf sich nehmen. Die Ausführung ward den Grafen von Shrewsbury und Kent übertragen, welche unmittelbar darauf nach Fotheringhay abgingen. Am 8. Februar fiel Mariens Haupt, im neunzehnten Jahre ihrer Gefangenschaft, im fünfundvierzigsten ihres Lebens. Auch ihre Feinde bekennen, daß sie mit edler Ergebung und treu ihrem Glauben starb. Auf die Nachricht läutete man in London vierundzwanzig Stunden lang mit allen Glocken und zündete Freudenfeuer vor den Hausthüren an wie am St. Johannisabend. Elisabeth aber schrat zusammen, als sie den Tod erfuhr, legte Trauerkleider an sammt ihrem Hofe, erklärte laut, das sei gegen ihren Befehl geschehen; weinend zog sie sich in die Einsamkeit zurück, wollte Burleigh nicht vor Augen sehen, ließ den Davison mit Gefängniß und einer Strafe von 10,000 Pfund büßen, die den ehrlichen Mann zu Grunde richtete, der auch, so lange Elisabeth lebte, nicht auf freien Fuß kam. Als sie sich etwas gesammelt, schrieb sie

einen Trostbrief an den König von Schottland, versicherte ihn, sie werde ihre Minister zu bestrafen wissen, und entsetzte sie wirklich, bis sie dann wieder zu Gnaden angenommen wurden. Nach einiger Zeit ließ sie den französischen Gesandten Graf Aubespine rufen, setzte ihn drei Stunden lang auseinander, welsch ein Schade ihr durch Mariens Tod erwachsen sei; „sie habe die Hinrichtung nie vollziehen wollen, außer in dem Falle eines Aufstandes oder eines feindlichen Einfalles. Auch werde sie diesen Streich ihren Ministern nimmermehr vergessen; sie wären in ihrem Dienste ergraut, hätten es auch gut gemeint, sonst würde es ihnen den Kopf kosten.“

Zum Glücke für England folgte dieser gemeinen That und dem gemeinen Behagen daran eine reinigende Erschütterung im großen Style des Lebens auf dem Fuße nach. Was der Schwager der Enthaupteten, der König von Frankreich, tadelte, aber geschehen ließ, was ihr leiblicher Sohn ertrug, das brachte Spanien in Waffen. König Philipp hatte von der Frau, die ihm, wie er sich rühmte, ihr Leben verdankte, eine lange Reihe der unsäglichsten Kränkungen erlitten. Sie hatte das Werk ihrer Schwester, an welchem er treulich mitgearbeitet, zerstört, um England der Kegeri wieder zu überliefern, hatte seine aufrührerischen Unterthanen zuerst heimlich, dann öffentlich unterstützt; ihr Leicester, welchen sie lieber zum Buhlen, als den mächtigsten König der Erde zum Gemahl gewollt, hatte sich die Statthaltertschaft der Niederlande angemacht, ihr Francis Drake, der gefeierte Weltumsegler, hatte nicht genug an der Verheerung und Ausraubung seines Westindiens, an der Kaperung von Hunderten spanischer Handelsschiffe im fernen Ocean, jetzt war er selbst in Cadix eingedrungen, und hatte im Hafen selber über achtzig theils Kriegs-, theils Handelsschiffe zerstört (19. April). Das geschah, als schon verlautete, Philipp habe etwas Gewaltiges gegen England im Sinne. Wir wissen sogar von einem Angriffsplane im riesenmäßigen Maßstabe, welchen kurz vor seinem Tode der Herzog von Alba ausarbeitete: England sollte durch eine Flotte von 600 Schiffen, worunter 150 von erster Größe, mit 60,000 Landungstruppen bezwungen werden, unter Alba's eigener Führung. Aber Alba's Feldherrnbahn ging mit der Eroberung von Portugal zu Ende, er starb in halber Ungnade und sein Plan blieb um so eher liegen, als damals immer noch zwischen beiden Höfen mehr von baldigst beizulegenden Mißverständnissen als vom wirklichen Kriege die Rede war. So lange auch die schottische Maria lebte, durfte Philipp noch hoffen, durch ihre Thronbesteigung Alles zum Guten gekehrt zu sehen. Jetzt war diese Hoffnung dahin. Regierung und Verwaltung von England befanden sich in protestantischen Händen. Die katholisch Gesinnten bildeten freilich der Zahl nach vielleicht immer noch die Hälfte der Bevölkerung, allein sie bedurften eines



gewaltigen Rucks von außen, um das Ruder wieder ergreifen zu können. Dieser sollte ihnen jetzt werden. Schon hatte der Papst die Königin von England für vogelfrei erklärt, und wenig fehlte, so hätte eine Dienerin Marien Stuarts mit der Pistole in der Hand Rache für ihre Gebieterin genommen. Aber Gregor XIII. blieb dabei nicht stehen, er sagte eine Million Kronen Subsidien zu, sobald die Landung an der englischen Küste wirklich vollbracht sein werde. Die Kriegsanstalten blieben hinter Alba's Entwürfe freilich zurück, aber erregten noch immer das Staunen der Welt. Denn man sah bei Lissabon 135 Kriegsschiffe mit 8000 Matrosen und 19,000 Mann Landungstruppen sich versammeln (1588). Und das war noch nicht die Hälfte der Mannschaften. Denn man hatte in Flandern einen ganzen Wald umgehauen, davon wurden flache Fahrzeuge gebaut, auf welchen, sobald die große Flotte nur den Kanal beherrschte, der erste Feldherr der Zeit, Alexander Farnese, 30,000 Mann an die Küste von England führen sollte. Gegen diesen drohenden Machtverein bot Elisabeth die ganze Bevölkerung ihrer Grafschaften von achtzehn Jahren bis zu sechzig auf. Die Lordlieutenants sollen die Kompagnien bilden, aus welchen zwei Heere erwachsen müssen, eines von 36,000, welches der Königin folgen soll, ein anderes von 30,000 zum Schutze der Hauptstadt. Aber es war kaum noch der vierte Theil gehörig beisammen, als die Entscheidung einbrach, und diese fiel lediglich der Seemacht anheim. Man hob 7000 Matrosen aus und vertheilte sie auf 180 Schiffe aller Gattungen und Größen, wovon nur 34 der Krone gehörten und Kriegsschiffe von Bedeutung waren, 33 Schiffe stellte die Hauptstadt ganz allein dazu. Den Oberbefehl übernahm der Großadmiral Lord Howard, Unterabtheilungen führten Drake, Hawkins, Forbisher, furchtbare Namen in der indischen See. Ein Glück war es, daß Schottland in freundlicher Ruhe blieb; aber unendlich viel mehr werth war der gute Boden, welchen sich Elisabeth in den Jahren weiser Mäßigung bereitet hatte. Der katholische Theil der Bevölkerung fühlte bei weitem mehr vom Engländer als vom Papisten in sich, begehrte die Seligkeit nicht, die ein Despot bieten konnte. Ein Eifer entflammte die verschieden Gläubigen zum Kampfe gegen den auswärtigen Feind: die Königin fand Vertrauen, weil sie Vertrauen gewährte. Lord Howard, der ihre Flotte führte, war Katholik, und wenn sie auch einzelne Verhaftungen und Hausdurchsuchungen geschehen ließ, alle Entwürfe blutdürstiger Feiglinge, Alles, was einer Bartholomäusnacht ähnlich sah, wies sie beharrlich ab. Und so geschah es, daß selbst viele wegen verbotener Religionsübung Verhaftete sich schriftlich erbieten, bis in den Tod für die Königin, und wäre es selbst gegen den Papst, zu sechten. Am 19. Juli 1588 erschien die unüberwindliche Armada im Kanal, das Werk fünf-

jähriger Rüstung, wider Willen so verspätet. Denn schon im Mai hatte der Herzog von Medina Sidonia die Anker gelichtet und war vom Tajo ausgelaufen, aber Stürme ergriffen die Flotte, zwangen sie in Corunna eine Zuflucht zu suchen. So verrannen zwei für Englands Rettung wichtige Monate, die aber auch verderblich hätten werden können, weil Elisabeth auf das Gerücht hin, für dieses Jahr sei von der Armada nichts mehr zu befürchten, als gute Haushälterin befohlen hatte, vier der größten Schiffe sogleich abzutakeln. Howard aber wagte es, nicht zu gehorchen, und der Erfolg gab ihm Recht. Denn der früher so zögernde Philipp wollte jetzt von keinem Aufschub mehr wissen und ließ selbst Parma's Rath, daß man doch auf mögliche Unglücksfälle Bedacht nehmen und sich zu dem Ende einen geräumigen und festen Hafen, am besten Blesingen, zuvor erobern möge, unbeachtet. Medina Sidonia hatte den Befehl, die feindliche Flotte nicht früher anzugreifen, als bis der Herzog von Parma gelandet wäre. So unansehnlich die englischen Schiffe sich gegen die spanischen ausnahmen, welche letzteren doch selber jetzt nur für Linienchiffe vierten Ranges gelten würden, so viel machte ihre Thätigkeit in Angriffen auf einzelne Schiffe dem Spanier zu schaden, welchem auch manches Fahrzeug an den Klippen des unbekannten Fahrwassers zu Grunde ging. Es dauerte fast eine Woche, bevor die Armada auf die Höhe von Calais gelangte, um hier des Herzogs von Parma zu warten, welcher inzwischen seine Macht in den beiden flandrischen Hafenplätzen Nieuport und Dünkirchen zusammengezogen hatte. Am nächsten Tage sollte die Vereinigung stattfinden, als plötzlich in der Nacht vorher (29/30. Juli) acht englische Brander durch das tiefe Dunkel wie leuchtende Kometen flogen, und solch einen jähen Schrecken unter den Spaniern hervorbrachten, daß diese die Ankertaue kappten und nach allen Seiten auseinanderflogen. Der Anschlag ging von Francis Drake aus. Zwar kamen die Spanier in sofern mit dem Schrecken davon, als die Brander, ohne zu zünden, mitten hindurch auf den Strand liefen, allein der Schade war unsäglich, welchen die großen schwerfälligen Schiffe in der Verwirrung litten; und kaum hatte man sich einigermaßen aus der Bestürzung erholt, als ein Sturm von Südwesten ein schweres Gewitter herbeiführte. Da lief eines der größten Schiffe bei Calais auf den Strand und ward genommen, die meisten Schiffe der Armada aber trieben nach Grevelingen, wo sie Drake einholte, welchem bald Howard die Hauptmacht nachführte. Und hier erhoben nun die Engländer einen gewaltigen Seekampf, der vom Morgen des 30. Juli's 4 Uhr bis Abends 6 Uhr dauerte. Die Armada verlor dreizehn oder vierzehn ihrer schönsten Schiffe und die sinkende Sonne sah die Niederlage der Spanier entschieden. Da war es Nacht in Medina Sidonia's Seele. Er war an die



Spitze dieses gewaltigen Unternehmens, welches die Herrschaft Roms über die Welt wieder herstellen sollte, durch kein anderes Verdienst gekommen, als daß er Grande von Spanien und ein gewandter Hösling war. Einem Krieger vom alten Schlage, auf der See ergraut, dem Admiral Santa Cruz, war anfänglich die Sache übergeben; der starb, als Alles fertig war, in königlicher Ungnade. Medina Sidonia hatte zu ernten gehofft, wo Andere säeten, aber wie ganz anders stand es nun! Alexander Farnese konnte nicht helfen und hätte es kaum gewollt. Er schlug es rein ab, mit seinen Transportschiffen sich in den Kanal zu wagen, so lange die Engländer das Gewässer beherrschten, erinnerte an den weisen Rath, den er gegeben und den man verachtet. So stark Medina Sidonia noch immer war, er gab jetzt den ganzen Angriff auf, dachte nur, wie er nach Spanien zurück gelange. Aber die Rückfahrt verboten ihm Beides, der Wind aus Süden und die sein wartende siegreiche Flotte. Wüthend beschloß er, Schottland zu umfahren, dann über Irland den Rückweg zu suchen. Aber Howard eilte ihm nach, um eine zweite Schlacht zu liefern, und man will wissen, daß Medina Sidonia in dieser Bedrängniß an Ergebung dachte. Wie dem nun sei, die englische Flotte drohte bloß, machte keinen Angriff. Für eine Schlacht reichte die Ammunition nicht mehr aus, bei deren Anschaffung die Königin nach ihrer Weise geklagt hatte. Wie es einmal stand, kam ungeachtet aller Seeverluste, die noch folgten, ungefähr die Hälfte der Armada nach Hause. Da war nun im Palaste nicht die erlittene Einbuße und Schmach die Hauptsache, sondern die Schwierigkeit, dem Könige eine solche Nachricht beizubringen. Schwer, daß sich endlich ein Hösling dazu überwand. Dieser findet den Philipp am Schreibtische; der legt die Feder nieder, vernimmt was geschehen, dankt Gott, daß es nichts Schlimmeres sei, und fährt zu schreiben fort. Die Königin von England aber ward mit Jubel von ihrem Heere empfangen, als sie auf weißem Felser, den Marshallstab in der Hand, sich zeigte. Der erlittene Verlust war unbedeutend und unbegrenzt die Glorie. Um dieselbe Zeit, als die Trümmer der Armada kümmerlich in Spanien anlangten, hielt Elisabeth ihren feierlichen Triumphzug in die Hauptstadt nach der St. Paulskirche. Ein Strom von vaterländischer Begeisterung ging durch England. Auf seinen Wellen wiegte sich ein junger William, der Eroberer im Reiche der Dichtkunst, der damals vierundzwanzigjährige noch ruhmlose William Shakespeare. Bacon von Verulam, dieses Licht der Wissenschaft, war nur drei Jahre älter und sein Geist strahlte bereits so wunderbar durch die Welt, daß er des alten Burleigh Eiferjucht erregte. Die Zukunft Englands in jeder Art von Macht und Größe erschloß sich in diesen Tagen der Erhebung. Der Protestantismus und die Seemacht hatten ihre Probe zu gleicher Zeit bestanden. Mit

beiden durfte es nun nicht wieder rückwärts gehen. Wie schnell erstand jetzt eine Kriegsslotte von zweiundvierzig Schiffen, die größten schon von vierzig Kanonen, vor den Augen der wachsamten Königin! Wie glücklich vollbrachte ihr kühner Sir Walter Raleigh jetzt jenseit des Oceans die Gründung einer britischen Kolonialmacht durch Niederlassungen in Nordamerika! Die Landschaft mußte vor allen Dingen den Namen Virginien tragen, in honorum Elisabethae virginis.

Man soll aber den freien Blick auf das wenige Große, das in der Welt gedeiht, sich nicht trüben lassen durch die einzelnen Flecken und Seltsamkeiten, welche daran haften. Die Königin verlor mitten in dem ersten Siegesjubel ihren langjährigen Liebhaber, den schönen, geistreichen, üppigen Leicester, einen vollendeten Hösling, mittelmäßig als Staatsmann und Feldherr, und als Mensch so verwerflich wie wenige. Denn er stand im schweren Verdachte, seine erste Gemahlin aus dem Wege geräumt zu haben, und Cecil ließ die Königin das wissen; seine zweite Frau erwarb er durch die Vergiftung ihres Gemahls, des Grafen Essex, und war, wie man sagt, eben im Begriffe sich ihrer durch Gift wieder zu entledigen, als sie ihm auf demselben Wege zuvorkam. Elisabeth behielt bei allen Thränen um den Verlorenen doch noch klare Augen genug, um sein Schuldregister durchzusehen, und als sich befand, daß er ihrer Schatzkammer mit großen Summen verwandt sei, machte sie sich durch den Verkauf seiner Güter bezahlt. Seinen Stiefsohn aber, den jungen Essex, erwählte sie gewissermaßen zum Nachfolger in ihrer Härlichkeit. Wirklich heillos aber war es, daß nach solchen Bewährungs eines wahrhaft königlichen Verhaltens in Glaubenssachen jetzt Elisabeth die Untersuchungen gegen Katholiken wieder anhub und die Strafen gegen ihre sogenannten Refusanten, das heißt Weigerer, mochten sie nun bloß die Gotteshäuser der Staatskirche nicht besuchen oder gar den Supremat verwerfen, recht eigentümlich als Finanzquelle benutzte, gleich als gelte es nur, auf jede Weise die Kriegskosten wieder einzubringen. Ihre Taxe war zwanzig Pfund monatlich von jedem katholischen Refusanten, und sie trieb unbarmherzig ein von Allen, die in dem Verzeichnisse standen, welches in jeder Grafschaft gefertigt werden mußte. Wir finden einen Fall angemerkt, da man einem Edelmann 69 Monate nachrechnete, in welchen er die Kirche nicht besucht hatte, deren Gebräuche mit seinem Glauben stritten, und er mußte 1380 Pfund büßen. Vergeblich, daß er eine Erklärung anstellte, die Königin sei allen Exkommunikationen zum Troke seine rechtmäßige Gebieterin, und er sei stets bereit, sie mit Gut und Blut gegen alle Fürsten, Päpste, Potentaten, Prälaten und sonstige Feinde zu verteidigen. Das half ihm für seine persönliche Freiheit, bei der Brücke blieb es.



Manche fanden sich darum lieber mit einer ermäßigten jährlichen Zahlung ab; die Unvermögenden erlitten Leibesstrafen. Auf das Anhören einer Messe standen 100 Mark Brüche und einjähriges Gefängniß. Ertrappte man bei den häufigen Hausfuchungen einen katholischen Priester in einem Hause, so verwirkte der Hausherr sein ganzes Vermögen. Wie denn aber keine Sünde ohne Nachkommenschaft bleibt, so gesellte sich zu der Habucht bald die Grausamkeit. Unvermeidlich war es, daß der entdeckte Priester noch schwerer büßen mußte als sein Fehler: es blieb nichts übrig, als ihn zu tödten. Doktor Lingard erzählt in seiner Geschichte von England und bezeugt es zum Theil, daß in den vierzehn Jahren von der Zwangung der Armada bis auf den Tod der Königin über hundert seiner Glaubensgenossen den Tod erlitten, nämlich 61 Priester und 47 Laien und 2 Edelfrauen. Und mit diesem Strafverfahren war der Greis Burleigh ganz einverstanden. Er behauptete, kein katholischer Priester ertheile Absolution, ohne sein Beichtkind von dem Gehorsam gegen die Königin abwendig zu machen; doch sei mit dem Hängen der Priester genug gethan, das Schleifen zum Nichtplatze und das Biertheilen unterbleibe besser. Schwer aber irrten sich die Puritaner, wenn sie aus dieser Strenge folgerten, es werde fortan ihrer Neuerung mehr Glanz und Nachsicht angedeihen. Gerade das Gegentheil geschah. Ihre Weise, sich in Glaubenssachen stets auf das Privaturtheil zu berufen, ihre Lehre, die Kirche allein sei von Gott, die bürgerliche Ordnung bloß Menschenwerk, sagte der Königin von Anfang her nicht zu. Wo ihr Gottesdienst sich irgend öffentlich blicken ließ, da ward er unterdrückt, und als sie sich mit Schmähchriften auf die Bischöfe rächten, ward die Zahl der Druckereien beschränkt und keine Schrift durfte ohne vorgängige Genehmigung eines Bischofs gedruckt, verkauft, gebunden oder geheftet werden. Ein Parlamentsbeschluß von 1592 erreichte die äußerste Grenze, indem er den Refusanten beider Parteien eine Frist von drei Monaten setzte, binnen welcher sie zur Staatskirche belehrt sein mußten, bei Strafe der Felsonie. Allein die überharte Maßregel kam nicht zur Ausführung und immer unabweislicher drang sich die Ueberzeugung auf, daß die Thronfolge des Königs von Schottland unvermeidlich sei. In den letzten Regierungsjahren Elisabeths blieben die protestantischen Refusanten unversorgt.

Diese letzten Jahre verflossen ohne ein hervorstechendes Ereigniß. Günst und Ungünst der Geschehnisse wurden der Königin mit gleichen Schalen zugewogen. Wenn Elisabeth die Kränkung erlebte, daß Calais in spanische Hände fiel und so einer zweiten Armada vielleicht einen Stützpunkt bieten konnte, so rächte sie sich durch die gelungene Eroberung und Schleifung von Cadix. Wenn sie der Friede zwischen Spanien und Heinrich IV. von Frankreich ärgerte,

so fiel doch durch diesen Frieden gerade Calais wieder an Frankreich zurück (1598). Auch erlebte sie den Tod ihres alten unverföhnlichen Feindes Philipp II., nur daß fast gleichzeitig ihr auch der alte stets getreue Cecil, Lord Burleigh, sterben mußte. Philipp war durch die Eroberung von Portugal der Herr von beiden Indien geworden, und starb so zu sagen als Bettler, ließ ein durch Accise, gezwungene Anleihen und Donative ausgelogenes Land zurück; Elisabeth besaß keine Gold- und Gewürzländer, gab auch nicht, wie ihr Großvater, viel auf eine volle Schatzkammer; sie liebte das Geld, um es zu brauchen, sah es sonst, wie sie sich ausdrückte, am liebsten im Kasten ihrer Unterthanen, und muthete diesen wenig außerordentliche Lasten zu. Darum aber trat der allgemeine Wohlstand auch in Blüthe, und es ward die Lust des Engländers, ferne Meere halb handelnd halb freibütend zu durchschweifen. Schon auch rühmte sich England der schönen Erfindung des kunstreichen Strumpfwirkerstuhls. Einen schweren Mißbrauch verschuldete Elisabeths Regierung, die häufige Ertheilung von Monopolen an Günstlinge, die dadurch das Recht erhielten, für eine Anzahl Jahre ausschließlich z. B. mit Weinen aus dem Süden, mit Essig, Del, Salz und dergleichen mehr zu handeln, so daß alle Kleinhändler diese Artikel von ihnen beziehen mußten. Als aber das Parlament nicht ruhte mit Beschwerden, und vorstellte, daß dadurch die Preise bis auf das Doppelte hinaufgingen, gab die Königin nach, widerrief, wie es sich traf, oder suspendirte die Monopole (1601). Und so kommen ihre Geschichtschreiber halb wider Willen doch immer auf ihr Lob zurück. Dem achten Heinrich war es eigen, stets das Staatswohl seinen Leidenschaften zum Opfer zu bringen, und das stempelt ihn zum schlechten Herrscher, welcher ohne sein Verdienst im Nachtgewinne starb. Elisabeth hatte alle Leidenschaften ihres Vaters, seinen Hochmuth, seine Sinnlichkeit geerbt, dazu ein reichliches Maß von der Unliebendwürdigkeit ihres Großvaters, allein nach den wildesten inneren Kämpfen trug bei ihr mit wenig Ausnahmen der Staat den Sieg davon. Darum wird sie als große Regentin gepriesen.

Die letzten Thaten und Leiden ihres Lebens schlossen sich an Irland an, dieses seit Jahrhunderten eroberte und doch niemals noch wirklich besessene Land der britischen Könige. Seit der englischen Reformation war es doppelt getrennt von England, doppelt ergeben seinen Gebräuchen, vor Allem seinen Häuptlingen. Elisabeth faßte den Plan, die Insel näher an die Krone zu ziehen, Gerechtigkeit walten zu lassen und zu gleicher Zeit eine Umbildung zu versuchen. Sie litt nicht, daß ihre Beamten dort fortzuführen mit Willkür und Raubsucht zu schalten. Sir Henry Sidney und sein Nachfolger Sir John Perrot, welchen man für einen natürlichen



Sohn Heinrichs VIII. hielt, waren strenge, aber eben so gerechte Statthalter. Perrot strafte unerbittlich jeden Engländer, welcher etwas gegen Eingeborene verübte, suchte aber diese zu bewegen allmählig englischer Gesittung Raum zu geben. Es wurden einige Grafschaften in Irland auf englischen Fuß eingerichtet, man bewog manche Häuptlinge ihre Streitigkeiten an die königlichen Gerichte zu bringen, statt sie unter einander mit den Waffen abzumachen. Dieser und jener Häuptling überwand sich so weit, daß er in seinem Parlament in englischer Tracht erschien. Dieses Parlament war von Grund aus katholisch; denn Königin Elisabeth dachte in ihrer besten Zeit weise genug, um ihre Glaubenshärte nicht auf Irland auszudehnen. Irland hatte zwar dem ersten Stoße, welchen der Abfall Heinrichs VIII. vom Papste gab, nachgeben müssen. Auch hier ward, unter Zustimmung des irischen Parlaments, der König für das alleinige Oberhaupt der Kirche erklärt; der Suprematseid ward geschworen; man zog Klöster ein, und der Umstand, daß der Rechtstitel der englischen Könige auf Irland von einer päpstlichen Verleihung herrührte, führte bloß dahin, daß der König in gewohnter Machtvollkommenheit die Lehnseigenschaft und den an die päpstliche Kammer zu entrichtenden Zins für erloschen erklärte und die Insel durch eine Parlamentsakte zum Königreich erhob. Weiter ging unterdessen Heinrich nicht. Als aber unter Eduard VI. die Reformation tiefer eindringen wollte, erfolgte ein Widerstand, welcher durch Entsetzungen gestraft ward. In die Stellen der entsetzten Bischöfe traten englische Geistliche der Hochkirche ein; aber freilich konnte diese Maßregel nur gerade in solchen Theilen der Insel Anwendung finden, in welchen die Herrschaft Englands wirklich in Ausübung war, daß heißt in etwa einem Drittel der Insel oder genauer in elf Grafschaften des Ostens, welche völlig nach englischem Zuschnitte eingerichtet waren, wo englische Niederlasser wohnten und das Eigenthum des Landes hatten, die National-irländer fast nur in dienenden und Brachtverhältnissen standen. Dort ward auch unter Elisabeth eine Universität zu Dublin gestiftet (1591). Durchaus verschieden war der Zustand in den beiden übrigen Dritttheilen. Hier, wo Alles katholisch war und man von dem Englisch der neuen Prediger gerade so viel als von dem Latein der Priester verstand, fand noch in jedem Gebiete die Herrschaft von erblichen Stammhäuptern statt, welche mit Geringschätzung auf jene Abtrünnigen blickten, die ihre Häuptlingsgebiete von der englischen Krone als Grafschaften zu Lehen genommen hatten. Unter Perrots Verwaltung fiel die Grafschaft des verstorbenen Grafen von Desmond, welcher für einen Verräther erklärt war, der Krone zu: es waren 600,000 Acres. Die Regierung beschloß diese ausschließlich an englische Familien zu vertheilen, die

Eingeborenen sollten ganz räumen; allein die Sache ließ sich nicht durchführen, die alten Einwohner blieben wohnen, aber in drückenden Verhältnissen als Zeitpächter. Die alten Souveräne von Ulster waren die O Neals: sie hatten sich von Heinrich VIII. zu Grafen von Tyrone machen lassen. Eben nur war es Perrots Widersacher gelungen die Königin gegen den hochverdienten Mann in dem Grade einzunehmen, daß sie ihn unter peinliche Anklage stellen ließ, als der Graf von Tyrone, Enkel des ersten Grafen dieses Namens, mit Aufstand drohte. Er verlangte Freiheit für den katholischen Glauben, bauend auf die unbedingt katholischen zwei Dritttheile seiner Insel, und schließlich auf Spanien und den Papst. Gegen ihn verlangte Graf Essex geschickt zu werden, der von einem Bögling der Königin, die an seinem offenen dreisten jugendlichen Wesen sich erfreute, und es ihm vergab, daß er der Sohn der Gemahlin ihres Geliebten war, allmählig in die Rechte seines Stiefvaters trat. In seinen Briefen an die Königin ist er stets entzückt von der Sonne ihrer Schönheit, welche damals freilich schon einige sechzig Sommer lang die Welt bestrahlte und das um so glänzender, weil sie eine goldene Krone auf einer Perücke von rothen Haaren trug; in unvorsichtigen Briefen an Andere schreibt er von dem alten Weibe, dessen Urtheil so schief als sein Rückgrat ist. Essex erhielt die irländische Statthalterschaft. Er hatte seinen kriegerischen Ungestüm als Eroberer von Cadix bewährt, nun er aber nach Irland ging, war er bereits der verzogene Sohn des Glückes, welcher der Königin gelegentlich in's Gesicht trohte. Als er ihr eines Tages bei einem Wortwechsel statt der Antwort den Rücken kehrte, gab sie ihm eine Ohrfeige, hieß ihn zum Teufel gehen. Das aber that der Graf nicht, er blieb, griff an sein Schwert, und als man sich dazwischen warf, ging er mit den Worten hinaus: diesen Schimpf würde er von König Heinrich nicht hingenommen haben, noch weniger von einem Könige im Weiberrocke. Den Lord-Deputy von Irland mochte ihm gleichwohl die Neigung der Königin nicht vertragen, aber er besaß ihr Vertrauen nicht mehr, sie ließ sich über ihn insgeheim berichten, und verwehrte ihm an seinen Freund, den Grafen Southampton, den Befehl seiner Weiterrei zu übertragen (1599). Und Essex rechtfertigte ihr Mißtrauen; statt den Tyrone zu schlagen, schloß er mit ihm einen Waffenstillstand, worin dem Katholicismus die freie Ausübung zugesichert ward. Das Heer in Irland sollte künftig zur Hälfte aus Eingebornen bestehen; die O Neals, die O Donnells, die Desmonds sollten die Gebiete wieder erhalten, die sie vor zwei Jahrhunderten besaßen; die ersten Staatsbeamten und Richter sollten aus Eingeborenen bestehen, und was vor Allem bedenklich klang, Irlands Statthalter sollte künftighin ein Graf mit dem Titel Vicekönig sein. Elisabeth entbrannte in



Unwillen, ein schwarzer Verdacht flog durch ihren Sinn, Essex trachte gar in Einverständnis mit Tyrone nach der irischen Krone. Als Essex davon vernahm, verließ er eilends Irland, eigenmächtig, eines frühen Morgens stand er plötzlich an gewohnter Stätte, im Schlafgemache der Königin, warf sich ihr zu Füßen. Elisabeth fühlte sich zu schwach seiner geliebten Gegenwart zu widerstehen, sie reichte ihm ihre Hand zum Kusse, sah ihn, sah ihn wieder, am Abend aber stellte sie ihn unter die Aufsicht des Lord Siegelbewahrs. Dem Grafen blieb kein Mittel übrig als krank zu werden, die Königin schickte ihm Stärkungen, von ihr selbst bereitet, aber sie besuchte ihn nicht. Der Graf war sehr beliebt im Volk; um das Verfahren gegen ihn zu rechtfertigen, ließ die Königin seine Sache durch eine Kommission untersuchen, welche ein Gutachten, kein Urtheil abgeben sollte. Diese fand den Grafen schuldig seine Aemter zu verlieren und so lange Gefangener in seinem eigenen Hause zu sein, als es der Königin gefalle. Des Essex offen brausender Charakter in einer Welt voll Arglist und Verstellung hatte ihm manchen Freund gewonnen, bereit Blut und Leben für ihn zu opfern, vor Allen den Grafen Southampton. Aber gerade der Eifer seiner Freunde täuschte den Unglücklichen über sein gänzlich Unvermögen die überspannten Pläne zum Ziele zu führen, welche in seinem unmuthigen Innern kochten. Mit jener tiefen Demuth, die im Umgange mit der an Vergötterung gewöhnten Königin der notwendige Styl war, unterwarf er sich scheinbar allen ihren Verfügungen, sagte ein Vale der argen Welt und machte allein von seinen Andachtsübungen reden, während er in geschäftiger Stille mit seinem Freunde Lord Mountjoy, seinem Nachfolger in Irland, und zugleich mit dem Könige von Schottland Unterhandlungen darüber anknüpfte (1600), wie die Königin wenn nicht entthront, doch insofern seinem Willen unterworfen werden könne, daß alle seine Feinde ihr Antlitz meiden müßten, vor Allen Robert Cecil, des alten Burleigh Sohn und einigermaßen auch der Erbe seines Einflusses. Jakob that wirklich einige Schritte, doch gemessen, der Verschwörung entgegen; er wollte durchaus sein Erbfolgerecht ausdrücklich von der Königin anerkannt sehen. Des Essex Plan war, an der Spitze seiner Vertrauten und eines Haufens, welchen diese werben würden, sich eines Tages auf die Palastwache zu werfen, zur Königin zu dringen, ihr zu Füßen zu fallen, und nicht eher aufzustehen, als bis sie seine Bitten gewährt haben würde. Allein das beständige Zutreiben von allerlei Volk nach Essexhouse bei London machte die Minister aufmerksam. Der Graf erhielt Befehl vor dem Rathe zu erscheinen, und als er sich mit Krankheit entschuldigte, begaben vier der angesehensten Mitglieder sich zu ihm (8. Febr.). Jetzt galt es siegen oder zu Grunde gehen. Essex hielt die Abgeordneten fest und rief

die Bürger Londons zu den Waffen. Aber in demselben Augenblicke befand er sich auch am Ziele seiner Selbsttäuschungen. Wo er sich nur öffentlich blicken ließ, von Jedermann gemieden, kehrte er niedergeschlagen in sein Haus zurück, in welchem er sofort umstellt und mit seinem Anhange zur Uebergabe gebracht ward. Sein Ende war Hinrichtung im innern Hofraume des Towers, im dreißigsten Lebensjahre (25. Febr.). Southampton ward begnadigt, doch im Tower festgehalten, der Statthalter von Irland aber brachte den kleinen Antheil von Schuld, welcher seiner Freundschaft zur Last fallen mochte, durch große Dienste in Vergessenheit. Er vertrieb 4000 Mann Spanier, die in Irland gelandet waren, und schlug den Grafen Tyrone selber (1602). Zu völliger Hoffnungslosigkeit gebracht und ansgehungert, bot dieser Unterwerfung an, und fast um dieselbe Stunde, in welcher Elisabeth ihre letzten Athemzüge aushauchte, ward sie, die letzte Tudor, die erste wahrhafte Beherrscherin von Irland (1603).

Die Glorie dieser Regierung war im steten Steigen bis an ihr Ende. Als Elisabeth den Thron bestieg, sagt Lingard, gehörte England den Staaten zweiten Ranges an; bei ihrem Tode stand es den ersten Staaten Europas gleich. Alle Reiche umher gingen derzeit abwärts; um so auffallender trat dieses in seiner raschen Erhebung hervor. Elisabeth hat in vollem Maße in Allem, worin sie groß war, ihren Lohn dahin genommen: sie war die Bewunderung der Welt geworden; Liebe hatte sie nie gesucht und seit des Essex Hinrichtung war ihr die Hauptstadt eher abgeneigt. Sie wußte und empfand das, und diese Erfahrung drückte den Stachel von ihres Lieblings Tode noch tiefer ein. Doppelt vereinsamt fühlte sie ihr Dasein, seit sie die Entdeckung machte, daß ihr Robert Cecil und selbst ihre Vertraute, die Gräfin Nottingham, sich in geheime Verbindung mit dem Könige von Schottland gesetzt, sich der aufgehenden Sonne bereits zugewendet hätten. Dennoch hielt sie unter gewaltiger Anstrengung die Maske der Fröhlichkeit mit hin-fälligen Arm noch eine Zeit lang aufrecht: man sah die Neunund-sechzigjährige die Gaillarde mit dem Herzog von Nevers tanzen. Plötzlich aber verlor sie die Kraft sich selbst und Andere zu täuschen: sie gestand dem französischen Gesandten, sie sei ihres Daseins überdrüssig. Sie betrachtete mit Abscheu ihr abgemergeltes, von Runzeln entstelltes krankes Gesicht, die Farce der menschlichen Größe trat vor ihre Augen, sie verachtete zum erste Male ihre Schmeichler. Nun verbrachte sie Tage und Nächte in Thränen und Seufzern auf Kissen, die am Fußboden lagen. Halb mit Gewalt brachte man sie zu Bette. Ihre letzten Worte in Staatsfachen, zwei Tage vor ihrem Tode gesprochen, zeigen diesen seltenen Verein von Eigenwilligkeit und Größe, wie er noch einmal im Scheiden sich charakteristisch aus-



prägt. Der Besieger der Armada, Großadmiral Howard, jetzt Graf Nottingham, der Lord Siegelbewahrer Egerton und Robert Cecil der Staatssekretär standen an ihrem Bette. Nottingham wagte es die Thronfolge in Anregung zu bringen. Da rief die Kranke: „Ich will keinen Lump zu meinem Nachfolger; wer dürfte mir folgen als ein König?“ Cecil bat sie sich deutlicher zu erklären. „Mein Nachfolger,“ sprach Elisabeth, „muß ein König sein, und wer könnte das sein als unser Vetter von Schottland? Aber laßt mich in Ruhe.“ So bewährte sie fast schon sprachlos dieselbe mühsam errungene Kraft der Selbstverleugnung in Staatsfachen, die ihr Bild hoch stellt über allen regierenden Frauen der Geschichte, und ihr letzter Befehl vereinigte Schottland mit den Kronen von England und Irland. Sie starb am 24. März 1603 siebenzigjährig.

Aus:

### „Geschichte der französischen Revolution“.

#### Mirabeau.

Mirabeau's Vorfahren, die Arrighetti, gehörten zu den Ghibellinen von Florenz. Sie wurden um 1267 von dort vertrieben und zogen in die Provence. Mirabeau selbst hat seine Familiengeschichte beschrieben. Es sind das Alles Leute von eiserner Körperkraft, heroische Naturen, heißblütig, voll von den wilden Fehlern jener Zeitalter, aber frei von Kleinlichen. Einer unter ihnen ist Maltheser, gibt dem Großmeister eine Ohrfeige und rettet sich glücklich durch Schwimmen auf ein Schiff, welches gerade die Anker lichtet. Er wird dann ausgestoßen aus dem Orden, doch später wieder aufgenommen, und eine große Anzahl der jüngeren Söhne des Hauses gehörte dem Orden an. Die anderen thaten sonst Kriegsdienste, und wenn dann die Bruchtheile eines solchen Mirabeau in den verschiedensten Regionen begraben lagen, kehrte der Rest zurück auf das väterliche Schloß Mirabeau, und trieb dort mehr Lärmen noch als sonst irgend wer, der seine Gliedmaßen beisammen hatte. In schon sehr zahmer Zeit lebte Mirabeau's Großvater, stark, groß, schön, ganz Kriegermann, allein er bringt es im spanischen Erbfolgekriege doch nicht weiter als zum Brigadier, weil er von Hofgunst nichts wissen will. Ihm genügt, daß sein Lieblingsheiß, Marschall Vendome, ihn anerkennt, besonders als er an der Allda gegen Eugen

Stand gehalten. Vendome sagte einmal: „Mirabeau ist groß.“ „Ja,“ wirft einer vom Generalstabe ein, „beinahe sechs Fuß.“ „Nein,“ ruft der Feldherr, „er ist groß am Tage der Schlacht.“ Als er es einmal besonders brav gemacht, betheuert ein Marechal de Camp, der das Verdienst hat, Bruder des untüchtigen Kriegsministers Chamillard zu sein, er werde es bei seinem Bruder zu beloben wissen, und empfängt zur Antwort: „Herr, euer Bruder ist sehr glücklich, euch zu besitzen, denn ohne euch wäre er der größte Narr im Königreiche.“ Sein Starrsinn sprengte die spanische Etikette, nöthigte den König von Spanien, ihm in Italien persönlich die Parole zu geben, und was mehr ist: er wagte es, mit dem bei seinem Könige allmächtigen Vater La Chaise seinen Scherz zu treiben. Allein der Tag kam, da er, wenn wir ihm selber glauben, getödtet ward; sein rechter Arm wird ihm verstümmelt, ein Schuß zerreißt ihm die Sehnen des Halses, so daß er einen silbernen Halsring fortan tragen muß, um den Kopf nur gerade zu halten. Jetzt beschließt er, sich zurückzuziehen, nicht um Wort zu halten und zu sterben, er heiratet aus wirklicher Liebe ein junges schönes vorzügliches Fräulein. Vendome stellte ihn dem Könige vor als den Mann, der, seit die Franzosen in Italien eingerückt, bis zur Räumung nicht aus dem Sattel kam; als der König nicht viel darauf zu geben schien, sprach Mirabeau: „Ja, Sire, da hätte ich meine Fahnen verlassen und mir am Hofe so eine Bettel erkaufen sollen, das hätte mir Beförderung und weniger Wunden gebracht.“ Der König wendete sich bloß ab, aber Vendome sprach hernach: „Ich hätte dich kennen sollen. Künftig stelle ich dich noch dem Feinde, aber nie in meinem Leben dem Könige vor.“ Wirklich that er noch eine Zeit lang Dienste, zog sich dann auf sein Familiengut Mirabeau in der Provence, welches der König zum Marquisat erhobte, zurück und schaltete dort wie bisher bei seinem Regiment, gebieterisch, ungestüm, aber mit redlicher Sorgfalt. Wie früher ihm Niemand mehr zuwider war als die Kommissäre, die sein Regiment inspicirten, so verfolgte er jetzt die Maathbeamten auf jede Weise, und sie waren bei der geringsten Ueberschreitung, mochte sie ihn selbst oder seine Bauern angehen, ihres Lebens nicht sicher. Man wußte schon, mit ihm sei nichts anzufangen, aber an seine Wittve stiegen die Anforderungen von nicht bezahlten Gebühren auf 50,000 Livres und sein Vermögen war am Ende sehr gesunken. Bei dem Law'schen Banknervesen verlor er 100,000 Thaler, und er war nicht zu bewegen, mit dem werthlosen Papiergelde, das ihm wurde, seine Schulden zu bezahlen, wie wohl die Gesetze es gestatteten. Starb 1737.

Von den überlebenden Söhnen war der Marquis Mirabeau, der Vater unseres Mirabeau, jetzt der Stammhalter. Das mirabeau'sche Blut war von jeher durch Strapazen und Wunden ver-



dünnt worden; aber der Marquis verließ ziemlich bald die kriegerische Laufbahn, welche unter Ludwig XV. seine Lorbeern versprach. Sein Gedanke ist, durch Schriftstellerei eine neue Art des Ruhms in die Familie zu bringen; in diesem Hause wird aber Alles zur Leidenschaft. Schon als junger Mensch schreibt er Memoiren und gibt seiner Nachkommenschaft Rath, schriftstellt über Nationalökonomie, wird die mächtigste Stütze von Quesnay's System, er hat viele Tausende von Briefen und über 400 Folianten an Abschriften hinterlassen. Seine meisten Briefe sind an einen jüngeren Bruder, der Bailli des Maltheferordens und lange Zeit Gouverneur von Guadeloupe ist, gerichtet. Die Briefe des Marquis athmen eine natürliche Wohlredenheit, allein sobald er für den Druck schreibt, verfällt er in einen pomphaften, verwickelten, unelblichen Styl; vergeblich sind die Warnungen des gutherzigen Bruders; ein Buch folgt dem andern. Noch schlimmer, daß der Marquis an der trefflichen unbescholtenen Ehe seines Vaters kein Muster nahm. Dieser wollte von seiner Verlobten durchaus kein Vermögen, nicht einmal eine Aussteuer; der Marquis heiratet ein Vermögen, er wird der Geizhals des Hauses. Das Vernehmen der Eheleute, von jeher kalt, wird feindselig, seit der Mann mit einem schlauen Weibe, das ihn zu benutzen weiß, unruhliche Gemeinshaft hat. Dazu kommen ökonomische Verwickelungen, besonders durch seine verunglückten Versuche als Landwirth, Volksbeglucker, Späher nach Minen und Güterkäufen veranlaßt. Die eils Kinder erwachsen fast, als ob sie Waisen wären. Er war der Schreden des Hauses und doch innerlich überzeugt von seiner Gutherzigkeit, wie er denn wirklich Jedermann, der seinem Gebot sich unterwarf, und, wenn es möglich wäre, seinen Ami des hommes und seine ökonomischen Ephemeriden las, gern dienstlich war, seine Einsassen gut hielt, keinen Armen leicht ungetröstet ziehen ließ. Seine Meinung sagte er starr in Schriften heraus, einerlei, ob sie den Hof verlegte. Seine „Theorie der Steuer“ brachte ihn auf kurze Zeit nach Vincennes, er hatte das Allerheiligste, die Generalpäpste, angefaßt. Nicht zu bewegen war er, eine seiner Schriften dem Dauphin, nachherigem König Ludwig XVI., zu widmen, er schrieb sie dem Großherzog Leopold von Toskana zu, mit welchem wie mit dem Markgrafen von Baden, seinem ökonomischen Glaubensgenossen, er in vertrautem Briefwechsel stand. Es war mit diesem Marquis nicht mehr wie zur Zeit seiner Vorfahren, aber auch er handelte und sprach aus einer Fülle des Wesens heraus; es waren reiche Naturen.

Ihm nun ward als fünftes Kind Gabriel Honoré am 9. März 1749 geboren. Er brachte einen unnatürlich großen Kopf und zwei Badenzähne mit auf die Welt. Es war der erste Sohn, der Vater bildete sich ein, er habe jaßt einen Sohn gewollt und drum sei's so

gekommen, schrieb dem Bruder: „der dicke Junge schlägt seine Amme und sie pußt ihn wieder.“ Im dritten Jahre überfielen ihn bössartige Blattern; die Mutter, die nach Frauen Art gern doktorte, legte ihm Umschläge auf sein geschwellenes Gesicht, die zugegeschwellenen Augen; da hinterblieben tiefe Furchen, eine ganz zerissene Haut. Der Vater schrieb dem Oheim: „dein Nefse ist häßlich wie Satana seiner,“ ließ die anderen Kinder impfen. Sein Veltester hinterblieb als der Häßliche in einer von Alters her schönen Familie. Die Erziehung war streng, der Vater half dem Lehrer züchtigen, verzweifelte bald an dem Jungen, der einen Querkopf und Narren verspreche, alle Verkehrtheiten der Mutter habe, aber freilich unbegreiflich große Anlagen, ein wunderbares Gedächtniß. Gibt ihn am Ende in eine Pension, die strengste, die er finden kann, er muß dort Pierre Buffière nach einem Landgute seiner Mutter heißen, denn ein ruhmvoller Name soll nicht den Züchtigungen einer Schulbank preisgegeben werden. Außer sich ist der Vater, als er entdeckt, die Mutter habe ihm heimlich Geld geschickt, schneidet ihm allen Briefwechsel ab. Mit 18 Jahren muß er in ein Regiment; da macht er einige Schulden, verspielt einmal 40 Louisd'or. Der Vater hält ihn darum nur um soarger („das ist der Geist seiner Mutter wieder“), nun eine Liebchaft, an sich ganz unverfänglich, mit einem geringen Mädchen. Der häßliche Unterlieutenant hat das Glück, seinen Obersten bei der Schönen anzustechen. Dieser weiß sich zu rächen, und Mirabeau verläßt sein Regiment, als er gerade den Dienst hat, flieht nach Paris zu väterlichen Freunden. Von hier begann eine Reihe von Verfolgungen für ihn. Sein Vater läßt gerade ökonomisches Brod backen, 600 Pfund den Tag, um seinen Gutsunterthanen ein besseres und wohlfeileres Nahrungsmittel zu verschaffen, aber hat kein Ohr des Erbarmens für die ehrerbietigen Bitten seines Sohnes. Nicht als ob er blind gegen die angeborene Wildheit seines Geschlechtes wäre, die nothwendig ihre Zeit zum Ausrasen haben muß. Schreibt er doch selbst von dem jetzt so sanften würdigen Bailli: „Als der jung war, gab es drei, vier Jahre, daß er keine vier Tage auf freiem Fuß war. Kaum daß der Tag anbrach, so fiel er auch über den Branntwein her, und dann ward er mit Jedem handgemein, den er auf dem Wege traf, bis man seiner Herr ward und ihn festnahm. Sonst aber ein Ehrenmann bis zum Uebermaß, und seine Chefs, erfahrene Leute, versprochen immer meiner Mutter, aus ihm werde noch etwas Vortreffliches. Aber Niemand war im Stande, ihn aufzubalten, bis er plötzlich sich selber aufhielt.“ So gut sollte es seinem Nefsen nicht werden. Der Alte beschloß, ihn von nun an durch Verhaftsbriefe zu beherrschen. Zuerst Verbannung nach der Insel Rhé; aber bald vernimmt der Vater: „er bezaubert seinen Aufseher, der ihn gegen meinen Befehl



in der Citadelle spazieren läßt, bezaubert meine Fremde und alle Welt.“ Nun dachte er ihn in die holländischen Kolonien zu schicken, was nicht viel besser war als in den Tod. Doch soll es zunächst bei Korsika beruhen. Diese Insel, von den Genuesen 1767 an Frankreich abgetreten, hat er für Frankreich vollends erobern helfen, ist dort an der Wiege des Kindes Bonaparte vorübergegangen. Man gab (1770) ihm das Zeugniß eines tapferen und geschickten Offiziers; das mußte sogar sein Vater einräumen; nur daß man ja nicht von ihm verlange, die Geschichte von Korsika, die der junge Mann hier geschrieben hat, drucken zu lassen. Doch trat nach seiner Rückkehr der alte Oheim wieder ein, und die Brücke zum Wiedersehen wird mit den Büchern des Marquis geschlagen. „Laß ihn meine *Economiques* und die beiden ersten Jahrgänge der *Ephémérides* da *citoyen* lesen.“ Jetzt schrieb er noch einen ökonomischen Katechismus, schickte ihn für den Sohn. Der las wirklich, obgleich die trockene Einseitigkeit des Systems ihn anekelte. Nun soll aber Pierre Buffière, denn so muß er noch immer heißen, auch ganz und gar Landwirth werden, den Offizier aufgeben. Endlich sehen sie sich, und der Vater ist erstaunt über den Menschen. „Was aber soll man mit diesem Uebermaß von Verstand und Blut anfangen? Der muß die Kaiserin von Rußland heiraten, sonst weiß ich keine, die für ihn paßt.“ Inzwischen gibt er ihm — denn er fügt sich seinen Plänen, geist die Landwirthschaft mit gewaltigem Eifer an — doch eine Frau von 600,000 Livres und noch weit glänzenderen Ausschüßen, eine Marignan. Allein ihre Eltern lebten, und waren in Verwickelungen, keine eigentliche Mitgift erfolgte, und der Marquis kargte auch, aus Grundsatz, um den Sohn unter Aufsicht zu halten. Dieser machte nun Schulden und fing, während der Vater gerade abwesend, kostspielige Bauten an. Die Strafe blieb nicht aus. Der Vater verweist ihn durch einen Verhaftsbrief vom Gute in eine kleine Stadt, er wird gerichtlich konfinirt und interdicirt. Hier, in Manosque, schreibt er seinen Versuch über den Despotismus. Von nun an erweitert sich die Kluft zwischen Vater und Sohn mit jedem Tage. Wegen einer Ehrensache hat der junge Mann den ihm angewiesenen Aufenthalt auf kurze Zeit verlassen; es kommt heraus. Zur Strafe wird er, der schon selber einen Sohn hat, (Juni 1774) auf das Felsenstloß If am Hafen von Marseille gebracht, das Jahr darauf nach Fort de Jour hoch im Jura, hart an der Grenze des Pays de Vaud. Auch hier weiß er sich gegen des Vaters Willen einen freieren Aufenthalt zu verschaffen, erhält im nahen Pontarlier Zutritt bei dem Präsidenten Marquis de Monnier, lernt dessen junge lebenswürdige Gattin kennen, die durch Mirabeau berühmt gewordene Sophie. Sie war aus adlichem Hause, wo der Töchter Schicksal damals insgemein der männlichen Nachkommenschaft ge-

opfert ward. Ihre ältere Schwester kam in ein Kloster. Sophie sollte zwölfjährig zuerst den 63jährigen berühmten Buffon heiraten, doch der noch ältere Monnier erhielt den Vorzug. Sie war nicht glücklich, aber ertrug das Leben, als ihr auf einmal Mirabeau's Umgang zeigte, wie reich ein Menschenleben werden kann. Man darf nicht sagen, daß er wie ein gemeiner Verführer sich seiner Beute bemächtigt habe, er widerstand, suchte stärker zu werden, indem er seine Frau in den dringendsten Ausdrücken einlud, seine Gefangenschaft zu theilen. Als eine Erwiderung von eisiger Kälte kam, da freilich schlugen alle Wellen der Leidenschaft über ihn zusammen. Die Eifersucht des Gemahls erwachte, oder ward durch fremde Anzeigen wider Willen geweckt. Entführung und Flucht waren der Ausgang. Da das Paar sich in der nahen Schweiz nicht sicher wußte, ging es weiter nach Holland.

Am 10. Mai 1777 ward Mirabeau als Verführer und Entführer einer Ehefrau vom Amtsgerichte von Pontarlier zur Entschädigung im Bilde und 40,000 Livres Entschädigung verurtheilt. Der Vater verwandte 20,000 Livres darauf, der Schuldigen habhaft zu werden, und es gelang. Hören wir, wie der *Ami des hommes* in einem Briefe an den Bruder sich Glück dazu wünscht. „Da es keine Familiengerichtbarkeit mehr gibt, so muß man zu dem barbarischen Despotismus der Verhaftsbriefe, wenn es die Züchtigung verbrecherischer Kinder gilt, lieber greifen, als zu den langsamen Förmlichkeiten einer blinden und pedantischen Gerechtigkeit. — Laß die Leute mich für einen Nero halten — ich fürchte nur mein eigenes Gewissen. — Meinen Prozeß habe ich gewonnen (er meint den mit seiner Frau, von welcher er getrennt lebte), ich habe ihn gewonnen; ich wollte jene Rärrinnen einsperren lassen (wieder seine Frau und seine jüngere Tochter, welche letztere er auf ein Paar Jahre in ein Kloster steckte), es ist geschehen; ich wollte jenen Tollkops einstecken lassen, er sitzt.“ — Zu derselben Zeit feierte er sich als den Mann, der sein ganzes Leben für die Erleichterung der Armuth und den allgemeinen Unterricht geopfert habe.

Sophie ward in Paris unter Aufsicht gestellt, Mirabeau kam nach Vincennes (Juni 1777). Von hier stammten jene Rerterbriefe an Sophien, voll von Poesie und ausschweifender Leidenschaft, welche nach des Verfassers Tode wider Recht in's Publikum kamen. Vergeblich bestürmte er den Grafen Maurepas um seine Freilassung: man soll ihn, bittet er, mit den Truppen nach Amerika schicken und nur die Todtenliste wird von ihm Zeugniß geben, wenn es nicht seine Thaten thun. Von Verzweiflung und Krankheit erschöpft, nährt er Gedanken von Selbstmord, doch ermaunt sich sein Geist wieder. Der Alte aber beharrt unbeweglich. Da stirbt des Gefangenen rechtmäßiger Sohn, ein fünfjähriger Knabe,



und nun wachen dem Alten Familiengedanken auf. „Unser Kind ist todt, Victor,“ schreibt der Bailli, „deine Familie ist vernichtet, der Herr hat es gegeben, hat es genommen.“ Der Marquis darauf: „Die letzte Hoffnung unseres Namens ist dahin. — Nach so Vielem, was ich ertragen, glaubte ich an meine Stärke; Gott hat mich enttäuschen wollen. — Ich habe getrachtet, ein guter Sohn, guter Bruder, guter Gatte, guter Vater, guter Nachbar zu sein, gesetzlich in Geschäften, billig in Verträgen, habe niemals Jemandem übel gewollt, und doch scheine ich ein Gegenstand des himmlischen Zornes zu sein.“ — Er vergleicht sich mit dem Regulus in der Tonne, umgeben von Bösewichtern; die Mutter und von fünf Kindern ihrer viere eingesperrt. Der Oheim brachte nun in aller Stille den Gefangenen dazu, seinem Vater unterwürfig zu schreiben, erinnerte zugleich den Bruder an den Schmerz der Provençalen, wenn eines seiner besten und kraftvollsten Geschlechter ausgehen sollte. Als auch Sophie schreibt, sich selbst alle Schuld beimisst, bricht das Eis etwas. „Ich glaube, alle Narren und Narrinnen der Welt haben sich verschworen, mir Respekt zu bezeigen.“ Als endlich die Minister selbst nahe daran waren einzuschreiten, kam Mirabeau frei nach vierteljährlicher Gefangenschaft (Dec. 1780).

Die Wiedervereinigung mit seiner Frau gelang nicht; eben so wenig knüpfte sich das Verhältniß mit Sophien wieder an. Dieser stand im Begriffe, nachdem ihr Mann gestorben, ein anderes Bündniß aus wahrer Neigung einzugehen; aber ihr Verlobter starb und sie machte ihrem Leben durch Kohlendampf ein Ende.

Vater und Sohn sehen sich nach neun Jahren wieder. Da aber der Marquis auch jetzt nicht zu bewegen war, ein festes Jahrgehalt seinem Sohne auszusuchen, machte dieser sich mehr unabhängig, half sich mit Schuldenmachen und dem Ertrage zahlreicher literarischer Arbeiten. Er trat mit Calonne in Verbindung und schrieb Anfangs im Interesse seiner Finanzpläne. Als er aber dessen Unwürdigkeit erkannte, beschloß er, öffentlich mit ihm zu brechen, ging nach Berlin, um von dort aus seine Blicke zu schleudern. Hier sah er Friedrich den Großen, ward gern von ihm empfangen (1785). Die Hand eines Freundes hielt sein Sendschreiben an Calonne von der Veröffentlichung zurück; es ist Talleyrand-Perigord. Dieser Mann war Mirabeau's Leidensgenosse, auch er ein Opfer seiner schrankenlosen Hausmacht in den Familien des hohen Adels. Er ward in Paris geboren, die Eltern gaben ihn gleich aus dem Hause in die Vorstadt einer Witwe hin. Diese verwahrloste das Kind, er that einen Fall, der ihn für sein Leben lang gebrechlich machte. Nun mußte er, der Erstgeborene eines alten glänzenden Hauses, in die bescheidene Laufbahn eines Nachgeborenen treten, die weltlichste Seele wider Willen in den geistlichen Stand. Aber Abtheilen flossen

ihn zu, er ward Generalagent der französischen Geistlichkeit, ward als solcher der Verwalter ihres ungeheuren Vermögens und rüstete in dieser Stellung während des nordamerikanischen Krieges einen Kaper gegen die Engländer aus. Er nun deckte damals Calonne mit seinem Schilde, lediglich in der Absicht, seinem älteren Freunde, dessen Kraftfülle ohne Nutzen wucherte, einen Wirkungskreis durch die Regierung zu verschaffen. Diese erkannte den Vortheil, den ein in Berlin wohlaufgenommener Mann in einem Zeitpunkt bringen könne, da eine Regierungsveränderung in Preußen bevorstand. Mirabeau ging nach Berlin ab, wenig Wochen vor dem Tode Friedrichs. In seinen Nachfolger richtete er ein Schreiben voll eingreifender Rathschläge, rieth an die Stelle des bisherigen Militärszwanges Nationalkompagnien, nach Kirchensprengeln gebildet, zu setzen, die sich unter sich einüben, ihre Oberen wählen, verlangte unabsehbare Richter, die von Gehalt, nicht von Sporteln leben, völlige Freiheit der Presse als des einzigsten Mittels für den König, die Wahrheit zu erfahren, eiferte gegen das Lotto, sprach endlich herben Tadel gegen das ganze Wirthschaftssystem des verstorbenen Königs aus, namentlich gegen den ungeheuren Staatschatz. Es war die Zeit der ersten Notablen gekommen, Talleyrand fand seinen Platz in ihnen, Mirabeau bewarb sich vergeblich um eine der Sekretärstellen, er sah bei seiner Rückkehr beide besetzt (Jan. 1787). Nun griff er öffentlich Calonne an in seiner vortrefflichen Schrift über die Agiotage, richtete nach dessen Falle zwei Briefe gegen Necker, welchem er, im Princip richtig, aber nach Lage der Umstände mit Unbilligkeit sein System der Anleihen zum Vorwurf macht; er hätte mit Steuern ausbelfen sollen. Mit größerem Rechte hielt er ihm seine Schrift über den Getreidehandel vor, durch welche er an dem Sturze des einzigen Ministers, welcher der Wiedergeburt von Frankreich gewachsen war, an Turgots Sturze gearbeitet habe. Um den Folgen eines Verhaftsbriefes zu entgehen, der ihn wegen der Schrift gegen Calonne traf, kam Mirabeau zum dritten Male nach Deutschland, und brachte jetzt mit Beihilfe des Majors und Professors Mauvillon in Braunschweig sein großes denkwürdiges Werk über die preussische Monarchie zu Stande. Viersach, wo er Preußen nannte, hatte er Frankreich im Auge. Der Vater, dem er sein Werk gewidmet, nahm es wohl auf, meinte, der Hauptmangel desselben sei, zu zeigen, wie Friedrich der Große mit allem guten Willen, all seiner Wachsamkeit sich doch im Einzelnen unzählige Male geirrt habe.

Aufs Neue aber bot Mirabeau der Regierung seine Dienste an, wandte sich an den Minister Montmorin. Die Sache lag ganz einfach vor; man hätte ihn im Vaterlande benutzen, oder unter dem Scheine der Dienste einen gefährlichen Gegner an ihm entfernen



sollen. Denn in seiner wachsenden Bedrängniß erklärt er sich bereit, wohin man will, „nach Warschau, St. Petersburg, Konstantinopel, Alexandrien“ zu gehen. Weder das Eine, noch das Andere geschah. Es ist nicht anders, diese ministerielle Unfähigkeit, ein politisches Genie zu würdigen, gepaart mit dem unerbittlichen Geize des alten Vaters, hat einen Hauptimpuls zur Revolution abgegeben. In allen seinen Nöthen war Mirabeau geradezu der Einzige, der durch allen den Tageslärm hindurch die stille Bildung einer neuen Geschichte von Frankreich mit des Geistes Augen sah, bevor sie noch in die Erscheinung trat. Schon am 10. November 87 schrieb er an ein Mitglied des Parlaments, die Berufung der Generalstaaten habe nicht Zeit bis 1792, sie sei unvermeidlich, möge nun Achilles oder Thersites Minister sein; er wünschte dem (unbekannten) Korrespondenten Glück zu der belle part dans la révolution qui constituera la France. Denselben schrieb er am 18. November, man dürfe 120 Millionen als Provisorium bewilligen, unter der Bedingung, daß die Etats-généraux 1789 versammelt würden, durchaus aber nicht die ganze Forderung. Nach jener verhängnißvollen königlichen Sitzung vom 19. November schrieb er an Montmorin, beschwor ihn, Muth zu fassen: „Es gibt Augenblicke, wo der Muth Klugheit ist.“ Die Antwort des Ministers war eine Aufforderung, gegen das Parlament zu schreiben. Er antwortete mit der Beweisführung, daß man das Parlament nur stürzen könne, wenn man die Nation zur Gehilfin habe. Wenn man freilich dieses Begeh wollte, hätte man den König nicht sollen sagen lassen, daß allein der Wille des Monarchen das Gesetz macht. „Ich werde nie die Parlamente bekriegen als in Gegenwart der Nation.“ — Sehen wir nicht an der Stelle der von ihnen usurpirten Rechte eine durch unsere Einwilligung bestätigte Konstitution erwachsen, welcher ehrliche Mann würde dann dazu helfen wollen, die letzte Spur unserer sterbenden Freiheiten zu vertilgen? Die Generalstände sind eben so nothwendig als die einzige Hilfsquelle der Finanzen wie als das einzige Mittel, das Königreich zu konstituieren und umgekehrt. — Aber leider ist es die Krankheit der Minister, heute das nicht geben zu wollen, was ihnen morgen entrisen wird. — Sobald der nothwendige Schritt geschehen ist, die Regierung das Vertrauen der Nation wieder erlangt hat, werden die Parlamente durch die Gewalt der Dinge auf ihr wahres Maß herabsinken.“ Er schließt ungefähr so: „Herr Graf, compromittiren Sie nicht einen eifrigen Diener, der an dem Tage, an welchem die Pflicht ihm gebietet, sich seinem Vaterlande zu weihen, seine Gefahren für nichts anschlagen wird; aber der um den Preis aller Kronen sich nicht in einer zweideutigen Sache blossstellen will. Würde ich nicht dieses geringe Talent, dessen Einfluß Sie zu hoch anschlagen, auf-

opfern, wenn ich dieser unbeugsamen Unabhängigkeit entsagte, welche allein mich nützlich machen kann? An dem Tage, da, begeistert von meinem Gewissen und stark durch meine Ueberzeugung, ich als reiner Bürger, treuer Unterthan, jungfräulicher Schriftsteller mich in das Handgemenge stürze, werde ich sagen können: Höret einen Mann, der nie in seinen Grundsätzen geschwankt, nie die öffentliche Sache verrathen hat.“

Zu dieser Zeit gab er seine Schriften über die Gefängnisse und über die Pressfreiheit heraus, letztere nach John Milton und mit dem Motto: „Wer einen Menschen tödtet, tödtet ein vernünftiges Geschöpf, wer aber ein gutes Buch vernichtet, tödtet die Vernunft selber.“ Mirabeau hielt fest an dem Satze, die Regierung habe durch die Aufforderung an das Publikum, sie mit ihrem guten Rathe für die Reichsstände zu unterstützen, auf die Censur verzichtet, und Tausende von Flugschriften setzten das praktisch durch.

Um die Zeit, da die berühmte Brochure von Sieyès an's Licht trat, ging sein Landsmann in die Provence, mit dem Adel an der Wahl von Abgeordneten für die Generalstände theilzunehmen (Jan. 1789). Er that durch seinen Oheim bei dem Vater Schritte, wünschte die großen mirabeau'schen Hauslehen in der Adelskammer zu repräsentieren; der aber meinte: das komme ihm, dem Inhaber, doch wohl eher zu. Nun fragte es sich, ob der Adel den Sohn, als nicht wirklichen Besitzer von Lehen, zulassen, noch mehr, ob er ihn zum Abgeordneten wählen werde. Allein das schlimmste Hinderniß steht noch zurück. Für seine Geltung in den Reichsständen war sein Selbstgefühl ihm Bürge, allein wer bürgte dem Bedrängten für sein Reisegeld hin in die Provence und wieder zurück? Nun hatte er ein geistreiches, aber vielfach anstößiges Buch abgefaßt: „Geheime Geschichte des Berliner Hofes“. Er bictet seine Handschrift dem Grafen Montmorin an, will man ihn entschädigen, so soll sie nicht erscheinen. Dieser leistet eine Zahlung, stellt aber die Bedingung dabei, Mirabeau solle nicht in die Provence gehen, auf seine Deputirtenwahl verzichten. Aber Mirabeau geht in die Provence und läßt sich noch dazu von einer hübschen Buchhändlersfrau überreden, ihren Mann durch eine Kopie seiner Handschrift glücklich zu machen. So floß ihm Geld aus zwei Quellen zu. Das Parlament verbrannte sein Buch und besörderte nur dessen Verbreitung. Seit dem Tage zog sich Talleyrand von Mirabeau zurück, er, der ihn vielleicht hätte retten können. So kam der Mann mit Unehre belastet in die Provence, allein auch seine Gegner gestehen, daß sein Benehmen dort ehrenhaft, voll Würde und Mäßigung war. Seit funfzehn Jahren hatte er die landständischen Versammlungen der Provence als Mitglied der mit Lehen angeheftenen Ritterschaft besucht, auch dieses Mal war er schriftlich einberufen, und Niemand



tastete in den ersten Sitzungen seine Gerechtsame an. Nun erhob sich aber ein heftiger Streit unter den Privilegirten über die Frage, wer die Wahl zu den Reichsständen zu treffen habe und wer wählbar sei. Die Prälaten und der Lehnsadel sprachen: „Wir allein,“ die Stimme des Landes ward nicht müde zu wiederholen: „Die gesammte Geistlichkeit, der gesammte Adel.“ Zene hatten das Herkommen, diese die provisorische Verfügung des Königs zum Zwecke der Reichsstände und die Lebensverhältnisse für sich. Kaum aber hatte Mirabeau, der Einzige seines Standes, in einer Rede voll Einsicht und edler Mäßigung dargelegt, daß der königliche Befehl eben so sehr Gehorsam heische, als die königliche Ansicht ihn verdiene, daß auch die Stimme von 600,000 Einwohnern einen Werth habe, 180 Berechtigten gegenüber, als auch der Sturm über ihn ausbrach. Man besand jetzt, daß die mirabeau'schen Lehnen auf seines Vaters Namen gingen, daß auch sein Ehekontrakt ihn nicht zum Lehnseigenthümer mache, seine Ausstoßung ward entschieden. Auch sein Protest hiegegen trägt keine Spur von Leidenschaft; er ist ein anderer Mensch, sobald er in die Sphäre öffentlicher Verhältnisse tritt. Um so gewisser konnte er von nun an der Gunst des dritten Standes sein, es wäre denn, daß ein Verhaftsbefehl wegen der Berliner Briefe dazwischen träte. Diese Sorge trieb ihn schleunig nach Paris, und als er erfahren, für seine Person sei nichts zu fürchten, eben so rasch wieder zurück in die Provence. Sein Eintritt hier war ein Triumphzug, allenthalben strömte ihm die Bevölkerung entgegen, man feierte mit lautem Zurn den König und Mirabeau. An den Zauber seiner Unterhaltung sah man Alt und Jung gefesselt; wer ihn von den Irrthümern seiner Jugend reuig erzählen hörte, überredete sich gern, diesem Manne gehören bloß seine Tugenden, seine Laster wären ihm äußerlich angesprochen. Aber Theuerung herrschte auch in der Provence; der geringe Mann forderte in Marseille einen niedrigeren Satz für Brod und Fleisch; die Obrigkeit hat im ersten Schreck nachgegeben, und weiß nun nicht, wie sie Wort halten soll. Da nimmt das Gouvernement zu dem Manne des Volks seine Zuflucht, und Mirabeau wagte es (25. März), auf ein Paar meisterhaft geschriebenen Seiten das Volk zu belehren, daß es einen höhern Preis für sein Brod zahlen müsse, wenn es nicht verhungern will. Und es nimmt die Lehre an. Von da beruft man ihn nach Aix, wo das Volk die Magazine geplündert hat, auch hier ist er der Friedensstifter, läßt die Soldaten abziehen, übergibt die Sicherheitsfrage einer Bürgerbewaffnung. Jetzt fällt die Wahl des dritten Standes der beiden Bezirke von Marseille und Aix auf ihn (7. April). Er befindet sich gerade in Aix und nimmt diese Wahl an. Die Erzählung, er habe seinem Adel förmlich entsagt, habe einen Tuchladen in Marseille gekauft, ist eine Fabel.

### Der Geburtstag der Revolution.

Zu den Reichsständen ließ sich nun Alles vorschriftsmäßig an. Die große Stadt Versailles füllte sich Anfang Mai mit Fremden, die allmählig angereisten Abgeordneten wurden mit den jedem Stande gebührenden Förmlichkeiten dem Könige vorgestellt (4. Mai), und schon zu der kirchlichen Feier in der Kirche des heiligen Ludwig strömten die Hauptstädter herbei, die große ständische Prozession zu sehen, die vom dritten Stande voran, Alle ganz schwarz nach Vorschrift, mit einem schmalen seidenen Mäntelchen hinten herabhängend angethan, bis auf einen Bauer aus der Bretagne, der in der Landestracht einherging; dann der Adel mit reich galonirtem Mantel, mit Degen und Federhut wie zur Zeit Heinrichs IV., in dessen Reihem man nur einen Prinzen von Geblüt, den Herzog von Orleans, bemerkte, denn der Graf von Artois hatte auf die Wahl, welche ihn getroffen, auf königlichen Befehl verzichten müssen. Langsam folgte zuletzt der Klerus; aber die Prälaten in farbigen Prachtsgewändern und weißen Chorbenden durften mit den schlichten Pfarrern in bescheidener Amtstracht nicht verschmelzen; der unsichtige Ceremonienmeister hatte ein Musikchor zwischen beiden eingeschoben.

Den Tag darauf, am 5. Mai, wurden die Reichsstände eröffnet. Der Klerus nahm an der rechten, der Adel an der linken Seite des Thrones Platz. Die schwarze Schaar des dritten Standes lagerte im Hintergrunde des großen prächtigen Saales. Ein Paar tausend Menschen füllten die hinter den Säulen laufenden doppelten Gallerien. Als das Königspaar eintrat, umgeben von den Prinzen von Geblüt, den Herzogen und Pairs, geleitet von Ministern, Staatsrathen, Hofleuten, stand Alles auf, und freudige Zurufe wurden gehört. Der König erhob sich vom Throne, verließ unbedeckten Hauptes seine Rede: „Er habe gern eine in Abgang gekommene Gewohnheit erneuert, die Reichsstände berufen und so hoffentlich eine neue Quelle für das Glück seiner Unterthanen eröffnet. Bei seiner Thronbesteigung habe er eine ungeheure Staatsschuld vorgefunden, sie sei unter seiner Regierung noch vermehrt durch einen wenn auch ehrenvollen Krieg; indem neue Auflagen nöthig wurden, sei die ungleiche Vertheilung derselben noch auffallender an's Licht getreten. Um so beruhigender sei die Bereitwilligkeit, welche sich in den beiden ersten Ständen offenbare, auf ihre Vorzüge in der Besteuerung zu verzichten. Sparsamkeit werde das Uebrige thun; die Finanzetats sollen vorgelegt werden. Die Geister sind in großer Aufregung, eine Sucht nach Neuerungen ist erwacht; aber die Weisheit der Versammlung wird diese beschwichtigen, ihre Ein-



tracht wird die heißen Wünsche ihres Souveräns, des ersten Freundes seiner Völker, zu ehren wissen.“ Als der König sich gesetzt und bedeckt hatte, bedeckten sich sämtliche Edelleute. Der dritte Stand war gereizt durch einige demüthigende Formen, welche die Höflinge für ihn erdacht hatten, damit er den Abstand seiner Geburt keinen Augenblick vergesse, und mehrere seiner Mitglieder bedeckten sich ebenfalls, während andere Hut ab! riefen, und wieder andere dagegen Hut auf! bis der König dessen inne ward, und indem er seine Kopfbedeckung abnahm, Alles wieder in's Gleis brachte. Von der Rede des Siegelbewahrers, mit leiser, zitternder Stimme verlesen, ward wenig verstanden. Die Regierung des Königs belobend und wegen ihrer Unbestimmtheit wenig gewinnend, obwohl die Worte: „öffentliche Freiheit“ und „Staatsbürger,“ bisher ungewohnte Klänge, darin vorkamen, deckte sie den Grundfehler der Regierung auf, die Form der ständischen Verathung unentchieden zu lassen. Nach Barentin nahm Necker das Wort, las viel zu lang, indem er über drei Stunden mit finanziellen Details ausfüllte, wovon der Verfolg ihn sogar bis auf den Schnupftabak führte, dessen Anwendung auf die Nasen des Menschengeschlechts er eine Methode nannte. Eine Staatschuld gibt er von 3090 Millionen an, ein Deficit von nur 56 Millionen, fordert die beiden ersten Stände auf, zunächst den Verzicht auf ihre Steuerfreiheit, jeder Stand für sich, zu beschließen, dann weiter durch Kommissarien über die Form der Verhandlung zu berathen. Welch eine Regierungsweisheit ist aber das, die über solch einen Gegenstand erst eine Meinung sammeln will? Neckers Andeutung geht, gleich der Barentins, dahin, die Verathung in zwei oder drei Kammern werde dem Erneuerungsgeiste entgegenwirken, in gewissen Fällen dagegen scheinbare gemeinschaftliche Verathung in einer Kammer die Schnelligkeit und Eintracht der Beschlüsse sicher zu stellen. Eine leere Rednerei Neckers, welche Niemanden täuschte, ist seine Ausführung, für die Ordnung der Finanzen habe es der Reichsstände nicht bedurft, ihre Berufung sei ein freies Geschenk königlicher Weisheit und Huld. Der König erfüllte als ehrlicher Mann seine Zusage, allein er that es ungern, that es mit Sorge, konnte nicht anders.

Mirabeau hatte auf eigene Hand ein politisches Tageblatt begonnen (*Journal des Etats généraux*), immer noch in der lähnen Voraussehung, alle Censur habe aufgehört. Hier erschien gleich den nächsten Tag eine scharfe Kritik der Rede Neckers, die Behauptung ward aufgestellt, die *Etats-généraux* hätten in ungetreuer Versammlung über die Frage zu entscheiden, ob sie fortfahren wollten, beisammen zu sein oder nicht. Aber das Blatt ward unterdrückt und seine Fortsetzung verboten. Nichts desto weniger ging es unter verändertem Titel fort, Mirabeau beklagte sich öffentlich

in einem Briefe an seine Wähler über den erlittenen Eingriff in sein Recht und die Wähler von Paris unterbrachen ihre Geschäfte, um einen einstimmigen Beschluß der Mißbilligung gegen die Verfügung des Staatsrathes zu fassen und zu veröffentlichen (7. Mai).

Inzwischen waren die Abgeordneten dritten Standes, einer bloß zuschauenden Regierung gegenüber, ungemein thätig. Alle Umstände vereinigten sich zu ihren Gunsten (6. Mai). Den Tag nach der Eröffnung fanden sie sich wieder in dem großen Saale von gestern zusammen, der ihnen bleiben sollte, während dem Adel und der Geistlichkeit kleinere Gemächer angewiesen wurden. So erschienen jene von Anfang her als der Mittelpunkt der großen Bewegung und weil mit den Abgeordneten zugleich auch viele Menschen sonst einbrangen und die Gallerien erfüllten, nicht selten auch neben befreundeten Abgeordneten Platz nehmen durften, wurden ihre Sitzungen öffentlich ohne alle Beschlußnahme oder Gestattung. An die Nothwendigkeit der Gegenwart von Staatsministern oder Regierungskommissarien hatte Niemand im Ministerium gedacht, nicht einmal an eine Vorschrift, wie es mit der Untersuchung oder Vollmachten zu halten sei. Die Regierung konnte das als ihr ausschließliches Recht betrachten, nachzusehen, ob jeder Erschienene rechtmäßig gewählt sei, und so hatte sie dieses Verhältniß bei den vorläufigen Wahlen zum Zwecke der Deputirtenwahl behandelt. Es ließ sich aber auch das Geschäft an die Reichsstände übertragen, nur daß die Form der Behandlung vorgeschrieben würde. Hier aber war der Art nichts verfügt, Alles stillschweigend den Generalständen, wie sie sich einigen würden, überlassen, und eben hieran knüpften, im Stillen einverstanden, die Leiter des dritten Standes ihren Feldzugsplan an. „Wie ist es doch,“ sprach man, „daß die Geistlichkeit und der Adel nicht in den Ständesaal kommen?“ denn so nannte man jetzt diesen großen Saal. „Wir sind außer Stand, ein gültiges Geschäft vorzunehmen, ehe unsere Vollmachten in Gegenwart der drei Stände untersucht und richtig befunden sind, und Adel und Geistlichkeit befinden sich im gleichen Falle. Wir müssen jeden Anschein vermeiden, als hielten wir uns für konstituiert, ehe das geschehen, ein Aeltester mag bei uns Vorsitzer sein, wir besprechen uns als Einzelne, warum nicht? aber kein Protokoll darf geführt, kein Staatsgeschäft vorgenommen werden.“ Die Schwierigkeit bestand darin, zugleich Etwas und Nichts zu sein; man kam überein, in der Eigenschaft von muthmaßlichen Abgeordneten mit Geistlichkeit und Adel in Verbindung zu treten, sie durch einzelne Mitglieder um ihr Erscheinen ersuchen zu lassen. Allein der Adel beschloß rasch mit großer Mehrheit die Prüfung für sich vorzunehmen, ebenso, doch zögernder und mit geringer Mehrheit die Geistlichkeit. Dadurch aber war die Verwickelung nur vergrößert. Denn Geistlich-



keit und Adel galten bei dem dritten Stande weder für konstituiert, noch konnten sie sich als Generalstaaten geltend machen, so lange der dritte Stand auf seiner schlanen Trägheit beharrte. So ließ man sich denn zu Kommissarien aller drei Stände herbei; aber die Abgeordneten der Gemeinen, denn so benannten sich die vom dritten Stande in diesen Tagen, gaben weder zu, daß für diesen in seiner Wahlordnung so mannigfach abweichenden Reichstag das gelte, was vor Jahrhunderten gegolten, noch mißglückte ihnen der Beweis, daß wirklich auch auf ein Paar alten Reichstagen die Prüfung der Vollmachten gemeinsam vorgenommen sei. Bis in die dritte Woche hatte man sich gestritten, Frankreich sah vergeblich nach den Thaten seiner Vertreter aus, und die Freude der Höslinge brach fast schon in ein helles Jauchzen aus, als Klerus und Adel sagen ließen, sie hätten auf ihre Steuerfreiheit Verzicht geleistet. Dieser Versuch, die Gemeinen von ihrer Bahn abzulenken, scheiterte; sie nahmen die Botschaft kalt an und beharrten, sie wollten keine bloße Steuerveränderung mehr, ihr Sinn stand nach einer neuen Verfassung. Man hielt damals bei ihnen sehr kurze Sitzungen; jedes Mitglied redete einfach von seinem Plaze aus; nur daß ausnahmsweise, wenn etwas besonders Wichtiges vorzubringen war, ein Mitglied auf die Erhöhung, das Bureau, trat, wo der Alterspräsident seinen Plaz hatte. Man war in die vierte ständische Woche getreten, als auf Mirabeau's Antrag einige Vertreter der Gemeinen bei der Geistlichkeit erschienen, sie im Namen des Gottes des Friedens beschwörend, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen. Dieser Schritt erschütterte die Gemüther der Geistlichen, und wenig fehlte, so wäre an diesem Tage die Vereinigung unmittelbar erfolgt (27. Mai). Der Bischof von Chartres, der alte Gönner von Sieyès, ein von seinem Berufe in Redlichkeit erfüllter Prälat, drang tief bewegt darauf. Dennoch ward es für das Mal abgewendet, und der König trat eilig mit Vergleichsvorschlägen dazwischen. Jeder Stand soll zunächst für sich prüfen, den beiden anderen Einsicht der Akten geben; bleiben dann angefochtene Vollmachten übrig, so treten Kommissarien der drei Stände zusammen, schließlich entscheiden die Kammer, können sie sich nicht einigen, der König. Diesen Vorschlägen, deren Dolmetscher Necker in dem Ausschuße der drei Stände war, fügte die Geistlichkeit sich gleich; geschah es, daß auch der Adel nachgab, so war dem unprivilegierten Stande eine große Gefahr bereitet; er mußte dann entweder aus seiner geschützten Stellung weichen, und auf Hoffnungen verzichten, die ihm Alles bedeuteten, oder sich gegen Vorschläge auflehnen, die, wenn sie als Vorschriften den Statuten vorausgegangen wären, Jedermann befriedigt hätten. Allein der Adel hatte schon einige Tage vorher einen Beschluß gefaßt, welcher die Verathung jedes Standes für sich und das Veto

jedes Standes für unabänderliche Grundsätze der französischen Monarchie erklärte, und diesem Beschlusse getreu fiel seine Erklärung dahin aus, daß er allein über die Wahlen seines Standes zu entscheiden habe. Als bald erklärten die Gemeinen, ein Vergleichsvorschlag, welchen eine der Parteien verworfen habe, sei fruchtlos, und die Konferenzen brachen ab (9. Juni).

Die Gemeinen standen jetzt besser als vor dieser Gefahr. Sie hatten nicht den Krieg erklärt, und durften wieder auf die Geistlichkeit hoffen. Wenn sie nun zugleich einen Schritt des Selbstgefühls kühn in die Welt hinaus thaten, er konnte für geboten durch die Nothwendigkeit gelten, den Reichständen ein Resultat zu sichern. Aber verschoben durfte er nicht länger werden, denn dieselbe Gefahr konnte wiederkehren, wenn die starrsten Köpfe des Adels, durch die Polignacs angefeuert, sich etwa bedeuten ließen.

Es war der 10. Junius, als Mirabeau sprach: „Die Gemeinen können länger nicht ohne Gefahr in diesem Zustande der Unentschiedenheit verharren, und ich bin unterrichtet, daß ein Mitglied der pariser Deputation einen Antrag von der größten Wichtigkeit zu stellen hat.“ Der Abbé Sieyès trat auf, entwickelte, daß die Versammlung der Gemeinen, ohne ein Verbrechen gegen die Nation auf sich zu laden, nicht länger unthätig bleiben könne, man müsse handeln und, um handeln zu können, die Prüfung der Vollmachten vornehmen, auch zu diesem Ende eine letzte Ladung an die Geistlichkeit und den Adel ergehen lassen, binnen einer Stunde sich im Ständesaale einzufinden. Wer nicht erscheint, ist ausgeschlossen. Der Antrag ward mit großem Beifall aufgenommen; nur einige Härten milderte man, setzte auf Targets Vorschlag statt „Ladung“ Einladung, setzte die Frist von einem Tage und ließ die Erwägung gelten, daß, statt die nicht Erschienenen auszuschließen, man stets die Thüre zur Vereinigung offen lassen müsse.

Der dritte Stand hatte das Recht, die Hälfte zu bedeuten, welches ihm seine Verdoppelung in Aussicht stellte, nicht erlangen sollen, und war jetzt auf dem Wege, sich für das Ganze zu erklären. Mirabeau kannte die Gefahr jedes Schrittes auf dem schlüpfrigen Boden der Neuierung. Als einige Wochen früher ein heftiger breztagner Advokat Le Chapelier in diese Bahn einlenkte (18. Mai), trat er ihm entgegen: „Ein so wichtiger, so neuer, so tief entscheidender Schritt wie der, uns für die Nationalversammlung zu erklären, die anderen Stände als nicht erschienen auszuschließen, kann nicht reiflich genug erwogen und ermessen, nicht würdig genug gethan werden; er müßte selbst andere Handlungen nach sich ziehen, ohne welche unser ganzer Erfolg eine Auflösung sein würde, welche Frankreich den schrecklichsten Unordnungen überlieferte.“ An demselben Tage, an welchem er an Sieyès' Seite den gefährdeten



Schritt gleichwohl that, trachtete er für die Regierung, die er erschütterte, neue Stützen zu gewinnen. Unter den Deputirten des dritten Standes aus der Auvergne befand sich Malouet, ein Mann von Grundsätzen und Einsicht, also redlicher und mutziger Freund der Freiheit, Feind gewaltsamer Umwälzung, weil die zusammenbrechende Ordnung die Freiheit unter ihren Trümmern zu begraben pflegt. Malouet stand in alter Verbindung mit den Ministern Necke und Montmorin. Staatskundiger als beide glaubte er keineswegs, daß sich Alles so von selber machen dürfe und werde, wie Necke wähnte, keineswegs, daß es gelingen könnte, nichts thugend das Heft in den Händen zu behalten. Malouet warnte beide, als es noch Zeit war, trieb sie, mit nützlichen und gerechten Zugeständnissen den Reichständen entgegen zu kommen, ohne Kargheit billige Wünsche zu befriedigen, bevor diese nur ausgesprochen würden, und eben dadurch sich die Macht zu sichern, schädlichen und umwälzenden Plänen entgegenzutreten. Seine Warnungen machten Eindruck auf Montmorin, Necke bewegten sie nicht. Durch politische Schwärmerei und Selbstgefälligkeit getäuscht, fuhr dieser fort, in den bevorstehenden Reichständen lediglich die Erhabenheit einer zu den edelsten menschlichen Zwecken berufenen Versammlung zu erblicken, und seines redlichen Willens sich ganz bewußt, rechnete er auf ihre Keitsamkeit und die unsterbliche Dankbarkeit des französischen Volks. Malouet mußte sich mit der Antwort zufrieden stellen, es sei gefährlich, mit Adel und Geistlichkeit es zu verderben, ohne gewiß zu wissen, ob man auch mit seinen Anerbietungen dem dritten Stande Genüge thue. Nun traten die Reichstände in Thätigkeit. Malouet wünschte so redlich wie Montier von ihrer Versammlung eine Verjüngung Frankreichs, sah, wie dieser, das Mittel dazu in der Durchstimmung nach Köpfen, aber ihn betäubte der wachsende Zwiespalt der Stände, die träumerische Unthätigkeit der Krone. Da ging ihm an dem entscheidenden 10. Junius eine Hoffnung von unerwarteter Seite auf. Mirabeau hat ihn um eine Unterredung für denselben Tag. Diese hat Malouet, der sein Leben bis über die napoleonischen Zeiten verlängerte, aus frischer Erinnerung niedergeschrieben. Mirabeau ging offen heraus: er wende sich an einen verständigen Freund der Freiheit, dazu den Freund von Necke und Montmorin. Auf beide gebe er wenig, allein man brauche sich auch nicht zu lieben, genug, wenn man sich verständige. Jetzt frage es sich, ob der Monarch und die Monarchie den Sturm, welcher im Anzug ist, überleben, oder ob die Fehler, welche man begangen hat und ohne Zweifel noch begehen wird, uns Alle verschlingen sollen. „Ich wünschte,“ schloß er, „die Absichten der beiden Minister zu kennen, und wende mich an Sie, um eine Zusammenkunft mit ihnen zu erhalten. Die Minister würden sehr strafbar und sehr be-

schränkten Geistes, selbst der König würde nicht zu entschuldigen sein, wenn sie sich anmaßten, diese Reichstände auf dasselbe Ergebniß zurückzuführen, welches alle anderen gehabt haben. Das wird nimmermehr geschehen. Die Herren müssen einen Plan haben; wenn dieser Plan vernünftig ist, im monarchischen Sinne, so will ich ihn unterstützen, alle meine Kräfte, allen meinen Einfluß anspannen, um den Einbruch der Demokratie, die uns bedroht, abzuwenden.“ Malouet war in gleichem Maße überrascht und erfreut, sprach denselben Abend mit beiden Ministern. Aber Montmorin wollte mit einem Manne nichts zu schaffen haben, der, wie er sagte, ein Spiel mit seiner Ehre treibe, erinnerte an den doppelten Verkauf der berliner Briefe. Necke willigte ein, man sah sich am 11.; Malouet war nicht anwesend. Ein kurzer Zwiesprach! Als Necke kalt und argwöhnisch seinen alten Widersacher fragte: welche Vorschläge der Herr Graf zu machen habe? gleich als gelte es einen Handel zu treffen, einen Preis der politischen Bestechung festzustellen, erwiderte Mirabeau mit wenig wilden Worten, ging davon. In der Versammlung rief er dem Malouet im Vorbeigehen zu: „Euer Mann ist ein Simpel, er soll von mir hören.“

Am 12. Juni Abends ward zur Prüfung der Vollmachten geschritten. Man theilte sich, um schneller zum Ziele zu kommen, in zwanzig Ausschüsse; der Wahlbezirke waren 176; jedem Ausschusse ward sein Antheil zugewiesen. So wie ein Wahlbezirk an die Reihe kam, unterließ man nicht die Herren von der Geistlichkeit, die Herren vom Adel jedesmal aufzurufen, und die Antwort: „Niemand anwesend,“ ward im Protokoll verzeichnet. Als man am nächsten Tage fortfuhr, traten drei Pfarrer, nicht unerwartet, ein, legten ihre Vollmachten zur Prüfung auf das Bureau. Sie wurden mit Entzücken empfangen. Den Tag darauf erschienen deren sechs, unter ihnen Gregoire. Eben kamen noch zwei Pfarrer an, als man nach Beendigung der Prüfung der Vollmachten sich am 15. auf Antrag von Sieyès mit der Frage zu beschäftigen begann, welchen Namen die jetzt konstituirte Versammlung führen soll. Es war klar: eine Versammlung, welche fortfährt sich den dritten Stand zu nennen, darf nicht drei Stände bedeuten wollen; aber Staats-général zu heißen, war ebenfalls unthunlich, so lange die Mehrzahl der Geistlichkeit, der ganze Adel draußen blieb. Sieyès ermäßigte einstweilen seine bekannte Theorie, schlug die Benennung „Versammlung der bekannten und beglaubigten Vertreter der französischen Nation“ vor. Diese Bezeichnung hatte nichts Ansprechendes und es stand ihr auch Das entgegen, daß sie nicht von Dauer sein konnte. Mirabeau's Vorschlag „Vertreter des französischen Volks,“ zu dessen Stützung er Volk als den größeren Theil der Nation definirte, erregte sogar Unwillen, wegen der Geringschätzung, die



nun einmal in Frankreich an dem Worte Volk haftete, und die Hinweisung des Redners auf Chatham's „Majestät des Volks,“ selbst auf die Holländer und die Schweizer, welche die geringschätzigen Namen: Geusen und Hirten bald zu Ehren zu bringen wußten, seine Worte: „Warum sich Namen geben, die der Eitelkeit schmeicheln?“ wurden von der verletzten Versammlung fast tumultuarisch zurückgewiesen. Endlich ward unter mehreren Vorschlägen auch der Name Nationalversammlung genannt. Dieser Ausdruck war schon manchmal vorgekommen, Malesherbes, Mirabeau, selbst der König hatte ihn unverfänglich gebraucht; jetzt aber erwählt, bedeutete er nicht weniger als die Theorie, zu welcher Sieyès sich in seiner berühmten Schrift bekannt hatte: „der dritte Stand ist Alles.“ Sieyès, dem jener Ausdruck unmöglich fremd geblieben sein konnte, gab sich die Mühe der Nachgiebigkeit, indem er innerlich triumphirte. Eine leidenschaftliche Diskussion erfolgte, selbst das Publikum auf den Gallerien mischte sich mit Klatschen und Murren ein, Malouet ward sogar thätlich bedroht, aber der Vorsitzende, Bailly, verschob die Entscheidung bis auf den nächsten Tag. Mirabeau entzog sich dieser Sitzung, deren Ergebnis er voraussah und nicht billigte. Er hatte die Abstimmung nach Köpfen durchzusehen, seine Schachpartie, wie er sich unter Freunden ausdrückte, Zug für Zug zu gewinnen gedacht; jetzt aber sah er ein Va-hanque vor Augen, welches einer Partei von beiden Alles kosten wird. Er wollte keinen Namen, welcher die freie Genehmigung des Königs nimmermehr erlangen konnte. Als in der Sitzung vom 16. die Worte fielen: „wenn das Volk gesprochen habe, sei die königliche Genehmigung überflüssig,“ gab er die tief sinnige Entgegnung: „Ich, meine Herren, ich halte das Veto des Königs in dem Grade für notwendig, daß ich lieber in Konstantinopel leben würde als in Frankreich, wenn er es nicht hätte; ja, ich erkläre, nichts würde mir schrecklicher scheinen, als eine souveräne Aristokratie von sechshundert Personen, welche morgen sich unabsehbar, übermorgen sich erblich machen könnten, und am Ende, wie die Aristokraten aller Länder der Welt, Alles an sich reißen würden.“ Der 17. Juni entschied mit 491 gegen 90 Stimmen die Erklärung des dritten Standes zur Nationalversammlung. Gegen die Motive dieses Beschlusses, von Sieyès aufgestellt, ließ sich von seinem Standpunkte aus nichts einwenden. „Diese Versammlung repräsentirt achtundneunzig Hundertstel der Bevölkerung. Eine solche Mehrzahl darf nicht unthätig bleiben, weil eine solche Minderzahl sich weigert. Diese Minderzahl darf kein Veto länger üben. Die Nationalversammlung ist verpflichtet, ohne Aufschub an der Wiederherstellung des öffentlichen Wohles zu arbeiten, allein sie wird stets mit entgegenkommender Wärme jene Minderzahl empfangen, ihre Vollmachten einsehen und sie zulassen.“ Sieyès

besaß keine rednerische Gaben, sprach lieber durch Andere als selbst, ward, wenn man ihm widersprach, leicht ärgerlich, auch mochte er die Ungunst scheuen, welche sich immer gegen überwiegenden Einfluß waffnet. So kam es an demselben Tage durch einen fremden Mund, der sich ihm lieb, zu dem weit reichenden Beschlusse, daß sämtliche bisherige Steuern bis zum Tage der Auflösung der Nationalversammlung entrichtet werden sollen, aber länger nicht. Die Nationalversammlung hatte hiemit ihre Bereitwilligkeit erklärt, die Regierung des französischen Staates anzutreten. Sie schickte ihre Beschlüsse in die Provinzen.

Das Glück war mit der Kühnheit. Nur zwei Tage darauf beschloß die geistliche Kammer mit einer Mehrheit von 149 Stimmen gegen 115 die gemeinsame Prüfung der Vollmachten, jedoch unter Vorbehalt des Unterschiedes der Stände (19. Juni). Um so angeregter rieth die Minderzahl der Geistlichkeit und die große Mehrzahl des Adels dem Könige zur Auflösung der Reichsstände. Aber diese Maßregel hatte ihr großes Bedenken. Dürfte man die auf einen verbesserten Zustand der Dinge gespannten Hoffnungen täuschen? und wie, wenn die ohnehin Noth leidenden Provinzen, den Beschluß der Gemeinen ehrend, mit einer allgemeinen Steuerverweigerung antworteten?

Als am Sonnabend, den 20. Juni Morgens acht Uhr die Gemeinen in die Sitzung gingen und das Publikum doppelt stark zuströmte, begierig, die Geistlichen zum ersten Male im Schooße der Nationalversammlung zu erblicken, begegnete man Waffenheroden auf den Straßen, welche diese Kundmachung verlasen. „Da der König beschlossen hat, eine königliche Sitzung bei den Generalstaaten Montag den 22. Juni zu halten, machen die in den drei Versammlungssälen der Stände zu treffenden Vorbereitungen eine Aussetzung der Versammlungen bis zur Haltung der gedachten Sitzung nöthig. Seine Majestät wird durch eine neue Kundmachung die Stunde zur Kenntniß bringen, in welcher sie sich Montag in die Versammlung der Stände begeben wird.“ Was sie eben gehört, das lasen sie als Anschlag am Ständehause zum zweiten Male. Die Abgeordneten saßen sich an der Thüre des Saales von Bewaffneten zurückgewiesen; bloß den Präsidenten Bailly ließ man nebst den Sekretären ein, um die Papiere in Sicherheit zu bringen. Wie man nun in den Straßen zu Hunderten beisammen stand, war der Beschluß bald gefaßt, man wolle, es koste was es wolle, Versammlung halten, und zwar gleich; denn die Auflösung ward allgemein gefürchtet. Aber wo? Nach längerem Schwanken brachte der pariser Abgeordnete, Arzt Guillotin, das Ballhaus in Vorschlag und Bailly fortderte einige Deputirte auf, sich eilends dieses Raumes zu versichern. Der Eigenthümer fühlte sich geehrt, in den Saal, wo man bisher



Ball schlug und rappirte, die Nationalversammlung einzuführen. Einige an der Thüre aufgestellte Abgeordnete verhinderten, daß die wogende Volksmenge zugleich eindrang. Als der Präsident die Sitzung eröffnete, erhielt Mounier das Wort. Dieser hatte sich vor wenig Tagen noch vergebens bemüht, die Usurpation abzuwenden, durch welche sich der dritte Stand zur Nationalversammlung erhob; jetzt aber war der Schritt geschehen, man mußte ihn behaupten, ohne rückwärts zu blicken, oder auf jede vaterländische Hoffnung, an die Reichsstände geknüpft, mußte verzichtet werden. Denn wenn nicht etwas gegen diese im Werke war, wozu dann den Ständesaal neben friedlichen Arbeitern mit Bewaffneten erfüllen? Ließ sich denn kein anderes Lokal ausfindig machen? Durfte die Würde der Versammlung gekränkt werden, indem man ihre Mitglieder durch öffentlichen Anruf und Anschlag unterrichtete, ihren Präsidenten aber kurz vor der Sitzung durch ein Villet des Oberceremonienmeisters? Verlangte doch das Herkommen in solchen Fällen, wenn sie auch nur das Parlament angingen, daß der König selbst dem Präsidenten schreibe! Unter steigender Aufregung, während Einige davon sprachen, man müsse geradezu nach Paris wandern, dahin den Sitz der Versammlung verlegen, Le Chapelier aber verlangte, man müsse dem Könige schreiben, sein Thron sei von Feinden des Vaterlandes umlagert, gewann Mounier alle Gemüther für den Vorschlag, sich gegenseitig durch einen Eidschwur zum treuen Zusammenstehen, wo es denn sei, zu verpflichten, diesen Eid in Schrift zu bringen und zu unterzeichnen. Die Formel des Eidschwurs entwarf Sieyès. Der Präsident stieg auf den Tisch und verlas so laut, daß auch die Menge draußen sie hören konnte, die Worte: „Wir schwören, uns niemals von der Nationalversammlung zu trennen und uns allenthalben zu versammeln, wo die Umstände es erfordern werden, bis die Verfassung des Königreiches vollendet und auf festen Grundlagen errichtet sein wird.“ Als man die Unterschriften nachsah, hatte ein einziger Abgeordneter als „nicht beistimmend“ unterzeichnet. Auf Befragen erklärte dieser (Martin d'Aud), er könne nicht schwören, einen vom Könige nicht genehmigten Beschluß auszuführen, und die Bemerkung des Präsidenten, wie der von der Versammlung stets anerkannte Grundsatz, daß die Verfassung und die Gesetzgebung der königlichen Genehmigung bedürfen, durch den Eid nicht ausgeschlossen sei, machte ihn nicht irre. Man ließ ihn aber gewähren, um einen Beweis der Achtung für die Freiheit der Meinungen zu geben, und war um so mehr erfreut, unter den Eidableistern einige Herren von der Adelskammer, einen Mathieu Montmorency, Clermont-Tonnerre und Vally Tollandal zu erblicken.

Die königliche Sitzung ward um einen Tag verschoben, dieses Mal durch ein königliches Handschreiben an den Präsidenten, wel-

ches zugleich den Eintritt in den Ständesaal bis dahin verbot. Eine beabsichtigte zweite Versammlung im Ballhause aber schnitt der Graf von Artois ab, indem er dem Eigenthümer sagen ließ, er wolle Montag dort spielen. Aber auch diese List schlug in ihr Gegentheil um, die Gemeinen versammelten sich in der Kirche des heiligen Ludwig, und hier traten vor aller Welt Augen die 149 Geistlichen zu ihnen ein, meistens arme Pfarrer, es ist wahr, aber geführt von zwei Erzbischöfen, drei Bischöfen (22. Juni). So verstärkt konnte man dem nächsten Tage getroster entgegen sehen.

In der königlichen Sitzung ward sofort Neckers Anblick vermist (23. Juni). Er war im Ministerrathe, überrascht von der Thatkräftigkeit des dritten Standes, mit seinen alten Gedanken herausgetreten, nur daß, was er früher anheimgab, sich jetzt zum Befehl des Königs umgestalten sollte. Der König sollte demnach die gemeinsame Berathung über alle gemeinsamen Angelegenheiten bewilligen, die getrennte Berathung befehlen, sobald es von Rechten der einzelnen Stände handelte. Dieser Plan war von jeher armselig, unpraktisch, denn es wird sich ewig fragen, was denn nun gemeinsame, was bloße Ständesangelegenheit sei, aber die stürmische Adels- und Hospartei bekämpfte ihn als viel zu nachgiebig, mit der Würde der Krone unverträglich, und warf ihn mit Hülfe der Königin und des Grafen von Artois um. Es soll und muß dabei bleiben, daß es von der Einwilligung jedes der drei Stände und der Einwilligung des Königs abhängt, ob über einen Gegenstand gemeinsam berathen werden soll, und es muß gleich jetzt erklärt werden, daß die künftige Reichsverfassung nicht zu den Gegenständen gemeinsamer Berathung gehört. Necker bot hierauf seine Entlassung an, ließ sich jedoch halten, allein er blieb von der königlichen Sitzung aus, gegen sein, wie die Königin stets behauptet hat, ausdrücklich am Abend vorher gegebenes Versprechen.

Als der König mit seiner glänzenden Umgebung eintrat, tönte ihm ein schwacher Zuruf von einem Theile der Geistlichkeit und dem Adel entgegen, die Gallerien standen leer, waren abgesperrt. Der König eröffnete mit allgemeinen Aeußerungen, wie sehr seine Hoffnungen getäuscht worden, knüpfte Ermahnungen an. Hierauf verlas der Siegelbewahrer 13 Artikel, deren erster die Beschlüsse des dritten Standes vom 17. aufhebt als ungefährlich und verfassungswidrig. Die drei Stände, in drei Kammern beratend, haben allein das Recht, den Körper der Vertreter der Nation zu bilden. Zwar können sie, wenn der König es erlaubt, auch zusammentreten, und was lediglich diese Sitzung betrifft, ermahnt der König selbst dazu in Bezug auf Gegenstände von allgemeinem Nutzen, aber ausgenommen sind von der gemeinsamen Berathung ganz ausdrücklich alle alten und verfassungsmäßigen Rechte der drei Stände, die fünf-



tige reichsständische Verfassung, nebst den Lehnsgütern, den nutzbaren Rechten und den Ehrenrechten der beiden ersten Stände (Art. 7 und 8). Aufgehoben werden alle Instruktionen der Abgeordneten, welche bindende Vorschriften enthalten; wer sich dadurch in seinem Gewissen beschwert achtet, möge sich neue Instruktionen erbitten. Der letzte Artikel verbietet die Zulassung von irgend Jemand, der den Ständen nicht angehört, zu den Sitzungen, als Streitend mit der guten Ordnung, der Schicklichkeit und selbst der Freiheit der Abstimmung.

Der König nahm abermals das Wort, kündigte der Versammlung eine lange Reihe königlicher Wohlthaten an, fügte hinzu: „Ich darf sagen, ohne mich zu täuschen, daß niemals noch ein König so viel für eine Nation gethan hat,“ worauf der Siegelbewahrer diese in 35 Artikeln verlas. Ihr Inhalt aber entsprach dem königlichen Worte nicht. Allerdings sollen fortan keine neuen Steuern ohne Einwilligung der Reichsstände erhoben werden, Grundsteuerprivilegien und die Wegesfrohn sollen aufhören; allein alle Lehn- und Herrenrechte werden beibehalten und der Grundsatz der künftigen Gleichheit der Besteuerung wird von der Verwirklichung der Gerechtigkeit abhängig gemacht, welche Geistlichkeit und Adel in diesem Betracht an den Tag gelegt haben. Mit der Verlegung der Zolllinie an die Reichsgrenze, mit Abschaffung der Salzsteuer wird man sich beschäftigen; eben so mit der Freiheit der Presse, mit den Verhaftsbefehlen und zwar mit diesen so, daß die Generalstaaten Mittel ausfindig machen sollen, ihre Abschaffung mit der öffentlichen Sicherheit, mit der Nothwendigkeit, sei's, in gewissen Fällen die Ehre der Familien zu schonen, sei's, drohenden Aufstand schnell zu unterdrücken, sei's, den Staat vor verbrecherischen Einverständnissen mit dem Auslande zu bewahren, in Einklang zu bringen. Aber das Alles ist am Ende nur Nebensache. Hätte auch der König alle jene Zusagen, deren sich Necker in seinen Büchern rühmt, daß sie in seinem Plane standen, in der bindendsten Form gegeben, er hätte damit doch nicht mehr bewirkt, als wenn er den Franzosen beständigen Sonnenschein und reiche Ernten bewilligt hätte. Denn ohne die Zustimmung der Reichsstände hatte keine dieser Zusagen Werth, diese aber war nicht zu hoffen, wenn das Veto jedes Standes verewigt ward.

Der König nahm zum dritten Male das Wort: Sein Eifer für das öffentliche Wohl sei durch das Gelesene bethätigt; lassen die Stände ihn im Stich, so wolle er als wahrhafter Repräsentant seiner Völker allein ihr Glück gründen. Man solle sich erinnern, daß kein ständischer Beschluß zum Gesetz werde ohne königliche Genehmigung. Man dürfe ihm nicht mißtrauen ohne Ungerechtigkeit. Die Schlußworte sind: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, sich so-

gleich zu trennen und sich morgen früh jeder in das Zimmer seines Standes zu begeben, um die Sitzungen wieder aufzunehmen. Ich befehle demgemäß dem Oberceremonienmeister die Säle in Stand setzen zu lassen.“

Der König entfernte sich und der Adel und ein Theil des Klerus verließ den Saal. Die Uebrigen blieben unbeweglich sitzen. Nicht lange, so trat der Oberceremonienmeister, der den König begleitet hatte, wieder ein. Dieser, Marquis de Brézé, ein sehr junger Mann, war alt im Studium aller Förmlichkeiten, eine peinliche Natur, ganz der Mann seines Amtes. Er hätte nicht ein Tütlchen von dem Herkommen früherer Jahrhunderte fahren lassen mögen. Ihm verdankte der dritte Stand seine fatale Juristentracht, und ginge es nach ihm, so hätten seine Deputationen nur knieend wie vor Alters zum Könige reden dürfen. In den letzten schweren Wochen war der Dauphin, ein Knabe von sieben Jahren, gestorben (4. Juni); als eine ständische Deputation bei dem Begängniß erschien, meldete de Brézé dieses der Leiche mit den Worten an: „Gnädigster Herr, die Deputirten der Stats-général!“ Noch heute hatte er die Abgeordneten des dritten Standes ohne Barmherzigkeit dem Plakregen preisgegeben, sie durften ihm nicht in den Saal, bis er den beiden ersten Ständen ihre Ehrenplätze angewiesen hatte. Jetzt wieder eintretend fragte de Brézé: „Sie haben, meine Herren, die Befehle des Königs vernommen?“ Als der Präsident ausweichend antwortete, man habe sich vertagt nach dem Schlusse der königlichen Sitzung, zur Aufhebung der Versammlung gehöre eine Besprechung mit derselben, erhob sich Mirabeau gegen de Brézé, sprach: „Die Gemeinen von Frankreich haben beschlossen zu berathschlagen. Wir haben die Absichten vernommen, welche man dem Könige untergeschoben hat. Sie aber, der Sie nicht sein Drogan bei der Nationalversammlung sein können, Sie, der Sie hier weder Sitz, noch Stimme, noch ein Recht zu sprechen haben, Sie sind nicht der Mann, der uns an seine Rede erinnern darf. Gehen Sie und sagen Sie Ihrer Herrschaft, daß wir durch die Gewalt des Volks hier sind, und daß man uns von hier nicht anders fortbringt, als durch die Gewalt der Bajonnette.“ Man hörte Mirabeau's harte, grimme Stimme, die heute bis zum Donner anschwellt, weit durch den Saal, und die ganze Versammlung rief: „Das ist der Wille der Versammlung.“

Das war die Geburtsstunde der Revolution.

#### Die pariser Revolution.

Als der Ceremonienmeister verschwunden war, sprach Sieyès: „Das französische Volk hat uns gesendet und wir haben geschworen,



es in seinen Rechten wieder herzustellen. Welche Macht auf Erden könnte euch das Recht rauben, eure Seiber zu vertreten? Wir sind heute, was wir gestern waren, laßt uns berathschlagen." Auf Mirabeau's Vorschlag erklärte die Nationalversammlung jedes ihrer Mitglieder für unverlethlich, wer dagegen handelt, soll als ehelos und Verräther an der Nation, als schuldig eines Kapitalverbrechens behandelt werden. Die anwesenden Mitglieder der Geistlichkeit nahmen, insoweit ihre Vollmachten geprüft waren, an der Abstimmung Theil.

Längst war, was im Saale geschehen, auch draußen in der Stadt verbreitet. Schon als der König durch die lange Hecke, welche Tausende von Soldaten bildeten, in sein Schloß zurückkehrte, war man unterrichtet, und die Menge stand lautlos da, kein Ruf der Liebe erscholl. Als der Marquis de Brézé erschien, seine Meldung machte, sprach Ludwig trübe und tonlos: „Nun wohl, wenn die Herren vom dritten Stande ihren Saal nicht verlassen wollen, so bleibt nichts übrig, als sie darin zu lassen.“ Diese Antwort war, als Geständniß einer Niederlage, schwach, sonst aber den Umständen angemessen. Der König hätte die Gemeinen leicht durch eines seiner Regimenter, die er in den letzten Wochen nach Versailles gezogen, vertreiben, verwunden und einkerkeren lassen können, er aber hätte Frankreich nimmermehr verhindert, sie zu rächen. Es wäre das Signal zum Bürgerkriege gewesen.

Aber den dritten Stand umgab, als er endlich aus dem Saale trat, eine jauchzende Volksmenge, welche ihn nur verließ, um mit vielen Drohungen gegen die andern Stände die Amtswohnung Neckers, die in einem Flügel des königlichen Schlosses war, aufzusuchen, damit sich's offenbare, ob denn die Nachricht wahr sei, daß dieser Volksfreund abdankte. Necker beruhigte die Tausende, die seiner harreten, persönlich. Er hatte soeben den dringenden Bitten des Königs paares nachgegeben, sein Bleiben zugesagt, der König hatte ihm sein Bedauern ausgesprochen, verkehrten Rathgebern sein Ohr geliehen zu haben. Necker wandte sein Bemühen dahin, den Monarchen mit einer Demüthigung auszusöhnen, welche jetzt eben so unabwendbar war, als ein Paar Monate früher mit geringer Voraussicht leicht vermeidlich. Aber Neckers Freunde an der Volksgunst ließ keine Selbstanklage bei ihm aufkommen.

Mittlerweile blieben die Wachen stehen, welche den Zutritt zu dem Ständesaale der ungeduligen Menge manchmal mit Gewalt verwehrten. Das hielt die Mehrzahl der Geistlichkeit nicht ab, jetzt ihren Uebergang zum dritten Stande ohne Vorbehalt zu vollführen (24. Juni); unter den Auswanderern befand sich Talleyrand, Bischof von Autun. Ein Gleiches zu thun, schlug in der Adelskammer der Graf von Clermont-Tonnerre vor, vom Grafen Lally-

Tollendal mit Nachdruck unterstützt. „Bedenken wir,“ sprach Lally, „daß es eine Gewalt der Dinge gibt, stärker als die Gewalt der Menschen. Nähme jene einen zu schnellen Lauf, so wäre das einzige Mittel, ihn zu verzögern, das, sich ihr anzuschließen. Es hat eine Zeit gegeben, da man die Sklaverei aufheben mußte, und sie ist aufgehoben, eine andere, da man den dritten Stand in die Nationalversammlungen eintreten lassen mußte, und er ist eingetreten. Jetzt haben wir eine Zeit, da die Fortschritte der Einsicht, die zu lange verkauften Rechte der Menschheit diesem dritten Stande, der 24 Millionen zählt, die Gleichheit der Rechte, welche ihm gebührt, zutheilen werden. Diese dritte Revolution hat begonnen und nichts wird sie aufhalten.“ Die Versammlung beschloß den Antrag nicht in Erwägung zu ziehen; Niemand widersprach heftiger als d'Espréménil und der Vicomte von Mirabeau, jüngerer Bruder des Grafen. Da aber traten den nächsten Tag 47 Mitglieder der Adelskammer in den Saal der Nationalversammlung, unter ihnen der Herzog von Orléans (25. Juni). Jetzt aber gab auch der König dem Andringen Neckers nach, forderte die beiden ersten Kammer schristlich auf, sich mit der dritten zu vereinigen (27. Juni). Es bedurfte eines zweiten förmlichen Befehles, um den Widerwillen des Adels zu brechen.

Das war das Resultat eines fast zweimonatlichen Kampfes, welcher dem Königthum unheilbare Wunden schlug. Außerlich war auf einmal Alles Friede und Freude; freiwillige Illumination der Stadt Versailles, dreitägige Festlichkeiten, Beifallsrufe dem Könige und selbst der Königin, wo sie sich nur zeigten; Wohlmeinende wünschten sich einander mit den Worten Glück: „Die Revolution ist beendet.“ In Wahrheit lag von nun an das Schicksal Frankreichs in den Händen der Nationalversammlung; ihre Weisheit und Mäßigkeit allein konnte die verlegte Krone wiederherstellen. Wehe ihm und seinem Stamme, wenn der König es mit Gewalt versuchte!

Wirklich war ein Geist der Versöhnlichkeit und Besonnenheit bei der Nationalversammlung eingetehrt; man mißbilligte laut verschiedene Versuche, die öffentliche Ruhe zu stören; man befand, daß die Verathung in einer so überaus zahlreichen Versammlung keineswegs genüge, um den Gegenständen hinlänglich auf den Grund zu kommen, beschloß deshalb die Hälfte der Woche engeren Sitzungen zu widmen, und als man nun zum Zwecke der Vorberathung aller wichtigeren Fragen die ganze Versammlung in 30 Bureau's theilte, fand sich, daß in jedem Bureau entweder ein Geistlicher oder ein Adlicher zum Vorsitzenden gewählt war; man vergönnte den Prälaten und Edelleuten ihre Sitze beisammen einzunehmen und ließ sogar die besonderen Zusammenkünfte ungerügt, welche eine Anzahl



entflammter Edelleute noch immer in ihrem Ständesaale hielten; man begnügte sich auf die schriftlichen Instruktionen weiter keine Rücksicht zu nehmen, ohne durch ihre Annulirung einen Sturm zu erregen: sie hinderten Niemand, seine Meinung zu sagen, wer sich aber gebunden fühlte, enthielt sich, wie Lafayette und Andere thaten, der Abstimmung, man nahm mit Wohlgefallen eine Arbeit auf, welche Mirabeau in Bezug auf die Geschäftsordnung im englischen Unterhause abgefaßt hatte, und beschloß, über keinen Antrag an demselben Tage zu berathschlagen, da er gemacht sei, jeden Punkt der Konstitution aber erst nach der Verathung von drei Tagen zur Abstimmung zu bringen. Aber von dieser Bahn der Mäßigung ward auf einmal wieder abgelenkt, und das alte Mißtrauen kehrte zurück, als kein Zweifel mehr übrig blieb, die Regierung ziehe ein Heer zwischen Versailles und Paris zusammen. Freilich waren in beiden Städten unruhige Auftritte vorgefallen (25. Juni); der versailer Pöbel hatte den Erzbischof von Paris mit Steinwürfen verfolgt und ihm, in sein Haus eindringend, das Versprechen abgezwungen, in die Nationalversammlung zu treten; ein Vorgang, der dem Ansehen der Regierung auch dadurch schadete, daß Truppenabtheilungen zur Stelle waren und die Gewaltthat nicht hinderten. Noch tiefer griff der Vorgang in der Hauptstadt, welchen die Zuchtlosigkeit eines ganzen Regimentes veranlaßte, desjenigen, welches den Namen französische Gardes führte. Dieses, 4000 Mann stark, ward theils in Paris, theils in Versailles zum inneren Dienste gebraucht, da die gewöhnliche Scharwache für die Ordnung nicht mehr ausreichte. Das Regiment war mit seinem neuen, peinlich strengen Chef unzufrieden und neigte sich zur Volksache hin. Als man auch in Paris die Vereinigung der drei Stände mit Lustbarkeiten beging, verließen Mehrere vom Regiment, trotz des Verbotes, ihre Kasernen, nahmen an dem allgemeinen Jubel Theil. Zur Strafe wurden die Schuldigsten in die Abtei gebracht, das Gefängniß für Militärs in der Vorstadt St. Germain. Aber ein Volkshaufe stürmte herbei und befreite seine Freunde. Das waren also zwei recht schlimme Fälle, welche Vorsicht in Behandlung des Militärs anempfahlen, sicherlich aber keinen Antrieb in sich enthielten, immer mehr Regimente zusammen zu ziehen. Nichts desto weniger versammelten sich 30,000 Mann, darunter eine Anzahl deutscher Regimente, und man sprach noch von vielen Tausenden, die erwartet würden. Ihr Befehlshaber, der Herzog von Broglie, nahm sein geräuschvolles Hauptquartier in Versailles. Jedermann ahnte, daß außerordentliche Dinge im Werke wären, und die drohenden Reden der jungen Offiziere ließen keinem Zweifel Raum; nur der König und Necker schienen nichts zu bemerken. Dieser brütete über seinen Finanzverlegenheiten, und wiewohl er aus den frechen Blicken der

Hofleute und gelegentlichen Schmähreden des Grafen von Artois, aus den geheimen Besprechungen, von welchen man ihn ausschloß, deutlich abnahm, daß er übel angeschrieben sei, ließ er Alles seinen Weg gehen; den König aber hatte man glauben machen, das wären nothwendige Vorsichtsmaßregeln, und so schwer das Geld aufzutreiben war, so sehr die Theuerung durch die Anhäufung der Truppen vermehrt ward, er ließ es geschehen. Von gescheiterten Entwürfen, die verderblich gewirkt haben, spricht hinterher Niemand gern, allein es steht außer Zweifel, daß damals von einem neuen Ministerium, von Auflösung oder Verlegung der Ständeverammlung, von Verhaftung ihrer gefährlichsten Mitglieder die Rede war und daß die Königin, von Natur beherzt und durch die Vorgänge der letzten Wochen im tiefsten Innern verlegt, mit dem Grafen von Artois an der Spitze stand. Mit Breteuil, der auf seinem Landgute lebte, ward ununterbrochen korrespondirt. Von dem Könige wußte man, er sei zu Allem zu bewegen, nur nicht das Blut seines Volkes zu vergießen; wenn es aber in Versailles oder in der Hauptstadt zu irgend einem Ausbruche kam, mußten die Ereignisse seinen Willen fortreiben und man glaubte wie auf die Treue, so auch auf die Einsicht des erfahrenen Herzogs von Broglie in der Stunde der Gefahr bauen zu können.

Der Inhalt dieser unseligen Entwürfe ward nicht ganz treu verschwiegen, und Jedermann konnte sich von der stets wachsenden Truppenzahl auf dem Wege nach Paris, zu Sevres, in Paris auf dem Marsfelde durch seine Augen überzeugen. Mirabeau's Antrag, den König um die Entfernung der Truppen zu ersuchen, fand daher die einstimmige Genehmigung der Nationalversammlung (8. Juli), ebenso die von ihm entworfene beredte Adresse, an deren Ueberreichung er selber Theil nahm. Sie schildert die getroffene Maßregel als zugleich unnütz und gefahrvoll. „Wo wäre denn die Gefahr von den Truppen, werden freilich unsere Feinde sagen wollen, wenn die Versammlung selbst keine Furcht hegte? Es ist, Sire, eine dringende und allgemeine Gefahr vorhanden, Gefahr über alle Berechnungen menschlicher Klugheit hinaus; Gefahr für die Bevölkerung der Provinzen! Schleicht sich in diese der Argwohn ein, unsere Freiheit sei bedroht, so gibt es keinen Zügel mehr, der sie zurückhält. Die Entfernung schon vergrößert, übertreibt Alles, verdoppelt die Unruhe, schärft, vergiftet sie. Gefahr für die Hauptstadt! Mit welchen Augen wird ihre darbenende, unfähig geknühte Volksmenge die drohenden Soldaten betrachten, welche ihr den Rest ihrer Lebensmittel streitig machen? Die Gegenwart der Truppen führt Aufregung und Meuterei herbei, eine allgemeine Gährung, und an die erste That der Gewalt, unter dem Vorwande einer Polizeimaßregel ausgeführt, kann sich eine schred-



liche Folgenreihe von Unheil knüpfen. Gefahr für die Truppen! Französische Soldaten, die man in den Mittelpunkt der Berathschaltungen ruft, sie, die die Leidenschaften und die Interessen ihres Volkes theilen, können leicht vergessen, daß ein Eid sie zu Soldaten gemacht hat, und sich erinnern, daß die Natur sie zu Menschen machte. Gefahr, Sire, droht auch unsern Arbeiten, welche unsere erste Pflicht sind und nur unter der Bedingung wahren Erfolg und ungestörten Fortgang haben können, wenn wir von Jedermann als völlig frei betrachtet werden. Aber es liegt außerdem in den Leidenschaften der Menschen eine gefährliche Ansteckung; wir sind nur Menschen; das Mißtrauen gegen uns selbst, die Furcht schwach zu erscheinen, können uns über das Ziel hinausführen; man wird uns mit heftigen, übertriebenen Rathschlägen bestürmen, und die nützerne Vernunft, die ruhige Weisheit ertheilen ihre Drakelsprüche nicht inmitten von Tumult, von Unordnung und Aufruhr. Sire, noch eine weit schrecklichere Gefahr liegt im Hintergrunde, und unser bestürztes Erscheinen möge Ihnen Zeuge davon sein. Zu mancher großen Revolution ist der Anstoß weit weniger auffallend gewesen, und mehr als ein vollsverderbliches Unternehmen hat sich minder traurig, minder furchtbar angekündigt.“ Es waren Worte der Weissagung, die sich bald genug erfüllten.

Der König antwortete nach drei Tagen (11. Juli), die Zusammenziehung von Truppen sei durch die bekannten schmachlichen Auftritte hervorgerufen und sogar für die Freiheit der reichständischen Berathungen nothwendig; dafern jedoch ein ungegründetes Mißtrauen Statt finde, sei der König bereit, die Generalstaaten nach Meyens oder Soissons zu verlegen, in welchem Falle er für seine Person sich nach Compiègne begeben werde. Am demselben Tage ward Necke entlassen und zugleich bedeutet, das Königthum ungefährmt und ohne Aufsehen zu räumen. Montmorin und alle übrigen Minister bis auf Barentin nahmen ihren Abschied. Necke erhielt das Schreiben des Königs, als er gerade im Begriffe stand, sich mit Gästen zu Tische zu setzen. Er ließ Alles seinen Gang gehen. Nach der Mahlzeit forderte er Madame Necke zu einer Spazierfahrt auf, theilte ihr im Wagen den königlichen Befehl mit, nahm auf der ersten Post unter einem fremden Namen Vorspann nach Brüssel, ging von da in die Schweiz. So rechtfertigte er das Vertrauen des Königs, der den Vorschlag Breteuils abwies, Neckern verhaften zu lassen, weil zu fürchten sei, er werde sich nach Paris begeben und die wogende Hauptstadt in Aufruhr setzen.

An die Spitze des Ministeriums und der Finanzen trat, plötzlich aus dem Dunkel springend, Tags vorher erst angekommen, Breteuil; Broglie ward Kriegsminister.

In Paris gab es zwei Punkte der Bewegung, das Stadthaus

und das Palais-royal. An beiden Orten wurden zahlreich besuchte Zusammenkünfte zu politischen Zwecken gehalten. Im Stadthause saßen die Wähler von Paris; die städtische Behörde hatte ihnen den Saal dort zu Versammlungen eingeräumt, welche die Regierung untersagte ohne sie zu hindern. Man discutirte hier in aller Form, wünschte der Nationalversammlung zu ihren Thaten und ihrem Namen durch eine Deputation Glück und diese Deputation ward angenommen; man erließ auch Ermahnungen an die Pariser, Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten. Kürzlich war Mirabeau mit seinem Vorschlage, die Bitte um Bildung einer Nationalgarde in Versailles und Paris in jene Adresse an den König aufzunehmen, durchgefallen; der Gedanke an eine hauptstädtische Bürgerbewaffnung war aber auch schon im Stadthause besprochen. Man mußte die gefekliche Haltung dieser Versammlungen rühmen, wäre ihr Dasein nur gefeklich gewesen. Völlig regellos ward aber im Palais-royal, sei's in Kaffeehäusern, sei's im Garten discutirt, und die Nationalversammlung lud eine schwer zu büßende Schuld des Unbedachtes auf sich, als sie eine Deputation des Palais-royal annahm, welche ihr eine Dankadresse mit einigen Tausend Unterschriften überbrachte.

Als nun die Nachricht von Neckers Entlassung in die Hauptstadt kam, rannte Alles in das Palais-royal (12. Juli). Man sah hier im Garten einen jungen Mann, mit einem Pistol bewaffnet, heftig deklamirend von einem Tische herab. Es war der Advokat Camille Desmoulins, er stotterte ohne Unterlaß, und doch ward jedes seiner Worte von den Umstehenden verischlungen. Denn er brachte Kunde von Versailles, rief dann zu den Waffen; „denn noch heute,“ sprach er, „verlassen die Regimenter das Marsfeld, gehen auf das rechte Seineufer über, rücken noch heute in Paris ein. Vor Allem müssen die Patrioten sich ein Erkennungszeichen geben.“ Camille riß ein Blatt vom Baume, steckte es an seinen Hut, und bald war kein Blatt mehr an den Bäumen zu erreichen. Alles legte die grüne Kokarde an. Man suchte nach Waffen, Säbeln, Pistolen, Knütteln. Einer rief, man müsse an solchem Trauertage die Theater schließen, und gleich vertheilte man sich, brachte die Maßregel in Vollzug. Einige drangen in ein Cabinet von Wachsfiguren im Palais-royal, nahmen die Büsten Neckers und des Herzogs von Orleans weg, hüllten sie in Trauerflöre, trugen sie umher. Wirklich standen mehrere Regimenter Fußvolk und Reiterei, reichlich mit Kanonen versehen, unter dem Befehl des Schweizer's Besenval bereits auf den elysäischen Feldern, selbst auf dem Plage Ludwigs XV., dicht am Garten der Tuilleries. Alle Drohungen der Gewalt waren angehäuft. Suchte man denn einen Feind? Und gerade diese herausfordernde Stellung reizte die Menge, so daß einige Steinwürfe er-



folgten. Da bezwang aber der Prinz von Lambese, Obrister des Regiments Royal-Allemand, nicht länger seine Ungebuld, warf sich mit einer Schaar seiner Reiter in den Tuilleriesgarten, wo der Sonntag eine große Zahl harmloser Spaziergänger zusammengeführt hatte. Nun stob Alles auseinander, einige Verletzungen mögen vorgefallen sein; aber der Ruf von einem Gemetzel flog durch die nächsten Gassen. Gleich liefen Viele auf das Stadthaus, verlangten und erhielten Waffen, einige Hundert Flinten. Nun trat ein anderes Ereigniß dazu. Jenen Herumträgern der Büsten hatte sich ein Soldat des Regiments Französische-Garden zugesellt; der will nicht ausweichen, als man auf eine Patrouille Royal-Allemand stößt, wird darum verwundet, wo nicht gar getödtet. Da aber rottet sich Alles zusammen, was von französischen Garden in der Nähe, feuert auf eine Abtheilung Royal-Allemand, und macht sich spät Abends noch, unter dem Rufe „es lebe der dritte Stand!“ auf, um die Truppen auf dem Place Ludwigs XV. aufzusuchen. Zum Glück fand man den Platz leer; alle Regimenter waren bereits auf das Marsfeld und weiter abgezogen.

So hatte sich die bewaffnete Macht gezeigt, hatte Unruhen erregt und sich zurückgezogen, und ein Theil derselben war abtrünnig geworden. Den nächsten Tag (13. Juli) früh Morgens sah man die Wähler auf dem Stadthause versammelt; die Municipalität vereinigt sich mit ihnen. Man wählt einen fortwährenden Ausschuß, welcher für die Sicherheit und die Lebensmittel der Hauptstadt sorgen soll. Der nächste Beschluß ist, aus den besten Bürgern von Paris eine Miliz zu bilden zur Aufrechthaltung der allgemeinen Sicherheit. Man will sie auf 48,000 Mann bringen, und zwar so, daß man zunächst 200 Mann aus jedem der 60 Distrikte aushebt und hiermit vier Tage lang fortfährt. Im Stadthause ist das Hauptquartier. Niemand darf künftig Waffen tragen, der nicht in seinem Distrikt eingeschrieben ist und so das Recht erworben hat, sich mit der Kolarde der Bürgermiliz zu schmücken. Die Farbe dieser Kolarde darf schon darum nicht länger grün sein, weil das die Farbe des Grafen von Artois ist; man nimmt die Farben der Stadt Paris, blau und roth an. Das war geschehen, als aus dem Hauptquartier der Befehl an die französischen Garden eintraf, gleich Paris zu verlassen, nach St. Denis, wo auch ein Lager stand, abzumarschieren. Es war zu spät. Alle Gemeinen versagten den Gehorsam und stellten sich unter den Befehl des Stadthauses. Auch einige Offiziere folgten nach. Auf solche Weise gebot die Regierung des Stadthauses, denn so werden wir sie nennen müssen, über ein Regiment von 3000 geübten Soldaten mit Kanonen und Kanonieren. Das Beispiel wirkte weiter; eine Menge Deserteure von den andern Regimentern kam in der Hauptstadt an.

Aber in denselben Stunden, da man im Stadthause sich eigenmächtig ein Heer erschuf, zum Theil aus des Königs Soldaten zusammengekehrt, ließ der König schon den Gedanken an die Ausföhrung von Gewaltthaten völlig fallen. Er schrieb (denn an der Richtigkeit der Urkunde scheint kein Zweifel zu sein) den 13. Julius Morgens 11 Uhr an den Grafen von Artois: „Ich hatte, mein lieber Bruder, Eurem Andringen und den Vorstellungen einiger treuen Unterthanen nachgegeben; allein ich habe nützliche Ueberlegungen gepflogen. In diesem Augenblicke Widerstand entgegenstellen hieße die Monarchie dem Verderben aussetzen, das heißt, uns Alle verderben. Ich habe meine Befehle zurückgenommen, meine Truppen werden Paris verlassen; ich will sanftere Mittel anwenden. Redet mir nicht mehr von einem Machstreiche; ich halte es für klüger, Zeit zu gewinnen, dem Ungewitter auszuweichen, Alles von der Zeit, von dem Erwachen der wackeren Leute und der Liebe der Franzosen für ihren König zu erwarten.“ Ludwig XVI. war der Hartnäckigkeit Karl Stuarts fremd und so ward der Bürgerkrieg vermieden. Der Nationalversammlung gegenüber hielt er noch fest, schlug ihr desselben Tages ihre wiederholte Bitte um Entfernung der Truppen, nicht minder die Bitte um Genehmigung einer Bürgergarde für Paris entschieden ab. Die Versammlung antwortete hierauf mit der Erklärung, daß Reder und die übrigen verabschiedeten Minister ihre Achtung und ihr Bedauern mit sich nähmen, und machte die gegenwärtigen Minister verantwortlich für alle unglücklichen Folgen der neuesten Maßregeln. Da man nächtliche Verhaftungen einzelner Mitglieder fürchtete, erklärte man sich für permanent, blieb die Nacht beisammen, und wählte, um die Mithwaltung des Präsidenten, des hochbejahrten Erzbischofs von Bienne, zu erleichtern, den ersten Vicepräsidenten, Lafayette.

Mittlerweile ging es den Männern des Stadthauses bereits wie dem Zauberlehrling, der die Geister, welche er aufgeboden hat, nicht wieder zu bannen weiß. Sie hatten einer gewaltigen bewaffneten Macht das Dasein gegeben, und wußten sie kaum einen vollen Tag zu beherrschen. So viele von ihrer Tagesarbeit zu den Waffen aufgerufene Tausende wollten und können nicht müßig sehn, sie verlangen vollständig bewaffnet zu sein und durch Thaten sich ihrer Nationalversammlung würdig zu beweisen. Damals wurden neben Camille Desmoulins die Namen Danton, Marat, Santerre zuerst genannt; man sprach von der Nothwendigkeit, die Bastille zu erobern. Bastille bedeutet so viel als Festung. Diese Bastille ward im vierzehnten Jahrhundert am Thore des heiligen Antonius erbaut, um die unruhigen Pariser im Zaum zu halten. König Karl V. legte sie an, sie ward unter seinem Nachfolger Karl VI.



fertig um 1383. Es war ein altes Schloß mit acht finstern Thürmen, wovon die Kanonen aus den Schießgarten drohend auf die Hauptstädter blickten; über den tiefen Graben führten zwei Zugbrücken neben einander, eine für Wagen, eine für Fußgänger, in das dunkle Thor; dann das Wohnhaus des Gouverneurs, noch eine solche Doppel-Zugbrücke und man stand in der Festung. Ihr Dasein war den Parisern von jeher ein Greuel. Die Geschichten von den dort schmachtesten Opfern willkürlicher Verhaftung erbten sich durch Generationen fort. Kein Wunder darum, daß die Wähler von Paris die Schleifung der Bastille mit in ihr Cahier brachten: an dem Orte, wo sie gestanden, soll ein Ehrendenkmal für Ludwig XVI. als den Hersteller der öffentlichen Freiheit errichtet werden. Von seiner Seite ließ der Gouverneur, Herr von Launay, seit der Erstürmung von Neveillons Hause die Festungswerke ausbessern und in den letzten Nächten hatte man große Pulvervorräthe aus dem Arsenal herbeigeschafft; aber die Besatzung blieb die alte, 32 Schweizer und 80 französische Invaliden, ihr Mundvorrath bestand aus zwei Säcken Mehl und etwas Reis.

Dienstag Morgen (14. Juli) mit Tagesanbruch zog ein bewaffneter Haufe aus dem Palais-royal nach dem Hôtel der Invaliden, verlangte die Auslieferung des dort verwahrten Waffenvorraths. Als der Kommandant zögerte, sprang man in die Gräben, ganze Schaaren kletterten den Wall hinan. Da ließ der Kommandant das Gatter öffnen, die Pariser gewannen 28,000 Flinten und 20 Kanonen. So eroberten sie sich selber hier die Waffen, um welche sie bisher auf dem Stadthause die erste städtische Obrigkeit, den sog. Vogt der Kaufleute, Herrn von Fleisselles, vergeblich bestürmt hatten. Der, um seine Verantwortlichkeit besorgt, hatte sie hierhin und dorthin geschickt, wo sie nichts fanden; ein Schiff mit 5000 Pfund Pulvers auf der Seine, wovon er ihnen geschwiegen, spürten sie selbst auf. War nun der Handstreich mit dem Invalidenhause so über alle Erwartung leicht gelungen, warum nicht auch mit der Bastille?

Wie gern wäre man auf dem Stadthause, wo man ernstlich Erhaltung der Ruhe wünschte, dem zuvorgekommen! Man schickte früh Morgens zu dem Gouverneur der Bastille, bat ihn, die Kanonen, deren Anblick das Volk nur erbitterte, zurückziehen zu lassen, was auch geschah, schickte hernach, als die Gefahr drohender ward, die Menschenmasse sich häufte, eine zweite Deputation mit der Bitte, der Gouverneur möge eine Abtheilung Bürgermiliz aufnehmen, um gemeinsam mit der Garnison Besatzungsdienste zu thun. Aber es war nicht mehr möglich, bis zur Bastille durchzudringen. Dennoch versuchte man es, vom Stadthause aus mit einer dritten Deputation. Diese soll, einen Tambour und eine Fahne voran, sich

Platz schaffen, das Volk vom Schießen abhalten; aber sie kann nicht allenthalben sein, hier läßt man sich sagen, dort aber feuert man lustig fort aus Mörsern gegen Mauern, von welchen die Kugeln abprallen. Endlich erwiedert der Gouverneur das Feuer, und Einige aus der Menge fallen. Schon aber kommen Kanonen herbei, es bilden sich zwei Sturmhaufen. Dreihundert von jenen französischen Gardes, einer, Elie, früher Sergeant in einem anderen Regiment, führt sie an; der zweite Haufe besteht aus Handwerkern, ein Uhrmachergeselle aus Genf, Hullin, ist der Führer. So kam Ordnung in den Angriff, der mit wunderbarer Kühnheit geschieht. Ein glücklicher Schuß sprengt die Ketten der ersten Zugbrücke; sie fällt. So kamen die Stürmer in den ersten Hof, stellten hier ihre Kanonen auf. Ihre Zahl war sehr geschmolzen; sie hatten mehr als 80 Mann an Todten, eben so viele an Verwundeten verloren, aber nichts von ihrem Muth. Launay war ein Befehlshaber ohne Entschlossenheit, aber ein Soldat von Ehre. Als er das Gelingen des Sturmes sah, wollte er sich mit der Festung in die Luft sprengen; einer seiner Unteroffiziere hielt ihn mit Gewalt zurück. Man steckte die weiße Fahne auf, als Zeichen der Kapitulation, und Launay schrieb die Worte: „Wir haben 20 Centner Pulver, wir sprengen das Schloß in die Luft, nehmt ihr die Kapitulation nicht an.“ Man steckt das Papier durch eine Oeffnung der zweiten noch aufgezogenen Zugbrücke, mit Hülfe einer übergelegten Diele nimmt es einer der Stürmer in Empfang. Elie verbürgt sein Wort für die Sicherheit der Besatzung. Noch aber verhandelte man um Abzug mit kriegerischen Ehren, um Bestätigung der Kapitulation auf dem Stadthause, als die angstvollen Invaliden die Zugbrücke fallen ließen. Da erhob sich das Jubelgeschrei des Volks: „Die Bastille ergibt sich.“ Das begab sich, während mehrere Regimenter königlicher Truppen unter dem General von Besenval auf dem Marsfelde standen. Besenval aber that nichts weiter, als daß er dem Kommandanten der Bastille den schriftlichen Befehl zusandte, sich auf's Aeußerste zu halten, und Verstärkung zu schicken versprach. Der Ueberbringer ward unterwegs aufgefangen und auf das Stadthaus geschleppt. Elie und Hullin boten Alles auf, um Launay und seine Besatzung zu schützen. Der Zug vom Stadthause ward angetreten. Als man auf den Greveplatz kam, wurden Launay und sein Major von einer andringenden Horde ihren heldenmüthigen Vertheidigern entrisen. Nicht lange, so sah man ihre zerfleischten Körper und Launay's Haupt auf einer Pike. Ein Paar Kanoniere wurden an einem Laternenpfahl aufgehängt. Fleisselles erkannte sein Schicksal, als man ihm zurief: er solle in's Palais-royal, um dort gerichtet zu werden. Launay's Kopf war ihm dahin vorangegangen. Als Fleisselles auf den Greveplatz trat, nahte sich ein un-



bekannter junger Mensch, schoß ihn nieder, und man trug seinen Kopf umher. Die Eroberer behielten die Bastille im Besiz; die wenigen Gefangenen, nur sieben, darunter ein Paar Wahnsinnige, wurden befreit. Nach ein Paar Tagen ward unter Trompetenschall durch ganz Paris verkündigt, die Schleifung der Bastille sei auf dem Stadthause beschlossen.

Die Bastille ward um vier Uhr Nachmittags genommen; die Nationalversammlung erfuhr davon durch den Herrn von Wimpfen, Deputirten von Caen, der gerade in Paris war, und ungeachtet die Minister alle Verbindung zwischen Versailles und der Hauptstadt hatten absperren lassen, glücklich durchkam. Auch die Minister waren unterrichtet; ihre Sorge war, daß nur der König nicht um seine Nachtruhe komme und sie verschwiegen es ihm. Aber der Herzog von Liancourt, dem des Königs Heil aufrichtig am Herzen lag, bediente sich des Vorrechts seines Hofamtes, ließ ihn wecken, verkündigte ihm was geschehen (15. Juli). „Also ein Aufstand?“ rief der Monarch. „Nein, Sire,“ sprach Liancourt, „das ist eine Revolution.“ Ludwig hatte gestern zwei verschiedenen Deputationen der Nationalversammlung, welche die Entfernung der Truppen begehrten, von innern Zweifeln zerrissen, aber dennoch widerstanden. Jetzt war er sich selbst wieder gegeben. Tief erschüttert durch das Blutvergießen in der Hauptstadt, aber wohl damit zufrieden, von seiner Zusage, Gewalt zu üben, befreit zu sein, ließ er seine Brüder rufen; Monsieur stimmte bei und Artois beugte sich vor der Nothwendigkeit.

Eben war die Nationalversammlung im Begriffe, eine dritte Deputation mit herben Beschwerden und Anklagen auf das Schloß zu senden, als Liancourt die Nachricht brachte, der König schide sich an, in die Versammlung zu kommen, er bringe Frieden und Versöhnung; Ludwig war gewinnend, sobald der reine Strahl seiner Herzensgüte hervorbrehen durfte. Man war mit sich ziemlich einig geworden, den Monarchen mit finsterner Stille zu empfangen, die Worte waren gesprochen: „Das Schweigen des Volks ist die Schule der Könige,“ aber als er nun in den Saal trat, der ehrliche und so bedrängte Mann, allein von seinen Brüdern begleitet, tönten ihm Bewillkommungen entgegen. Und Beifallsrufe unterbrachen seine Rede, als er nun zum ersten Male die bisher versagte Benennung: „Nationalversammlung“ einfließen ließ, gleich als verstände sie sich von selber, die Entfernung der Truppen als schon befohlen verkündigte, mit dem unverhehlten Kummer seines Herzens einen Ausdruck des Vertrauens verband, daß die Versammlung rathen und helfen werde. Die Antwort des Präsidenten erinnerte daran, daß die im Rathe des Königs vorgenommenen Veränderungen als die Hauptquelle der betrübenden Unruhen betrachtet werden

müßten. Obgleich nun Ludwig eine Aeußerung über diesen Punkt vermied, war die Begeisterung allgemein, und als der König den Saal zu verlassen Miene machte, sprach die Versammlung den Wunsch aus, ihn zum Schlosse begleiten zu dürfen; worauf der König den Weg zu Fuß antrat. So kam es zu einem öffentlichen Versöhnungsfeste, in dessen Taumel ganz Versailles, sogar die Königin, hineingezogen ward; den Schlußpunkt machte ein Tedeum in der königlichen Kapelle.

Am demselben Tage sah man eine Deputation der Nationalversammlung auf dem pariser Stadthause, 88 Mitglieder stark; der König hatte diese Vermittelung selbst gewünscht und Monsieur stellte ihnen seine Wagen zur Verfügung. Auch hier war der Jubel allgemein, denn die Abgeordneten brachten die königliche Bestätigung der Bürgerbewaffnung mit, und als die französischen Gar-den von der ihnen angekündigten Verzeihung nichts wissen wollten, ward auch über diesen Punkt hinweggegangen. Kein Vogt der Kaufleute weiter; Bailly ward zum Maire von Paris ernannt, Lafayette zum Oberbefehlshaber der Miliz, die von nun an (16. Juli) Nationalgarde heißen soll. Auch hier macht ein Tedeum den Beschluß.

Am 17. erschien der König in Paris. Er hatte außerordentliche Erschütterungen des Gemüths überstanden, seine Minister, die Urheber verderblicher Entschlüsse, endlich entlassen, Nöckern geschrieben, daß er wiederkehre; er hatte Abschied genommen von seinem jüngsten Bruder; denn Artois wollte nicht länger in Frankreich bleiben, seit der König den Vorschlag, sich dem abziehenden Heere anzuschließen, welchen Breteuil und Broglie, von der Königin unterstützt, kurz vor ihrem Ausscheiden machten, das heißt, den Vorschlag zum Bürgerkriege, verworfen hatte; mit dem Grafen von Artois reisten die Prinzen von Condé, von Conti, die Polignacs und kurz darauf setzten sich auch Breteuil, Varentin, Broglie, der Prinz von Lambese und viele Andere, um König und Vaterland unbekümmert, in persönliche Sicherheit. Ludwigs Entschluß, nach Paris zu gehen, war weise; er durfte sich nach Entfernung des Heeres nicht mißtrauisch vom Volke zurückhalten; aber die Königin nahm von ihm einen Abschied fast der Verzweiflung, den Gemahl je wieder zu sehen; er bestellte durch eine schriftlich niedergelegte Akte den einzigen Bruder, der ihm blieb, scheidend zum General-lieutenant des Königreiches für den äußersten Fall, hörte die Messe, empfing das heilige Abendmahl, und man las in seiner Miene eine stille tiefe Betrübniß, als er an der Barrière seiner Hauptstadt eintraf. Hier empfing ihn der neue Maire an der Spitze der Municipalität mit Worten der Glückwünschung, deren ungeschickt zugespigter Anfang war: „Sire, ich bringe Eurer Majestät die Schlüssel



Ihrer guten Stadt Paris; es sind dieselben, welche Heinrich IV. überreicht wurden. Er hatte sein Volk wieder erobert; heute ist es das Volk, welches seinen König wieder erobert hat." Nun der Zug nach dem Stadthause durch die unermesslich lange Doppelreihe Bewaffneter, bewaffnet und gekleidet wie es zutrif, selbst Flinten tragende Frauen, sogar Mönche darunter. Der König erkannte die Eroberung, welche eine neue Ordnung der Dinge an ihm gemacht hatte, die Schatten der letzten Merowinger mochten ihn umschweben. Er empfing von seinem Majordom Bailly auf dem Stadthause die Kokarde mit den Farben der Stadt Paris und befestigte sie an seinen Hut, hörte Reden an, welche Bailly in seinem Namen beantwortete, er selbst vermochte es nicht; er ward an ein Fenster des Stadthauses geführt, dem Volke vorgestellt, welches ihm zurief. Abends ging es nach Versailles zurück, man sah sich mit Thränen wieder.

Friedrich Christoph Schloffer.



1776/77 1778/79 1779/80 1780/81



Schlosser.



## Friedrich Christoph Schlosser.

(Geb. 17. Nov. 1776. — Gest. 23. Sept. 1861.)

Er schreitet daher unter den Geschichtschreibern wie Zimmermanns Hoffschulze oder — wollten wir es poetischer fassen — wie Shakespeare's Percy Heißsporn. Eine rücksichtslose Redlichkeit, eine derbe Wahrhaftigkeit, eine stramme Sittlichkeit und eine urgesunde, heiß- und vollblütige Kraft bei einfacher, schlichter Denk- und Empfindungsart und Darstellung zeichnen diesen echten und eigentlich ersten Historiker für das Volk, und zwar so recht für das deutsche Volk, vor allen Anderen aus. Gewisse Fehler und Einseitigkeiten, die einem so scharf ausgeprägten Charakter, der sich auch niemals verleugnen oder auch nur mildern wollte, bei objektiver Beurtheilung gewisser Geschichtsercheinungen und Beziehungen nothwendigerweise anhaften müssen: sie hängen mit dem tiefinnersten Wesen, mit allen ehrwürdigen Vorzügen des ganzen Menschen nicht allein zusammen, sondern sie helfen dieselben auch mit bilden und aufbauen, so daß sie gleichsam selbst wieder Vorzüge werden; sie gehen auch Hand in Hand mit dem Geiste und der Ge-



schichte der Zeit, die den großen Historiker bildete. Und wer nun doch noch an der Schroffheit und sittlichen Strenge dieser knorrigen Eichenkraft aus Norddeutschlands Wald- und Meeresluft Anstoß nehmen sollte, der möge wohl beherzigen, was einer der ersten Männer der Zeit, Gervinus, sagt: „Wer durch eine scharfe Erziehung von Jugend auf gewöhnt wäre, das Gute und Rechte als das selbstverständene Ordnungsmäßige ohne Lob und Ruhm hingeben zu sehen, nur von dem Sträflichen und Falschen ein Aufheben gemacht zu hören, ihm würde zu keiner Zeit die Schlossersche Strenge zu streng erscheinen; und nur zu solch sinnenden Lehrern, die gute Natur, gesunden Sinn und einfachen Verstand mitbringen und ernster Zucht nicht unzugänglich sind, hat Schlosser in seinen Schriften reden wollen.“ — Möge er immermehr solcher Lehrer finden, zu Ruhm und Ehren des deutschen Vaterlandes. Wir haben hier vorzüglich sein 18 Bände starkes Hauptwerk: „Weltgeschichte für das deutsche Volk“ (von 1844—57) im Auge; theilweise (namentlich in den früheren Bänden) von G. L. Kriegl aus Schlossers verschiedenen Schriften, theilweise von diesem selbst ausgearbeitet. Als Specialwerk ist vor Allem zu nennen seine „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ (1823). Er begann seine eigentliche historische Thätigkeit mit der „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reiches“ (1812), der er dann die „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung“ (1817 bis 1824) folgen ließ. Dem Erscheinen seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ folgte seine „Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur,“ bis er zur Herstellung

seiner Weltgeschichte schritt. — Vorher und dazwischen schrieb er Abhandlungen über Abälard, Beza und Vermili, über Napoleon und Dante. —

Schlosser wurde am 17. November 1776 zu Zeber geboren, Sohn eines Advokaten und Bruder von zwölf Geschwistern. Er erwuchs unter unerfreulichen Verhältnissen und kam — schon früh verwaisst — zu einer älteren Verwandten auf das Land. Seinen früh sich kundgebenden Wissensdurst suchte er so viel als möglich an der Bibliothek des Dorflehrers, mit vielen Reisebeschreibungen und geographischen Werken versehen, zu stillen. — Nach einigen Jahren kam er auf das Gymnasium seiner Vaterstadt und 1793 bezog er die Universität Göttingen zum Studium der Theologie. Indessen widmete er sich auch eifrig der Geschichte, Physik und Mathematik, sowie der englischen, italienischen und spanischen Poesie. Durch Köppen wurde er auch der Philosophie eingeführt, und in Barel, als Hofmeister der Kinder des Grafen Bentinck, beschäftigte er sich vorzugsweise mit Plato und Kant. Eine Zeitlang war er abwechselnd Pfarrvikar und Hauslehrer in jener Gegend; dann kam er als Hauslehrer nach Frankfurt a. Main und studirte hier vorzugsweise Aristoteles. Im Jahre 1808 folgte Schlosser einem Rufe als Conrector des Gymnasiums seiner Vaterstadt, lehrte aber schon nach einem Jahre nach Frankfurt zurück, lehrte am Gymnasium und wandte sich nun ausschließlich der Geschichte zu. In Anerkennung seines Erstlingswerkes, der „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser“, wurde er vom Fürsten Primas zu Frankfurt als Professor an dem dort neu errichteten Lyceum



angestellt. Nachdem dasselbe aber schon 1814 wieder eingegangen war, erhielt Schloffer die Stelle eines Stadtbibliothekars. Er verwaltete dieselbe bis 1817, wo er als Professor der Geschichte nach Heidelberg berufen wurde. Hier wirkte er als solcher bis zu seinem Tode; er starb als noch vollkommen rüstiger, geistesstarker und gemüthsfrischer Greis von 85 Jahren am 23. September 1861. Sein großer Schüler Gervinus setzte ihm zunächst ein würdiges Denkmal in der kleinen, aber bedeutenden Schrift: „Friedrich Christoph Schloffer. Ein Nekrolog von G. G. Gervinus.“

## Aus der „Weltgeschichte“.

### Ueber die Geschichte Roms.

Der Charakter des römischen Lebens in der römischen Heldenzeit.

Seitdem durch die Gleichstellung der beiden Stände Roms die letzten Reste des alten Kastensystems vertilgt worden waren, und der vornehmere Theil der Plebejer an der Leitung des Staates Theil nahm, trat ein neuer Adel an die Stelle des Patriciats, dessen Stolz freilich noch lange fortanerte. Diese neue Aristokratie, die man zum Unterschied von der früheren patricischen die senatorische nennen kann, bildete sich theils aus den nach und nach aussterbenden alten Familien, theils aus den Familien der Männer, die sich durch Verdienste emporgeschwungen hatten. Der neue Adel bestand also nicht mehr wie früher aus einer ewig unveränderlichen Kaste, sondern aus dem sich immer wieder neu verjüngenden Kern der verdientesten Männer und ihrer Nachkommen. Er hatte daher auch die Volksstimme durchaus für sich. Dieser Adel war es eigentlich, der Rom groß und mächtig machte; denn die meisten von denen, deren Namen in den Annalen der Römer verewigt sind, waren Plebejer, die sich im Kriege empor arbeiteten, und es war unmöglich, anders als durch großes Verdienst durchzudringen, da die neue Aristokratie ebenso streng, als die alte, jeden Ehrgeizigen abzuhalten suchte.

Das Kastensystem ward also in Rom nicht durch den gewerthätigen Theil der Bürgerschaft verdrängt, sondern durch eine neue Art von Aristokratie, welche an die Stelle der alten trat. Dies mußte, in Verbindung mit der von Anfang an vorherrschenden kriegerischen Richtung, dem römischen Wesen einen eigenthümlichen Charakter geben. Durch Handel und Industrie konnte man sich in Rom nur geringe, durch geistige Bemühungen gar keine Auszeich-



nung erwerben, die ganze Einrichtung des Staats war vielleicht mehr auf Ackerbau, auf strenge Ordnung des bürgerlichen Rechts und auf Kriege berechnet. Es darf uns daher auch nicht auffallen, daß die Jahrbücher der römischen Geschichte neben den innern Zwistigkeiten unaufhörlich von auswärtigen Kriegen reden, und daß namentlich die Zeit, welche auf die endlich durchgeführte Einführung gleicher Rechte im Staate folgte, eben so wie die erste Hälfte des christlichen Mittelalters eine ritterliche Zeit war. Sie beginnt ihrer ersten Entstehung nach im Grunde schon mit der Herstellung der Republik, erhielt aber ihre höchste Entwicklung erst anderthalb Jahrhunderte nachher, und dauerte dann als eigentliches Heldenzeitalter der Römer bis zum zweiten punischen Kriege oder bis gegen den Beginn des zweiten Jahrhunderts v. Chr. hin fort. Ehe wir diese Zeit des römischen Mittelalters in ihrem Verlaufe darstellen, ist es nöthig, auf den Zustand und die Verhältnisse des Lebens im Allgemeinen einen Blick zu werfen und das römische Kriegswesen zu schildern, zumal da der eigentliche Nationalcharakter der Römer in dieser Periode am reinsten und kräftigsten entwickelt war.

Der römische Staat hatte nach der Vertreibung der Könige den Charakter der strengsten erblichen Aristokratie angenommen, und die Tugend der ausgezeichneten Männer war damals nichts Anderes, als dieser allgemeine Charakter, der sich in einzelnen hervorragenden Erscheinungen offenbarte. Eine Anzahl patricischer Güterbesitzer, die man dem Adel der schottischen Hochlande im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert vergleichen kann, bildete den Kern des Staats, und setzte ihren Stolz nicht in Reichthum und Glanz, sondern in die Menge und Anhänglichkeit ihrer Klienten. Die Könige hatten den etruskischen Glanz gesucht, die patricische Aristokratie der Republik dagegen setzte diesem Streben die Einsamkeit und Einfachheit des Lebens entgegen, und wußte sehr verständig den Haß des Königthums auf den Kontrast der Sitten der königlichen und republikanischen Zeit zu gründen. Dasselbe geschah in neuerer Zeit von den französischen Reformirten auf Calvins und Bezas Angaben, und ward durch sie in den Republiken von Genf und Holland Staatsgrundsatz, zu einer Zeit, wo bei der Verwaltung der Kirche ebenfalls die republikanische Verfassung an die Stelle der monarchischen getreten war. Der Erfolg ist in beiden Fällen derselbe gewesen, nur daß Rom sich dabei auch nach Außen hin vergrößerte, diejenigen Staaten aber, welche dem strengen Calvinismus huldigten, bloß an innerer Kraft und an Reichthum gewannen.

Als die altadelige Aristokratie nach und nach neuen Geschlechtern Platz machte, blieb dieser Grundsatz oder vielmehr diese Ge-

wohnheit einer spartanischen Strenge des Lebens und der Zucht bestehen, weil der Charakter des römischen Staats völlig militärisch war, das ganze Wesen der Nation auf Krieg, Landbau und einfachen Lebensverhältnissen beruhte, und nur Vaterlandsliebe, Muth, und Kriegsthaten für Verdienste galten und ein Ansehen gewährten. Rom ging auch in Betreff der Sitten auf der einmal betretenen Bahn fort. Je mehr sich Rom zu einem ganz neuen Staate gestaltete, je mehr es eine durchaus kriegerische Stellung annahm, desto mehr siegten die samnitischen Sitten über die etruskischen und latinischen, welche zur Zeit der Könige vorgewaltet hatten. Während früher, wie die großartigen Gebäude der Tarquinier zeigen, die Künste und ein gewisser Luxus in Rom Eingang gefunden hatten, ward dagegen in den ersten Zeiten der Republik das Leben immer einfacher, schlichter und rauer. Dies war namentlich in der Zeit von dem Einbruch der Gallier an bis zum Beginn der punischen Kriege der Fall. In Folge der Zerstörung der Stadt und der ewigen Kriege verarmte und erstarrte damals das römische Volk zu gleicher Zeit, und ward in seinem äußeren Leben auf die einfachsten Verhältnisse und auf ein rauhes, kriegerisches Wesen zurückgeführt.

Die Römer besaßen damals weder Bergwerke, noch hatten sie viel Industrie und Handel, sie waren also von Haus aus ein armes Volk. Man macht sich jedoch von der Armuth der Römer dieser Zeit gewöhnlich eine zu idyllische Vorstellung, und nimmt Anecdoten, wie die von Cincinnatus und die später anzuführenden Geschichten von Curius Dentatus Fabricius und Regulus allzu wörtlich. Dies geht schon aus der Volkseinteilung des Servius Tullius hervor, und wird überdies auch durch einzelne Züge des Privatlebens widerlegt, die uns aus den früheren Zeiten überliefert worden sind. Industrie, Handel und einen gewissen Grad von Luxus hatte Rom auch damals schon. Die Bauwerke eines Tarquinius und die großen Straßenbauten, welche nachher unter Appianus Claudius und Anderer Leitung gemacht wurden, setzen eine sehr große Anzahl von geschickten Gewerbsleuten voraus. Wir erfahren außerdem, daß schon in den ersten Zeiten der Republik römische Frauen Purpurgewänder mit einem Goldsaume trugen, und in den zwölf Tafeln findet sich ein Gesetz gegen den herrschenden Luxus, goldenen Schmuck mit den Todten zu verbrennen. Ferner kommt schon vierzig Jahre vor der Verbrennung Roms durch die Gallier der Gebrauch vor, einen goldenen Kranz als Ehrenzeichen der Tapferkeit zu geben, und die Römer haben also noch weit früher, als die Griechen, Preise von Gold an die Sieger vertheilt, obgleich die Letzteren Goldbergwerke besaßen, und sowohl deshalb, als auch wegen der Nähe des Orients und wegen ihres frühen Handels viel reicher an Gold waren. Auch Handel trieb Rom schon früh,



nur konnte derselbe freilich noch nicht sehr bedeutend sein, da die kriegerische Richtung des Staats alle Vornehmen und Reichen dieser Beschäftigung abgeneigt machte, die Thätigkeit der übrigen aber vorzugsweise vom Landbau in Anspruch genommen ward. Der handeltreibende Theil des römischen Volks bestand daher auch fast nur aus Fremden, die im römischen Gebiet angesiedelt waren, nämlich aus Latiniern und Struskern. Uebrigens zeigt sich die Bedeutung, welche der römische Staat schon in sehr frühen Zeiten auf den Handel legte, namentlich darin, daß bereits im ersten Jahr der Republik ein Handelsvertrag mit Karthago geschlossen ward, und daß dies in den folgenden zwei Jahrhunderten noch zwei- oder dreimal geschehen sein soll.

Die laufenden Staatseinnahmen bestanden aus der Grund- und Vermögensteuer der Bürger, aus Zöllen, aus den Abgaben von Staatsdomänen, die an Privatleute abgetreten worden waren, und aus dem Pachtgelde von Ländereien, welche Staatseigenthum blieben und als Aecker oder Weideland verpachtet wurden. Zu diesen regelmäßigen Einnahmen kam noch als eine außerordentliche die Kriegsbeute hinzu. Die Ausgaben des Staats waren in Rom von Anfang an bedeutender, als in Griechenland. In den griechischen Staaten mußte man nichts von Verwaltungskosten, mit der einzigen Ausnahme, daß in Athen die Bürger für ihre Anwesenheit in der Volksversammlung und in den Gerichten entschädigt, und die Prytanes auf öffentliche Kosten gespeist wurden. In Rom dagegen wurden die Beamten zwar ebenfalls nicht besoldet, sie wurden aber auf Staatskosten mit allem Nöthigen ausgerüstet, und konnten sich, ohne darüber zur Rechenschaft gezogen zu werden, auf Unkosten Anderer bereichern. Außerdem hatte Rom wegen der beständigen Kriege und wegen der fortwährenden Erweiterung seiner Herrschaft, welche im Anfang wenig eintrug, große Ausgaben zu machen. Dadurch wurden zahlreiche Unterbeamten (Apparitores genannt) nöthig, welche alle vom Staat bezahlt wurden, und die, da sie von den eigentlichen Staatsbeamten nach Belieben gewählt wurden, und daher größtentheils jedes Jahr wechselten, zum Theil eilen mußten, sich zu bereichern, ehe ihr Patron wieder abtrat, zum Theil aber den Vortheil ihrer Stelle mit diesem theilten. Auch von der Kriegsbeute floß Vieles den Magistratspersonen zu. Schon die Vorwürfe, die man dem Camillus wegen der Ausschmückung seines Hauses mit Kostbarkeiten von der Beute Veji's machte, beweisen, daß schon damals diese Art von Bereicherung nicht ganz unerhört war, und die Uneigennützigkeit, welche man von einigen andern römischen Helden rühmt, selbst für jene Zeit als eine Ausnahme anzusehen ist.

Sehr viel ward in den früheren Zeiten auf Werke, die zum all-

gemeinen Nutzen dienten, verwendet, namentlich auf Wasserleitungen, Kloaken und Heerstraßen. Diese Hauptdenkmale der römischen Größe, welche mehr Bewunderung verdienen als alle ägyptischen Prachtgebäude und alle indischen Iesentempel, zeichneten sich eben so sehr durch den Nutzen aus, den sie leisteten, als durch den ungeheuren Aufwand, den sie erfordert haben mußten. Die Römer übertrafen hierin selbst das griechische Volk. „Die Römer“, sagt ein griechischer Schriftsteller, „haben mit klugem, verständigem Sinne zu den natürlichen Vortheilen, welche die Lage ihrer Stadt gewährt, noch andere hinzugefügt. Der Grieche glaubt bei Städteanlagen Alles gethan zu haben, wenn er eine fruchtbare Gegend und einen guten Hafen ausfindig gemacht, und dann seine Stadt mit schönen Gebäuden geschmückt und mit tüchtigen Festungswerken versehen hat; der Römer dagegen denkt bei seinen Städten mehr auf Das, was der Grieche versäumt: er pflastert die Straßen, er legt Wasserleitungen an und baut Kanäle, durch welche der Unrath weggeführt wird. Auch die Landstraßen bauen die Römer ohne Rücksicht auf Mühe und Kosten so dauerhaft und zweckmäßig, daß sie zu diesem Zweck selbst ganze Hügel abtragen und Abgründe mit Erde anfüllen.“

Die Landstraßen und Wasserleitungen der Römer müssen besonders hervorgehoben und besprochen werden, weil in der Zeit, bis zu welcher wir die römische Geschichte geführt haben, das Muster gegeben ward, nach welchem man diese beiden Arten öffentlicher Bauwerke bis in die spätesten Zeiten der Römer ausführte. Im Jahre 312 v. Chr. ward durch Appianus Claudius, einen fürstlichen Patricier, die berühmteste römische Landstraße angelegt. Diese Straße, welche nach ihrem Erbauer die Appianische genannt wurde, führte von Rom nach der campanischen Stadt Capua, ward aber in späterer Zeit verlängert, und einerseits bis an die sicilische Meerenge, andererseits bis nach Brundisium oder Brindisi, dem gewöhnlichen Ueberfahrtsorte nach Griechenland, fortgesetzt. Die Einkünfte des Staats hatten sich zu Appianus Claudius Zeit durch große Eroberungen bedeutend vermehrt, und gewährten die erforderlichen Mittel, um sowohl diese kostspielige Straße, als auch eine ungeheure Wasserleitung zu erbauen. Appianus Claudius veranstaltete die Ausführung dieser beiden riesenhaften Werke. Da dieselben der Stadt nicht zur Last fielen, ihren Bewohnern vielmehr Gelegenheit sich zu bereichern gaben, so verpflichtete er sich durch diese beiden Unternehmungen seine Mitbürger in hohem Grade; er that aber dadurch zugleich auch den Italienern Roms Größe kund, und sicherte sich selbst die Unsterblichkeit. Die appianische Straße ward so gebaut, daß sie durch alle Zeiten hindurch unübertroffen geblieben ist, und mehr als alle anderen Heerstraßen die römische Größe



beweist. Die noch vorhandenen Reste derselben geben ein Werk zu erkennen, welches die ungeheuren Mauern der alten etruskischen Städte weit hinter sich zurückließ, weil es eben so solid als diese war, und doch durch einen noch viel größern Raum hin fortlief. Sie war so breit, daß zwei Wagen bequem einander ausweichen konnten. Ihre Unterlage bestand aus gebrochenen Steinen, welche vier bis fünf Fuß im Geviert hatten, und nicht gelegt, sondern festgemauert waren. Diese Steine wurden nach Lineal und Winkelmaß gehauen und so genau zusammengefügt, daß man kaum die Fugen bemerkte. Sie bildeten also einen sehr festen Quaderdamm. Dieser wurde mit Kies überschüttet, und von Strecke zu Strecke mit Meilenzeigern, mit Häusern zum Einkehren und mit Steinen, die zum Aufsteigen auf's Pferd dienten, versehen. Zu seinen beiden Seiten erhoben sich nach und nach an allen Orten Grabmäler, welche von den alten Römern eben so, wie andere Denkmale, stets an den Landstraßen angelegt wurden, von diesen das Einförmige unserer Kunststraßen fern hielten, dem Reisenden Belehrung und Unterhaltung gewährten, und ihn mit Bewunderung gegen das weltbeherrschende Rom erfüllten. Uebrigens wurden zu Appianus Claudius Zeit die Landstraßen noch vom Staate selbst, vermittelt der Censoren, der Nobilen und der ihnen untergebenen Beamten besorgt; später dagegen verpachtete man die Ausführung eines solchen Baues meistens ganz an Unternehmer, bediente sich aber dabei auch der Soldaten und der zum Frohndienst gezwungenen Provinzbevölkerung. Das andere große Bauwerk, welches Appianus Claudius ausführte, war die älteste Wasserleitung der Römer. Vor Appianus Claudius hatte man sich zu Rom mit einigen Quellen und Brunnen und sogar mit dem unreinen Wasser der Tiber begnügt. Die appianische Wasserleitung aber führte Quellwasser aus einer Entfernung von mehr als drei Stunden nach Rom. Sie war ein zusammenhängendes, starkes Mauerwerk, welches, mit Ausnahme einer kleinen aus Bogen bestehenden Strecke, unter der Erde fortlief.

Zu Rom war, wie das Beispiel dieser Bauwerke zeigt, in den älteren Zeiten Alles auf den Staat und seine Größe, nichts auf den Glanz des Privatlebens gerichtet; das aus der Kriegesbeute und den Abgaben der Unterworfenen eingenommene baare Geld ward zu öffentlichen Anlagen verwendet, die einen bestimmten Zweck hatten und einen allgemeinen Nutzen gewährten. Solche Werke erforderten natürlich bedeutende Summen. So sehr daher auch die Erzählungen von der Armuth und Einfachheit der angesehenen römischen Familien früherer Zeit übertrieben sein mögen, so sind sie doch im Wesentlichen nicht unwahrscheinlich. Sie würden dies wegen der Berichte über den Wucher der Patricier gegen die Plebejer doppelt sein, wenn wir nicht wüßten, daß die Römer zwar erst zu

Pyrrhus Zeit eigene Münzen prägten, vorher aber sich des etruskischen, lateinischen und griechischen Geldes bedienten. Die Sitten und die Lebensweise waren höchst einfach. Einen großen Gegensatz gegen jene öffentlichen Gebäude bildeten die Privathäuser, die nach den Angaben römischer Schriftsteller bis auf Pyrrhus Zeit entweder ganz von Holz oder doch wenigstens mit Holz gedeckt waren. Diese Einfachheit ward durch die ganze Einrichtung des römischen Lebens lange Zeit erhalten, und sogar die ewigen Kriege trugen viel dazu bei. Die Römer waren nämlich fast beständig in neue Kriege verwickelt, jeder Bürger war Soldat, der Senat und alle höheren Beamten bestanden aus verdienten Offizieren, die Sitten des Lagers erhielten also gleich anfangs das Uebergewicht über den Luxus, der in der letzten Zeit der Könige herrschend zu werden begonnen hatte, das allgewaltige Beispiel des ersten Standes aber wirkte auf die niederen Stände wohlthätig zurück. Nur das weibliche Geschlecht kannte und übte einigen Luxus im Privatleben, das männliche dagegen ward in den gallischen und samnitischen Kriegen, welche bald nach Picinius Stolo's Zeit eine ganze Generation hindurch geführt wurden, noch strenger und rauer. Der Landbau und der Kriegsdienst bildeten die Hauptgeschäfte des Römers, und waren die einzigen ehrenvollen Arten von Thätigkeit. Der letztere war den Römern dasselbe, was den Völkern des Mittelalters die Jagd war, ein zur Gewohnheit gewordenes Spiel, ein Vergnügen, ein auf dem Herkommen, der ganzen Lebensanordnung und dem herrschenden Geiste beruhendes Bedürfnis. Die Jagd selbst konnte in dem stark bevölkerten und angebauten Gebiete des römischen Staates nur wenig getrieben werden, und ward daher auch selten zur Leidenschaft, wie dies bei den Völkern des Nordens der Fall war. Patriotismus und Ruhmbegehrte machte jedem Römer nach der Beendigung eines Krieges einen neuen Feldzug wünschenswerth. Auch die durch die Kriege sich mehrende Zahl von Sklaven wirkte in der früheren Zeit nicht nachtheilig auf den Geist und die Sitten des römischen Volkes ein. Der Sklave stand nämlich damals in einem ganz andern Verhältniß zu seinem Herrn, als später, weil er meistens nur zum Ackerbau verwendet wurde, und dieses Geschäft in Gemeinschaft mit dem Herrn und seiner Familie trieb. Außerdem standen aber auch die Völker, mit welchen die Römer damals Krieg führten, ihnen sehr nahe, und dies mußte der Sklaverei einen viel milderen Charakter geben. Römer und Italiener betrachteten sich im Grunde nur als ein Volk, ihre Sitten waren nicht wesentlich von einander verschieden, und viele Kriegsgefangenen wurden entweder freiwillig losgegeben oder von ihren Freigebenden und Verwandten losgekauft.

Das Familienleben war in Rom weit edler und reiner als in



Griechenland. Es war ganz samnitisch, d. h. ländlich, sittsam und mäßig. Die vornehmen Römer wohnten, mit Ausnahme der Senatoren, früher meistens auf dem Lande, sie begaben sich nur vorübergehend in die Stadt, und kehrten zurück, sobald ihre Geschäfte vollbracht waren. Bei dem Vater oder in seiner Nähe wohnten seine Kinder und die diesen fast gleichgestellten Klienten. Er war nicht bloß das Haupt, sondern auch der Herr und Richter seiner Familie, und der Staat bekümmerte sich nicht um Das, was im Innern der Familie geschah. Der Vater konnte, ohne darüber zur Rechenschaft gezogen zu werden, seine neugeborenen Kinder aussetzen, er durfte sich das ganze Eigenthum der Söhne zueignen, ja, er konnte sie sogar dreimal hinter einander als Sklaven verkaufen, und war Herr über Leben und Tod derselben. Ein solches Recht scheint auf den ersten Blick hin eine schreckliche Tyrannei mit sich zu führen; bekanntlich ist aber das Naturgefühl mächtiger und, wenn es genährt wird, besser und wohlthätiger, als jedes Recht und jeder Schutz durch Gesetze. Obgleich zuweilen Beispiele vom Mißbrauch der väterlichen Gewalt vorkamen, so waren sie doch selten, und die Familienregierung gewährte in den früheren Zeiten den Vortheil, daß man leicht Gerichtshof und Gesetzbuch entbehren konnte. Die Gattin des Römers hatte, weil Sklavinnen die Hausarbeit verrichteten, mit vielen häuslichen Geschäften nichts zu thun, welche bei uns der Hausfrau obliegen. Sie war nicht, wie die griechische Frau, vom bürgerlichen Verkehr und vom Staatsleben getrennt und auf das Haus und die Familie beschränkt; sie blieb auch nicht von der Bildung des männlichen Geschlechts ausgeschlossen, die sich bei den Griechen nur eine Hetäre oder Buhlerin aneignen durfte, und die Geschichte der römischen Kultur zeigte daher auch, zum Unterschied von der griechischen Bildung, einen Einfluß der Weiber auf die Entwicklung der Nation. Kurz, die römische Hausfrau hatte eine ehrenhafte Stellung, sie war gebildet, sie nahm am geselligen Leben der Männer Antheil, und eine Ehescheidung blieb, obgleich sie für den Mann sehr leicht zu bewerkstelligen war, in der älteren Zeit etwas Unerhörtes.

Die Munterkeit und Lust des Lebens, die wir bei den Griechen gefunden haben, darf man bei dem ernsten, derben, vorzugsweise auf das Nützliche und Praktische bedachten Volke der Römer nicht erwarten; dafür war dasselbe aber auch von jener genialen Leichtfertigkeit frei, die man bei den Griechen überall gewahrt wird, und die sich selbst unter den Spartanern in der Ausgelassenheit der Weiber und in dem losen Bande der Ehe zeigte. Die eigentlich nationalen Lustbarkeiten der Römer waren Pferderennen und Kriegsspiele; Beide stammen, wie es scheint, aus den ältesten Zeiten her, Alles dagegen, was auf Kunst und Gewandtheit beruhte, war

ihnen ursprünglich fremd. Von den Etruskern, die sich gern an den anstößigen Bewegungen und Geberden der Mimen und Tänzer belustigten, nahmen die Römer diese Art von Unterhaltung an, so wie wahrscheinlich auch die Gladiatorspiele, die ihnen jedoch in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, noch unbekannt waren. Die Letzteren paßten freilich zu dem rauhen Charakter des römischen Volkes vortreflich, sie wurden daher auch, nachdem sie einmal in Rom Eingang gefunden hatten, bald in Verbindung mit grausamen Thierhezen die Lieblingsunterhaltung des Volks; doch behauptete sich sowohl hierin, wie auch bei den Tänzen und den später eingeführten theatralischen Darstellungen der ursprüngliche Charakter der Nation in so fern, als jeder, der sich öffentlich zur Schau gab, verachtet war und blieb. Die Musik der Römer war eine lärmende oder lustige, und ward im Laufe der Zeit nur wenig veredelt. Diejenigen Opferfeierlichkeiten, bei denen man Musik anwandte, wurden stets unter lärmendem Schreien und mit stampfendem Tanzen und Springen gehalten; auch der beim Trinken übliche Gesang und das einheimische Flötenspiel wurden nie, wie die Musik der Griechen, vervollkommenet. Dagegen zeigte sich bei den Römern schon die niedrigste Art des Lurus, das Vergnügen und der Aufwand der Tafel, und begann schon so früh herrschend zu werden, daß man in dem Zeitraum, bis zu welchem wir in unserer Darstellung gelangt sind, sich genöthigt sah, Verordnungen dagegen zu machen.

#### Das römische Weltreich und der Charakter des römischen Lebens im Zeitalter der punischen Kriege.

Die neue Weltherrschaft, welche in diesem Zeitraume von Rom aus gegründet ward, ist von ganz anderer Art, als die der drei früheren Weltreiche, des assyrisch-babylonischen, des persischen und des griechisch-macedonischen. In diesen wurden die eroberten Staaten dem herrschenden Reiche völlig einverleibt, sie verloren mit wenigen Ausnahmen ihr nationales Leben, und unterlagen einer für alle Theile gleichmäßigen Regierung und Verwaltung. Die Provinzen der Römer dagegen wurden nach und nach an das Reich geknüpft, und blieben im Grunde besondere Staaten, welche ihre Sitten und Einrichtungen größtentheils unverändert behielten, in denen ganz verschiedene Gesetze herrschten, und über die nur ein römischer Staatsbeamter als oberster Leiter die Regierung führte. Diese Mannigfaltigkeit der Gesetze und Einrichtungen und das Verwickelte, welches in Folge davon besonders in der Rechtsver-



waltung des gesammten römischen Reiches Statt fand, scheint uns, die wir in der neuesten Zeit fast zu sehr an Einheit und Gleichmäßigkeit gewöhnt sind, ein großes Uebel zu sein; allein eine solche Ungleichheit, die sich in den römischen wie in der griechischen Staats Einrichtung überall fand, schadete der Einheit der Maßregeln nie, weil, sobald höhere Rücksichten es forderten, jede Schranke weichen mußte.

Bei der Einrichtung einer neuen Provinz ließen es sich die Römer vor allen anderen Dingen angelegen sein, die einzelnen Bestandtheile des seitherigen selbständigen Staates vermittelst des verschiedenen Interesses derselben von einander zu trennen, und so die frühere Einheit in Parteinungen aufzulösen. Alle diejenigen, welche bei der römischen Besitznahme des Landes ihren seitherigen Gebieten oder ihre Mitbürger verrathen hatten, erhielten Vorrechte; waren es freie Städte, so ward ihr Gebiet vergrößert, waren es willkürlich beherrschte Unterthanen, so gab man ihnen eine selbständige Existenz, oder ihre Abgaben wurden, wenn nicht ganz erlassen, doch wenigstens vermindert. Diejenigen Städte und Völkerschaften dagegen, welche sich im Kampfe gegen Rom treu und standhaft bewiesen hatten, verloren ihre seitherigen Vorrechte, wurden der Willkür eines römischen Statthalters und seines Gefolges unterworfen, und mußten römische Steuerpächter unter sich sehen, welche ebenso wie die Staatsbeamten Roms die Provinzen als eine bloße Erwerbsquelle für ihre Geldgier und Genußsucht ansahen. Auf diese Weise kam es, daß sich in den römischen Provinzen sowohl eigentliche Unterthanen, als auch Municipien, Präfecturen, römische Kolonien, sogenannte Städte des lateinischen Rechts und noch anders eingerichtete Gemeinden fanden. Der einzige Gewinn, den die Römer hatten, war die Einführung besserer Gesetze oder die Verbesserung der vorhandenen. Die Römer waren nämlich ein durchaus nur auf das Äußere, Reelle und Praktische bedachtes Volk, sie hatten daher keine anderen eigentlich nationalen oder ihnen ursprünglich eigenthümlichen Geistesbeschäftigungen, als die Wissenschaften des Landbaues, der systematischen Hauswirtschaft, des Rechtes und der in einer künstlich eingerichteten Verfassung bestehenden Verhältnisse; sie brachten aber eben deshalb diese Wissenschaften zu einem hohen Grade der Vollkommenheit, und wurden darin besonders noch durch den Umstand unterstützt, daß Kriegsdienst und Staatsverwaltung oder mit andern Worten Benutzung des Krieges, um sich Beute, Ruhm und Einfluß zu erwerben und Benutzung der Staatsgeschäfte zu Privat Zwecken die einzigen Gewerbe der höheren Klassen der Gesellschaft waren.

Die in Rom blühende Rechtswissenschaft mußte den unterwor-

fenen Staaten in Betreff der Verbesserung ihres Rechts zu Statten kommen, und die von den Römern in einzelnen Provinzen eingeführten Gesetzbücher, von welchen wir Kenntniß haben, bezeugen dies auch vollkommen; leider ging aber dieser einzige Vortheil, welchen die Provinzen von der römischen Herrschaft hatten, meistens durch die Art, wie das Recht von den römischen Statthaltern verwaltet wurde, wieder verloren. Die Statthalter erließen nämlich, wie die Prätores in Rom, beim Antritt ihres Amtes Edikte, denen das gesetzliche Recht nachstehen mußte, die meisten von ihnen sahen ihre Statthalterschaft nur als Erwerbsmittel für ihre Habgier und ihren Ehrgeiz an, und gar häufig mußte das Recht auch der Willkür der Zollpächter weichen, gegen die man selten Schutz und Hilfe erhielt, weil sie als angesehenen römischen Bürger Einfluß auf die Besetzung der höheren Aemter Roms hatten, und deswegen von den meisten Statthaltern mit großer Rücksicht und Schonung behandelt wurden. Uebrigens hießen die Statthalter der Provinzen Prätores oder Prokonsuln. Anfangs wählte man nämlich jährlich eine Anzahl Prätores, von welchen zwei das Gerichtswezen in Rom leiteten, die anderen dagegen Statthalter in den Provinzen waren. Von der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. an aber wurde es gebräuchlich, daß die Prätores im ersten Jahr nach ihrer Ernennung insgesammt in Rom blieben und die Gerichtsverwaltung führten, im nächsten Jahre aber unter dem Namen Proprätoren (d. h. Viceprätores) als Statthalter in die Provinzen gingen. Außerdem wurden in der Regel auch die Konsuln nach Ablaufung ihrer Amtszeit mit einer Statthalterschaft beauftragt und führten dann den Namen Prokonsuln; doch ward dieser Name auch solchen Konsuln gegeben, denen die Anführung im Kriege, die gesetzmäßig mit dem Konsulat selbst zu Ende ging, auf ein weiteres Jahr übertragen wurde. Die Statthalter wurden von Quästoren begleitet, welche hauptsächlich die Finanzangelegenheiten zu besorgen hatten; denn von den jährlich ernannten Quästoren blieb immer ein Theil in der Stadt zur Führung der dortigen Geschäfte, ein anderer Theil ging in die Provinzen, ein dritter begleitete als Kriegszahlmeister die Heere in's Feld. Seit der Zeit, wo Oberitalien, Sicilien, Sardinien, Spanien, Macedonien, Griechenland und das karthagische Afrika Provinzen wurden, änderten sich alle Verhältnisse der römischen Nation, die sich durch die Unterwerfung dieser Länder zu einem weltherrschenden Volk erhob. Als nämlich Rom ein erobernder Staat ward, statt daß er früher nur ein rein militärischer gewesen war, trat an die Stelle der alten Aristokratie die oligarchische Herrschaft einiger wenigen Familien, und diese führten, um das Volk für ihre Zwecke gebrauchen zu können, die Verfassung immer mehr zur demokratischen Form hinüber. Im frü-



heren römischen Staate war die Erhaltung der alten Sitten und das Bewußtsein männlicher Ueberlegenheit über den Nachbarn, also Herrschaft und nationaler Vorrang, nicht Reichthum und Besitz der Zweck der gemeinschaftlichen Bestrebungen des Volkes. Das Militärsystem war an Grundbesitz und Ackerbau, als die einzige Grundlage des Staates, geknüpft; jeder Bürger war zugleich Soldat, aber er wurde entlassen, sobald der Feind besiegt war, und mußte sich wieder stellen, wenn ein neuer Zug unternommen wurde. Diese Einrichtung dauerte zwar der Form nach auch in spätern Zeiten fort, allein da die beständigen Kriege unaufhörlich neue Heere forderten, so wurden nach und nach alle Gemeinen und der größere Theil der Offiziere vom Majer an abwärts Soldaten von Handwerk. Diese gaben ihr Kriegsgewerbe nur dann auf, wenn sie irgendwo als Kolonisten angesiedelt wurden, entsagten aber auch in diesem Falle sehr häufig dem Ackerbau als einem zu mühsamen Geschäft und eilten den Fahnen aufs neue zu. Da alle römischen Soldaten zugleich Bürger waren, und also in der Volksversammlung mit stimmten, so begann in diesem Zeitraum das Buhlen der Generale um die Gunst der Heere, und die bleibende Anhänglichkeit vieler Bürger an den Mann, unter welchen sie in irgend einem bedeutenden Kriege gedient hatten, zog alle möglichen üblen Folgen nach sich. Auch der Geist der Heere selbst änderte sich in Folge davon, und wirkte nachtheilig auf den Gang des Krieges ein. Die Soldaten gewöhnten sich, ihr Lager für ihr Vaterland, ihre Offiziere für ihre Obrigkeit anzusehen. Den meisten Generalen und Offizieren galt es im Kriege nicht mehr darum, Ehre unter ihren Mitbürgern zu erlangen, sondern sich durch ihr Verfahren gegen den Feind und sein Land Reichthümer und durch ihr Benehmen gegen die Soldaten Einfluß in Rom zu verschaffen; die Zucht des Heeres zerfiel, und die Feinde oder Bundesgenossen wurden mißhandelt und geplündert, weil der Befehlshaber und die Offiziere sich zu bereichern und die Soldaten sich zu Freunden zu machen suchten. Daher kam es denn, daß seit dem zweiten punischen Kriege in allen Kriegen die Unternehmungen der ersten ausgeübten Generale stockten, und die Römer so lange Schande und Schmach erlitten, bis sie an die Spitze des Heeres einen Mann stellten, der seines Einflusses und seiner Bedeutung im Staate sicher war, und deshalb keiner künstlichen Mittel bedurfte, um bei den Soldaten Ansehen zu erlangen oder sich darin zu behaupten.

Bei diesem Zustande der Kriegsführung war es ganz natürlich, daß eine räuberische Kriegswuth sich der Römer bemächtigte. Doch war die Plünderungslust der römischen Soldaten und die Härte, mit welcher sie in Feindes Land verfuhr, nicht etwa bloß eine Folge der abnehmenden Kriegszucht, sondern sie beruhte auch auf

der ganzen Richtung, welche Rom von alter Zeit her einschlug, und hing mit den Nationalsitten zusammen; sie zeigt sich daher auch schon in der frühern Geschichte, und wurde durch die verfallende Disziplin nur noch mehr gesteigert. Was der Krieg mit sich führt, ist zwar überall nicht erfreulich, und mehr oder weniger Grausamkeit hängt vom Nationalcharakter, von der Zeit und den Umständen ab; allein die Greuel der römischen Kriege gingen größtentheils aus einem konsequent durchgeführten Systeme hervor. Man flößte dem Heere eine rücksichtslose Wuth gegen alle diejenigen Städte und Völkerschaften ein, die sich hartnäckig wehrten; und daß dies schon vor der Zeit geschah, wo die Römer mit der vollendeten Unterwerfung von Italien ihre Weltherrschaft zu gründen begannen, zeigt das Verfahren gegen die Samniten, die Aufonen und andere italienischen Völker. Selbst Feldherren von edler Gesinnung und gebildetem Geiste, wie Claudius Marcellus, gaben die glänzendsten Städte ihren Soldaten zur Plünderung preis, und ließen außerdem noch für sich Massen von Kunstwerken und Kostbarkeiten nach Rom schleppen. Seine Zeitgenossen und alle Generale der folgenden Zeiten machten es noch viel ärger. Rom ward mit feindlichen Waffen und mit Denkmälern der Triumphe ausgeschmückt, und jeder Feldherr, welcher bei einem Einzug in Rom einigermaßen Ehre einlegen wollte, mußte Plünderungen verüben lassen.

Dieses Streben war der griechischen Kunst verderblich, denn es kam das unselige System auf, daß man die Kunstwerke von den Orten, wo sie geschaffen worden waren, wo man sie kannte und achtete, wo die Erinnerungen des früheren Lebens an sie geknüpft waren, wegschleppte und als bloße Zierrathe und Siegeszeichen in einer Stadt aufstellte, in welcher nicht, wie in griechischen Städten, das ganze Volk, sondern bloß wenige Familien der sogenannten guten Gesellschaft Sinn dafür hatten. Rom besaß zwar schon früher etruskische und campanisch-samnische Kunstwerke, zur Zeit der punischen Kriege aber ward es, wie ein griechischer Geschichtsschreiber sich ausdrückt, durch die Aufhäufung der erbeuteten Zierden vieler Länder und Orte die glänzendste Stätte des Kriegsgottes. Man schleppte aus den eroberten Städten in Unteritalien, Sicilien und Griechenland die besten Kunstwerke nach Rom, wo sie jedoch nicht etwa bloß die Tempel und öffentlichen Plätze verherrlichten, sondern auch in Privathäusern und Landgütern als Zierden dienen mußten. Für die Kunst hatte dies mehrfache große Nachtheile: sie hörte auf, allgemein verbreitet zu sein und ward dafür auf Rom und einige wenige andere Orte beschränkt, sie vertauschte die Stellen, an welchen sie allein richtig geschätzt und ihrem eigentlichen Sinne gemäß aufgefahst werden konnte, mit solchen Orten, wo Niemand oder nur sehr wenige Einzelne sie zu würdigen verstanden, sie ward



ein Mittel der Eitelkeit, der bloß eleganten Bildung und des Eröberungsstolzes, statt daß sie vorher eine Pflegerin der allgemeinen und rein nationalen Empfindungen religiöser, poetischer und politischer Art gewesen war.

Glücklich wären die eroberten Länder gewesen, wenn es den Römern nur um ihre Kunstwerke und Nationalschätze gegolten hätte; das welterobernde Volk vergriff sich aber schon in diesen Zeiten auch an dem Vermögen, dem Wohl und der Ehre der Einzelnen, welche unter seine militärische Gewalt gebeugt wurden. Schon vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. erlaubten sich die römischen Beamten und Großen, nicht bloß in Feindesland, sondern auch gegen die Bewohner der Provinzen und selbst gegen sogenannte Bundesgenossen, Gewaltthätigkeiten. Dies ging so weit, daß, um nur ein Beispiel anzuführen, im Jahre 171 vor Chr. Gesandte der beiden spanischen Provinzen den römischen Senat fußfällig baten, er möge doch nicht zugeben, daß man gegen die Bundesgenossen schlimmer verfare, als gegen die Feinde. Die Verwaltung der Provinzen wurde noch mehr als die Theilnahme am Kriege ein Hauptmittel, sich Geld zu verschaffen und seine Stellung in Rom zu befestigen. Die Statthalter und Beamten versorgten sich nicht allein selbst auf Kosten der Provinzialen, sondern sie unterdrückten auch die Erpressungen der vornehmen Bürger, welche die Abgaben in Pacht genommen hatten und deren Gunst ihnen in Rom von der größten Wichtigkeit war. Oft verbanden sie sich geradezu mit diesen Pächtern, um die armen Provinzbewohner auf systematische Weise auszufangen und, wenn durch Erpressungen das baare Geld derselben erschöpft war, sie zu Anlehen mit unerschwinglichen Zinsen zu zwingen, worauf denn natürlicher Weise ein großer Theil des Grundeigenthums in die Hände der Gläubiger kam. Ja, manche schenken sich sogar nicht, Räuberbanden durch die Finger zu sehen oder auch förmliche Kontrakte mit ihnen zu schließen, um sich an ihrem Raube zu theilhaben. Wer keine Statthalterschaft erhalten konnte, half sich auf andere Weise: er verschaffte sich mit Hilfe seiner Freunde einen Senatsbeschuß, durch welchen er, ohne ein bestimmtes Staatsgeschäft zu erhalten, für eine im Auftrage des Staates reisende Person erklärt wurde, und für sich und sein Gefolge sowohl eine fürstliche Bewirthung und die für die Reise nothwendigen Pferde, als auch glänzende Geschenke in Anspruch nehmen konnte. Selbst Sklaven und Freigelassene von vornehmen Römern mußten, damit diese gewogen blieben, durch Ehren und Geschenke zufrieden gestellt werden. Auch der römische Staat selbst wurde von seinen Beamten und Großen beraubt. Die Pächter der Abgaben mußten es oft dahin zu bringen, daß diese ihnen unter dem wahren Werthe gegeben wurden, oder sie verschaff-

ten sich durch ihre Verbindungen unter allerlei Vorwänden einen Nachlaß am Pacht, der nur ihnen, nicht aber den Besessenen zu Statten kam. Von den Staatsdomänen ward ein großer Theil durch vornehme Bürger in Besitz genommen, indem diese zu ihren Privatgütern ganze Strecken des angrenzenden Staatslandes hinzuzogen und sich so wahrhaft fürstliche Besitzungen bildeten. Zwar ergriff der Senat in Rücksicht dieser und anderer Mißbräuche manchmal strenge Maßregeln, und einzelne Männer suchten durch gerichtliche Klagen dem Unwesen der Großen in den Provinzen zu steuern; allein dies half immer nur vorübergehend. Die Wurzel des Uebels lag nicht in der Entartung einzelner Bürger, sondern in dem Geiste und der Richtung der Zeit selbst, sie blieb daher auch durch solche Bemühungen ungefährdet, und trieb immer wieder neue Sprossen.

Italien hatte nicht weniger zu leiden, als die eigentlichen Provinzen; es wurde damals seines alten Wohlstandes beraubt und auf eine ganze Reihe von Jahrhunderten in den Zustand der Verödung herabgebracht. Das Land verarmte durch die unaufhörlichen Kriege, welche die Zahl der Bewohner verminderten und eine fortwährende Erhöhung der Abgaben nach sich zogen. Dies gab den römischen Großen Gelegenheit, ihre Güter durch billige Ankäufe zu vergrößern. Viele Striche Italiens wurden im zweiten punischen Kriege theils durch den Feind verheert, theils zur Strafe des Abfalls an Hannibal als Staatseigenthum eingezogen und ihrer früheren Bevölkerung beraubt. Die Vornehmen unter den Römern bemächtigten sich dieser Länder, sie bildeten daraus die sogenannten Latifundien, d. h. so ausgedehnte Privatgüter, daß sie nur mit Grasschaften und Fürstenthümern verglichen werden können; und was das Allerschlimmste war, die Besitzer dieser Ländereien ließen dieselben durch Tausende von Sklaven bebauen. Diese nahmen jetzt die Stelle der freien Bürger und Bauern ein, und Italien erhielt dasselbe Ansehen, welches in neuerer Zeit Westindien durch seine Negersklaven hat. Die Art, wie man diese Sklaven behandelte, war im höchsten Grade empörend, und trug nicht wenig dazu bei, daß der Charakter des römischen Volkes ganz und gar verderben wurde. Die Sklaven selbst waren zum Theil halbwilde Menschen, wie z. B. die aus Sardinien und Korsika abstammenden, die man in ihrer Heimat gleich Jagdthieren einsing und zum Verkauf nach Rom brachte, zum Theil gehörten sie den so tief gesunkenen asiatischen und griechischen Nationen an, und vergifteten das römische Volk mit ihrer ererbten Verderbenheit. Ihre Behandlung war eben so herabwürdigend für die Menschheit, als die Behandlung der heutigen Negersklaven: man sah sie nur wie eine besondere Art von Hausthieren an, man schätzte sie bloß nach dem Geldwerth, und manche römischen Großen trieben mit ihnen



ebenso, wie mit der Zucht von Thieren, ein Gewerbe: sie kauften dieselben jung, um sie wie Hühner oder Füllen aufzuziehen und dann mit Gewinn zu verkaufen. Das Sklavenwesen blieb aber nicht nur auf den Landbau beschränkt, sondern auch die ganze Hausdienerschaft ward aus Kriegsgefangenen oder erkauften Menschen zusammengesetzt, ja, sogar die Erziehung der Jugend vertraute man Sklaven an. Statt daß früher der Römer Klienten zu seinen Jugendgespielen gehabt, und im reiferen Alter den Sklaven als Genossen seiner Arbeiten angesehen hatte, wuchs seit dieser Zeit der junge Römer unter rohem Gesindel auf, gewöhnte sich an Grausamkeit und Uebermuth, und legte den Grund zu jener Verachtung der Menschenwürde, die er nachher sowohl als Gebieter seiner Sklaven, als auch im Verkehr mit den unterworfenen Völkern auf eine empörende Art äußerte.

Das ganze Wesen des römischen Volkes ändert sich in Folge der erobernden Richtung und der beginnenden Weltherrschaft. Die Reichthümer der Welt wurden nach Rom gezogen, und dienten sammt allen Erfindungen, Künsten und Wissenschaften voriger Zeit von jezt an eben so dem römischen Volke, wie sie früher den Beherrschern von Syrien, Pergamum und Aegypten gedient hatten. Mit ihnen drangen aber auch fremde Sitten, Genüsse und Laster in die neue Hauptstadt der Welt ein. Wie groß die Schätze waren, welche die Römer damals in jeder Generation aus den eroberten Ländern zusammenschleppten, kann man schon aus den Angaben über die in den einzelnen Kriegen gemachte Beute ersehen, ohne daß man nöthig hat, die Summen mit in Anschlag zu bringen, welche fortwährend aus den Provinzen erpreßt wurden. Paulus Aemilius z. B. lieferte als Beute des macedonischen Krieges allein an baarem Gelde fünfzehn Millionen Gulden oder acht Millionen Thaler in die Staatskasse, und brachte außerdem noch viele erbeuteten Kostbarkeiten und nicht weniger als vierhundert ungeheure goldene Kränze mit. Zu seiner Zeit waren die regelmäßigen Einkünfte des römischen Staates so bedeutend, daß nach der Bestreitung aller Ausgaben noch siebenmal hundert sechs und zwanzig tausend Pfund Silber und zwei und neunzig tausend Pfund Gold übrig blieben; und dazu kamen noch siebenmal hundert fünf und siebenzig tausend Pfund, die von außerordentlichen Einnahmen herrührten. Jetzt konnten die Römer daher auch Feste halten und Riesenbauten ausführen, welche denen der alten Priesterstaaten gleich kamen. Die öffentlichen Bauwerke jener Zeit übertrafen an Größartigkeit und Pracht die der vorhergehenden Periode. Nach dem Muster der appischen Straße, aber mit wesentlichen Verbesserungen, wurden damals neue Heerstraßen in Italien erbaut, von welchen die Flaminische und die Aemilische die berühmtesten sind.

Jene ward von dem, in der Schlacht am trasimenischen See gefallenen Cajus Flaminius Nepos, während seiner Censur (220 v. Chr.) erbaut, und führte von Rom nach Ariminum, dem jetzigen Rimini, in Umbrien, diese war das Werk des Consuls Marcus Aemilius Lepidus, ward 187 v. Chr. erbaut, und ging von Placentia (Piacenza) über Bononia (Bologna) nach Ariminum. Etwa vierzehn Jahre nach der Vollendung der letzteren Straße fingen die Römer an, in ihrer Stadt Straßenpflaster der festesten Art zu machen, und in der ganzen Umgegend von Rom die Wege nach der Art unserer makadamisirten Straßen einzurichten; daß dies aber ein sehr bedeutendes Unternehmen war, sieht man dann am besten ein, wenn man bedenkt, wie schwer es in unsern Tagen den Pariseren fällt, sich ein ordentliches Steinpflaster zu verschaffen. Noch berühmter, als diese verschiedenen Straßenbauten, sind die Werke, welche Marcus Porcius Cato der Ältere als Cenfor in Verbindung mit seinem Kollegen Lucius Valerius Flaccus ausführen ließ (184 v. Chr.). Diese beiden Männer verwendeten zwei bis drei Millionen Gulden (anderthalb Millionen Thaler) auf die Reinigung der unterirdischen Kanäle von Rom, sie ließen die Sumpfstellen in der Stadt austrocknen und pflastern, am Marktplatz eine ungeheure Basilika oder Gerichtsstätte erbauen, mitten durch die Sümpfe von Terracina eine solide Heerstraße führen, und bei Formia (in der Gegend des jetzigen Mola di Gaeta) einen ganzen Berg durchbrechen, um eine Straße hindurch zu leiten.

Während diese Anwendung der in Rom zusammenfließenden Schätze Bewunderung erweckt, und den Bewohnern Italiens noch bis in die spätere Zeit des Alterthums hinein Nutzen brachte, ist dagegen die andere Art, wie man dieselben gebrauchte, für die Menschheit betäubend. Die Feste und Spiele nämlich, für welche ein großer Theil der erbeuteten und erpreßten Reichthümer diente, zeichneten sich vorzugsweise durch Rohheit, Grausamkeit und übermäßige Pracht aus, und geben uns ein Volk zu erkennen, dessen Masse in Bezug auf ihre Bedürfnisse und Vergnügungen gegen den großen Haufen der griechischen Nation sehr grell absteht. Statt daß bei den Griechen die Künste der Mufen das Volk erheiterten, und in dem großen Haufen die Gefühle der Menschheit belebten und nährten, ward bei den Römern der Anblick von Mord und Grausamkeit das Lieblingsvergnügen des Volkes, Poesie und Kunst mußten der Rohheit dienen, und das Schöne wurde den herrschenden Lustbarkeiten nur gelegentlich und in untergeordneter Weise beigemischt. Die Gladiatorspiele und Thierkämpfe, welche zur Zeit der punischen Kriege in Rom eingeführt wurden, fanden so großen Beifall, daß sie seitdem die Lieblingsunterhaltung des Volkes bildeten. Jene Spiele bestanden in Kämpfen auf Leben und Tod,



welche von Gladiatoren, d. h. von Sklaven oder von gemeinen freien Leuten, die daraus ein Gewerbe machten, aufgeführt wurden. Die Römer haben dieselben wahrscheinlich von den Etruskern angenommen, bei welchen sie von jeher zu Ehren der Gestorbenen gehalten worden waren; doch waren sie auch bei den überischen Völkern eine ursprüngliche einheimische Sitte, und diese ließen bei der Bestattung ausgezeichneten Männer nicht bloß Sklaven mit einander auf Leben und Tod kämpfen, sondern auch Krieger aus den edelsten Geschlechtern mehleten dabei einander nieder. Diese barbarischen Lustbarkeiten wurden für die Römer dasselbe, was für die Griechen die Wettkämpfe, das Theater und die musikalischen Feste waren. Die römische Welt stand durch das Gefallen an ihnen selbst dem blutigen Mittelalter weit nach; denn in diesem waren Blut und Mord bei den Turnieren nur zufällige Ergebnisse, nicht absichtlicher, zur Belustigung der Versammelten dienender Zweck des Kampfes. Vergebens suchte ein Theil der Aristokratie dem veredelnden Genuße dramatischer Darstellungen in Rom wenigstens so weit Eingang zu verschaffen, daß derselbe mit jenen Blut- und Mordscenen abwechselte. Der Versuch scheiterte, denn der edlere Zweck des Theaters kam nie in den Sinn der gewöhnlichen Römer, und das Geschäft des Schauspielers blieb ein unfreies und verachtetes. Dagegen gewann man immer mehr Behagen an den Gladiatorspielen und Thierkämpfen, die höheren Beamten konnten sich durch nichts so sehr beliebt machen, als durch Veranstaltung derselben, und bald suchte einer den anderen darin zu überbieten. Der Besieger der Aetoler z. B. hatte von diesem armen Volke nur wenig Geld erpressen können, nichts destoweniger gab er Spiele, bei denen großartige Panther- und Löwenheken und ein mannigfaltiges Schaugepränge von Seltenheiten gezeigt wurden. Er weckte dadurch den Neid des Scipio Asiaticus, und dieser veranstaltete hierauf noch glänzendere Spiele, welche zehn Tage hinter einander dauerten, und zu denen die asiatischen Könige und Städte ihm das Geld geben mußten. Schon wenige Jahre nachher sah man sich genöthigt, durch ein besonderes Gesetz zu bestimmen, wie viel Geld höchstens auf öffentliche Spiele verwendet werden dürfte; aber die Sache war durch kein Gesetz zu hemmen, und blieb eine Plage aller unterworfenen Länder, weil diejenigen, welche die Spiele zu halten hatten, die Bewohner derselben mittelst ihres Ansehens zu Besteuern nöthigten, oder nachher als Statthalter sich für die Unkosten an ihnen entschädigten. Diese Mißhandlung der Provinzen und der verderbliche Einfluß auf das Gemüth und die Sittlichkeit des Volkes waren jedoch nicht die einzigen Nachtheile der öffentlichen Spiele. Der Umstand, daß man durch sie die Massen der Bürger sich geneigt machte, und also seinen politischen

Einfluß zugleich auf das materielle Glend der Provinzbewohner und auf das moralische Verderben der römischen Bürgerschaft gründete, trug in Verbindung mit unentgeltlicher Austheilung von Getreide und Geld auch zur Vermehrung des trägen und feilen Pöbels bei; denn es wurde dadurch ein Theil des Landvolkes in die Stadt gezogen, wo die Leute natürlich ebenfalls entarteten. Während also die Ausdehnung der Latifundien den Ackerbau im Kleinen erschwerte und die freie Bevölkerung des Landes verminderte, ward durch die Stellung, welche der städtische Pöbel erhielt, auch noch der geringe Rest ländlicher Unverdorbenheit und Sittenreinheit vernichtet.

Eine andere schlimme Folge der römischen Eroberungen war der Lurus im Privatleben, der zu gleicher Zeit mit dem öffentlichen einriß. Er konnte in Rom um so leichter und schneller überhand nehmen, weil dort eben so, wie unter den germanischen Nationen, von jeher die Damen den Ton angaben. Diese hatten sich gegen das Ende des Zeitalters der punischen Kriege in Rücksicht des Putzes so weit von der früheren Einfachheit entfernt, daß sie im Jahre 195 v. Chr. sogar einen förmlichen Aufstand machten, um die Aufhebung eines Lurusgesetzes zu bewirken, welches achtzehn Jahre früher der Volkstribun Oppius durchgesetzt hatte. Nach diesem Oppischen Gesetze sollte eine römische Frau nicht mehr als eine Unze Gold an sich tragen, kein buntes Gewand anziehen, und ausgenommen an Festtagen innerhalb der Pannmeile von Rom nicht fahren. Die Damen bewogen zwei Volkstribunen, den Vorschlag zur Aufhebung dieses Verbots zu machen, bestürmten die Consuln und Prätores um ihre Verwendung, umlagerten während der Berathung darüber mehrere Tage hindurch zu Tausenden den Versammlungsplatz des Volkes, und ruhten nicht eher, als bis sie ihren Zweck erreicht hatten. Vergebens bot der für die Erhaltung der römischen Sitteneinfalt rastlos thätige Cato bei dieser und bei anderen Gelegenheiten Alles auf, um dem zunehmenden Lurus entgegen zu wirken; vergebens ließ er als Censor die Lurusgegenstände, wenn sie bei einer Familie einen bestimmten Betrag überstiegen, für den zehnfachen Werth in's Steuerregister eintragen, und von dem auf diese Weise erhöhten Vermögensanschlag eine stärkere Steuer erheben: die Welt war damals so wenig, wie zu irgend einer andern Zeit, durch Gesetze und gewaltfame Hemmungen aus dem einmal betretenen Wege heraus zu reißen.

Mit dieser Richtung und mit der, durch die beginnende Welt-herrschaft herbeigeführten Veränderung aller Verhältnisse des römischen Volkes stand die übermäßige Bereicherung des einen kleinen Theils und die zunehmende Verarmung und Verschuldung des anderen größeren in der innigsten Verbindung, und es war eine un-



ausbleibliche Folge davon, daß das Wucherwesen neu aufblühte. Einzelne Personen und Familien Roms besaßen ein ungeheures baares Vermögen, königliche Güter und ganze Heere von Sklaven, und bildeten wegen ihres überwiegenden Einflusses und wegen der Wichtigkeit, welche ihre Gunst für alle Völker des Reiches hatte, eben so viele Fürsten- und Herrscherfamilien. Dagegen drückten Schulden und Wucher die Mehrzahl der anderen Bürger, welche nicht zu diesen glücklichen Auserwählten gehörten, und auch in den Provinzen ließen die Last der Abgaben, die Habgucht der Statthalter und die Geldgier der Zollpächter keinen Wohlstand mehr aufkommen. Die strengen Schuldgesetze, welche in den ersten Zeiten der Republik das Volk zur Verzweiflung getrieben hatten, waren durch die Volkstribunen nach und nach gemildert worden, und wir hören bald nach der Errichtung des Tribunats eine Zeit lang von dem Wucher und dem daraus entstehenden Elend nichts mehr. Kaum begannen aber die geraubten Reichthümer der Welt in Rom zusammenzufließen und der Luxus mit reißender Gewalt sich Alles zu unterwerfen, als auch der Mangel an baarem Gelde und der Wucher aufs Neue alle Klassen der Bürger drückte. Man fand nämlich damals ein Mittel, auf leichte Weise den Strafverfügungen gegen den Wucher zu entgehen und dennoch die Schuld eintragen und eintreiben zu können; jeder nämlich, der zu hohen Zinsen Geld auslieh, versteckte sich unter den Namen eines Latiners, weil diese Völkerschaft nicht durch die römischen Gesetze gebunden war. Man hob dies zwar nun bald von Staatswegen auf, und erließ das Gesetz, daß die Latiner in Schuldsachen gegen römische Bürger kein anderes Recht haben sollten, als diese unter einander selbst hatten; allein auch diese Maßregel fruchtete nichts, weil sie auf vielfache Weise umgangen wurde und weil sie dem herrschend gewordenen Luxus und bei einer solchen Ungleichheit des Vermögens, wie sie in Rom damals aufkam, die Geldverlegenheiten zu häufig und zu drückend waren, als daß diejenigen, welche daran zu leiden hatten, nicht auf irgend eine Weise die Beute des Wuchers geworden wären.

Um dies Alles richtig zu verstehen, muß man die römische Ansicht vom Handel, das Verhältniß, in welchem dieser zur Nation und zum Staate stand, und außerdem noch die Bedeutung des römischen Ritterstandes in's Auge fassen. In Betreff des Handels hatten weder die Römer noch die Griechen den richtigen Gesichtspunkt aufgefaßt, nach welchem man in neuerer Zeit denselben beurtheilt; beide Völker betrachteten Handel und Industrie nur als notwendige Uebel, nicht aber als die Mittel, durch welche die in der Gesellschaft entstehende Ungleichheit sich von selbst ausgleicht, sie konnten daher auch dieser nur durch künstliche Mittel, wie Schuldenerlassung und Ackergerichte, abhelfen. Weil der Handel in den Augen der Römer kein anstän-

diges Geschäft war, so blieb der ganze römische Waarenhandel in fremden Händen. Dagegen kam das Geld durch Exportationen, Kriegsbeute, Wucher, Zollpacht und Banquiergeschäfte in die Hände der römischen Ritter und derjenigen Großen, welche ihr baares Geld weder verschwenden, noch in Gütern anlegen wollten. Dies hatte dann die ganz natürliche Folge, daß die Geldaristokratie und die Adelsaristokratie ebenso, wie in unsern Tagen, sich enge mit einander verbanden. Damit mußte aber auch der Wucher und die Härte des Zollwesens überhand nehmen, weil die Staatsgewalt, statt zwischen dem Schuldner und Gläubiger zu vermitteln, ganz in den Händen der Reichen war, und also meistens bloß zum Vortheil des Wucherers und des Zollpächters gebraucht ward; denn der Erstere gehörte zur regierenden Klasse, und der Andere war nicht nur mit dieser eng verbunden, sondern es ward auch förmlich Regel, daß der Senat vorzugsweise aus dem Ritterstande ergänzt wurde. Der Ritterstand bildete mit einem Theile der regierenden Aristokratie die Klasse der Kapitalisten von Rom, und wurde im Zeitalter der punischen Kriege die eigentliche Geldmacht des Staates. Er machte als solcher nach und nach allen Wohlstand, alle Gewerbe, allen Handel, alle Provinzen des Reichs von sich abhängig, gerade wie in unsern Fabrikstaaten das äußere Wohl der Bevölkerung von den Fabrikherren und ihren Banquiers abhängig ist. Die Ritter bekamen in demselben Grade, wie sie die Hauptmasse des Geldes immer mehr in ihre Hände brachten, das Schicksal der Nation immer mehr in ihre Gewalt, und übten auf die Regierung einen fortwährend zunehmenden Einfluß aus; sie konnten dies um so mehr, da sie zwischen der Aristokratie und dem Volke in der Mitte standen, und schon bloß deshalb, je nachdem sie sich der einen oder der anderen Seite zuwandten, den Ausschlag geben. Jedoch benutzten sie in der Regel diese Stellung nur, um sich allen Gesetzen des Staats zum Trotz den Gewinn ihrer Geldgeschäfte zu sichern. Die Ritter pachteten nämlich in allen Provinzen die Staatseinnahmen, welche nach dem in Rom herrschenden unglücklichen Verwaltungssystem nicht vom Staate selbst erhoben, sondern gegen eine runde Summe einzelnen Privaten überlassen wurden; sie unternahmen ferner gegen bestimmte Summen die Ausführung von öffentlichen Gebäuden, Straßen und Wasserleitungen, und ließen den unterworfenen Städten und Fürsten die wegen des Druckes der römischen Herrschaft erforderlichen Gelder, wofür jene ihnen ihre Güter verpfändeten und ungeheure Zinsen zahlten. Für alle diese Geschäfte bildeten sich unter den Rittern große Gesellschaften, welche die nöthigen Summen zusammenschossen, und mit unseren Aktienvereinen verglichen werden können. Die Ritter häuften auf diese Weise nach und nach das meiste baare Geld des Reichs bei sich an, und da sie



fast alle wichtigen Unternehmungen an sich rissen und gleichsam alle Kapitalisten verwalteten, so hatten alle Kapitalisten ein und dasselbe Interesse mit ihnen, und sie besaßen in Folge davon einen Einfluß, welcher eine wahre Tyrannei ward. Weil sie als Geldmacht alle Mittel in Händen hatten, und mit der herrschenden Aristokratie verbunden waren, so konnte man ihnen nicht gut beikommen, und wenn es auch manchmal gelang, sie für abscheuliche Ungerechtigkeiten und Bebrügerien, welche sie sich sogar gegen die Staatskassen selbst erlaubten, der gesetzlichen Strafe zu unterwerfen, so war dies doch in den meisten Fällen unmöglich.

So sehr auch nach dem Vorgehenden der römische Staat auf eine verderbliche Bahn gebracht worden war, und so sehr er auch schon in dieser Zeit an den Wunden litt, an welchen er sich später verblutete, so standen doch die beiden Hauptstützen derselben noch ganz unerschütterlich fest. Diese waren die Religion und das Ansehen des Senats oder, wie man sich in diesen Fällen richtiger ausdrückt, die abergläubische Furcht des großen Hausens vor den Göttern und die Schlaubeit, mit welcher die Leiter des Staats diese Furcht zu benutzen verstanden. In dieser Hinsicht zeigt sich der Mangel an geistiger Bewegung, welcher den Römern im Gegensatz zu den Griechen eigenthümlich war, so wie die geringe Theilnahme der niederen Klassen an der Bildung der höheren von einer für den Staat vortheilhaften Seite. Beachtet man dabei, wie künstlich noch gegenwärtig in Rom und von Rom aus die äußere und politische Seite der Religion diplomatisch benutzt wird, so wird man erkennen, wie gut die Weisheit des heidnischen Senats sich im Kardinalskollegium erhalten hat. Der Senat wußte, daß der Aberglaube in italienischen Seelen tief wurzelt; er bediente sich deshalb sehr geschickt der Andacht und des Aberglaubens zum Besten des Staats oder einzelner Staatszwecke, verstand aber dabei doch jeden Versuch priesterlicher Anmaßung durch das Ansehen des Staats niederzuschlagen. Dies können einige Beispiele zeigen. Mit einer fast ängstlichen Ernsthaftigkeit rathschlugte z. B. der Senat am Ende des zweiten punischen Krieges über die Steine und Kräuter, welche nach hergebrachtem religiösen Gebrauche von den Priestern bei den Ceremonien angewendet werden sollten, die beim Abschluß eines Friedens erforderlich waren. Als bald nachher der Krieg mit Antiochus III. ausbrach, hielt es dagegen der Senat für gut, rasch zu handeln und deshalb die üblichen religiösen Gebräuche zu umgehen; weil er aber die allgemeine Stimme nicht gegen sich aufbringen wollte, so stellte er sich nicht nur selbst, als wenn die Sache bedenklich sei und wohl erwogen werden müsse, sondern verabredete auch insgeheim mit der Priesterchaft, daß diese auf seine Anfrage ein Gutachten abgebe, durch welches er seinen Zweck erreichte, ohne das Volk zu beunruhigen.

gen. Als ferner beim Beginne dieses Krieges Scipio Africanus der Aeltere politische Gründe hatte, das Heer auf dem Marsch einmal länger halten zu lassen, ließ er Das, was ihn dazu bestimmte, nicht merken, sondern benutzte vielmehr die Sache, um zugleich für die Aufrechterhaltung der Götterfurcht und des priesterlichen Ansehens im Volke zu sorgen: er selbst gehörte nämlich zur Priesterchaft der Salier, und da nach den alten Religionsbüchern im März während der dem Kriegsgotte geweihten Festtage kein falscher Priester reisen durfte, so diente ihm dies zum Vorwande für seinen Aufenthalt. Mit allen diesen Dingen war es den Leitern des römischen Staates nicht Ernst, und Fabius Maximus Cunctator schenkte sich sogar nicht, einst laut auszusprechen, daß die Auspicien nichts als Staatsmaschinen wären, und deswegen immer gut ausfielen, wenn man etwas zum Besten des Staats unternehmen wolle, so wie ungünstig, wenn man etwas hintertreiben wolle. Aber die Mehrzahl der römischen Aristokratie sah weit genug, um nicht nur dies nicht merken zu lassen, sondern auch zugleich die wohlthätige Wirkung des Nationalglaubens und seiner Ceremonien auf das Gemüth des Volkes ungestört zu erhalten. Daß nicht etwa die Priester dies benutzten, um darauf eine Herrschaft zu gründen, dafür war durch die Staatsverfassung und durch die Einrichtung der Priesterchaften selbst gesorgt. So sehr nämlich auch die Religion den Einzelnen band, so war sie doch dem Senat und der Volksversammlung unterworfen; denn wenn über religiöse Ceremonien oder über die Rechte der verschiedenen Priester ein Streit entstand, so entschied in letzter Instanz nicht ein Priestergericht, sondern der Senat und die Volksversammlung.

So wie die Religion und ihre Anstalten unter den Römern noch fester standen und auf das römische Volk ganz anders wirkten, als der verdorbene griechische Götterdienst um dieselbe Zeit auf die Griechen, so waren auch die italienischen Sitten über jeden Vergleich hinaus besser. Besonders groß erscheinen die Römer und die Italiener in der Einigkeit ihres Sinnes und Strebens gegen Fremde, und die militärische Mannheit derselben zeigt sich im vortheilhaftesten Lichte, wenn man sie mit der Niederträchtigkeit der Griechen, mit ihrem gegenseitigen Neid und ihrer unaufhörlichen Feindschaft unter einander vergleicht, und an die Bereitwilligkeit denkt, mit welcher so viele Griechen Vaterland und Freunde entweder an den Meistbietenden verkauften, oder ihren kleinen Leidenschaften und gehässigen Begierden aufoperten. Wie groß, wie überlegen an äußerer und innerer Kraft erscheint das römische Volk in Vergleich mit der ewigen Uneinigkeit der Griechen, mit ihrer thörichten Eitelkeit, mit ihrer kriechenden Schmeichelei gegen Jeden, welcher Macht besaß, oder ihnen einen scheinbaren Vortheil gewährte! Wie hätte diese



Nation dem römischen Volke widerstehen können, welches ihren Erbärmlichkeiten männlichen Sinn, ihrer Zwietracht Einheit der Maßregeln, ihrer todten Kriegsmaschine, deren Federn durch die willkürliche Gewalt gelähmt waren, eine lebendige Kraft entgegensetzte! In Asien bietet sich eben dasselbe Bild dar. Die dortigen Staaten lagen beständig in Hader und Zwist mit einander, und gewährten schon dadurch allein den Römern ein leichtes Spiel; elende Nachgier und noch elendere Eifersucht erlaubten allen diesen Städten und Völkern nicht, sich gegen Rom zu vereinigen, als dieses alle mit dem gleichen Schicksale bedrohte, sie selbst riefen vielmehr in ihren Zwistigkeiten gerade diejenigen zu Hilfe, welche ihr Verderben suchten. Wie traurig mußte es um die asiatischen Staaten stehen, wenn selbst ein so ausgezeichnete Regent, wie Antiochus III., durch die Empörung eines Bruders und eines Ministers Jahre lang beschäftigt wurde und, als er endlich die Römer bekriegte, gleich als wäre er vom Schicksale geblendet, Fehler über Fehler machte! Und wie hätte er mit seiner, aus allen möglichen Völkern Asiens und Griechenlands zusammengefügten Truppenmasse gegen das durchaus nationale Heer der Römer bestehen können, welches im Dienste des Vaterlandes seine Schule gemacht hatte, und für den Ruhm seiner Nation, wie für die eigene Ehre jedes Einzelnen kämpfte!

Alle diese Völker, die asiatischen wie die griechischen, verloren damals für ewige Zeiten mit ihrer Selbstständigkeit zugleich auch alle Bedeutung für die Menschheit; nur Athen behielt auch in der Zeit der Knechtschaft eine Wichtigkeit für die Welt und einen Einfluß auf ihre Entwicklung. Die Athener hatten, als ihr Handel nach Alexandria, Rhodus und Byzanz gewandert war, die Kunst und Wissenschaft zu ihrem Gewerbe gemacht, ihre Stadt blieb deshalb der vornehmste Sitz aller eigentlichen freien Künste; denn so sehr auch die königlichen Anstalten zu Alexandria, Antiochia und Pergamon blühten, so waren und blieben doch Philosophie, Beredsamkeit, Theorie der Kunst und andere Zweige freier geistiger Thätigkeit in Athen allein zu Hause. Die Stadt war daher auch in den spätern Jahrhunderten des Alterthums nicht allein die Hauptbildungsanstalt der griechischen Welt, sondern sie ward es auch für die Römer, und behauptete auf diese Weise in literarischer Hinsicht den Rang, den sie politisch verloren hatte. Diese große Bedeutung Athens, welche von den äußeren Umständen desselben ganz unabhängig war, würde für uns unbegreiflich sein, wenn wir dabei einen Hauptcharakterzug der alten Griechen außer Augen ließen, nach welchem diese sogar neben dem größten Hange zum Sinnengenuß stets ein eben so starkes Bedürfniß innerer Bildung besaßen. Die Lebensweise und die Errichtung der neueren Völker gestatten nämlich nur einzelnen Menschen aus einigen wenigen Klassen ein selbständiges

Denken, und mit dem Untergange der Religion verschwindet daher bei ihnen leicht jeder Grundsat und jede Art von innerem Leben; die Alten dagegen konnten, weil ihr Staatsleben auf einem regen geistigen Verkehr beruhte, der Gewandtheit des Verstandes und mannigfaltiger Kenntnisse durchaus nicht entbehren, und hatten daher selbst im gesunkenen Zustande immer noch ein geistiges Interesse und Bedürfniß. Aus diesem Grunde blieb Athen für die griechische Welt, sogar als dieselbe moralisch und politisch untergegangen war, der Mittelpunkt der Bildung. Bald nachher ward es außerdem noch zugleich mit Marseille die Hauptschule der römischen Staatsmänner, und erhielt dadurch eine noch viel ausgedehntere Bedeutung, als es je vorher besessen hatte. Je mehr sich die griechische Kultur unter den Römern verbreitete, desto mehr ward Athen der Hauptsitz der Bildung, der Wissenschaft und der Kunst. Es behielt diese Bedeutung durch alle folgenden Zeiten des Alterthums hindurch, und als gegen Ende desselben die Literatur überall unterging, blühte sie in Athen noch bis in's sechste Jahrhundert nach Christo ungestört fort. Diese blühende athenische Kultur war weder eine theologische, wie sie es nach der Verbreitung des Christenthums in Alexandria war, noch eine blos sophistische, wie sie in Antiochia aufkam, noch ein Abrichten zur Advokatenkunst, wie sie es in allen Städten des Westens und in Rom selbst war, sondern eine eigentlich universelle Bildung, so weit der Geist des Alterthums und der Charakter der spätern Jahrhunderte desselben sie zuließ.

Wenden wir unsern Blick von der Betrachtung des römischen Geistes und Wesens dieser Zeit auf die Veränderungen, welche damals das eigentliche Staatsleben der Römer erlitt, so zeigt sich auch hier die Alles umgestaltende Rückwirkung der erweiterten Herrschaft. Statt daß anfangs die Kaste der Patricier über die ihr unterworfenen Bürgerschaft geherrschte, und nachher eine Aristokratie des Verdienstes mit dem Geburtsadel den Besitz der Regierung getheilt hatte, wußte sich jetzt auch der bloße Reichtum geltend zu machen; was aber noch wichtiger und folgenreicher war, die in den Sitten und Verhältnissen des römischen Volkes eingetretene Veränderung verschaffte der Demagogie in Rom Eingang, und verhalf einigen wenigen Familien zu einem Ansehen und einer Stellung, durch welche eine eigentliche Oligarchie an die Stelle der Aristokratie trat. Die Führung des Heeres im Kriege war nicht mehr, wie früher, blos ein Mittel, sich den Ruhm des Verdienstes um das Vaterland und dadurch die Achtung und Gunst des Volkes zu erwerben, sondern man suchte im Kriege sich auch Reichthümer zu verschaffen und die Offiziere und Soldaten des Heeres zu Anhängern zu machen. Außerdem reichte die bloße Kenntniß der Geseze und die praktische Erfahrung und Bildung zur Staatsverwaltung nicht aus, man mußte



eines Theils auch ein bedeutendes Vermögen besitzen, um das Volk durch Geschenke und prachtvolle Spiele an sich zu fesseln, und bedurfte anderes Theils einer umfassenderen Bildung und der Advokatengewandtheit, um in den verwickelter gewordenen Verhältnissen des römischen Reiches den richtigen Weg zu finden, und das verwöhnte und vielfältig bearbeitete Volk für seine Pläne zu gewinnen. Die Familien, welche damals zuerst die zu diesem Zwecke vortrefflich geeignete griechische Bildung in sich aufnahmen, so wie diejenigen, welche die größten Reichthümer besaßen, erhielten dadurch eine übermächtige Stellung, die anderen Familien wurden von ihnen abhängig, und so verwandelte sich die Regierung in eine förmliche Oligarchie. Diese herrschenden Familien konnten im Kampf gegen einander hauptsächlich nur demagogische Mittel anwenden, und jeder Andere, welcher Opposition machen wollte, mußte denselben Weg einschlagen; dadurch ward der römische Staat zu jener Zeit in eine Bahn gerissen, welche, wie früher in Griechenland, zuletzt nothwendiger Weise zu Bürgerkriegen und zur Monarchie führte. Uebrigens verschaffte die Bedeutung, welche auf diese Weise die Volksversammlung erhielt, auch den Volkstribunen ein Gewicht, wie sie es früher nie gehabt hatten, und diese würden sich sogar über den Staat erheben und zur herrschenden Staatsgewalt gemacht haben, wenn nicht ihre Zahl seit der Mitte des fünften Jahrhunderts vor Christo zehn betragen hätte; da nämlich nach dem Gesetze nur ein einstimmig gefaßter Beschluß Gültigkeit hatte, ein Kollegium von zehn Männern aber selten zu einem einzigen Plan vereint werden konnte, so hob dies die Macht, welche bei ihrer Einheit jene Verhältnisse ihnen gegeben haben würden, größtentheils wieder auf.

#### Ueber den Zustand der römischen Welt in ihren letzten Zeiten.

Von Hadrians Tod an schreitet der Verfall des Reiches so rasch vorwärts, daß unser Blick stets unwillkürlich von den einzelnen Ereignissen auf den Zustand des Ganzen hingezogen wird. Die Hauptursache, warum das römische Reich, aller Anstrengungen tüchtiger Regenten ungeachtet, unaufhaltsam seiner Auflösung entgegenging, lag in dem Umstande, daß ohne ein gewisses Maß von physischer Kraft in der ganzen Nation sich kein Staat erhalten kann, und daß diese Kraft, wegen des Bestehens der Sklaverei, bei den alten Völkern viel leichter und früher verschwinden mußte, als bei den neueren. Unsere niederen Klassen müssen alle die körperlichen

Verrichtungen thun, welche bei den Alten von Sklaven verrichtet wurden, in diesen Klassen ist also stets eine genügende Masse von kräftiger Kraft angehäuft, um die erschlafften höheren Stände wieder zu kräftigen und die Nation zu neuen Anstrengungen zu befähigen. Der alten Welt dagegen war dieses Ersatzmittel durch die eingeführte Sklaverei geraubt. Jede mechanische Beschäftigung ward als etwas des freien Mannes Unwürdiges angesehen, sogar die Arbeit auf dem Felde ließ Jeder, der nur irgend im Stande war, einen Sklaven zu unterhalten, durch diesen verrichten. Die Folge davon war, daß in der Kaiserzeit die Gesamtheit der freien Bürger des Reiches aus einer trägen Masse ohne physische und moralische Kraft bestand. Nur hier und da gab es raue Gegenden, in welchen ein unverdorbener kräftiger Menschenschlag wohnte. Aus ihnen und aus den benachbarten Grenzländern rekrutirte man das Heer; dies hatte aber den Nachtheil, daß die Soldaten, als der eigentliche Kern der Nation, einen Gegensatz gegen das übrige Volk bildeten, und immer mehr auch der allein entscheidende Theil des Ganzen wurden. Die Bevölkerung des Reiches zerfiel also in drei Klassen. Die eine Klasse bestand aus dem Heere, welches aus dem rohesten Theile der Nation und aus völlig uncivilisirten Barbaren zusammengefaßt war; die zweite Klasse bildeten jene ungeheuren Scharen von Sklaven, die durch alle Provinzen hin vertheilt und stets bereit waren, sich mit den einbrechenden Feinden zu verbinden; die dritte Klasse endlich waren die entnervten freien Bürger, welche jeder Anstrengung feind waren, und unbekümmert um das gemeine Beste nur für sich selbst sorgten. Bei diesem Zustande des Reiches konnte die Nation unmöglich durch eine bloße Revolution wieder belebt und aufgerichtet werden: es war dazu die überwiegende Beimischung von ganz neuen Elementen oder mit andern Worten eine eigentliche Erneuerung der Bevölkerung des Reiches nöthig.

Mit dem Zustande der Regierung hatte es dieselbe Verwandtniß. Der Kaiser gehörte entweder ebenfalls zu jener erschlafften Mehrzahl des Volkes, oder er war nur als kräftiger Soldat und General im Stande zu herrschen. Im letzteren Falle hatte die Regierung einen entschieden militärischen Charakter und die Heere bildeten den Mittelpunkt, um den sich der Staat drehte. Im ersteren Falle dagegen hingen die Kaiser schon seit Tiberius, Claudius und Nero's Zeiten meistens von ihren Freigelassenen und von den weichen Großen ab, die sich Einfluß zu verschaffen wußten; die Regierung wurde also zum Theil von Menschen geführt, welche der im Alterthum so sehr verachteten Klasse der Unfreien angehörten, und deshalb durch ihre Herrschaft nicht nur die freien Bürger um so tiefer herabwürdigten, sondern auch die Verderbniß der Sitten und des Rationalgeistes in hohem Grade beförderten. Die Regierung des



Reiches ward übrigens noch von einer anderen Seite her um einen bedeutenden Theil ihrer Kraft gebracht. Der Aufwand des Hofes, die Unterhaltung der großen Heeresmassen, die übermäßigen Ehrenzungen, welche auch der beste Kaiser bei seiner Ernennung an die Soldaten machen mußte, das beträchtliche Anwachsen der verschiedenen Hauptstädte, welche Sitze des größten Luxus wurden, und endlich noch der Umstand, daß man seit Trajan und Hadrian nach moderner Art die meisten Anstalten und Einrichtungen an den Staat geknüpft hatte, alles dies steigerte die Staatsausgaben in's Ungeheure. Erpressung verschlang alle Hülfsmittel der Nation und machte immer ärgere nöthig. Unglücklicher Weise konnten aber die Steuern nicht regelmäßig erhoben werden, weil es im Alterthum kein eigentliches System der öffentlichen Finanzen und keine durchgeführte Eintheilung der Unterthanen, ihrer Gewerbe und ihres Grundbesitzes gab; es mußte daher bei jeder der vielen Empörungen, bei jedem Einbruche von Feinden, bei jedem Kampfe um den Kaisertitel, überhaupt bei jedem außerordentlichen Ereignisse die Verwirrung in der Staatsverwaltung um so größer und verderblicher werden.

Allen diesen Nachtheilen hätte vielleicht eine lebhafte geistige Thätigkeit der Nation abwehren, und so durch innere Kraft Das, was der äußeren abging, ersetzen können; allein auch diese Stütze war schon seit August's Zeit im Zusammenbrechen begriffen, und konnte nicht wieder hergestellt werden. Die von den Voreltern ererbte Bildung war bereits unter Hadrian ganz in die Gewalt der Gelehrten und der vornehmen Welt gefallen, sie war eine bloße Form, eine Sache der Kunstlei, ein Spiel der weichlichen höheren Stände geworden, und hatte sich fast durchaus von der Natur, von dem Ernste der Wahrheit und von der Anstrengung des Denkens losgesagt. Kurz, sie war so sehr gesunken und entartet, daß auch aus ihr, selbst unter den günstigsten Umständen, ohnehin kein besseres Leben hervorgehen konnte. Den Beweis dieser Unmöglichkeit gibt uns das später auf den Trümmern der östlichen Hälfte des römischen Staates entstandene byzantinische Reich, dem eine solche Erneuerung nicht zu Theil wurde und welches daher ein ganzes Jahrtausend hindurch auch unter seinen vorzüglichsten Regenten und beim Eintreten der vortheilhaftesten Verhältnisse, nicht über die Stufe hinauszugekommen ist, die es schon unter seinen ersten Kaisern erreicht hatte. Auch die Religion des römischen Volkes gewährte dem Reiche keinen Stützpunkt, an dem es sich wieder hätte aufrichten können. Der alte Volksglauben war den Fortschritten der Bildung erlegen, und mit ihm hatte auch der nationale Gottesdienst, durch welchen man Das, was die Religion lehrte, in Bildern und Symbolen verehrte, seine Bedeutung verloren. Der heidnische Kultus

des Alterthums war zu allen Zeiten von der Bildung der Nation und von den eigentlichen religiösen Bedürfnissen getrennt gewesen.

Er bestand im Grunde bloß in Poesie und in nationalen Gewohnheiten; eben deswegen konnte man aber auch bei seinem Hinwelfen Das, was früher die Phantasie und das Gemüth geleistet hatten, nicht durch den Verstand ersetzen. Da jedoch das Staatswesen zu innig mit der Staatsreligion verbunden war, so mußte man den seelenlos gewordenen Kultus der Vorfahren beibehalten, und dem abgestorbenen Glauben durch Gewalt und äußeren Schein zu Hülfe kommen. Religion und Gottesdienst wurden also eine bloße äußere Form, und übten keine Wirkung mehr auf das Herz der Menschen aus; die Feste und Feierlichkeiten, die Opfer und Mysterien, die Priesterwürde und die heilige Sage, kurz, der ganze Nationalkultus verlor seinen Sinn und seine Bedeutung, und diente bald nur dazu, die Trägheit, Schläffheit und Sinnlichkeit der Menschen zu nähren und zu vermehren. Auch in dieser Beziehung konnte also die Vorsehung nur durch eine vollständige Erneuerung helfen.

So zeigen alle Verhältnisse und Erscheinungen, daß das römische Reich unrettbar seinem Untergang entgegenstehe. Zwei neue Elemente drangen damals in die griechisch-römische Welt ein, das Germanenthum und die christliche Religion. Sie schlugen ihre Wurzeln auf dem Boden der absterbenden griechisch-römischen Menschheit und ihrer Bildung, und entwickelten für die Geschlechter späterer Zeiten ein neues Leben. Das Alte ging unter, und es blieb nur so viel davon übrig, als dem Geiste des Christenthums und dem Charakter der germanischen Stämme entsprach, und sich mit Beiden zur Herstellung dieses neuen Lebens verknüpfen ließ.

Aus der

## „Geschichte des XVIII. Jahrhunderts.“

Ludwigs XVI. Flucht.

Seit der Sitzung im Ballhause und dem trostigen Verweilen des dritten Standes im Saale nach der königlichen Sitzung am 23. Juni war der Zauber des Throns verschwunden, und das Volk und die Armeen hatten keine Furcht und kein Vertrauen mehr zu einer gebietenden Gewalt aus alten Elementen, es mußte daher eine be-



deutende Zeit vergehen, ehe eine neue geschaffen war, die Polizei konnte auf die bisherige Weise nicht fortbestehen, und alle Töge, die diese sonst gefesselt hält, mußten sich der Bande ledig fühlen. Hieraus erklärt sich eine Reihe von Greueln, die von diesem Tage an in der Hauptstadt und in den Provinzen begangen wurden; andere Abscheulichkeiten muß man daraus herleiten, daß beide Parteien für den guten Zweck auch die schlechten Mittel nicht mißbilligten, daß Religion längst keinen Einfluß mehr gehabt hatte, und daß die schlechtesten Menschen in Zeiten entschiedener Veränderungen die brauchbarsten und thätigsten sind. Die Ursache der Bewegungen in Paris im Juli war übrigens weit weniger die Armee, die unter Broglie den Bewohnern zu drohen schien, das Beispiel der französischen Garde zeigte, daß man die Soldaten nicht fürchten dürfe, da sie förmlich vom Könige abgefallen waren, sondern vielmehr ein Sieg, der von der aristokratischen Partei am Hofe erfodert war, und durch die Entlassung Neters, so wie durch die völlige Veränderung des Ministeriums kund ward. Am 11. Juli ward Neter entlassen und verließ heimlich das Reich, wie er es dem Könige versprochen hatte; am 12. Morgens regte der junge Advokat Camille Desmoulins, nachher als Verfasser des brabantischen Courriers einer der wüthendsten Feinde jeder monarchischen Verfassung, durch seine Reden im Palais Royal das Volk auf, und die in den längst gestifteten und unter sich verbundenen Klubs innig vereinigten Patrioten ließen ihre Maschinen wirken. Wohl mag es gegründet sein, daß das Geld des bethörten Orléans auch eine Anzahl der Elenden, die jede große Stadt einschließt, erkaufte und ernährte, und die französischen Gardisten, die an diesem Tage auf die Schweizer und deutschen Truppen feuerten, bezahlen half; doch glaubten auch edle Menschen, daß die Stunde der Entscheidung da sei, und ganz Paris griff zu den Waffen. Die ganze Nacht vom 13.—14. Juli war die Stadt im Aufstande, die Soldaten mußten weichen und die bisherige städtische Obrigkeit und Polizei verschwand. Schon vorher hatten sich auf ein, man wußte nicht wie, gegebenes Signal in Paris und Versailles und bald hernach in allen Städten des Königreichs die Bürger bewaffnet, ohne nur eine förmliche Erklärung der Nationalversammlung abzuwarten, und seit dem Augenblick war Verwirrung, Aufruhr, Mord und Brand überall mit Jubel und Freude über die bevorstehende Rückkehr in einen der Natur mehr angemessenen Stand verbunden. Den Augenblick der Ohnmacht der Regierung nahmen die Pariser Wähler wahr, um sich zu einer vorläufigen obrigkeitlichen Würde zu konstituiren, Joffelles, der bisher an der Spitze des Magistrats gestanden hatte, ließ sich bewegen, den Vorsitz in der neuen Stadtverwaltung zu nehmen, der Polizeilieutenant gab ihr die Nachweisungen, die sie

verlangte, und legte dann seine Stelle nieder. Paris ward nun in sechzehn Quartiere getheilt, und die Einrichtung der sechzig Wahlbezirke auf eine sehr verständige Weise zur neuen Organisation benutzt. Die gesammte Bürgerschaft ward in eben so viele bewaffnete Legionen eingetheilt, als Quartiere waren: Alles ohne die eigentliche Staatsbehörde zu befragen. Mit der ruhigen Bewaffnung der Bürger war leider eine gewaltsame des zahlreichen Gesindels verbunden, es erfolgte ein förmlicher bewaffneter Aufstand, und eine Plünderung der Waffenvorräthe. Das unbedeutend befestigte Staatsgefängniß der Bastille ward vom Pöbel mit Sturm genommen, weil der Gouverneur feig und seine Leute unzuverlässig waren, Mord reißte sich an Mord, und im Jubel, daß die neue Zeit nun beginne, Willkür Einzelner ein Ende habe, mußte auch der beste Theil der Bürger, um dem Plane der Freunde des Alten entgegen zu arbeiten, geschehen lassen, was der niedrige Haufe aus natürlicher Wuth, oder auf Antrieb der Orléanisten und seiner eigenen Raubgierde verübte. Die erste Nachricht, die der Moniteur von allen diesen Unruhen gibt, faßt in wenige Worte Alles, was die Verkündigung der vernichteten Macht des bisherigen Gesetzes und der Ordnung Schreckliches hat, zusammen, und diese Nachricht brachte den König außer aller Fassung. Die Charakterchwäche des Königs, der in dem Augenblicke, als die Versammlung über das Vorgefallene berathschlugte, und immer neue Greuel kund wurden, den Ständen meldete, daß er die Truppen zurückgezogen habe, daß er die Errichtung der neuen Miliz und der neuen Auktorität gebilligt, vermehrte die Dreistigkeit seiner Gegner in dem Maße, daß die Partei des Herzogs von Orléans durch Sillery eine Adresse vorschlagen ließ, in welcher man die Minister treulose Rathgeber nannte, und drohend forderte, daß sie als eine Pest des Staats entfernt würden. Schrecklicher als die Scenen, die in Paris vorfielen, sind übrigens die Berichte darüber, die Brüdherme durch Andre abfassen ließ, und Camille Desmoulins selbst abfaßte, denn der letzte ist unverkennbar genug, sich den General-Prokurator der Laterne zu nennen und das Aufknüpfen ohne Urtheil und Recht zu rühmen. Auch die Armee bei Paris sollte der König entfernen, der jetzt erst endlich einen langen Staatsrath hielt, ob er nicht abreisen sollte. Die Königin hatte Alles eingepackt, er selbst war bereit zu gehen, auf einmal wollte er wieder, als die Mehrzahl gegen seine Abreise gestimmt hatte, zur Popularität zurückkehren, und nicht mehr mit den Waffen, sondern durch Nachgeben dem Uebel steuern.

Er begab sich ohne alle Feierlichkeit selbst zu Fuß in die Versammlung, versprach die Soldaten nicht zu gebrauchen, und überließ seinen Ständen die Maßregeln, die Ruhe in Paris herzustellen, die



von ihm hätte ausgehen sollen. Die Versammlung schickte zu Folge des königlichen Auftrags drei Deputirte nach Paris, von denen zwei gleich darauf von den Parisiern in den neugeschaffenen Aemtern angestellt wurden, Lafayette als oberster Anführer der Bürgermiliz und Bailly als regierender Staatsbürgermeister. Gleich hernach ließ der König der Versammlung kund thun, daß auch sein neues Ministerium weiche, und rief endlich sogar Neckers zurück. Von diesem Augenblicke an war der Sieg der Nation über den Hof entschieden, Diejenigen, welche den Haß des Volks besonders auf sich geladen hatten, begannen daher auszuwandern, und veranlaßten dadurch Uebel, deren Folgen bis auf unsere Tage fort dauern. Der König begab sich zwar zum Besuch nach Paris (den 17. Juli) und ward dort gewissermaßen im Triumph geführt; er nahm auch die Kokarde, die man ohne seinen Willen zum Nationalzeichen gemacht hatte, und bestätigte die neugeschaffenen Gewalten in der Stadt; allein er versuchte zugleich kleinliche Mittel, sich Freunde und Hilfe zu schaffen, konnte den Schmerz über die neue Ordnung und die Uebel, die davon unzertrennlich waren, nicht verbergen, und man traute ihm also um so weniger, je mehr er nachgab. Die unglückliche Spannung des Verhältnisses des Königs und der Nationalversammlung dauerte daher fort und ward durch die bekannte Abneigung der Königin und ihrer nächsten Umgebungen gegen jede Verbesserung und jede Veränderung natürlich sehr vermehrt. Als Necker, von dem damals das Volk noch das Unmögliche hoffte, zurückkam, wurden die Mordthaten, Vernichtungen der alten Anstalten und Zerstörungen der Schlösser und Adelsitze täglich häufiger. Die Disciplin des Heers schien sich aufzulösen, der König war genöthigt, den Abfall seiner Gardien zu billigen, wie er die Desertion der Soldaten gebilligt hatte; und dennoch erwartete man von Necker unter diesen Umständen die Herstellung der Finanzen! Während die eigentlichen Leiter und Urheber der Revolution durch das Volk und selbst durch Schaaren von Gesindel, die Freunde des Alten erschreckten, arbeitete die Nationalversammlung unter allen den Unruhen an einem neuen Bau. Sie suchte die Materialien des Neuen ganz richtig in den Aufträgen der verschiedenen Wahlversammlungen, und man kann nicht leugnen, daß die Punkte, über welche alle Wahlbezirke einig waren, die Grundsätze jeder vernünftigen monarchischen Verfassung enthalten, so wie diejenigen, über welche eine Abweichung Statt fand, vortreffliche Probleme aufgaben, welche nur eine Ständeversammlung lösen konnte. Unglücklicher Weise mischte man in die historisch zu lösende Frage über Verbesserung des Bestehenden reine Spekulation, ging von dem traurigen Zustande, in dem die Regierung und Verwaltung von Frankreich bisher gewesen war, bis an die äußersten Grenzen der menschlichen

Gesellschaftsverhältnisse hinaus, wollte in Frankreich, wie in Amerika die Urrechte der Menschen und Bürger proklamiren und vergaß dabei ganz, erst zu überlegen, ob und wie weit diese unter den unendlich vielen möglichen Theorien, der man den Vorzug gab, mit der Ausföhrung bestehen könne. Während man in der besten Meinung mit Talent und Beredsamkeit über Grundsätze und Verfassung stritt, ward von vielen Seiten her ein System der Anarchie überall eingeföhrt, Reisende angehalten, Aristokraten verfolgt, die Versammlung genöthigt, eine Kommission zur Untersuchung politischer Umtriebe aus ihrer Mitte zu bestellen, und der Zustand der Finanzen ward seit Neckers Rückkehr nicht gebessert, sondern sie sanken von Tage zu Tage tiefer. Will man nicht mit denen, die durch jene Veränderung Recht verloren, nur Kummer und Noth in dieser Zeit sehen, wo eine ungewohnte Begeisterung auch gemeine Seelen sogar ergriffen hatte, so muß man bedenken, daß der Natur der Dinge nach, wie Mirabeau richtig erkannte, und in seiner bekannten Definition von der Revolution aussprach, wenn Verbesserung erfolgen sollte, völlige Zerstörung vorausgehen mußte, und man kann nicht leugnen, daß diese durch den Enthusiasmus der wahrhaft edlen Mitglieder der Nationalversammlung erleichtert wurde. Diese tonangebenden Mitglieder der Adelskaste in der Versammlung nämlich waren es selbst, welche in der berühmten Nacht vom 4. August plötzlich alle Vortheile, die aus dem Feudalismus für sie selbst flossen, freiwillig aufopfert; und auch die Deputirten des Klerus, von Enthusiasmus fortgerissen, entsagten dem geistlichen Zehnten. Leider ward diese ganze ungeheuerere Angelegenheit, die den Zustand des Reichs und der Vermögensumstände von Hunderttausenden veränderte, in einem Augenblicke und ohne alle vorhergehende Prüfung der Ausführbarkeit beschlossen. Seit dieser Zeit setzte die Versammlung ihre Arbeiten an einer neuen Konstitution mit einer bewundernswürdigen Thätigkeit fort; allein die Absichten der Mitglieder waren zu verschieden, und die Umgebungen des Königs wirkten zu ungünstig auf ihn ein, als daß eine Einheit hätte entstehen können. Ein Theil der Deputirten war allen Veränderungen abgeneigt, ein anderer wollte die englische Konstitution, ein Plan, gegen den Sieyès schon in seiner Schrift über den dritten Stand, als gegen einen unvernünftigen Aristokratismus eifert. Andere, wie Lafayette und seine enthusiastischen Freunde, wollten ein ganz neues Werk schaffen, und Barnave, die Lametths, Adrian Duport arbeiteten dahin, das Monarchische in der Konstitution so gering zu machen, daß es bedeutungslos werde, und kamen auf die Weise einem Chapelier, Bethien, Buzot, Robespierre und andern, die alle Monarchie vernichten wollten, zu Hilfe. Die letztern mußten schon in diesen Zeiten die durch unzählige Ansätze, Proklama-



tionen, fliegende Zettel, Zeitungen, Journale, Deklamationen, Lieder und Bülcher ererbterte Stimmung des fanatisirten Hausens, um durch Schrecken die größere Zahl der Edlern und Geschicktern ihrer Kollegen zu Beschlüssen zu treiben, die sie aus freier Ueberlegung nie gefaßt hätten. Der König trug damals nicht ganz ohne Grund Bedenken, die am 4. August von der Nationalversammlung erlassenen Dekrete eilig zu bestätigen, und in der Versammlung selbst erhob sich über die Art von Verweigerung der Bestätigung, die man ihm zugestehen wollte, ein heftiger Zwist. Um den König zur Bestätigung zu treiben, machte man wieder von derselben Taktik Gebrauch, deren man sich stets bedient und die man nun völlig eingelebt hatte. Man erregte Schreien und Toben unter der unverständigen Menge; doch war es damals nicht sowohl die Masse der Vorstädter, als der Theil des Pariser Publikums, der sich im Palais Royal mit Politik abgab, den man in diese Staatsache mengte. Der König war aufs Neue schwach genug, Das, was er ruhiger Bitte verweigert hatte, am 21. Septbr. den stürmischen Forderungen zuzugestehen und den Beschlüssen über die Abschaffung des Feudalismus und der Weltlichkeiten der Hierarchie eine gezwungene Bestätigung ungern zu ertheilen. Die Bewegungen des Volkes wurden übrigens jetzt immer leichter zu organisiren, da Männer, wie Mirabeau und Sieyès, der Eine geistreich, heftig und in allen Staatswesen, vom Preussischen bis zum Niederländischen, aus eigener Ansicht erfahren; der Andere kalt, finster, denkend, hart, durch Menschen, wie Danton, Camille Desmoulins, eine Art von Hierarchie des Hausens einrichteten, und die von ihnen verachteten Enthusiasten und historischen Namen das Geld hergaben. Außerdem war die alte Polizeimiliz (Marechaussée) aufgelöst, die Armee war nicht mehr vom Könige allein abhängig, und der Brodmangel in der Stadt, der entweder eine Folge der Umstände und des Mißwachses der letzten Jahre, oder auch böshast veranstaltet war, veranlaßte an den Bäckeläden und in den Straßen, in welchen diese lagen, ein Gedränge und Gewühl, dessen man sich zu jeder Stunde zum Aufstande bedienen konnte. In dieser gespannten Lage, beim Mangel aller Ordnung, in einer Zeit, wo allein Mirabeau Einfluß und Festigkeit genug hatte, Maßregeln anzugeben, die den wilden Plänen der Lieblinge des Hausens steuern konnten, hatte die Königin den unglücklichen Einfall, sich bei einem Gastmahle, welches die dem Hofe getreuen Gardes du Corps den Offizieren eines neulich nach Versailles berufenen Regiments am 1. Oktober gaben, nicht bloß zu zeigen, sondern auch Theil an der Vertheilung von Kokarden zu nehmen, die ein Zeichen der Trennung zwischen den Freunden des Hofes und den Freunden der neuen Verfassung werden sollten. Die Unbedachtsamkeit des Hofes, die thörichte Weise, wie sich einige

Offiziere und Soldaten bei dem Feste benahmen, der bei dem Frühstück der Gardes du Corps am 2. Oktober vorgebrachte lächerliche Vorschlag, gegen die Nationalversammlung zu marschiren, gaben den wüthenden Demagogen freies Spiel. Man übertrieb die Gefahr der Versammlung, man verbreitete die abgeschmacktesten Gerüchte, und Mirabeau klagte die Königin fast förmlich vor der ganzen Nation an, wenigstens bezeichneter sie so deutlich, daß man ihn durchaus nicht mißverstehen konnte. In demselben Augenblicke, als dies in der Nationalversammlung vorging, erfolgte in Paris eine Bewegung, die höchst wahrscheinlich mit jenen Reden im engsten Zusammenhange stand; es erschien eine ganze Armee von Weibern und Pöbel der schenlichststen Art vor dem pariser Stadthause, klagte über den Brodmangel, schimpfte auf die Königin und verlangte nach Versailles zu ziehen, weil der König allein dem Mangel abhelfen könne. Die Absicht der Anstifter dieses Lärms war offenbar, die Flucht des Königs zu hindern, und seine bekante Schwäche zu benutzen, um die Scene der folgenden Auftritte nach Paris zu verlegen. Die neue pariser Obrigkeit versuchte vergebens die Rasenden aufzuhalten, Lafayette sah sein Ansehen verkannt, seine Popularität in Gefahr, er erklärte der Versammlung der Repräsentanten der Gemeinde, daß er dem Uebel nicht steuern könne, und ließ sich den Befehl geben, den Haufen zu begleiten, um durch die Nationalgarde, die er mitnahm, wenigstens das Unheil zu mäßigen. Gegen 3 Uhr langten die pariser Horden in Versailles an, und ein Maillard, der sich selbst den Kopfschneider betitelte, und den man überall vorschob, wo man Greuel stiften wollte, erschien in der Nationalversammlung als Kläger über das Fest in Versailles. Die Nationalversammlung und das Schloß wurden abwechselnd von den Weibern und dem Haufen auf eine empörende Weise belagert, die Gardes du Corps wie Feinde behandelt, der König mußte eine Deputation der Weiber vor sich lassen, das Regiment Blandern, das ihn hätte schützen können, ward verführt, und die berüchtigte Amazone Theroigne de Mericourt spielte hier zum ersten Mal die glänzende Rolle, die sie hernach bei allen Greueln wieder übernahm. Nachdem der König mehrere Stunden lang unter dem toben den Geschrei der Menge eine eigentliche Belagerung ausgehalten hatte, und in steter Besorgniß um sein Leben gewesen war, langte endlich Lafayette mit der Nationalgarde an, und besetzte die Zugänge zum Schlosse. Die Nationalversammlung mußte die unseligen Augenblicke des Tumults, um vom Könige die unbedingte Anerkennung der Konstitution, so weit sie beendet war, und der ihr vorausgeschickten Menschenrechte, die er vorher nur bedingt ertheilt hatte, zu erhalten. Auf welche Weise Morgens den 6. Oktober, als Lafayette sich einen Augenblick schla-



fen gelegt hatte, den wilden Horden der erste Eingang in's Schloß von Versailles eröffnet ward, ist schwer zu bestimmen, daß es auf die Ermordung der Königin abgesehen war, scheint aus Allem hervorzugehen; denn wie der wüthende Haufe hereinbrang, und die wachhaltenden Gardes du Corps mordete, stürmte er sogleich auf das Zimmer der Königin los. Kaum konnte sich die Königin halb angekleidet zum König retten, dieser selbst sah einige seiner getreuen Beschützer vor seinen Augen ermorden, und mußte sich hernach gefallen lassen, seinen Wohnsitz nach Paris zu verlegen, wo nicht einmal die Zimmer eingerichtet waren, ja er mußte unmittelbar am 6. Oktober einen Zug begleiten, dem die gedungenen Kannibalen der Orleanisten die Köpfe seiner getreuen Vertheidiger vorantrugen. Der Hauptzweck des Zugs ward völlig erreicht, der König, von einer Deputation der Nationalversammlung begleitet, ward wie ein Gefangener nach Paris gebracht, der ganze Glanz königlicher Pracht verschwand, der Nimbus der Herrlichkeit vieler Jahrhunderte war zerstreut, der Haufe hörte auf, das Königthum im König zu sehen, und sah fortan nur einen gewöhnlichen Menschen in ihm. Freilich glaubte auch der König, daß Alles, was er, von dem ihm und der Königin verhafteten Lafayette umlagert, der Nation gewährt habe, erzwungen sei und ihn nicht binde; von beiden Seiten entwich daher alles Zutrauen. Schon am 12. Oktober dekretirte die Nationalversammlung ihre Versetzung nach Paris, am 19. ward sie vollzogen. Der Herzog von Orléans, den der Moniteur jener Tage schon gegen die Beschuldigung, daß er und die Seinigen den Tumult veranlaßt hätten, durch eine lange Deduktion und durch eine furchtbare Gegenanklage der Königin zu rechtfertigen sucht, schien damals dem Marquis von Lafayette so gefährlich, daß er ihn zwang, auf eine Zeitlang das Land zu verlassen, ohne daß dadurch der Fortgang der Vernichtung des königlichen Ansehens wäre aufgehalten worden. Vom Augenblick der Verlegung der Nationalversammlung an ward die Einrichtung der neuen Konstitution, Gerichts- und Rechtsverfassung unter die Aufsicht des pariser Haufens und Derer, die diesen in Bewegung setzten, gebracht, auch verzweifelten unglücklicher Weise nach und nach sogar die Anhänger der gemäßigten Monarchie an sich selbst, verließen die Nationalversammlung und gaben dadurch den Freunden der Wöbelherrschaft freies Spiel. Ein offener Brief des Königs, in welchem er versicherte, daß er kein Gefangener sei, eine Erklärung von Lally Töndal, der als Freund gemäßigter Freiheit bekannt war, der sich aber damals nach Genf geflüchtet hatte, ein Dekret der Versammlung, keinem Deputirten ferner einen Paß zu geben, wenn nicht seine Gründe zur Reise erst in der Versammlung erwogen worden, vermehrten die Besorgnisse der Freunde gemäßigter Freiheit. Bos-

hafte Freude erfüllte die blinden Bewunderer des Alten, die gern sahen, und alles Mögliche beitrugen, daß die wilden Demagogen freies Spiel erhielten, weil Frechheit die Freiheit zerstören, und willkürlicher Herrschaft eines Einzigen den Weg bahnen mußte. Die Güter des Klerus und seine politische Existenz, die damit innig zusammenhing, wurden um diese Zeit ebenfalls geopfert; weder des Abbé Maury Beredsamkeit, noch der Vorschlag Gregoire's, der sich schon vergeblich für die Mönchsorden bemüht hatte, doch wenigstens die Pfarrer auf liegende Gründe zu ihrer Besorgung anzuweisen, bewirkten eine Aenderung in den Ansichten der Versammlung. Die Mehrzahl hatte dieselbe geringe Vorstellung von der Wichtigkeit der moralisch-religiösen Institute, die sich in den meisten süddeutschen Ständeverfassungen gezeigt hat; die Güter wurden Hypothek der Staatsschuld, und die Geistlichen sollten künftig besoldete Staatsdiener sein. Auch die aristokratisch-pedantische Gerichtsverfassung mußte gestürzt werden, und diese fiel ohne allen Lärm, denn die Parlamente wurden mit einer Leichtigkeit suspendirt, später aufgelöst, welche allein hinreichend beweiset, wie tiefe Wurzeln schon damals die Revolution gefaßt hatte, und wie allgemein die Veränderung der Ideen war. In dieser Zeit hob sich durch Marat und durch eigne Wuth Robespierre, Mirabeau aber dachte an das Ministerium, fing an einzusehen, daß er bald einlenken müsse, und hätte vielleicht die Leitung des Ministeriums später erhalten, wenn nicht Robespierre und Lanjuinais aus ganz verschiedenen Gründen es ihm unmöglich gemacht hätten, zugleich Mitglied der Versammlung zu bleiben und Minister zu werden; dies hielt ihn noch eine Zeitlang bei seinen bisherigen Freunden. Robespierre hatte übrigens schon zweimal vorher gewagt, seine Idee der Herrschaft der Ungebildeten über die Verbildeten und sein Verfolgungssystem der Politik Mirabeau's entgegenzustellen, und schon erhob sich die Macht des eigentlichen Volks von Tage zu Tage mehr. Man sieht leicht ein, daß die Versuche der Mitglieder der Versammlung, die das Königthum erhalten und der Anarchie steuern wollten, vergeblich bleiben mußten, und daß das Gesetz gegen Zusammenrottungen und die rothe Fahne am Stadthause, die das Zeichen des Kriegsgesetzes sein sollte, ohne Soldaten und Polizei ein leeres Wort war, wenn eine mächtige Partei im Rathe der Nation Unruhen und Zerstörungen noch für nöthig hielt. In diese Zeit fiel auch die unglückliche Spaltung im Innern des Klubs, im Saale in der Straße St. Honoré, wo der Jakobiner-Mönche Bibliothek gewesen war: der Klubb hatte schon damals in ganz Frankreich verbrüderete Gesellschaften veranlaßt und unterhielt mit diesen Korrespondenz. In seiner ersten Entstehung schloß er alle die Personen in sich, die eine Veränderung wollten, jetzt ward



er den vornehmen Leuten, einem Grillon, Taleyrand, Rochefoucauld Liancourt, dem Advokaten Emmercy zu gemein und zu stürmisch, man bildete erst im Hôtel Grillon, dann an zwei anderen Plätzen neue Klubs, und gab dadurch die Popularität gänzlich auf. Die Lameths, Barnave, Adrien Duport, de la Borde, Aliquillon, waren anfangs Hauptlieder der Verbindung bei den Jakobinern, sie zogen sich jetzt zurück, weil sie zwar das Hohe niedrig, nicht aber das Niedrige hoch machen wollten. Sie glaubten ohne die Andern bestehen zu können, sahen aber bald ihre Klubs zergehen, dagegen machte ihre Entfernung Robespierre, Danton, Sieyès, die damals noch zusammen in einem Klub waren, im ganzen Reiche allmächtig. Alle neuen Einrichtungen wurden indeß rasch hinter einander in's Leben eingeführt, alle Institute wurden in der neuen Monarchie, die man errichten wollte, rein-demokratisch gemacht. Das Reich ward neu eingetheilt, alle Verwaltungen der Departemente, der Kantonsdistrikte, Municipalitäten unter sich unabhängig, durch's Volk in unruhigen Versammlungen erwählt, sogar die Richter sollten gewählt werden, so unnötig und schädlich dies bei der Einführung der Geschwornen auch sein mochte.

Natürlich litten in der Zeit der Verwirrung die Einnahmen, es ward also Papiergeld unter dem Namen Assignate auf die Güter der Geistlichkeit ausgegeben und zugleich kam man auf den unglücklichen Einfall, sich in die nach den Grundsätzen der katholischen Religion völlig vom Staate getrennten inneren Verhältnisse der Geistlichkeit mischen zu wollen. Jetzt begann Mirabeau langsam einzulenken und er allein rettete dem Könige das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen; dafür ward er dann freilich auf allen Plätzen und Straßen als Verräther der guten Sache ausgeschrien. Wenn gleich fast alle Departementsverwaltungen aus wohlhabenden, der Freiheit wie dem Königthum ergebenen Männern bestanden, so bildete doch nach der neuen Konstitution der ungeheure Stadtrath von Paris eine stets unruhige Republik für sich allein; und in Toulon, Marseille, Montauban und Bordeaux gaben die neuen Einrichtungen Anlaß zu schrecklichen Unruhen, so daß ein hoher Gerichtshof für Verbrechen verletzter Nation längst hatte errichtet werden müssen. Der neue Gerichtshof, hieß es nun, sollte die Aristokraten und die aufrührerpredigenden Paffen vernichten; um aber den Hof vor der Nation bloß zu stellen, holte man das sogenannte rothe Buch hervor, und bei der unglücklichen Geschichte des Favras, den man der Konspiration gegen die Nation überführte, entging der älteste Bruder des Königs nur mit Mühe einem förmlichen Prozeß. Der König verhielt sich die ganze Zeit hindurch leidend, und bestätigte aus Schwäche und nicht aus Ueberzeugung alle ihm vorgelegte Artikel einer Konstitution, die ihm durchaus allen Einfluß im

Staate nahm. Jene Konstitution, welcher Frankreich die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, und die meisten der Wohlthaten verdankt, um derentwillen die Enkel einst die Revolution segnen werden, und um derentwillen schon die Söhne in den Urhebern derselben lauter Heroen sehen möchten, hatte den wesentlichen Mangel, daß sie eine förmliche Demokratie in die Gesetze und Einrichtungen brachte, und dadurch späterhin, als Bonaparte die Gesetze nicht wesentlich veränderte, die Einrichtungen aber seinem Despotismus anpaßte, die sonderbare Erscheinung veranlaßte, daß die Regierung despotisch und das Gesetz republikanisch war. Auch die deutschen Staaten, die in Frankreich Besitzungen hatten, und welche durch Friedensschlüsse im Genuße ihrer Lehnrechte gesichert waren, sollten sich die neuen Einrichtungen gefallen lassen, das Unrecht des Menschen sollte dem Recht der Traktaten vorgehen; sie beschwerten sich, sie erhoben sich endlich ernstlich gegen die Verabreichung. Wie die Sache der deutschen Fürsten an die Nationalversammlung kam, war Mirabeau, nach seinem Art, um eine Antwort auf das Conclufum des oberrheinischen Kreises freilich durchaus nicht verlegen, im Ganzen zeigte sich aber die Versammlung, die damals noch dem Grundsatz der Billigkeit und des Rechts jeden Eingang verstatte, nicht abgeneigt, sich mit den Ausländern abzufinden. Zum Glück für die Bewohner der Rheinlande ward daraus nichts. So schnell man indeß mit den Veränderungen fortschritt und so schneidend dabei verfahren wurde, so nahm doch die Popularität der Versammlung immer mehr ab. Ein Theil der Nation hing noch am Alten, der größere Theil wandte sich lieber zur furchtbaren Konsequenz eines Marat und Robespierre, eines Camille Desmoulins und anderer, als zur Sentimentalität der Konstitutionellen oder zu der sonderbaren Verblendung eines Gregoire, der die christliche Religion mit den Grundsätzen der eifrigen Jakobiner oder vielmehr mit der Wuth gegen alles Hohe und Glänzende im Königthum zu verbinden hoffte; im Ganzen verlor daher die konstitutionelle Partei täglich mehr in der öffentlichen Meinung. Um sich in der Meinung wieder zu heben, suchten die eigentlichen Urheber der Revolution durch allerlei künstliche Mittel den Enthusiasmus neu zu beleben, und das schaulustige Volk der Pariser zu beschäftigen. Der 14. Juli 1790, als der Jahrestag der Einnahme der Bastille, ward außersehen, um eine Vereinigung der Linientruppen und Nationalgarden, die noch häufig im Streite waren, zu Stande zu bringen, und die den Neuerungen Günstigen aus allen Theilen Frankreichs in Paris zu vereinigen. Von der Militärschule, auf einem Platze am Ufer der Seine, sollten 60,000 Deputirte der Armee, der Nationalgarden, der Gemeinden und einige hunderttausend Zuschauer vereinigt und bei der Gelegenheit der König öffentlich in einer



Reihe mit dem Präsidenten der Versammlung gezeigt, und die ganze Versammlung vor den Augen der Franzosen auf's Theater gebracht werden. Ehe dieses ausgeführt werden konnte, machten sich aber die Enthusiasten der gemäßigten Monarchie, durch den Spott und die Rabalen der Abergläubigen gereizt, in einer und derselben Sitzung in den Augen aller Vernünftiger lächerlich und verächtlich, weil sie einen lächerlichen Auftritt, der einer Mummerei ähnlich sah, duldeten, und eine Angelegenheit, die der reifsten Ueberlegung bedurfte, in einem Augenblick abmachten. In der Sitzung vom 19. Juni dekretirte man nämlich erst den Leuten, die die Bastille eingenommen hatten, deren moralischer und politischer Charakter aber Niemandem unbekannt war, Ehren und Belohnungen, dann ließ man den durch seinen Atheismus lächerlichen preussischen Baron Cloots du Val de Grace mit einer Anzahl gedungener Menschen, als Deputirte des gesammten menschlichen Geschlechts vor die Versammlung, und endlich schaffte man auf den Vorschlag eines Deputirten aus Rouergue, den Lameth und Lafayette unterstützten, den Adel und alle seine Titel ab. Bei Gelegenheit der Feier des 14. Julius, als König und Nationalversammlung beschworen, was weder der Eine, noch die Andere halten konnte oder wollte, war allein das Volk aufrichtig (denn selbst der Bischof, der die Messe hielt, hat hernach bewiesen und laut gesagt, daß er an das Geheimniß, das er verkündigte, nicht glaubte), und die Schriftsteller aller Parteien gestehen, daß das Gefühl der Wiedergeburt der Nation, der Rückkehr in einen bessern Stand, der Größe eines Volks, das von den Grenzen von Flandern bis an's mittelländische Meer nur eine Familie sei, alle ohne Unterschied erfüllte, alle belebte, und den trüben Tag, ungeachtet des unaufhörlichen Regens, zu einem der heitersten in der ganzen französischen Geschichte machte. Leider kam gleich darauf die Zuflucht aller Schlechten, der Herzog von Orleans, aus England zurück, zerfielen die Jakobiner und die Konstitutionellen völlig, und vereinigten sich die Altköniglichgesinnten mit den Erstern, um Unruhen zu veranlassen, Alles zu verwirren, und so die Unhaltbarkeit der neuen Einrichtungen zu beweisen. Das Letztere geschah schon bei der Gelegenheit der blutigen Händel in Nancy; denn als diese von Bouille, den die Konstitutionellen unterstützten, gedämpft wurden, legten die Demagogen und die Freunde des alten Systems fast einerlei Unzufriedenheit an den Tag. Auf dieselbe Weise, wie Marat, Danton und die Seinigen in dieser Angelegenheit mit den Freunden des alten Systems einig waren, so auch bei der Vertreibung Neckers, den alle drei Hauptparteien jetzt verwichen. Die Könighen, weil er nach ihrer Meinung alles Unheil veranlaßt hatte; die heftigeren und einsichtsvollen Konstitutionellen, weil er ihnen, seitdem er die Dienste geleistet hatte, die

sie brauchten, im Wege war; die Jakobiner, weil seine Feinheit, Menschlichkeit und Rechtlichkeit in ihr System gar nicht paßte. Am 2. September 1790 schon entzog er sich einem Anfall des Böbels, dem Lafayette nicht steuerte, weil er seine Ohnmacht einzusehen anfang, obgleich er immer noch nicht begreifen wollte, daß er ein bloßes Instrument in Anderer Händen sei, nur durch eine schnelle Flucht auf sein Landgut. Von dort rettete er sich über die Grenze, doch ward er zu wiederholten Malen angehalten und verdankte seine Rettung nach Genf nur einem Dekret der Nationalversammlung. Seit dieser Zeit vermehrten sich zwar die Verwirrungen, es saßen aber zugleich die neuen Einrichtungen tiefe Wurzel. Alles ward anders, das Volk riß überall die Rechte, Güter, Vorzüge an sich, die es seit Jahrhunderten verloren hatte — es fehlte nichts, als daß eine reine Moral und eine milde Religion des Herzens ein inneres Band geknüpft hätte. Statt eine strenge Ordnung der Sitten zu begründen und dadurch abergläubische Ceremonien entbehrlich zu machen, suchten die Männer, die nun den Ton angaben, die Moral der Politik und die bestehende Religion, die man nach und nach hätte verbessern sollen, dem äußern Geseze unterzuordnen. Das Letztere ward besonders auffallend, als die bürgerlichen Gesezgeber sich in die Disciplin des geistlichen Standes einmischten, und einen Eid von den Geistlichen forderten, der, wenn man konsequent verfahren ließ, ganz überflüssig war. Die Härte, mit welcher man diesen Eid auf die von weltlicher Macht gegebene bürgerliche Ordnung des geistlichen Wesens forderte, würde zu jeder anderen Zeit die ganze Popularität der Nationalversammlung vernichtet haben; allein der Kultus hatte schon längst seine innere Bedeutung verloren, die Weigerung der Geistlichen vermehrte daher nur den Haß, den die vielen Spötter der christlichen Religion schon längst gegen sie geäußert hatten, veranlaßte in den Gegenden, wo der Aberglaube noch stark war, Unruhen und blutige Kriege gegen die Freunde der Revolution und erbitterte beide Parteien. Uebrigens leisteten von allen Bischöfen nur vier, und unter den Pfarrern sehr wenige, den Eid, den man von ihnen forderte: es erfolgte ein völliges Schisma, die Nationalversammlung wüthete durch Dekrete gegen die unbefähigten Priester, die wilden Feinde aller Religion und aller Ordnung durch Aufhebung des Böbels, die Geistlichen aber gaben durch ihre Heftigkeit Anlaß zum Skandal. Die Tanten des Königs verließen damals, hauptsächlich um nicht beeidigte Priester dulden zu müssen, das Reich, und der König konnte sich lange Zeit nicht entschließen, Dekrete, die seinem Glauben zuwider waren, zu bestätigen. Um diese Zeit wurden auch die fremden Mächte besorgt, ward eine bedeutende Menge Waffen an die Nationalgarden vertheilt, begnügten sich die furchtbaren Feinde aller Ordnung, die



leider von den Republikanern in der Versammlung für brauchbar zu ihrem Zwecke gehalten wurden, nicht mehr wie vorher mit Schreien. Die bürgerlich-rechtlichen, aber enthusiastischen Mitglieder der Versammlung waren es damals, die aus Haß gegen den Hof und die eleganten und eiteln Konstitutionellen das Volk zu Thätlichkeiten reizten, bis sich dieses selbst zum Wächter des Königs bestellte, und dann natürlich mehr auf Marat, als auf die Tugendredner horchte. Mirabeau dagegen, der sich jetzt für die Erhaltung der Ordnung mit einer Energie erhob, die kein anderer in der ganzen Versammlung besaß, starb zur unglücklichen Stunde (den 2. April 1791). Gerade jetzt lieb der schwache König sein Ohr wieder den Rathschlägen der Königin und der verhassten Freunde des alten Systems. Nichts konnte den Menschen, die nur Verwirrung wollten, erwünschter sein, als das Schwanken Ludwigs; sie waren dadurch völlig entschuldigt und gerechtfertigt, auch hatte jetzt schon der Jakobinerklub vier Ausschüsse gebildet, und die Korrespondenz und das Aufspüren der Absichten der Gegenpartei systematisch eingerichtet. Auch der Klub bei den Franziskanern (Cordeliers), an dessen Spitze hernach Danton stand, dessen Neugesessener schon seine wilde Seele anzeigte, begann seine Thätigkeit; der König aber suchte im Auslande Hilfe, trat mit dem Grafen Artois, dessen klobler Name der Nation schon verhaßt war, in Verbindung, wollte in eine seiner eignen Festungen fliehen und schwankte doch dabei zwischen drei Plänen. Endlich bestimmte sich Ludwig, gegen Bouillé's Rath, der Valenciennes oder Besançon zu wählen anrieth, für Montmédi, nahm aber die Maßregeln so verkehrt, daß seine Absicht der Flucht schon zwei Monate vorher kein Geheimniß mehr war. Bei allen Anstalten zur Flucht des Königs, so wie bei den Unterhandlungen mit den fremden Mächten, den Reisen des Grafen Artois und dem, was er in Koblenz schreiben und veranstalten ließ, zeigte sich der Geist der Kabale und der Verblendung der elenden Hofschranzen des alten Systems, und Calonne und Breteuil beneideten sich um den Vorzug des von dem Einen oder Andern entworfenen Planes, als wenn es eine Ministerstelle gegolten hätte, und dem Grafen Fersen, einem der verhassten Lieblinge der Königin, wurden alle Anstalten der Flucht übertragen. Der unglückliche Entschluß der Flucht konnte übrigens für die Gegenpartei des Hofes zu keiner bessern Zeit gefaßt werden. Für die konstitutionelle, weil sie den König dadurch in ihre Gewalt bekam; für die wilden und abscheulichen Feinde alles Edeln, wie Marat und Danton, weil dadurch ihre grundlosen Anklagen und das wilde Geschrei, das sie seit Monaten erhoben hatten, einen Schein von Wahrheit erhielt; für die edlern Republikaner, weil sie, wenn der König die Andern verrath, ihr wohlgemeintes, aber durchaus un-

passendes Luftgebilde einer Republik durch den Sturz der monarchischen Konstitution wirklich zu machen hoffen konnten, und Leute wie Dismourier fanden die Gelegenheit äuserst günstig, um sich wichtig zu machen. Die edelsten Männer in der Versammlung, die aus unrichtiger Vorstellung von den römischen und den griechischen Freistaaten aus ihrem Vaterlande eine Republik machen wollten, waren dabei am meisten zu bedauern. Sie hatten selbst alle Wahlen von der unwissenden Volksmasse abhängig gemacht, wie war es aber möglich zu verkennen, daß diese wählende, also regierende Masse und ihre Führer durch die Beredsamkeit eines Marat und einer großen Zahl Aenderer, die in ähnlichem Styl schrieben, mehr würden bewegt werden, als durch alle schöne Redensarten wahrhaft hochsinziger und edler Männer in der Versammlung? Diese Männer kannten übrigens ihre Zeit und ihr Volk so wenig, daß sie dem Staat ein Opfer zu bringen glaubten, wenn sie gerade in dieser Zeit einem Robespierre, dessen Absichten nicht zweideutig sein konnten, beistimmten, und den Beschluß faßten, daß keiner von ihnen, d. h. kein Mitglied der konstitutiven Versammlung in die nächste der Legislation wählbar sein solle. Da schon seit Mirabeau's Tode Cazales, der mächtigste Redner der rechten Seite, täglich in Todesgefahr war und ganz allein stand, weil das Glück immer zunahm, da besonders seit der Mitte des Mai Pethion, Buzot, Robespierre, Reubel, das Wort in der Versammlung allein hatten, und die konstitutionellen ganz in Schatten traten, so war es nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit, was jetzt Jedermann besser weiß, wenn man hernach vorgab, Lafayette habe von der Flucht des Königs gewußt, und habe seine Popularität durch die Verhaftung desselben neu anfrischen wollen. Er selbst leugnete es immer standhaft, und behauptete jetzt, die Königin habe sich geirrt, daß das Volk ihn morden werde, weil er sich dem Volke für den König zum Bürgen gegeben hatte. In der Nacht vom 20. bis 21. Juni 1791 verließen der König, die Königin und der älteste Bruder des Königs mit seiner Gemahlin Paris, nahmen aber alle Anstalten so verkehrt, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn der König seinen Zweck erreicht hätte. Der Aufschub der Reise vom 19. auf den 20. war nicht so nachtheilig, als Bouillé behauptete. Der Bruder des Königs, der sich nach Valenciennes wandte, erreichte indessen glücklich die Grenze, der König ward schon in Châlons bemerkt, von dem wüthenden Jakobiner Drouet und seinem Sohn in St. Menehould erkannt und nach Varennes verfolgt, und in dem letztgenannten Orte vom Volke aufgehalten. An der Art, wie Regnaud, Vernier und Camus in der Sitzung vom 21. ganz fertige Vorschläge aus dem Stegreife hervorbringen, und einer von den Deputirten von der Rückkehr der exekutiven Gewalt zu ihrer



Quelle redet, lernt man so deutlich, daß das Ereigniß von gewissen Leuten vorausgesehen war. Wahrscheinlich waren also die Deputationen von Kindern und andere Gaukelspiele der Volksbewegungen in den letzten Tagen vor der Flucht nur darum veranstaltet, um den Schrecken zu vermehren und die Flucht zu beschleunigen, die man alsdann zu den schrecklichsten Beschuldigungen benutzte. Der Verhaft des Königs in Varennes, 10 Stunden von Montmédi, wohin er sich hatte begeben und sich mit Bouillé's Armee decken wollen, dauerte so lange, bis der Adjutant des General Lafayette, der ihm auf dem Fuße folgte, ihn eingeholt hatte. Das Betragen des Volks, der geringe Eifer der Husaren, die Bouillé zu seiner Bedeckung abgeschickt hatte, konnte dem Könige am besten beweisen, wie sehr die ganze Stimmung sich geändert habe, und wie unmöglich eine Rückkehr zum Alten sei; was die Emigranten nie begreifen wollten.

#### Errichtung der Republik.

Da die Nationalversammlung seit langer Zeit schon im Besitze der Art von exekutiven Gewalt war, die man im Reiche übrig lassen wollte, und der König bloß der Form wegen da zu sein schien, ward keine wesentliche Veränderung verspürt, als die Gesetzgebung auch der Form nach die ausübende Gewalt in sich vereinigte und die Minister in Pflicht und Aufsicht nahm, während sie Kommissarien aus ihrer Mitte in die Provinzen schickte, um die königliche Auktorität auch dort zu versehen. Gegen alle diese Schritte, so wie gegen die dreimonatliche Suspension und Bewachung des Königs protestirten 290 Mitglieder der Versammlung vergeblich, Latour Maubourg, Pethion, Barnave wurden abgeschickt, die königliche Familie zurückzubringen und eine Kommission der Versammlung sollte die Erklärung des Königs und der Königin über ihre Flucht vernehmen. Das Letzte war im Grunde ein förmliches Verhör, weil sich der König in einem offenen Brief an alle Franzosen, den er bei seiner Abreise erlassen hatte, über seine Gründe erklärt und die Nationalversammlung ein Gegenmanifest erlassen hatte. Bei der Untersuchung der Umstände der Flucht des Königs zeigte es sich, daß die Konstitutionellen, an die sich seit diesem Augenblicke auch Barnave angeschlossen, bei weitem das Uebergewicht in der Versammlung und in der Nation behaupteten, ungeachtet die Jakobiner und Orléanisten die Hefe des Volks aufwühlten, und die Hauptstadt mit stetem Schrecken erfüllten. Unglücklicher Weise fanden es auch die Freunde

der Konstitution rathsam, das Schwert über dem Nacken des Königs schwebend zu erhalten, bis er ihre Arbeit unbedingt gebilligt habe, und so gaben auch sie dem Volke Zeit, sich des königlichen Ansehens zu entwöhnen, und erbitterten alle zahlreichen Freunde der königlichen Familie tödtlich gegen sich. Am 12. Juli ward die Suspension der königlichen Gewalt verlängert, ungeachtet man stillschweigend erklärt hatte, daß der König nicht könne zur Verantwortung gezogen werden; und seine völlige Wiedereinsetzung ward an die unbedingte Annahme der Konstitutionsakte gebunden. Dies hieß die Annahme mit Gewalt erzwingen, und dem König jeden Antheil an der Einrichtung des Staatswesens entziehen, besonders da man am 15. und 16. der fertigen Konstitution noch drei Artikel beifügte, die auch jeden künftigen Rückschritt verhindern sollten. Die Republikaner, besonders Buzot, Brissot, Pethion in Verbindung mit den Orléanisten, wütheten indeffen schon darüber, daß man nur den Namen König übrig ließ; der Klub der Jakobiner aber, der jetzt eine Art öffentlicher Auktorität war, weil die Wahlen der künftigen Deputirten von ihm abhängig werden mußten, gab dem Vorschlage eines seiner Mitglieder, den König nicht mehr als solchen zu erkennen, einen lauten Beifall. In den Unruhen, die unter dem Berwande, Petitionen gegen die Beschlüsse der Konstitutionellen einzureichen, erregt wurden, kam es endlich am 17. Juli zu einem blutigen Kampfe zwischen dem Pöbel der Jakobiner und der ehemaligen französischen Garde, die den Kern von Lafayette's Nationalgarden ausmachten. Der Befehl, auf den Pöbel zu feuern, den Bailly als Bürgermeister dem Gesetze nach ertheilt hatte, ward ihm späterhin zum Verbrechen gemacht und kostete ihm das Leben. Lafayette ward Gegenstand des Hasses, und war doch so verblendet, den Sieg nicht zu nutzen. Die Nationalgarde hätte damals gern dem ganzen Jakobinerwesen durch Vernichtung des Versammlungsorts ein Ende gemacht, und war im Begriff den Entschluß auszuführen, als Lafayette selbst die wackern Bürger und Soldaten aufhielt, weil er der Jakobiner gegen den Hof bedurfte. Im September war man endlich mit der Revision einer Konstitution fertig, die Niemand befriedigte, als die Leute, die noch bis auf den heutigen Tag fortträumen, um eben die Zeit fast hatte sich aber auch Kaiser Leopold mit Preußen verständigt. Preußen und Oesterreich versprachen (freilich höchst unbestimmt) auf der Zusammenkunft in Pillnitz dem Grafen von Artois und den Emigranten, die sich an den deutschen Rheinprovinzen schaarenweise einfanden, und anfangen, Heere zu bilden, bewaffneten Beistand, weil man dem eiteln Vorgeben der erbitterten und unverbesserlichen Hofsleute über die Stimmung der Nation thörichter Weise glaubte. Der Pillnitzer Vertrag war indeffen sehr zweideutig, Ludwig XVI. schwach, Barnave, Lameth und die von



ihnen dem Könige gegebenen Minister (Montmorin ausgenommen) riefen ihm rein und einfach (*purement et simplement*) das über-eilte Machwerk der demokratisch-monarchischen Konstitution anzu-nehmen. Ein unglücklicher Rath! Wie konnte eine Verfassung be- stehen und ein Zutrauen erwachsen, wo der Vertrag zwischen der Nation und ihrem Haupte erst mit Gewalt aufgedrungen, dann mit der Absicht, nicht zu halten, angenommen, von der Minorität Derer, die ihn entwarfen, nie gebilligt, vom empörten Haufen, schon ehe er fertig war, angegriffen und verhöhnt, vom Könige, seinen Verwand- ten und fremden Mächten mit dem Schwerte bedroht war? Wäh- rend der Revision der Konstitutionsakte schon wollten die Jakobiner ein Verfolgungsgesetz gegen die Emigranten und eine intolerante Verordnung gegen Die, welche den Eid auf die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit nicht hatten leisten wollen, dekretiren, allein glück- licher Weise verstand Chapelier durch eine geschickte Benutzung des Enthusiasmus für die Konstitution einen Vorschlag abzuwenden, den der König durchaus nicht annehmen konnte oder wollte. Am 3. September, sobald man mit der Revision der Konstitution fertig war, hob man die Art von Arrest auf, in welchem Lafayette bis da- hin den König gehalten hatte, ließ ihm noch um 9 Uhr Abends die Konstitutionsakte durch sechzig Deputirte überreichen, und bis an das Ende des Monats, wo die bisherigen Deputirten einer neuen Versammlung Platz machen sollten, beschäftigte man sich blos mit der Gesetzgebung. Leider befand sich unter den damals gemachten Gesetzen auch das über die definitive Vereinigung von Avignon mit Frankreich, das den reinen Grundsätzen, denen die Konstitutionellen zu huldigen vorgaben, ganz zuwider war. Am 13. schon erklärte der König schriftlich seinen Entschluß, die Konstitution anzunehmen, am 14. erschien er in der Versammlung zum ersten Mal in der demüthigen Gestalt, welche die Konstitution einem Könige übrig ließ, in einem Range mit dem Präsidenten und eine Zeitlang stehend vor der sitzenden Versammlung; doch begleiteten ihn bei seinem Weg- gehen alle Deputirte in feierlichem Zuge bis in seine Wohnung. Eine finstere Vorbedeutung war es übrigens, daß der Moniteur zu derselben Zeit, als er die Konstitutionsakte bekannt machte, in fünf langen Kolonnen eine Erklärung der Brüder des Königs, des Kai- sers Leopold und des Königs von Preußen, so wie aller emigrirten Prinzen, die den Worten des Königs geradezu entgegen war, zur Kenntniß der Franzosen brachte. Am 30. September erschien der König wieder in der Versammlung, deutete in seiner Rede an, daß er zwar Alles thun wolle, die Verfassung zu erhalten, daß man ihm aber zu wenig Einfluß übrig gelassen habe, und der Präsident schloß die Sitzungen. Das Sonderbarste scheint, daß die Stände, der Finanzen wegen berufen, gerade diese Zeit in einem schlechteren Zu-

stande ließen, als sie vorher waren, weil zu allen andern Uebeln jetzt noch Papiergeld kam. Mit Jubel wurden allein Benthon, und Ro- bespierre, jetzt öffentlicher Ankläger, so wie Benthon, später Ober- bürgermeister von Paris, vom Volke begrüßt. Die Wahl des scheußlichen Danton zum Deputirten der neuen legislativen Ver- sammlung, und die Menge junger Leute, Theoretiker, Schwärmer, wohlmeinender, aber phantastischer Republikaner, die man ebenfalls gewählt hatte, zeigte hinreichend, daß die neue Verfassung dem Haufen eben so wenig gefalle, als sie praktischen Staatsmännern gefallen konnte, und doch war eine Vereinigung von Talenten und Kenntnissen, eine Mischung von Edelmut, Theorie und Praxis, Altem, Neuem und Populärem der ersten Versammlung eigen ge- wesen, die der neuen ganz fehlte. Die Republikaner, unter denen Benthon und Brissot damals eine bedeutende Rolle spielten, und welche von Condorcet mit Metaphysik auf dieselbe Weise unterstützt wurden, wie Mirabeau in der frühern Versammlung von Sieyès damit war unterstützt worden, so verschieden sonst ihre Ansichten und Plane waren, zeigten ihre ähnlichen Absichten gleich in den ersten Sitzungen, als sie die Titel Majestät und Sire abschafften, dem Könige keinen hohen Sessel vergönnten, und ihn durchaus mit ihrem Präsidenten gleichsetzen wollten. Die lächerlichen Anstalten der Emigranten, der wunderliche Entwurf des Königs von Schwe- den, den Brissot in einer Rede bei den Jakobinern nicht ganz un- billig den nordischen Don Quixote nannte, mit russischer Unter- stützung 36,000 Mann von der See aus nach Paris zu führen, die Unruhen, welche im Innern dadurch veranlaßt wurden, daß man dem Volke die beeidigten Priester aufdringen wollte, gaben die ängst- lich gesuchte und gut benutzte Gelegenheit, den König mit der Nation in Widerspruch zu bringen. Um diesen Widerspruch grell zu zeigen, gab man gleich in der ersten Zeit (9.—12. November) ein Gesetz gegen die Emigranten an der Grenze und gegen die widerspenstigen Priester; der König gebrauchte, wie man geahndet hatte, sein kon- stitutionelles Recht, verweigerte seine Zustimmung, wie die Konsti- tution ihm erlaubte, und ward nun von unaufhörlichem Toben des Volks bestürmt. Wenn der König die Vollziehung heimlich einiges Geld verschaffte, wenn er die Korrespondenz mit den fremden Mächten fortsetzte, so war dies Alles zum Vortheil der republikanischen Par- tei, die in dieser Versammlung am stärksten war, und Marat, Fréron, die Menschen, die für Brüdern arbeiteten, bedienten sich des Vorwands, den Ludwigs Schwachheit gab, um alles Edle und Hohe zu verhöhnen. Die Versammlung erließ nun zuerst ein De- krete gegen die Prinzen, dies bedurfte der königlichen Bestätigung nicht: dann einen Beschluß gegen die Fremde des Königs, die aus



der Ferne Hülfe erwarteten, diesem durfte er seine Zustimmung nicht verjagen, endlich mußte er sogar sein Ministerium aus den Republikanern bilden, denen Dümourier, ein Mann ohne Grundsatz oder System als Minister der auswärtigen Angelegenheiten zugesellt ward. An Talent fehlte es Dümourier nicht, auch war er vor Zeiten in diplomatischen Geschäften gebraucht worden und brachte jetzt zur Freude der Marats in die diplomatische Sprache den barschen Ton, den die Franzosen bis auf die Restauration beibehalten haben. Seit dem Oktober schon hatte ein Theil der Versammlung aus mancherlei Gründen den Krieg mit den deutschen Fürsten und dem Kaiser gewünscht und gefordert. Man wollte Krieg, theils wegen der Pläne gegen den Hof und die Konstitution, theils weil auch die den Emigranten dienenden Jakobiner darauf arbeiteten, theils, weil man wußte, daß die französische Revolution, die von Adelsstolz, Lasten der Feudalität und willkürlicher Regierung gedrückten Deutschen am Rhein ungeduldig über die Mißbräuche ihrer Regierungen und geneigt zu Veränderungen machte. Das neue Ministerium bot sich willig zu den Absichten seiner Freunde, und der Krieg ward erklärt, während im Innern ein weit fürchterlicherer Zwiespalt zwischen den Behörden, den Ständen und sogar in Familien selbst sich erhoben hatte. Die Erfüllung des Wunsches der Republikaner, den Krieg ausbrechen zu sehen, ward damals durch den Tod des Kaisers Leopold beschleunigt, weil Franz II., der im 24. Jahre die Regierung der Erblande übernahm (März 1792), nicht wie sein Vater, alte Wunden zu heilen vorfand, und dem System Josephs geneigter war, als dem seines Vaters. Die auswärtigen Mächte hätten übrigens auch damals noch gezögert, wenn Dümourier nicht in einem peremptorischen Ton auf eine Erklärung gedrungen wäre, wenn nicht durch den Ton der französischen Zeitungen und durch die Verbindung, die die kosmopolitischen Grundsätze, welche man öffentlich aussprach, zwischen allen Freunden vernünftiger Freiheit in allen Ländern knüpfte, die Gefahr der Monarchien immer dringender geworden wäre. Die Antwort des österreichischen Kabinetts auf Dümouriers Forderung machte endlich den Krieg unvermeidlich. Nach der französischen Konstitution konnte der König zwar Krieg und Frieden beschließen, aber ohne ein Dekret des gesetzgebenden Körpers konnte er nicht erklärt werden, der König erschien daher am 20. April in der Versammlung und machte den Antrag einer Kriegserklärung gegen Oesterreich, welche noch in derselben Nacht auf den 21. mit Jubel angenommen und gleich darauf förmlich erlassen ward, ohne daß man gerüstet gewesen wäre; denn der Hof hoffte den Sieg des Kaisers. Die verschiedenen Parteien, welche ein Zweck damals vereinte, Enthusiasten, welche von Rom und Griechenland in Paris, wie an der Garonne und an der Loire träum-

ten, schmutzige Schufte, wie Chabot, Bazire, Merlin von Thionville, Collot d'Herbois u. a.; giftige Feinde alles Hohen, wie Robespierre, Marat, Danton's Schaar hatten jetzt ihren Wunsch erreicht; der Pöbel war in Bewegung, die Macht, die ihn hemmen konnte, gelähmt. Die Departementalverwaltungen, aus guten Bürgern, die der Konstitution treu waren, gebildet, befanden sich mit den Municipalverwaltungen im Reiche in offenem Kriege, in der Hauptstadt war in der obersten Magistratur Benthion, der in Verbindung mit seinen Freunden den bewaffneten Pöbel besoldete und den Aufstand organisirte, auch aus der Nationalgarde die rechtlichen Bürger durch die Bikenmänner verdrängte. Lafayette war seit dem Ausbruch des Kriegs beim Heer an der Grenze, auch war kein Generalanführer der pariser Nationalgarde nach ihm wieder bestellt worden, sondern die sechs Legionschefs sollten wechselnd jeder zwei Monat lang den Oberbefehl führen. Der Vorwand war, daß ein solcher Generalanführer zu viel Einfluß habe, den wahren Grund erkannte man aber am 10. August 1792, als dieselbe mit der Freiheit unverträglich genannte Stelle von den Republikanern erneut und dem fürchtbaren Anführer des rohesten Bataillons der St. Antonsvorstadt, Santerre, übertragen ward. Die Konstitution ward jetzt überall verhöhnt, ihre schwachen Vertheidiger, die den Klubb der Feuillants bildeten, in ihrer Ohnmacht dargestellt, der Nationalstimm der Franzosen erregt, und der Unwille gegen die Pöbelführer durch die Furcht vor dem äußern Feind gefesselt: aus allem diesen erklärt sich das Folgende leicht. Sobald der Krieg erklärt war, vermehrten sich die Deputationen und gewaltsamen Auftritte; auf öffentlichen Plätzen und in Straßen ward der König auf die gröbste Weise durch die Deputirten selbst und durch den Pöbel, den man in und um seinen Palast versammelte, beschimpft und geschmäht, und die Tribunen der Nationalversammlung mit gedungenen Schreibern erfüllt. Weil man von den Schweizergarden und der konstitutionellen Garde, die eigentlich nur 1800 Mann stark sein sollte, damals aber viel stärker war und Brissac an der Spitze hatte, Widerstand befürchtete, wenn man den König selbst angriffe, so richtete man sich zunächst gegen diese. Kersaint zuerst (also einer der edlern Freunde der Freiheit) trat mit einer Beschwerde über jene Garde und über die Schweizer des Königs am Ende April in der Versammlung auf, konnte aber seinen Vorschlag nicht durchsetzen, weil die konstitutionelle Partei noch zu stark war. Im Mai ward die Sache noch einmal in Anregung gebracht, und damals schon führten Benthion und seine Freunde den ewigen Krieg mit den Konstitutionellen so glücklich, organisirten den Aufstand des pariser Volks so geschickt, verbreiteten den falschen Lärm, die Unruhe über eine neue Flucht des Königs, über einen österreichischen Ausbruch am Hofe so alle



gemein, daß in ganz Frankreich Bürger und Bauern über die Treulosigkeit des Hofes erbittert waren. Dies nutzten Chabot und Guadet, sie trugen am 28. im Vertrauen auf den erbitterten Haufen darauf an, die Sitzung der Versammlung für fortwährend zu erklären, und setzten trotz aller Bemühungen der erlärtesten Freunde der Freiheit endlich durch, daß die Garde des Königs entlassen und seine Bewachung denjenigen Nationalgarden übertragen ward, welche Pethion, Manuel, und ihre Freunde durch Santerre zu ihren Absichten brauchen zu können hofften. Eine Republik zu errichten war einmal der feste Entschluß eines Vergniaud, Guadet, Kersaint, Gensonné, einer Madame Roland und vieler edlen, aber im Leben und der Geschichte unerfahrenen Männer, und alle, ohne Unterschied, die Freunde der Mißbräuche ausgenommen, fanden es nützlich, daß der König von seiner Stelle auf irgend eine Weise entfernt werde, weil alle, die den alten Zustand verwünschten, deutlich einsehen, daß früher oder später die Freunde der Mißbräuche diese durch ihn als alte Rechte reklamiren und durch ihn mit Gewalt in Besitz nehmen würden. Leider bot sich nur die Hefe der Menschheit, die ein Marat, ein Danton, ein Robespierre, Chabot und andre Nichtswürdige auswählten, als brauchbares Werkzeug dazu, man öffnete also diesen den Zugang und glaubte ihnen die Ausführung überlassen zu können; so ward die Scene des 20. Junius, ein ewiger Schandfleck in der französischen Geschichte, herbeigeführt. Die Schändlichkeiten, welche vor jenem Tage, um König und Freunde der monarchischen Konstitution zu verderben und um den Aufruhr zu rechtfertigen, auf Veranstaltung und zum Theil auf Befehl der Versammlung unter das Volk gebracht werden mußten, wollten und konnten die begeisterten Redner der Gironde, Guadet, Vergniaud, Gensonné und andere nicht in den Mund nehmen, man ließ sie also, als sie vorgetragen werden sollten, von dem verächtlichen Kapuziner Chabot ausspeien. Doch verunglückte dieser erste Angriff, weil Chabot abscheuliche Lügen gegen Lafayette, der damals an der Spitze der Armee stand, in seine unverschämten Schmähungen gegen den König einmischte. Dies war am 3. Juni, schon am 6. kam ein neuer Vorschlag gegen König und Konstitution an's Licht. Unter dem Vorwande, das Heer zu verstärken und das Fest vom 14. Juli zu begehen, sollte eine Armee von zwanzigtausend wüthenden Menschen bei Paris vereinigt werden, dies ward spät am Abend vorgeschlagen und gleich durchgesetzt; denn die Beratshlagungen dauerten die Nacht hindurch und das Dekret ward abgefaßt, als die Deputirten der andern Partei müde das Feld geräumt hatten. Von diesem Augenblicke an standen sich die Freunde der Konstitution und die herrschende Partei im Konvent feindlich gegenüber, und die Municipalität von Paris war im offenen Kriege

mit der Departemental-Verwaltung. Zu der letztern benahmten sich Robderer, damals Generalprokurator Syndikus, und Vauchois-foucault, Administator des Departements der Seine, auf eine ganz entgegengesetzte Weise: der Erste handelte, wie alle die Leute gehandelt haben, die erst Freunde und Diener Robespierre's, dann Republikaner, dann Barone, Grafen und Sklaven des Kaiserreichs geworden sind; der Letztere dagegen zeigte sich als einen edlen und festen Mann. Leider konnte man nicht leugnen, daß auf der andern Seite die Seele des Hofes auf ausländische Hilfe hoffte und die Verbindung mit den erklärten Feinden der neuen Verfassung unterhielt. Der König ward um diese Zeit von seinen eignen Ministern bestürmt, daß er seine Zustimmung zu Maßregeln, die ihm verderblich schienen, geben sollte, er weigerte sich, und sie drohten ihn in einer Zeit zu verlassen, wo keiner das Ministerium zu übernehmen wagte. So wie die republikanischen Minister wegen der Sanction zweier Dekrete mit dem Könige in heftigem Zwist waren, so zerfielen sie auch mit Dümourier über die Art der Berathung und die Anstellung gewisser ihnen verhaßten Männer, und Dümourier traute sich zu, ein ihm und dem Hofe freundlicheres Ministerium bilden zu können, und bestärkte den König in seinem Vorsatze, nicht nachzugeben, was von der Gegenpartei augenblicklich als eine Gelegenheit zum Verleumden und Anklagen benützt ward. Frau Roland diktierte endlich ihrem Mann einen heftigen Brief, in dem er dem König die derbsten Wahrheiten auf die derbste Weise sagte, Roland und mit ihm das ganze Ministerium ging ab, der Brief ward in der Nationalversammlung unter lautem Jubel vorgelesen, und in alle Departemente gesendet. Der König stand allein. Dümourier sah schon am 10. Juni bei Gelegenheit seines ersten Rapports, daß er sich nicht halten, noch viel weniger aber ein Ministerium bilden könne, und verließ den König unter dem Vorwande, daß dieser das Dekret über die Verfolgung der unbeeidigten Priester nicht unterschreiben wolle. Er nahm nun als abgeseimter Intrigant seine Zuflucht zu den Jacobinern der niedern Gattung, und erhielt sich durch diese im Sattel. So wie er vorher auf kurze Zeit das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Kriegsministerium vertauscht hatte, so vertauschte er nun das letztere gegen einen Oberbefehl bei dem Heer an den Grenzen der Niederlande, wo die Widersacher der Konstitutionellen, oder der sogenannten Feuillans, damals Lafayette stürzen wollten, weil er den Jacobinern mit der Armee drohte. Aus der besten Absicht beschleunigte gleich darauf Lafayette durch seinen drohenden Brief an die legislative Versammlung (am 16. Juni) und durch den ermahnenenden an den König den Ausbruch des schändlichen Komplotts, wodurch die eine Partei die republikanischen Minister wieder ein-



sehen, und die Andere, wenn es möglich wäre, die königliche Familie ausrotten wollte. Die Abfassung einer Bittschrift und die lächerliche Ceremonie der Errichtung eines Freiheitsbaums gab den Vorwand, die Menschenmasse, die den Palast stürmen sollte, zu versammeln, doch war die eigentliche Absicht kein Geheimniß, man wußte sogar, daß die Stadtabrigkeit die Sache begünstige. Die Minister machten die Anzeige, daß ein Mordplan entworfen sei, sie forderten die Departementsverwaltung auf, Maßregeln zu treffen, und diese that Alles, was sie der Konstitution nach thun konnte und sollte; aber die Municipalität hatte Pethion an ihrer Spitze, und war aus guten Ursachen taub. Unsonst erschien Röderer vor der legislativen Versammlung, um ein Gesetz gegen das Verfahren der Anführer des Pöbels zu erhalten — die Republikaner hielten diesmal für einen großen Zweck eine schreckliche That und einen Tag der Greuel für nöthig und erlaubt — und hinderten daher jede Gegenankunft oder Maßregel. Schon am 19. erschien in der Nationalversammlung eine Schaar von dem Gesindel, das man unter dem Namen Föderirte berufen hatte, als man das Dekret abfaßte, 20,000 Mann in einem Lager bei Paris zu vereinigen; diese Menschen und ihr Redner tadelten laut die Unthätigkeit der Deputirten und kündigten an, daß sie handeln würden. Am 20. waren von 8 Uhr Morgens an alle drei von Arbeitern bewohnte Vorstädte in Bewegung, Santerre, Pethions Maschine, führte die wüthenden Menschen durch den Saal der Nationalversammlung, und man war schamlos genug, den Druck der Rede des Cicero jener Horden zu verlangen; doch hob endlich der Präsident, weniger aus Scham, als aus Klugheit, die Sitzung auf. Von 4—8 Uhr wüthete hernach der Haufe in den Tuileries und hielt den König und seine ganze Familie in beständiger Todesangst. Der König verweigerte zwar die Forderung, die Dekrete in dieser Lage zu bestätigen, und das republikanische Ministerium wieder anzunehmen, sehr standhaft, er war aber schwach genug, sich die rothe Jakobiner-mlüge aufsetzen zu lassen, und sie die ganze Zeit hindurch aufzubehalten, auch stellte er sich dem elenden Gesindel zu Gefallen, als wenn er aus einer Flasche trinke, die ihm ein Kerl aus dem Haufen reichte. Endlich erschien die Deputation, welche die legislative Versammlung zum Schutz des Königs abgeordnet hatte, Vergniaud stieg auf die Schultern zweier Männer und versuchte seine Beredsamkeit an dem Haufen, ganz zuletzt kamen Pethion und die eigentliche Nationalgarde, und der Haufe zog schimpfend und tobend ab. Alle Parteien erschrakten über sich selbst und über die Lage des Reichs, wie sie erfuhren, daß ein in den Schenken, auf den Märkten und Sammelplätzen der Vagabunden gesammelter Haufe König und Nation entehrt habe. Man stellte Untersuchungen an, man

erließ Proklamationen, und Lafayette eilte von den Grenzen in die legislative Versammlung, um im Namen der Armee Vorstellungen gegen Pöbelwuth und Parteisucht zu thun, allein das ganze Talent der begeisterten Gironde wandte sich gegen ihn, und seine Freunde bewirkten mit Mühe, daß seine Bittschrift nur angenommen wurde. Eine Zeitlang schien der König gleichwohl durch die Scene des 20. Juni gewonnen zu haben, es fehlte ihm aber an aller Energie, um schnell seinen Vortheil zu nutzen. Wohl merkte und wußte die Nationalversammlung, daß der König auf fremde Hülfe hoffe; die Schritte der Prinzen im folgenden Monat, so sehr er ihnen widersprechen, und so viele offene Briefe er gegen sie ausgeben lassen mochte, schaden ihm in der öffentlichen Meinung, die von dem Augenblick an bis auf unsere Tage unter den Emigranten die Freunde der Jakobiner und die Begünstiger der Aussweisungen suchte, beide aber auf gleiche Weise als Feinde der bestehenden Ordnung dem Haße bezeichnete. Neben allem Angeführten erweckte die bekannte Gesinnung der Königin den nicht ganz ungegründeten Gedanken, daß auch der König im Herzen völlig einstimmt mit den ausgewanderten Prinzen sei. Die Anführer des Haufens verstärkten sich, während der König zauderte und die Konstitutionellen sich ruhig hielten, durch neues Gesindel, das sie aus dem ganzen Reiche unter dem Vorwand der Föderation des 14. Juli an sich zogen. In dieser Zeit gab Preußen eine feindliche Erklärung (Anfang Juli), die von Frankreich in gleichem Tone beantwortet ward (den 6. Juli); am Ende des Monats aber (den 25. Juli) setzte der Herzog von Braunschweig, als Befehlshaber der preussischen Armee, seinen Namen unter ein Manifest, das sich auf eine beleidigende Weise gegen die Nation für den König aussprach; der Kaiser hatte es in seiner härtesten Form gebilligt, die Preußen nur hie und da gemildert. Dies Manifest war das Nachwerk eines Herrn von Limon, eines ehemaligen Orleanisten, war auf eine für die französische Nation schmählische Weise entworfen, und kam Denen, die auch die letzte Spur des Altes vertilgen wollten, sehr erwünscht. Die Gironde war damals besonders thätig, denn sie war es, die durch Barbarour die achthundert Marseiller nach Paris kommen ließ, welche sich dort mit Santerre's Vorstädtern verbinden sollten. Marat, Hébert und ihre Genossen erklärten jetzt ihre mörderischen Absichten gegen den König und die Konstitutionellen laut und öffentlich, und die Republikaner, in Ideen verloren, stimmten ein. Schon im Juli deutete Brissot in einer trefflichen Rede die mögliche Absehung des Königs an, unzählige Bittschriften drangen auf dieselbe Maßregel, welche kurz vor dem neuen Sturm des Pöbels auf die Tuileries (am 10. Aug.) noch einmal und zwar von der Gironde (am 8.), die doch damals schon vor dem Abgrunde, den sie selbst



eröffnet hatte, zu erschrecken anfang, in der Nationalversammlung in Unregung gebracht wurde. Wer fühlte hier nicht tiefes Bedauern über die Beschränktheit aller unter Schmeichlern und in welcher Eleganz erzogenen Seelen, wenn er Bertrand von Molléville, der gerade in dieser Periode der Vertraute der Königin, der Prinzen und fremden Mächte war, und die Königin selbst, wie sie der Frau von Campan ihr Herz ausschüttet, über die Pläne des Königs und seiner Vertrauten zur Flucht oder zur Bestechung eines elenden Santerre liefet und betrachtet? Wer fühlt nicht, wenn er auf der andern Seite das liberale Mitglied der legislativen Versammlung, Paganel und die Denkschriften der Freunde und des republikanischen Systems über ihre Unterhandlungen mit dem Hofe zu Rathe zieht, daß auch sie nicht wußten, wo und mit wem sie eigentlich zu thun hatten, und daß bei diesem Schwanken des Hofes und der Republikaner die Konsequenten und unverschämten Führer der Masse, die immer vorwärts drängte, und Männer, die nichts scheuten und nichts fürchteten, wie Danton, Chaumette und die Redner der Jakobiner- und Franciskanerklubs allein das Feld behaupten mußten? Sie lachten mit Recht der Thoren, die in einer solchen Zeit mit der Idee, Freiheit, und mit dem Wort, Tugend, die stürmenden Wogen des Frevels zu stillen hofften. Um Paganel zu verstehen, muß man wissen, daß die Republikaner mit dem Hofe über eine einstweilige ruhige Entfernung des Königs von den Geschäften unterhandelten, weil sie durch die Gährung der Menge, durch die Störung der Debatten der Nationalversammlung vermittlest des unverschämten Lärmens der Tribunen des Versammlungssaals erschreckt waren, und fürchteten, daß endlich alle Gewalten im Reiche von der pariser Gemeindeverwaltung und ihren Leitern abhängig werden möchten. Leider erschien auch hier der König wieder bevormundet und die Königin war bei diesen Unterhandlungen persönlich anwesend, doch hatte im Vertrauen auf den Ausgang der Konferenzen Guadet schon eine Adresse an den König vorgeschlagen, und Brissot gegen die Anarchisten geeifert; allein es zeigte sich bald, daß aus so unnatürlichen Unterhandlungen der Natur der Sache nach nichts werden könne, und die Gironde gab sich nun dem Strom hin. Am 3. August erneute Pethion, im Namen der pariser Gemeinde, das Ansuchen um Absetzung des Königs in der allergrößten Form, mehrere Deputationen forderten dasselbe in den folgenden Tagen, Gegenvorstellungen kamen zwar häufig ein, das Schreien der Tribunen ließ aber Niemand zu Wort kommen, als wer zu den Feinden des Königs gehörte, und Brissot selbst erklärte rund heraus, daß nur die Ohnehofen wahre Patrioten seien. Weil der König und die Konstitutionellen mit einem und demselben Sturze fallen sollten, so versuchte Brissot alle Kraft seiner Bered-

samkeit am 9. August, um einen Beschluß der Anklage des General Lafayette von der Versammlung zu erhalten. Lafayette hatte längst mit seiner Armee gedroht, nach der (am 9ten) erneuten und wiederum gescheiterten Anklage, mußten König und Konstitutionelle, wie es schien, nothgedrungen sich vereinigen, um sich wechselseitig zu retten, oder sie mußten den Untergang ruhig erwarten; ihre tödtliche Feindschaft allein hinderte ihre Verbindung. Im Zweifel, ob nicht eine Ausöhnung erfolgt sei, mußten Leute, wie Chabot, Bazire und andere, selbst Pethion fühlen, daß sie entweder in steter Besorgniß vor Lafayette, seinem Heer und seinen zahlreichen Freunden bleiben, oder den König schnell stürzen und in seinem Sturz die ganze Partei der Konstitutionellen verwickeln müßten; sie beschloßen natürlich das Letztere. Am Mitternacht vom 9. — 10. ward das Signal gegeben. Die gemietheten Horden, an ihrer Spitze die von der Gemeinde befohlenden Marseiller, hinter ihnen her die ganze Masse neugieriger und raubsüchtiger Vorstädter stürmten den königlichen Palast, und der König war von 7 Uhr Morgens bis 9 Uhr in steter Todesangst. Wie immer zeigte auch jetzt Ludwig nur leidendes Muth, nicht die geringste Kraft, Würde, Besonnenheit, Ueberlegung, oder auch nur festen Entschluß, dem Tode in's Auge zu sehen, vielweniger ihn an der Spitze der Schweizer und treuen Nationalgardien zu suchen. Kein Gedanke an das alte Wort, daß Ehre verloren, Alles verloren sei, hielt ihn ab, dem, vielleicht gar im Einverständniß mit den Urhebern der Greuel, gegebenen Rath Rödders zu folgen, und sich mit seiner Familie in die Nationalversammlung zu begeben, wo er in einem Stübchen, das dem sogenannten Logotachygraphen bestimmt war, von 9 — 2 Uhr Nachts blieb, und alles Schmachliche, was man über ihn beschloß, anhörte. Daß bei einer verständigen Leitung und fester Entschlossenheit des Königs, ehe man die groben Kanoniere der Nationalgarde einließ und sich in die engen Höfe einsperrte, Widerstand möglich gewesen wäre und eine Aussicht der Rettung, das bewiesen dem schwachen Könige die Schweizer, die, bis er ihnen zu ihrem Verderben befehlen ließ, nicht weiter zu feuern, das Gefindel tüchtig bekämpften. Der Widerstand der Schweizer und die dadurch veranlaßte Mordscene, daß das Volk die Wehrlosen würgte, kostete einigen tausend Menschen das Leben, doch blieben die Haupturheber hinter der Scene und ließen einen Danton, Legendre, Santerre, Panis, Chaumette, Chabot die Ehre der ersten Rolle. Noch wütheten in der Nähe der Nationalversammlung Mord und Greuel, Plünderung und Brand, noch dauerte die Herrschaft des Frevels und der Marseiller fort, als die beredeten und hochherzigen Enthusiasten für Rom und Griechenland auf die Bühne traten, doch freilich in der lästigen Gesellschaft Derer, die nur Mord und Raub und ihren eige-



nen Vortheil suchten, und ihnen bald dasselbe Spiel spielten, das sie selbst den Konstitutionellen gespielt hatten. Vergniaud und Guadet nämlich, in der üblen Gesellschaft eines Jean Debry, brachten über die Suspension des Königs (*suspension provisoire*) die Einrichtung einer interimistischen Verwaltung und die Art, wie man über die völlige Vernichtung der Monarchie im Staat das Volk befragen wolle, in der schrecklichen Nacht vom 10. bis zum 11. in Gegenwart des Königs Dekrete vor, die unmöglich in Eile konnten entworfen sein. Ein Nationalkonvent sollte berufen, mit der ganzen Volksgewalt bekleidet, eine neue Konstitution verfaßt werden, zugleich ward eine allgemeine Gleichheit proklamirt und der König auf eine unwürdige Weise erst als geringer Privatmann, gleich darauf im Thurm des Tempels als Gefangener behandelt. Das letzte geschah am 13., und die verhassten Feinde der unglücklichen Maria Antoinette, der Maire Bethion und der Gemeindepöbel, sonst keine der gemeinen Seelen, hatten die Grausamkeit, sich der königlichen Familie als Begleiter in's Gefängniß aufzudringen. Von diesem Augenblicke an stand Frankreich völlig unter der pariser Gemeindeverwaltung, die sich in der Nacht des 10. Augusts im Namen des Volks selbst eingerichtet und bestellt hatte. In dieser neuen Municipalität hatte Bethion durchaus keine Bedeutung mehr, obgleich er noch eine Zeitlang scheinbar an der Spitze derselben stand. Auf dieselbe Weise wie die Enthusiasten, Redner und reinen Republikaner in der Gemeindeverwaltung nur Figuranten blieben, so waren sie es auch in den Ministerien, denn diese wurden zwar scheinbar mit der Mehrzahl von Girondisten oder Republikanern besetzt; im Grunde lachte aber Danton, der das Justizministerium erhielt, der pedantischen Enthusiasten, die sich einbildeten, auf einer Grundsäule von Verbrechen eine wahre und reine Demokratie, die Verfassung der reinsten Tugend, wie selbst Montesquieu sie hätte lehren sollen, gründen zu können. Während die Gironde träumte, sorgte der Jakobiner Jean Debry, der bekanntlich die Freiheit so weit liebte, als sie ihm nützlich war, durch den Vorschlag, daß die Wahl der neuen konstitutiven Versammlung, die über das Schicksal des Königs und des Reichs definitiv entscheiden sollte, allen Franzosen, ohne Ausnahme, nur Bettler und Vagabunden ausgenommen, sollte überlassen werden, hinreichend dafür, daß die Jakobiner und ihre Freunde an's Ruder kämen; und um Uebertreibung in jede Verwaltung zu bringen, ward der heftigen Jugend der Zugang zu allen Stellen eröffnet. Alle Statuen voriger Könige, alle Zeichen königlicher Gewalt wichen jetzt, nicht etwa der blinden Wuth der Schaa ren, die man die Marseiller nannte, und des Pöbels, der den Kindern gleich am Zerstoßen seine Freude hat, sondern dem kaltblütig entworfenen Geſetz des Thüriot,

eines gemäßigten Republikaners. Kurz darauf wurden Alle, die eine monarchische Konstitution für Frankreich dem Schatten einer Republik vorzuziehen schienen, vor ein Tribunal gerufen, das bloß zu ihrer Verdamnung ernannt war. Vergebens würde man übrigens hier nur das Werk einer Faktion suchen; nein, der Enthusiasmus eines freudeberauschten Volks und seine Wuth gegen eine Menschengattung, die Alles, was nicht vornehm oder reich ist, so tief verachtet, wie die französische Aristokratie zu thun gewohnt war, zeigte sich vielmehr in allen Provinzen und besonders in der Hauptstadt grenzenlos. Eine lange gedrückte, zum Theil von den Lasten Derer, die sie gedrückt hatten, angestockte Bevölkerung einer großen Stadt, bald des ganzen Landes, fühlte sich auf einmal frei von allen innern und äußern Fesseln; warf die Religion mit dem Pfaffen thum und den Gehorsam mit der Furcht vor dem Könige hinweg, und schien erst jetzt zu empfinden, wie tief es Jahrhunderte lang herabgedrückt, und zum Lasttragen oder bloßen Genießen verdammt gewesen sei. Keine menschliche Macht hätte jetzt die Ausgelassenheit plötzlich gehemmt, und keine fremde Armee hätte erzwungen, was allein die Zeit und die der Masse innewohnende Trägheit hernach möglich machte.



Die Geschichte der Stadt  
von 1700 bis 1750  
von Georg Gottfried Gervinus.  
Erster Theil.  
Leipzig, 1850.  
Verlag von C. F. W. Neumann, Neudamm.  
Preis 1 Thaler 10 Sgr.  
Die Geschichte der Stadt  
von 1700 bis 1750  
von Georg Gottfried Gervinus.  
Zweiter Theil.  
Leipzig, 1850.  
Verlag von C. F. W. Neumann, Neudamm.  
Preis 1 Thaler 10 Sgr.

## Georg Gottfried Gervinus.

Die Geschichte der Stadt  
von 1700 bis 1750  
von Georg Gottfried Gervinus.  
Dritter Theil.  
Leipzig, 1850.  
Verlag von C. F. W. Neumann, Neudamm.  
Preis 1 Thaler 10 Sgr.  
Die Geschichte der Stadt  
von 1700 bis 1750  
von Georg Gottfried Gervinus.  
Vierter Theil.  
Leipzig, 1850.  
Verlag von C. F. W. Neumann, Neudamm.  
Preis 1 Thaler 10 Sgr.



## Georg Gottfried Servinus.

(Geboren 20. Mai 1808.)

Die Jugend dieses — am 20. Mai 1808 zu Darmstadt geborenen — großen Historikers und Interpreten Shakespeare's, schwankte eigenthümlicher Art zwischen einem Kaufmannsladen, einem Buchhandel und außerordentlich eifrigen autodidaktischen Studien, bis doch endlich die Macht des Geistes und Willens alle Hindernisse überwand und er dem akademischen Studium sich widmen konnte. Er studirte zuerst in Gießen Philosophie, doch mit wenig innerer Befriedigung, und erst als er sich nach Heidelberg wandte und bei Schlosser Geschichte hörte, fiel es ihm — wie er sagte — „wie Schuppen von den Augen“. Sein unbestimmtes Drängen hatte auf einmal einen Halt, ein Ziel gewonnen und stellte ihm auch bald eine große Aufgabe. Nach Abschluß seiner Studien nahm er eine Lehrerstelle in einer Erziehungsanstalt zu Frankfurt a. M. an, lehrte aber bald nach seinem geliebten Heidelberg zurück und wurde hier Privatdocent, dabei aber auch Hofmeister in einer großen schottischen Familie. Im Jahr 1832 machte er eine längere Reise durch Italien, und seine ersten Schriften machten ihn 1835 zum außerordentlichen Professor in Heidelberg, verschafften ihm bald schon die Stelle eines ordentlichen Professors in Göttingen. Ende 1837 aber wurde er von hier, als einer der wackern „Sieben,“ nicht allein seines Amtes entsetzt, sondern auch noch durch Auswei-



fung aus dem Lande binnen drei Tagen besonders beehrt; denn Gervinus hatte nicht allein den bekannten Protest der Göttinger Sieben gegen die willkürliche Aufhebung des Staatsgrundgesetzes mit unterschrieben, sondern auch für dessen Veröffentlichung wesentlich mitgewirkt. Der nun so rasch und so ehrenvoll bekannt gewordene Gelehrte und Patriot begab sich zunächst nach seiner Vaterstadt Darmstadt, dann wieder nach Heidelberg, besuchte noch einmal Italien und nahm dann einen Ruf als Professor der Geschichte in Heidelberg an. Im Frühjahr 1848 wählten ihn die Hansestädte zum Vertrauensmann beim Bundestage und arbeitete er hier mit an dem Verfassungsentwurf der „Siebzehner“; bald trat er auch als Abgeordneter eines sächsisch-preussischen Wahlbezirks in die Nationalversammlung ein, wo er zur Gagernschen Partei hielt und für deren Richtung mit seiner „Deutschen Zeitung“ eifrig — wenn auch nicht immer zustimmend — wirkte. Indessen wurde ihm der Verlauf der ganzen Sache immer mehr verleidet; er trat aus, und allem politischen Wirken fern erstarkte und verjüngte er sich am Studium und der Interpretation Shakespeare's. Wie stark, wie verjüngt und groß er aus der großen That seiner Shakespeare-Erklärung hervorging, bewies seine nun erscheinende „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen.“ Während ihm dieselbe in Heidelberg langwierige und gehässige Untersuchung und trotz der endlichen Freisprechung doch seine Amtsentsetzung zuzog, leuchtete sie weithin durch das Vaterland, erwärmte sie viele tausend wackere, doch müd und traurig gewordene Patrioten; belebte sie manch gesunkenen Muth, wurde sie die Erweckerin einer neuen politischen Literatur. Und was sie als „Einleitung“ versprach, das haben die bis jetzt erschienenen Bände des angekündigten Werkes selbst redlich erfüllt. Anschließend an Schlossers Geschichte des 18. Jahrhunderts ist diese Geschichte des 19. Jahrhunderts auch in Schlossers Geist und Gesinnung, in Schlossers strenger ethischer Richtung gehalten, nur daß die Form nicht so trozig und knorrig ist. Ganz dasselbe kann man von dem Werke sagen, wodurch Gervinus zuerst

einen europäisch bekannten Gelehrtenruf bekam: von seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“, die von 1835–40 in 5 Bänden und neuerer Zeit in zweiter vielfach umgearbeiteter Auflage unter dem Titel: „Geschichte der deutschen Dichtung“ erschien. Ein früherer, kurz gefaßter Auszug daraus, erschien unter dem Titel: „Handbuch der Geschichte der poetischen Nationalliteratur.“ Es ist nicht zu leugnen, daß dieses Werk an herbes, schroffen, ja poesielosen Einseitigkeiten und Verstimmungen des Verfassers leidet; oft ernüchternd, kühlend, entmuthigend wirkt. Aber, wie bei Schloffer, hängen diese Nachtheile eng zusammen mit den großen, ehrwürdigen Vorzügen des Verfassers und können wir auf ihn Dasselbe anwenden, was wir bei Schloffer sagten und was Gervinus selbst in seinem Nekrolog über den großen Meister gesagt hat. — Mit welcher Liebe und Begeisterung er wahrhaft Großes zu erfassen wußte, das lehrt uns seine historisch und ästhetisch tiefe und gründliche, wie menschlich liebe- und begeisterungsvolle Interpretation Shakespeare's; das lehrt uns seine zu wahrhaft dithyrambischem Schwung der Begeisterung sich erhebende Charakteristik Georg Forsters, bei Herausgabe von dessen sämtlichen Werken. Das lehrt uns auch sein pietätvoller Nekrolog zu Schloffer. — Von den mancherlei kleineren Schriften des großen Historikers, nennen wir hier vorzugsweise noch seine Betrachtungen über die Mission der Deutschkatholiken; seine Heidelberger Adresse für Schleswig-Holstein und seine Schrift über die Preussische Verfassung und das Patent vom 3. Februar 1847. — Ueberall zeigt sich ein kräftiges Anschauen und Erfassen des Gegenwärtigen, eine vaterländisch freie Gesinnung und der weite und tiefe Blick des Denkers. Er hat geleistet, was er selbst mit folgenden Worten von Historikern verlangt:

„Wer heute nicht versteht, den Geist fremder Zeiten und Nationen wie seinen eigenen zu fassen und jeder Beschränktheit in Religion und Volksthümlichkeit sich völlig zu entäußern, wer das Leben vergift über dem Buche und des Buches Geist über dem Worte,



wer die Geschichte der Menschheit versäumt über der der einzelnen Völker und Zeiten, wer nicht das Ganze umfaßt und mit gleich großer Kühnheit und Sicherheit das Treiben von Jahrhunderten mit einem Blicke überschlagen kann, sondern am kleinen Maße seiner persönlichen oder nationalen, seiner gelehrten oder dogmatischen Beschränkung die Welt ausmessen will, der darf nicht wagen nach der Palme in der Geschichtschreibung zu ringen.“

Aus der

„Geschichte der deutschen Nationalliteratur“.

Walther von der Vogelweide.

Durchaus erscheint dieser Mann nur in einer allgemeinen Ähnlichkeit mit den übrigen Minnesingern, sonst steht er, der Mannigfaltigkeit seiner Dichtungen, der verständigen Ansicht von allen Lebensverhältnissen, der Vielseitigkeit des Geistes nach, den Troubadours näher, so sehr er sie übrigens an Tiefe des Gemüths und der Einsicht, an schlichter Natur, an Würde des Charakters übertrifft, so ein echt deutscher Mann er ist. Es kann kaum eine Vergleichung Statt haben zwischen der großen Mannigfaltigkeit des Stoffes in dem Büchlein seiner Lieder und der beschränkten Armuth in den endlos gedehnten Epen, oder welchen anderen Werken der Zeit. Wie wäre diese ganze Welt voll von Gegenständen aller Art, des Heiligen und des Weltlichen, des Großen und Kleinen, des Ernsten und Heiteren, aus Staat und Himmel, aus den fernsten Gründen des menschlichen Herzens und der näheren Quelle tändelnder Erholung, wie wäre, sage ich, ein Geist, der dies Alles umfaßt, zu vergleichen mit der Selbstgenügsamkeit der meisten übrigen, mit der flachen Allgemeinheit ihrer Kunst, mit der Enge ihres Gesichtskreises, wie wäre dieser wackere und kernvolle Charakter, der von der Kirche kein Dogma, von der Fremde keine Sitte, von der Heimat keine Fessel erträgt, der von seinem Herzen keine Verweichlichung duldet und keine Entfremdung von der Welt, aber eben so wenig der neuesten Zeit und ihrem Einfluß erliegt, zu betrachten neben der verschwimmenden körperlosen Natur der Anderen, deren Klagen und Freuden, deren Liebe und Haß in nebliger, eintöniger Höhe schweben, die ihre dunklen Gefühle auf einem dunklen Gegen-



stande haften lassen, oder ihre Helden aus dem Kreise der Wahrheit und der bestehenden Wirklichkeit wegrücken, in der sich Walthar in seinem wahren Elemente findet. Es gibt keine wahre Bezeichnung der Werke dieser Lyriker, als die Grimm gegeben hat, daß ihnen die Besonderheit abgeht; bei Walthar kann man es ungefähr umkehren. Selbst seine Liebeslieder werfen uns nicht ewig, wie die des Ulrich von Lichtenstein, von Freud' zu Leid, von Klage zu Hoffnung, von Muth zu Unmuth; halten uns nicht, wie die Reimars des Alten, in einem anhaltenden Klagen, durch den nur einmal eine Zeit der Lust durchzieht, die ihn wohlthätig unterbricht und unter den Schatten eines hebenden Licht wirkt; haben auch nicht ihr Verdienst in der mehr künstlerischen Behandlung, mit der Heinrich von Morungen, feurig, edel, tief empfindend, von mehr ästhetischer Höhe, sein Leid als jene Bitterkeit mildernd malt, die der Süßigkeit heftiger Liebe stets beigemischt ist; sie sind auch nicht so selten und in so naher Beziehung mit der übersinnlichen Liebe zur Jungfrau wie bei dem zelotischen Reimar von Zweter, ihre Besonderheit liegt auch nicht in Zufälligkeiten seines Lebens, wie z. B. die von Burkart von Hohenwels in jedem Bilde dem Jäger verrathen; sondern wo sie Liebe und Liebesgefühle dichterisch schildern, leiten sie auf die Quelle derselben zurück; wo sie das Wesen der Liebe betrachten, weisen sie grundsätzlich auf ihren Werth zur Sittigung des Menschen, kennen ihre Macht und ihre Natur nicht in unklaren Bildern, sondern nach deutlichen und faßbaren Eigenschaften und Aeußerungen. Walthar ist nirgends vom Gefühl hingerissen, sondern seine dichterische Schöpfungskraft waltet frei darüber; die Liebe beherrscht ihn nicht, er setzt die Tugend nicht in sie allein, überhaupt nicht, wie das Weib, in's Gefühl, sondern männlich in Grundsatz und Einsicht. Bei ihm ist des Mannes und Weibes unterscheidende Zierde, was stets den echten Charakter in beiden Geschlechtern allein gründen kann, beim Manne die Eigenschaften des Geistes, bei dem Weibe die der Seele; wie er selbst überall mit offenem Sinn und freiem Geiste die Erscheinungen des Lebens wägt und mißt, mag er als Muster einer kräftigen und doch thätigen Mannesnatur gelten; seine Frauen haben den Sinn, mit der Erscheinung sittlicher Reinigkeit in schöner Form, mit Sitte, Anstand und Schicklichkeit triumphiren zu wollen, Zucht und Treue ist ihr Stolz, Verständigkeit und redliches Bestreben der der Männer, und dazu tritt dann froher Verkehr und Frauendienst erhöhend und verschönernd hinzu. Ich wüßte nicht, daß ein Veldeke, den die damaligen Dichter darum preisen, oder daß überhaupt irgend ein Anderer den Werth der Frauen so groß und herrlich gesägt, so innig und warm gesungen hätte wie er. In diesem Manne ist das die große Seite, daß er das, was dem gemeinen Menschen widersprechend scheint, auf seiner Höhe umspannt und versöhnet. Mit

seinem Ernste könnte es sonst streiten, wenn er, der sonst in der Natur sich Trost holt im Liebesgram oder in der seltsamen Erinnerung, auch einmal zum unschuldigen Spiel der Kinder greift; es könnte streiten mit der großen Heiligkeit, mit der er von der Liebe spricht, mit der Blödigkeit und Scheu, die er vor der Angebeteten empfindet, wenn er ein andermal mit Glück nach Gabe und Gnuß ringt, wenn der Genuß ihn freut, wenn er jene Lieder singt, die keiner mystischen Deutung und keiner moralischen Vertheidigung bedürfen. Als die Liebe und der Liebesgesang seine alte Würde verlor, und Unsitte eindrang, da zog er sich, der nie den schlimmen Frauen Lob gesungen hatte, aus dem Minnegesang zurück. Daß die trüben Blicke Walthers auf die Vergangenheit launische Ausbrüche des hohen Alters sind, das auf das Treiben der jungen Welt mißfällig herabzusehen pflegt, könnte wohl sein; den Jüngling Walthar sieht man in seinen Gedichten Mann und Greis werden; man erkennt den Muthwillen der Jugend, den Ernst und die Reife des Mannes, den rechnenden Ueberblick auf den zurückgelegten Lauf durch's Leben, als er im Greisenalter angelangt war. Daß aber in der That das zarte Verhältniß dieser höfischen Dichter zu den Frauen, das im ersten Reim dieses Gesanges eine reizende Blüthe gehabt haben möchte, sehr bald ausarten mußte, wird wohl Jedermann aus der Natur der Sache von selbst erklärt finden. Auch behagte ihm die düstere Ansicht der Welt nicht, und er wehrte sich lange gegen Anderer Klagen über die schwindende Zucht, allein er mußte zuletzt seiner eigenen Ueberzeugung weichen; auch klagte er nicht über die verfallene Liebe aus Unglück im Lieben, noch über die verfallene Dichtkunst aus der grämlichen Unzufriedenheit der Dichterlinge, von deren Nachwerken sich das Volk hinwegwendet mit Verachtung. Es ist überhaupt kein schwarzlichtiger Ascet; vielfach getäuscht von der Welt zieht er sich resignirend auf sein Inneres zurück und sagt der Trügerin Lebenswohl, aber ohne Verachtung und Geringschätzung, ohne Bitterkeit und Härte; er lebt arm in Zufriedenheit, ohne des Wohlstandes Vortheile zu mißachten, aber wohl wissend, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in's Himmelreich komme. Er hat der Welt Freuden genossen und wendet ihr mit Bewußtsein und Ueberzeugung, mit ruhiger Ueberlegenheit den Rücken zu, ihn hört man gern Moral predigen, denn es predigt kein blutloser Pedant, dem das Märtyrertum ein Spiel ist, es lehrt kein skrupulöser Moralist, kein Engenheld, kein Frömmel; er läßt die Welt auf sich wirken, und tritt ihr entgegen, wie sie ihn anregt; gerichtet auf's Gute, gibt er sich doch nicht zum Spielzeug der Schurken hin; er hat bittere Erfahrung mit Freunden gemacht, dem treuen bleibt er „einsichtig und wohlgeviert“, den treulosen ballt er sich in der Hand und rollt ihn dahin. Ihn hört man gern von Mäßigung



und Bezähmung reden, der die Leidenschaft kennt; und wenn er seinen Blick auf die Gewalt der menschlichen Natur wirft und die Kraft der Erziehung erwägt, bewundern wir die Tiefe seiner Einsicht, die jetzt Konvenienz und Anstand mit dem Stocke lehrt und dann sich unwillig wendet, wenn man Sitte und Ehre mit Schlägen hervorzurufen denkt, wo sie auf Worte nicht folgen. Ein Bewunderer der Milde und Freigebigkeit, mißbilligt er das wirre Gedränge an Landgraf Hermanns Hof, wie auch Wolfram mit ihm thut; ein deutscher vaterländischer Mann, nicht weil ihn der Zufall auf diese Scholle geworfen hatte, sondern weil ihn seine Weltkenntnis und Wahl auf die biedere Nation zurückwies, tritt er mit Heftigkeit und Bitterkeit gegen die Herrenlosigkeit, die Unordnung und Schwäche des Reichs; vertheidigt dessen Unabhängigkeit von der Kirche und troßt dem Banne mit Christus' Lehre: Gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist. Mit Kraft und Zorn tritt er auf gegen das Pfaffenwesen, die Gleichnerei und Weltlichkeit der Geistlichen, gegen das Unwesen des römischen Hofes, sonst aber trenn der Kirche, ein frommer und heiliger Mensch. Zufrieden lobt er an sich seine gutartige Natur, die ihn selbst, wenn er die Macht dazu hat, nicht der Rache gedenken läßt, und dann betet er mit erschütternder Innigkeit, daß ihm die Feindesliebe fehle und daß er Gott nicht preise, und blickt dabei mit eben solcher Schärfe in sein Herz, als er mit kindlicher Offenheit beichtet, ohne den kräftigen Ton der Männlichkeit zu verlieren. Seine Mystik ist voll Bestimmtheit und Schärfe; versenkt in die Gedanken über das Wesen der Gottheit, verachtet er die Grübler, die da wissen wollen, was niemals gepredigt und gekündet ward. Herrliche Feierlichkeit und ungetrübter innerer christlicher Glaube spricht aus seinem Leich, der das Büchlein eröffnet; doch ist er von keinem Dogma beschränkt: Christ, Jude und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dienet. Die Werke, nicht die Worte sind ihm werth; er predigt die Kreuzfahrt, und er macht sie, und weigert selbst den Erzengeln seinen dichterischen Preis, wenn sie der Christenheit sich nicht annehmen wollen, die sie Macht dazu haben.

Das ist der Geist der Dichtungen dieses Mannes, die in den Händen jedes guten Deutschen sein sollten; gewiß, das Herrlichste hätte sich erwarten lassen, denn alle und jede Gesinnung, die einen Dante und jeden großen Charakter dieser Jahrhunderte auszeichnen, finden wir bei ihm in reinem poetischen Ausdrucke, dem nur noch oft eine gewisse Strenge, den übrigen Minnefingern gegenüber, anhängt.

### Jean Paul.

Jean Paul Friedrich Richter (aus Wunsiedel 1763 — 1825) fällt zwar mit der Blüthe seiner Schriftstellerei erst an die Scheide der Jahrhunderte; er wurzelte aber mit seiner Jugend fest in den Zeiten, wo sich die große Spaltung der Genialitäten und der Rationalen kund that. Alle Elemente dieser Periode, alle ihre Dissonanzen und Widersprüche, die Herzlosigkeit der Satyre, die über-schwängliche Weichheit der Empfindung, die „Gemessensprünge“ einer zügellosen Phantasie, die nüchternen Ansichten eines gesunden Verstandes, Reizbarkeit und Fähigkeit der Natur, Poesie und Wissenschaft, Liebe und Haß der Welt, Ideal und Resignation schien sich in dem Einen Mann wie in einem Gefäße zu sammeln und in einem gewissen Körper zu verbinden. Die wenigsten Zeitalter dürften geeignet sein, eine ähnliche Gestalt wieder einmal aus den gleichen Bestandtheilen darzustellen, die wenigsten Menschen, wenn sie auch aller einzelnen Elemente mächtig wären, ihn nur in der Beurtheilung zu reproduciren, weil der Versuch in den meisten Fällen mißglückt, in die heterogenen Theile den bindenden elektrischen Funken zu schlagen, zu dem vielseitigen Charakter den springenden Punkt zu finden, ohne den, nach Jean Pauls eigener Bemerkung, kein Charakter Leben und Bewegung hat. Der erste Bildungsschuß dieses Mannes war auf einem empfänglichen und fruchtbaren Boden gleich anfangs so mächtig, daß nach seiner Vollendung der Wuchs stillstand; und daher kam es, daß in Jean Paul viele Eigenheiten jener revolutionären Periode bis in's 19. Jahrhundert herübertrugen, wo eine ähnlichgestimmte Jugend ihm vorzugsweise gern die Hand reicht; daher kam es, daß die Schriften dieses Mannes einer Gattung angehörten, die damals kultivirt, nachher vergessen ward, daß sie spät und frühe eine entschiedene Gleichartigkeit trugen und einen solchen geschichtlichen Fortgang, solche Perioden der Bildung, wie wir sie bei Goethe und Schiller in aller Schärfe getrennt haben, gar nicht darbieten. Diese große Uniformität in Jean Pauls Bildung würde sich noch schlagender darlegen, wenn wir sein Leben von ihm selbst beschrieben besäßen. Er hat bekanntlich nur den Anfang gemacht, „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ zu berichten; aber auch aus diesem Fragmente lernen wir hinlänglich, daß er weder der Mann war, eine Geschichte seiner selbst zu schreiben, noch daß er eine eigentliche Geschichte zu schreiben hatte, da sein ganzes Leben nur eine Reihe von idyllischen Zuständen zeigt, ohne merkliche Einflüsse der Zeit, oder eines wechselvollen Schicksals, oder eines wandelsüchtigen Geistes. Seine Biographie, die schon auf dem Titel



mit einem Stiche auf Goethe's Dichtung und Wahrheit nur Wirklichkeit zu berichten versah, würde darum weit entfernt gewesen sein, eine pragmatische Geschichte zu liefern, wie Goethe that; sie würde sich kaum in etwas von seinen Romanen, in denen er lediglich das deutsche Kleinleben schildert, unterscheiden haben. Nicht als ob er nicht in Wahrheit Wahrheit redete, nicht als ob die Dichtung, mit der er sein Leben durchflechten wollte, dieser Wahrheit Abbruch gethan haben würde, allein in seiner Geschichte würde sich nach den ersten Jahrzehnten und schon während dieser lauter Bestand und Beharren gezeigt haben, kein Fortgang; man würde keine unmittelbare Kenntniß seines Wesens erhalten, als man sie schon durch seine Werke besitzt, die nur das genaue Abbild seines innern Lebens sind. Die Verhältnisse wirkten wenig auf den einmal geformten Charakter ein, und daher tadelt er Goethe um die Aeußerung, daß der Mensch um jedes Jahrzehnt sich ändere; er streitet gegen die Möglichkeit, einen Autor aus den Umständen zu erklären; der Mensch sei sein eignes Licht und Schein, sagt er im Gegensatz zu Goethe, der nichts übrig zu behalten fürchtete, wenn er sich nehme, was ihm die Verhältnisse und die Menschen gegeben. Er gesteht damit ein, daß er keine Fähigkeit zum eigentlichen Biographen hatte, wie gern er den poetischen spielte; er bekennt es auch geradezu, daß er von sich selbst nicht gekannt sei; er benutzt die Jugendgeschichte, die er schrieb, durchaus nicht in den pragmatischen Zwecken aller der humoristischen Biographen, daß er in den Flügen derselben das Vorleben des spätern Menschen nachwies, Alles steht vereinzelt, in eine Reihe gefädelt ohne nothwendige Ordnung oder einen bestimmten Zweck. Wie in seinen Romanen die Erzählung dürftig ist, die Reflexion breit, so würde es hier gewesen sein. Er hat keinen Sinn für Thatfachen, denn, sagt er, ich kann tausend auslassen und tausend anführen und doch weder in jenen, noch in diesen ein richtiges Urtheil begründen. Aber der rechte Historiker kann zehn anführen und mit diesen ausrichten, was er sich nicht mit tausend getraute.

Ich versuche dieses Geschäft, ohne für diesen rechten Historiker gelten zu wollen, und ohne mich über die große Schwierigkeit zu täuschen. Bei einem Schriftsteller wie Jean Paul, der nach einer von Lichtenberg treffend gefundenen Bemerkung alles Interesse von seinen Werken ab auf sich selbst und seinen Geist lenkt, der so ganz mit seiner Person vordrängt und die Theilnahme an seinen Geschichten und Charakteren verdrängt, ist nichts natürlicher, als daß jeder Beurtheiler, wie es in der That ist, gleich gegen oder für die Persönlichkeit mehr Partei nimmt, als für oder gegen die Schriften an sich, und daß, wie der Autor pathologisch schreibt, so das Urtheil über ihn pathologisch und leidenschaftlich wird. Jean Paul selbst hat sich über den Mangel kompetenter Kritiker und Beur-

theiler seiner Werke oft beklagt, und es ist manchmal, als ob er diesem Mangel selbst habe abhelfen wollen, indem er bald in scherzhaftem Lobe unter tausend Wendungen auf seine zum Theil vergessenen Opera wieder hinweist, bald seine eignen Fehler aufdeckt und dann beweist, daß es ihm gelegentlich an richtiger Selbstkritik weniger fehlt, als an dem faktischen Nachdruck, der eine willenskräftige Einsicht begleitet haben würde. Jean Paul klagte vielfach, daß er nichts als decidirte Lober und Tadler gefunden habe, daß seine kältesten Leser ihn keiner Verbesserung für fähig gehalten, seine wärmsten keiner für bedürftig. Dies ist so wahr, daß wir unter seinem Publikum nie andere als solche parteite Leser gewahren: Männer wie Goethe und Schiller, die er nicht anders als mit einem anfänglichen wunderlichen Eindruck afficirte, und Andere, wie Fr. v. Dertel, dem er ein Apostel schien, der schon denen gram war, die ihn nur kunstmäßig loben wollten; sentimentale Damen, die die Locken seines Budeß auf der Brust tragen, und dürre Weltmänner, denen ihre Frauen witzig nachsagten, sie liebten den Dichter so wenig, daß sie nie eine Zeile von ihm gelesen hätten. Selbst dieser Wis enthält so viel natürliche Wahrheit! Wer ein gewisses Alter überschritten hat, wer von einer Lektüre seinem Verstande Rechenhaft geben will, den wird Jean Pauls Schreibart in kürzester Zeit anwidern, und er wird, ohne weiter gelesen zu haben, sein Urtheil bald fixiren dürfen. Wer in idealen Jugendträumen schwärmt, wen ein gesteigertes Sittlichkeitsgefühl zu dem Dichter führt, der mit Herder gegen die licentiösen Poeten eiferte, „die zerstörten Zerstörer, die die Zahl der Sünder, nicht der Dichter vermehren,“ Frauen und Jünglinge, die „am Sextabe des Zeigefingers“ über die dunklen und wunderlichen Stellen seiner Schriften wegspringen, die von dem Excentricitätsdekret und der Erlaubniß Gebrauch machen, die ihnen der Autor selbst gab, seine Satyren zu überhüpfen, solche werden sich durch keinen Einwurf ihre Gefühle stören lassen, und sie zu heilen, ist bei den Lesern das beste Mittel: die Reife der Jahre, bei den Leserinnen, daß man sie ersucht, ihre Lieblingswerke Wort für Wort laut vorzulesen und möglichst zu erklären. Dies letztere Mittel hätte vielleicht, da wir doch kein Publikum hatten, das mit einem entschiedenen Geschmacks im Großen dem excentrisch-origionalen Autor entgegengetreten wäre, ihn selbst aufmerksam machen können, wie sehr er das Bessere sah und dem Schlimmern folgte; er konnte selbst das Bessere nicht leiden und machte sich schwerlich je deutlich warum nicht; er arbeitete in strenger Einsamkeit vor sich hin, ohne sich im Geringsten mitzutheilen. In dem Streit über seine Qualitäten fragte er sich, welcher Meinung ein Autor anhängen solle, und findet, am schicklichsten seiner eignen. Darans folgte denn zuletzt wohl natürlich, daß die Nation endlich auch ihre Partie ergriff; sie wird ihn



nie zu ihren gefeierten Dichtern in Eine Linie stellen, das werden die Verleger der Werke am besten bezeugen können. Die Tadler werden immer die Ueberhand behalten, und schon darum, weil die meiste Unparteilichkeit fast nothwendig auf ihrer Seite sein muß. Denn der beste Beurtheiler von Jean Paul wird der sein, der einmal mit ihm geschwärmt und dann sich gefaßt hat, der die möglichst vielen Seiten, die seine Schriften berühren, in sich anklingen hörte und sich Rechenschaft von seinen guten Eigenschaften geben kann, ohne für seine üblen blind zu bleiben; es ist aber gar kein denkbarer Fall, daß ein Tadler Jean Pauls zu seinem Lobredner werde, sein Lobredner wird im natürlichen Gang der Dinge zuletzt zum Tadler. Eine Mitte zu halten, ist bei einem Schriftsteller, der selbst keine Mitte gehalten hat, fast unmöglich.

Jean Paul war in unendlich kleinen und beschränkten Verhältnissen aufgewachsen. Ohne Schule, ohne Unterricht, ohne Umgang, blieb er in seiner Kindheit einer überschwänglichen Phantasie überlassen, die in der idyllischen Leere umher nichts als unbestimmte Sehnsüchten in ihm weckte, die ihn mit Geisterfurcht und andern dunklen Vorstellungen füllte, deren Verarbeitung ihn in stiller Verslossenheit beschäftigte; die Einsamkeit des Dorfs, „die Theilnahme an Jedem, der wie ein Mensch aussieht, brütete eine verdichtete Menschenliebe, die rechte Schlafkraft des Herzens,“ vielleicht eine zu warme, in dem Knaben aus, und alle diese wenigen und regen Eindrücke wuchsen in seinem beschäftigten Innern zu einem unendlichen Stilleben, wie in Jung-Stilling, der in ähnlichen Tagen seine Kindheit verbrachte und die ähnliche Liebe zu dieser ersten Zeit in sich festhielt. Als er mit 12 Jahren nach Schwarzenbach kam, fiel er plötzlich in einen vielartigen Unterricht, wo er fliegende Fortschritte machte; er sprang vom Latein zum Griechischen und Hebräischen und fing gleich als Knabe an, sich weitläufige Notizen zu machen, die Liebhaberei für das Kleinwesen auch der Gelehrsamkeit in sich auszubilden. Die Glut der Empfindungen, die Träume der Phantasie fanden hier neben den Schulpflichten noch Raum genug; er las Romane und den älteren Robinson; er trug eine stille kindliche Liebe in sich; er ging, sobald er Klavierunterricht empfing, dem Phantasiren, der „Selbstfreilassung“ nach; nur was sonst des lernbegierigen Knaben liebste Thätigkeit zu sein pflegt, was ihm einen gesunden Erwerb von Kenntnissen sichert, der ihn von Phantasmen und von den Trockenheiten des meisten Schulunterrichts gleich entfernt hält, Geschichte, Geographie und klassische Literatur blieb Jean Paul nicht allein damals, sondern auch durch sein ganzes Leben hin so gut wie fremd. Als er 1779 Leipzig beziehen sollte, traf ihn plötzliche und völlige Verarmung durch den Tod seines Vaters; dies nöthigte ihn, auf Erwerb zu sinnen, und er fiel auf die

leidigste Quelle, die Schriftstellerei. Er hörte nun keine Kollegien, las keine Bücher, als solche, die ihm für seine Zwecke gleich nützlich waren, er eignete sich nur das Homogene daraus an, er wandte also den ersten innersten Fleiß des Alters, das die Grundlage zur ferneren Bildung legt, nur dazu an, die schon fertige Richtung seines Geistes mit einer Masse gleichartiger Elemente zu verstärken, nicht dem noch lenkbaren Geiste vergleichend und versuchend eine zusageende Richtung zu finden. Bei dieser Thätigkeit gewahren wir zugleich schon in seinem 17.—18. Jahre eine Frühreise, die von einem ungemein energischen innern Jugendleben zeugt, und die es uns erklärt, daß Jean Paul den Geist der Jugend festhielt, den Sinnes- und den Empfindungskreis der Jugend, der den meisten Menschen dunkel verläuft und verloren geht, mit einer merkwürdigen Klarheit des frühen Bewußtseins auffaßte und ihn, der seiner Natur nach der Dämmerung angehört, eben so oft an das helle Licht zog, als er ihn andere Male von diesem natürlichen Dunkel umhüllt läßt. Der Charakter der Juvenilität blieb bei ihm von seiner ersten Fixirung an feststehen, und erklärt uns sein Wesen und seine Schriften so, wie Herder in ähnlicher Weise die eigenthümliche Entwicklung der Swedenborg und Zinendorf erklärte, und wie wir Lavaters originale Erscheinung erklären können.

Unendliche Male hat Jean Paul seine Aussprüche über den Werth seiner Jugend wiederholt und variiert. Er sah auf nichts Zaubersicheres zurück als auf das innere Leben jener Zeit, die äußerlich die gedrückteste war, die leicht ein Jüngling ertragen; er sehnte sich immer nach den bescheidenen Phantasien dieser bedürfnißvollen Zeit zurück, wo das Schicksal mit dem Wenigsten, mit einem unbedeutenden Mädchen, mit etwas Musik und Mondschein sein Herz seliger machen konnte, als später mit Millionen. Er wollte aus seinen spätern Jahrzehnten alle Güter, die diesen eigenthümlich sind, gern hingeben, aber keines aus dem zweiten; den Himmel, den man ihm dadurch unvölkte, könne ihm Niemand wiederbringen. Mit allen Leiden seines spätern Alters vermischte sich ihm seine Jugend; sie benahm ihnen ihr Schmerzhafes, sagt er, und verwandelte sie in süße Melancholie; die Kindheit mußte ihm mit der Vergangenheit oft Gegenwart und Zukunft ersetzen. Wie vielmal blickte er mit schmerzlicher Sehnsucht auf jene lächerliche und reine heilige Zeit zurück, wo er so viel mal „dummer und glücklicher, und närrischer und tugendhafter, wo er noch nicht aus dem Jugendparadiese herausgejagt war!“ Und das schien ihm die Bestimmung des Dichters, oder doch der Charakter des Dichters zu sein, daß er ein ewiger Jüngling bleibe, daß er „das, was andere Menschen nur einmal sind, nämlich verliebt, oder nur nach dem Pontak, nämlich berauscht, den ganzen Tag, das ganze Leben hindurch



sei". So ist denn wohl erklärlich, daß Jean Pauls Werke so viele Reminiscenzen aus seiner eignen Jugendgeschichte enthalten, wie daß seine Jugendgeschichte wieder ganz gleich einem Roman klang. Wie Hippel trug er sein Leben, und vorzugsweise das Leben seiner Jugend in seine Schriften. Er fand, daß alle Autoren ihre Helden nach sich selber gestalteten; ja nicht allein schnitt er seine Geschichten nach seinen eignen Erlebnissen zu, er wollte auch bemerkt haben, daß das Schicksal nach dem Plan seiner Erzählungen seine eigne Geschichte formte. Er bezeichnete nach der Reihe die Abdrücke der Wirklichkeit in seinen Dichtungen selbst: „was von Firlins Treibjagd in einer hebräischen Foliobibel nach größeren, kleineren, umgekehrten Buchstaben geschrieben steht, läßt sich wörtlich mit allen Umständen auf sein eignes Leben anwenden"; seinen Haus- und Winkelsinn bildete er im Wuz, Fibel u. A. ab, die mächtigen Flüge seiner in Einsamkeit roge gewordenen Phantasie in dem Helden der unsichtbaren Loge; in den Flegeljahren zertrennte er sich in Vult und Walt, und er hatte in den Vorfällen bei seinen Erstlingsdrucken alle die kleinen Thorheiten durchgemacht, die er dort in Waltens schildert; im Titan erschöpfte er die Ideale seines Herzens und schuf das Innerste seiner Seele so darin nach, daß ihn später die Lektüre dieses Werkes zu stark ergriff; die Blut ferner Freundschaftslicke hauchte er den Victor und Albano ein; und seine Freunde erschienen idealisirt und gesteigert in der Gruppe seiner Charaktere. Manches Härte in dem Bau seiner Romane, das die Gemüther beleidigte, die er zart gewöhnt hatte, entschuldigte er mit der edigen Wirklichkeit, die ihn ähnliche Härten erleben ließ, welche im bloßen poetischen Refler, meinte er, leichter zu ertragen sein müßten. Dies ist derselbe ästhetische Realismus, den wir bei den humoristischen Schriftstellern so häufig finden, und er ist verbunden mit dem allgemeinen Spiritualismus und Idealismus, den Jean Paul wie so viele unter dieser Klasse in das Leben selbst hineinbringen.

Und dies eben, weil er die Welt nur aus dem Gesichte der Jugend ansehen mochte, die Alles idealisirt, und die eben darum in der Poesie gern einmal um die Wahrheit das Ideal preisgibt. Wenn man sich von Allem, was uns in Jean Pauls Werken mit besonderem Nachdruck behandelt, was uns fremdartig und eigenthümlich in seinen Meinungen, was uns Lieblingsgegenstand seiner Muse erscheint, deutlich Rechenschaft gibt, so sieht man klar, daß es vorzugsweise solche Eigenheiten sind, die der Jugend natürlich, die ihr wichtig sind, und daß sie sich darum so auffällig ausnehmen, weil sie in einem ungeziemenen Alter festgehalten und darum in einer extremen Weise ausgebildet sind, die den nüchternen Kenner der Welt befremdet, der den Enthusiasmus im greisen Kopfe und den Schauer vor der wirklichen Welt in dem gereiften Mann nicht

dulden mag. Das Jugendalter hat für den Menschen darum so unsäglichen Reiz, weil es die Zeit idealer Bestimmbarkeit ist, weil es der Unendlichkeit der Hoffnungen und Erwartungen freien Spielraum gibt, die wir auf den werdenden Menschen gründen können. Eben dieselbe Bestimmbarkeit sah Jean Paul in dem ganzen Menschengeschlechte; er gab daher Nichts auf das, was der Mensch war, aber Alles auf das, was er nach den Möglichkeiten, die ihm sein Inneres erschafft, werden kann und was ein zukünftiges Leben in ihm zu reifen verspricht. Ist man erst auf diese Weise dem äußern Leben entfremdet und auf das innere angewiesen, so wird man sich natürlich nach der Zeit vorzugsweise neigen, in der die Phantasie am lebendigsten spielt, in der das Gebiet der Ideale am weitesten ist. Ueberall begegnen wir daher in Jean Paul diesen befestigten Gebilden aus der Kindheit, und sein Wesen geht auf in dem Begriffe eines jung geliebten Menschen, wenn man die Zufälligkeiten gerade seiner Jugend dabei in gehörigen Anschlag bringt. Sieht man auf das Moralische, so blickt in ihm überall der Sinn für die Unschuld und Reinheit der ersten Jahre hervor, und das zog jene sittigen Frauen mitten in Weimar, unter dem Kreise unserer gefeierten Dichter, zur Zeit deren schönster Blüthe, so nahe zu ihm, daß er neues moralisches Leben und Tugend und Gefühl in die mißbrauchte Dichtkunst zu bringen schien. Seine Schriften bringen eine Unsumme schöner Grundsätze und Reflexionen, von Handlungen bringen sie wenig, wie sein eignes Leben nicht ein ersprieglisches bezeugen kann. Dies ist nun ganz Jugendart; denn diese Zeit ist zum Sammeln und Reflektiven bestimmt, ehe sie in die wirkliche Welt handelnd eingreift, und es steht ihr natürlich an, daß sie in einem Dichter, wie Jean Paul, jene Maximen einer großartigen Jugend aufsucht und jene Allmacht schöner Empfindungen bewundert, die weit über das gemeine Leben emporheben. Schon frühe begann Jean Paul in seiner Nothzeit ein Andachtsbüchlein zu führen, in dem er sich moralisch überwachte und Betrachtungen anstellte, die auf ascetische Schmerzensunterdrückung, auf Gleichgültigkeit gegen Ehre und Ruhm, auf Bezwingung der Leidenschaften, auf jede strenge Forderung der Vernunft ausgingen; er recipirte seine Tugenden und Laster wie seine Einfälle und Lesefrüchte, er verbollwerkte sich gegen das Böse, und so wuchs in ihm eine „Alliebe, die seines ganzen Lebens und Dichtens Grundcharakter ward," und er schilderte in seinen Werken eine angespannte Tugend, die wohl unterweilen sogar seinen wärmsten Verehrerinnen voll Unmuth und beunruhigender Symptome schien. Wenn er auch im Leben hinter den anfangs gefaßten Grundsätzen zurückblieb, und die blinden Aufopferungen, zu denen er in Jugend und Armut fähig war, nicht mehr zur Pflicht gerechnet haben würde, so sehen wir doch in sei-



nen Schriften überall, wie der Glaube an eine große Menschheit, an einzelne hohe Menschen, wie die gesteigerten Begriffe von Freundschaft, von Liebe, von Tugend in der Weise durchgehen, wie wir sie nur in edlen Jünglingen finden, denen die Welt noch fremd ist. Mit diesen hohen Forderungen tritt nun die Jugend in die wirkliche Welt ein, die den rohen Edelstein zu schleifen bestimmt ist, wenn er ihre äßende Schärfe aushält. Sie steht immer drohend hinter dem Glücke der Kindheit, sie macht es mit ihren hervorragenden Täuschungen zu einer schmerzlichen Seligkeit. Nichts hat Jean Paul vortrefflicher geschildert als diesen Stoß des Ideals auf die Wirklichkeit; nichts hat er zarter gehalten als die Mischung von Lächerlichem und Rührendem, was diese Situation mit sich bringt; nirgend hätte er leichter wahrhaft klassisch werden können, als hier, und wo er am meisten Maß gehalten hat, in den Flegeljahren, ist er von dieser Seite her am genießbarsten geworden. Wir haben die Aufgaben, die er sich von dieser Art stellte, und die Eindrücke, die er damit machte, schon früher in den Materien der Ritterromane verglichen, und es ist vortrefflich, daß sich der Held der Flegeljahre mit Petrarca vergleicht, und daß Jean Paul die Zeit der ersten Liebe eine solche nennt, wo der Jüngling die alte französische Ritterchaft erneuert. Wenn unser humoristischer Dichter auf dem mittlern Standpunkte zwischen Weltverachtung und Liebe, zwischen Humor und Empfindsamkeit hätte stehen bleiben können, auf dem er sich in den Flegeljahren noch am ersten hält, so hätte er uns vortreffliche Werke geschaffen; aber so war es ihm nicht gegeben, anders als in Extremen sich zu bewegen. Auch dies ist die Weise der Jugend, daß sie, zum Mahthalen nicht geeignet, nach allen Seiten ausschweift; in ihrer feindlichen Begegnung mit dem wirklichen Leben ist die Erscheinung nur zu gewöhnlich, daß sie sich in Skepticismus und Misanthropie wirft und gewisse falsche Kraft affektiert, oder daß sie umgekehrt die verkehrten Ideale in sich verschließt und sich in Schwäche und Weichheit verliert. Dies nun sind eben die beiden Extreme, in denen uns auch Jean Paul auf Weg und Steg umtreibt. Es ist ihm auf der einen Seite die Welt verleidet; er wendet sich mit Geringschätzung von den Menschen weg; er vernichtet die Außenwelt und verfolgt sie mit seinem Spott; oder er zieht sich auf das Klein- und Stillsitzen des Menschen, auf seine innere Welt zurück und findet das außen verlorene Glück hier wieder in einer glücklichen Beschränkung und in dem stillen Verkehr mit den Hoffnungen einer besseren Zukunft. Auf jener Seite haben wir seine humoristischen Charaktere, die ihren Weltschmerz bis zum Welkefel verbittern; auf dieser haben wir seine selbsterfüllenden, sanften Figuren mit Unkenntniß der Welt und mit einer unendlichen Liebe gegen die ganze Menschheit erfüllt; jene dort sinken ge-

legentlich zum lächerlichen Genie herab, diese Blumenfeelen steigern sich zu dem Extreme seiner sogenannten hohen Menschen, die der Welt den Rücken kehren, bei Bewahrung einer reinen Seele, die das Vermögen, nutzbar und wirksam auf der Erde zu sein, mit einer höheren Unbeflecktheit des Charakters unvereinbar finden. Auf jener Seite ist Jean Paul skeptisch, satirisch, ein Verfolger der deutschen Kleinmeisteret, ein Realist in der Manier der Darstellung, wie es der Jüngling bei dieser Richtung ist; auf der anderen ist er sentimental weich, verschwommen, elegisch, ein Spiritualist, wie wir ihn nicht leicht wieder haben. Wenn er auf jener Seite zu weit geht im Häufen des Bihes, in der Spannung der Verstandeskkräfte, so hier in der Spannung der Empfindungen, in der Thränenneigung, die ihm selbst wie Sternen eigen war, und auf die er in seinen Lesern gern hinarbeitet. Jener Zug der Jugend arbeitet in allen seinen Schriften mit, gern auf Nachtgedanken zu weilen, sich mit Todes- und Geisterfurcht zu quälen, auf Träume und Drafel zu achten; und was in dieser Zeit die Lieblingsfragen und Bekümmernisse unserer erwachenden Forschgierde sind, über das Verhältniß von Leben und Tod, von Liebe und Freundschaft, von Gott und Welt, diese durchdringen Jean Pauls Werke überall und füllen sein eigenes Interesse aus. Was das Mannesalter fesselt, die praktischen Verhältnisse der Welt, die Zustände der Gesellschaft, daran legt er nur den Maßstab der jugendlichen Empfindung; selbst in seine Spekulationen drängen überall seine Gefühle herein. Wie ferner in der Jugend jenen idealen inneren Beschäftigungen des Geistes und den schwellenden Empfindungen unverdorbener Herzen die trodene Thätigkeit für die Schule als ein Gegengewicht gegenüberliegt, so ist es bei Jean Paul der Fall, daß er uns zu allen seinen wissenschaftlichen Studien mitnimmt, daß er uns neben den gehauchtesten Scenen eines sublimierten Seelenlebens zugleich die nacktesten Disputirübungen abschildert. Die Unersättlichkeit der Lernbegierde, die einer strebenden Jugend eigen ist, ist es auch Jean Paul; und aus dieser Zeit, wo man im Frohn der Wochentage arbeitet, blieb ihm, eben wie es nur der Kindheit eigen ist, das ideale Sonntagsheimweh, und diese Sabbathsfreude, die hohe Zeit der Jugend, hat bei ihm in seinen Sabbathskapiteln eine Art poetische Vertretung. Und so ließe sich dieser Erweis des Charakters durchgehender Juvenilität in Jean Pauls Werken und Wesen bis so sehr ins Einzelne herab verfolgen, daß man, um nicht lächerlich zu werden, des Dichters komische Manier für den Verfolg anwenden müßte, die dem Ernst der historischen Darstellung nicht zusagen kann.

Nur um das Eine leider ging er fehl, worin wir suchen, was unserer gebildeten Jugend Halt und Festigkeit und die mittlere



Stimmung für das Leben gibt. Wir sagten oben, er entbehrte die Nahrung seines Geistes durch Geschichte und Geographie, und hierin kam das Geschick seiner Neigung entgegen. Er entbehrte eben so die Kenntniß und Liebe der alten klassischen Literatur. Er hatte ein Vorurtheil gegen sie aus der Schule, er ließ dies auf der Universität fahren, als er Seneca und Cicero las; dies waren aber nicht die Autoren, die es ihm hätten ausrotten, ihm gutes Beispiel geben können; später blieb es seine (zwar schwankende) Ansicht, das Studium der Alten müsse sinken und könne sinken ohne Nachtheil, und er meinte gegen aller Welt Zeugniß und Erfahrung, man fände für die jungen Seelen in allen neueren Literaturen gleich gesunde Nahrung und in der orientalischen noch bessere. Jean Paul gleicht schon darum in seinen Schriften den Produkten der mittleren Zeiten oder erinnerte Goethe an die Manier des Orients, weil ihm die gründliche Kenntniß des antiken Geistes, weil ihm das ordnende Maß, das Goethe dort lernte, abging, weil sein scholastisches Wissen ganz dem Sinne antiker Schule entgegen war. Er liegt daher zu der Göttinger Schule und Goethe im großen Gegensatze der Modernität gegen das Antike, und er fand, daß die ästhetischen Gesetze nur von diesem Einen gehalten würden, der gleichsam die stellvertretende Genußthum für die anderen Autoren sei. Alles, was die neuere Zeit mit den edelsten Gaben des Herzens und des Kopfes werden kann ohne die regelnde Schule der Alten, zeigte das Zeitalter der Romantik kaum deutlicher, als dieser romantische Dichter der modernen Zeit warnungsvoll darlegt. Denn mit dieser in adjecto sich widersprechenden Bezeichnung charakterisirt man die widersprechende Natur dieses Schriftstellers und seiner Schriften ganz, deren Vorbilder in der allgemeinen Literatur nur da liegen, wo die Kenntniß des Alterthums nicht hin drang und selbst die Dichtung der Ritterzeit verblüht war. Die Zeiten des picaresken und humoristischen Romans, die formlosen, die keine reine Dichtungsart kannten, die das Epos verloren hatten und das Schauspiel erst werden sahen, diese Zeiten entsprechen dem Dichter, der eben so die vagste Form der Dichtung ergriff, der eben so nur jene dichterischen Elemente, das Elegische, Satyrische, Zöyllische und Allegorische in sich trug, die eben jene Zeiten zu dichterischen Gattungen und Körpern machten. Man hat ihn mit Niemandem öfter und richtiger verglichen als mit Rabelais, dem Vater des humoristischen Romans. Hätte er weise sich zu mäßigen gelernt, hätten ihn die Alten gelehrt, den poetischen und selbst den „humoristischen Wahnsinn des Sterne“ gering zu schätzen, hätten sie ihn abgehalten von dem Wahnglauben, der vollendete Geschmack halte die höchste Ausspannung nicht für Ueberspannung, so würde man ihn vielleicht mit Cervantes vergleichen. Mit so viel Anomalien, als man Wielands Dichtungen

und Ritterpoesie vergleichen kann, obgleich er dem Geiste nach vielfach an die pragmatische und humoristische Poesie anstreift, muß man Jean Pauls Romane mit den humoristischen, der Ritterdichtung entgegengesetzten Romanen vergleichen, wiewohl er dem Geiste nach uns oft an die Ritterpoesien erinnert. Beide stehen sich daher in jeder Hinsicht untereinander entgegen. Die ebene glatte und leere Schreibart Wielands macht zu Jean Pauls springender, vollgepflanzter und unebener den vollkommensten Gegensatz; die Romane des Einen sind immer voll striktem Zusammenhange, voll psychologischer Deduktion, die des Anderen sind im Bau der Fakten und der Charaktere mehr kühne Skizzen voll gewagter Motive. Der plane Wieland nahm sich die excentrische Welt des Ritterthums gern zum Gegenstand, der excentrische Jean Paul ausschließend fast die Kleinwelt heimischer Zustände. Jener blieb, wo er aus der phantastischen Ritterzeit sich entfernte, immer in der Vergangenheit der Geschichte, Jean Paul hatte die Ansicht, die mit seiner Unkenntniß des Alterthums zusammenhängt, daß sich der Mensch nur für Nachbarschaft und Gegenwart interessire, daß ihm die wichtigsten Vorfälle, die sich in Zeit und Raum von ihm entfernten, gleichgültiger seien als die nächsten: er verwechselte hier wieder die Wirklichkeit mit der Dichtung, das Geseh des Erlebten mit dem Gesehe der Phantasieschöpfungen. Wenn Wieland scheinbar gegen Erwartung mehr auf den humoristischen als auf den Ritterroman, mehr auf bürgerliche als auf romantische Dichtungen fortwirkte, so Jean Paul von seinem bürgerlichen Roman aus mehr auf den romantischen, wo sich Fonqué und Hoffmann an ihn anschließen. Denn es ist sehr charakteristisch, daß der Dichter romantischer Stoffe durchaus pragmatischen und rationalen Sinnes ist, der Erzähler bürgerlicher Materien aber den durchgehenden Fehler macht, daß er wie im Wort so in der Sache im Romane die romantischen Bestandtheile für unumgänglich hält; Wieland trug in die alte und mittelalterliche Welt unsere modernen Alltagsgefühle, unsere Verhältnisse und Sinnesart, Jean Paul in die prosaische Welt unserer Höfe, Kleinstädte, Häuser und Studirstuben, in unser low life die schwärmerischen Liebchaften des Mittelalters, die Freundschaften der Urzeit, orientalische Einsiedler, Lauren und Petrarken, unterirdische Erziehungen, Scheinbegrabnisse, Kinderverwechslung und Geisterpud, was wir in alten Romanen gewöhnt waren. Der Eine hatte sich ganz in sein Schneckenhäuschen zurückgezogen, auch dem Andern machte dies Freude, nur daß er neben diesem „Nahesuchen“ zugleich einen Bund mit dem „Fernsuchen“ schloß, daß er sich die Schneckenstiale breit offen hält, um die Zuhörer bis in den Himmel emporzustrecken. Der Eine bewegte sich immer in der trivialen Mitte, der Andere in den Extremen, der Eine auf der Seite des gesunden Menschenver-



standes, der Andere auf der des Genies; ein Wassertrinker jener, dieser ein Weintrinker; Wieland ganz auf Seiten des französischen Geschmacks und des modernantiken, Jean Paul auf der des englischen und niederländischen; jener zu Voltaire, dieser zu Rousseau geneigt; Staatsidealisten und Weltbürger beide, aber ganz ungleich in der nüchtern berechnenden Art der gutmüthigen Schwärmerei des Einen und der kühn fliegenden des Anderen. Wenn der Eine mit seinen Lebensansichten auf der ebenen Heerstraße blieb, so schweift der Andere überall auf's ungewöhnlichste aus und war unter den Schreibern originaler Romane ein Original selbst.

Worin sich diese Originalität vorzugsweise äußerte, das war das Verhältniß des Mannes zur Schriftstellerei. Auch hier werden wir dahin zurückgewiesen, die Quelle seiner Eigenheiten in den Eigenschaften der Jugend zu suchen. Der maßlose Eifer, mit dem sich der Jüngling beim ersten frischen Interesse an den Büchern, beim ersten Blick in die Welt des Wissens, bei dem ersten Fluge der Wissbegierde und Neugierde auf das Lesen und Sammeln, und wenn in ihm selbstthätige Kräfte sind, auf das Nachahmen und bald auf's Produciren wirft, dieser Eifer ist bei Jean Paul statarisch und zu einer Art Monomanie geworden. Gleich in seiner frühesten Kindheit, sobald nur der Lerntrieb in ihm geweckt war, begann diese Sucht in ihm; Bücher und Buchstaben zu schreiben, sagte er, fing er fast zu gleicher Zeit an. Gleich als er Hebräisch begann, sammelte er alle Grammatiken und Notizen, deren er habhaft werden konnte; im 16.—17. Jahre schrieb er schon Uebungen zum Denken nieder, Sätze, die eine vorwiegende Neigung zur Reflexion, zum Beobachten der Denkraft, zum Nachsinnen über Schriftstellerei ver-rathen; dann ein Tagebuch seiner Arbeiten voll philosophischer Aphorismen und ein Andachtsbuch mit moralischen Betrachtungen. Neben seinen Studienschriften machte er sich Excerpte aus seiner Lektüre, und hatte deren schon 12 Quartbände, ehe er auf die Universität ging. Diese anfängliche Sammelwuth und Producirlust dauerte und wuchs durch sein ganzes Leben. Nichts zu verlieren war das System, wodurch Jean Paul seine Polyhistorie begründete, nicht Zeit, nicht Gedanken zu opfern; wie Lavater ließ er keinen Span seiner Ideen und seiner Erfahrungen fallen, und brandschatzte seine Freunde um Beiträge, wenn er gerade bestimmte Thematata vor sich hatte; er notirte sich auf Disturszettel, was er bei Besuchen sprechen wollte; er machte sich als Hofmeister eine Anthologie der Bonmots seiner Zöglinge; er excerpirte die Gesellschafts- und Besuchsunterhaltung, die Bücher, die er in geordneter Unordnung durchlas, die Natur und den eignen Geist. Es war eine Zeit, wo er 20 starke Quartbände bloßer Ironien besaß und noch mehr Satyren; denn Alles war rubricirt; die Abtheilungen und Unterab-

theilungen und Subunterabtheilungen so klein und subtil geordnet, daß es ihm bei Bedarf so wenig fehlen konnte, wie wenn das Morgenblatt ein Motto, oder ein Professor eloquentiae ein Festthema suchte. Der Mann, in dem ein Dämon mehr als in jedem Anderen wirksam schien, trieb diese Bedanterie des kleinlichen Gelehrten auf's alleräußerste; der in seiner Schreibart am regellosesten war, hatte sich für diese Studirart die genauesten Reglements und Marschrou-ten vorgeschrieben. Auf diese Weise spannte er seinen Geist und übertrieb seine Kräfte; er sammelte einen Reichthum, der uns voll Armseligkeit scheint. Aber war es anders möglich, als daß er dieses ungeheure Aufgebot von Material machte, da sein Hunger nach Schaffen so unerfättlich war? Denn war seine Lust zu sammeln groß, so war doch sein Eifer zu verarbeiten noch viel größer. Alles Hören und Lesen schien ihm den Geist nicht so zu kräftigen und zu reizen, wie Sprechen und Schreiben. Da bei ihm das Wirken und Handeln nicht viel in Anschlag kam, so war es natürlich, daß ihm seine Autorschaft lieber ward als sein Menschliches, daß er aus dem Schreiben seinen Menschenberuf formte und nun mit dem gekünstel-ten Pflichteifer, zu dem er sich selbst erzogen hatte, diesem Verufe nachging. Ganz der echte Deutsche, der im Schreiben aufgeht, „da er ja keine anderen Verdienste um den Staat haben kann,“ ganz die Einbildung von dem Schreiberwerth, die Lichtenberg so fatal war! Böllig im Gegensatz zu Goethe, der schwer zum Schreiben zu bringen war, der sein Geschriebenes vernachlässigte, war Jean Paul vor Allem froh nach, im und mittelst Schreiben, wenn es ihm auch Schmerz und Ermattung brachte; er freute sich seiner Sachen, er las sie gern und oft, in Vorstellung anderer Personen. Er hielt es für Pflicht, mit Opfer an Zeit, Geld, Freuden und Allem — zu schreiben! er fand sich selbst nicht der Mühe werth gegen das, was er gemacht! jeden Tag schien er sich leichter zu sterben, da das Gewicht seiner Drucksachen immer schwerer wurde. Wenn ihn im achtzigsten Jahre der Tod abriefe, so würde er sich ärgern, daß er ihn aus der Schreibstunde des Lebens so frühe voniam exeundi gegeben“. Die Zeit verschwelgen hieß ihm die Zeit ver-schreiben; das Erholen war ihm ermüdend; nur schönes Wetter konnte ihn in Zwiespalt bringen, da er doch auch gern spazierte und die Natur genoß. Kommt ihm ein plötzlicher Lichtgedanke, so ergreift er sanft und wüthend im höchsten Enthusiasmus ein Papier, um ihn aufzubeften; und nichts quälte ihn mehr als das bloße Umwenden des Blattes beim Sehen solcher fliegender Gedanken. Seine inneren Phantasien und Darstellungen zehrten sein äußeres Leben ab, er vergaß seine Gesundheit, Essen und Trinken war ihm zu viel, wenn er schrieb; alle Bequemlichkeiten sollte nach ihm der Mensch verschmähen, dem Opfer seiner Schöpfungskraft nichts ent-



ziehen. Ja alle ethischen und diätetischen Vorschriften schien er ebenmäßig zu verschmähen, deren Beobachtung der Schöpfungskraft etwas entzog: für seinen Geschmack trank er nichts lieber als Wasser, aber wie anders für die Wirkung! er trank nicht beim Mahl, um nicht die Kraft durch Trinken ohne Schreiben wegzuzustumpfen, aber er trank, um zu schreiben, um die Seele von der sie niederhaltenden Materie zu befreien; er ward ein Trinker aus schriftstellerischem Instinkt. Witz und Feuer der Darstellung hing bei ihm von seinem Willen ab und von solchen geistigen Hilfsmitteln, die der Wille anbefahl. Mit so gewissenhafter Pflichterfüllung war es nicht mehr als natürlich, daß unser Autor Alles aus sich gemacht, was nur zu machen war; ja leider noch etwas mehr. Es lag nicht an ihm, wenn es nicht zu machen war, was er mochte und wünschte: daß nach seinem Tode alle seine Gedanken der Welt gegeben würden! ein unendlicher Inhalt, wenn man nur das Geschriebene überschlägt, wenn man aus seinen Werken heraustretend sich noch in seine Notizbücher hineinent! Welch ein glücklicher Mann mußte ihm sein Schulmeisterlein Witz scheinen, der alle Werke selbst schrieb, zu denen ihm der Meßkatalog mit seinen Titeln Anlaß gab; und war es unser Autors Schuld, wenn die Meßkataloge nun so aufgeblasen sind, daß dies Beispiel nachzuahmen für den schreiblustigen Deutschen nur ein Ideal bleiben mußte? Doch, dürfen wir auch scherzen über diese Symptome eines Naturtriebs, der ganz offenbar in Jean Paul, wie bei jedem Original, mächtiger war als sein Wille? „Wenn ich, schrieb er, meinem Geist und Körper eine Ruhe von drei Tagen geben will, so drängt am zweiten schon mich eine unbezwingliche Bruthige wieder über mein Nest voll Eier oder Kreide. Der arme Paul wird's so fortreiben, bis die gequälte, fieberhafte Brust von der letzten Erdscholle gekühlt ist.“

Wollen wir nach einer Ursache fragen, wie Jean Paul zu dem hartnäckigen Beharren in der Sphäre des Jugendlebens kam, so dürfen wir keine andere suchen, als daß er mit der Anlage einer Einbildungs- und Empfindungskraft, die seine übrigen Seelenkräfte weit überragte, in seiner ersten Entwicklung auf jene Periode der deutschen Literatur traf, wo ein erfrischtes Jugendleben den ganzen Nationalkörper gleichsam durchdrang. Dies Zusammentreffen hatte dann die Folgen, daß, wie er in seinem ganzen Wesen den allgemeinen Charakter der Jugendlichkeit festhielt, in seiner Schriftstellerei der Charakter jener Zeit hängen blieb, wo, wie wir sagten, die Gegensätze der Stark- und Kleingeisterei unsere Literatur bewegten. Gleich bei den ersten Jugendchriften und Briefen hören wir ganz entschieden in dem 16.—17jährigen Jünglinge die Stimme unserer Genialitäten. Ehe er sich seinen

eigenen Styl gebildet hatte, schrieb er an die Freunde, mit denen er siegartigste, in der apostrophischen Sprache und dem sentimentalen verben Tone des Götze, auch wohl in Anklängen an Jorik und Young. Die Horazische Regel war ihm schon damals ein kraftauszugesuchtes Rezept, vom Pedanten für das Genie entworfen, das doch nichts bekräfteln könne, eben weil es Genie ist. Das Genie, schrieb er, ist sich selbst Leiter und geht seinen eigenen Gang; es ist sich selbst Räthsel und geht dunkle Gänge, es kennt an sich nichts als seine Unergründlichkeit, und es allein kennt sie am besten. Goethe traf ihm damals jede Saite des empfindenden Herzens; Herdern verehrte er schon ganz frühe, und Klinger zog seine Aufmerksamkeit an sich. Er war genau mit den herrschenden Ideen vertraut, welche Toleranz der Meinungen, Freigeistigkeit, die Abschüttelung alles Systems und aller vorgeschriebenen Form begünstigten, und kein Schriftsteller machte von dieser Lizenz so aus die Dauer Gebrauch wie er. Er war zum Theologen bestimmt, gab aber bald diesen Beruf auf; denn schon ganz frühe war er heterodox, und zwar mit jener Einsicht in die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Irrthums, wo er an seiner Stelle ist. Das hatte ihn Lessing gelehrt, dessen Ton und Ansichten man gleichfalls in manchen seiner frühesten Aphorismen wiederhören hört. Wenn er ihn las, schien er eine heitere Weltansicht zu fassen und gegen jene zu eifern, die gottesfürchtig zu sein meinen, wenn sie die Welt ein Jammerthal nennen; bald aber sprach er vom Scepticismus und von dem Ekel an der tollen Maskerade, die man Welt nennt, bald schien er sich in Menschenhaß hineinzuversetzen zu wollen, zum Trotz seiner unendlichen Menschenliebe. Dieser skeptische graue Staar war auch in den Augen zweier frühgestorbener Jugendfreunde, die wir aus den Schilderungen in den Memoiren zu Jean Pauls Leben ganz als Angehörige jener Genialitätsprincipien kennen lernen. Der Eine, Verthel, war ein reizbarer Hypochondrist, von schrecklichem Unglauben, der Andere, J. B. Hermann, war ganz in sich zerfallen, mißtrauisch gegen Jeden und nur gegen Jean Paul brauchte er seine erdrechelte Verstellungskunst nicht; er war arm und strebend, cynisch und von jungfräulicher Seele; Jean Paul schrieb ihm, er sei wie die Lerche singend in den Wolken oder nistend in einem Dreckloch auf der Erde, und er würde ihn in einen Roman aufpflanzen, wenn er dem Leser die Wahrscheinlichkeit seiner Cynismomanie beibringen könnte. Wenn dieser Freund in den Stürmen des Geistes und in äußerer Noth untergegangen ist, so dürfen wir Jean Pauls Seelenstärke rühmen, die ihn in gleichen und ärgeren Bedrängnissen, als er mit dem Schicksal rang, mit einer verrenkten Hüfte davonkommen ließ. Ihn drückte die gleiche Noth, seit ihm sein Vater gestorben war. Ein Bruder er-



tränkte sich, um nicht das Elend der Mutter zu mehrern, ein anderer ging in Lächerlichkeit unter, seine Freunde starben ihm weg, seine ersten Autorhoffnungen schlugen ihm fehl. Aber er hatte zu viel Freude an dem Menschenleben und an seinen Hoffnungen, um nicht in all diesem Jammer auszuhalten; er war in seinen „Empfindungen zu gläubig,“ um nicht den Skepticismus des Kopfes zu überwinden; er war zu nachgiebig gegen die Kleingeistereien der Welt, um sich in seiner Starkgeisterei wie Andere fest zu räumen. Er theilte ganz mit jener Jugend den Zorn gegen die Konvenienz, gegen das Rücksichtnehmen auf Andere, das ihm ein Gift unserer Ruhe schien. „Er beging in Leipzig mit Absicht Sonderbarkeiten, um sich an den Tadel Anderer zu gewöhnen, er schien ein Narr, um die Narren ertragen zu lernen.“ Er ging dort nach englischer Mode mit entblößter Brust und abgeschnittenem Kopfe; sein Freund Vogel, ein heterodoxer, witziger Pfarrer, der auf seine satyrischen Schriften nicht geringen Einfluß hatte, gab ihm vergebens den wohlmeinenden Rath, daß, wenn er bloß das Innere, nicht das Äußere schätze, er bedenken solle, daß Form und Materie nur Ein Ganzes ausmache, und daß die wahre Philosophie sei, nicht daß sich die Vielen nach dem Einzelnen, sondern der Einzelne nach den Vielen richte. Er schien widerstehen zu wollen, als aber der Tumult zu groß ward, sank ihm der Wuth, seinen Eigenvillen durchzusehen, und er hängte den Kopf wieder an. Nichts wäre leichter, als hier seinen Uebergang vom Starkgeist zum Kleingeist anzuknüpfen.

Der genialen Richtung Jean Pauls gehören seine satyrischen Erstlingswerke an. Der Skepticismus verleidete ihm die Wissenschaften und Brodstudien, gegen die ohnehin eine unbezwingliche Abneigung in seiner Natur lag; die Starkgeisterei entfernte ihn von der natürlichen Art, sich auszudrücken, und machte ihn zugleich zum momentanen Feinde der modischen Empfindsamkeit, zu der so viele Anlage in seinem Wesen war. Die sentimentalen Gecken in Deutschland raubten ihm, der in sich echte Empfindung fühlte, durch ihre Thorheit den Wuth, eine gemäßigbrauchte Sprache, „die simple Natursprache des einzig guten treuen Rousseau“ zu reden. In seinen Jugendschriften redete Jean Paul durchaus nicht in der späteren Weise, wo ihm die „Wahrheit weniger gefiel als ihr Puz, der Gedanke weniger als sein Bild,“ wo er sich „wegen einer Antithese falsche Ausdrücke erlaubte“; er selbst gibt an, daß er auf dem Wege war, seine Sprache nach Lessing zu bilden, als ihn Swift abgelenkt habe. Er las sich nun sein Witzspielen künstlich an, „die Brüche mit scharfsinnigem Unsinne gefielen ihm besser als schlichter Menschenverstand, weil er bloß las, um seine Seele zu üben, nicht zu nähren.“ Dies war der erste und zugleich zerstörende Schlag, den er seiner gesunden Natur versetzte. Er pstopfte dies fernidartige

Reis auf seine ganz empfindsame Seele, und auf das gepresste impfte er wieder seine Theorie, daß sich der Witz erlernen lasse und der Beruf zur Satyre anzubilden sei. Von da an ist es nicht schwer, in seinem Wesen den Zwang des Geistes überall zu entdecken; er arbeitet sich unter dem Schreiben in beliebige Stimmungen hinein, und es scheint ihm nicht möglich gewesen zu sein, ohne diese „Schreibrührung“ zu produciren; es ging ihm, sagt er irgendwo, jedesmal so, daß er das Geschilderte während des Schilderns sich eigen mache, die Verwirrung selbst verwirrt beschreibe, das Bild der Eitelkeit unbewußt mit der größten entwerfe. Er brachte es zu der gespannten Seelenkraft, daß, wo er seine Gefühle beherrschen mußte, er sich z. B. gleichgültig stellen lernte, und es darüber ward, ehe er es wußte. Wenn mitten unter seinen scherzhaften Arbeiten seine Kinder den Tod seines Bruders nachspielten, so weinte er und scherzte zu gleicher Zeit fort, und achtete nicht auf die Abmattung, die sich nach einer solchen Scene bei ihm einstellte. Damals also, als er durch Noth auf den Gedanken kam, ein Buch zu schreiben, änderte er seine Art des Endirens, und las bloß witzige Schriftsteller. Die Reihe dessen, was er damals mehr durchstürmte als durchlas, erklärt vollkommen das buntgedachte Narrenkleid, in dem sein erstes Werk sich dem Publikum zeigte. Unter seinen ersten Lectüren war Hippels Buch über die Ehe und seine Lebensläufe; dann trieben ihn der Witz Voltaire's, die Beredsamkeit Rousseau's, der prächtige Styl des Helvetius, die feinen Bemerkungen Tossaints, die Heiterkeit Montaigne's in die französische Literatur; Pope und Boileau wurden von entschiedenem Einflusse auf ihn; von Viscont lernte er seine strenge Ironie; über Alle weg trat Swift, in dem ihn die Poesie der Satyre ergriff, der ihm Tage lang die Gedanken füllte. Da er alle diese Autoren mit der bestimmten Aussicht auf eigne Production las, so begreift es sich, daß er von keinem einen allgemeinen Eindruck davon trug, daß das Resultat nichts war, als die einzelnen Spolien, die er raubte. Die Schriftstellerei gewöhnte nach seinem eigenen Geständnisse seine Sprache an Wendungen, deren Gezwungenheit mit der Wärme des Herzens stritt; Antithesen und Gleichnisse wurzelten sich so fest in sein Gehirn, daß sie seinen Träumen anhängen und die Sprache seines Herzens mit Gallicismen verunstalteten. Er änderte nun sogar seinen Briefstyl an seine Freunde, um sich in der neuen Schreibart zu üben, und leider war selbst sein Pastor Vogel, sonst ein verständiger Mann, gegen ihn ein viel zu freundlicher Kritiker. In den ersten Jahren beklagte sich Jean Paul noch selbst wohl über den Mangel wahrer Freunde, die ihn vor falschem Geschmack gewarnt hätten, obgleich er zweifelte, daß er ihnen gefolgt sein würde; er meint zuweilen selbst seine witzigen Wollüste satt zu werden, obwohl er zu anderen Zei-



ten, wenn er die tausend Fehler seines Erstlingswerkes und die Ueberladung mit Gleichnissen tadelte und erkannte, dennoch die Frage des Genies aufwarf: ob auch kalte Kritik den Reiz der Unmähigkeit besiegen könnte? „Berkennst dort der Weinsäufer mit der rothen Nase, fragt er, die giftigen Kräfte des überflüssigen Weines? Er kennt sie wohl, aber er schiebt sie darum nicht!“ Und dies soll seinen Witzrausch entschuldigen? Weil ihm ein Buch ohne Fehler noch kein gutes, ja gewiß ein mittelmäßiges war, so schrieb er denn lustig auf die Fehler los; weil die Feile nicht Schönheiten erzeugt, sondern nur erzieht, so schließt er sich lieber das Ohr vor ihrem Getöse; weil die Kritik dem Genie die Zeit, in der es bessert, für die Produktion abzieht, so fragte er lieber dort als hier. Mit diesen gehäuften Spielen des Scharfsinnes und Witzes nun überhäubte er die Stimme der natürlichen Empfindung in sich ganz und es war ihm später ein Räthsel, wie er zu der Bitterkeit gekommen war, und namentlich zu der Lieblosigkeit gegen das weibliche Geschlecht, die in seinen Grönländischen Prozessen (1783) herrschte. Er hatte in seinem 18. Jahre schon nach Erasmus ein Lob der Narrheit geschrieben, das er ein Jahr später in diese Prozesse verarbeitete. Von da und von Liscov und Pope's Dunziade mag sich die gerade Ironie herschreiben, die hier überall durchgeht. Fragt man, ob die unsinnige Häufung der Gleichnisse und des Witzes, ob die außerordentliche Geschmacklosigkeit dieses Buches nicht gleichfalls ein Vorbild habe, so muß man ja bedenken, daß Jean Paul sich in der Rolle des Satyrikers, die er spielte, mitten in der schlechtesten Gesellschaft in Deutschland sah. Er mag die Kranz und Wezel, die Wechherlin, Seybold und Bretschneider und was sich damals Alles als Satyriker bei uns gerirte, noch so sehr verachten, so waren sie doch immer seine Umgebung, die er kannte und las. Den Deutschen damaliger Zeit war der Antihypochondriacus und die Vademecums noch der beste Witz; und selbst den viel späteren war Jall ein Satyriker von Namen und Kortäms Jochsiade (1784) ein Meisterstück von Laune und Sarkasmus! Er mag Nabener noch so sehr in Schatten stellen, so konnte er doch schon aus ihm auf die falsche Maxime gekommen sein, daß die Ironie, die nur ein rhetorisches Hülfsmittel der Satyre ist, das eigentliche Vehikel derselben sei. Wer die Satyren des 17. Jahrhunderts bei uns kennt, der wird leicht urtheilen, der Hauptaufsatz des ersten Bändchens über Schriftstellerei habe keine größere Familienähnlichkeit als mit diesen. Das Gemälde, das hier von der deutschen Poesie entworfen wird, die Begeisterungs- und Hülfsmittel, die dem Autor empfohlen werden, Wein, Diebstahl, Verachtung der Kritik, Eitelkeit und Einbildung, das Alles haben jene Männer des 17. Jahrhunderts schon vorgebracht mit manchem lächerlichen Gleichnisse; die Stiche auf die re-

gelverachtenden Poeten, auf die Unsterblichkeit, die durch Rißelung der Thränenrösten erlangt wird, auf die Bielschreiber, die keinen Tag ungetrübt von ihrer Dinte in's Meer der Ewigkeit fließen lassen, und auf den Schwulst, den Bastard des Erhabenen, auf die Genies, die vom Tarantelstich der Originalität zum Tanze begeistert sind, All' dies war schon früher da, und sogar mit der Eigenheit, daß alle diese Stiche auf Niemand besser passen, als auf die Autoren selbst. Dort aber liegt das offenbare Zeichen der Unbesonnenheit zum Satyriker, wenn er über die Thorheiten scherzt, denen er selbst verfallen ist, wenn er sich (ein unangenehmer jüdischer Zug) so oft zum Stichblatt des eigenen Witzes selbst machen muß. Man merkt den Gegenständen schon an, daß Jean Paul zur Zeit noch nirgends besser zu Hause war als auf der Studirstube; die meisten Scherze gelten den Schriftstellern, und treffen ihn selbst am meisten. Wie viel Schönes hat er in dem Sage gesagt, daß gute und schlechte Autoren durch höchste Anstrengung ihrer Talente den Sturz vom erstiegenen Gipfel des Geschmacks ankündigen, indem sie Schönheit und Fehler auf die äußerste Grenze treiben! Und dennoch hat ihn diese frühe Einsicht nicht vor der Ueberanstrengung seiner Anlagen gelahrt. Wie viel Schönes schrieb er spät und frühe über die Vergeudung des Witzes, und dennoch war es noch in der Aesthetik sein Grundsatz, daß Fülle des Witzes seine Seele sei; richtiger sagte Lichtenberg, daß der Witz nur mit Ehren ankomme, wenn ihm die Vernunft die Zügel anlege, und diese nöthige Kreuzigung lege man ihm dadurch auf, daß man ihn nur gebrauche, wo er nothwendig aus der Sache fließt. Wie schön ferner sah Jean Paul schon in diesen Prozessen auf die Mäßigkeit der Lage, in der sich unsere Satyre befand! Unser satyrischer Jagdzug, sagt er, ist weniger für die hohe Jagd, als für die niedere der Hasen, Hasensüße, Haselanten und Bohnhasen gerichtet. Er hätte sich mit dieser Einsicht durch das Beispiel Nabeners sollen warnen lassen. Und doch, wenn man die grönländischen Prozesse, und die Teufelspapiere, die Palingenesien, und alle Extrablättchen und Schalltage der Romanen, worin die Satyre Jean Pauls fortbauerte, durchgesehen hat, so haben wir fast lauter Nabenerische Stadtklatschereien durchlaufen, lauter „Autodafes über Kleinigkeiten“ beigewohnt; wir sehen den Satyriker, der den Himmel auf die Erde setzen will, nur im dünnsten Staube wühlen. Für alle großen Verhältnisse ist Jean Paul blind, und belegt auch seinerseits, daß alle unsere Satyre in Deutschland bis jetzt in der Kindheit geblieben ist, daß alle unsere Satyriker jener Gattung angehören, von denen Voltaire sagte, sie schonten die Geier und zerrissen die Tauben. Das hat er seinem Swift nicht abgelernt, der noch lange nicht das Ideal eines Satyrikers ist, wie er sich in das äußere und innere Leben seiner Nation



eingelebt hat, und nicht durchgeföhlt, daß dieser so viel Aufwand des Spottes unmöglich an die Erbärmlichkeiten der deutschen Gesellschaft, an den Ahenstolz, an die Weiber und Stüber und Schreiber verschwendet haben würde, was Alles nur des tiefsten Mitleids und schweigender Verachtung werth ist. Und wer hätte alle die Bagatellen mit so pretioser Manier besprechen mögen! Der Satyrer sollte der popularste Schreiber sein, und diese gehäuftsten Kuriositätenspäße, diese „Bildniß von Gedanken“, dieser Gleichnißwitz, der um allen Preis voll, reich und dunkel sein soll (was in der Auswahl aus des Teufels Papieren 1789 noch mehr der Fall ist als in den grönländischen Prozessen), mußte natürlich gleich von vorn alle Wirkung abschneiden, um die es doch dem Satyrer nothwendig zu thun sein muß. Er entschuldigt die Dunkelheit in den Papieren damit, daß ein Strom, der eine Zeitlang unter der Erde ging, wenn er hervorkommt, noch stets derselbe Strom sei; was nützt uns aber das Bächlein, das häufiger unter der Erde geht als drüber, und wenn es hervorquillt, uns kaum einen klaren Trunk bietet? Beide Jugendwerke Jean Pauls sind daher wenig gelesen worden, und die Noth zwang ihn, nur um einen Verleger zu finden, zum Romane überzugehen. Und auch mit allen späteren Satyren hat er es nicht einmal so weit bringen können, daß sein Rühnappell nur neben Krähwinkel genannt wurde, so wenig als Siebenkäfens lederfarbener Frack den blauen des Werther verdrängen wollte. Die Geringfügigkeit der Dinge verursachte dies eben so sehr, wie die wunderliche Schreibart; und die Enge der Welt- und Menschenkenntniß, der Mangel an Blick in die öffentlichen Verhältnisse lassen diese wie alle unsere Satyren unbedeutend. Im Siebenkäf werden die Papiere diesem zugeschrieben, und Leibgeber lobt sie, als himmlisch und recht gut, und vielleicht passabel, sich verwundernd, daß ein Advokat (oder Kandidat) in einem Kleinstädtchen so reine Satyren geschrieben. Nur dies aber erklärt es, daß er sie geschrieben, die weder rein, noch himmlisch, ja nicht einmal passabel sind. Wie fiel auch der Jüngling gerade auf die Satyre? Sie läßt sich vielleicht sofern anlernen, als der Satyrer den materiellen Grund, auf dem er seine Werke aufbauen will, forschend muß kennen lernen; allein dazu gehört Zeit und reifer Verstand, und wenn Jean Paul mit Recht verlangte, daß man keinen Roman unter 30 Jahren schreiben solle, so durfte er gewiß viel weniger solche „juvenile Juvenalia“ im 19. schreiben.

Daß diese ganz satyrische Schriftstellerei nur wenig Natur war, erwies sich im Fortgang bald. Dieser Gang war ein Erwerb durch Letztüre; hinter dem lustigen Schein, sagte er später selbst, wuchs der Ernst der Empfindung ungestört fort; er erhielt schon in den Papieren einigen Raum, und in den ersten Romanen, die Jean Paul

nun in die Welt schickte, tritt schon die ganze Weichheit seiner elegischen und idyllischen Natur an den Tag. Seit den Prozessen, schrieb er, habe er noch neun Jahre in der satyrischen Essigfabrik gearbeitet, dann habe er durch das noch etwas honigsäure Leben des Wuz den Uebergang zur unsichtbaren Loge gemacht; so lange hätte das Herz des Jünglings Alles verschlossen sehen müssen, was in ihm selig war und schlug, was wogte, liebte und weinte. Als es sich im 28. Jahre endlich eröffnen durfte, da habe es sich ergossen, wie eine warme überschwellige Woge. Wir bemerken auch hier die Irregularität der Entwicklung, denn jene Allmacht der Geföhle, die in den Pubertätsjahren dem Menschen natürlich ist, ist es nicht mehr im angehenden Mannesalter; sie war zurückgedämmt in unserem Dichter durch die rauhe Hand des Schicksals, und man kann die Macht der Reaktion nicht besser schildern, als es Jean Paul selbst in den oben angeführten Worten gethan hat. Dieses dunkle Geföhlswehen hielt ihn durch sein ganzes Leben hindurch unter seiner Herrschaft, und sind wir durch die gesuchten Scherze und Bilder, das Verstandeswerk seiner Schriften, gefättigt, so erwartet uns abwechselnd nach der süßen die bittere Speise (man kann es auch umkehren) der Thränen, nach dem Lichte die Dämmerung, nach dem Schauen das Tönen. Hier ist seine romantische, ganz unplastische Natur in ihrem Wesen. War Goethe vielleicht mehr zum plastischen Künstler geschaffen, so war es Jean Paul seiner ganzen geistigen Erscheinung nach zum Musiker. Wenn ihn eine Empfindung ergriff, daß er sie darstellen wollte, so drängte sie in ihm nicht nach Worten, sondern nach Tönen; Alles, sagte er, war bei ihm Ton, nicht Anschauung, wenn er stark getrunken hatte; er hörte sich oder das Innere ewig und dachte klar darüber. Es trieb ihn dann, seine Empfindungen auf dem Klavier auszusprechen; zur plastischen Kunst hatte er nie ein Verhältniß. Er kannte diesen seinen Gegensatz zu Goethe selbst: diesem, sagte er, sei alles bestimmt, ihm aber romantisch zerflossen; er reiste durch Städte, ohne etwas darin gesehen zu haben, ihn reizten nur schöne Gegenden, die dem Romantischen zusagten; er sah zwar alle Individualitäten des Lebens, aber er fragte nichts darnach und vergaß sie. Mit diesen Eigenschaften konnte ein musikalisches Talent bestehen, aber kein wahrhaft dichterisches. Und in der That, welche andere Eindrücke als musikalische tragen wir in jenen Malereien davon, wo er bald eine Gegend, bald ein Musikstück, bald einen Traum oder eine Vision, bald den dunklen Geföhlsstand der Seele unter äußeren Eindrücken abschildert? Wenn er jene Regenbogenseenen ausmalte, jene duftigen Abendrothbriefe schreibt, und über die Träume der Engel und Blumen divinirt? Dies sind jene Stellen, die nur ein Dichter schreiben konnte und nur ein Leser bewundern kann, dem das helle Licht



des Tages und ein faßlicher Gegenstand der Begeisterung unheimlich ist. Der Strahl des leuchtenderen Phöbus in Italien hätte diesen Dichter nicht wie Goethe auf die Spitze seiner Schöpfungen stellen können, sondern er vergrub sich in die Nacht, sich steigend, und bedurfte für das Feuerwerk seiner Phantasie, das bloß im Dunkeln leuchtete, nur einen kleinen Funken zum Zünden. An einem Rosenblatte ward sie lebendig; der Geruch einer Blume stimmte ihn poetisch, der trauernde Herbst mehr als der Frühling, der Mondschein mehr als die Sonne; dunkle poetische Stellen zogen als Entzückungen in ihn ein, wenn er auch nichts damit anzufangen wußte; eine Stelle aus Shakespeare schuf, wie der arme Horik in Sterne, ganze Bücher in ihm. Wo sich Jean Paul diesen inneren dunklen Stimmungen überließ, wie besonders im Hesperus, „bei dessen erträglicheren Stellen er in süßer Entzückung fast starb,“ da ist er für jeden reifen Geschmack und klare Bildung ungenießbar; wo er aber dieser Energie der Gefühle die Klarheit seines Bewußtseins gesellte, nicht um abenteuerliche Allegorien und Visionen zu bilden, sondern um in den dunklen Minen der jugendlich bewegten Brust nach dem reinen Golde zu graben, da ist er vortrefflich. Er hatte die ganz eigene Gabe, bei den stärksten Gefühlen Klarheit und Besonnenheit zu behaupten; die Tag- und Nachtgleiche, worin er geboren, meint er, sei Bild, wenn nicht Grund seiner geistigen: Phantasie und Reflexion waren in ihm gleich gewogen. Daher konnte er eben sagen, er denke über das innere Tönen in ihm klar; in seinen Träumen war es ihm sogar oft bewußt, daß er träume. Hiermit nun hängt in ihm jene Gabe zusammen, daß er eben jene chaotische Welt des innern Menschen, in der Zeit, wo Gefühle und Leidenschaften das Bewußtsein am meisten überwältigen, mit dem klarsten ergriff, daß er jene Seelenzustände mit allen Mitteln der musikalischen Sprache oder der Metaphern schildert, die sich im Grunde jeder Bezeichnung in Begriffen widersehen. Er sieht und fühlt, er ahnt und träumt überall eine Harmonie der inneren Natur mit der äußeren, die wir eben in dem ersten Streit der sinnlichen Gewalten mit den sinnigen am meisten empfinden; er greift in die fernsten Gegenstände der kosmischen Natur, um Bilder für die geheimsten Stimmungen der Seele zu finden, er wollte zur Anschauung bringen, was die wenigsten Menschen selbst in jenen Jahren nur in ähnlicher Energie erfahren, und daher sind so wenige, die ihm da, wo er am feinsten und tiefsten ist, nachempfinden, die sich dabei etwas denken können. Und doch liegt hier fast sein einziger Werth, und ein ganz originaler. Wenn es aller humoristischen und pragmatischen Autoren Eigenheit war, daß sie den Quellen der Empfindungen nachzugehen trachteten, so muß man gestehen, daß keiner wagte, was Jean Paul that: der sie gerade in dem Alter

vorzugsweise aussuchte, wo ihre Herrschaft am mächtigsten und zügellosesten ist, und der in ihrer Erklärung die kleinlichen Herleitungen der Pragmatiker mit genialem Sprung überschrift. Er kannte nicht die Menschen, wie jene, er kannte nicht einmal den Menschen, aber den inneren Menschen, wie er in jener rührend komischen Zeit beschaffen ist, wo sich Ideal und Wirklichkeit in ihm streiten, den kannte er, wie ihn vielleicht nie wieder Jemand gekannt hat.

Die unsichtbare Loge (1792) ist nicht vollendet; die ganze Anlage verräth noch den Anfänger. Er ist hier gleichsam zwischen Klinger und Hippel getheilt. Die ganze wunderliche Erziehungsgeschichte, die entschiedene Sympathie mit Rousseau erinnert etwas an jenen, das Schönthum mit der Herrnhuterei, das Verweilen auf den Todesscenen des Amandus und der Scheintod des Ottomar, die Liebhaberei an Nachtszenen, die an sich keinen Zweck haben, als einige Herzstürme auf den Leser und sein Schnupftuch zu machen, lehnt sich geradezu an Hippel an. So weit die Erzählung führt, läßt sich über ihre Tendenz nichts sagen, als was fast bei allen Romanen Jean Pauls die letzte Absicht ist: sie schildert den Kontrast der Idee mit dem Leben. Der Held ist eine jener erdearmenden, himmelsüchtigen Seelen, denen die Flügel der Phantasie nicht genug beschnitten sind, die sich außerhalb der Welt stellen; „diese ist nur ein Nebenplanet ihrer inneren; sie sehen die äußere nur, wenn sie sich ihrer erinnern, und dann ist sie in die innere zerseht und verwandelt.“ Die eigenthümliche Manier der Jean Paulschen Romane ist übrigens hier gleich anfangs entschieden. Die Hauptsache geht einen verdeckten Gang, die „frische Historie“ gebricht hier wie in allen seinen Sachen, der Hauptfaden liegt verschleiert hinter Reflexionen und lyrischen Ergüssen, hinter satyrischen Einschüfeln, Träumen und allerhand Rauschgold. Uner schöplich ist der Erzähler in tausend Wendungen, den geraden Bericht zu vermeiden. Nicht allein, daß er über seine Thaten reflektirt, er reflektirt auch über seine Arbeit, er unterhält sich und scherzt sehr ergötlich mit dem Leser, er rügt stylistische Mißstände, er notirt Wörter, die ihm nicht gefallen, und Bemerkungen, die ihm den Perioden zu sehr verlängern würden, läßt er zwar weg, aber nicht die Bemerkung, daß er sie wegläßt. Er will wie Hamann die Gedanken und Ideentänze seiner Helden nicht allein, sondern auch die des Autors ganz in der Ordnung oder Unordnung mittheilen, wie sie in der Wirklichkeit durch den Kopf ziehen, und er vergißt, daß sich die Schrift durch nichts Anderes von dem Leben unterscheiden kann, als durch die Ordnung, die sie, die langsame und überlegende, in den wirren Fluß des raschen Lebens bringt; diese Irrung durchdringt alle Schriften unsers Dichters und ist die Quelle eines gewissen psychologischen Werths und eines guten Theils ihres ästhetischen Un-



werths zugleich; sie stellt seinen Roman in einen grellen Gegensatz gegen die spanischen Novellen, in denen alle menschlichen Empfindungen und Leidenschaften, Reden und Gedanken in einer gewissen Paradeordnung und allzu disciplinirt auftreten. Jene Parenthesenmanier in der Schreibart nun spiegelt eigentlich nur im Kleinen die größere in dem ganzen Bau seiner Romane ab. Sie sind nicht mit jenen tausend Klammern gefügt, aus jenen tausend Fädchen gewoben, wie bei andern Humoristen, es sind einzelne Risse und Züge, vortreffliche Scenen, aber nicht Reihen streng fortgesetzter Handlungen, charakteristische Anekdoten, aber nicht Gemälde, wie seine witzigen Schriften nicht als ganze Satyren, aber als Sammlungen von Witzreden und Epigrammen vorzüglich sind. Er sucht, sagt Lichtenberg, den Beifall durch einen coup de main mehr als durch planmäßige Attacke zu erobern. So sind seine Charaktere bessere Schattenrisse als Porträts, eher Porträts als Standbilder, bessere Entwürfe als Ausführungen. So hat er in seinen wissenschaftlichen Werken treffliche Winke und einzelne Regeln gegeben, hätte aber nie ein System der Erziehungskunst oder der Aesthetik geben können. Es ist nicht das Leben in seiner Fülle, was seine Werke, so umfangreich sie sind, umschreiben, sondern nur Bruchstücke des Lebens; es ist nicht eine abgerundete Lebensweisheit, die wie bei Goethe oder Schiller aus dem Complex der Schriften wie aus dem Charakter des Schreibers gleichmäßig resultirte, sondern es ist eine aphoristische, launische Philosophie, die man daher so gern zerpfückt und in Blumenlesen sammelt; und wie die erträglichen Charaktere seiner Romane nur die jugendlichen sind und seine Männer und Greise zu Karikaturen werden, so möchte man von dem Autor selbst sagen, nur ein Segment des Lebens und der entwickelten Menschheit falle auf ihn. Er sagt es selbst, daß er das Gefühl des nicht völlig Reifwerdens, der moralischen Unvollendung beständig mit sich trage. Er war kein fertiger Schriftsteller, und Herder traf genau das Rechte, wenn er ihn darauf ansah, erst etwas aus ihm zu machen, oder Lichtenberg, wenn er ihm prophezeite, er werde groß werden, wenn er wieder von vorn anfange. Vortrefflich hat Lichtenberg, indem er von Sterne spricht, eine andere Haupteigenschaft der Jean Paulschen Romane bloßgestellt. Es ist bekannt, wie er uns gern gleich Sterne, dem er sich in Leben und Schriften verglich, in die wechselndsten Stimmungen versetzt, wie er Ernst und Scherz, Lachen und Weinen, und alle menschlichen Kräfte zugleich spielen läßt, wie es im Leben ist, vergeßend, daß die Dichtung die Härten der Wirklichkeit abglätten soll; wie er immer die „Flügel für den Aether, die Stiefel für das Pflaster an hat,“ wie er aus „Schoppe's Wildheit in die Hesperusrührung“ überspringt, und wieder aus den „Dampfbädern der Nahrung in die Kühlbäder

der Satyre zurückseht“; er muthet uns immer zu, den Rißel zum Lachen und den Reiz zum Weinen zugleich auszuhalten. Die Stelle von Lichtenberg, in der er dies verwirft, ist folgende: „Es gibt, sagt er, ein untrügliches Zeichen, ob einer, der eine rührende Stelle schrieb, wirklich dabei gefühlt hat oder ob er aus einer genauen Kenntniß des menschlichen Herzens bloß durch Verstand und schlaue Wahl rührender Züge uns Thränen ablockt. (Dies wäre bei Jean Paul anders zu fassen.) Im ersten Falle wird er nie, wenn die Stelle vorüber ist, seinen Sieg plötzlich aufgeben. So wie bei ihm sich die Leidenschaft kühlt, kühlt sie sich auch bei uns, und er bringt uns ab, ohne daß wir es wissen. Hingegen im letzten Fall nimmt er sich selten die Mühe, sich seines Siegs zu bedienen, sondern wirft den Leser, oft mehr zur Bewunderung seiner Kunst als seines Herzens, in eine andere Art von Verfassung hinein, die ihn selbst nichts kostet als Witz, den Leser aber fast um Alles bringt, was er vorher gewonnen hatte. Von dieser letztern Art ist Sterne.“

In den Hesperus (1794) sind offenbar Ingredienzien aus der unvollendeten Loge übergegangen. Auch dies ist noch ein Nacht- und Abendstück, an milde Seelen, gedrückte Geister und höhere Menschen, die das Leben kleiner finden als sich und den Tod, gerichtet; zur inneren Misere ist das äußere hinzugefügt: Schwindflüchtige, Blinde, Staafranke, Wahnsinnige; und auf Todtenscenen und Leichenreden wird wieder mit weicher Seele und mit „wahnsinniger Laune“ verweilt. Die Absicht ist, die Spielarten der Liebe, Mutter-, Geschwister-, Kindes-, Freundes-, Geschlechts- und allgemeine Menschenliebe „nebeneinander auf den Altären brennen zu lassen“ und den Reichtum und den Edelmut des menschlichen Herzens zu öffnen. Daher sind in diesem „Tragelaphen,“ dessen Erscheinung unsere geradsinnigen Dichter in Weimar ganz komisch und neu berührte, aber die Enthusiasten, wie Moritz, und die Frauen elektrisirte, besonders die weichmüthigen Bestandtheile sehr vorwiegend. Wir wollen besonders auf den Charakter Emanuel's achten. Schon in der Loge erschien ein Extrablatt über hohe Menschen, die er, außer andern Vorzügen, besonders an dem Gefühle der Nichtigkeit alles irdischen Thuns erkennt, und an der Empfindung von der Unferlichkeit zwischen unserm Herzen und unserm Orte, an dem Wunsch des Todes und dem Blick über die Wolken. Sein Emanuel nun ist hier der Repräsentant dieser Klasse, ein Indier, mit zerknicktem Körper, ein Pythagoräer, den ein Jahrmarkt, ein Possenspiel traurig und ein Dichter wie Shakespeare melancholisch macht, der sich durch Fasten und Enthaltung von Fleischspeise seine Phantasie leichter macht, und der durch einen Zug besonders ausgezeichnet wird, der „nicht allein Wahnsinnige, sondern auch außerordentliche Menschen von ordentlichen



unterscheide": daß nämlich wenige Ideen, denen er allen geistigen Nahrungsfaß einseitig zugeleitet, bei ihm ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht bekommen haben\*). Zwei große Wahrheiten, die das Univerſum tragen, hält er in seinem Herzen fest: Gott und Unsterblichkeit. Jean Paul macht Abtheilungen zwischen Gottmenschen, Thiermenschen und Pflanzenmenschen, er rechnet diese Einsiedler zu den ersten, die wir doch zu den letzten zählen müßten. Wir denken den Leser auf diesen Charakter, nicht allein um darauf aufmerksam zu machen, wie übel es ist, wenn der Jugend solche Naturen, die auf der Erde unnütze Kostgänger sind und auf die die Sanitätspflege und Sicherheitspolizei ein Auge haben muß, als das Ideal der höchsten Menschheit dargestellt werden, sondern auch um auf Jean Pauls eigne Sterbephilosophie vorzubereiten, die wir bald im Kampauerthale kennen lernen. Auch auf das Gegenstück hierzu, auf seine Freunde an dem Kleinleben, die zuerst der Siebenkäse und D. Firlein aussprach, bereitet der gemischte Charakter des Helden Victor vor, in dem die kontrastirenden Seiten Jean Pauls, sein Humor und seine Sentimentalität, vereint liegen, und indem er sich selber erklärterweise abkonterfeit. Der excentrische Held hat für die unähnlichsten Gefühle ein geräumiges Herz, er ist Poet, Philosoph, Hofmann und Enthusiast zusammen, er hat „drei närrische Seelen, eine humoristische, eine empfindsame und eine philosophische,“ und der Leser mag sich den Keitton zwischen Allen herausfinden.

Die beiden Gegensätze, von denen wir reden, lehren uns gleich die nächstfolgenden Werke Jean Pauls kennen. Quintus Firlein und die Blumen-, Frucht- und Dornenstücke sind die ersten Romane, die eigentlich der Schilderung des Kleinlebens sich widmen und der humoristischen Gattung angehören, während man die vorigen, wenn Jean Paul allein in ihrer Art weiter gearbeitet hätte, mehr neben Klingers Werke trotz der theilweise scherzhaften Manier anreihen würde. In der Vorrede zum D. Firlein gibt uns Jean Paul selbst den Kontrast dieses Buches gegen die vorhergehenden zu verstehen. „Ich konnte,“ sagt er, „nie mehr als drei Wege, glücklich zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe zieht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wölfsgruben, Weinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen, wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in

\*) Eine Probe seiner Philosophie ist ein Stammblatt, das mit den Worten anfängt: „Der Mensch hat hier 24 Minuten, eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben, denn mitten in dieser Minute stirbt er.“ Das sind solche Dinge, die man schreibt, wenn man soviel Citronensäure, Aetherblüthe, Zuckerrohr und Arrak sich gefallen läßt.

die Furche einzumisten, daß, wenn man aus seinem warmen Verhulstneste herausfiehet, man ebenfalls keine Wölfsgruben, Weinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln.“ Man sieht wohl, dies ist die deutlichste Doktrin eines Mannes der Extreme, dem der nächste Weg am weitesten abliegt, auf dem man weder fliehet, noch kriecht, sondern aufrecht geht, Wölfsgruben und Weinhäuser für das ansieht, was sie sind, und sich an Berg und Thal, an Menschenwerk und Natur freut, was dem in den Lüften zu klein, dem im Neste zu groß scheint. Mit Kothurn und Sokkus je an Einem Fuße wandeln, ist ein hintender Gang. Jean Paul wollte ihn erzwingen. Seine Freunde hatten ihm schon in der Jugend geschmeichelt, er werde uns Shakespeare, Rousseau und Pope zugleich werden, und sie hatten nicht bedacht, daß, wer nur Eine Faser von Pope hat und Eine von Rousseau, fast keine von Shakespeare haben kann. Aber es gehörte zu dem universalistischen Bestreben der Zeit, die Versuche des Unmöglichen anzustellen, und so haben wir in Jean Paul wunderbar genug die Züge des dämonischen Geniedichters und des humoristischen Pragmatikers hart beisammen. Der Mann, der so skeptisch von der Nichtigkeit des Menschen und seines eigenen Selbst denkt, legt seine Autobiographie ganz auf das Minutöse an, als ob hieran Alles gelegen sei; er findet es wie die Pragmatiker lödend, von einem bedeutenden Menschen nur einige Tage lang alles Alltägliche aufzuschreiben, was er treibe, nicht um daraus wie jene Aufschlüsse über seine Natur zu finden, sondern wieder in dem melancholischen Wunsche, die Leerheit jedes Lebens zu zeigen; sich selbst will er lächerlich darstellen und das Unbedeutende an ihm, obgleich er sein endliches Bestreben nannte, auf der Erde nichts zu kultiviren, was ihm droben nicht gälte! Er, der die Thorheiten der Welt so sehr von schwindelnder Höhe überschaut, gefiel sich auf's Höchste, „alles Gemeine und Pedantische mitzumachen, unter dem Bewußtsein der Willkür.“ Der sich so über alle Mithableiter emporzuschwang, gefiel sich doch, ein Wetterprophet zu sein, nicht ohne sich wieder selbst darüber lustig zu machen. Er, der anfangs die Allmacht des Genies so verehrte, fand doch nachher, daß sich Dinge erlernen ließen, von denen Andere anders urtheilen würden, und er mußte sich gestehen, daß seine Anlagen unendlich klein sein würden, ohne die Verbesserung des Fleißes. Der extravaganteste Schriftsteller mußte sich an die pedantischste Ordnung knüpfen, und wenn es in dem ganzen jungen Geschlechte damals lag, was Jean Paul einmal von sich sagt, daß die Anspannungen der Phantasie allen Leidenschaften zu viel Milchsäure und Festigkeit gaben, so waren doch diese Anspan-



nungen bei ihm nicht durch den unmaßigen Lebenstrieb wie in den Anderen hervorgernfen und durch jenen weltstürmerischen Sinn, sondern er erkünstelte sie durch die fixe Idee, mit der er sich auf das Amt der Schriftstellerei warf. Dieser Mann schien Vielen die Poesie, die durch Goethe und Schiller auf den Höhepunkt gebracht war, den sie bei uns erreichen sollte, noch gesteigert zu haben: und dennoch ging sie bei ihm nur auf einen ungemein gesteigerten Realismus hinaus. Er suchte sie im Gebiete der Moral und der Geschichte, er suchte sie im Leben, unfähig, sich an den reinen Gebilden einer unabhängigen Phantasie zu freuen. Er schien zu den Lesern zu gehören, von denen er einmal sagt, sie sähen die Dichter wie ätherische Gebilde an und begriffen nicht, wie sie nur einen Schnitt Schinken und ein Glas Bier gebrauchen könnten. Bei persönlicher Begegnung jener Männer in Weimar (1796) klagte er daher über getäuschte Ideale, weil sie nicht wie Er die Poesie und Begeisterung mit sich zur Scham trugen: er fand Goethen kalt für alle Sachen und Menschen, einsilbig, einen Gott im Palaste, und Schillern selbst, voll Ecken, voll scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe; er empfing dafür die Huldigungen der Frau von Krüdener, Kame's und Rosengartens. Und dennoch, wer ihn seiner vielen phantastischen Bewunderer und Grillen wegen auf der Seite der Lavater und aller Schwärmer jener Zeit suchen würde, die die unmittelbaren Kräfte des Geistes beschworen, den würde seine Vieldeutigkeit wieder irre führen, denn er war in religiösen Dingen und in allen, um die des Menschen unbefriedigte Neugierde sich hindrängt, ein nüchterner Urtheiler; ein Gegner Nicolai's und der Nicolaiten in ästhetischer Hinsicht, in rationellen Sachen ein Anhänger der Aufklärung, und daher mit der Vohischen Familie befreundet. So täuschte er sich denn auch nicht über jene Ueberreizung seiner Phantasie, die in den bisher genannten Werken sichtbar war; er war damals stets darauf aus, sich kälter zu machen, und aus dieser Stimmung, sagen die Herausgeber seiner biographischen Notizen, ging der *D. Firlin* hervor. Wie aus der unsichtbaren Loge Elemente in den Hesperus übergegangen sind, so schildert der *Firlin* ein vergnügtes Schulmanns- und Pfarrleben, das wesentliche Züge aus der *Idylle* vom Schulmeisterlein Wuz entlehnt. Aber merkt man dieser vergnüglichen Schilderung des Kleinlebens nicht doch an, daß es dem Autor, wie er es oben selbst schildert, nicht recht Ernst ist um die Freude an diesen Verkümmern? Dies scheint das Leben des Armenadvokaten Siebenkäs (1795) noch deutlicher zu verrathen, das sich eben in dieser niederen Sphäre bewegt und sich in der Wendung der Geschichte auch wieder herausbewegt; das in den Kreis der oberen Stände hinüberblickt, wo sich die schönsten Seelen nach Jean Pauls Meinung bilden, während er sich mit dem besten Glücke hier und

in den Flegeljahren an der Schilderung schöner Seelen aus den untersten Ständen versucht hat. Die Beschreibung von Siebenkäsens Noth, Haushalt und Schriftstellerschicksal heimelte bei der Erscheinung des Werkes die Nation an; es waren deutsche idyllische Zustände, die bei uns nicht auf der Wiese, sondern in der Studirstube spielen; zu dem Charakter des Helden saß der Autor wieder selbst, zu Lenette seine Mutter. Aber der Dichter hat nicht Freude an solchen simplen Charakteren, an seiner Lenette so wenig, als an seiner Appel; diese Frauen sind ihm Schneckenseelen, die nur sein Mitleid, nicht sein Wohlgefallen ansprechen. Wenn sich die deutsche Gemüthlichkeit an dem Bilde dieser einfachen Frau ergötzen möchte, so ward sie auf's äußerste lädiert durch die absichtlichen Hiebe, die der Ehe in den niedern Ständen versetzt werden, und durch die geniale Weise, wie hier mit Wahrheit und Eid, mit eingegangenen Verhältnissen und mit dem, was des Menschen letztes Schicksal ist, gespielt wird. In dem Gemälde einer solchen engen Häuslichkeit ist die letzte romantische Wendung mit dem Scheintode nur eine Frage; in der Gesellschaft einer Lenette ist der humoristische Held eine wehethuende Erscheinung. Wer sich von einer Frau trennen konnte, wie konnte der eine Frau nehmen? und solch eine Frau nehmen, wer solch einen Freund hatte? Das humoristische Freundepaar hat mit Recht die meisten Leserinnen, auch die dem Dichter ergebensten, beleidigt. Denn in der That sind die humoristischen Charaktere, die Jean Paul mit so viel Präntation anlegte, fast ebenso fatal wie seine hohen Menschen, weil sie ebenso in Karikaturen verzerrt sind. Wenn diese nur Gemüth und nichts als Gemüth sind, so mangelt diesen Humoristen, deren Repräsentant bei Jean Paul sein Leibgeber-Schoppe ist, das Gemüth ganz. Sie sollen lustig und gleichmüthig sein, und sie werden egoistisch und eiskalt. Siebenkäs bleibt in seinem Glend heiter; er sagt seiner Lenette, wenn er auch mit 8000 Löchern im Rocke gehen müsse, so wolle er doch dazu lachen und singen. Recht meinte der Autor; aber gewiß nicht Recht von dem Manne, der ein armes gedrücktes, der Scham nicht verschlossenes Weib hat, das er mit einem phantastischen Thorenstreich selbst um ein ärmliches Auskommen gebracht, und der doch wohl, ehe er dies gut gemacht, lieber heulen als lachen sollte. Diese Humoristen Jean Pauls kitzeln ihre Seelen mit dem Gefühl der rückichtslosen Freiheit, mit dem Bewußtsein, daß sie die menschliche Thorheit travestiren, daß sie allem Lächerlichen eine ästhetische Seite abgewinnen und so die Narrheit zu Weisheit stempeln. Sie feinden den ehrlosen Eigennutz und alles Gemeine mit Ingrim an, aber ihre eigne Selbstsucht merken sie nicht; sie verschmähen die Kinderpossen des Lebens, und wollen das Kleine dabei schönen, da sie nicht einmal die gute Beschränktheit in



jeneu Weibe zu schonen wissen. Sie sollen Menschenhaffer voll Menschenliebe sein, Allerweltskennner und Universalgenies, ohne daß sie für die geringste Thätigkeit geschaffen wären. Sie fühlen nicht, daß man enge Verhältnisse nur großen Bestrebungen gegenüber verachten darf, die sie hemmen; daß, wenn man diesen nicht selbst nachgeht, man alles Recht verloren hat, über jene zu spotten, die ein wahres Glück begleitet. Sie fühlen sich bekümmert über das Vergebliche auf der Erde; wer aber in der großen Geschichte das Folgenreiche kennt und überschlägt, der sehnt sich zuweilen gern, auf dem Vergeblichen und Müßigen zu ruhen, und auf diesen Grund sollten Idylle und humoristischer Roman überall gebaut sein. Diese Charaktere schweben zwischen dem Oben und Unten, das Jean Pauls Lehre war, sie wechseln nicht damit, sie fallen, wohl ohne des Dichters Absicht, mitten durch. Sie halten sich immer in den kleinen Sphären des niedern Lebens auf, obwohl sie sich ihm entgegenstellen, sie lieben es nicht und können sich nicht davon losreißen; sie streben hinaus, aber die Schwerkraft der Skepsis hält sie nieder, sie glauben kein Leben nach dem Tode. Wie die romantischen Helden Jean Pauls die Poesie, so sehen diese die Traveestie, die Satyre in Leben und Handlungen herüber, und tragen einen dem Quirotischen ähnlichen Charakter an sich. Sie beschwerten sich, daß der schwerfällige Ernst der Deutschen ihre Ideentänze nicht versteht und mag, und doch wird auch selbst der Verstehende sie nicht mögen: denn wiewohl wir Jean Paul die Gabe des geistreichen natürlichen Scherzes nicht absprechen wollen, so sind doch die Späße seiner „Wildlinge“ gar oft der Art, daß man sie ebenso trivial findet, wenn sie ausgekernet sind, als kraus, so lange sie in der efigen Schale liegen. Bei ihrem Zwiespalte schallt ihr Lachen über die Thorheit der Welt aus einer bekommenen Brust, ihr Weltsscherz verzerrt sich in einen Weltkehl, und Schoppe wird zuletzt wahnsinnig über das Fichtische Ich, was, ich weiß nicht, ob eine Satyre auf diese Philosophie oder auf jenen Humor ist.

Wir haben vorhin die biographischen Belustigungen unter der Hirnschale einer Riesin (1796) übergangen; sie sind nicht vollendet: ein Tropfen angefangener Erzählung unter einem Schwall von Satyre. Jetzt wollen wir auch an dem Zuhelfenior (1797), einer neuen Predigeridylle mit einer adligköstlichen Burleske durchschossen, worin nun ausdrücklich das Historische nur als Behikel zu Einfällen und Scherzen benutzt ist, vorbeigehen, um in desto grellerem Gegensatz das Kampfanerthal (1797) gegen die letztberührten Werke aufzustellen. Hier reichen plötzlich die Fühlhörner in den Himmel hinein, während in jenen Werken und besonders hier in den beigegebenen Erklärungen der Holzschnitte der Verfasser tiefeingegraben in seinem Schneckenhause auf

den Niederungen der Erde weilt. Hier sehen wir ihn gleichsam in den Werktagen des Lebens, dort feiert er in Sabbathstille den Ruhetag. Aber selbst indem wir im Großen in diesen Schriften Scherz und Ernst getrennt sehen, theilen sie sich doch wieder im Kleinen; an das Ideale in niederländischer Manier reiht sich das Nihilistische in hyperidealem Style, das Kleine wird mit großem dynamischen Aufwande geschildert, und an das Große kommt dann der Autor mit verschwendeten Kräften. Jean Paul hätte gewiß für die Schilderung des Stillebens und der deutschen Gemüthlichkeit und idyllischen Natur die höchsten Gaben gehabt, allein seine univiersellen Tendenzen vielleicht noch mehr als seine Natur, üble Theorien vielleicht eben so sehr wie sein Gefühl ließen ihn nicht mit reiner Freude auf Einem verweilen; sie trieben ihn immer wieder zu den entgegengesetzten Enden und hießen ihn das Widersprechendste verbinden. Mit so entschiedenem Sinne, mit so schonender Auffassung für das reale Menschenleben begabt, richtete er doch schon ganz frühe seine Gedanken über das Diesseits hinweg und seine Religion ward: Leben für Unsterblichkeit und Gottheit. Ihn trugen die ersten Jugendjahre, wo der Geist sich seine Welt schafft, einen ewigen Glanz; aber er sah, daß diese herrliche Zeit nicht dauern, daß sie nicht wiederkehren konnte, als in der Erinnerung und Einbildungskraft, wo er ihr dann sein ganzes Leben widmete; oder daß, wenn sie wiederkehren könnte, dies gewiß nicht hier geschehen würde, sondern in einer andern Welt, unter einem unermeßlichen Himmel. So verband er seine Liebe zu der Jugend der Menschheit mit der ewigen Jugend, die wir jenseits erwarten. Schon im 18. Jahre fiel ihm der Gedanke an den Tod oft warm auf's Herz; er mochte dann nichts lernen, was ihm dort nicht gälte, worauf er in der andern Welt nicht festbauen könnte; er verachtete den Ruhm der Welt, ehe er ihn gekostet hatte, und sein Freund Vogel warnte ihn mit Recht, daß, wer dies thue, gewiß nicht groß werden würde, und wenn dies Viele thäten, die Welt an herrlichen Begebenheiten arm werden müßte. So stand er immer mit dem Einen Fuße in der andern Welt, unfähig wie sein Herder im äußersten Fall sich zu einer kräftigen Resignation zu entschließen. Er erhob sich nicht zu der Abstraktion, die für eine Ansicht wie Herders nöthig war, hier war er ganz der menschlichen Schwäche verfallen und den Gefühlen: und wie die Jakobi, Lavater und Jung einen persönlichen Gott haben mußten in Menschengestalt, so schien er einer individuellen Fortdauer zu bedürfen, obgleich er in dem Kampfanerthal nicht einmal denen viel Trost reichen dürfte, die eine persönliche Existenz verlangen. Mit wie finsternen Vorstellungen quälte sich nicht seine Phantasie in jenen Visionen von der Vernichtung, in jener Rede des toten Christus, daß kein Gott sei! Er sah uns hier



auf der Erde alle wie Missethäter auf den Tod sitzen, und fragt: stehen wir nur die Todesangst aus, oder geht die Hinrichtung des menschlichen Geistes vor sich? Wenn Jean Paul selbst und seine Freunde bezeugen, daß ihm der Gegenstand der Unsterblichkeit für sein ganzes Leben die größte Aufgabe geblieben sei, so darf es uns doch ja nicht scheinen, als ob wir nun bei ihm, und besonders in dem Campanerthal, das diesem Thema ganz gewidmet ist, besondere Aufschlüsse oder Belehrungen, oder auch nur andern Trost finden würden, als ihn sich Jeder in seinem Herzen geben kann und vielleicht mit größerer Bescheidung geben wird, als Jean Paul. Er ist hier nur poetischer Interpret der kritischen Philosophie, die ihn wie jeden denkenden Kopf gleich bei ihrer Erscheinung mächtig ergreift; die Philosophie wird ihm zur Dichtung, Speculation zu Empfindung, die Schlüsse „verdichten sich“ oder lockern sich vielmehr zu Gefühlen. Noch treffender: er läßt die kritische Philosophie augenblicklich aus dem Auge, und läßt sein Gefühl reden; und wie es ihm geläufig ist, jeder Musik Texte, jedem Traum Bedeutung, jeder Naturscene Offenbarung und höhere Stimme zu leihen, so gibt er hier jeder Hoffnung Beweiskraft. Er gründet seine Haupt Hoffnung darauf, daß das Reich des Schönen, Guten und Wahren, dies innere Universum einen andern Himmel brauche und eine höhere Welt; dem Umfang seiner lebhaften Einbildungskraft genüge dieses schmale Rund der Erde nirgends. Er fragt: wozu und woher diese außerweltlichen Anlagen und Wünsche in uns gelegt sind? Er läßt sich den Einwurf machen: zu Erhaltung und Genuß des jetzigen Lebens. Und nun springt er zu seinen gewöhnlichen Hyperbeln über: „Also wurde ein Engel in den Körper gesperrt, um der stumme Knecht, Küchenmeister und Thürwärter des Magens zu sein? Waren nicht Thierseelen im Stande, die Menschenleiber auf den Obstbaum und auf den Tränkerherd auszutreiben?“ Wir sehen, dies kann jedes Kind widerlegen, dem man von früh auf eingelernt hat, daß die Menschenseele noch auf ein anderes ausgetrieben werden soll, als auf den Obstbaum. Aber Jean Paul steht ganz auf jenem Satz der Faust: dieser Zeit: Alles oder Nichts! Wie wir ihn um die richtige Mitte des Lebens herumgehen sehen, wie wir ihn sich zwischen Lachen und Weinen durchbewegen sehen, ohne auf dem mittleren Stande des Ernstes je nur auf Minuten sich erhalten zu können, so geht er hier an dem eigentlichen mittleren Begriff der Menschheit, der zwischen Engel und Thier so sichtbar für jeden erst leinenden Verstand liegt, wie absichtlich blind vorüber. Und mit eben jenem titanischen Troke, der, wie es scheint, der beste Beweis sein soll, ruft er: der Schöpfer habe uns zu Leiden nicht schaffen dürfen! nicht dürfen! und die Unformlichkeit zwischen unserm Wunsche und unserm Verhältniß bleibe eine Blasphemie, wenn

wir verschwinden! Aber Lessing wünschte gar nicht! Forster hoffte gar nicht! Lichtenberg wagte gar nicht zu hoffen! Und sind sie nicht auch menschliche Naturen? Vielleicht nennt man es Kleinmüthigkeit, so bereitwillig wie diese zu resigniren, aber wer würde darum so starkmüthig auf ein Recht pochen wollen, wo kein Gesetz geschrieben ist.

Von nun an wiederholt sich im Grunde Jean Pauls Autorschaft und bringt uns wenig Neues mehr, obwohl wir anerkennen müssen, daß Titan und die Flegeljahre die bedeutsamsten Werke sind, um seine gesammte Schriftstellerei von ihren zwei Hauptseiten, der dynamischen und atomistischen, darzustellen. In den *Palinogenesien* (1798) reproducirten sich gleichsam seine Jugendsatiren, ohne daß neue Ingredienzien oder neuer Gehalt hinzukämen; in dem bevorstehenden Lebenslauf (1799) sind die Jugendidyllen von Wuz u. s. f. in der Konjunkturalbibliographie wieder variirt. Zwischen 1797—1802 erschien der Titan, in dem Jean Paul sein ganzes Wesen erschöpfte. Den Tendenzen, der ganzen Anlage, den Charakteren, der Manier nach bringt er uns übrigens nichts Neues. Die ganze Charaktergruppe ist von auffallenden Reminiscenzen an den Hesperus voll. Gaspard ist nur ein anderer Lord Horion, und vereint wie dieser den kalten Weltmann und Taschenspieler auf eine närrische Weise; ein willenloser Fürst ist von ihm geleitet wie dort von dem Lord; ein Minister mit einem schlechten Sohne, der den Bösewicht macht; im Hause verderbener Eltern eine seltene Tochter; Liane eine Gesellschaftsdame wie Clotilde; Spener gleich Emannel; die Bösewichter gleicherweise hier und dort Silhouetteurs und Stimmennachahmer; der Hof, die romantischen Liebesgeschichten, die Verkleidungen, Alles erinnert uns und entspricht sich. Wer sich die Divergenz der Behandlungsart nicht irren läßt, kann auch leicht finden, daß ein Wettseifer mit Wilhelm Meister durch diese Komposition durchspielt, die nicht undeutlich zum Meisterstück unter allen deutschen Romanen hinarbeitete, ja zu viel mehr: denn Jean Paul verschmähte unter die Masse der Romanschreiber gestellt zu werden und „rubricirte seine Werke in das Gebiet des Epikers,“ wo der Roman allerdings, aber als Ausartung, steht. Der Held versucht sich im unklaren Drange mit seinen Idealen an der Welt; er ist ein saftvoller Feuergeist, der an Alles Riesenmaß anlegt; der sich in tausend Fehlgriiffe des Willens und Irrungen des Geistes verliert, mit „unerfetzlicher Verschwendung von Herz und Gehirn“. Schade, daß für diese Irrungen gleich von vorn herein zu viel Partei genommen wird. Es ist gewiß nichts Heiligeres und Reineres, als alle ersten stürmischen Regungen der edlen Jugend, unsre erste Freundschaft, Liebe, Streben nach Wahrheit, unser erstes Gefühl für Natur und ideale Ausma-



lung der Welt, aber auch nichts so erschlassend und matt, wenn man dabei auch nur mit entschiedener und ausschließlicher Vorliebe auf diese Regungen der Jugendzeit rückblickend gleichsam dabei verharret. Den Helden durchknetet nun im Verlaufe der Geschichte das Unglück; er wird mit seiner extravaganten Liebe von dem Vater abgestoßen, er verschwendet sie an einen unwürdigen Freund, an eine Geliebte, die nicht auf dieser Erde weilen konnte; jetzt scheint sich aus dem träumenden Hinleben ein Sinn für das handelnde regeln zu wollen, Albano will den gallischen Freiheitskrieg mitmachen, aber dies gilt für neue Ueberspannung, von der ihn die Titanide Linda abhält, eine neue Liebe, die auf's neue zerstört wird. Zuletzt ist ihm wie Meistern ein Weib Ersatz, das man nicht recht kennen lernt, und da er von Träumen und Kriegen erlöst ist, erhält er die „mittlere Sphäre des Regierens“ zu seinem Berufe, ein schlimmer Trost für die Menschen anderer Stände, die wohl eher als geborne Fürsten in der Jugend zu dem Geschlecht der Titanen gehören, „deren Vater der Himmel, deren Mutter nur die Erde ist, die bei dem Tode des Vaters schwer ihre Waisen ernähren kann“. Albano ringt sich durch unter all denen, die um ihn her dem Schicksal zum Opfer fallen, die „Mühsalstraße der Unendlichkeit und den Regenbogen der Phantasie zum Bogen ihrer Hand gebrauchen wollten“, obgleich in ihm derselbe Schaum des Uebermaßes die Klarheit überzog. Am dem Ende des Buchs steht nackt die herrliche Lehre, die von dem Buche selbst und der ganzen Schriftstellerei, dem ganzen Leben Jean Pauls eigentlich Lügen gestraft wird: daß nur Thaten dem Leben Stärke geben und nur Maß ihm Reiz! Die Liebe des Autors ruht auf diesen Titaniden, er reißt unsern Antheil zu ihnen hin, und indem er dann den Alt der kalten Gerechtigkeit (z. B. an Linda) übt, beleidigt er unser Gefühl, ohne daß er unsern Kopf für die Genugthuung gestimmt hat, die er einer temperirten Ansicht von der Welt und ihrem Gebrauche geben will. Diese Diktat, die nicht ein launischer Einfall ist, sondern mit der Anlage des Werkes allerdings zusammenhängt, scheint gegen die genialen Charaktere gerichtet, die, wie Solger treffend bemerkte, gleich allen Lieblingscharakteren Jean Pauls krank sind und ordentlich stolz darauf, daß sie es sind. Die Gesundheit, sagt Solger, überlassen sie den Alltagsmenschen, wie Nabette; sie sind in dem Maß vorzüglicher, als sie kränklich sind. Dies ist so wenig ein bloßer Witz, daß Jean Paul selbst irgendwo im Titan sagt, angeborene Kränklichkeit, aber nicht erworbene, halte er für Kopf und Herz dienlich, sowie auch eine andere Stelle hierdurch Licht empfängt, wo er Genie und Krankheit zu Milchbrüdern macht. Daher kommt es denn, daß sich alle titanische Jugend natürlich an ihr anklammert, achlos diese warnende Stimme überhört, und sich an die Beispiele hält; denn dieser Zeit

und ihrem Uebermaße ist es eigen, daß sie ihr eignes Unglück und Gefahr wie mit liebenden Armen umfaßt. Jean Paul hat in *Rosaire* viel nachdrücklicher als mit jenen einzelnen Worten ein abschreckendes Bild von der Ausartung des genialen Uebermuths entworfen, den wir noch täglich, wenn wir ihm etwa nicht im Leben begegnen sollten, in unserer jungen Literatur begegnen können. Und dennoch wird man in unserer Jugend diesen meisterhaft umschriebenen Charakter eher bewundern als verabscheuen. Wir wollen die treffendsten Züge hersehen, in denen sich unsre Genialitäten wie im Spiegel erkennen lassen, schon um jene Gegner Jean Pauls, die ihn nicht lesen, aufmerksam zu machen, wie vieles Vorzügliche und auch nüchtern Erfasste dieser Mann der Extravaganzen aus eben diesem Gebiete davon trug. Der Dichter charakterisirt dieses süderliche Genie, das sich gegen das Konduitenwesen der steifen Philisterwelt empört, als ein Kind und ein Opfer des Jahrhunderts. Verwöhnt und überreizt mit Genüssen und Kenntnissen in der Jugend, von überreizter Phantasie, war er frühe ein Abgebrannter des Lebens, voll Ekel, Hochmuth, Unglauben und Widerspruch. Wahrheiten und Empfindungen antizipirte er! Alle Zustände der Menschheit, alle Bewegungen der Liebe und Freundschaft durchging er früher im Gedichte als im Leben, früher in der Sommerseite der Poesie als in der Winterseite der Wirklichkeit; unglückliche Liebe kam dazu, er stürzte sich in böse Zerstreungen, und stellte dann Alles poetisch dar, was er bereute oder segnete; jede Darstellung höhnte ihn tiefer aus. Sein Herz konnte die heiligsten Empfindungen nicht lassen, aber sie waren Schwelgereien oder Stärkungsmittel für ihn: gerade von der Höhe lief der Weg zu den Sümpfen abschüssiger. Er liebte nicht, aber er glaubte es; war bald Schwärmer, bald Libertin in der Liebe, und durchlief Aether und Schlamm schnell wechselnd, bis er beide vermischte. Er stürzte sich zuweilen absichtlich in Sünde und Mord, um sich durch die Wunde der Reue den Schwur der Rückkehr tiefer einzuschneiden. Neuere Verhältnisse hätten ihm vielleicht helfen können, aber das müßige Offizier- (Schreiber-) Leben arbeitete ihn bloß noch eitler und keder aus. Ein Herz war in ihm, dessen Gefühl mehr lyrisches Gedicht als wahres dichtes Wesen ist, unfähig wahr, ja kaum falsch zu sein, weil jede Wahrheit zur poetischen Darstellung ausartete und diese wieder zu jener; mit ruckloser Kraft vermögend Alles zu wagen und zu opfern, was der Mensch achtet, in seinen Entschlüssen verzagend und sogar in seinen Irthümern schwankend, aber doch nur des Stimmhammers, nicht der Stimmgabel der feinsten Moralität beraubt, und mitten im Brausen der Leidenschaft stehend im hellsten Licht der Besonnenheit. Solche Naturen wollen die Verheerung



der Menschheit durch Treue gegen Einen vergüten. Sie sympathisiren mit den tragischen Gewitterwolken in Shakespeare, Goethe, Klinger, Schiller (Jean Paul). Glaubst du, sagt Roquairol selbst, daß die Roman- und Tragödienschreiber, nämlich die Genies darunter, die Alles, Gottheit und Menschheit tausendmal nachgeköpft haben, anders sind als ich? — Dies ist in der That ein schreckendes Gemälde von den ausgearteten Wirkungen, die von der Dichtung dann ausgehen müssen, wenn sie allein und einzig die Erzieherin der Seele und die Quelle unserer Bildung ausmacht. Und wie wenig diese Wirkungen übertrieben sind, zeigen uns die Scenen aus dem Innern des Familienlebens in Frankreich, die wir schauernd erleben, ebenso gut, wie uns der dortige und der hiesige Zustand der belletristischen Literatur der Verzweiflung, wie sie Goethe vortrefflich benannte, beweisen kann, daß auch die Ursache eines solchen Wüsthumslebens der Verzweiflung ebenso schlagend auf diese zurückgeleitet ist.

In den Titan, von dem er noch in den Flegeljahren mit vielem Selbstgefühl sprach, wollte Jean Paul das Herzblut seines Lebens ausströmen; er sollte das Erhabenste seiner Werke werden; er wollte darin „Rheinfälle, spanische Donnerwetter, tragische Orkane voll Tropen und Wasserhosen anbringen, wollte der Hella sein und das Eis seines Klimas und sich dazu entzweisprennen, und sich nichts daraus machen, wenn es sein letztes sein werde.“ Wirklich kann man sagen, daß er das Uebermaß seiner Phantasiekräfte darin ausgetobt habe, er ward nun verhältnißmäßig ruhiger, ohne im Wesentlichen anders zu werden, er ward aber auch erschöpfter. Er konnte (wie Goethe, wenn er eine bestimmte Periode abgelegt hatte, die ihr angehörigen Werke nicht mehr ansehen mochte) den Titan nicht mehr gern lesen, was sonst gar sein Fall nicht war; er gab die Werke, die jenen höheren dynamischen Aufwand erforderten, auf und blieb hinfür in der ebeneren Sphäre, wo sich sein Rabenberger, der Komet, Fabel, die Flegeljahre u. A. gleichmäßig bewegen. Wir wollen uns bei diesen nicht mehr einzeln aufhalten, weil sie in der That nichts wesentlich Neues bringen, die späteren sogar etwas absinken. Nur die Flegeljahre, die unmittelbar auf den Titan folgten (1801), müssen hiervon ausgenommen werden; sie sind noch mit der alten Frische geschrieben, aber reiner von seinen Auswüchsen und „Schwanzsternen“, rein von den sonst so ungeschickt eingemischten romantischen Elementen, und überhaupt in so vieler Mäßigung gehalten, als vielleicht Jean Paul überhaupt möglich war. In die Brüder Wals und Vult hat sich Jean Pauls Doppelgesicht am schönsten getheilt; der Eine, das rührendste Abbild der träumerischen Jugendunschuld, ist mit viel naiveren Zügen ausgestattet, als seine sentimentalen Gestalten dieser Art, z. B. in der Loge; der Andere,

dessen vagabundische Natur eine vortreffliche Figur in einem picarischen Romane abgab, der Weltkenner, der den Bruder für die Welt zuzufügen hilft, ist ein Humorist, ohne die verzerrten Züge seiner übrigen. Das dunkle Gedankenleben dieser Troubadourzeit im Menschen zu belauschen, die unendlich rührenden Thorheiten, die in diesen Jahren den Kopf durchfliegen, aufzudecken, das kleine Glück der Seele so endlos groß zu schildern, wie es in dieser genügsamen Periode dem Menschen ist, den Jugendträumen, der Atmosphäre von Heimat, von Vaterhaus und vom Spielraum der Kindheit und Allem, was daran hängt, so zarte und wahre Züge zu leihen, die schrankenlose Gutmüthigkeit, Liebe, Sanfttheit, Jungfräulichkeit und Heiligkeit des Herzens, den Reichtum eines Tages dieser durch Phantasie reichen Zeit abzubilden, die stillen sanften Empfindungen des „Sonntagsheimwehs“ zu entfalten, dies Alles ist von Niemandem und nirgends so geleistet worden, wie hier. Und wie er diesen gläubigen Menschen in Gegensatz zu dem enttäuschten und enttäuschenden Bruder bringt, das Reale dem Idealen entgegen wirft, dem guten Träumer „nach dem Feste der süßesten Brode das verschimmelte aus dem Brodschrank vorschneidet,“ das Alles ist vortrefflich, und das Auge, das hier Jean Paul auf die menschliche Natur richtet, ist wahrlich mehr werth als jene sublimen Blicke in die Wolken und den Aether, in die Geisterwelt und über die Sterne.

Das letzte Zeichen von Jean Pauls größerer Ruhe war sein Uebergang zu mehr wissenschaftlichen Arbeiten, den er mit der ganzen romantischen Periode im Anfang dieses Jahrhunderts gemein hat. Daß er sich hier einmal versuchen würde, lag so sehr in dem ganzen Gange seiner Bildung, wie daß er es zu nichts Systematischem und Geordnetem darin bringen würde. Er hatte von frühe an alle Wissenschaften angefangen, aber er blieb keiner treu; seitdem seine Schriftstellerei begonnen hatte, zog ihn jede an, aber nur in sofern sie ihm Materie für seine anderen Zwecke lieferte; ex professo war ihm sogar die Philosophie gleichgültig, der er sich bei Kants Auftreten einmal ernstlich hingeben zu wollen schien. Sein Scepticismus mag auch dazu beigetragen haben, wie in allen diesen Faustischen Naturen, den Buchstaben der Wissenschaft gleich anfangs zu verachten, der Empfindung mehr anzuhängen und der Divination, und des Details des Wissens sich nur wie kleiner Habe zum gelegentlichen Gebrauche zu bedienen. Sein Durst nach Wissen und sein poetisches Bedürfnis zugleich machten ihn zum dilettantischen Universalgenie: er strebte darin Herdern und Leibniz wie Idealen nach; er ergöhte sich gern an der Ausmalung eines Menschen, der Alles wußte; unsere Bestimmung suchte er in der Erweiterung unseres Inneren für alle Systeme, Schönheiten und Charaktere. Aber es war ihm nicht gegeben, bis zur Erfassung des Ganzen in irgend



einem Zweige der Wissenschaft vorzudringen. Er sah ganz richtig ein, daß alle Erkenntniß nach einem Einheitspunkte hinstrebte; zu ihm zu gelangen forderte es in der Wissenschaft allseitige Kenntniß, zu der er nicht Geduld hatte. So konnte er um alle Wissenschaften nur „anspielend spielen“; „er war ein gelehrter Mann, sagte er, und wußte doch das Gewöhnlichste nicht, er war ein Ignorant, und er wußte von allen Wissenschaften“. Durch alle seine Werke sind die Brosamen und Abfälle seiner gelehrten Kenntnisse in Philosophie, Juristeret, Medicin und Theologie aufgetischt, in derselben Konfusion, wie er zu Einer Zeit sich mit Meteorologie, Staatskunst, Moral, Literaturzeitungen und Kirchengeschichte lesend beschäftigte. Wie gern sucht er in seine Romane ein Tischgespräch, eine Reise u. dgl. Formen hineinzuschreiben, in denen sich bequem allerhand parat liegende Weisheit anbringen läßt. Und wenn dies im Detail unangenehme Eigenschaften in seine poetischen Werke brachte, so läßt sich sogar nachweisen, daß seine wissenschaftliche theoretische Beschäftigung auch im Ganzen, im Grundsätzlichen, übel auf seine Praxis überwirkte, daß sein kritischer Verstand seinen producirenden Instinkt störte. Wer die Vorschule der Aesthetik (1805) kennt und nach ihr seine Erzählungen wieder durchliese, der würde leicht finden, daß, wenn ihn zwar seine Praxis hie und da auf seine Theorien gebracht haben möchte (z. B. über die komische Kraft des Besonderen, über die springenden Punkte der Charaktere, über den [falschen] Gegensatz des Lächerlichen gegen das Erhabene), so doch auch wieder die Theorie in der allzu häufigen und allzu gesuchten Anwendung derselben offenbar wieder auf die Praxis rückgewirkt hat. Diese Aesthetik, wie die Levana (1807) sind Sammelplätze sehr geistreicher Bemerkungen, vor denen man nicht genug warnen kann. Die springenden Punkte sind in beiden Disciplinen eben so wenig gefunden, wie der gesunde Quell des Lebens in Jean Pauls allgemeiner Natur und Wirksamkeit. Einen ästhetischen und pädagogischen Grundsatz muß man hier nicht suchen wollen, so wenig als der Staatsmann einen politischen suchen wird in den idealen Staatsprincipien Jean Pauls, auf die wir noch anderswo zurückkommen. Wer die großartigen Analogien der Naturkunde an seine Unsterblichkeitshoffnungen, wer die Geschichte an seine Menschheitsträume und Erdenparadiese, wer die Physiologie an seine Traumtheorien, und die Kenntniß der Welt und der Menschen gegen seine besondere Art von Menschenkenntniß mit freiem Blicke hält, der wird bald finden, wie wenig wissenschaftlicher Geist in diesem Manne der Einbildungskraft war.

Aus der

## „Geschichte des 19. Jahrhunderts“.

### Einleitung.

#### Amerikanische Verfassung.

Die rein sächsische, rein demokratische Verfassung der Vereinigten Staaten ist ganz das Gegenbild der sächsisch-normännischen Verfassung in England geworden. Die Puritaner brachten den einfachen Aufriß ihres Verfassungsgebäudes schon bei ihrer Einwanderung mehr oder minder klar in den Köpfen mit sich, und führten ihn mehr oder minder ungestört in der Wirklichkeit aus; der letzte Ausbau nach der Unabhängigkeitserklärung war nur die Vollenbung des ersten Gedankens. Kein Alterthum, keine Ueberlieferung, keine Geschichte und Erfahrung schrieb hier einen Plan vor oder fesselte an ein vorhandenes Material. Aristokratie und Hierarchie war in Europa zurückgelassen; die königliche und parlamentarische Herrschaft Englands ward abgestoßen. Der Instinkt der einfachen Natur oder die Vernunft in der einfachsten Folgerichtigkeit führte hier in dem werdenden Staate, absehend von allen bestehenden Staatsorganisationen, einen völligen Neubau auf, und wagte sich mit einer merkwürdigen Zuversicht in den ungeheuren Massen und Räumen an den großen Versuch, dem selbst in seinen kleinen Anfängen nur kurzes Gelingen geweissagt war. Hier war von verschiedenen Ständen, die in ein Verhältniß zu bringen, von verschiedenen Rechten, die unter sich auszugleichen waren, nicht die Rede. Zwar anfangs bei dem Ausbruch der Revolution gegen den Mutterstaat beriefen sich die Amerikaner noch auf ihre Freibriefe oder auf ihre selbstgeschaffenen Bräuche, und suchten sie als ein wohlverworbenes Recht zu vertheidigen: bei der Losreißung aber brachen sie auch mit dieser bisherigen Rechtfertigung ihres Aufstandes. Denn berief man sich auf bestehende Verhältnisse, so setzte man immer das Hauptverhältniß zum Mutterlande voraus, das man gerade mit der Unabhängigkeit tauschen wollte. Man vermählte es daher, weiter nach besonderen Rechten und Freiheiten zu verlangen, und berief sich auf ein natürliches Recht und eine allgemeine Freiheit. Und darin war man ebenso sehr mit den Älte-



sten protestantischen Ansichten, wie mit den neuesten Theorien im Einklang, die kurz vor dem Ausbruch der Kolonien von Frankreich in alle Welt ausgingen. In der amerikanischen Declaration der Rechte (1776) stehen die angeborenen Menschenrechte oben an, deren sie keine Staatsgesellschaft berauben kann: die natürliche gleiche Freiheit und Unabhängigkeit, der Anspruch auf Genuß von Leben und Freiheit, die Mittel zum Erwerb von Besitz und Eigentum, zur Erlangung von Glück und Sicherheit. Die pflichtwidrige Regierung, die auch nur diesen allgemeinen Menschenrechten zuwider handelt, ist das Volk befugt zu ändern oder abzustellen: damit rechtfertigte man den Abfall. Und indem man das allgemeine Wahlrecht für alle Staatsglieder, als gleichbetheiligt am Staate, einführt, sprach man den großen demokratischen Grundsatz aus: die Herrschaft des im Gesetze ausgedrückten Volkswillens. Dies schuf nicht wie in England ein gemischtes Staatswesen von vielen vereinigten Bestandtheilen, sondern eine einzige gleichmäßige Staatsordnung von höchster Einfachheit. Nicht die geschickte Bewältigung verschiedener Elemente ist der Ruhm der amerikanischen Verfassung, sondern die vollendete Folgerichtigkeit in der Ausführung eines einzigen Princip: der Freiheit, dem Rechte nur dem Gesetze zu gehorchen, und der Gleichheit, der allgemeinen Pflicht einem und demselben Gesetze zu gehorchen. Hier waren nicht verschiedene Stände, Gewalten, Ansprüche, Einflüsse und Rechte in Gleichgewicht zu bringen, sondern hier war nur Eine Gesellschaft und nur Ein Stand, in dem alles besondere Recht und Privilegium getilgt war; die Gewalt, die in den Händen des Einzelnen oft zur Willkür, bei den Mehreren immer zum Vorrecht geworden war, wurde auf Alle gleichmäßig vertheilt, damit nur Ein einziges Recht sei. Dem Einen Rechte entspricht die Eine Sitte: der Reiche fügt sich dem mittleren bürgerlichen Anstrich des Lebens, zu dem der Arme hinaufstrebt, der eigentlich die Gesetze macht. Hier waren nicht alte mit neuen Einrichtungen in dem Geiste eines beweglichen Konservatismus zu versöhnen, sondern Alles ist neu in diesem modernen Staate, Alles beweglich und auf Neuerung gestellt in diesem Staate der Zukunft. Nicht das Bild einer antiken Staatsverbindung, einer streng abgeschlossenen Nationalität steht vor uns, sondern eine universale, allaufnehmende Gesellschaft von größter Aneignungskraft, von einer weltbürgerlichen Natur. Nicht ein fest einheitlicher Staat, sondern ein Bund, in dem die einzelnen Staaten streben, ihre Souveränität über die des Ganzen zu stellen, wie in den einzelnen Staaten wieder der einzelne Mensch die möglichste Unabhängigkeit vom Staate anspricht. Der Individualismus, das charakteristische Kennzeichen der neueren Zeit und der protestantischen Menschheit, hat hier seine größten Rechte errungen. Der Staat ist hier mehr

für das Individuum da, als dieses für den Staat, die statliche Ordnung ist im Dienste der persönlichen Freiheit; die menschliche Ungebundenheit überragt die bürgerliche Pflicht. Die größten Gebiete, auf denen sich die menschlichen Ansprüche mit den staatlichen immer stritten und immer noch streiten, wie die Kirche, sind hier dem Staate gänzlich entzogen: und es sind nur weite, allgemeine Grundsätze der Gesetzgebung als der Boden übrig geblieben, auf dem sich die Staatsgewalt und der individuelle Wille zu vertragen haben. Das ganz neue Gemälde eines nie dagewesenen Staates liegt hier seit 70 Jahren aufgerollt. Der mittelalterliche Staat, auf Körperschaften, auf großem Familienzusammenhang, auf massigen Gruppen errichtet, ist einem andern gewichen, der wie auf Flugland gestellt ist, wo alle die einzelnen früheren Gruppen, Gilden, Kirche, Adel, Militär u. f. aufgelöst, oder, wie selbst der Familienverband, gelockert sind; wo es nur das Eine Band des Staates gibt gegenüber der zerstreuten Menge der Individuen, die ihre Zwecke möglichst einzeln verfolgen oder, wo dies nicht ausreicht, in freien vom Staate unabhängigen Verbindungen. Was aber das Wunderbarste ist: die Erfahrung der Vorkunft scheint, wie bei allen anderen, so auch bei den Staatsgebäuden auszuweisen, daß es ein Aberglaube ist, es sei auf Sand weniger fest als auf Fels zu bauen. Dieser neue Staat hat mit den staunenswürdigsten Erfolgen des Glückes und der Macht alle anderen plötzlich überholt, und die kühnsten politischen Wagnisse sind gelungen und haben der Zweifler gespottet. Die Volksherrschaft hat sich auf einem unermeßlichen Raume vereinbar gezeigt mit Ordnung und Gedeihen, die beweglichste Verfassung mit Anhänglichkeit an bewährten Gebräuchen, die freieste Religionsübung mit Religiosität, die Abwesenheit der Militärmacht mit kriegerischem Geiste, der ungeheure Anbruch einer zusammengewürfelten Bevölkerung mit der Vaterlandsliebe, die in der Freiheit wurzelt, die Verwaltung und Regierung durch Beamte und Vertreter, die von Armen aus den Armen gewählt sind, mit Ordnung und Sparsamkeit im Haushalt. Des Gedeihens, in Verbindung mit der Einfachheit der Verfassung, die dem schlichten Verstande einleuchtet, hat diese Verfassung zu dem Vorbilde gemacht, wohin die durchschnittliche Einsicht, die Unzufriedenheit und der Freisinn in allen Nationen strebt; seine 1776 erklärten Rechte sind das Glaubensbekenntniß des Liberalismus in aller Welt geworden.



# Rückschlag der Freiheitsbewegungen aus der neuen in die alte Welt.

Man hatte von Amerika aus stets nur materielle Rückwirkungen auf Europa erwartet, jetzt zeigten sich die moralisch-politischen als die größeren. Und dessen waren sich die frühesten Einwanderer im 17. Jahrhundert zum Theil schon bewußt, daß sie mit ihren republikanischen Ordnungen allen Völkern ein Beispiel sein würden. Diese Voraussicht hat sich als richtig bewährt, selbst ehe noch das überraschende Gedeihen des neuen Staates dazu mitwirkte. Reiz und Wirkungskraft lag also in der bloßen Verfassung an sich, und ihre schnellen Erfolge erklärten sich aus der mit der Zeit mehr gereiften und verbreiteten politischen Bildung. Der Reiz der Verfassung lag in ihrer großen Freiheit, ihrer Vernünftigkeit und Natürlichkeit, ihrer Grundsätzlichkeit und Folgerichtigkeit, in ihrer Anwendbarkeit auf alle Völker, die mit ihren gegenwärtigen Zuständen zerfallen waren und unter den Einrichtungen aus ihrer Vergangenheit nichts Erhaltungswürdiges entdeckten. Dies war der Punkt, wo die Wirkungen der amerikanischen Verfassung in Kraft ihrer Grundsätzlichkeit eine stärkste Handhabe fanden. Bisher war in allen freiheitlichen Bewegungen von besonderen Rechten und Freiheiten die Rede gewesen. In der Bezeichnung selbst lag der Begriff einer ungenügenden Ausnahme von einer herrschenden Unfreiheit. Und in einem Lande wie Frankreich waren selbst jene einzelnen Freiheiten bis zur Vergessenheit verloren; die unvergessenen waren unvollkommen und nicht zurückbegehrt. In Amerika aber ward nun ein gleiches Recht begründet, nicht als ein positives, wie ein Privateigenthum erworbenes, sondern als ein angeborenes, natürliches, vom Gesetz und Herkommen unabhängiges Recht. Es ward eine allgemeine Freiheit verkündet, nicht als eine geschichtliche Thatsache, sondern als eine Idee. Man knüpfte die politischen Forderungen nicht mehr an bestehende Verhältnisse, noch an religiöse Sätze an; man begründete sie mit dem selbständigen politischen Gedanken und richtete sie an eine Menschheit, die in Folge der geistigen Erweckung des Jahrhunderts politisch zu denken begonnen hatte. Man stellte den Staatsgesetzen leitende Vernunftsätze voraus, die allgültig waren; man bezeichnete einen gewissen Geist der Freiheit und Menschlichkeit, der, von allen besonderen Verhältnissen absehend, jede besondere Gesetzgebung als allgemeiner Grundsatz voraus bestimmen sollte. Diese beiden Eigenschaften des Idealismus und Universalismus, jene Bewußtheit des politischen Gedankens und seine Allgemeingültigkeit waren es, die seitdem eine gänzliche Veränderung in den politischen Zuständen und Bildungen der Welt

bewirkt haben, indem sie stufenweise die Völker politisch emanzipirten, den Geist und die Kraft ausbreiteten, der die amerikanische Revolution selber erzeugte, die Theilnahme der Vielen an ihren staatlichen Interessen und Schicksalen erweckten. Die furchtbare Gewalt, die in jenen beiden Eigenschaften der amerikanischen Staatsgrundsätze gelegen war, empfand man nicht sogleich. Erst als sie ihre ersten Wirkungen in Frankreich machten, als dort dieselbe Bewußtheit und Allgemeinheit der politischen Ziele hervortrat, als die Männer von 1789 ihre Revolution als einen Schritt zur Befreiung von ganz Europa, als ein Denkmal errichtet zur Belehrung der ganzen Menschheit priesen, erst da zitterten die Anhänger des Alten in England, die noch kurz zuvor der amerikanischen Freiheit das Wort gesprochen hatten. Von da an schlossen sich die Kabinette in vollsteindliche Verbindungen zusammen und bekämpften mit einer ganz tendentiären Politik die neuen Grundsätze der gesellschaftlichen Organisation, wie man früher Kriege gegen kirchliche Befehrmittel geführt hatte. Am bestimmtesten hat damals Geng den völligen Umschwung geahnt, der in Kraft dieses neuen Geistes in dem ganzen Charakter der Geschichte eintreten müsse. Er sah, daß in allen früheren Revolutionen in Deutschland, Holland, England nur ganz nationale, örtliche, besondere Zwecke, und selbst diese ohne klare Bewußtheit, angestrebt wurden, während diese Revolutionen in Amerika und Frankreich ganz universell, in Beweggründen, Zwecken, Grundsätzen auf alle Zeiten und Völker anwendbar seien. Darin sah er ihre Kraft und Bedeutung gelegen, und in der Bewußtheit ihrer Zwecke die dauernde Gefahr: denn diese überlebte die Revolution selbst, vererbte sich auf die Massen und ward ein Gemeingut der Welt.

Bei der Ueberwanderung der amerikanischen Freiheit nach Frankreich bewährte sich ihr universeller Charakter gleich in dem stärksten Maße. Der Zug aller staatlichen und religiösen Freiheit, der sich bisher nur unter germanisch-protestantischen Völkern von Ost nach West bewegte, stemmte sich in Amerika an einer natürlichen Grenze und sprang nun von West nach Ost zurück. Die politische Idee hatte sich in Amerika von der religiösen Beimischung gelöst, ja sie hatte sich unter dem dortigen reinen Demokratismus, unter dem die Glieder aller Nationen gleich befriedigt lebten, selbst von nationalen Beschränkungen frei gemacht. Die germanisch-protestantische Besonderheit war nicht länger eine Bedingung ihres Weiterwirkens. Sie eroberte bei ihrer Rückwendung zuerst das größte der katholischen und romanischen Völker. Eine ganz neue Welt war ihr damit zum Spielraume geöffnet. Wie einst der orientalische Despotismus den Anstoß zu den absolutistischen Ordnungen in Europa gegeben, so begann jetzt die im Occident zur



Herrschaft gekommene Demokratie ihre Wirkungen in der entgegengesetzten Richtung auszuüben.

### Französische Revolution.

Sollte der Verfall der romanischen Völker noch einmal von neuem Gedeihen ersetzt werden, so konnte Frankreich allein mit dem Beispiele vorangehen, das von den neueren freihethlichen Regungen früher wenigstens berührt war, das so eben eine große geistige Revolution durchgemacht hatte, das durch seine Verührungen mit England zu einem steten politischen Wettstreit gespornt war. Die Gefahr, der Frankreich im 18. Jahrhundert entgegen ging, war, daß es in dieselbe politische Schlaffucht, in dieselbe moralische Versumpfung verfallen werde, wodurch Italien und Spanien alle äußere Macht und alles innere selbständige Leben verloren hatten. Frankreich sah den unermesslichen Vorsprung vor sich, den ihm England abgewann durch die freie Bewegung in seinem Staate, durch das selbstthätige und fortschreitende Wesen, das diese dem Nationalcharakter ausdrückte. Es mußte nothwendig streben, die Hülfsmittel und Kräfte auch sich eigen zu machen, die aus der Theilnahme des Volks an der Staatsleitung entsprangen. Es war daher ein richtiger, noch mehr nationaler als aristokratischer Instinkt, der den Engländern wie Pitt einen so unverhohlenen Haß gegen die französische Staatsveränderung einflößte. Sie fürchteten die verjüngende Kraft, die Frankreich aus einer ähnlichen Verfassung ziehen würde, wie ihre englische war; und Pitt tröstete sich daher gern damit, daß die Bourbons die Früchte einer solchen Ordnung doch nicht zu pflücken wissen würden. Für den Engländer lag, vollends am Anfang der Revolution, diese Vorstellung allein nahe, daß sich Frankreich die von Montesquieu so sehr empfohlene englische Verfassung geben würde. Die Besorgniß, daß die amerikanische hier Boden fassen könne, daß Rousseau und nicht Montesquieu Recht behalten werde, veränderte sich bei den Ausschweifungen der Republik und verschwand seit Napoleons Diktatur. Auch schien es widersinnig, die Ordnungen jenes Jugendstaates auf ein hinfälliges Alter, die einfache Sitte der Freiheit auf eine überspannte Civilisation, die Gleichheit auf eine Gesellschaft übertragen zu wollen, in der noch so viel Unterschied war. Es schien undenkbar, daß man sich so vieler Einrichtungen und Kräfte im Staate begeben wolle, aus deren Erhaltung England so großen Vortheil gezogen. Aber diese Einrichtungen und Kräfte hatten in Frankreich nicht die wohlthätige Wir-

kung im Staate bewährt, die allein in England ihre Erhaltung möglich gemacht hatte. Wie lockend waren dem Franzosen die neuen Staatstheorien seiner Literatur gegen die alten Staatseinrichtungen, die ihn beschämten und drückten! wie geneigt machte ihn die Vergleichung beider zum völligen Umsturz des veralteten Zustandes! Frankreich hatte eine innere Verfassungsgeschichte, aber eine leidige. Es hatte Formen, aber abgenutzte. Es hatte Uebersieferungen, aber verhaßte. Das Königthum war hier eine dauernde Despotie geworden, die Militärmacht ihre Stütze. Die ständischen Rechte waren seit 200 Jahren verloren. Die Provinzialverfassungen waren ohne Zusammenhang und Plan. Das Bürgerthum, der ökonomisch wichtigste Theil der Gesellschaft, war ohne Vertretung. Die Aristokratie war der steuerfreie Besitzer von mehr als der Hälfte des französischen Bodens, der Bedrücker der rechtlosen Menge; dabei in politischer Bedeutung ein hinfertbender Körper, der sich nachher in der berühmten Augustnacht (ein in England ganz undenkbarer Schritt) vollends selber tödtete. Dies waren die Zustände, an denen der Reformversuch der Turgot und Malesherbes gescheitert war, die aber durch jene innere Revolution in den Geistern längst untergraben waren, unter der alles Vorurtheil erschüttert und die überkommene Achtung vor bestehenden Dingen längst vertilgt worden war. Es war daher nicht denkbar, daß hier mit so verwittertem Materiale ein konstitutioneller Staatsbau in so leichter Mühe ausgeführt werden könnte wie in England, in einer Zeit, wo das Königthum länger durch die Einebnung der Gesellschaft und die Literatur durch ihren freisinnigen Gegensatz gegen allen Regierungsdruck den öffentlichen Geist angefangen hatten zu demokratisiren. Es war aber eben so wenig denkbar, daß dieser demokratische Geist mit so leichter Mühe, wie in Amerika geschehen war, die alte Gesellschaft und ihre Ordnungen überwunden hätte. Denn immer waren diese Ordnungen da; und was die Amerikaner in England hinter sich gelassen hatten, sollte hier im Raume abgestoßen werden. Dies in einem ersten Anlaufe zu erreichen, vermochte selbst die Schreckensherrschaft nur vorübergehend. Hätte sich Frankreich in seiner Revolution für Eine der beiden Verfassungen, die englische oder amerikanische, fest und bestimmt entscheiden können, so war für die künftige Herrschaft dieser Verfassung in Europa ein großer Ausschlag gegeben. Die Sache der Freiheit war in Frankreich und in dem Welttheile gesichert. Es war dann jenes Dreieck freier Staaten im Westen gebildet, das For für ein unüberwindliches Bollwerk gegen den Despotismus ansah. Diese Entscheidung aber war in Frankreich unmöglich. Die eigenthümliche Schwankung dieses Staates zwischen protestantischen und katholischen, germanischen und roma-



nischen, freien und despotischen Elementen, auf die wir in seiner ganzen Geschichte hindeuteten, machte sich auch in dieser großen Krise wieder geltend.

### Wirkungen der französischen Revolution nach außen.

Von der Zeit des Konsulats an war vorauszu sehen, daß das Werk der französischen Staatsveränderung, überschnell aufgebaut und vorschnell umgestürzt, noch einmal müsse aufgenommen werden, um es langsam und mit Reife hinauszuführen. Die Revolution hatte in ihren ersten Stadien Einrichtungen geschaffen, die damals wieder zerfielen, aber die gesunden Grundsätze der Bewegung blieben zurück; sie durften auf die Länge hin weder von dem großen Eroberer, der für die untergehende Freiheit mit Macht und Ruhm entschädigte, noch von einer plumpen Restauration, noch von ihrer feineren Fortsetzung verletzt werden, ohne daß es sich mit der Zeit gerächt und zur Wiederherstellung der bestrittenen Freiheiten geführt hätte; und auch künftig wird die gleiche Verletzung zu dem gleichen Rückschlage führen. Selbst aber damals, als die ersten überreichten Früchte der Revolution vorzeitig abfielen, geschah dies nicht, ohne für die gleichen Früchte den Samen über Frankreich hinaus auf fremden Boden auszuwerfen: und Frankreich schien bestimmt, die Frucht, die es aus seinen inneren Kämpfen allein hätte ziehen können, in den Welttheil als Saat auszustreuen. Dafür that Napoleon selbst das Außerordentlichste, gerade während er das Werk der Revolution in Frankreich selber zu zerstören schien. Despot nach innen, ist er nach außen der gefährlichste Revolutionär geworden, und dafür sahen ihn Oesterreichs Staatsmänner immer an, selbst als er am schärfsten auf die Wege des legitimen Monarchismus einlenkte. Er festigte die Ideen der Revolution dadurch, daß er nur das Haltbarste und Nuhbarste daraus verwirklichte und ausbreitete, mit Maß und Ordnung und von oben herab. Er hatte die Unaufhaltsamkeit entfesselter Völker kennen gelernt, und er führte auf den Weg der Geschichte vor 20 bis 30 Jahren zurück, indem er, den Lauf der Revolution unterbrechend, die fürstlichen Reformen des 18. Jahrhunderts wieder aufnahm, die ihrerseits von der Revolution waren unterbrochen worden; indem er den Grundsatz jener Zeiten wieder aufnahm (den er Karl IV. in die Feder sagte): Alles für, Nichts durch das Volk. Diese Reformen hatten jetzt, was ihnen früher mangelte, den doppelten Nachdruck der Revolutionsereignisse und der Macht des Kaisers hinter sich. Sie brachen daher, auch in den katholisch-romanischen

Landen, den Widerstand der Stände und des Volks und bewirkten in wenigen Jahren in allen Theilen der Welt Veränderungen, die ohne diese gewaltigen Anstöße noch Jahrhunderte von Vorbereitungen gekostet hätten. Das alte Spanien ward unter diesen Einflüssen jung, und es wickelte sich hier im Laufe der Jahre aus einer Last von Schwierigkeiten eine neue Ordnung mühsam los, die das Land nicht mehr aus bloß eigener Kraft geschaffen hätte. Der dreihundertjährige Schlaf Italiens, seine religiösen Vorurtheile, seine politische Unerfahrenheit wurden erschüttert und unterbrochen und der größere Gesichtskreis nationaler Einheit eröffnet, dem der päpstliche Einfluß immer entgegenge wirkt hatte, der seitdem langsam dem päpstlichen Einflusse entgegenge wirkt. Die Einziehung von einigen hundert deutschen Städtchen zerstörte hier die lebensstaatliche Zusammensetzung des Reichs mit einem Schlage. Diese nothwendige Gewaltthat, die jetzt auf fremde Rechnung geschrieben wird und zu der sich die Deutschen aus sich selber nur schwer entschlossen hätten, gab die erste Aussicht auf eine größere staatliche Einheit Deutschlands; und die vergrößerten Kleinstaaten Napoleonscher Schöpfung sind seitdem der Herd geworden, auf dem das Feuer der politischen Bewegung für das ganze Land unterhalten wurde. Preußen ward seit Steins Verwaltung in den Kreis der Staaten gerissen, die von oben herab durchgreifend reformirten nach Grundsätzen, die die Gesetzgebung ausdrücklich dem Beispiele der französischen Revolution entlehnt zu haben bekannte. Einigen der abhängigen Lande, dem Königreich Italien, Neapel, Westphalen, Spanien gab Napoleon Verfassungen. Es waren nur Scheinverfassungen, aber sie gewöhnten doch an einen Grad verfassungsmäßiger Freiheit und wurden für Einzelne eine politische Schule. In diesem Punkte ging Napoleon über den Kreis jener fürstlichen, überall nur die Verwaltung betreffenden Reformen des 18. Jahrhunderts hinaus, aber nur vorsichtig. Sonst bewegte auch er sich vorzugsweise in jenem Kreise, aber darin in dem großartigsten Zuge. Verbindung, Austausch, Verkehr, Zusammenhang kam durch ihn in die europäische Familie in einem Umfang, wie er nie früher gekannt war. Wie drückend und außerordentlich die Verhältnisse waren, die seine Kontinentalperre schuf, doch gab sie der Industrie Europa's einen ungeheuren Schwung. Der Umfang von Colberts einstiger Thätigkeit zieht sich auf einen kleinen Raum zusammen, gegen die unermesslichen Strecken gehalten, wohin sich Napoleons Einfluß auf Auharmachung von Land und Menschen, auf Kanal- und Straßenbau, auf wissenschaftliche und technische Anstalten verbreitete. In die Verwaltung der Vasallenstaaten kam, je lastender sie war, desto mehr Ordnung, Einfachheit und Zusammenhang. Das Heerwesen ward neu in den veraltetsten



Staaten. Das öffentliche Gerichtswesen herrschte im ganzen Westen und der Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze drang mit dem Gesetzbuche Napoleons bis nach Polen. Geeignete Gesetze aus dem bürgerlichen Rechte Frankreichs wurden in Rußland aufgenommen und die Anregung zur bessern Einrichtung des Schulwesens wirkte bis auf diese Fernen. Den zähen Nesten des Feudalismus ward nie ein allgemeinerer und stärkerer Schlag versetzt als durch Napoleons mächtige Hand. Die unteren Stände lernten erst seit dieser Zeit, diesen Kampf als ihre eigene Sache aufzunehmen und fortzuführen; und keine Feindschaft hat sich der Gewalttherrscher so wohl verdient, wie die des Feudaladels in ganz Europa. Wo die Immunitäten des Adels am größten, die Feudalherrschaft am meisten eingewurzelt war, in Neapel und Spanien, ward sie erschüttert und theilweise beseitigt, und ganz im Großen schwand in Deutschland der deutsche Orden und der reichsunmittelbare Adel hinweg. Der gleiche Stoß traf die hierarchischen Mißbräuche. Es waren wohlthätige Gewaltthaten, durch die der finstere katholische Geist in Bayern und ähnlichen Ländern gebrochen, die geistlichen Güter eingezogen, die Klöster vermindert und wo es anging aufgehoben, den geistlichen Herrschaften in Deutschland ein Ende gemacht wurde. Die Säkularisation der geistlichen Staaten und Güter in Deutschland versetzte dem weltlichen Arme der Kirche, der sich hier über fast 2000 QM. und mehr als 3 Millionen Menschen erstreckt hatte, einen stärkern Schlag, als selbst in der Reformation geschehen wahr. Wie Vieles von diesen Veränderungen hier und da auch wieder untergegangen ist, sie haben durch ihren tiefen Eingriff und ihre weite Ausbreitung die ganze Gesellschaft umgestaltet und der Geschichte der nächsten Zeiten ihren Charakter aufgeprägt.

### Befreiungskriege.

Nicht allein dies aber schlug zu Gunsten der allgemeinen Freiheit aus, was Napoleon den besiegten Völkern immerhin als Wohlthat und Verbesserung zubrachte, sondern in noch höherem Maße das, was gerade zu ihrer Unterdrückung geschah. Napoleon strebte in einer Zeit, wo man solch' eine Erscheinung am wenigsten wieder erwartet hätte, mit mehr Glück und hellerer Absicht als irgend einer seiner Vorgänger nach der Gründung einer französischen Universalherrschaft. Er war in der Vertheidigung Frankreichs wie spielend zu großen Eroberungen gelangt; gestählt durch seine Vorliebe für Italien, ermutigt durch die blinde Hingebung

seines Volkes, durch die Erbärmlichkeit der deutschen Zustände und aller Dynastien um ihn her, zu Vergrößerungen berechtigt durch den Raub Polens von Seiten der Ostmächte, war er auf den Weg der Eroberungen gekommen; die tiefe Eifersucht des Franzosen gegen England trieb ihn, sie zu überspannen. England hatte sich für seine Verluste in Amerika reichlich in Ost- und Westindien und auf einzelnen kostbaren Punkten von Europa und Afrika entschädigt, es hatte aus konstitutionellen und nationalen Gründen sich der französischen Republik entgegengesetzt, und setzte sich den Uebergriffen des siegreichen Emporkömmlings aus denselben Gründen entgegen, die einst Wilhelm III. gegen Ludwig XIV. gewaffnet hatten. England kämpfte für das Gleichgewicht Europa's in einem Kampfe, gegen den die karthagischen Kriege, womit ihn Napoleon verglich, auch abgesehen von dem Ausgang, verschwinden; und Napoleon setzte Hülfsmittel gegen das Inselvolf in Bewegung, wogegen die Kraftanstrengungen Karls V. und Ludwigs XIV. nur Spielwerk sind. Er hätte gern jeder europäischen Großmacht Alles geboten, die ihm einen immer treuen und eifrigen Bundesgenossen gegen England versprochen hätte. Er verkaufte im Troke seines Eifers die kostbaren französischen Kolonien in Nordamerika an die Vereinigten Staaten, wissend, daß er damit für alle Zukunft den Engländern einen härtesten Streich beibrachte. Er strebte England zu besiegen auf dem ungeheueren Umwege der Unterwerfung von ganz Europa. Er warf sich daher zum Kaiser des Westens auf, riß die Eisene Krone Italiens an sich, stellte in ausdrücklicher Nachahmung Karls des Großen dessen Weltreich, stellte in ausdrücklicher Nachahmung Karls V. Hierarchie und Papstthum her, um in der Stütze auf den Katholicismus und in Venukung des päpstlichen Ansehens ein Mittel zur Weltherrschaft mehr zu haben. Kein Universalherrscher vor ihm war in seinen Plänen weiter gediehen, als er es zur Zeit war, wo er Preußen halb vernichtet, Oesterreich völlig geschwächt, Rußland im Bunde, Holland, Italien und Deutschland unterworfen oder in Abhängigkeit hatte, und nun die Fürsten seiner Familie über Spanien und Portugal zu setzen dachte, womit er zugleich ihre amerikanischen Kolonien an sich gezogen hätte. Im Verfolge der Eroberungen aber, der Einziehung der Throne, der Bedrückung der Völker, die dieser Weltherrschaft ein- oder anverleibt wurden, sollten sich nun die Erscheinungen zeigen, die der Sache der Freiheit gerade durch die Uebermacht der Herrschaft und die Ueberspannung der Willkür zum Vortheil ausflügen. Zunächst wurde die stumpfe Gewöhnung der Völker unter die Herrschaft der Monarchie oder die Unterwürfigkeit unter überkommene Dynastien erschüttert und der Heiligenschein um die thronenden Häupter zerstört. Anfangs wurde ein



Gürtel von kleinen Republiken um Frankreich her gezogen, und als diese verschwanden, schädeten die neuen monarchischen Ordnungen, die an ihre Stelle traten, dem monarchischen Princip vielleicht noch mehr, als die Republiken selbst. Die Zerreißung der Stämme bei der Bildung der neuen Napoleonischen Vasallenstaaten zerriß mit dem nationalen Bewußtsein auch die Geschichte und damit die Wurzeln des Monarchismus. Dann aber schienen die vielen feindlichen Fürsten und Könige, die der Kaiser absetzte, vertrieb oder ächtete, die befreundeten, die so vielfach mißhandelt und gehudelt, die verwandten, die wie absehbare Beamten behandelt wurden, die Welt zu erinnern, daß auch Fürsten nur irdische Menschen sind; was 1830 und 1848 unvergessen gewesen ist. Wie hatte sich die Gestalt der Dinge gewandelt, als in Erfurt der älteste der Cäsaren bei dem Fürstenhofhalt ausgeschlossen ward und neben einem halb-asiatischen Czaren, dessen Macht verhältnismäßig noch sehr jung war, der neue Emporkömmling stand, mächtiger als Alle, und der seinerseits in kurzer Zeit auch von seiner Höhe herabfallen sollte! Diesen Fall hatten die wechselnden Bündnisse der Fürsten nicht bewirken können, die Anstrengung der Völker setzte ihn durch. Napoleon hatte den Haß der Fürsten und des Adels gereizt, er reizte thöricht mit durch sein unerhörtes Spiel mit der Selbstständigkeit der Nationalitäten, durch das Uebermaß seiner militärischen Verrückungen und Lasten und die schändeste Verletzung der materiellen Interessen der Völker auch diese; Frankreich selbst war über dem Druck auf Person und Eigenthum, über Konstriktionen, Brevoirtalhöfen und droits réunis seines Ruhmes und seiner Herrlichkeit müde geworden. Napoleon hatte 1808 den Stolz aller Nationen einmal gegen den Stolz Englands zu waffnen gehofft, aber England waffnete vielmehr die Entrüstung aller Völker gegen seinen Uebermuth und seine blinde Rücksichtslosigkeit. Der Druck auf die nationale Freiheit, die Politik der Entnationalisirung regte in einem natürlichen Gegenstöße das Selbstgefühl in den Völkern auf, das ihr politisches Erwachen überhaupt anzeigte. Wie Spanien in unwillkürlicher Bewegung aufstand, gegen Frankreich, erschien England, das die Kabinetkriege der Otmächte nur aus der Ferne und lässig unterstützt hatte, mit Rath, mit Geld und Soldaten zugleich zu seiner Hülfe; denn dort war den Monarchen des Festlands das Beispiel und die Lehre gegeben, wie und mit welchen Mitteln allein die nationale Unabhängigkeit zu erhalten sei. Die Volkskriege in Spanien, Rußland und Deutschland verkündigten örtlich die neue Zeit auch jenseits Frankreichs und zeitlich über die Dauer der Franzosenherrschaft hinaus. Die Waffen der Monarchen selbst wurden demokratisch; der Kampf gegen den Tyrannen ward im Namen der Völkerfreiheit von Heeren geführt, in denen der

nationale und politische Begriff lebendig war; und er ward mehr für die gemäßigten Grundsätze der Revolution geführt, als gegen sie. Darin lag der Wendepunkt der Zeit, der das Ende der Revolution nicht minder revolutionär machte, als ihr Anfang gewesen war.

### Reaktionen.

Es war im Verlaufe der französischen Umwälzung nach den beiden Enden der demokratischen Schrecknisse und der fürstlich-militärischen Gewaltherrschaft hin in furchtbaren Gegenwirkungen das Grellste und Aeußerste geschehen; die innere Freiheit Frankreichs und die äußere Unabhängigkeit fast aller europäischen Nationen war unter Napoleon verloren gegangen, und weder fand sich Frankreich für seinen Verlust durch die Macht und Größe entschädigt, noch Europa durch die freieren Einrichtungen, die der Kaiser ihm darbrachte; es wurde die europäische Bewegung von 1813 nöthig, die Pitt schon 1805 vorhergesagt hatte, um die überspannten und unerträglichen Verhältnisse des Welttheils wieder in eine natürliche Lage zu setzen. Zu einer solchen natürlichen Lage schien es nach den in den Ereignissen selbst gelegenen Lehren möglich zu gelangen, wenn man äußerlich die vielen Verletzungen der Selbstständigkeit der Völker gutmachte, und innerlich zeitgemäße Freiheiten und Volksrechte in aufrichtiger und treuer Verständigung begründete, auf einem mittleren Wege zwischen jenen äußersten Ueberspannungen der Volksherrschaft und der fürstlichen Allgewalt. Napoleon, als er von Elba rückkehrte, schien diese Lehre, wie sehr sie seiner Natur widerstrebte, begriffen zu haben. Er ließ verkünden, daß er mit einem neuen, inneren und äußeren Systeme zurückkehre; daß er in Uebereinstimmung mit dem Volke eine freie Verfassung wolle und daß er den Gedanken des großen Reiches aufgebe, nachdem die europäische Bewegung für den Frieden und die Unabhängigkeit der Völker ihn in seinem Siegeslaufe aufgehalten habe; das Genie habe gegen das Jahrhundert gekämpft, das Jahrhundert sei Sieger geblieben. In dieser gewonnenen Einsicht war der Sinn der Ereignisse meisterhaft getroffen. Aber Ehrgeiz und Leidenschaft hätten unfehlbar diese Einsicht, je länger dem Kaiser der Thron geblieben wäre, desto mehr wieder übermeistert; dem Zwange, den er sich in den hundert Tagen anthat, antwortete das Mißtrauen aller Theile der gebildeten Gesellschaft. Man hatte an seinem Beispiele, dem größten, das angestellt werden konnte, noch einmal erfahren, daß auf fürstliche Reformen von oben herab nicht zu bauen sei, und daß



für die Völker nur die Freiheiten ein verlässiger Besitz sind, für deren Erwerbung und Behauptung sie sich selbst in Bewegung setzen. Und die Erfahrung wiederholte sich, als an Napoleons Stelle der Bund der Mächte die europäischen Dinge zu leiten begann. Auch sie schienen anfangs von der Erfahrung gelernt zu haben und die Beruhigung der Welt durch dieselbe doppelte Fürsorge herstellen zu wollen für die äußere Unabhängigkeit und eine gemäßigte innere Freiheit der Völker. Aber auch jetzt ging sogleich die Lehre der Erfahrung verloren unter der Praxis des Verfahrens und die guten Grundsätze unter der Ausföhrung. Auf dem Wiener Kongresse würfelte man die Staaten und Völker, für deren Unabhängigkeit man aufgestanden war, nach Willkür und zufälligen Interessen wieder durcheinander. Man hatte für Frankreich, für Spanien, für Polen, für Preußen, für alle Staaten Deutschlands verfassungsmäßige Freiheiten versprochen, aber bei den ersten Anzeichen, daß die Völker ihre Verfassungen auch gebrauchen wollen, unterdrückte man Freiheit und Verheißung.

#### Uebergang zur neuesten Geschichte.

Von hier an bildet die Geschichte des 19. Jahrhunderts einen geraden Gegensatz gegen die Zeit des 18. Jahrhunderts, wo fürstliche Reformen eine übereinstimmende Bewegung in dem ganzen Welttheile hervorgerufen hatten. Sie setzten unmittelbar, in einer naturgemäßen Weiterbildung, in den Räumen des ganzen Welttheils fort, was die französische Revolution, jene Reformen unterbrechend, in Frankreich gethan hatte. Eine Reihe von Staatsveränderungen werden fast in allen Theilen Europa's und selbst Amerika's angegriffen, bald durchgesetzt, bald gehemmt, rückgängig gemacht und wieder aufgenommen; aber es sind nicht mehr Veränderungen, die von Ministern und Fürsten verordnet werden, sondern sie werden durch Volksbewegungen bewirkt, und die Reaktionen dagegen, die damals von dem Volke ausgingen, gehen jetzt von den Fürsten aus. Diese Bewegungen laufen in einem doppelten Geleise: innerlich nach freieren Staatsordnungen, äußerlich nach Wahrung der Unabhängigkeit der Völker und Stämme, nach einer politischen Scheidung, die der natürlichen Scheide der Nationalitäten und Sprachen gemäß ist. Die zwei großen, unter Napoleons Weltherrschaft gemachten Erfahrungen der unterdrückten inneren Freiheit und der verletzten äußeren Selbstständigkeit scheinen auch jetzt noch mit so schwerem Eindruck auf dem Jahrhundert

zu lasten, daß alle größeren Begebenheiten der letzten Jahrzehnte sich als Gegenwirkungen gegen die Fortdauer oder die Wiederkehr dieser Erfahrungen darstellen. Die Bewegungen der Zeit und der Völker setzen sich auf diese Weise in eine doppelte Beziehung zu den beiden größten Ereignissen der vorhergegangenen 25 Jahre, zu der französischen Revolution und ihren Bestrebungen nach innerer politischer Emancipation, und zu den Befreiungskriegen und ihrer Abzweckung auf nationale Abscheidung und äußere Unabhängigkeit der Völker.

#### Uebersicht der Volksbewegung des 19. Jahrhunderts.

Die Freiheitskriege, die Napoleons Herrschaft stürzten, vorzugsweise den spanischen und deutschen, bezeichneten wir als den Wendepunkt, der das Erwachen des politischen Bewußtseins und Selbstgefühls in den Völkern außerhalb Frankreichs anzeigt. In beiden Ländern hoffte das Volk mit der äußeren Befreiung auch eine innere zu erlangen; es hatte die Waffen für die bedrängten Fürsten ergriffen, in der Hoffnung auf so viel Dank (wie Jovellanos an Sebastiani schrieb), daß man die alten Mißbräuche abschaffen werde, die die Ursache des eingetretenen Elends waren. An den spanischen Freiheitskrieg reiht sich dann der Aufstand der südamerikanischen Kolonien an. Sie strebten anfangs nur nach Abwerfung des unerhörten inneren Drucks, wurden aber durch den unzeitigen Widerstand der spanischen Centraljunta von 1811 zu der ersten Erklärung ihrer Unabhängigkeit (Manifest von Venezuela) getrieben, in der sie wie Nordamerika, unter der Berufung auf den Geist der Zeit, mit der ursprünglichen Gleichheit der Natur ihren Abfall rechtfertigten.

Die amerikanischen Freiheitskämpfe wirkten dann 1820 auf die Cadixer Expeditionsarmee zurück, sich zu Gunsten volksthümlicher Einrichtungen gegen den Thron zu empören, den die aufopferndsten Anstrengungen der Nation wieder hergestellt hatten; und dies war der Anfang der zähen und unter vielfachen Hemmungen vorschreitenden Staatsveränderungen, die dies Land, das die Last des Lebenswesens und der unumschränkten Fürstengewalt am härtesten und längsten getragen, der neuen Ordnung der Dinge zu erobern trachteten. Die Bewegung dieser Zeit ergriff mit Ausnahme Frankreichs den ganzen romanischen Süden, Portugal, Neapel, Piemont; die Einigkeit Oesterreichs und Rußlands aber hielt damals in Italien mit Leichtigkeit nieder und beherrschte selbst Frankreich in dem Maße, daß dieses die spanische Revolution unterdrücken mußte.



Die Bewegung in Spanien hatte aber unter andern auch die Folge gehabt, daß sie den Aufstand Griechenlands, der durch geistigen und materiellen Aufschwung, durch französische Vorpiegelungen und russische Aufstiftungen lange vorbereitet war, unter dem allgemeinen Anstoße beschleunigte; und hier rangen in glücklichem Zusammentreffen die physischen Volkskräfte einer verwilderten Nation mit den christlichen und humanistischen Sympathien von ganz Europa zusammen, um, wenn auch spät und verkümmert, doch einen Erfolg zu erringen gegen die Künste der Diplomatie, in deren bisherige Eintracht hier und in Portugal die ersten Spaltungen kamen. Die politische Schlaffucht zu brechen, die in Folge der Erschöpfung nach den großen frühern Bewegungen über dem Welttheile lag, dafür wirkte die griechische Sache das Wesentlichste mit, deren Bedeutung von dieser Seite in Oesterreich gleich anfangs wohl gewürdigt worden war; sie übte auf die politischen Stimmungen, besonders in Frankreich, einen gewaltigen Einfluß. Ohne den durch sie veranlaßten Aufschwung waren die Verordnungen von 1830 schwerlich von jenen großen Folgen, welche den östlichen Bund der absoluten Mächte anfangen an ihrem Werke der Niederhaltung alles Volksgeistes verzweifeln zu machen, seit 15 Jahren so erfolgreich hinausgeführt schien.

Die Julirevolution ward dann der Ausgang einer hoffnungsvolleren Zeit. Sie löste den einschläfernden Zauber, der von der russisch-österreichischen Staatskunst bisher geübt worden war; England war über den französischen Feldzug in Spanien, über den reaktionären Entwürfen Oesterreichs, die bis nach Amerika reichen sollten, über Rußlands Zusammenhang mit der bourbonischen Staatskunst aufmerksam geworden, und gebot dem Laufe der Reaktion Einhalt; Frankreich erhielt nach außen seine Selbstständigkeit und natürlichen Verbindungen wieder und kehrte innen zu den verlorenen Grundsätzen seiner Revolution zurück. Der Julianaufstand gab den Anstoß zu den neuen Ereignissen, die Spanien versüngten, er veranlaßt die Reform in England, er demokratisirte die Schweiz, er trennte Belgien von Holland, er stachelte Polen zur Empörung; selbst in Deutschland, wo der Volkscharakter, die Zertheilung, die drückende Nähe des östlichen Fürstenbundes jede Bewegung fast unmöglich machten, gelangen einige rasche Veränderungen wenigstens in den Staaten, wo das sittliche mehr als das politische Gefühl durch vererbte Fürsten oder Regierungen empört worden war.

Überall geht in dieser allgemeinen Aufregung Europa's die Richtung der Bewegungen nach innerer Freiheit oder nach äußerer Unabhängigkeit, und meist nach beiden zugleich. Auch in dem, was in dem ruhigeren Gange der öffentlichen Dinge Bemerkenswerthes in diesen Zeiten geschah, ist besonders der letztere Zug, nach nation-

nalcr Selbstständigkeit und Stamminabhängigkeit, überall wirksam. Südamerika zerfiel in kleine Staaten. Die Türkei zerbröckelt mehr und mehr in ihre Bestandtheile. In allen ihren Provinzen regt sich eigenes Leben. Die Abreißung Aegyptens und Syriens ward im orientalischen Stile versucht. In Spanien regte sich der alte Stammgeist der baskischen Lande, in Italien der von Sicilien. Irland betrieb die Repeal, und Schleswig-Holstein seine staatliche Selbstständigkeit. In Ungarn begann ein politisches Leben; das slavisch-illyrische, das czechische Element in Oesterreich, das polnische in Posen begann in neuer Bewegung zu gähren. In dem ganzen nichtdeutschen Oesterreich ging der ganze politische Widerstand, der anderwärts dem Regierungssysteme entgegen steht, auf Abtrennung und Auflösung aus. Im Widerspruch mit den weltbürgerlichen Lehren des Tags, die alle Völkerunterschiede verwischen möchten, suchten sich überall die Stämme nach Sprache und Sitte zu trennen, fremde Herrschaft abzuschütteln, ein vielgestaltiges, der Freiheit günstiges Leben zu schaffen. Ja selbst was mit dem Geiste der gegenwärtigen Geschichte im Widerspruch zu stehen scheint, ist in der That nur eine andere Bethätigung desselben Geistes: während die Bestandtheile künstlich zusammengefügter Staaten sich lösen, streben die Theile der lockeren Staatenbünde zu größerer Einheit zusammen; nach einem Gesetze sucht sich dort das unnatürlich Vereinigte zu trennen und hier das unnatürlich Getrennte zu vereinigen.

Diese größere Einheit erstrebte die Schweiz in den 30er Jahren vergebens und erlangte sie plötzlich nach dem neuen Anstoße, den die Februarrevolution 1848 von Paris aus gab; Deutschland und Italien erstrebten sie auf eben diesen Anstoß, aber dieses erste Mal gleichfalls vergeblich. Die Neuheit und Größe dieser beiden Versuche streitet an innerer Bedeutung mit der weiteren Folge der pariser Bewegung von 1848, daß zwei der Oststaaten des heiligen Bundes von dem Stöße der Revolution zum ersten Male erreicht und in ihrem Innersten erschüttert wurden, der Eine davon mit dem Abfall seiner Staaten in Italien und Ungarn bedroht war. An allen den drei Reichen im Süden, die in den ersten Jahrhunderten der neueren Zeit die mächtigsten Impulse gegeben hatten, hat sich nach der Reihenfolge ihrer inneren Schwächung in dieser neuesten Zeit die Auflösung versucht; an Spaniens Kolonien mit großen Erfolgen, an der Türkei mit verschiedenen kleineren, an Oesterreich mit einem vereitelten. Trotz dieser Vereitelung wird hier, im Südosten wie im Nordosten, der Geschichte der Volksbewegungen dieses Jahrhunderts ein neuer Raum, auf dem die Völker ihre eigene Thätigkeit seit langen Zeiten ausgeübt hatten, geöffnet bleiben, nachdem das monarchische Princip hier einen Stoß an den Stätten erlitten, wo es am gesichertsten schien; und den schlimmsten Stoß



nicht durch das, was in der Bewegung gegen die Monarchie, sondern nach derselben durch die Monarchie geschah. An dem Herde der europäischen Bewegungen aber, in Frankreich selber, war der Monarch, der vierte in 60 Jahren, gewaltsam gefallen und die Monarchie zerstört. Die Republik war mit den schroffsten Grundsätzen der Revolution zurückgelehrt. Die erregten Geister brüteten über noch ausschweifenderen Grundsätzen und Revolutionen, die in zwischen zu einem von Wenigen geahnten Rückschlage führten. Der Zukunft aber bleibt ein Räthsel gestellt, an dessen Lösung Viele verzweifeln, oder dessen Lösung die Menschen, nach ihren verschiedenen Neigungen und Leidenschaften, von ganz entgegengesetzten Seiten erwarten und in ganz widersprechenden Deutungen suchen.

#### Rußland und die Stabilität.

Von Einer Seite betrachtet, kann es scheinen, als seien diese Bewegungen und ihre Zwecke bestimmt, an der Ordnung und Festigkeit des Bestehenden zu scheitern. Wo in Folge derselben freiere Staatsordnungen begründet wurden, im Südwesten der romanischen Nationen, da könnte man, wie in Spanien, ihre wohlthätige Einwirkung und, wie in Portugal, selbst ihre Dauerfähigkeit bestreiten; und auch in Frankreich hat die Revolution des Juli zu keiner ächten verfassungsmäßigen, und die des Februar noch viel weniger zu republikanischer Freiheit geführt. Was ferner von allen jenen nationalen Abtrennungen wirklich gelungen ist, beschränkt sich auf die Unabhängigkeit der spanischen Pflanzlande, Belgiens und Griechenlands, und diese Erbfolge, die Siege der Schwächsten gerade, scheinen sich, mehr als aus den Anstrengungen der befreiten Völker selber, aus den zufälligen Vortheilen der politischen Lage und aus dem Interesse zu erklären, das mächtige Staaten, und namentlich England, am Gelingen dieser Bewegungen hatten. Dagegen sind Ungarn, Polen, Sicilien, die Lombardei und Schleswig-Holstein wieder unterdrückt worden, die Republik in Frankreich ist gefallen, die Einheitsversuche in Deutschland und Italien sind mislungen. Der östliche Fürstenbund ist siegreich geblieben über die Streifzüge der Revolution in seinem Gebiete. Das Dreieck dieser eng verbundenen Staaten, in denen der gemeinsame Raub Polens das gemeinsame Interesse erzeugt hat, mit einer gleichen volksfeindlichen Richtung ihrer inneren Politik den Widerstreit ihrer übrigen äußeren Interessen und selbst die Eifersucht der Macht zu überwinden, scheint an Festigkeit und Gewicht jenes Forsche Dreieck im Westen

weit zu überbieten, das ohne feste Verbindung ist, gebildet von drei an Macht und Industrie wetteifernden Staaten, von welchen zwei sich in ganz verschiedenen Verfassungen bewegen, und der dritte zwischen anderen Formen hin- und herschwankt. In jenem Ostbunde steht Rußland als das ausgedehnteste Reich zweier Welttheile, von einer unverfehrten Nationalität, unberührt in seinem Kerne von dem, was Europa bewegt. Es hat neuerdings das große Oesterreich durch seine rettende Hülfe in Ungarn bis zur Abhängigkeit verpflichtet, und Preußen hat es immer in seiner Abhängigkeit gehabt, seit es in die Erbschaft der Napoleonischen Weltmacht eintrat. Denn dies war das schwere Gegengewicht, womit Napoleon die vielen wohlthätigen Staatseinrichtungen, die er ausbreitete, aufwog, daß er, scheiternd an dem Plane, die Zukunft der Welt auf die Uebermacht Frankreichs zu begründen, sie vielmehr Rußland über- und hinterlassen zu haben schien. Seitdem er sich diese Macht in dem Tilsiter Frieden zu dem starken Freunde kaufte, den er gegen England auf dem Festlande gebrauchte, ihr Finnland überließ und, so viel an ihm war, auch die Donaufürstenthümer dahingab, ihr zu Gefallen Polen unbergestellt ließ und den Rath Talleyrands verschmähte, ihr durch Vergrößerung Oesterreichs an der Donau ein gleichstarkes Gegengewicht zu geben, nährte er die Annahmung, mehrte er den Einfluß, vergrößerte er den Anwachs dieses übermächtigen Staates, und steigerte Alles zusammen noch unermesslich, als das Gegengewicht seines eigenen Reiches zu Boden fiel. Ein stets gleiches Glück hatte, wie in diesem letzten, so in jedem früheren großen Zeitraume der russischen Geschichte dies Reich getragen. Begründet von Peter dem Großen zu der Zeit, wo Frankreichs Macht am höchsten stand, aber gleich darauf tief herabstank, wuchs es schnell zu riesiger Größe an unter Katharina II. in dem ersten polnischen Raube und dem ersten türkischen Kriege, als England gerade in Ostindien seine Vergrößerungen begann, aber gleich darauf durch den Krieg beschäftigt war, der ihm Amerika kostete; es steigerte seine Macht durch die letzten Theilungen Polens, als Frankreichs republikanische Waffen überall siegreich waren, aber gleich darauf zuerst an den russischen einen gewachsenen Gegner zu finden schienen; es trieb seine Macht endlich auf die Spitze unter Napoleons Gunst, als dessen großes Reich ihm noch die Lage halten konnte, das aber gleich darauf zerfiel, und dies war wesentlich mit Rußlands Widerstand und Bemühung. In allen vier Zeiträumen lagen die beiden Mächte, die vereinigt diesem ungeheueren Anwachs allein hätten Stillstand gebieten können, England und Frankreich, jedesmal in den verbittertesten Kämpfen. Frankreichs starke und schwache Könige, seine republikanischen Jakobiner und sein absolutistischer Kaiser haben gleichsam gewetteifert,



dem nahen, nationalen Feinde widerstehend dem entfernteren europäischen Feinde in die Hände zu arbeiten.

Als ob es gälte, dem Fortschritte der Freiheit jede oberflächliche Eile zu wehren, droht daher heute die Universalherrschaft, die Fessel der Bildung und Freiheit, gefährvoller sollte es scheinen, als je, nicht mehr von den katholisch-romanischen Völkern aus, die von dem germanischen Geiste mehr und mehr angesteckt wurden, sondern von den griechisch-slavischen, die allen europäischen Stämmen an Kultur und Religion feindselig gegenüberstehen. Es sind rohe Massen in unwirthlichen Gebieten, die zum Verlassen mehr auffordern als zum Bleiben, Massen, die handlich in der Hand eines Despoten und Eroberers sind, von Einem Glauben zusammengehalten, dessen alleiniges Haupt, der Czar, alle weltliche und geistliche Macht in jenem furchtbaren Verbande besitzt, der von den Universalherrschern des Westens so eifrig gesucht ward. Was die Gefahr noch immer höher steigert: in diesen slavischen Stämmen wird das Gefühl eines feindlichen Gegensatzes gegen Europa, einer großen Gemeinsamkeit, eines weltgeschichtlichen Berufs, die überbildete Gesellschaft zu verzüngen, durch eine panslavistische Literatur und Politik unterhalten, was den Zusammenstoß zweier verschiedener Staatsprincipien zugleich zu einem großen Kampfe der Volksstämme zu machen droht. Dies ist noch nicht Alles, was die Aussichten Rußlands in's Grenzlose auszudehnen verspricht. Auch im Räumlichen ist dieselbe Gunst der Verhältnisse zu bemerken, wie in den Beziehungen des Staats, der Stämme, der Religionen. Schon hat Rußland die Türkei um große Gebiete in Asien und Europa beraubt, es hat in allen griechischen Vekenmern im Oriente natürliche Verbündete. Gelänge es ihm bei einer glücklichen Gelegenheit, das türkische Reich zu verschlingen, so hätte es außer diesem unschätzbaren Erwerbe im Rücken das größte, der Wiedergeburt bedürftige Festland, das ihm eine unermessliche, zusammenhängende Herrschaft, eine unweit nützlichere und sicherere Machtausdehnung entgegenböte, als sie je Spanien oder England in ihren Pflanzstaaten besessen haben.

#### Schwäche des Konservatismus.

Was über diese Gefahren von Osten her auf der anderen Seite beruhigen mag, sind die Erfahrungen aller früheren und auch die der neuesten Geschichte selbst. Was einem Manne wie Napoleon, von Frankreich aus, mit Franzosen und mit dem halben Europa im Bunde, nicht gelungen ist, das möchte Rußland noch schwerer

werden auszuführen. Viel weniger hätte man erwartet, daß Oesterreich, getheilt in eine bunte Verschiedenheit von Nationen, mit Beamten und Subalternen noch einmal das System des *dépayer*, des Gesamtstaates, oder eines großen Reichs der Mitte versuchen würde, ein System, das dem fähigsten Gewalthaber, Soldaten und Staatsmännern mit dem einheitlichsten Volke fehlgeschlug, das in Oesterreich selbst dem edlen Joseph mißlungen war, und an dem sich selbst eine verbundene Napoleonische Kraft und Josephinische Herzensgüte vergeblich versuchen würde. Universalherrschaften gedeihen nur auf den Trümmern verfallener Staaten und nach gänzlicher Erschöpfung der Volkskräfte. In dieser Hinsicht täuscht man sich leicht über das Alter Europa's und die angebliche Entartung seiner Civilisation. Dieser Welttheil zeugt von Zeit zu Zeit immer wieder große, ungenutzte und gesunde Kräfte aus seinem Schooße, ergänzt und erfrischt sich dadurch, daß er sich als Ganzes unter den wechselnden Anstrengungen seiner Theile bewegt, und hat als Ganzes den Höhepunkt seiner politischen Entwicklung noch lange nicht erreicht. Noch ist bis heute die Frucht der Bildung in Europa (seine politische und geistige Aufklärung, seine gewerbliche Thätigkeit und der Reichtum, den beides schafft) eine Quelle der Macht und des nationalen Selbstgefühls gewesen, nicht eines entnervenden Lurus und einer Käuflichkeit der Menschen. Und diese Güter und diese Macht könnten, so lange sie nicht durch Ueberfülle in Uebel und Unmacht ausschlagen, nur von solchen Stämmen eingezogen werden, die die europäischen Völker auf dem gleichen Boden an den gleichen Gütern überbieten und mit einer ähnlich begründeten Macht überwältigten. Dafür aber haben selbst die begabtesten slavischen Stämme wenige Anlage bewiesen. Die Böhmen haben eine Kirchenverbesserung vor Deutschland versucht, aber mit der Widerlage eines bildungsfrohen Volkes entging ihr die Haltbarkeit. Die Polen berathschlagten unter den günstigsten Verhältnissen mit Calvin über ihre Reformation, aber ihm ward bald der Ernst des Adels, ja die Aufrichtigkeit des reformatorischen Bedürfnisses in der ganzen Nation verdächtig. Böhmen versuchte auch seine Revolution und politische Selbständigkeit gegen Oesterreich in einem versprechenden Zeitpunkte, aber sie gelang nicht. Die Polen befragten Rousseau über eine Verfassungsveränderung, wie sie Calvin über ihre Reformation befragt hatten, und zu einer Zeit, wo die Mächte sie nicht in ihren Verbesserungen gehindert hätten; aber sie verschoben sie, bis die französische Revolution den Vorwand gab zu der schwachvollsten aller politischen Unthaten. Weniger als dies Wenige hat sich bisher in Rußland gezeigt. Kein Bedürfnis religiöser Selbstthätigkeit und Fortbildung hat hier laut zu werden gewagt. In dem Adel hat sich kein körperschaftliches Stre-



ben nach einer aristokratischen Staatsbildung geregt. Die bürgerlichen und gewerblichen Entwicklungen sind weder von dem Volksgesiste, noch von der Vertlichkeit unterstützt. Der Staat ist aus den Zuständen der orientalischen Despotie im Wesentlichen herausgetreten. Wenn es sich daher einst um die Civilisation des Orients handeln wird, so wird vielleicht nicht Rußland dieser neuen Bildung die Bahn eröffnen, sondern diese Bildung vielmehr ihre Bahn in Rußland zu eröffnen haben. Was aber den Einfluß im Westen und die Widerstandsfähigkeit gegen die freieren Regungen in Europa betrifft, so sprechen die Erfahrungen nicht für beider Stärke. Der östliche Fürstenbund ist gegen die Freiheitsbestrebungen ganz in der Vertheidigung; in der Geschichte sind aber die angreifenden Kräfte allein von wirksamem Vermögen. Die Ligue der Reaction hat 1814, siegreich und ganz Europa im Gefolge, den ganzen Gewinn der Revolution in Frankreich nicht abzuthun gewagt. Nachher mit den Bourbons im Bunde, die Kräfte Frankreichs auf ihrer Seite, wagte sie ein angriffsweises Vorgehen im dritten Jahrzehnte, aber die Kühnheit dieses Angriffs ward durch Camings bloßen Fingerzeig auf die Volkskräfte, die England unter dem Banner seiner Freiheiten versammeln konnte, erschüttert und ihre Erfolge wurden von drei Tagen des Juli 1830 mühelos hinweggespült. Damals ward gegen die Selbstbestimmung des französischen Volkes nicht ein Versuch mehr erhoben, und die absolutistischen Thronwerber auf der pyrenäischen Halbinsel hatten höchstens noch Geld zu ihrer Unterstützung. Nur als man Frankreich wieder in's Interesse gezogen hatte, hätte man 1848 wieder einigen Muth auf die Schweiz gehabt, aber der Februar schreckte auch damals in die Linie der Vertheidigung zurück. Die Revolution trat jetzt in Frankreich wieder in ihre schroffste republikanische Gestalt. Die Erfahrungen zeigten, daß Frankreich zu den stets wiederkehrenden Bewegungen dem Welttheile Beispiel und Anstoß gab; man wagte gleichwohl nicht, zwar am eigenen Herde angegriffen, den Angriff zu vergelten. Die dynastische Politik hat die günstige Lage voraus, daß sie die politischen Verhältnisse überschlagen, beobachten und benutzen kann, was die erregten Massen nicht verstehen und was ihre Anstrengungen so oft fruchtlos macht; gleichwohl hat noch jede der flutenden Volksbewegungen des Jahrhunderts der Sache der Freiheit feste Gewinne gebracht, die keine Ebbe der Reaction wieder wegnehmen konnte. Die konservativen Mächte belauschten unter fluger Vorsicht die Abspannung des öffentlichen Geistes und gewinnen der Erschlaffung jahrelang fortwährend Vortheile ab, um sie an Einem Tag der Bewegung plötzlich wieder zu verkühen. Der Gegensatz des Ostens und des Westens, der volksfeindlichen und

freien Staatsgrundsätze ist in diesen steten Reibungen zu einer seltamen Klarheit und Bewußtheit gediehen, und dies scheint allerdings eine bevorstehende große Entscheidung zu verkünden. Napoleon hatte es scharfsichtig vorausgesagt, daß durch die Rückführung der Bourbons und die freiheitsfeindliche Haltung der Mächte die Sache der Könige und Völker neu in Frage gestellt sei, daß es nur eines Junktens bedürfe, um den allgemeinen Brand wiederzubringen; und er hat den Gegenstand und die Bedeutung des Kampfes in zwei Worte des grellen Gegensatzes gebracht, die in Aller Munde umgehen. Bei dieser bewußten Erwägung der Frage aber scheint die Stabilität selbst ihre Sache verloren zu geben. Dies spricht sich nicht allein thatsächlich in jener vertheidigenden Haltung aus, sondern auch die Wortführer der Erhaltungspolitik selbst, die Anstifter der Kämpfe, haben schon 1827 aus der Seele der Geschichte heraus bekannt, daß sie nicht hofften, bei aller Majestät und Stärke ihrer Häupter und trotz aller einzelnen Siege, den Zeitgeist zu überwinden, weil keine Kunst und Gewalt dem Weltrade in die Speichen zu fallen vermöge. Die berühmten Minister dieser Sache führten ihre Kämpfe eingeständenermaßen nur für ihre Lebensfrist. Dieser Widerstand ist an zufällige Personen und gebrechliche Leben geknüpft, an einen Bund höchstens von Staaten, die durch ein ewiges Widerspiel ihrer Interessen innerlich getrennt sind. Auf der andern Seite steht die zähe und ununterbrochene Lebensdauer der Völker und der fortschreitende Geist der Geschichte, der die Völker ohne Bündnisse vereinigt, auf ein einziges Ziel zu wirken; dessen Werkzeug die gewaltigen Triebe ungeheurer Massen sind, die nicht zu eilen haben, denen der Augenblick oft gefährlich war, die Zeit immer ein sicherer Bundesgenosse sein wird.

Daß die Bewegungen dieses Jahrhunderts von dem Instincte der großen Massen getragen werden, daß ihr Ziel ein gemeinsames und gleichartiges ist, daß sie in einem ganz gesetzmäßigen Verlaufe vor sich gehen: dies sind die drei Eigenschaften, die ihre äußere und innere Stärke ausmachen, ihre Naturgemäßheit beweisen und ihre Unwiderstehlichkeit verbürgen.

#### Stärke der Bewegung. Ihre instinktive Natur.

Die Bewegungen der Zeit sind von dem Instincte der Massen getragen. Denn es gehört zu dem wesentlich Charakteristischen unserer Zeitgeschichte, daß der große Einfluß Einzelner, Regenten oder Privaten, in ihr kaum zum Vorschein kommt. Seit Napoleon ist



kein wahrhaft vorragender Geist aufgetreten, der die Aufmerksamkeit der Mitlebenden vorzugsweise auf sich hätte lenken können, kein wahrhaft großer Charakter, der die Geschichte eines Volkes in seine Hände genommen hätte oder der Vertreter einer ganzen Zeitbestrebung geworden wäre. Die Geschichte hat von einigen Feldherren zu erzählen, die gewisse Eigenthümlichkeiten Bonaparte's angenommen hatten, aber das Ummachahnliche in ihm ist ummachgeahmt geblieben. Die großen Staatsmänner der nächsten Vergangenheit sind selbst in England und Amerika ausgestorben, und der Nachtrieb ist von bedeutend geringerem Wuchse. In Literatur und Wissenschaft haben einige große Geister in diese Zeit hereingelebt, ihre Geburt und Bildung aber gehört der vorhergegangenen an. Im Technischen ist die Ausbeutung und Anwendung der Dampfkraft ein eigenthümliches Verdienst dieser Zeit, der erste und Hauptanstoß dazu ist aber in der vorhergegangenen Periode gemacht worden; die schaffenden Kräfte sind gering, ungeheuer an Zahl und Erfolg sind die, die aus dem Geschaffenen forterzeugen. Daher mangelt all der größere Zug, der durch ausgezeichnete Menschen in die Geschichte kommt, der Geschichte der Gegenwart. Den vielen kleinen Bewegungen entgeht der schreckliche Reiz, den die starken mit einander ringenden Kräfte der ersten französischen Umwälzung verleihen. In den mancherlei Kriegsevents ist kaum eine merkwürdige Schlacht geschlagen, kaum ein Talent aufgetaucht, das ein größeres Interesse hätte erregen können. Gegen die Napoleonische Zeit gehalten macht die unsere trotz der vielen einzelnen Erhebungen den Eindruck einer tiefen und allgemeinen Erschöpfung und Ermüdung, die die natürliche Folge der vorhergegangenen übermäßigen Anstrengungen und Erschütterungen scheint. Und auch mit den Zeiten des 18. Jahrhunderts vor der französischen Revolution verglichen, erscheinen die unsren arm an bedeutenden Menschen. Das Reizvolle der Erzählung von dem Leben und Wirken so vieler ausgezeichneten und eigenthümlicher Persönlichkeiten, Fürsten, Staatsmänner, Krieger, Schriftsteller, wie sie das 18. Jahrhundert besitzt, entgeht unserer Zeitgeschichte ganz. Aber eben das, was ihren Inhalt von dieser Seite gering macht, macht ihn von der andern Seite desto bedeutender. Den Reiz der Geschichte jener anderen Zeiten erkaufte man um den niederschlagenden Preis, daß die Völker neben jenen großen Einzelnen ganz unthätig waren, daß sie nur den Stoff abgaben, in dem die leitenden Männer des Tags nach Guldänken wirkten. Dagegen in unserer Gegenwart bewegen sich wie im 16. Jahrhundert die Völker selbst in Massen, und in allen Theilen und Schichten. Und dies ist die eigenthümliche Größe dieser Zeit. Der hervorragende Rang der großen Begabung ist in Abnahme, aber die Zahl der mittleren Begabungen ist in desto größerer Zunahme begriffen;

nicht die Qualität, nicht die Höhe der Bildung der Einzelnen macht den Ruhm dieser Zeit aus, sondern die Quantität, die Weite, die Ausbreitung der Bildung unter den Vielen; es ist im Einzelnen nichts Großes und Erhabenes geschehen, aber im Ganzen ist dies wahrhaft eine große und erhabene Wendung in der Gestalt öffentlichen Lebens, daß die Geschichte dieser Zeit nicht bloß Biographien und Fürstengeschichten zu erzählen hat, sondern Völkergeschichte. Die Bewegung in diesen großen Massen des ganzen Welttheils ist getheilt und langsam, und der Fortschritt unterbrochen und gehemmt, eben weil es große und ungleichartige Massen sind; aber die Vorbreitung reicht weit; und wenn die Erfolge noch der Art sind, daß sie den Raschlebigen und Ungeduldigen auf Augenblicke entmuthigen, sind doch die Versprechungen dieser Zeit so groß und verlässlich, daß sie auch selbst den Muthloseten mit dem Gefühle aufrichten: es sei dies eine Zeit, in der es sich lohne gelebt zu haben. Ist es nicht eine Zeit tiefgehender, den inneren Menschen bildender Kultur, so ist es dagegen eine Zeit weitreichender, die äußere Lage der Menschheit fördernder Civilisation. Was die praktischen Wissenschaften und technischen Künste, aus Vielen zusammengeschossenen Kräften und Erfahrungen, in diesen Zeiten Außerordentliches erzeugen, wirkt wie einst die großen Ereignisse und Erfindungen im 15. und 16. Jahrhundert auf das Hereinziehen immer größerer Massen in die Kreise der Bildung und des Wohlergehens. Die sichere Begründung der Naturkenntniß von Himmel und Erde schließt Aberglauben und Unwissenheit, wie einst die Reformation, in immer engere Räume; die Dampfmachine, Eisenbahnen und Telegraphen bringen, wie einst die Druckerkunst und die erweiterte Schifffahrt, eine Beschleunigung, eine Verbreitung, eine Gemeinamkeit aller einzelnen Fortschritte hervor, die zum Vortheile der allgemeinen Civilisation selbst die Zeiten und Räume besiegt. Wie ist der Zusammenhang aller Erdtheile vollständiger, die Mittel der Verbindung vielfältiger, der Verkehr rascher und allgemeiner, die Kenntnisse ausgedehnter, die Bildungsmittel zugänglicher, die Allfertigkeit der Menschen zu jeder Thätigkeit größer, Wohlstand, Begehrlichkeit, Genuß und Leichtigkeit des Lebens allgemeiner verbreitet, nie aber auch allgemeiner begehrt und angestrebt gewesen, als heute. Die Regsamkeit in allen Richtungen des häuslichen Lebens hat sich auch in dem öffentlichen Leben geltend gemacht. Und auch hier sind es die Massen, die die Politik zu machen beginnen. Mit der Sicherheit, die dem Instincte der Menge eigen ist, formuliren sie ihre Forderungen, unverbüßt von dem Besserveissen der Doktrin, genau nach ihrem Vortheile und Bedürfnis, und bestehen auf ihnen mit der einfachen Folgerichtigkeit des wohlverstandenen Interesses, unerschreckt von dem Widerstand und den zeitweisen Siegen der Gegner.



Ihre Forderungen aber gehen dahin, daß der Staat das Wohl der Vielen endlich seine Sorge sein lasse, und nicht das der Wenigen und Einzelnen. Und sie stützen sich, diese Forderungen, täglich mehr auf einen den Klarichtigen einleuchtenden, den Verblendeten drohenden Grund, den schon die ersten Calvinistischen Staatslehrer warnend gepredigt hatten: daß es Staaten gebe ohne Fürsten, aber nicht ohne Volk.

### Ihre Allgemeinheit und Gleichartigkeit.

Diese Forderungen sind den Völkern gemeinsam, das Ziel ihrer Bewegungen ist ein gleichartiges. Nicht daß sie nothwendig auf eine einzige gleiche Staatsform hinausgehen müßten, aber sie gehen alle von einem gleichartigen Staatsbegriffe aus. Der strenge Staatsbegriff des Alterthums ist (wie bedauerlich es auch dem Kenner der Geschichte sein mag) Angesichts des neueren Staatsideals in Amerika unmöglich geworden. Niemand wird für glaublich halten, daß die straffen Ordnungen Englands Aussicht hätten, auf das Festland überzugehen, Jedermann für unansprechlich, daß die demokratischen Ideen, die die Welt bewegen, vielmehr allmählig nach England überdringen. Der Individualismus, das Selbstgefühl der Persönlichkeit, ist zu stark in den Menschen geworden, als daß er die Staatsbegriffe und Ordnungen nicht lockern, die geschlossenen Körperschaften, die Staaten im Staate, nicht auflösen, allen Kasten- und Standesunterschied nicht ausgleichen sollte. Denn das Streben nach der Gleichheit aller Verhältnisse, nach der Freiheit von Mensch zu Mensch, ist in diesem Selbstgeföhle der Persönlichkeit nothwendig begründet. Die politische Gleichheit aber, wenn sie nicht der Ausdruck der gleichen Unterdrückung unter der Despotie ist, verlangt die Herrschaft des Volkswillens nach der Entscheidung der Mehrheit; eine Regierung, die nicht auf die Vor Spiegelung eines göttlichen Rechts gegründet ist, sondern auf die Nothwendigkeit, erfordert eine Gesetzgebung, die auf dem Bedürfnisse der Gesellschaft ruht, über das die Gesamtheit selber urtheilt. Nach diesen volkfreundlichen Begriffen, Formen und Ordnungen des Staats und der Gesellschaft drängt Alles in dieser Zeit in einer Gemeinsamkeit und Unaufhaltsamkeit hin, als ob die Schicksalsgewalten unmittelbar einwirkten, einer geschichtlichen Idee Gestalt und Körper zu geben.

Der Kampf dieser Zeiten gilt dem Emporstreben eines vierten Standes. Die große geschichtliche Frage ist, ob dies Bestreben ein

vorübergehendes, unter den Vorgriffen menschlicher Willkür verführtes sei, oder ob in ihm eine vorsichtliche Schickung erkennbar wird, der es rathsam ist sich zu beugen.

Als im 12. und 13. Jahrhundert die ritterliche Aristokratie kaum begründet war, so trat das Bürgerthum in einzelnen Städten und Städtebünden als ihr Nebenbuhler auf, mit nur vereinzelten Erfolgen. Es dauerte noch Jahrhunderte, ehe der Bürgerstand sich in größeren Staaten als eine politisch berechtigte Macht geltend machen konnte. Noch ist er nicht überall hierzu gelangt, und schon hebt sich gegen ihn grade so wie Er einst gegen den Ritterstand, sein natürlicher Feind; der vierte Stand schiebt aufwärts, sich gleich zu stellen mit dem dritten, und mit ihm gemeinsam die oberen Stände und selbst die fürstliche Gewalt abzuwerfen. Wird auch dies nur eine vorübergehende Zuckung sein, wie die städtischen Bewegungen im 13. Jahrhundert, wie die Jacquerie und die Bauernkriege? Wird auch der vierte Stand noch der Jahrhunderte bedürfen zu seiner politischen Bedeutung und Berechtigung, wie einst das Bürgerthum? Aber die Bewegung dieser Zeiten ist nicht veranlaßt, wie die genannten, durch vereinzelten Druck und Glend, sondern sie ist die Folge einer allgemeinen Idee. Seit die Theile der Welt sich so nahe gerückt sind, daß man sich überall der Rolle bewußt geworden ist, die der europäische Stamm der übrigen Menschheit gegenüber spielt, hat der Menschenwerth eine ganz andere Bedeutung erhalten; die Europäer sind wie eine gemeinsame Aristokratie, die ihre Herrschaft über alle Welttheile breitet, und in dieser Gesellschaft will der unterste Mann als ein Gleicher mitzählen, weil er zu dieser Ausbreitung mehr gesteuert hat als jeder andere; er hat die Menschen dazu geliefert und die Mittel des Handels beschafft. Hier liegt die Berechtigung zu seinen gegenwärtigen Strebungen. Und alle Vergangenheit und Gegenwart haben diesen Strebungen auf der einen Seite die Schwierigkeiten weggeräumt, auf der andern aber wirkende Kräfte verliehen in einem Maße, das dem Widerstande alle Stützen zerbricht. Seit vielen Jahrhunderten, haben wir gesehen, arbeitete alle Geschichte auf die größere Gleichheit der Menschen und der Verhältnisse hin. Der Wassenadel zerstörte seine eigene Macht in den Kreuzzügen und in den heimischen Bürgerkriegen der späteren Zeiten. Die geistliche Aristokratie verschwand in den protestantischen Ländern, wo der Geistliche Bürger mit dem Bürger ward. Die Absolutie, die Bedeutung der Rechtsgelehrten, das Bedürfnis geistiger Fähigkeiten für die verwickelteren Geschäfte der neueren Staaten halfen die Gleichmachung der Gesellschaft zu fördern. Die veränderte Kriegskunst gab dem gemeinen Manne eine größere Bedeutung. Die Entdeckung der neuen Welt, Handel und Schifffahrt kamen dem Bürgerthume



ausschließlich zu Gute. In ihm und in dem Königthume liegt heute die beste Kraft des Widerstandes gegen den Andrang der unteren Klassen. Aber die monarchische Gewalt hat seit den Zeiten der französischen Umwälzung ihren Zauber eingebüßt. Sie hat seit der Herstellung der Bourbonen durch den gemeinsamen Wortbruch, mit dem den Völkern die zugesagten Rechte vorenthalten wurden, jedes Vertrauen verloren. Ihre neuesten Thaten haben ihr bei Vielen die letzten moralischen Stützen entzogen. In ihrer personellen Vertretung ist kaum eine Aussicht auf neue Kräftigung. Selbst in den unumchränkt regierten Staaten scheint das, was Jakob I. das Königs Handwerk nannte, verlernt. Das Bürgerthum aber hat sich selten zur politischen Herrschaft besonders befähigt erwiesen. Es hat weder körperlich den Ehrgeiz, noch geschäftlich die Mühe, den Hang, die Gewöhnung, sich als einen politischen Stand in starker Gewalt zu behaupten. Dazu kommt, daß es von dem vierten Stande ganz anders abhängig und durch eine kleinere Luft getrennt ist, als es der Adel einst vom Bürgerthume war.

Sind so die Stände, die politischen Gewalten und Formen ein geringes Hemmnis gegen die demokratischen Bestrebungen der Zeit, so ist dagegen die höchste Ermunterung für sie gelegen in den Beispielen, die in den bestehenden Staaten und Staatsformen gegeben sind. Drei große Reiche wetteifern unter den ungleichsten Verfassungen an gleicher Macht. Die Absolutie in Rußland hat den allgemeinen Haß der gebildeten Welt gegen sich. Der Konstitutionalismus in England liegt für die meisten Staaten jenseits aller Erreichbarkeit. Die demokratische Verfassung Amerika's aber ist das Vorbild und die Vorliebe der großen Massen. Dieser Staat war im Westen unmerklich entstanden und emporgekommen, gleichzeitig wie Rußland im Osten anwuchs, er war gleichzeitig mit Rußland in die Geschichte bedeutungsvoller eingetreten, er hatte, als Napoleon Rußland auf seine Höhe trieb, von diesem die Möglichkeit erkaufte, auf größerem Gebiete eine stärkere Macht zu entfalten, und dem dynastisch-despotischen Einflusse Rußlands einen volksthümlichen entgegen zu stellen. Der Anblick dieses rasch aufsteigenden, freien, glücklichen Staates ohne König, Adel und geistlichen Stand war von einem wunderbaren Reize gerade für die Völker. Und eben dieser Staat allein läßt gerade auf die Völker eine so wenig beachtete, wie gewaltig wirkende, unhemmbare und unmittelbare Einwirkung aus. Sein Glück zieht die der alten Verhältnisse Müden aus Europa massenweise an, und in dem umfassendsten Verkehre dringen die Berichte und Ideen, nicht der verunglückten, sondern nur der gedeihenden Auswanderer mitten in die unteren Schichten der Gesellschaft ein. Zu dieser nie recht gewürdigten Propaganda kommen die Wirkungen der Literatur hinzu, die in allen Theilen

Europa's gleichmäßig demokratisirt ist; ein zahlreiches Proletariat der gebildeten Klassen, das vom literarischen Tagewerke lebt, reicht in gleichem Sinne den unteren Ständen die Hand zu dem gleichen Werke. Und ferner bilden die vom Despotismus Vertriebenen, die heimatlosen Polen, Ungarn, Italiener eine weitere geordnete Propaganda. Ihre Grundsätze, wie aristokratisch die Führer sein mögen, sind nothwendig demokratisch, weil sie der Massen bedürfen und einen Mittelstand zu Hause nicht kennen; sie sind von aller Rücksicht losgesagt und mit allen Rechts- und Rücksichtslosen in einem weltbürgerlichen Bunde, wie einst die Jesuiten, aber für eine aufgebende, nicht für eine untergehende, für eine volksthümliche, nicht für eine despotische Sache. Gegen diese vereinigte Gewalt gleichmäßiger, unfassbarer politischer Einwirkungen hat die monarchische Politik der Erhaltung auf dem Gebiete geistiger Einflüsse nichts zu stellen als einen einflußlosen, abhängigen Theil der Presse. Die ständischen Versammlungen, von wo aus allein ein praktisch-politischer Sinn hätte gebildet werden können, wurden unterdrückt und untergraben, und haben auch, wo sie zum Schein bestehen blieben, weil sie nur zum Schein bestehen, Vertrauen und Wirksamkeit verloren. Das Feld ist daher den demokratischen Grundsätzen freigegeben. Sie schreiten auf jedem Wege vor, auf dem gewaltthätigen der Revolution, wo sie in den Lehren der Socialisten die fürchterlichsten Loosworte agrarischer Gesetze erhalten haben; noch wirksamer aber auf dem stillen Wege der untergrabenden Gewalt der Ideen und Sitten. Die Vorstellungen werden mehr und mehr von ihnen angesteckt, die Bräuche umgestaltet, die politischen Meinungen und Handlungen der Einzelnen und der Regierungen, selbst derer, die sich dawider sträuben, sind davon beherrscht. Die Beweglichkeit des Besitzes, die gleiche Erbtheilung, die gemeinsame Schule, die leichten Verkehrsmittel, Alles wirkt auf die Annäherung der Stände; die verschiedensten Eigenschaften und Leidenschaften der Menschen vereinigen sich gleichsam, um dem untersten Stande emporzuhelfen. Die Mittelmäßigkeit der literarischen Erzeugnisse, eine Folge des ausgebreiteteren geistigen Bedürfnisses, verschleift die Talente der Schreiber und zugleich die Klassen der Leser. Luxus und Genußsucht stacheln die Armen, sich den Reichen gleich zu stellen. Die Bosheit hat den Erhaltungsmännern den Rath eingeblasen, dem Proletariat gegen das Bürgerthum die Hand zu reichen, und wieder hat die Gutmüthigkeit der Menschen auf tausend Wegen gesorgt, das untere Volk zu erleichtern und zu heben: durch Sonntagschulen und Bewahranstalten, durch Sparkassen und Armentgesetze. Die Emancipation aller Gedrückten und Leidenden ist der Ruf des Jahrhunderts, und die Gewalt dieser Ideen ist in der Abstellung von Servituten und Frohnden in Europa und in



der Befreiung der Sklaven Westindiens über mächtige Interessen und eingewurzelte Zustände Sieger geworden. Dies ist der große Zug der Zeit. Die Stärke des Glaubens und der Ueberzeugungen, die Macht des Gedankens, die Kraft der Entschlüsse, die Klarheit des Ziels, die Ausdauer der Hingebung ist in dem volksthümlischen Lager, Alles, was in einer geschichtlichen Bewegung den providentiellen Charakter, den Charakter der Unwiderstehlichkeit gibt.



## I n h a l t.

|                                    | Seite |                                         | Seite |
|------------------------------------|-------|-----------------------------------------|-------|
| Statt der Einleitung . . . . .     | 7     | Die Schlacht bei Waterloo . . . . .     | 124   |
| <b>Ludwig Börne.</b>               |       | Wilhelm von Humboldt . . . . .          | 125   |
| Biographie . . . . .               | 11    | <b>Karl Gutzkow.</b>                    |       |
| Vermischte Aufsätze.               |       | Biographie . . . . .                    | 151   |
| Ueber den Umgang mit Men-          |       | Vermischte Aufsätze.                    |       |
| schcn . . . . .                    | 15    | Aus: „Essentielle Charaktere“ . . . . . | 153   |
| Bemerkungen über Sprache und       |       | Die Lyriker . . . . .                   | 176   |
| Styl . . . . .                     | 19    | Der Styl Goethe's . . . . .             | 180   |
| Der Gott in Höflingen . . . . .    | 24    | Aus: „Briefe aus Paris“ . . . . .       | 185   |
| Denkrede auf Jean Paul . . . . .   | 26    | <b>Arthur Schopenhauer.</b>             |       |
| Pariser Skizzen . . . . .          | 32    | Biographie . . . . .                    | 221   |
| Ueber den Charakter des Wil-       |       | Aphorismen . . . . .                    | 223   |
| helm Tell in Schillers             |       | <b>Ludwig Feuerbach.</b>                |       |
| Drama . . . . .                    | 45    | Biographie . . . . .                    | 267   |
| Kastienpredigt über die Eifersucht | 49    | Aus: „Der Schriftsteller und            |       |
| Der Gekünstler . . . . .           | 54    | der Mensch“ . . . . .                   |       |
| Ueber das Schmolten der            |       | Aphorismen . . . . .                    | 269   |
| Weiber . . . . .                   | 61    | Aus: „Vorlesungen über das              |       |
| Briefe aus Paris . . . . .         | 63    | Wesen der Religion“ . . . . .           |       |
| Aphorismen und Fragmente . . . . . | 86    | Ueber Naturreligion . . . . .           | 288   |
| <b>August Barnhagen von Ense.</b>  |       | <b>Friedrich Theodor Vischer.</b>       |       |
| Biographie . . . . .               | 105   | Biographie . . . . .                    | 301   |
| Vermischte Aufsätze.               |       | Ueber das Komische . . . . .            | 305   |
| Schlacht bei Kesselsdorf am 15.    |       |                                         |       |
| December 1745 . . . . .            | 109   |                                         |       |
| Aus: „Leben des Generals von       |       |                                         |       |
| Seydlitz“ . . . . .                | 114   |                                         |       |



|                                     | Seite |                                       | Seite |
|-------------------------------------|-------|---------------------------------------|-------|
| <b>Karl Rosenkranz.</b>             |       | Geschichte Jakobs I. von Eng-         |       |
| Biographie . . . . .                | 347   | land (1603—1625) . . . . .            | 580   |
| Fragmente aus: „Die Poesie und      |       | <b>Leopold Ranke.</b>                 |       |
| ihre Geschichte“ . . . . .          |       | Biographie . . . . .                  | 605   |
| Die Poesie überhaupt . . . . .      | 349   | Historische Charakterbilder.          |       |
| Homer . . . . .                     | 369   | Karl V. . . . .                       | 609   |
| Horaz . . . . .                     | 373   | Philipp II. von Spanien . . . . .     | 614   |
| Das hohe Lied Salomons und          |       | Murad IV. . . . .                     | 621   |
| Hiob . . . . .                      | 374   | Ignatius Loyola . . . . .             | 624   |
| Shakespeare . . . . .               | 380   | Sixtus V. . . . .                     | 633   |
| Das Ideal der Humanität in          |       | Luther . . . . .                      | 641   |
| der neueren Poesie . . . . .        | 387   | Heinrich IV. von Frankreich . . . . . | 651   |
| <b>Alexander von Humboldt.</b>      |       | <b>Friedrich Christoph Dahlmann.</b>  |       |
| Biographie . . . . .                | 395   | Biographie . . . . .                  | 661   |
| Vermischte Aufsätze.                |       | Aus: „Geschichte der englischen       |       |
| Die Steppen und Wästen . . . . .    | 399   | Revolution“ . . . . .                 | 663   |
| Die Physiognomie der Gewächse       | 413   | Aus: „Geschichte der französi-        |       |
| Betrachtungen über die Ver-         |       | schen Revolution“ . . . . .           | 694   |
| schiedenartigkeit des Natur-        |       | <b>Friedrich Christoph Schloffer.</b> |       |
| genusses und eine wissen-           |       | Biographie . . . . .                  | 733   |
| schaftliche Begründung der          |       | Aus der „Weltgeschichte“ . . . . .    |       |
| Weltgesetze . . . . .               | 429   | Ueber die Geschichte Roms . . . . .   | 737   |
| Naturbeschreibung und Natur-        |       | Aus der „Geschichte des XVIII.        |       |
| gefühl nach Verschiedenheit         |       | Jahrhunderts“ . . . . .               |       |
| der Zeiten und Völker . . . . .     | 450   | Ludwigs XVI. Flucht . . . . .         | 765   |
| <b>Karl Ritter.</b>                 |       | Errichtung der Republik . . . . .     | 780   |
| Biographie . . . . .                | 495   | <b>Georg Gottfried Herbinus.</b>      |       |
| Ueber allgemeine Erdkunde . . . . . | 497   | Biographie . . . . .                  | 797   |
| <b>Friedrich von Raumer.</b>        |       | Aus der „Geschichte der deutschen     |       |
| Biographie . . . . .                | 551   | Nationalliteratur“ . . . . .          |       |
| Historische Skizzen.                |       | Walther von der Vogelweide . . . . .  | 801   |
| Die Eroberung Jerusalems . . . . .  | 553   | Jean Paul . . . . .                   | 805   |
| Konradin, der letzte Hohenstaufe    | 574   | Aus der „Geschichte des 19.           |       |
|                                     |       | Jahrhunderts“ . . . . .               | 843   |

## Gesammt-Inhaltsverzeichnis

in

alphabetischer Ordnung der Autoren.



## Gesamtverzeichnis der Autoren

in alphabetischer Ordnung.

|                                                          | Band  | Seite |
|----------------------------------------------------------|-------|-------|
| <b>Abbt, Thomas</b> . . . . .                            | V     | 513   |
| Vom Tode für das Vaterland . . . . .                     | —     | 515   |
| Aus der Schrift: „Vom Verdienste“ . . . . .              |       |       |
| Von der Stärke der Seele . . . . .                       | —     | 545   |
| Aphorismen . . . . .                                     | —     | 587   |
| <b>Alberus, Erasmus</b> . . . . .                        | II    | 579   |
| Fabeln . . . . .                                         |       |       |
| Von einem Löwen, Bären, Wolf und Fuchs . . . . .         | —     | 579   |
| Von einer Nachtigall und Pfauen . . . . .                | —     | 583   |
| Von einem Vater und seinen Kindern . . . . .             | —     | 584   |
| Von einer Stadtmaus und Feldmaus . . . . .               | —     | 585   |
| Vom Papst Esel . . . . .                                 | —     | 588   |
| <b>Albrecht von Johannisdorf (Minnesänger)</b> . . . . . | I     | 696   |
| Alles um ihretwillen . . . . .                           | —     | —     |
| Zwiegespräch . . . . .                                   | —     | 697   |
| <b>Alexis, Wilibald</b> . . . . .                        | XXIII | 127   |
| Aus: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ . . . . .        | —     | 131   |
| Aus: „Der Roland von Berlin“ . . . . .                   | —     | 167   |
| <b>Arndt, Ernst Moriz</b> . . . . .                      | XVII  | 45    |
| Johann Dietrichs Abenteuer . . . . .                     | —     | 55    |
| Aus: „Geist der Zeit“: . . . . .                         |       |       |
| Das Zeitalter und die Zeitgenossen . . . . .             | —     | 88    |
| Das Studium der Geschichte . . . . .                     | —     | 102   |
| Napoleon . . . . .                                       | —     | 125   |
| Karl Freiherr von Stein . . . . .                        | —     | 130   |
| <b>Arnim, Ludwig Achim von</b> . . . . .                 | XIV   | 447   |
| Gedichte . . . . .                                       |       |       |
| Hobes . . . . .                                          | —     | 449   |
| Der Bau des Strassburger Münsters . . . . .              | —     | 450   |



|                                                                   | Band  | Seite |
|-------------------------------------------------------------------|-------|-------|
| Sonette . . . . .                                                 | XIV   | 453   |
| Ermunterung . . . . .                                             | —     | 454   |
| Kalte Hände, warmes Herz . . . . .                                | —     | —     |
| Des Verschmähten Klage . . . . .                                  | —     | 455   |
| Der Liebe Lust und Weh . . . . .                                  | —     | 456   |
| Kriegslied des Mai's . . . . .                                    | —     | —     |
| Der Blinde . . . . .                                              | —     | 457   |
| Trost im Gebet . . . . .                                          | —     | 458   |
| Lied vor einem Gefängnisse . . . . .                              | —     | 459   |
| Der franke Knabe . . . . .                                        | —     | 462   |
| Gebet . . . . .                                                   | —     | 469   |
| Jakob Böhme . . . . .                                             | —     | —     |
| Die arme Schönheit . . . . .                                      | —     | 463   |
| Die Uhr der Liebe . . . . .                                       | —     | 464   |
| Jung und Alt im Frühlinge . . . . .                               | —     | 465   |
| Das Wort . . . . .                                                | —     | 467   |
| Laune . . . . .                                                   | —     | 468   |
| Novellen.                                                         |       |       |
| Der tolle Invalide auf dem Fort Ratouneau . . . . .               | —     | 469   |
| Die Kirchenordnung . . . . .                                      | —     | 488   |
| <b>Arnim, Bettina von, f. Bettina.</b>                            |       |       |
| <b>Auerbach, Berthold.</b>                                        | XXIII | 695   |
| Der Tolpatz . . . . .                                             | —     | 699   |
| Aus der „Geschichte des Diethelm von Buchenberg“ . . . . .        | —     | 719   |
| <b>Babo, F. W.</b>                                                | XI    | 455   |
| Otto von Wittelsbach, Trauerspiel . . . . .                       | —     | 457   |
| <b>Baggesen, Jens</b>                                             | XIII  | 667   |
| Gedichte.                                                         |       |       |
| Am Gestade . . . . .                                              | —     | 669   |
| Die alte und neue Sehnsucht . . . . .                             | —     | 670   |
| Der Liebenden Erdenwallen . . . . .                               | —     | 671   |
| Die kleine Muse . . . . .                                         | —     | 675   |
| Weltkenntniß . . . . .                                            | —     | 676   |
| Wiederkunft des Liebenden . . . . .                               | —     | 678   |
| Die Schöpfung des Teufels . . . . .                               | —     | 679   |
| Aus: „Adam und Eva oder die Geschichte des Sündenfalls“ . . . . . | —     | 680   |
| Der Feienball . . . . .                                           | —     | 703   |
| Die Revolution . . . . .                                          | —     | 708   |
| Die gesammte Trinkschre . . . . .                                 | —     | 710   |
| <b>Bauernfeld, Eduard.</b>                                        | XXII  | 80    |
| Aus dem Lustspiel: „Bürgerlich und Romantisch“ . . . . .          | —     | 91    |
| Aus dem Lustspiel: „Das Tagebuch“ . . . . .                       | —     | 121   |
| <b>Beckstein, Ludwig.</b>                                         | XX    | 99    |
| Gedichte.                                                         |       |       |
| Gruß an die deutschen Dichter . . . . .                           | —     | 101   |

|                                               | Band | Seite |
|-----------------------------------------------|------|-------|
| Ermutigung . . . . .                          | XX   | 102   |
| An die Jlm . . . . .                          | —    | 105   |
| Die Dichter . . . . .                         | —    | 106   |
| Allen Trauernden . . . . .                    | —    | 108   |
| Der Todesengel . . . . .                      | —    | 110   |
| Das Zauberwort . . . . .                      | —    | 111   |
| Die beiden Nachtigallen . . . . .             | —    | 112   |
| Kennst du den Stern der Liebe . . . . .       | —    | 113   |
| Traum . . . . .                               | —    | 114   |
| Gruß an den Mai . . . . .                     | —    | 115   |
| An die Natur . . . . .                        | —    | 117   |
| Evoo . . . . .                                | —    | 118   |
| Der Laborant . . . . .                        | —    | 121   |
| Das Sonnenmikroskop . . . . .                 | —    | 122   |
| Die Biene am Fenster . . . . .                | —    | 127   |
| An eine Libelle . . . . .                     | —    | —     |
| Der achtzehnte Oktober in Frankfurt . . . . . | —    | 128   |
| Vaterlandslied . . . . .                      | —    | 130   |
| Der Himmelsbote . . . . .                     | —    | 131   |
| Morgengebet auf dem Inselberge . . . . .      | —    | 135   |
| Ruine . . . . .                               | —    | 136   |
| Der Fürst des Gebirges . . . . .              | —    | 137   |
| Der Noach Indiens . . . . .                   | —    | 138   |
| Attila vor Augsburg . . . . .                 | —    | 144   |
| Kaiser Barbarossa . . . . .                   | —    | 145   |
| Vom Koffhäuser . . . . .                      | —    | 147   |
| Chlodio's Gemahl . . . . .                    | —    | 148   |
| Elisabeths Rosen . . . . .                    | —    | 151   |
| Landgraf Ludwig und der Löwe . . . . .        | —    | 152   |
| Pfingsten auf der Wartburg . . . . .          | —    | 153   |
| Vier Mütter . . . . .                         | —    | 155   |
| Das stille Kind bei Erfurt . . . . .          | —    | 157   |
| Vrai amour ne change . . . . .                | —    | 158   |
| Der stille Garten . . . . .                   | —    | 159   |
| Der Verdrießliche . . . . .                   | —    | 161   |
| Aus: „Faustus“ . . . . .                      | —    | 162   |
| <b>Bed, Karl.</b>                             | XXI  | 137   |
| Ausgewählte Gedichte.                         |      |       |
| Robin mich's treibt . . . . .                 | —    | 139   |
| Ich liebe Dich . . . . .                      | —    | 140   |
| An der Donau . . . . .                        | —    | 141   |
| Heimweh . . . . .                             | —    | 142   |
| Das Röslein . . . . .                         | —    | 143   |
| Geh' zur Ruh'! . . . . .                      | —    | 144   |
| Das rothe Lied . . . . .                      | —    | 145   |
| Der Schmetterling . . . . .                   | —    | 147   |
| Weltgeist . . . . .                           | —    | 148   |
| Zur Nacht . . . . .                           | —    | —     |



|                                                        | Band | Seite |
|--------------------------------------------------------|------|-------|
| Die bettelnde Polin . . . . .                          | XXI  | 149   |
| Der Frühling . . . . .                                 | —    | 150   |
| Knecht und Magd . . . . .                              | —    | 152   |
| Die Entfagende . . . . .                               | —    | 154   |
| An Ponjatowski's Grabe . . . . .                       | —    | 155   |
| Die Eisenbahn . . . . .                                | —    | 158   |
| Börne's Tod . . . . .                                  | —    | 160   |
| Ungarn . . . . .                                       | —    | 161   |
| Schiller und Goethe . . . . .                          | —    | 169   |
| <b>Benzel-Sternau, Graf</b> . . . . .                  | XII  | 835   |
| Landolina . . . . .                                    | —    | 837   |
| Ulrich von Hutten zu Fulda (Sprichwortspiel)           | —    | 844   |
| Gedankenlese . . . . .                                 | —    | 867   |
| <b>Bettina</b> . . . . .                               | XVI  | 471   |
| Aus: „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“           | —    | 475   |
| Aus dem „Tagebuche“ . . . . .                          | —    | 541   |
| Aus: „Dies Buch gehört dem König“ . . . . .            | —    | 573   |
| Aus: „Ilius Pamphilus und die Ambrosia“ . . . . .      | —    | 607   |
| <b>Blumauer, Aloys</b> . . . . .                       | XIII | 131   |
| Aus: Virgil's Aeneis, travestirt.                      | —    | 133   |
| Erstes Buch . . . . .                                  | —    | 148   |
| Zweites Buch . . . . .                                 | —    | 159   |
| Drittes Buch . . . . .                                 | —    | 172   |
| Viertes Buch . . . . .                                 | —    | 189   |
| Sechstes Buch . . . . .                                | —    | 189   |
| <b>Vermischte Gedichte.</b>                            | —    | —     |
| Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit Ringenden       | —    | 220   |
| Lied eines Landmanns über den Fluch: Im Schweiß        | —    | 226   |
| seines Angesichts sein Brod zu essen . . . . .         | —    | 226   |
| An die Donau . . . . .                                 | —    | 228   |
| An Graf Lauzun . . . . .                               | —    | 229   |
| An den Wind . . . . .                                  | —    | 232   |
| An den Regen . . . . .                                 | —    | 235   |
| Der evangelische Bauerjunge in der katholischen Kirche | —    | 237   |
| Lob der Gans . . . . .                                 | —    | 241   |
| <b>Bodenstedt, Friedrich</b> . . . . .                 | XXI  | 407   |
| <b>Gedichte.</b>                                       | —    | —     |
| Maigruß . . . . .                                      | —    | 409   |
| Die höchsten Bäume im Walde . . . . .                  | —    | 410   |
| Der sterbende Reitersmann . . . . .                    | —    | 411   |
| Ein Blick vom Kreml . . . . .                          | —    | 412   |
| Eisernefäßige Todtenklage . . . . .                    | —    | 415   |
| Aus Mirza-Schaffy . . . . .                            | —    | 416   |
| Gedenblätter . . . . .                                 | —    | 420   |
| Der Zerkel . . . . .                                   | —    | 421   |

|                                                   | Band | Seite |
|---------------------------------------------------|------|-------|
| Aus: „Ada“ . . . . .                              | XXI  | 422   |
| Euleisha . . . . .                                | —    | 430   |
| <b>Börne, Ludwig</b> . . . . .                    | XXV  | 11    |
| <b>Vermischte Aufsätze.</b>                       | —    | —     |
| Ueber den Umgang mit Menschen . . . . .           | —    | 15    |
| Bemerkungen über Sprache und Styl . . . . .       | —    | 19    |
| Der Gott in Göttingen . . . . .                   | —    | 24    |
| Denkrede auf Jean Paul . . . . .                  | —    | 26    |
| Pariser Skizzen . . . . .                         | —    | 32    |
| Ueber den Charakter des Wilhelm Tell in Schillers | —    | 45    |
| Drama . . . . .                                   | —    | 49    |
| Fastenpredigt über die Eiferucht . . . . .        | —    | 54    |
| Der Eplünfelder . . . . .                         | —    | 61    |
| Ueber das Schmolten der Weiber . . . . .          | —    | 63    |
| Briefe aus Paris . . . . .                        | —    | 86    |
| Aphorismen und Fragmente . . . . .                | —    | 86    |
| <b>Böttger, Adolf</b> . . . . .                   | XXI  | 219   |
| <b>Gedichte.</b>                                  | —    | —     |
| Frühlingsmelodien . . . . .                       | —    | 221   |
| Sonette . . . . .                                 | —    | 225   |
| Die Jungfrau am Rhein . . . . .                   | —    | 226   |
| Junter Herbst . . . . .                           | —    | 228   |
| Nach Jahren! . . . . .                            | —    | 229   |
| Aus: „Dämon und Engel“ . . . . .                  | —    | —     |
| Aus: „Eill Eulenspiegel“:                         | —    | —     |
| Dichter . . . . .                                 | —    | 232   |
| Weingeistler . . . . .                            | —    | 235   |
| Lenzluft . . . . .                                | —    | 236   |
| Liebe . . . . .                                   | —    | 237   |
| Aus: „Ein Frühlingsmärchen“ . . . . .             | —    | 238   |
| <b>Brant, Sebastian</b> . . . . .                 | II   | 83    |
| Aus dem „ <del>Recken</del> Recken“:              | —    | —     |
| Von unnützen Büchern . . . . .                    | —    | 85    |
| Verachtung der Geschrift . . . . .                | —    | 86    |
| Kinderzucht . . . . .                             | —    | 87    |
| Vom unnützen Studiren . . . . .                   | —    | 89    |
| Vom falschen Ruhmen . . . . .                     | —    | 90    |
| Ehre Vater und Mutter . . . . .                   | —    | 93    |
| Von Bettlern . . . . .                            | —    | 94    |
| Vom groben Narren . . . . .                       | —    | 96    |
| Von Verachtung der Armuth . . . . .               | —    | 98    |
| Vom Abgang des Glaubens . . . . .                 | —    | 101   |
| Entschuldigung des Dichters . . . . .             | —    | 106   |
| Eine Fabel von einem Wolf, der ein Schwein aß     | —    | 108   |
| für einen Fisch . . . . .                         | —    | 109   |
| Ein Räters . . . . .                              | —    | 109   |
| Sprüche . . . . .                                 | —    | 110   |



|                                                   | Band | Seite |
|---------------------------------------------------|------|-------|
| <b>Prentano, Clemens.</b>                         | XIV  | 545   |
| Gedichte.                                         |      |       |
| Nach Sevilla.                                     | —    | 547   |
| Der Spinnerin Nachtlieb.                          | —    | —     |
| Der Fischer.                                      | —    | 548   |
| Lore-Lei.                                         | —    | 551   |
| Die lustigen Musikanten.                          | —    | 554   |
| Die Gottesmutter.                                 | —    | 556   |
| Rosenlied.                                        | —    | 558   |
| Brautgesang.                                      | —    | 559   |
| Kindergedichte.                                   | —    | 561   |
| An eine Kranke.                                   | —    | 562   |
| Wenn die Sonne weggegangen.                       | —    | 565   |
| Ich wollt' ein Sträußlein binden.                 | —    | 566   |
| Scheideliied.                                     | —    | —     |
| Soldatenlied.                                     | —    | 567   |
| Sturmlied.                                        | —    | 568   |
| Aus den Erzählungen und Märchen:                  |      |       |
| Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl. | —    | 571   |
| Aus: „Gockel, Hinkel und Gackeleia“               | —    | 600   |
| <b>Bube, Adolf.</b>                               | XIX  | 669   |
| Gedichte.                                         |      |       |
| Nordlicht.                                        | —    | 671   |
| Fester Halt.                                      | —    | 672   |
| Heiligkeit des Unglücks.                          | —    | —     |
| Die schneebedeckte Tanne.                         | —    | 673   |
| In einer Sternennacht.                            | —    | —     |
| Die Wasserpflanze.                                | —    | 674   |
| Der Strom.                                        | —    | —     |
| Rollender Bach.                                   | —    | 675   |
| Der Schatz in der Liebfrauenkirche zu Arnstadt.   | —    | —     |
| Der Jungfernsprung bei Arnstadt.                  | —    | 676   |
| Die große Glocke zu Erfurt.                       | —    | 677   |
| Die drei Gleichen.                                | —    | 678   |
| Die wilde Jagd.                                   | —    | 679   |
| Die Gründung von Ohrdruff.                        | —    | 680   |
| St. Bonifacius.                                   | —    | 681   |
| Das Nonnenkloster auf der Wallfahrt bei Ruhla.    | —    | 682   |
| Die Feuersbrunst im Kloster Begera.               | —    | 683   |
| Der Inselberg.                                    | —    | 684   |
| Der Auswanderer am Drinoko.                       | —    | 685   |
| Wüstentäuschung.                                  | —    | 686   |
| Froilaß.                                          | —    | 687   |
| Hufbalb.                                          | —    | 689   |
| Reden.                                            | —    | —     |
| Gorm der Alte.                                    | —    | 691   |
| Nolfs Fahne.                                      | —    | —     |
| Admiral Wetterhut.                                | —    | 693   |

|                                                            | Band | Seite |
|------------------------------------------------------------|------|-------|
| Auf einer Wanderung im Norden.                             | XIX  | 693   |
| Poesie des Eises.                                          | —    | 694   |
| <b>Bühner, Georg.</b>                                      | XXII | 143   |
| Aus: „Dantons Tod“.                                        | —    | 149   |
| <b>Bürger, Gottfried August.</b>                           | VIII | 7     |
| Gedichte.                                                  |      |       |
| Lenore.                                                    | —    | 13    |
| Der Raubgraf.                                              | —    | 19    |
| Die Weiber von Weinsberg.                                  | —    | 23    |
| Der Bruder Graurock und die Pilgerin.                      | —    | 25    |
| Die Entführung.                                            | —    | 29    |
| Die Ruh.                                                   | —    | 37    |
| Der Kaiser und der Abt.                                    | —    | 39    |
| Der wilde Jäger.                                           | —    | 44    |
| Das Lied von Treue.                                        | —    | 49    |
| An die Hoffnung.                                           | —    | 55    |
| Trinklied.                                                 | —    | 58    |
| Das Dörschen.                                              | —    | 58    |
| Minneliied.                                                | —    | 63    |
| Die Minne.                                                 | —    | 63    |
| Danklied.                                                  | —    | 65    |
| Bei dem Grabe meines guten Großvaters Jakob Philipp Bauer. | —    | 67    |
| Des armen Suschens Traum.                                  | —    | —     |
| Robert.                                                    | —    | 68    |
| Das neue Leben.                                            | —    | 70    |
| Liebeszauber.                                              | —    | —     |
| Männerkuschheit.                                           | —    | 72    |
| Auch ein Lied an den lieben Mond.                          | —    | 74    |
| Schön Suschen.                                             | —    | 76    |
| Die Holbe, die ich meine.                                  | —    | 77    |
| Der Liebefranke.                                           | —    | 79    |
| Die Umarmung.                                              | —    | 80    |
| Elegie.                                                    | —    | 81    |
| Molly's Werth.                                             | —    | 88    |
| An die kalten Vernünftler.                                 | —    | 89    |
| Untreue über Alles.                                        | —    | 90    |
| Himmel und Erde.                                           | —    | 93    |
| An Molly.                                                  | —    | —     |
| Molly's Abschied.                                          | —    | 94    |
| Volkers Schwanenlied.                                      | —    | 95    |
| Die Eine.                                                  | —    | 96    |
| Ueberall Molly und Liebe.                                  | —    | 97    |
| Täuschung.                                                 | —    | —     |
| Für sie mein Eins und Alles.                               | —    | 98    |
| Die Unvergleichliche.                                      | —    | —     |
| Naturrecht.                                                | —    | 99    |



|                                                                     | Band | Seite |
|---------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Das hohe Lied von der Einzigen                                      | VIII | 99    |
| Verlust                                                             | —    | 110   |
| Trauerhülle                                                         | —    | —     |
| Auf die Morgenröthe                                                 | —    | 111   |
| Liebe ohne Heimat                                                   | —    | —     |
| Elise an Bürger                                                     | —    | 112   |
| Bürger an Elise                                                     | —    | 114   |
| Die Erscheinung                                                     | —    | 115   |
| An das Herz                                                         | —    | —     |
| An August Wilhelm Schlegel                                          | —    | 116   |
| Das Blümchen Wunderhold                                             | —    | —     |
| Die Schatzgräber                                                    | —    | 119   |
| Trost                                                               | —    | 120   |
| Mannstolz                                                           | —    | —     |
| Mittel gegen den Hochmuth der Großen                                | —    | —     |
| Auf das Abeln der Gelehrten                                         | —    | —     |
| Der Bauer                                                           | —    | 121   |
| Spinnerlied                                                         | —    | —     |
| Feldjägerlied                                                       | —    | 122   |
| Freiheit                                                            | —    | 123   |
| Straßlied                                                           | —    | 124   |
| Aus des Freiherrn von Münchhausen wunderbaren Reisen und Abenteuern | —    | 125   |
| <b>Christian von Gamle (Minnesänger)</b>                            | I    | 636   |
| Der Anger                                                           | —    | —     |
| Treue                                                               | —    | —     |
| Vier Augen und zwei Herzen                                          | —    | 637   |
| Frauenlob                                                           | —    | 638   |
| Wächterlied                                                         | —    | 639   |
| <b>Claudius, Matthias</b>                                           | VIII | 147   |
| Lied                                                                | —    | 151   |
| Mein Neujahrslied                                                   | —    | 152   |
| Was ich wohl mag                                                    | —    | 154   |
| An —, als ihm die — starb                                           | —    | —     |
| Neber's Genie                                                       | —    | 155   |
| Ginz und Kunz                                                       | —    | 158   |
| Phidile                                                             | —    | —     |
| Ein Lied                                                            | —    | 159   |
| Ungleichheit                                                        | —    | 160   |
| Ginz und Kunz                                                       | —    | —     |
| Grabchrift auf den Windmüller Jackson                               | —    | —     |
| Nachricht vom Genie                                                 | —    | 161   |
| Aus dem Englischen                                                  | —    | —     |
| Ein Wiegenlied, bei Mondschein zu singen                            | —    | —     |
| Abendlied eines Bauermanns                                          | —    | 163   |
| Er schuf sie, ein Männlein und Fräulein                             | —    | 164   |
| Eine Korrespondenz                                                  | —    | —     |

|                                                                                                         | Band | Seite |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Antwort                                                                                                 | VIII | 165   |
| Täglich zu singen                                                                                       | —    | 166   |
| Nach der Krankheit                                                                                      | —    | 167   |
| Johann Kaspar Lavaters physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe | —    | 168   |
| Die Geschichte von Goliath und David, in Reime bracht                                                   | —    | 171   |
| Parentation über Anselmo                                                                                | —    | 172   |
| Ein Lied vom Reisen                                                                                     | —    | 173   |
| Von der Freundschaft                                                                                    | —    | 175   |
| Der glückliche Bauer                                                                                    | —    | 177   |
| Nachricht von meiner Audienz beim Kaiser von Japan                                                      | —    | 178   |
| Die Audienz                                                                                             | —    | 181   |
| Fürsten und Völter                                                                                      | —    | 196   |
| Frau Rebecca mit den Kindern                                                                            | —    | 198   |
| Klage um Aly Bey                                                                                        | —    | 200   |
| Der Frühling                                                                                            | —    | —     |
| Im Mai                                                                                                  | —    | 201   |
| Rheinweinlied                                                                                           | —    | —     |
| Morgenlied eines Bauermanns                                                                             | —    | 202   |
| Des alten lahmen Invaliden Görgel sein Neujahrswunsch                                                   | —    | 204   |
| Abendlied                                                                                               | —    | 205   |
| Kriegslied                                                                                              | —    | 206   |
| Lied nach dem Frieden                                                                                   | —    | 207   |
| Die Sternscherin                                                                                        | —    | 209   |
| Die Henne                                                                                               | —    | —     |
| Eine Chria, darin ich von meinem akademischen Leben und Wandel Nachricht gebe                           | —    | 210   |
| Fuchs und Vär                                                                                           | —    | 212   |
| Ein Versuch in Versen                                                                                   | —    | —     |
| Bei dem Grabe meines Vaters                                                                             | —    | 213   |
| Ueber Klopsocks Oden                                                                                    | —    | —     |
| Schreiben eines parforsgejagten Hirschen an den Fürsten, der ihn parforsgejagt hatte                    | —    | 216   |
| Neue Erfindung                                                                                          | —    | —     |
| Schönheit und Unschuld                                                                                  | —    | 218   |
| Ein Lied                                                                                                | —    | 220   |
| Des Esels Trost                                                                                         | —    | 221   |
| Arians Nachricht von der neuen Aufklärung                                                               | —    | —     |
| Uebungen im Styl                                                                                        | —    | 223   |
| Der Mann im Lehnstuhl                                                                                   | —    | 229   |
| Briefe an Andres                                                                                        | —    | 230   |
| Der Mond                                                                                                | —    | 244   |
| Ein Lied für Schwindsüchtige                                                                            | —    | 245   |
| Arians Reise um die Welt                                                                                | —    | 247   |
| Christiana                                                                                              | —    | 249   |
| An meinen Sohn Johannes                                                                                 | —    | 250   |



|                                                             | Band | Seite |
|-------------------------------------------------------------|------|-------|
| Ein golden A B C . . . . .                                  | VIII | 253   |
| Ein silbern ditto . . . . .                                 | —    | 256   |
| Der Wald . . . . .                                          | —    | 258   |
| Der Regen . . . . .                                         | —    | 259   |
| An Frau Rebecca . . . . .                                   | —    | 260   |
| Der Besuch im St. Job zu ** . . . . .                       | —    | 261   |
| Eine Korrespondenz zwischen mir und meinem Vetter . . . . . | —    | 263   |
| Antwort . . . . .                                           | —    | 267   |
| Valet an meine Leser . . . . .                              | —    | 269   |
| <b>Gollin, Heinrich Joseph von.</b> . . . .                 | XV   | 609   |
| Regulus, Tragödie . . . . .                                 | —    | 611   |
| <b>Gedichte.</b> . . . .                                    |      |       |
| Einsamkeit und Welt . . . . .                               | —    | 688   |
| Künstlerentzückung . . . . .                                | —    | 691   |
| Preis der Standhaftigkeit . . . . .                         | —    | 695   |
| Herzog Leopold vor Solothurn . . . . .                      | —    | 696   |
| Kaiser Mar auf der Martinswand in Tyrol . . . . .           | —    | 701   |
| An Joseph Haydn . . . . .                                   | —    | 708   |
| <b>Wehrmannslieder.</b> . . . .                             |      |       |
| Oesterreichs Landwehr . . . . .                             | —    | 709   |
| Kriegsleid . . . . .                                        | —    | 711   |
| Gebet . . . . .                                             | —    | 712   |
| Der Greis . . . . .                                         | —    | 713   |
| Der Bräutigam . . . . .                                     | —    | 715   |
| Ruf an den Feind . . . . .                                  | —    | 716   |
| March . . . . .                                             | —    | 718   |
| Schlachtruf . . . . .                                       | —    | 719   |
| Wachfeuer . . . . .                                         | —    | —     |
| <b>Dach, Simon</b> . . . . .                                | III  | 89    |
| Lob der Freundschaft . . . . .                              | —    | —     |
| Christliche Todeserinnerung . . . . .                       | —    | 90    |
| Himmelsche Heimat . . . . .                                 | —    | 92    |
| Sehnsucht nach Stille . . . . .                             | —    | 93    |
| Besser Kunst als Gut . . . . .                              | —    | 94    |
| Mute von Tharau . . . . .                                   | —    | 96    |
| Jung gefreit hat nie gereut . . . . .                       | —    | 97    |
| Frühjahrsliedchen . . . . .                                 | —    | 98    |
| Horto recreamur amoeno . . . . .                            | —    | 99    |
| Philosette . . . . .                                        | —    | 100   |
| <b>Dachstein, Wolfgang</b> . . . . .                        | II   | 438   |
| 137. Psalm . . . . .                                        | —    | —     |
| <b>Dahlmann, Friedrich Christoph</b> . . . . .              | XXV  | 661   |
| Aus: „Geschichte der englischen Revolution“ . . . . .       | —    | 663   |
| Aus: „Geschichte der französischen Revolution“ . . . . .    | —    | 694   |
| <b>Decius, Nicolaus</b> . . . . .                           | II   | 430   |
| Gloria in excelsis Deo . . . . .                            | —    | —     |

|                                                          | Band | Seite |
|----------------------------------------------------------|------|-------|
| <b>Dingelstedt, Franz</b> . . . . .                      | XXI  | 103   |
| <b>Gedichte.</b> . . . .                                 |      |       |
| Die Weser . . . . .                                      | —    | 105   |
| Meiner Mutter . . . . .                                  | —    | 106   |
| Am Grabe Chamisso's . . . . .                            | —    | 108   |
| Das deutsche Meer . . . . .                              | —    | 110   |
| Auf einem Kirchhof in der Fremde . . . . .               | —    | 111   |
| Christnacht . . . . .                                    | —    | 112   |
| Neuer Frühling . . . . .                                 | —    | 114   |
| Unter Platen's Büste . . . . .                           | —    | 116   |
| An der Maas . . . . .                                    | —    | —     |
| Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters . . . . .    | —    | 118   |
| Rheinfahrt . . . . .                                     | —    | 122   |
| Lenau . . . . .                                          | —    | 124   |
| Das Lied der Lise . . . . .                              | —    | 126   |
| Den Tag verwünsch' ich und die schwarze Stunde . . . . . | —    | 127   |
| Aus: Ein Roman . . . . .                                 | —    | 129   |
| Die Flüchtlinge . . . . .                                | —    | 130   |
| <b>Ditmar von Niss (Minnesänger)</b> . . . . .           | I    | 609   |
| Der Falke . . . . .                                      | —    | —     |
| Die Trennung . . . . .                                   | —    | 610   |
| Im Frühling . . . . .                                    | —    | —     |
| <b>Dräger-Mansfred, Karl</b> . . . . .                   | XXI  | 423   |
| <b>Gedichte</b> . . . . .                                |      |       |
| O pflanzet Bäume! . . . . .                              | —    | 425   |
| Ein Jahr . . . . .                                       | —    | 426   |
| Der König . . . . .                                      | —    | 427   |
| Sängerwert . . . . .                                     | —    | 429   |
| Der Dichter . . . . .                                    | —    | 430   |
| Herbstblätter . . . . .                                  | —    | 432   |
| Alte Frauen . . . . .                                    | —    | 433   |
| Vom Garten . . . . .                                     | —    | 434   |
| Einer schönen Jüdin . . . . .                            | —    | 435   |
| Kampf . . . . .                                          | —    | 437   |
| Gleichnisse . . . . .                                    | —    | 438   |
| Die Thräne . . . . .                                     | —    | 439   |
| Das Kreuz . . . . .                                      | —    | 440   |
| Die Säule . . . . .                                      | —    | 441   |
| Dichterlohn . . . . .                                    | —    | 443   |
| Salomo's Ring . . . . .                                  | —    | —     |
| Der Hirtenknabe . . . . .                                | —    | 445   |
| An Mückert . . . . .                                     | —    | 447   |
| Der Reim . . . . .                                       | —    | 448   |
| Ein afrikanisches Blatt . . . . .                        | —    | 449   |
| Der Perserschat . . . . .                                | —    | 451   |
| Sibyllinische Blätter . . . . .                          | —    | 454   |



|                                      | Band  | Seite |
|--------------------------------------|-------|-------|
| <b>Droffe-Gülshoff, Annette von.</b> | XIX   | 575   |
| Gedichte.                            |       |       |
| Mein Beruf                           | —     | 577   |
| Die Lerche                           | —     | 579   |
| Das vierzehnjährige Herz             | —     | 581   |
| Ein Sommertagsstraum                 | —     | 582   |
| Nach fünfzehn Jahren                 | —     | 589   |
| Mondesanfang                         | —     | 591   |
| Vor vierzig Jahren                   | —     | 592   |
| Haidebilder                          | —     | 594   |
| Am Thurme                            | —     | 603   |
| Das alte Haus                        | —     | 604   |
| Im Moose                             | —     | 606   |
| Am Bodensee                          | —     | 607   |
| Das Fräulein von Rodenschild         | —     | 608   |
| Die Schwestern                       | —     | 611   |
| Poesie                               | —     | 617   |
| Die junge Mutter                     | —     | 618   |
| Das Spiegelbild                      | —     | 620   |
| Meister Gerhard von Köln             | —     | 621   |
| <b>Ebert, Karl Egon</b>              | XIX   | 535   |
| Gedichte.                            |       |       |
| Die Bergmesse                        | —     | 537   |
| Perle und Lied                       | —     | 538   |
| Die Elise und der Mondstrahl         | —     | 539   |
| Waldblieder                          | —     | 540   |
| Der Rhonegletscher                   | —     | 541   |
| Kampf vor Ruhe                       | —     | 543   |
| Vernunft und Herz                    | —     | 544   |
| Sieg                                 | —     | —     |
| Künstlers Fieber                     | —     | 545   |
| Heilung                              | —     | 546   |
| Gefinnung                            | —     | —     |
| Wasser                               | —     | 547   |
| Ludwig Uhland                        | —     | —     |
| Schwerting der Sachsenherzog         | —     | 549   |
| Kran Hitt                            | —     | 550   |
| Dalibor                              | —     | 553   |
| Des Kaisers Herz                     | —     | 555   |
| Das festliche Gastmahl               | —     | 556   |
| Die Meister                          | —     | 561   |
| Karl der Große und die Jungfrauen    | —     | 566   |
| Das Vöglein                          | —     | 570   |
| <b>Eichendorff, Joseph von</b>       | XVIII | 467   |
| Gedichte.                            |       |       |
| Frühe Fahrt                          | —     | 469   |
| Der wandernde Musikan                | —     | —     |

|                                                    | Band  | Seite |
|----------------------------------------------------|-------|-------|
| Die Spielleute                                     | XVIII | 471   |
| Die Stille                                         | —     | 472   |
| Sehnsucht                                          | —     | 473   |
| Abschied                                           | —     | —     |
| Wandernder Dichter                                 | —     | 474   |
| Nachtlieb                                          | —     | 475   |
| Wanderlied der Prager Studenten                    | —     | 476   |
| Der Bote                                           | —     | 477   |
| Nebermuth                                          | —     | —     |
| Rückkehr                                           | —     | —     |
| Die zwei Gefellen                                  | —     | 478   |
| An die Dichter                                     | —     | 479   |
| Der letzte Gruß                                    | —     | 481   |
| Auf meines Kindes Tod                              | —     | —     |
| In der Fremde                                      | —     | 484   |
| Morgengebet                                        | —     | —     |
| Sonntag                                            | —     | 485   |
| Mondnacht                                          | —     | —     |
| Das Gebet                                          | —     | 486   |
| Der stille Grund                                   | —     | 487   |
| Waldgespräch                                       | —     | 488   |
| Das zerbrochene Ringlein                           | —     | —     |
| Sonst                                              | —     | 489   |
| Der Schatzgräber                                   | —     | 490   |
| Aus dem Leben eines Taugenichts (Novelle)          | —     | 491   |
| <b>Engel, Johann Jakob</b>                         | IX    | 595   |
| Herr Lorenz Starb                                  | —     | 597   |
| Kleinere Erzählungen und Aufsätze.                 |       |       |
| Tobias Witt                                        | —     | 713   |
| Traum des Galilei                                  | —     | 717   |
| Die Kur-Methoden                                   | —     | 722   |
| Entzündung des Las Casas                           | —     | 725   |
| Vergeltung                                         | —     | 730   |
| Geschichte                                         | —     | 732   |
| Sittenwerth                                        | —     | 735   |
| Nachruhm                                           | —     | 739   |
| Lobrede auf den König                              | —     | 741   |
| <b>Falt, Johannes</b>                              | XIII  | 739   |
| Gedichte.                                          |       |       |
| Die Helden                                         | —     | 743   |
| Die heiligen Gräber zu Rom oder das Weltverhängniß | —     | 753   |
| Die drei Feste                                     | —     | 809   |
| Wiederkunft der Griechen und Römer                 | —     | 810   |
| Der heilige Martin                                 | —     | 815   |
| Moses und das Geisfell                             | —     | 817   |
| Der arme Thoms                                     | —     | 818   |
| Die drei Knaben im Walde                           | —     | 819   |



|                                                                              | Band | Seite |
|------------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Der Morgen auf den Schiffswerften . . . . .                                  | XIII | 821   |
| Schiffertied . . . . .                                                       | —    | 822   |
| Der Schiffer und der Sturmwind . . . . .                                     | —    | 823   |
| Loblied des Schiffers nach dem Sturm . . . . .                               | —    | 824   |
| Lied des Schiffers im Hafen . . . . .                                        | —    | —     |
| Abendritt durch den Harz . . . . .                                           | —    | 825   |
| Auf den Anhöhen von Rösen . . . . .                                          | —    | 826   |
| <b>Feuerbach, Ludwig</b> . . . . .                                           | XXV  | 267   |
| Aus: „Der Schriftsteller und der Mensch“ . . . . .                           | —    | 269   |
| Aus: „Vorlesungen über das Wesen der Religion“ . . . . .                     | —    | —     |
| Ueber Naturreligion . . . . .                                                | —    | 288   |
| <b>Fichte, Johann Gottlieb</b> . . . . .                                     | XV   | 7     |
| Neben an die deutsche Nation . . . . .                                       | —    | —     |
| Erste Rede . . . . .                                                         | —    | 13    |
| Zweite Rede . . . . .                                                        | —    | 25    |
| Dritte Rede . . . . .                                                        | —    | 37    |
| Sechste Rede . . . . .                                                       | —    | 49    |
| Siebente Rede . . . . .                                                      | —    | 60    |
| Achte Rede . . . . .                                                         | —    | 72    |
| Vierzehnte Rede . . . . .                                                    | —    | 87    |
| <b>Vermischte Aufsätze.</b> . . . .                                          | —    | —     |
| Aus welchen Grundätzen hat man Staatsveränderungen zu beurtheilen? . . . . . | —    | 101   |
| Von den begünstigten Volksklassen im Staate . . . . .                        | —    | 121   |
| Der Menschenlehrer . . . . .                                                 | —    | 140   |
| Charakteristik Napoleons . . . . .                                           | —    | 141   |
| <b>Fischart, Johann</b> . . . . .                                            | II   | 723   |
| <b>Gedichte.</b> . . . .                                                     | —    | —     |
| Ermahnung an die Deutschen . . . . .                                         | —    | 727   |
| Annahnung zu christlicher Kirchengenossenschaft . . . . .                    | —    | 729   |
| Das glückhafte Schiff von Zürich . . . . .                                   | —    | 734   |
| Aus dem „Ehrentuchlein“ . . . . .                                            | —    | 762   |
| Aus den „Sieben Büchern vom Feldbau“ . . . . .                               | —    | 777   |
| Aus der „Feldbahn“ . . . . .                                                 | —    | 782   |
| Aus: „Dominicus' Leben“ . . . . .                                            | —    | 801   |
| Die Legende vom Ursprung des vierhörigen Jesuitenbütleins . . . . .          | —    | 808   |
| Aus dem „Gargantua“ . . . . .                                                | —    | 836   |
| Eprüche . . . . .                                                            | —    | 856   |
| <b>Psalmen.</b> . . . .                                                      | —    | —     |
| Der 20. Psalm . . . . .                                                      | —    | 857   |
| Der 42. Psalm . . . . .                                                      | —    | 858   |
| Der 54. Psalm . . . . .                                                      | —    | 860   |
| <b>Fischer, Johann Georg</b> . . . . .                                       | XXI  | 433   |
| <b>Gedichte.</b> . . . .                                                     | —    | —     |
| Der Segen . . . . .                                                          | —    | 435   |

|                                                   | Band | Seite |
|---------------------------------------------------|------|-------|
| <b>Verklärung</b> . . . . .                       | XXI  | 436   |
| Der Preis . . . . .                               | —    | —     |
| Um die dritte Stunde . . . . .                    | —    | 437   |
| Schillers Auferstehung . . . . .                  | —    | 438   |
| Das Lied der Zukunft . . . . .                    | —    | 439   |
| Die Unsterbliche . . . . .                        | —    | 441   |
| Mit meinem Kind . . . . .                         | —    | 443   |
| Sonnabend . . . . .                               | —    | 447   |
| Exkursionen am Bodensee . . . . .                 | —    | —     |
| Zugleich ein Sänger und ein Held . . . . .        | —    | 452   |
| Der Protektor . . . . .                           | —    | 460   |
| In der Alhambra . . . . .                         | —    | 462   |
| <b>Fleming, Paul.</b> . . . .                     | III  | 23    |
| <b>Gedichte.</b> . . . .                          | —    | —     |
| Elegie an sein Vaterland . . . . .                | —    | 25    |
| Lob eines Soldaten zu Mosse . . . . .             | —    | 27    |
| Geistliches Lied . . . . .                        | —    | —     |
| Der 6. Psalm . . . . .                            | —    | 29    |
| Neujahrssode 1633 . . . . .                       | —    | 32    |
| Jugendleben . . . . .                             | —    | 33    |
| Auf Herrn Poli Tochterleins Absterben . . . . .   | —    | 35    |
| Auf Schöndels Hochzeit . . . . .                  | —    | 37    |
| Für eine Jungfrau . . . . .                       | —    | 38    |
| An einen Freund . . . . .                         | —    | 39    |
| O fronte serena . . . . .                         | —    | 40    |
| Der Tanz . . . . .                                | —    | 41    |
| Ermunterung zur Freude . . . . .                  | —    | 42    |
| Liebesklage . . . . .                             | —    | 43    |
| Trost in der Trennung . . . . .                   | —    | 44    |
| Wollte sie nur! . . . . .                         | —    | 45    |
| Abschied . . . . .                                | —    | 46    |
| Nachwehen . . . . .                               | —    | 47    |
| Entfesselung . . . . .                            | —    | 48    |
| Das Lob der Einen . . . . .                       | —    | 49    |
| Das treue Herz . . . . .                          | —    | 50    |
| Wie er wollte geküßet sein . . . . .              | —    | 51    |
| An Basilien . . . . .                             | —    | 52    |
| Unmuth . . . . .                                  | —    | 55    |
| Auf eine Hochzeit . . . . .                       | —    | —     |
| An ihren Mund . . . . .                           | —    | 56    |
| Er betrachtet ihre Schönheit und Treue . . . . .  | —    | —     |
| An einen Ring . . . . .                           | —    | 57    |
| Als Sie wieder kam . . . . .                      | —    | —     |
| Auf ihr Bildniß . . . . .                         | —    | 58    |
| An ihren Spiegel . . . . .                        | —    | —     |
| An dem Ort, da er Sie erstlich umfassen . . . . . | —    | 59    |
| Auf ihre Gesundheit . . . . .                     | —    | 59    |
| Auf seinen Namenstag . . . . .                    | —    | —     |



|                                                                         | Band | Seite |
|-------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| An Deutschland . . . . .                                                | III  | 60    |
| Auf seiner Stiefmutter Absterben . . . . .                              | —    | —     |
| Er beklagt die Aenderung und Furchtsamkeit jetziger Deutschen . . . . . | —    | 61    |
| An Sich . . . . .                                                       | —    | —     |
| Neuer Vorsatz . . . . .                                                 | —    | 62    |
| Herhata . . . . .                                                       | —    | —     |
| Er hat Alles wohl gemacht . . . . .                                     | —    | 63    |
| Des Dichters Grabchrift . . . . .                                       | —    | —     |
| <b>Forster, Georg</b> . . . . .                                         | XI   | 147   |
| Aus den „Ansichten vom Niederrhein“:                                    |      |       |
| Ehrenbreitenstein und Neuwied . . . . .                                 | —    | 153   |
| Der Kölner Dom . . . . .                                                | —    | 158   |
| Ueber Kunst und Künstler . . . . .                                      | —    | 164   |
| Vom Ideal . . . . .                                                     | —    | 168   |
| Johannes in der Wüste . . . . .                                         | —    | 174   |
| Maria's Himmelfahrt . . . . .                                           | —    | 178   |
| Der Handel . . . . .                                                    | —    | 179   |
| Lüttich im Jahr 1790 . . . . .                                          | —    | 182   |
| Fahrt nach Dünkirchen . . . . .                                         | —    | 208   |
| Schätze der niederländischen Kunst . . . . .                            | —    | 212   |
| Rubens' Porträt . . . . .                                               | —    | 228   |
| Aus Amsterdam 1790 . . . . .                                            | —    | 231   |
| Joseph II. . . . .                                                      | —    | 249   |
| Benjamin Franklin . . . . .                                             | —    | 253   |
| Honoré Gabriel Mirabeau . . . . .                                       | —    | 257   |
| Aus der „Reise um die Welt“:                                            |      |       |
| Der Brodbaum . . . . .                                                  | —    | 265   |
| O-Tahiti . . . . .                                                      | —    | 269   |
| Auf der Insel Tanna . . . . .                                           | —    | 272   |
| Auszüge aus Forsters Briefen . . . . .                                  | —    | 274   |
| <b>Fouqué, Friedrich de la Motte</b> . . . . .                          | XIV  | 621   |
| Gedichte.                                                               |      |       |
| Thurmwächterlied . . . . .                                              | —    | 623   |
| Die Mutter . . . . .                                                    | —    | 624   |
| An die Ueberlebenden . . . . .                                          | —    | 626   |
| Scherz und Thräne . . . . .                                             | —    | —     |
| Trost . . . . .                                                         | —    | —     |
| Kriegslied für die freiwilligen Jäger . . . . .                         | —    | 627   |
| Die Eroberung von Norwegen . . . . .                                    | —    | 628   |
| Der kranke Ritter . . . . .                                             | —    | 637   |
| Das Siegesfest . . . . .                                                | —    | 638   |
| Der Todtenkopf . . . . .                                                | —    | 639   |
| Ausfaat . . . . .                                                       | —    | —     |
| Undine. Eine Erzählung . . . . .                                        | —    | 640   |
| <b>Freidant (Lehrgebiht)</b> . . . . .                                  | I    | 706   |

|                                                        | Band  | Seite |
|--------------------------------------------------------|-------|-------|
| <b>Freiligrath, Ferdinand</b> . . . . .                | XX    | 499   |
| Gedichte.                                              |       |       |
| Der Löwenritt . . . . .                                | —     | 501   |
| Gesicht des Reisenden . . . . .                        | —     | 503   |
| Der Tod des Führers . . . . .                          | —     | 504   |
| Moos-Hee . . . . .                                     | —     | 506   |
| Der Mohrenfürst . . . . .                              | —     | 508   |
| Die Auswanderer . . . . .                              | —     | 511   |
| Ammonium . . . . .                                     | —     | 512   |
| Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren . . . . .          | —     | 513   |
| Der Wassergeuse . . . . .                              | —     | 514   |
| Der Blumen Rache . . . . .                             | —     | 516   |
| Die Tanne . . . . .                                    | —     | 519   |
| Die Bilderbibel . . . . .                              | —     | 522   |
| Prinz Eugen, der edle Ritter . . . . .                 | —     | 523   |
| Ruhe in der Geliebten . . . . .                        | —     | 524   |
| Der Liebe Dauer . . . . .                              | —     | 525   |
| Bannerspruch . . . . .                                 | —     | 527   |
| Aus Spanien . . . . .                                  | —     | 529   |
| Des Kaisers Segen . . . . .                            | —     | 531   |
| Am Baum der Menschheit . . . . .                       | —     | 533   |
| Aus dem schlesischen Gebirge . . . . .                 | —     | 534   |
| Hamlet . . . . .                                       | —     | 536   |
| Dorfgeschichten . . . . .                              | —     | 538   |
| <b>Freitag, Gustav</b> . . . . .                       | XXII  | 607   |
| Aus: „Graf Waldemar“ . . . . .                         | —     | 613   |
| Aus: „Die Journalisten“ . . . . .                      | —     | 629   |
| Aus: „Soll und Haben“ . . . . .                        | XXIV  | 509   |
| <b>Friedrich von Haufen (Minnesänger)</b> . . . . .    | I     | 620   |
| Sie ist so schön . . . . .                             | —     | —     |
| Zwiepalt . . . . .                                     | —     | 621   |
| Gottes Fahrt . . . . .                                 | —     | 622   |
| <b>Friedrich von Leiningen (Minnesänger)</b> . . . . . | I     | 752   |
| Fahrt hin zu guter Stunde . . . . .                    | —     | —     |
| <b>Fröhlich, Abraham Emanuel</b> . . . . .             | XVIII | 857   |
| 50 Fabeln.                                             |       |       |
| Der Affe als Schauspieldirektor . . . . .              | —     | 859   |
| Die Fabel . . . . .                                    | —     | 861   |
| Kunst und Günst . . . . .                              | —     | 862   |
| Die Geschliffenen . . . . .                            | —     | —     |
| Zufriedenheit . . . . .                                | —     | 863   |
| Knechte und Freie . . . . .                            | —     | —     |
| Braubköpfe . . . . .                                   | —     | 864   |
| Auch ein Institut . . . . .                            | —     | —     |
| Singen und Schreien . . . . .                          | —     | 865   |
| Staatswirtschaftler . . . . .                          | —     | —     |



|                                 | Band  | Seite |
|---------------------------------|-------|-------|
| Der gute Ton                    | XVIII | 866   |
| Respekt vor Großen              | —     | 867   |
| Hohle Freunde                   | —     | —     |
| Diplomatik                      | —     | —     |
| Verföhmungsgefahr               | —     | 868   |
| Klapperschlangen                | —     | —     |
| Maul-Virtuosen                  | —     | 869   |
| Politische Häutungen            | —     | —     |
| Abelschlaueit                   | —     | —     |
| Von                             | —     | 870   |
| Herablassung                    | —     | —     |
| Der alte Radgaul und das Füllen | —     | 871   |
| Abelszeitvertreib               | —     | 872   |
| Schwerpfänder                   | —     | —     |
| Hamster-Andacht                 | —     | 873   |
| Freier Bürger Höchstes          | —     | —     |
| Freiheit und Despotie           | —     | —     |
| Regent und Despot               | —     | 874   |
| Der Aufrührer                   | —     | —     |
| Rahme                           | —     | 875   |
| Das Ober-Appellationsgericht    | —     | 876   |
| Rechts-Handel                   | —     | 877   |
| Volkvertreter                   | —     | —     |
| Stumpfreigen                    | —     | 878   |
| Wehr-, Nähr- und Lehrstand      | —     | 879   |
| Hof-Spektakel                   | —     | 880   |
| Psauen-Ordonnanz                | —     | —     |
| Spazierdienst                   | —     | 881   |
| Die „dummen Jungen“             | —     | —     |
| Seher                           | —     | 882   |
| Zions-Nachtwächter              | —     | —     |
| Die Unterirdischen              | —     | 883   |
| Römischer Feuer glaube          | —     | 884   |
| Römischer Holz glaube           | —     | —     |
| Musiker                         | —     | 885   |
| Selbsterklärung                 | —     | —     |
| Verkehrung                      | —     | 886   |
| Strenge Barmherzigkeit          | —     | —     |
| Der Strom der Freiheit          | —     | 887   |
| Erdenloos                       | —     | —     |
| Der Lebensbaum                  | —     | 888   |
| Abelshöhe — Bürgerhöhe          | —     | 889   |
| Engel und Mensch                | —     | —     |
| Affen-Aufklärung                | —     | 890   |
| Auch Erziehung                  | —     | —     |
| Die Stufenleiter                | —     | 891   |
| Censoren-Bestallung             | —     | —     |
| Der Esel und der Fuchs          | —     | 892   |

|                                                   | Band | Seite |
|---------------------------------------------------|------|-------|
| <b>Garbe, Christian</b>                           | V    | 691   |
| Betrachtung einiger Verschiedenheiten in den Ver- | —    | 693   |
| ten der ältesten und neueren Schriftsteller       | —    | 723   |
| Ueber fehlgeschlagene Erwartungen                 | —    | 733   |
| Ueber die Ruhe.                                   | —    | —     |
| <b>Gaudy, Franz von</b>                           | XIX  | 451   |
| Gedichte.                                         | —    | —     |
| Aus den „Kaiserliedern“                           | —    | 453   |
| Spurlos                                           | —    | 457   |
| Hoffnung                                          | —    | 458   |
| Sie schlich sich in ihr Kämmerlein                | —    | 459   |
| Der Handwerksbursch                               | —    | 460   |
| Besuch                                            | —    | 463   |
| Die große Firma                                   | —    | 464   |
| Vollkommene Größe                                 | —    | 465   |
| Rococo                                            | —    | 466   |
| Des Hagestolzen Geburtstag                        | —    | 467   |
| Der Weichenstein                                  | —    | 469   |
| Alt und Jung                                      | —    | 470   |
| Armand von Béarn                                  | —    | 471   |
| Die Reiterin                                      | —    | 472   |
| Ewigkeit                                          | —    | 474   |
| Die Propagandisten zu Rom                         | —    | 478   |
| Der Mühlknappe                                    | —    | 480   |
| Die Bettlerin von Pont-neuf                       | —    | 481   |
| Die Zister-Trommel                                | —    | 483   |
| Die Harfe                                         | —    | 485   |
| Der Landschaden                                   | —    | 487   |
| Der Arme und der Reiche                           | —    | 489   |
| <b>Geibel, Emanuel</b>                            | XX   | 667   |
| Gedichte.                                         | —    | —     |
| Nimmelsied                                        | —    | 669   |
| Wenn sich zwei Herzen scheiden                    | —    | 671   |
| Es rauscht das rothe Laub                         | —    | 672   |
| Mein Herz ist wie die dunkle Nacht                | —    | —     |
| Sehnsucht                                         | —    | 673   |
| Rühret nicht daran!                               | —    | —     |
| O stille dies Verlangen                           | —    | 674   |
| Der Mai ist gekommen                              | —    | 675   |
| Scheiden, Leiden                                  | —    | 676   |
| Spielmannslied                                    | —    | 677   |
| Die junge Nonne                                   | —    | 678   |
| Hoffnung                                          | —    | 679   |
| Wie es geht                                       | —    | 680   |
| Cita mors ruit                                    | —    | 681   |
| O Jugendzeit!                                     | —    | —     |
| Auf dem Anstand                                   | —    | 682   |
| Heimkehr                                          | —    | 685   |



|                                                 | Band       | Seite      |
|-------------------------------------------------|------------|------------|
| Der Zigeunerbube im Norden . . . . .            | XX         | 685        |
| Zigeunerleben . . . . .                         | —          | 687        |
| Gebet . . . . .                                 | —          | 688        |
| An Georg Herwegh . . . . .                      | —          | —          |
| Heimweh . . . . .                               | —          | 690        |
| Herbstlich sonnige Tage . . . . .               | —          | 692        |
| Abendfeier in Venedig . . . . .                 | —          | 693        |
| Herbstlied . . . . .                            | —          | 694        |
| Auferstehung . . . . .                          | —          | —          |
| Ostermorgen . . . . .                           | —          | 695        |
| Auf dem See . . . . .                           | —          | 696        |
| Volkers Nachtgesang . . . . .                   | —          | —          |
| Nachts am Meere . . . . .                       | —          | 698        |
| Ein altes Lied . . . . .                        | —          | 699        |
| Memento mori . . . . .                          | —          | 700        |
| Sanssouci . . . . .                             | —          | 701        |
| Herakles auf dem Deta . . . . .                 | —          | 702        |
| Der Tod des Tiberius . . . . .                  | —          | 704        |
| <b>Gellert, Christian Fürchtegott . . . . .</b> | <b>III</b> | <b>721</b> |
| <b>Fabeln und Erzählungen.</b>                  |            |            |
| Der Tanzbär . . . . .                           | —          | 725        |
| Die Geschichte von dem Hute . . . . .           | —          | 726        |
| Der Greis . . . . .                             | —          | 728        |
| Das Füllen . . . . .                            | —          | —          |
| Der Fuchs und die Eßter . . . . .               | —          | 730        |
| Das Land der Hinfenden . . . . .                | —          | 731        |
| Antle und Yarisfo . . . . .                     | —          | 732        |
| Der Kukul . . . . .                             | —          | 734        |
| Das Gespenst . . . . .                          | —          | 735        |
| Der Selbstmord . . . . .                        | —          | 736        |
| Der Blinde und der Lahme . . . . .              | —          | 737        |
| Der Hund . . . . .                              | —          | 738        |
| Der Prozeß . . . . .                            | —          | 740        |
| Die Reise . . . . .                             | —          | 742        |
| Das Testament . . . . .                         | —          | 744        |
| Die Widersprecherin . . . . .                   | —          | 745        |
| Das Kartenhaus . . . . .                        | —          | 747        |
| Der Reisende . . . . .                          | —          | 748        |
| Der glücklich gewordene Ehemann . . . . .       | —          | 749        |
| Die beiden Hunde . . . . .                      | —          | 750        |
| Der Schatz . . . . .                            | —          | 751        |
| Der unssterbliche Autor . . . . .               | —          | 752        |
| Der grüne Esel . . . . .                        | —          | 753        |
| Der arme Schiffer . . . . .                     | —          | 754        |
| Die junge Ente . . . . .                        | —          | 756        |
| Das Schicksal . . . . .                         | —          | 757        |
| Der gute Rath . . . . .                         | —          | 758        |

|                                            | Band | Seite |
|--------------------------------------------|------|-------|
| Der Maler . . . . .                        | III  | 759   |
| Das Unglück der Weiber . . . . .           | —    | 760   |
| Der sterbende Vater . . . . .              | —    | 762   |
| Der junge Drescher . . . . .               | —    | 762   |
| Die beiden Wächter . . . . .               | —    | 765   |
| Das Kutschpferd . . . . .                  | —    | 766   |
| Der arme Greis . . . . .                   | —    | —     |
| Der Bauer und sein Sohn . . . . .          | —    | 768   |
| Der glückliche Dichter . . . . .           | —    | 769   |
| Die Mißgeburt . . . . .                    | —    | 770   |
| Die Ente . . . . .                         | —    | 772   |
| Till . . . . .                             | —    | 773   |
| Herodes und Herodias . . . . .             | —    | 774   |
| Gleant . . . . .                           | —    | 777   |
| Der Tod der Fliege und der Mücke . . . . . | —    | 778   |
| Der Freigeist . . . . .                    | —    | 779   |
| Das Vermächtniß . . . . .                  | —    | 781   |
| Die Guttbat . . . . .                      | —    | —     |
| Die schlauen Mädchen . . . . .             | —    | 782   |
| Spicetel . . . . .                         | —    | 783   |
| Der betrübte Wittwer . . . . .             | —    | 784   |
| Der Tartarsfürst . . . . .                 | —    | 785   |
| Der Züngling . . . . .                     | —    | —     |
| Das Pferd und der Esel . . . . .           | —    | 787   |
| Gotil . . . . .                            | —    | —     |
| Das junge Mädchen . . . . .                | —    | 788   |
| Der junge Gelehrte . . . . .               | —    | 789   |
| Die beiden Knaben . . . . .                | —    | 790   |
| Die Bauern und der Amtmann . . . . .       | —    | 791   |
| Die Frau und der Geist . . . . .           | —    | 792   |
| Alcest . . . . .                           | —    | 793   |
| Der wunderbare Traum . . . . .             | —    | 794   |
| Der Polyhistor . . . . .                   | —    | 796   |
| Der Informator . . . . .                   | —    | 797   |
| Hans Nord . . . . .                        | —    | 798   |
| Alcest . . . . .                           | —    | 800   |
| Der großmüthige Räuber . . . . .           | —    | 801   |
| Der ungerathene Sohn . . . . .             | —    | 802   |
| Der Knabe und die Mücke . . . . .          | —    | 803   |
| Die Wachtel und der Hänfling . . . . .     | —    | 804   |
| Die beiden Wanderer . . . . .              | —    | 805   |
| Der Affe . . . . .                         | —    | 807   |
| Die Affen und die Bären . . . . .          | —    | 808   |
| Der Leichtsin . . . . .                    | —    | 809   |
| Das Testament . . . . .                    | —    | —     |
| Der Kranke . . . . .                       | —    | 810   |
| Die Betschweller . . . . .                 | —    | 812   |
| Die Biene und die Henne . . . . .          | —    | 814   |



|                                                                                                                              |         |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------|
| <b>Geistliche Lieder.</b>                                                                                                    |         |
| Bitten . . . . .                                                                                                             | III 816 |
| Danklied . . . . .                                                                                                           | — 817   |
| Die Ehre Gottes aus der Natur . . . . .                                                                                      | — 818   |
| Prüfung am Abend . . . . .                                                                                                   | — 819   |
| Die Güte Gottes . . . . .                                                                                                    | — 820   |
| Morgengesang . . . . .                                                                                                       | — 821   |
| Preis des Schöpfers . . . . .                                                                                                | — 823   |
| Weihnachtslied . . . . .                                                                                                     | — 824   |
| Vom Tode . . . . .                                                                                                           | — 825   |
| Vertrauen auf Gottes Vorsehung . . . . .                                                                                     | — 826   |
| Osterlied . . . . .                                                                                                          | — 828   |
| Am neuen Jahre . . . . .                                                                                                     | — 829   |
| Trost des ewigen Lebens . . . . .                                                                                            | — 830   |
| <b>Prosaisches.</b>                                                                                                          |         |
| Von den Fehlern der Studierenden bei der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Akademien                            | — 833   |
| Aus Gellerts Briefwechsel . . . . .                                                                                          | — 848   |
| <b>Genk, Friedrich von</b> . . . . .                                                                                         | XVI 295 |
| Sendschreiben an Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, überreicht bei dessen Thronbesteigung am 16. Nov. 1797 . . . . . | — 298   |
| Oesterreichisches Manifest vom 12. August 1813 . . . . .                                                                     | — 310   |
| Zwei Briefe an Adam Müller . . . . .                                                                                         | — 324   |
| <b>Gerhard, Paul</b> . . . . .                                                                                               | III 110 |
| <b>Gedichte.</b>                                                                                                             |         |
| Wach' auf, mein Herz! und singe . . . . .                                                                                    | — 111   |
| Nun ruhen alle Wälder . . . . .                                                                                              | — 112   |
| Christliches Freudenlied . . . . .                                                                                           | — 113   |
| Danklied für die Verkündigung des Friedens . . . . .                                                                         | — 116   |
| Befiehl dem Herrn deine Wege . . . . .                                                                                       | — 118   |
| Sommergesang . . . . .                                                                                                       | — 120   |
| An das Angesicht des Herrn Jesu . . . . .                                                                                    | — 122   |
| <b>Gerstenberg, Wilhelm Heinrich von</b> . . . . .                                                                           | VI 727  |
| Agolino, Tragödie in fünf Aufzügen . . . . .                                                                                 | — 729   |
| <b>Gedichte.</b>                                                                                                             |         |
| Der Skalde . . . . .                                                                                                         | — 775   |
| Ariadne auf Naxos . . . . .                                                                                                  | — 784   |
| Die Schlummernde . . . . .                                                                                                   | — 789   |
| Schlachtlid . . . . .                                                                                                        | — 790   |
| Kriegslied eines dänischen Grenadiers . . . . .                                                                              | — 791   |
| Phyllis an das Klavier . . . . .                                                                                             | — 793   |
| Alpenjagd . . . . .                                                                                                          | — 794   |
| <b>Gerbinus, Georg Gottfried</b> . . . . .                                                                                   | XXV 797 |
| Aus der „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“:                                                                        |         |
| Waltther von der Vogelweide . . . . .                                                                                        | — 801   |

|                                                           |         |
|-----------------------------------------------------------|---------|
| Jean Paul . . . . .                                       | XXV 805 |
| Aus der „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ . . . . .       | — 843   |
| <b>Gefner, Salomon</b> . . . . .                          | IV 319  |
| <b>Jodlen.</b>                                            |         |
| Daphnis . . . . .                                         | — 351   |
| Mirtil . . . . .                                          | — 352   |
| Lucas und Milton . . . . .                                | — 353   |
| Amynthas . . . . .                                        | — 356   |
| Damon, Daphne . . . . .                                   | — 358   |
| Damon, Phyllis . . . . .                                  | — 359   |
| Der zerbrochene Krug . . . . .                            | — 361   |
| Daphnis, Chloe . . . . .                                  | — 362   |
| Lucas, oder die Erfindung von Gärten . . . . .            | — 364   |
| Salomon . . . . .                                         | — 365   |
| Mirtil, Thyrsis . . . . .                                 | — 367   |
| Chloe . . . . .                                           | — 368   |
| Menalkas und Aeschines der Jäger . . . . .                | — 370   |
| Tityrus, Menalkas . . . . .                               | — 372   |
| Die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges . . . . . | — 375   |
| Mirtil und Daphne . . . . .                               | — 376   |
| Die übel belohnte Liebe . . . . .                         | — 378   |
| Daphne, Chloe . . . . .                                   | — 381   |
| Der Blumenstrauch . . . . .                               | — 382   |
| Daphne, Micon . . . . .                                   | — 384   |
| Der Herbstmorgen . . . . .                                | — 386   |
| Eruthia . . . . .                                         | — 388   |
| Micon . . . . .                                           | — 391   |
| Thyrsis . . . . .                                         | — 392   |
| Daphne und Chloe . . . . .                                | — 395   |
| Menalkas und Alexis . . . . .                             | — 398   |
| Der Sturm . . . . .                                       | — 400   |
| Das hölzerne Bein . . . . .                               | — 403   |
| Ein Gemälde aus der Sündflut . . . . .                    | — 405   |
| Die Nacht . . . . .                                       | — 410   |
| Der Frühling . . . . .                                    | — 412   |
| Die Gegend im Gras . . . . .                              | — 412   |
| <b>Glein, Wilhelm Ludwig</b> . . . . .                    | IV 451  |
| <b>Lyrische Gedichte.</b>                                 |         |
| Lockspeise . . . . .                                      | — 453   |
| Lebenspflichten . . . . .                                 | — 454   |
| An den Tod . . . . .                                      | — 455   |
| Diener der Liebe . . . . .                                | — 456   |
| Seufzer eines Kranken . . . . .                           | — 456   |
| An den Goldbach . . . . .                                 | — 457   |
| Einladung zum Tanz . . . . .                              | — 457   |
| Vorjah . . . . .                                          | — 457   |
| An den gelehrten Dums . . . . .                           | — 457   |
| Bibliothek der deutschen Klassiker XXV. 7.                |         |



|                                                | Band | Seite |
|------------------------------------------------|------|-------|
| An einen Wassertrinker . . . . .               | IV   | 458   |
| Vorzüge der Klugheit . . . . .                 | —    | 459   |
| Ermahnung zur Weisheit . . . . .               | —    | 460   |
| Der Papst und der Sultan . . . . .             | —    | 461   |
| An ihre Blumen . . . . .                       | —    | —     |
| Lob des Landlebens . . . . .                   | —    | —     |
| An Leuten . . . . .                            | —    | 464   |
| An Solty . . . . .                             | —    | 465   |
| Der Kaiser . . . . .                           | —    | 466   |
| Wiegentlied . . . . .                          | —    | —     |
| Das Leben ist ein Traum . . . . .              | —    | 467   |
| Lieben und Hassen . . . . .                    | —    | —     |
| An die Freude . . . . .                        | —    | 468   |
| Das Mädchen vom Lande . . . . .                | —    | 469   |
| Die Schule . . . . .                           | —    | 470   |
| Der Bach . . . . .                             | —    | 471   |
| Das Hüttchen . . . . .                         | —    | —     |
| An das Weischen neben dem Hüttchen . . . . .   | —    | 472   |
| An die Schwalbe . . . . .                      | —    | 473   |
| Der Abt . . . . .                              | —    | 474   |
| Triolette . . . . .                            | —    | —     |
| Der Greis . . . . .                            | —    | 475   |
| Gottes Liebe . . . . .                         | —    | 476   |
| Gottes Güte . . . . .                          | —    | —     |
| Lepties Lied . . . . .                         | —    | 477   |
| Lieder eines preussischen Grenadiers . . . . . | —    | 478   |
| <b>Fabeln und Erzählungen.</b>                 |      |       |
| Die reisende Fabel . . . . .                   | —    | 498   |
| Der Löwe und der Fuchs . . . . .               | —    | 499   |
| Die Katze und die Maus . . . . .               | —    | —     |
| Der Adler und die Lerche . . . . .             | —    | 500   |
| Der Schwan und die Ente . . . . .              | —    | —     |
| Die Gärtnerin und die Biene . . . . .          | —    | 501   |
| Der Greis und der Tod . . . . .                | —    | —     |
| Die Verathschlagung der Pferde . . . . .       | —    | 502   |
| Der Hirsch, der sich im Wasser sieht . . . . . | —    | 504   |
| Der Adler und der Uhu . . . . .                | —    | 505   |
| Die Milchfrau . . . . .                        | —    | —     |
| Die Giche und der Kürbis . . . . .             | —    | 506   |
| Aus den Zeitgedichten . . . . .                | —    | 508   |
| Aus: „Hallabat“ . . . . .                      | —    | 510   |
| <b>Gödingk, Leopold Friedrich Günther von</b>  | VIII | 627   |
| <b>Pyrische Gedichte.</b>                      |      |       |
| Lieder zweier Liebenden . . . . .              | —    | —     |
| Nach dem ersten nächtlichen Besuche . . . . .  | —    | 629   |
| Bitte an den Frühling . . . . .                | —    | 630   |
| Alles, nur nicht die Ruhe . . . . .            | —    | 631   |
| Der Frühlingsmorgen . . . . .                  | —    | 632   |

|                                                                                              | Band | Seite |
|----------------------------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Flur und Wald . . . . .                                                                      | VIII | 634   |
| An sie von Adel . . . . .                                                                    | —    | 635   |
| Im Herbst . . . . .                                                                          | —    | 636   |
| An ihr Halsstuch . . . . .                                                                   | —    | 637   |
| Nach der Vorstellung von Romeo und Julie . . . . .                                           | —    | 638   |
| An Nantchen . . . . .                                                                        | —    | 639   |
| Als der erste Schnee fiel . . . . .                                                          | —    | —     |
| An Nantchen . . . . .                                                                        | —    | 640   |
| An Amarant, als er Nantchen mit einigen berühmten Dichterinnen verglichen . . . . .          | —    | 641   |
| Zum Gedächtniß des fünfzehnten Julius . . . . .                                              | —    | 642   |
| Als der Kummer über Nantchens Wankelmuth ihm eine Krankheit zuzog . . . . .                  | —    | 643   |
| Als er seinem Tode entgegen sah . . . . .                                                    | —    | 644   |
| Zur Veröhnung . . . . .                                                                      | —    | 646   |
| Antwort . . . . .                                                                            | —    | —     |
| Elegie auf Bürgers Tod . . . . .                                                             | —    | 647   |
| Auf der Stelle, wo Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen blieb . . . . .                   | —    | 650   |
| <b>Poetische Episteln.</b>                                                                   |      |       |
| An seinen Bruder . . . . .                                                                   | —    | 651   |
| An seinen Frey . . . . .                                                                     | —    | 654   |
| An Joseph Freiherrn von Nezer in Wien . . . . .                                              | —    | 656   |
| An seinen Bedienten . . . . .                                                                | —    | 659   |
| Epistel an Welfardt . . . . .                                                                | —    | 661   |
| Auf den Tod seines Sohnes . . . . .                                                          | —    | 666   |
| Die schöne Gegend . . . . .                                                                  | —    | 668   |
| Der Sprosser . . . . .                                                                       | —    | 669   |
| Das Epigramm . . . . .                                                                       | —    | 670   |
| Erkannte Wohlthat . . . . .                                                                  | —    | —     |
| Wünsche im Alter . . . . .                                                                   | —    | 671   |
| <b>Sinngebichte . . . . .</b>                                                                | —    | 672   |
| <b>Görres, Johann Joseph . . . . .</b>                                                       | XVI  | 331   |
| <b>Vermischte Aufsätze.</b>                                                                  |      |       |
| Ueber die deutschen Volksbücher . . . . .                                                    | —    | 335   |
| Napoleons Proclamation an die Völker Europa's vor seinem Abzuge auf die Insel Elba . . . . . | —    | 346   |
| Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig . . . . .                                         | —    | 358   |
| Der Sternenhimmel in der Neujahrsnacht von 1815 bis 1816 . . . . .                           | —    | 359   |
| Aus dem „Heldenbuche von Fran“ . . . . .                                                     | —    | 363   |
| Aus: „Deutschland und die Revolution“ . . . . .                                              | —    | 369   |
| <b>Goethe, Johann Wolfgang . . . . .</b>                                                     | X    | 13    |
| Goethe als Mensch . . . . .                                                                  | —    | —     |
| Einleitung . . . . .                                                                         | —    | —     |
| Erste Epoche. Aus den Briefen an Frau von Stein . . . . .                                    | —    | 17    |



|                                                  | Band | Seite |
|--------------------------------------------------|------|-------|
| Zweite Epoche. Aus den Briefen an Schiller . . . | X    | 71    |
| Dritte Epoche. Aus den Briefen an Zelter . . .   | —    | 111   |
| <b>Goethe als Dramatiker.</b>                    |      |       |
| Einleitung . . . . .                             | —    | 155   |
| Egmont . . . . .                                 | —    | 159   |
| Aus: „Faust“:                                    |      |       |
| 1. Vorspiel auf dem Theater . . . . .            | —    | 217   |
| 2. Vorspiel im Himmel . . . . .                  | —    | 223   |
| <b>Goethe als Erzähler und Lyriker.</b>          |      |       |
| Einleitung . . . . .                             | —    | 229   |
| Der Mann von fünfzig Jahren, Novelle . . . .     | —    | 237   |
| <b>Lyrische Gedichte.</b>                        |      |       |
| Zueignung . . . . .                              | —    | 283   |
| Zum neuen Jahr . . . . .                         | —    | 286   |
| Frühlingsorakel . . . . .                        | —    | 287   |
| Bundeslied . . . . .                             | —    | 288   |
| Dauer im Wechsel . . . . .                       | —    | 289   |
| Tischlied . . . . .                              | —    | 290   |
| Gewohnt, gethan . . . . .                        | —    | 292   |
| Generalbeichte . . . . .                         | —    | 293   |
| Kophtisches Lied . . . . .                       | —    | 294   |
| Vanitas! vanitatum vanitas! . . . . .            | —    | 294   |
| Frech und froh . . . . .                         | —    | 296   |
| Offene Tafel . . . . .                           | —    | —     |
| Reichenschaft . . . . .                          | —    | 298   |
| Ergo bibamus . . . . .                           | —    | 301   |
| Epilog zu Schillers Ode . . . . .                | —    | 302   |
| <b>Gottfried von Nisen (Minnesänger)</b>         | I    | 744   |
| Die Erste und Letzte . . . . .                   | —    | —     |
| Wiegenlied . . . . .                             | —    | —     |
| Die Nachtigall . . . . .                         | —    | 745   |
| Der zerbrochene Krug . . . . .                   | —    | —     |
| <b>Gottfried von Strazburg</b>                   | I    | 467   |
| Aus: Tristan und Isolde . . . . .                | —    | 473   |
| Die Jagd . . . . .                               | —    | 477   |
| Die Schwertleite . . . . .                       | —    | 498   |
| Der Drachenkampf . . . . .                       | —    | 512   |
| Der Minnetrauf . . . . .                         | —    | 535   |
| Der Lauscher am Brunnen . . . . .                | —    | 551   |
| Die Minnegrotte . . . . .                        | —    | 563   |
| Aus dem „Lobgesang“:                             |      |       |
| Lob des Heilandes . . . . .                      | —    | 592   |
| <b>Lieder.</b>                                   |      |       |
| Waidgruß . . . . .                               | —    | 697   |
| Die Gottesminne . . . . .                        | —    | 698   |
| Von der Armuth . . . . .                         | —    | 701   |

|                                             | Band  | Seite |
|---------------------------------------------|-------|-------|
| Mein und Dein . . . . .                     | I     | 703   |
| Das gläserne Glück . . . . .                | —     | 704   |
| <b>Gottshelb, Jeremias</b>                  | XXIII | 653   |
| Aus: „Alli der Knecht“ . . . . .            | —     | 655   |
| Aus: „Alli der Pächter“ . . . . .           | —     | 670   |
| <b>Gottschall, Rudolf</b>                   | XXI   | 565   |
| <b>Gedichte.</b>                            |       |       |
| Stille Klänge . . . . .                     | —     | 567   |
| Ein Fürst . . . . .                         | —     | 570   |
| Ost und West . . . . .                      | —     | 577   |
| Aus: „Gonta“ . . . . .                      | —     | 579   |
| Aus: „Barrabas“ . . . . .                   | —     | 583   |
| Die Rose . . . . .                          | —     | 589   |
| Marie . . . . .                             | —     | 590   |
| Mariens Sehnen . . . . .                    | —     | —     |
| Liebes-Reminiscenzen . . . . .              | —     | 591   |
| Lucile Desmoulins . . . . .                 | —     | 594   |
| <b>Grabbe, Christian</b>                    | XXII  | 189   |
| Aus: „Kaiser Friedrich Barbarossa“ . . . .  | —     | 193   |
| Aus: „Kaiser Heinrich der Sechste“ . . . .  | —     | 233   |
| Aus: „Faust und Don Juan“ . . . . .         | —     | 243   |
| Aus der „Hermannschlacht“ . . . . .         | —     | 258   |
| Aus: „Napoleon oder die hundert Tage“ . . . | —     | 266   |
| <b>Grillparzer, Franz</b>                   | XVIII | 787   |
| Aus: „Sappho“ . . . . .                     | —     | 789   |
| Aus: „König Ottokars Glück und Ende“ . .    | —     | 814   |
| <b>Grimm, Jakob und Wilhelm</b>             | XVIII | 245   |
| Deutsche Kinder- und Hausmärchen . . .      | —     | 251   |
| Deutsche Sagen . . . . .                    | —     | 275   |
| Neuer Wichte und Elben . . . . .            | —     | 291   |
| Frische Esenmärchen . . . . .               | —     | 307   |
| Altnordische Romangen . . . . .             | —     | 316   |
| <b>Grimmelshausen, Christoffel von</b>      | III   | 275   |
| Aus: „Simplicius Simplicissimus“ . . . .    | —     | 277   |
| <b>Gryphius, Andreas</b>                    | III   | 163   |
| <b>Gedichte.</b>                            |       |       |
| Vanitas . . . . .                           | —     | 167   |
| Auf seine Vermählung . . . . .              | —     | 169   |
| Es ist Alles eitel . . . . .                | —     | 170   |
| Thränen des Vaterlands . . . . .            | —     | 171   |
| Morgenfonett . . . . .                      | —     | —     |
| Dominus de me cogitat . . . . .             | —     | 172   |
| An Cleandrum . . . . .                      | —     | —     |
| Der Welt Wollust . . . . .                  | —     | 173   |
| Ueber seine Jugendgedichte . . . . .        | —     | —     |
| Domine, minor sum . . . . .                 | —     | 174   |



|                                                               | Band | Seite |
|---------------------------------------------------------------|------|-------|
| Beschluß des 24. Jahres . . . . .                             | III  | 174   |
| Als er aus Rom geschieden . . . . .                           | —    | 175   |
| Ueber die unterirdischen Gräfte der Märtyrer im Rom . . . . . | —    | —     |
| Auf die Geburt seines Sohnes . . . . .                        | —    | 176   |
| An seinen Sohn . . . . .                                      | —    | —     |
| Auf den Anfang des Jahres 1650 . . . . .                      | —    | 177   |
| Dramatische Scenen:                                           |      |       |
| Aus: „Cardenio und Gelinde“ . . . . .                         | —    | —     |
| Aus: „Herr Peter Squenz“ . . . . .                            | —    | 200   |
| Aus: „Horribilicribrifax“ . . . . .                           | —    | 216   |
| Aus: „Die geliebte Dornrose“ . . . . .                        | —    | 221   |
| <b>Gudrun, Epös.</b> . . . .                                  | I    | 163   |
| Wie Bate nach Irland zog . . . . .                            | —    | 167   |
| Wie die Dänen zu Irland empfangen wurden . . . . .            | —    | 172   |
| Wie Hüb Horand sang . . . . .                                 | —    | 176   |
| Wie Hilde entführt wurde . . . . .                            | —    | 179   |
| Wie Hagen seiner Tochter nachstellte . . . . .                | —    | 181   |
| Wie Gudrun aufwuchs . . . . .                                 | —    | 185   |
| Wie Hartmut um Gudrun warb . . . . .                          | —    | 186   |
| Wie Herwig im Kampfe sie errang . . . . .                     | —    | 188   |
| Wie Sigfried Herwig überfiel . . . . .                        | —    | 191   |
| Wie Hartmut Gudrun mit Gewalt entführte . . . . .             | —    | 193   |
| Von der Schlacht auf dem Wälpensand . . . . .                 | —    | 197   |
| Wie es Gudrun in der Fremde erging . . . . .                  | —    | 202   |
| Wie Hilde Heerfahrt hielt nach ihrer Tochter . . . . .        | —    | 209   |
| Wie Gudrun ward ihre Ankunft kund gethan . . . . .            | —    | 213   |
| Wie Ortwein und Herwig zu ihnen kamen . . . . .               | —    | 215   |
| Wie Gudrun lachte . . . . .                                   | —    | 219   |
| Wie Herwig und Ortwein zum Heer zurückkehrten . . . . .       | —    | 224   |
| Vom Kampfe vor Cassiane . . . . .                             | —    | 225   |
| Wie Cassiane erobert ward . . . . .                           | —    | 231   |
| Wie die Hefelingen heimfuhren . . . . .                       | —    | 236   |
| Von der Könige Verlobung . . . . .                            | —    | 238   |
| <b>Günter, Johann Christian</b> . . . . .                     | III  | 371   |
| Gedichte.                                                     |      |       |
| Abendlied . . . . .                                           | —    | 373   |
| Der gewisse Trost . . . . .                                   | —    | 375   |
| Die unwiederbringliche Zeit . . . . .                         | —    | 376   |
| Liebe ohne Hoffnung . . . . .                                 | —    | 377   |
| Als er insgeheim liebte . . . . .                             | —    | 378   |
| Früher Verlust . . . . .                                      | —    | 379   |
| An Slavien . . . . .                                          | —    | —     |
| An die Erzürnte . . . . .                                     | —    | 380   |
| An Phyllis . . . . .                                          | —    | 381   |
| Trostlied . . . . .                                           | —    | 382   |
| Rosenlied . . . . .                                           | —    | 383   |
| Gedichte an Leonore . . . . .                                 | —    | 385   |

|                                                                             | Band | Seite |
|-----------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Der Geliebten . . . . .                                                     | III  | 394   |
| Die seufzende Geduld . . . . .                                              | —    | 395   |
| Studentenlieder . . . . .                                                   | —    | —     |
| Wanderlied . . . . .                                                        | —    | 397   |
| Seid gerüstet . . . . .                                                     | —    | 398   |
| Feierabend . . . . .                                                        | —    | 399   |
| Kurs eines seligen Kindes aus der Ewigkeit . . . . .                        | —    | 401   |
| Klagen . . . . .                                                            | —    | 403   |
| Abschied . . . . .                                                          | —    | 404   |
| Aus einem Briefe an einen guten Freund . . . . .                            | —    | 405   |
| Als er sich seiner ehemaligen Jugendjahre mit Schmerzen erinnerte . . . . . | —    | 406   |
| Nach der Reiche an seinen Vater . . . . .                                   | —    | 409   |
| Die Hartnäckigkeit des Glückes . . . . .                                    | —    | 411   |
| Büßgedanken . . . . .                                                       | —    | 412   |
| <b>Gustow, Karl</b> . . . . .                                               | XXII | 545   |
| 75. Dramatisches.                                                           |      |       |
| Aus: „Ariel Acosta“ . . . . .                                               | —    | 551   |
| Aus: „Zepf und Schwert“ . . . . .                                           | —    | 581   |
| Erzählendes.                                                                |      |       |
| Aus: „Die Ritter vom Geiß“ . . . . .                                        | XXIV | 423   |
| Der Kaperbrief . . . . .                                                    | —    | 461   |
| Vermischte Aufsätze.                                                        |      |       |
| Aus: „Essentielle Charaktere“ . . . . .                                     | XXV  | 153   |
| Die Vrifer . . . . .                                                        | —    | 176   |
| Der Styl Goethe's . . . . .                                                 | —    | 180   |
| Aus: „Briefe aus Paris“ . . . . .                                           | —    | 185   |
| <b>Gadländer, Friedrich Wilhelm</b> . . . . .                               | XXIV | 565   |
| Aus: „Wachstubenabenteuer“ . . . . .                                        | —    | 567   |
| Aus: „Soldatengeschichten“ . . . . .                                        | —    | 585   |
| <b>Gadlaub, Johannes (Minnesänger)</b> . . . . .                            | I    | 771   |
| Der Brief . . . . .                                                         | —    | 772   |
| Im grünen Klee . . . . .                                                    | —    | 773   |
| Als sie ein Kind liebte . . . . .                                           | —    | 774   |
| Die Begegnung . . . . .                                                     | —    | —     |
| Der Vöte . . . . .                                                          | —    | —     |
| <b>Gagedorn, Friedrich von</b> . . . . .                                    | III  | 487   |
| Vermischte Gedichte.                                                        |      |       |
| An die Freunde . . . . .                                                    | —    | 489   |
| Der Wein . . . . .                                                          | —    | 490   |
| Die Empfindung des Frühlings . . . . .                                      | —    | —     |
| Die Landluft . . . . .                                                      | —    | 491   |
| Der Ruckuf . . . . .                                                        | —    | 493   |
| Die Acker . . . . .                                                         | —    | 494   |
| Der Mai . . . . .                                                           | —    | 495   |
| Leichencarmen . . . . .                                                     | —    | 496   |
| Die Alte . . . . .                                                          | —    | 499   |



|                                                    | Band | Seite |
|----------------------------------------------------|------|-------|
| Lob unserer Zeiten                                 | III  | 500   |
| Der Morgen                                         | —    | 502   |
| Die Jugend                                         | —    | 503   |
| Die erste Liebe                                    | —    | 504   |
| Philemon und Baucis                                | —    | —     |
| Der Hänfling des Papstes Johannes XXIII.           | —    | 590   |
| Ja und Nein                                        | —    | 512   |
| Johann der Seifensieder                            | —    | 513   |
| Die Glückseligkeit                                 | —    | 516   |
| Drei Taube                                         | —    | 522   |
| An die Dichtkunst                                  | —    | —     |
| Der Löwe und die Mücke                             | —    | 523   |
| Die Ratter und der Kal                             | —    | 524   |
| Der Hase und viele Freunde                         | —    | 525   |
| Der Kuckuk und die Lerche                          | —    | 528   |
| Das Hühnchen und der Diamant                       | —    | —     |
| Der Lauf der Welt                                  | —    | —     |
| An den verlorenen Schlaf                           | —    | 530   |
| Der erste Mai                                      | —    | 531   |
| Hoheit und Liebe                                   | —    | —     |
| Die Bärenhaut                                      | —    | 532   |
| Von Hali                                           | —    | 534   |
| Das Heidelberger Faß                               | —    | 536   |
| Der Gelehrte                                       | —    | 537   |
| <b>Hahn = Hahn, Ida, Gräfin</b>                    | XXIV | 9     |
| Aus: „Ulrich“                                      | —    | 13    |
| Aus: „Zwei Frauen“                                 | —    | 48    |
| Aus: „Jenseits der Berge“                          | —    | 64    |
| <b>Haller, Albrecht von</b>                        | III  | 419   |
| Gedichte.                                          |      |       |
| Sehnsucht nach dem Vaterlande                      | —    | 423   |
| Die Alpen                                          | —    | 424   |
| Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben  | —    | 437   |
| Die Falschheit menschlicher Tugenden               | —    | 446   |
| Die Tugend                                         | —    | 454   |
| Doris                                              | —    | 456   |
| Ueber den Ursprung des Nebels                      | —    | 460   |
| Unvollkommenes Gedicht über die Ewigkeit           | —    | 474   |
| Trauer-Ode beim Absterben seiner geliebten Mariane | —    | 478   |
| Ueber eben Dieselbe                                | —    | 481   |
| Der Fuchs und die Trauben                          | —    | 483   |
| Der Hahn, die Tauben und der Geier                 | —    | 484   |
| <b>Hamann, Johann Georg</b>                        | VII  | 163   |
| Sokratische Denkwürdigkeiten                       | —    | 167   |
| Sibyllinische Blätter                              | —    | 195   |

|                                  | Band  | Seite |
|----------------------------------|-------|-------|
| <b>Gardenberg, Friedrich von</b> | XIV   | 27    |
| Heinrich von Osterdingen         | —     | 31    |
| Hymnen an die Nacht              | —     | 137   |
| Gedichte.                        |       |       |
| An Lied                          | —     | 148   |
| Die Dichtkunst                   | —     | 150   |
| Lieder                           | —     | —     |
| Geistliche Lieder                | —     | 157   |
| Die Lehrlinge zu Saiz            | —     | 174   |
| Fragmente und Aphorismen         | —     | 201   |
| <b>Hartmann von Aue,</b>         | I     | 243   |
| Der arme Heinrich                | —     | 247   |
| Aus „Zwein“                      | —     | 279   |
| Lieder.                          |       |       |
| Kreuzlied                        | —     | 628   |
| Wahre Minne                      | —     | 629   |
| Freier Mann                      | —     | —     |
| <b>Hartmann, Moriz</b>           | XXI   | 285   |
| Gedichte.                        |       |       |
| Der Frühling                     | —     | 287   |
| An die Mutter                    | —     | 288   |
| Seit sie gestorben               | —     | 290   |
| Frühes Alter                     | —     | 291   |
| Von Jhr                          | —     | 292   |
| Die böhmischen Bauern            | —     | 293   |
| Böhmische Elegien                | —     | 296   |
| Orn, der Alte                    | —     | 300   |
| Dänische Ballade                 | —     | 301   |
| Enttäuschung                     | —     | 302   |
| Der scheue Vogel                 | —     | 303   |
| Gewisse Worte                    | —     | 304   |
| Tagebuchblätter                  | —     | 305   |
| König Wenzel der Faule           | —     | 309   |
| Sonette                          | —     | 317   |
| Abbé Vogler                      | —     | 318   |
| Lope de Vega                     | —     | 321   |
| <b>Hauff, Wilhelm</b>            | XVIII | 595   |
| Erzählungen.                     |       |       |
| Das kalte Herz                   | —     | 599   |
| Das Märchen vom falschen Prinzen | —     | 633   |
| Gedichte.                        |       |       |
| Turnerlust                       | —     | 642   |
| Das Burschentum                  | —     | 648   |
| Reiters Morgengesang             | —     | 649   |
| Soldatenmuth                     | —     | 650   |
| Soldatenliebe                    | —     | 651   |



|                                                            | Band  | Seite |
|------------------------------------------------------------|-------|-------|
| Hans Guttens Ende . . . . .                                | XVIII | 652   |
| An die Freiheit . . . . .                                  | —     | 653   |
| <b>Haug, Johann Christoph Friedrich</b> . . . . .          | XIII  | 715   |
| Ausgewählte Epigramme . . . . .                            | —     | 717   |
| <b>Hebbel, Friedrich</b> . . . . .                         | XX    | 633   |
| Gedichte.                                                  |       |       |
| Der blinde Orgelspieler . . . . .                          | —     | 635   |
| Die treuen Brüder . . . . .                                | —     | 636   |
| Das Kind am Brunnen . . . . .                              | —     | —     |
| Das alte Haus . . . . .                                    | —     | 637   |
| Auf ein schlummerndes Kind . . . . .                       | —     | 639   |
| An eine Unbekannte . . . . .                               | —     | 640   |
| Auf ein altes Mädchen . . . . .                            | —     | —     |
| Leben . . . . .                                            | —     | 641   |
| Gebet . . . . .                                            | —     | 642   |
| Die Erde und der Mensch . . . . .                          | —     | —     |
| Der Sonnenjüngling . . . . .                               | —     | 645   |
| Nachtlied . . . . .                                        | —     | —     |
| Virgo et Mater . . . . .                                   | —     | 646   |
| Die junge Mutter . . . . .                                 | —     | 647   |
| Buben Sonntag . . . . .                                    | —     | —     |
| Liebeszauber . . . . .                                     | —     | 649   |
| Stanzas auf ein sicilianisches Schwesternpaar . . . . .    | —     | 652   |
| Aus der Kindheit . . . . .                                 | —     | 654   |
| Ballade . . . . .                                          | —     | 656   |
| Vorfrühling . . . . .                                      | —     | 658   |
| Dicker Wald . . . . .                                      | —     | 659   |
| Meeresleuchten . . . . .                                   | —     | —     |
| Bei einem Gewitter . . . . .                               | —     | 660   |
| Gruß der Zukunft . . . . .                                 | —     | 661   |
| Vorbereitung . . . . .                                     | —     | —     |
| Der Mensch . . . . .                                       | —     | —     |
| Au den Aether . . . . .                                    | —     | 662   |
| Im tiefsten Schmerz . . . . .                              | —     | —     |
| Letztes Gebet . . . . .                                    | —     | 663   |
| <b>Dramatische.</b>                                        |       |       |
| Aus: „Maria Magdalena“ . . . . .                           | —     | 653   |
| Aus: „Genoveva“ . . . . .                                  | —     | 666   |
| <b>Hebel, Johann Peter</b> . . . . .                       | X     | 591   |
| Erzählungen und Aufsätze aus dem „Rheinischen Hausfreund“: |       |       |
| Der Schneider in Pensa . . . . .                           | —     | 595   |
| Der falsche Edelstein . . . . .                            | —     | 599   |
| Der Zirkelschmied . . . . .                                | —     | 601   |
| Heimliche Enthauptung . . . . .                            | —     | 602   |
| Der Staat von Segringen . . . . .                          | —     | 603   |
| Das letzte Wort . . . . .                                  | —     | 605   |

|                                                                         | Band | Seite |
|-------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Ein gutes Recept . . . . .                                              | X    | 606   |
| Der betrogene Krämer . . . . .                                          | —    | 607   |
| Allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude . . . . .                 | —    | 609   |
| Des Adjunkts Standrede im Gemüsegarten seiner Schwiegermutter . . . . . | —    | 618   |
| Von den Schlangen . . . . .                                             | —    | 621   |
| Geiz und Verschwendung . . . . .                                        | —    | 625   |
| Kindesdank und Unbunt . . . . .                                         | —    | 626   |
| Das wohlfeile Mittagessen . . . . .                                     | —    | 627   |
| Mancherlei Regen . . . . .                                              | —    | 628   |
| Guter Rath . . . . .                                                    | —    | 633   |
| Der kluge Richter . . . . .                                             | —    | 634   |
| Der schlaue Husar . . . . .                                             | —    | 636   |
| Der Maulwurf . . . . .                                                  | —    | 637   |
| Der Zahnarzt . . . . .                                                  | —    | 638   |
| Der Mond . . . . .                                                      | —    | 640   |
| Die Spinnen . . . . .                                                   | —    | 644   |
| Die Planeten . . . . .                                                  | —    | 647   |
| Das wohlbezahlte Gespenst . . . . .                                     | —    | 650   |
| Der vorsichtige Träumer . . . . .                                       | —    | 652   |
| Die Eidechsen . . . . .                                                 | —    | 653   |
| Unglück der Stadt Leyden . . . . .                                      | —    | 655   |
| Der schlaue Pilgrim . . . . .                                           | —    | 657   |
| Die Planeten (Fortsetzung) . . . . .                                    | —    | 658   |
| Der Kommandant und die Jäger in Hersfeld . . . . .                      | —    | 662   |
| Der Wasserträger . . . . .                                              | —    | 663   |
| Gute Geduld . . . . .                                                   | —    | 665   |
| Ranitverstan . . . . .                                                  | —    | 666   |
| Der Husar in Reize . . . . .                                            | —    | 668   |
| Wertwürdige Gespenstergeschichte . . . . .                              | —    | 670   |
| Kaiser Napoleon und die Obisfrat in Brienne . . . . .                   | —    | 673   |
| Das Bombardement von Kopenhagen . . . . .                               | —    | 675   |
| Fürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolf . . . . .            | —    | 677   |
| Wertwürdige Schicksale eines jungen Engländers . . . . .                | —    | 678   |
| Die gute Mutter . . . . .                                               | —    | 681   |
| Die Schmachtschrift . . . . .                                           | —    | 683   |
| Der Heiner und der Brassenheimer Müller . . . . .                       | —    | 686   |
| Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz . . . . .                     | —    | 687   |
| Die Firsterne . . . . .                                                 | —    | 690   |
| Seltame Ehescheidung . . . . .                                          | —    | 693   |
| Friedrich der Große und sein Nachbar . . . . .                          | —    | 694   |
| Die Schildwache und der König . . . . .                                 | —    | 695   |
| Der listige Steyermarkter . . . . .                                     | —    | 696   |
| Die Firsterne (Fortsetzung) . . . . .                                   | —    | 697   |
| Der fremde Herr . . . . .                                               | —    | 699   |
| Der geheilte Patient . . . . .                                          | —    | 701   |
| Der Generalfeldmarschall Suwarow . . . . .                              | —    | 703   |
| Baumzucht . . . . .                                                     | —    | 704   |



## Allemannische Gedichte.

|                                                                                                     |   |     |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------|---|-----|
| Vorwort                                                                                             | X | 707 |
| Die Irlichter                                                                                       | — | 709 |
| Der Schmelzosen                                                                                     | — | 711 |
| Der Morgenstern                                                                                     | — | 715 |
| Der Karfunkel                                                                                       | — | 717 |
| Das Herlein                                                                                         | — | 722 |
| Der Sommerabend                                                                                     | — | 723 |
| Eine Frage                                                                                          | — | 725 |
| Noch eine Frage                                                                                     | — | 727 |
| Der Abendstern                                                                                      | — | 729 |
| Der Käser                                                                                           | — | 731 |
| Hans und Berene                                                                                     | — | 732 |
| Der Winter                                                                                          | — | 734 |
| Das Gewitter                                                                                        | — | 735 |
| Der Bettler                                                                                         | — | 737 |
| Das Habermus                                                                                        | — | 739 |
| Sonntagsfrühe                                                                                       | — | 741 |
| Die Vergänglichkeit                                                                                 | — | 743 |
| Das Spinnlein                                                                                       | — | 747 |
| Geisterbesuch auf dem Felsberg                                                                      | — | 748 |
| Der Wegweiser                                                                                       | — | 753 |
| Die Wiese                                                                                           | — | 754 |
| Der Mann im Mond                                                                                    | — | 761 |
| Die Mitter am Christabend                                                                           | — | 763 |
| Gespens an der Randerer Straße                                                                      | — | 765 |
| Der Statthalter von Schopfheim                                                                      | — | 766 |
| Der Schreinergefell                                                                                 | — | 773 |
| Wächterruf                                                                                          | — | —   |
| Auf einem Grabe                                                                                     | — | 774 |
| Der Wächter in der Mitternacht                                                                      | — | 776 |
| Der zufriedene Landmann                                                                             | — | 779 |
| Der Jenner                                                                                          | — | 781 |
| Das Liedlein vom Kirschbaum                                                                         | — | 783 |
| Die Häfnet-Zungfrau                                                                                 | — | 785 |
| Der Sperling am Fenster                                                                             | — | 787 |
| Freude in Ehren                                                                                     | — | 788 |
| Glossarium                                                                                          | — | 790 |
| Deeren, Hermann Ludwig                                                                              | X | 805 |
| Johannes Müller der Historiker                                                                      | — | 807 |
| Aus den „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt“: |   |     |
| Poesie und Kunst in Beziehung auf den griechischen Staat                                            | — | 832 |
| Die griechischen Geschichtschreiber                                                                 | — | 846 |
| Das Privatleben der persischen Könige                                                               | — | 851 |

|                                                 |     |     |
|-------------------------------------------------|-----|-----|
| Heermann, Johannes                              | III | 106 |
| Trostlied                                       | —   | —   |
| Ein täglich Gebet                               | —   | 108 |
| Hegel, Georg Wilhelm Friedrich                  | XVI | 617 |
| Ueber den Werth des Studiums der alten Sprachen | —   | 619 |
| Ueber Sokrates                                  | —   | 630 |
| Heine, Heinrich                                 | XIX | 405 |
| Gedichte.                                       | —   | —   |
| Die Grenadiere                                  | —   | 407 |
| Belsazar                                        | —   | 408 |
| An meine Mutter                                 | —   | 409 |
| Lieber                                          | —   | 410 |
| Die Heimkehr                                    | —   | 414 |
| Bergidylle                                      | —   | 419 |
| Der Hirtenknabe                                 | —   | 422 |
| Die Ilse                                        | —   | 423 |
| Nordseebilder                                   | —   | 424 |
| Neuer Frühling                                  | —   | 427 |
| Gilde Harolds                                   | —   | 430 |
| Die Wallfahrt nach Keblaar                      | —   | 431 |
| Aus: „Atta Troll“                               | —   | 433 |
| Aus: „Deutschland, ein Wintermärchen“           | —   | 439 |
| Aus: „Romanzero“                                | —   | 442 |
| Heinrich von Beldede (Minnesänger)              | I   | 618 |
| Minnelied                                       | —   | —   |
| Nacht der Liebe                                 | —   | 619 |
| Graues Haar                                     | —   | —   |
| Heinrich VI., Kaiser (Minnesänger)              | I   | 623 |
| Gruß                                            | —   | —   |
| Heinrich von Morungen (Minnesänger)             | I   | 624 |
| Härte des Geliebten                             | —   | —   |
| Da tagte es                                     | —   | 625 |
| Der vergrabene Schatz                           | —   | 626 |
| Der zerbrochene Spiegel                         | —   | —   |
| Rein und Ja                                     | —   | 627 |
| Kaiser ohne Krone                               | —   | —   |
| Gefundel                                        | —   | —   |
| Heinrich der Schreiber (Minnesänger)            | I   | 693 |
| Ebdtliches Lied                                 | —   | —   |
| Die Nacht der Frauen                            | —   | 694 |
| Lied                                            | —   | —   |
| Heinrich von Breslau, Herzog (Minnesänger)      | I   | 749 |
| Der Minnehof                                    | —   | —   |
| Heinse, Wilhelm                                 | IX  | 147 |
| Ardinghello                                     | —   | 155 |



|                                                      | Band | Seite |
|------------------------------------------------------|------|-------|
| Aus Heinse's Briefen:                                |      |       |
| Ueber einige Gemälde der Düsselborfer Gallerie . . . | IX   | 243   |
| Der Rheinfluss . . . . .                             | —    | 280   |
| An J. H. Jacobi . . . . .                            | —    | 282   |
| Herder, Gottfried . . . . .                          | VII  | 223   |
| Ver mischte Gedichte.                                |      |       |
| Das Kind der Sorge . . . . .                         | —    | 333   |
| Die Dämmerung . . . . .                              | —    | 334   |
| Die Verthe . . . . .                                 | —    | 335   |
| Das Flüchtigste . . . . .                            | —    | 336   |
| Flora und die Blumen . . . . .                       | —    | 337   |
| Die Kunst . . . . .                                  | —    | 338   |
| Der Regenbogen . . . . .                             | —    | 339   |
| Der Mensch und sein Schatten . . . . .               | —    | 340   |
| Die Feldheime . . . . .                              | —    | 341   |
| Liebe und Gegenliebe . . . . .                       | —    | 342   |
| Das Saitenspiel . . . . .                            | —    | 343   |
| Lied des Lebens . . . . .                            | —    | 345   |
| Der Himmel . . . . .                                 | —    | 346   |
| Der Mond . . . . .                                   | —    | —     |
| Der Nachruhm . . . . .                               | —    | —     |
| Die Wassernymphe . . . . .                           | —    | 348   |
| Die Raupe und der Schmetterling . . . . .            | —    | 349   |
| Der Säugling . . . . .                               | —    | —     |
| Die Schwestern des Schicksals . . . . .              | —    | 351   |
| Die Bürde des Lebens . . . . .                       | —    | 352   |
| Verschiedener Umgang . . . . .                       | —    | —     |
| Das Ich . . . . .                                    | —    | 353   |
| Selbst . . . . .                                     | —    | 356   |
| Der Gistanz . . . . .                                | —    | 360   |
| Das Lied vom Bache . . . . .                         | —    | 361   |
| Abendslied . . . . .                                 | —    | 363   |
| Das Lied vom Schmetterlinge . . . . .                | —    | 364   |
| Wozu es wird . . . . .                               | —    | 365   |
| Luther . . . . .                                     | —    | 366   |
| An den Kaiser. 1778 . . . . .                        | —    | —     |
| Deutschlands Ehre . . . . .                          | —    | 367   |
| Gedankenfreiheit . . . . .                           | —    | 369   |
| Germanien . . . . .                                  | —    | —     |
| England und Deutschland . . . . .                    | —    | 371   |
| Das menschliche Herz . . . . .                       | —    | —     |
| Des Einsamen Klage . . . . .                         | —    | 372   |
| Das neue Lied . . . . .                              | —    | —     |
| Der Wald und der Wanderer . . . . .                  | —    | 373   |
| Die goldne Hochzeit . . . . .                        | —    | 374   |
| An Meer, bei Neapel . . . . .                        | —    | 375   |
| Angedenken an Neapel . . . . .                       | —    | 378   |
| Das Gesetz der Welten im Menschen . . . . .          | —    | 379   |

|                                                     | Band | Seite |
|-----------------------------------------------------|------|-------|
| Der Strom des Lebens . . . . .                      | VII  | 379   |
| Die fortwährende Täuschung . . . . .                | —    | —     |
| An die Neolzharte . . . . .                         | —    | 380   |
| An die Bäume im Winter . . . . .                    | —    | 381   |
| Der liebende Schöpfer . . . . .                     | —    | —     |
| Friede . . . . .                                    | —    | 382   |
| Die Neue . . . . .                                  | —    | 383   |
| Zage nicht! . . . . .                               | —    | 384   |
| Krist am Felsen . . . . .                           | —    | 385   |
| Die Nacht . . . . .                                 | —    | 389   |
| Jesus . . . . .                                     | —    | 392   |
| Am stillen Freitag . . . . .                        | —    | 393   |
| Liebe . . . . .                                     | —    | 394   |
| Das Schachspiel . . . . .                           | —    | 395   |
| Der Tod . . . . .                                   | —    | 397   |
| Allegorie der Natur . . . . .                       | —    | —     |
| Rosen . . . . .                                     | —    | 399   |
| Der gerettete Jüngling . . . . .                    | —    | —     |
| Der Tapfere . . . . .                               | —    | 401   |
| Der Palmbaum . . . . .                              | —    | 403   |
| Das Bild der Andacht . . . . .                      | —    | 405   |
| Das Paradies in der Wüste . . . . .                 | —    | 406   |
| Die Ameise . . . . .                                | —    | 408   |
| Die Fremdlinge . . . . .                            | —    | 410   |
| Christenfreude . . . . .                            | —    | 415   |
| Tödten und Lebendigmachen . . . . .                 | —    | 418   |
| Die Cicada . . . . .                                | —    | 419   |
| Die Orgel . . . . .                                 | —    | 420   |
| Die wiedergefundenen Söhne . . . . .                | —    | 422   |
| Der Schiffbruch . . . . .                           | —    | 425   |
| Aus den „Stimmen der Völker in Liedern“:            |      |       |
| An das Reuthier . . . . .                           | —    | 426   |
| Klage über die Tyrannen der Leibeigenen . . . . .   | —    | —     |
| Frühlingslied . . . . .                             | —    | 428   |
| Die kranke Braut . . . . .                          | —    | —     |
| Klage um eine gestorbene Braut . . . . .            | —    | 429   |
| Die lustige Hochzeit . . . . .                      | —    | 430   |
| Klagelied der edlen Frauen des Asan - Aga . . . . . | —    | 431   |
| Das Lied der Hoffnung . . . . .                     | —    | 434   |
| Ein Sonett . . . . .                                | —    | 435   |
| Lied der Morgenröthe . . . . .                      | —    | —     |
| Die Herrlichkeit Granada's . . . . .                | —    | 436   |
| Abenamar's unglückliche Liebe . . . . .             | —    | 438   |
| Zaida's traurige Hochzeit . . . . .                 | —    | —     |
| Gazul und Lindaraja . . . . .                       | —    | 441   |
| Gazul und Zaida . . . . .                           | —    | 443   |
| Der Brautkranz . . . . .                            | —    | 446   |
| Aljama . . . . .                                    | —    | 447   |



|                                                                                                | Band | Seite |
|------------------------------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Der blutige Strom . . . . .                                                                    | VII  | 448   |
| Erinnerung des Gesanges der Vorzeit . . . . .                                                  | —    | 450   |
| Darbula's Grabesgesang . . . . .                                                               | —    | 451   |
| Der Schiffer . . . . .                                                                         | —    | —     |
| Wiegenlied einer unglücklichen Mutter . . . . .                                                | —    | 453   |
| O weh! o weh! . . . . .                                                                        | —    | 455   |
| Edward . . . . .                                                                               | —    | 456   |
| Das Mädchen am Ufer . . . . .                                                                  | —    | 457   |
| Das Hagelwetter . . . . .                                                                      | —    | 458   |
| Morgengesang im Kriege . . . . .                                                               | —    | 459   |
| Elversböh . . . . .                                                                            | —    | 460   |
| Der Wassermann . . . . .                                                                       | —    | 462   |
| Erzkönigs Tochter . . . . .                                                                    | —    | 463   |
| An die Regengöttin . . . . .                                                                   | —    | 464   |
| Der Eid . . . . .                                                                              | —    | —     |
| Der Eid unter Ferdinand dem Großen . . . . .                                                   | —    | 465   |
| Der Eid unter Don Sancho dem Starken . . . . .                                                 | —    | 500   |
| Der Eid unter Alfonso dem Sechsten, dem Tapfern . . . . .                                      | —    | 526   |
| Der Eid zu Valencia und im Tod . . . . .                                                       | —    | 548   |
| Weitere vermischte Poesien.                                                                    |      |       |
| Träume der Jugend . . . . .                                                                    | —    | 584   |
| Wiegenlied . . . . .                                                                           | —    | 585   |
| An einen deutschen Schriftsteller . . . . .                                                    | —    | 586   |
| Vollkniebger aus dem Norden . . . . .                                                          | —    | 587   |
| Gesang von Nikos Gobilich und Wuko Brankowich . . . . .                                        | —    | 590   |
| Morgenländische Blumen . . . . .                                                               | —    | 594   |
| Griechische Sprüche . . . . .                                                                  | —    | 596   |
| Paramythien und Parabeln . . . . .                                                             | —    | 598   |
| Das Kind der Barmherzigkeit . . . . .                                                          | —    | 608   |
| Prosa'sche Aufsätze.                                                                           |      |       |
| Ueber den Ursprung der Sprache . . . . .                                                       | —    | 609   |
| Ueber die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten . . . . . | —    | 691   |
| Das Lustspiel . . . . .                                                                        | —    | 736   |
| Von Schulen als Vertretungen des Geistes Gottes, oder des heiligen Geistes . . . . .           | —    | 746   |
| Aus den „Ideen zur Geschichte der Menschheit“:                                                 |      |       |
| Griechenland . . . . .                                                                         | —    | 753   |
| Rom . . . . .                                                                                  | —    | 798   |
| Resultate . . . . .                                                                            | —    | 838   |
| Predigt über den Selbstmord . . . . .                                                          | —    | 873   |
| Aus: „Abraha“:                                                                                 |      |       |
| Ludwig XIV. . . . .                                                                            | —    | 889   |
| Hervog, Georg . . . . .                                                                        | XXI  | 9     |
| Gedichte.                                                                                      |      |       |
| Leicht Gepäck . . . . .                                                                        | —    | 11    |
| Reiterlied . . . . .                                                                           | —    | 12    |

|                                                  | Band | Seite |
|--------------------------------------------------|------|-------|
| Das freie Wort . . . . .                         | XXI  | 13    |
| Der letzte Krieg . . . . .                       | —    | 14    |
| Rheinweinlied . . . . .                          | —    | 15    |
| Jaeta alea est! . . . . .                        | —    | 16    |
| Morgentruß . . . . .                             | —    | 18    |
| Die Schweiz . . . . .                            | —    | 19    |
| Gebet . . . . .                                  | —    | 21    |
| Gutenbergslied . . . . .                         | —    | 22    |
| Protest . . . . .                                | —    | 23    |
| Vive la République! . . . . .                    | —    | 24    |
| Die Jungen und die Alten . . . . .               | —    | 25    |
| Das Lied vom Hasse . . . . .                     | —    | 26    |
| Der Gang um Mitternacht . . . . .                | —    | 27    |
| Aus den Bergen . . . . .                         | —    | 32    |
| Der sterbende Trompeter . . . . .                | —    | 33    |
| Béranger . . . . .                               | —    | 34    |
| An den König von Preußen . . . . .               | —    | 35    |
| Sonette . . . . .                                | —    | 38    |
| Husarenlied . . . . .                            | —    | 43    |
| Der Freiheit eine Gasse . . . . .                | —    | —     |
| Die deutsche Flotte . . . . .                    | —    | 44    |
| Epigramme . . . . .                              | —    | 47    |
| Zum Andenken an Georg Büchner . . . . .          | —    | 48    |
| Hermann, Nikolaus . . . . .                      | II   | 432   |
| Lieber.                                          |      |       |
| Vor und nach dem Essen . . . . .                 | —    | —     |
| Sterbelied . . . . .                             | —    | 433   |
| Lucä 17. . . . .                                 | —    | 434   |
| Uns tägliches Brod . . . . .                     | —    | 435   |
| Abendsegen . . . . .                             | —    | 436   |
| Heise, Paul . . . . .                            | XXI  | 665   |
| Gedichte.                                        |      |       |
| Dulde, gedulde dich fein! . . . . .              | —    | 667   |
| Ich will ja nicht der Vogel sein . . . . .       | —    | 668   |
| Verschließ' dich nur, du seltsam Kind . . . . .  | —    | —     |
| Aus dem „Spanischen Lieberbuche“ . . . . .       | —    | 669   |
| Lied aus Sorrent . . . . .                       | —    | 672   |
| Das Thal des Espingo . . . . .                   | —    | 673   |
| Schamyl und seine Mutter . . . . .               | —    | 675   |
| Das Opfer der Cybele . . . . .                   | —    | 680   |
| An Sie . . . . .                                 | —    | 686   |
| Aus den Novellen:                                |      |       |
| La Nabbata . . . . .                             | XXIV | 663   |
| Hippel, Theodor Gottlieb von . . . . .           | XII  | 291   |
| Aus den „Lebensläufen nach aufsteigender Linie“: |      |       |
| Jugendleben und Jugendliebe . . . . .            | —    | 295   |
| Bibliothek der deutschen Klassiker XXV. 7.       |      | 58    |



|                                                         | Band | Seite |
|---------------------------------------------------------|------|-------|
| Dialoge                                                 | XII  | 551   |
| Meiner Mutter Denktettel, als ich die Universität bezog | —    | 554   |
| Hans und Grete                                          | —    | 573   |
| Gottesgehung (Lied)                                     | —    | 579   |
| <b>Hölderlin, Friedrich</b>                             | XII  | 795   |
| Gedichte.                                               |      |       |
| Das Schicksal                                           | —    | 801   |
| Griechenland                                            | —    | 803   |
| Diotima                                                 | —    | 805   |
| An die Natur                                            | —    | 807   |
| Dichtermuth                                             | —    | 809   |
| Menschenbeifall                                         | —    | 810   |
| Rückkehr in die Heimat                                  | —    | —     |
| Heidelberg                                              | —    | 811   |
| Der Neckar                                              | —    | 812   |
| An die jungen Dichter                                   | —    | 813   |
| Die Heimat                                              | —    | —     |
| Der Winter                                              | —    | 814   |
| An die Deutschen                                        | —    | 815   |
| Der Wanderer                                            | —    | —     |
| Die Nacht                                               | —    | 818   |
| An den Aether                                           | —    | —     |
| Aus: „Hyperion“                                         | —    | 820   |
| <b>Höflich, Ludwig Heinrich Christoph</b>               | VIII | 419   |
| Gedichte.                                               |      |       |
| Der alte Landmann an seinen Sohn                        | —    | 423   |
| Apollo und Daphne                                       | —    | 425   |
| Das Landleben                                           | —    | 426   |
| Frühlingslied                                           | —    | 428   |
| An Müller                                               | —    | —     |
| Der Tod                                                 | —    | 430   |
| Frühlingslied                                           | —    | —     |
| Die Liebe                                               | —    | 431   |
| Die Geliebte                                            | —    | 432   |
| An die Grille                                           | —    | —     |
| Die Mainacht                                            | —    | —     |
| Das Feuer im Walde                                      | —    | 433   |
| Der arme Wilhelm                                        | —    | 435   |
| Maientlied                                              | —    | —     |
| Der Weiberfeind                                         | —    | 436   |
| Sehnsucht                                               | —    | 437   |
| Mailied                                                 | —    | 438   |
| Christel und Hannchen                                   | —    | 439   |
| Lied eines Mädchens                                     | —    | 441   |
| Das Traumbild                                           | —    | 442   |
| Die künftige Geliebte                                   | —    | 443   |

|                                                                | Band | Seite |
|----------------------------------------------------------------|------|-------|
| Der rechte Gebrauch des Lebens                                 | VIII | 444   |
| An die Apfelbäume                                              | —    | 445   |
| Mailied                                                        | —    | —     |
| Die Liebe                                                      | —    | 446   |
| An die Phantasie                                               | —    | 447   |
| Die Beschäftigungen                                            | —    | 448   |
| Guldbigung                                                     | —    | 449   |
| Elegie auf ein Landmädchen                                     | —    | 450   |
| Die Ersehnte                                                   | —    | 452   |
| Erntelied                                                      | —    | —     |
| Trinklied im Mai                                               | —    | 453   |
| Laura                                                          | —    | 454   |
| Einladung                                                      | —    | 456   |
| Todtengräberlied                                               | —    | 457   |
| An einen Freund, der sich in ein schönes Landmädchen verliebte | —    | —     |
| An die Nachtigall                                              | —    | 458   |
| An ein Mädchen, das am Frohnleichnamsfeste ein Marienbild trug | —    | 459   |
| Winterlied                                                     | —    | 460   |
| An den Mond                                                    | —    | 461   |
| Die Seligkeit der Liebenden                                    | —    | 462   |
| An die Ruhe                                                    | —    | 463   |
| Der befreite Sklave                                            | —    | 464   |
| Lebenspflichten                                                | —    | 465   |
| Aufmunterung zur Freude                                        | —    | 466   |
| Der Ruß                                                        | —    | 467   |
| Die Schale der Vergessenheit                                   | —    | —     |
| Die Knabenzeit                                                 | —    | —     |
| Auftrag                                                        | —    | 468   |
| An Vogt                                                        | —    | 469   |
| Elegie bei dem Grabe meines Vaters                             | —    | —     |
| <b>Hoffmann, Amadeus</b>                                       | XVII | 587   |
| Erzählungen.                                                   |      |       |
| Doge und Dogaresse                                             | —    | 593   |
| Meister Martin der Küfner und seine Gesellen                   | —    | 633   |
| Meister Johannes Wacht                                         | —    | 682   |
| Nachricht von einem gebildeten jungen Mann                     | —    | 722   |
| Das Majorat                                                    | —    | 729   |
| Das Fräulein von Scuderi                                       | —    | 793   |
| Die Hermate                                                    | —    | 848   |
| Aus den „Lebensansichten des Katers Murr“                      | —    | 864   |
| <b>Hoffmann, August Heinrich</b>                               | XIX  | 499   |
| Gedichte.                                                      |      |       |
| Mein Vaterland                                                 | —    | 501   |
| Frühlingsfeier                                                 | —    | —     |



|                                                            | Band | Seite |
|------------------------------------------------------------|------|-------|
| Morgenslied . . . . .                                      | XIX  | 502   |
| Abendlieder . . . . .                                      | —    | 503   |
| Wiegenlieder . . . . .                                     | —    | 504   |
| Die Leidtragenden . . . . .                                | —    | 505   |
| Der Blümlein Antwort . . . . .                             | —    | 506   |
| Heute und Morgen . . . . .                                 | —    | 507   |
| Erstung . . . . .                                          | —    | —     |
| Auf der Wanderung . . . . .                                | —    | 508   |
| Lanzlied . . . . .                                         | —    | 509   |
| Heimweh in Frankreich . . . . .                            | —    | 510   |
| Heimkehr aus Frankreich . . . . .                          | —    | 511   |
| Nur in Deutschland . . . . .                               | —    | —     |
| Sonntag . . . . .                                          | —    | 512   |
| Wanderlied . . . . .                                       | —    | 513   |
| Das Kind . . . . .                                         | —    | —     |
| Ida . . . . .                                              | —    | 514   |
| Soldaten-Abschied . . . . .                                | —    | 515   |
| Landesflechtlieder . . . . .                               | —    | —     |
| Soldatenlied . . . . .                                     | —    | 519   |
| Frösch' und Unken . . . . .                                | —    | —     |
| In's Weinhaus treibt mich x. . . . .                       | —    | 520   |
| Trinklied . . . . .                                        | —    | 521   |
| Weinlied . . . . .                                         | —    | 522   |
| Höchst tragische Geschichte von einem Goldräuber . . . . . | —    | —     |
| Das neue Jerusalem . . . . .                               | —    | 523   |
| Aus Ovids Metamorphosen . . . . .                          | —    | 524   |
| Deutsche Philisterei . . . . .                             | —    | 525   |
| Nunquam retrorsum . . . . .                                | —    | 526   |
| Mein Lieben . . . . .                                      | —    | 527   |
| Du siehst mich an und kennst mich nicht . . . . .          | —    | 528   |
| Sommergang in die Heimat . . . . .                         | —    | —     |
| In der Heimat . . . . .                                    | —    | 529   |
| Letztes Lied . . . . .                                     | —    | —     |
| Neujahrslied . . . . .                                     | —    | 530   |
| Lied eines Verbannten . . . . .                            | —    | —     |
| Das Lied der Deutschen . . . . .                           | —    | 531   |
| <b>Soltei, Karl von</b> . . . . .                          | XXIV | 147   |
| Der ewige Jude . . . . .                                   | —    | 149   |
| <b>Hugo von Trimberg (Minnesänger)</b> . . . . .           | I    | 769   |
| Von dem größten Thoren . . . . .                           | —    | —     |
| <b>Humboldt, Alexander von</b> . . . . .                   | XXV  | 395   |
| Vermischte Aufsätze . . . . .                              | —    | —     |
| Die Steppen und Wüsten . . . . .                           | —    | 399   |
| Die Physiognomik der Gewächse . . . . .                    | —    | 413   |

|                                                                                                                                | Band | Seite |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Betrachtungen über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses und eine wissenschaftliche Begründung der Weltgelehrte . . . . . | XXV  | 429   |
| Naturbeschreibung und Naturgefühl nach Verschiedenheit der Zeiten und Völker . . . . .                                         | —    | 450   |
| <b>Humboldt, Wilhelm von</b> . . . . .                                                                                         | XVI  | 129   |
| Gedichte . . . . .                                                                                                             | —    | —     |
| Ausgewählte Sonette . . . . .                                                                                                  | —    | —     |
| Treue . . . . .                                                                                                                | —    | 135   |
| Entfärbtes Leben . . . . .                                                                                                     | —    | 136   |
| Morgen des Glücks . . . . .                                                                                                    | —    | —     |
| Bei Sternenschein . . . . .                                                                                                    | —    | 137   |
| Schlimme Zeit . . . . .                                                                                                        | —    | —     |
| Der innigste Wunsch . . . . .                                                                                                  | —    | 138   |
| Jenseits . . . . .                                                                                                             | —    | —     |
| Agamemnon . . . . .                                                                                                            | —    | 139   |
| Aus Nacht zum Licht . . . . .                                                                                                  | —    | 288   |
| Stimmung im Schmerz . . . . .                                                                                                  | —    | —     |
| Frauenliebe . . . . .                                                                                                          | —    | 289   |
| Reiz der Heimat . . . . .                                                                                                      | —    | —     |
| Schule der Kinder . . . . .                                                                                                    | —    | 290   |
| Heimfahrt . . . . .                                                                                                            | —    | 291   |
| Rom . . . . .                                                                                                                  | —    | —     |
| Hilfe von oben . . . . .                                                                                                       | —    | 292   |
| Erfüllte Bestimmung . . . . .                                                                                                  | —    | —     |
| Rom . . . . .                                                                                                                  | —    | 140   |
| An den fallenden Knaben . . . . .                                                                                              | —    | 152   |
| Prosaisches . . . . .                                                                                                          | —    | —     |
| Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers . . . . .                                                                            | —    | 155   |
| Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung . . . . .                                                                | —    | 170   |
| Ueber Goethe . . . . .                                                                                                         | —    | 196   |
| Aus Humboldts Briefen . . . . .                                                                                                | —    | —     |
| An Georg Forster . . . . .                                                                                                     | —    | 199   |
| An Schiller . . . . .                                                                                                          | —    | 206   |
| An Fr. A. Wolff . . . . .                                                                                                      | —    | 229   |
| An Goethe . . . . .                                                                                                            | —    | 231   |
| An eine Freundin . . . . .                                                                                                     | —    | 237   |
| An Caroline von Wolzogen . . . . .                                                                                             | —    | 252   |
| Aphoristisches . . . . .                                                                                                       | —    | 262   |
| <b>Gutten, Ulrich von</b> . . . . .                                                                                            | II   | 141   |
| Aus dem „Gesprächbüchlein“ . . . . .                                                                                           | —    | —     |
| An den Leser . . . . .                                                                                                         | —    | 247   |
| Das (erste) Fieber . . . . .                                                                                                   | —    | 248   |
| Klag und Vermahnung wider die übermäßige Gewalt des Papstes . . . . .                                                          | —    | 254   |
| Ein neues Lied . . . . .                                                                                                       | —    | 291   |



|                                         | Band | Seite |
|-----------------------------------------|------|-------|
| <b>Iffland, August Wilhelm</b>          | XI   | 677   |
| Die Hagestolzen. Lustspiel              | —    | 681   |
| Die Jäger. Ein ländliches Sittengemälde | —    | 753   |
| <b>Immermann, Karl</b>                  | XIX  | 355   |
| Gedichte.                               |      |       |
| Zitherspielers Trost                    | —    | 357   |
| Der Student von Prag                    | —    | —     |
| Drei Sonette                            | —    | 359   |
| Der Fischfang                           | —    | 361   |
| Die Ideale                              | —    | 363   |
| Philisters Begeisterung                 | —    | 367   |
| Gute Gaben, böse Gaben                  | —    | —     |
| In der Heimat                           | —    | 368   |
| Die verbrecherischen Lippen             | —    | 370   |
| Der Schleichhändler                     | —    | —     |
| Ewige Trauer                            | —    | 372   |
| Räuber und Richter                      | —    | 373   |
| Räubers Hochzeit                        | —    | 374   |
| Der Haselstrauch                        | —    | 376   |
| Elegien.                                |      |       |
| Polyhymnia                              | —    | 377   |
| Kalliope                                | —    | 378   |
| Der Röllner Dom                         | —    | 379   |
| Liebeserfüllung                         | —    | 381   |
| Die Neuzeit                             | —    | 382   |
| Schwanengesang                          | —    | —     |
| Aus: „Tristan und Isolde“:              |      |       |
| Der Zaubertrank                         | —    | 384   |
| Die Meerfahrt                           | —    | 389   |
| Nachgesang                              | —    | 400   |
| Dramatische Scenen.                     |      |       |
| Scene aus dem „Trauerspiel in Tyrol“    | XX   | 329   |
| Aus: „Kaiser Friedrich der Zweite“      | —    | 350   |
| Aus der Trilogie: „Aleris“              | —    | 377   |
| Aus: „Merlin“                           | —    | 398   |
| Erzählendes.                            |      |       |
| Der neue Pygmalion                      | XXIV | 369   |
| Aus: „Münchhausen“:                     |      |       |
| Das Schwert Karls des Großen            | —    | 413   |
| Rebe des Hofschulzen                    | —    | 425   |
| <b>Jacobi, Johann Georg</b>             | IV   | 651   |
| Gedichte.                               |      |       |
| Altaneel auf das Fest aller Seelen      | —    | 653   |
| An die Unschuld                         | —    | 654   |
| Der Kuß                                 | —    | 656   |
| An die Liebesgötter                     | —    | 658   |

|                                   | Band | Seite |
|-----------------------------------|------|-------|
| An Philaide                       | IV   | 659   |
| An meinen Bruder                  | —    | 660   |
| An Liebchen                       | —    | 661   |
| Trauer der Liebe                  | —    | 662   |
| Das Schattenspiel                 | —    | 663   |
| Der Sommertag                     | —    | 664   |
| Abends                            | —    | 665   |
| An Obloen                         | —    | 666   |
| Der neue Simson                   | —    | 667   |
| Im Bülkerbusche bei Düsseldorf    | —    | 669   |
| Klage                             | —    | 670   |
| Die Fürsten                       | —    | 671   |
| Die Linde auf dem Kirchhofe       | —    | 672   |
| Vertrauen                         | —    | 674   |
| An die Rose                       | —    | 676   |
| Morgenlied                        | —    | 677   |
| Nach einem alten Liede            | —    | 678   |
| Die Heimat                        | —    | 680   |
| Der Ring                          | —    | —     |
| Einfalt                           | —    | 682   |
| Lied                              | —    | 683   |
| An meinen Vater                   | —    | 684   |
| Die Mutter                        | —    | 687   |
| Hochzeitlied                      | —    | 688   |
| Wiegenlied für ein Mädchen        | —    | 689   |
| Lied einer Mutter                 | —    | —     |
| In der Mitternacht                | —    | 690   |
| An die Nachtigall                 | —    | —     |
| Lied                              | —    | 692   |
| Lied                              | —    | 694   |
| Am Aschermittwoch                 | —    | 696   |
| Die Verlobten                     | —    | 697   |
| Am Vorabend des ersten Mai        | —    | 698   |
| Liebe und Hoffnung                | —    | 701   |
| Der Schwarzwald                   | —    | 703   |
| An meine Wanduhr                  | —    | 705   |
| Liebe                             | —    | 706   |
| Die Tempel                        | —    | 708   |
| Der Storch und die Kerze          | —    | 709   |
| Der Sperling                      | —    | 712   |
| Gott in der Natur                 | —    | 713   |
| Die Krone und die Nachtmilch      | —    | 714   |
| Unschuld                          | —    | —     |
| An die Nacht                      | —    | —     |
| <b>Jacobi, Friedrich Heinrich</b> | IX   | 291   |
| Allwills Briefsammlung            | —    | 295   |
| Der Kunstgarten (aus „Woldemar“)  | —    | 388   |
| Fliegende Blätter                 | —    | 429   |



|                                                                                                 | Band | Seite |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| <b>Jahn, Friedrich Ludwig.</b>                                                                  | XVII | 7     |
| Gedankenlese aus dem „Deutschen Volksthum“                                                      | —    | 9     |
| <b>Johann von Brabant, Herzog (Minnesänger).</b>                                                | I    | 770   |
| Herba lori sa.                                                                                  | —    | —     |
| <b>Jonas, Justus.</b>                                                                           | II   | 429   |
| Psalm 123                                                                                       | —    | —     |
| <b>Jung-Stilling, Johann Heinrich.</b>                                                          | IX   | 7     |
| Heinrich Stillings Jugend und Jünglingsjahre.                                                   | —    | —     |
| Heinrich Stillings Jugend                                                                       | —    | 9     |
| Heinrich Stillings Jünglingsjahre.                                                              | —    | 66    |
| Die Sündflut (Gedicht)                                                                          | —    | 143   |
| <b>Kästner, Abraham Gotthelf.</b>                                                               | III  | 707   |
| Epigramme                                                                                       | —    | 709   |
| <b>Kant, Immanuel.</b>                                                                          | VII  | 7     |
| Zum Eingang                                                                                     | —    | 11    |
| Vermischte Aufsätze.                                                                            | —    | —     |
| Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen                                         | —    | 13    |
| Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht                                | —    | 58    |
| Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte                                                     | —    | 71    |
| Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?                                                     | —    | 85    |
| Von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Verstand seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein | —    | 91    |
| Ob das menschliche Geschlecht im beständigen Fortschreiten zum Besseren sei?                    | —    | 106   |
| Zum ewigen Frieden                                                                              | —    | 119   |
| Anhang                                                                                          | —    | 138   |
| <b>Apophorismen.</b>                                                                            | —    | —     |
| Vom Pfaffenthum                                                                                 | —    | 154   |
| Von der Lüge                                                                                    | —    | 158   |
| <b>Kaufmann, Alexander.</b>                                                                     | XXI  | 505   |
| Gedichte.                                                                                       | —    | —     |
| Der Freund                                                                                      | —    | 507   |
| Ferne                                                                                           | —    | 508   |
| Die Schauenden                                                                                  | —    | 509   |
| Markäfers Freierei                                                                              | —    | —     |
| In der Bucht                                                                                    | —    | 510   |
| Abendgruß                                                                                       | —    | —     |
| Sicher Wandern                                                                                  | —    | 511   |
| Guter Rath                                                                                      | —    | —     |
| Noch einer                                                                                      | —    | —     |
| Vom Dampfer                                                                                     | —    | 512   |
| Morgensfahrt                                                                                    | —    | 512   |
| Einladung                                                                                       | —    | 513   |

|                                            | Band | Seite |
|--------------------------------------------|------|-------|
| <b>Auf der Linde</b>                       | XXI  | 513   |
| Vorüberfahrt                               | —    | 514   |
| Morgen                                     | —    | —     |
| Vor Sonnenaufgang                          | —    | 515   |
| Ueberfahrt                                 | —    | 516   |
| Um Mitternacht                             | —    | 517   |
| Nach zwei Jahren                           | —    | 518   |
| Die Braut                                  | —    | 519   |
| Warnung vor der Ahr                        | —    | 520   |
| Die Gelsmünzen von Mainz                   | —    | —     |
| Der Flug von Neuenahr                      | —    | 521   |
| Der heilige Peter zu Walporzheim           | —    | 522   |
| Verrath                                    | —    | 523   |
| Aus einem Cyclus                           | —    | 524   |
| Die Entführung                             | —    | 525   |
| Die Befehung des Longobardenherzogs Ariolf | —    | 527   |
| Karl und die Normänner                     | —    | 528   |
| Lusthilde                                  | —    | 531   |
| Das geraubte Roß                           | —    | 532   |
| König Wenzel                               | —    | 201   |
| <b>Kerner, Justinus Andreas</b>            | —    | —     |
| Gedichte.                                  | XIX  | 203   |
| Stille Thränen                             | —    | —     |
| Glück des Verlassenseins                   | —    | 204   |
| Der Wassermann                             | —    | 205   |
| Die Himmelsbraut                           | —    | 206   |
| Frühlingsmorgen                            | —    | 207   |
| Guter Rath                                 | —    | —     |
| Todesprobe                                 | —    | 208   |
| Preis der Tanne                            | —    | —     |
| Der Wanderer in der Sägemühle              | —    | 209   |
| Lob des Flaches                            | —    | 210   |
| Der schwere Traum                          | —    | 211   |
| Abschied                                   | —    | 212   |
| Wanderlied                                 | —    | 213   |
| Trinklied zum neuen Wein                   | —    | 214   |
| Trinklied im Juni                          | —    | 215   |
| Zwei Särge                                 | —    | —     |
| Der reichste Fürst                         | —    | 216   |
| Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe              | —    | 218   |
| Der Geiger zu Gmünd                        | —    | 221   |
| Sehnsucht                                  | —    | 222   |
| Die vier wahnsinnigen Brüder               | —    | 224   |
| Spindelmanns Recension der Gegend          | —    | 225   |
| Alte Heimat                                | —    | —     |
| Sowinstu                                   | —    | 227   |
| Die Mitternachtsglocke                     | —    | —     |
| Rein Schwanenlied                          | —    | —     |



|                                                    | Band | Seite |
|----------------------------------------------------|------|-------|
| Alte Laute . . . . .                               | XIX  | 228   |
| Warnung . . . . .                                  | —    | —     |
| Die schwerste Pein . . . . .                       | —    | 229   |
| Wär' Alles nur ein Traum . . . . .                 | —    | —     |
| Der Bopf im Kopf . . . . .                         | —    | 230   |
| Hohenstaufen . . . . .                             | —    | —     |
| Die Stiftung des Klosters Hirschau . . . . .       | —    | 231   |
| Sanct Walberichs Kapelle zu Murrhardt . . . . .    | —    | 233   |
| Sanct Alban . . . . .                              | —    | 235   |
| <b>Kinkel, Gottfried</b> . . . . .                 | XXI  | 175   |
| Ausgewählte Gedichte.                              |      |       |
| Abendstille . . . . .                              | —    | 177   |
| Im Pfarrhause . . . . .                            | —    | 178   |
| Ein geistlich Abendlied . . . . .                  | —    | 179   |
| Menschlichkeit . . . . .                           | —    | 180   |
| Einmal und ewig . . . . .                          | —    | 181   |
| Sonntagsstille . . . . .                           | —    | 182   |
| Fragment . . . . .                                 | —    | 183   |
| Trost der Nacht . . . . .                          | —    | 185   |
| An die Auswanderer . . . . .                       | —    | —     |
| Dietrich von Berne . . . . .                       | —    | 187   |
| Die Geschichte vom ersten Weinstock . . . . .      | —    | 189   |
| Petrus . . . . .                                   | —    | 191   |
| Ein Lebenstag . . . . .                            | —    | 194   |
| Romans Erwachen . . . . .                          | —    | 196   |
| Segen des Schmerzes . . . . .                      | —    | 199   |
| In einer alten belgischen Kathedrale . . . . .     | —    | 200   |
| Cäsar . . . . .                                    | —    | 202   |
| Die sieben Berge . . . . .                         | —    | 203   |
| Einem Verlorenen . . . . .                         | —    | 206   |
| Gruß an mein Weib . . . . .                        | —    | 208   |
| Mein Vermächtniß . . . . .                         | —    | 209   |
| Der Meisterschuß (aus „Otto der Schütz“) . . . . . | —    | 211   |
| <b>Kinkel, Johanna</b> . . . . .                   | XXIV | 125   |
| Lebenslauf eines Johannisfränkchens . . . . .      | —    | 127   |
| Aus dem Tagebuche eines Komponisten . . . . .      | —    | 132   |
| Aus: „Hans Zbeles“ . . . . .                       | —    | 137   |
| <b>Kleist, Ewald Christian von</b> . . . . .       | IV   | 291   |
| Gedichte.                                          |      |       |
| Sehnsucht nach Ruhe . . . . .                      | —    | 293   |
| Der Frühling . . . . .                             | —    | 297   |
| Früh . . . . .                                     | —    | 315   |
| Der gelähmte Kranich . . . . .                     | —    | 318   |
| Der Vorsatz . . . . .                              | —    | 319   |
| Trinklied . . . . .                                | —    | 320   |
| Einladung auf's Land . . . . .                     | —    | 321   |
| Dithyrambe . . . . .                               | —    | 322   |

|                                                    | Band | Seite |
|----------------------------------------------------|------|-------|
| Liebeslied an die Weinflasche . . . . .            | IV   | 323   |
| Lied eines Lappländers . . . . .                   | —    | —     |
| Lob der Gottheit . . . . .                         | —    | 324   |
| Hymne . . . . .                                    | —    | 327   |
| Eisfries und Baches . . . . .                      | —    | 329   |
| Amymt . . . . .                                    | —    | 340   |
| Ode an die preussische Armee . . . . .             | —    | 341   |
| Die Freundschaft . . . . .                         | —    | 342   |
| An Doris . . . . .                                 | —    | 343   |
| Arist . . . . .                                    | —    | 346   |
| <b>Kleist, Heinrich von</b> . . . . .              | XV   | 299   |
| Erzählungen.                                       |      |       |
| Michael Kohlhaas . . . . .                         | —    | 303   |
| Das Erdbeben von Chili . . . . .                   | —    | 585   |
| Dramen.                                            |      |       |
| Der zerbrochene Krug . . . . .                     | —    | 382   |
| Käthchen von Heilbronn . . . . .                   | —    | 441   |
| Prinz Friedrich von Homburg . . . . .              | —    | 522   |
| Gedichte.                                          |      |       |
| Epigramme . . . . .                                | —    | 584   |
| Der Schrecken im Bade . . . . .                    | —    | 598   |
| Das letzte Lied . . . . .                          | —    | 602   |
| An die Königin von Preußen . . . . .               | —    | 603   |
| Germania an ihre Kinder . . . . .                  | —    | 604   |
| <b>Klinger, Friedrich Maximilian von</b> . . . . . | IX   | 435   |
| Geschichte Raphaels de Aquillas . . . . .          | —    | 439   |
| Betrachtungen . . . . .                            | —    | 586   |
| <b>Klopstock, Friedrich Gottlieb</b> . . . . .     | IV   | 19    |
| Oden und Lieder.                                   |      |       |
| Mingolf . . . . .                                  | —    | 29    |
| Die künftige Geliebte . . . . .                    | —    | 38    |
| Der Lehrling der Griechen . . . . .                | —    | 41    |
| An Gisecke . . . . .                               | —    | 42    |
| An Gert . . . . .                                  | —    | 43    |
| An Fanny . . . . .                                 | —    | 45    |
| Der Abschied . . . . .                             | —    | 46    |
| An Gott . . . . .                                  | —    | 51    |
| Bardale . . . . .                                  | —    | 54    |
| Selmar und Selma . . . . .                         | —    | 56    |
| Petrarca und Laura . . . . .                       | —    | 58    |
| Heinrich der Vogler . . . . .                      | —    | 60    |
| An Bodmer . . . . .                                | —    | 62    |
| Dem Erlöser . . . . .                              | —    | —     |
| Friedrich der Fünfte . . . . .                     | —    | 64    |
| Der Zürichersee . . . . .                          | —    | 66    |
| Die beiden Musen . . . . .                         | —    | 68    |
| Fragen . . . . .                                   | —    | 70    |



|                                                      | Band | Seite |
|------------------------------------------------------|------|-------|
| Dir todt Clariſſa . . . . .                          | IV   | 71    |
| Heemann und Thußnelba . . . . .                      | —    | 72    |
| Die Auferſtehung . . . . .                           | —    | 73    |
| Morgenlied . . . . .                                 | —    | —     |
| Wach' auf mein Herz und ſinge . . . . .              | —    | 74    |
| An Gidli . . . . .                                   | —    | 75    |
| An Sie . . . . .                                     | —    | 76    |
| Ihr Schlummer . . . . .                              | —    | 77    |
| An Gleim . . . . .                                   | —    | —     |
| Die Genefung . . . . .                               | —    | 79    |
| Der Rheinwein . . . . .                              | —    | 80    |
| Dem Allgegenwärtigen . . . . .                       | —    | 82    |
| Die Frühlingsfeier . . . . .                         | —    | 86    |
| Der Eislauf . . . . .                                | —    | 90    |
| Friedensburg . . . . .                               | —    | 92    |
| Der Nachahmer . . . . .                              | —    | 93    |
| Die Welten . . . . .                                 | —    | 94    |
| Die Geſtirne . . . . .                               | —    | 95    |
| Aganippa und Phiala . . . . .                        | —    | 97    |
| Die Zukunft . . . . .                                | —    | 98    |
| Kaiſer Heinrich . . . . .                            | —    | 100   |
| Der Jüngling . . . . .                               | —    | 102   |
| Dem Unendlichen . . . . .                            | —    | 103   |
| Der Tob . . . . .                                    | —    | —     |
| Die frühen Gräber . . . . .                          | —    | 104   |
| Schlachtgeſang . . . . .                             | —    | 105   |
| Die Sommernacht . . . . .                            | —    | —     |
| Wir und Sie . . . . .                                | —    | 106   |
| Unſere Sprache . . . . .                             | —    | 107   |
| Schlachtlied . . . . .                               | —    | 109   |
| Leone . . . . .                                      | —    | 110   |
| Der Hügel und der Hain . . . . .                     | —    | 111   |
| Aus dem Bardiet: „Hermann und die Fürſten“ . . . . . | —    | 115   |
| Mein Vaterland . . . . .                             | —    | 117   |
| Der Kamin . . . . .                                  | —    | 119   |
| Die Lehrſtunde . . . . .                             | —    | 121   |
| Beruhigung . . . . .                                 | —    | 122   |
| Die Ankläger . . . . .                               | —    | 124   |
| Die Trennung . . . . .                               | —    | 125   |
| Ueberſchätzung der Ausländer . . . . .               | —    | 126   |
| An den Kaiſer . . . . .                              | —    | —     |
| Meiſter und Geſell . . . . .                         | —    | 127   |
| Der rechte Entſchluß . . . . .                       | —    | 128   |
| Der Grenzſtein . . . . .                             | —    | 129   |
| Keiſerlicher . . . . .                               | —    | 131   |
| Pſalm . . . . .                                      | —    | —     |
| Das Gebet des Herrn . . . . .                        | —    | 133   |
| Unſere Fürſten . . . . .                             | —    | 134   |

|                                           | Band | Seite |
|-------------------------------------------|------|-------|
| Weiffagung . . . . .                      | IV   | 136   |
| Winterfreuden . . . . .                   | —    | 137   |
| Unſterblichkeit . . . . .                 | —    | 138   |
| Der jeßige Krieg . . . . .                | —    | 139   |
| Vaterlandslied . . . . .                  | —    | 140   |
| Die deutſche Bibel . . . . .              | —    | 141   |
| Der Frohſinn . . . . .                    | —    | 142   |
| Das Wiederſehen . . . . .                 | —    | 143   |
| An die Dichter meiner Zeit . . . . .      | —    | —     |
| Aus dem „Meſſias“ . . . . .               | —    | 145   |
| Gingang . . . . .                         | —    | 150   |
| Satan und ſeine Genoffen . . . . .        | —    | 173   |
| Die Jünger . . . . .                      | —    | 192   |
| Kaiſer und Philo. Das Abendmahl . . . . . | —    | 227   |
| Die Bernrtheilung . . . . .               | —    | 250   |
| Die Kreuzigung . . . . .                  | —    | 267   |
| Aus: „Hermanns Tod“ . . . . .             | —    | —     |
| <b>Rebell, Franz von</b> . . . . .        | IV   | 361   |
| <b>Gedichte.</b> . . . .                  | —    | 363   |
| Die Erwürz . . . . .                      | —    | 364   |
| Der Menſch . . . . .                      | —    | 365   |
| Die oa, die i moa . . . . .               | —    | —     |
| 'S ſchlafadi Diendl . . . . .             | —    | 366   |
| Der Darl und der Pudl . . . . .           | —    | 367   |
| Gedant'n . . . . .                        | —    | —     |
| Der beſunderni Baam . . . . .             | —    | 369   |
| Der Verbruß . . . . .                     | —    | —     |
| Der Bodtrinker . . . . .                  | —    | 370   |
| Die Senderin . . . . .                    | —    | 372   |
| Die verliebten Buabn . . . . .            | —    | 373   |
| Mei Himmi . . . . .                       | —    | 374   |
| Peßmaiers Zitherspiel . . . . .           | —    | 376   |
| Der Thaler . . . . .                      | —    | 378   |
| Die Ordnung . . . . .                     | —    | 379   |
| Guat Nacht . . . . .                      | —    | 380   |
| 'S Gebet . . . . .                        | —    | 381   |
| Rea Troß . . . . .                        | —    | 382   |
| Die Edelweißbrockerin . . . . .           | —    | 383   |
| Schnaderhüpfeln . . . . .                 | —    | 384   |
| Die Lieb' . . . . .                       | —    | 385   |
| Jagalieb . . . . .                        | —    | 386   |
| Der Auerho . . . . .                      | —    | 388   |
| Schupengl . . . . .                       | —    | —     |
| Die zwee Birebeem . . . . .               | —    | 390   |
| Die Wein' un' der Bacchus . . . . .       | —    | 393   |
| Die intereſſant Geſchicht . . . . .       | —    | —     |



|                                                                      | Band  | Seite |
|----------------------------------------------------------------------|-------|-------|
| <b>König, Heinrich</b> . . . . .                                     | XXIII | 507   |
| Aus: „Williams Dichten und Trachten“ . . . . .                       | —     | 513   |
| Georg Forsters Schule . . . . .                                      | —     | 549   |
| Aus: „Die hohe Braut“ . . . . .                                      | —     | 554   |
| Aus: „Die Klubisten in Mainz“ . . . . .                              | —     | 569   |
| <b>Körner, Theodor</b> . . . . .                                     | XVII  | 163   |
| Leier und Schwert . . . . .                                          | —     | 167   |
| Zueignung . . . . .                                                  | —     | 168   |
| Andreas Hofers Tod . . . . .                                         | —     | 169   |
| Die Eichen . . . . .                                                 | —     | 170   |
| Vor Nauchs Büste der Königin Luise . . . . .                         | —     | 173   |
| Auf dem Schlachtfelde von Aspern . . . . .                           | —     | 175   |
| Hoch lebe das Haus Oesterreich . . . . .                             | —     | 176   |
| Dem Sieger von Aspern . . . . .                                      | —     | 177   |
| Bei der Musik des Prinzen Louis Ferdinand . . . . .                  | —     | 178   |
| Mein Vaterland . . . . .                                             | —     | 179   |
| Moskau . . . . .                                                     | —     | 181   |
| Lied zur feierlichen Einsegnung des preussischen Freicorps . . . . . | —     | 182   |
| Trost . . . . .                                                      | —     | 183   |
| Durch! . . . . .                                                     | —     | 185   |
| Abschied von Wien . . . . .                                          | —     | 186   |
| Aufruf . . . . .                                                     | —     | 187   |
| Der preussische Grenzabler . . . . .                                 | —     | 188   |
| An die Königin Luise . . . . .                                       | —     | 189   |
| Jägerlied . . . . .                                                  | —     | 190   |
| Lied der schwarzen Jäger . . . . .                                   | —     | 192   |
| Am Hedwigsbrunnen bei Jauer . . . . .                                | —     | 193   |
| Letzter Trost . . . . .                                              | —     | 194   |
| Bundeslied vor der Schlacht . . . . .                                | —     | 196   |
| Gebet während der Schlacht . . . . .                                 | —     | 197   |
| Mißmuth . . . . .                                                    | —     | 198   |
| An den König . . . . .                                               | —     | 199   |
| Reiterlied . . . . .                                                 | —     | 200   |
| Trost . . . . .                                                      | —     | 202   |
| Abschied vom Leben . . . . .                                         | —     | 204   |
| Lukows wilde Jagd . . . . .                                          | —     | 205   |
| Gebet . . . . .                                                      | —     | 208   |
| Oesterreichs Doppelabler . . . . .                                   | —     | 210   |
| Unsere Zuversicht . . . . .                                          | —     | 211   |
| Was uns bleibt . . . . .                                             | —     | 212   |
| Männer und Weiber . . . . .                                          | —     | 213   |
| Trinklied vor der Schlacht . . . . .                                 | —     | 214   |
| Schwertlied . . . . .                                                | —     | 215   |
| Harraz, der kühne Springer . . . . .                                 | —     | 216   |
| Treuer Tod . . . . .                                                 | —     | 217   |
| <b>Dramen.</b> . . . .                                               | —     | 218   |
| Briny. Trauerspiel . . . . .                                         | —     | 219   |
| Der Nachtwächter. Eine Posse . . . . .                               | —     | 220   |

|                                                                      | Band | Seite |
|----------------------------------------------------------------------|------|-------|
| <b>Konrad von Würzburg (Minnesänger)</b> . . . . .                   | I    | 765   |
| Klage . . . . .                                                      | —    | 766   |
| Minnelied . . . . .                                                  | —    | 767   |
| Fuchs und Affe . . . . .                                             | —    | —     |
| Der Menschenfresser . . . . .                                        | —    | —     |
| Wein und Essig . . . . .                                             | —    | —     |
| <b>Kopisch, August</b> . . . . .                                     | XX   | 345   |
| Gedichte . . . . .                                                   | —    | 347   |
| Engelhaus bei Karlsbad . . . . .                                     | —    | 348   |
| Die Heintzsmännchen . . . . .                                        | —    | 321   |
| Johann Cicero . . . . .                                              | —    | 323   |
| Maley und Malone . . . . .                                           | —    | 324   |
| Gefimer . . . . .                                                    | —    | 325   |
| Der Mäuseturm . . . . .                                              | —    | 326   |
| Willegis . . . . .                                                   | —    | 327   |
| In Ketten aufhängen . . . . .                                        | —    | 328   |
| Serenade am Bessau . . . . .                                         | —    | —     |
| Bei der Nachricht von Platens Tode . . . . .                         | —    | 329   |
| Des kleinen Volkes Ueberfahrt . . . . .                              | —    | 332   |
| Das grüne Thier und der Naturfeimer . . . . .                        | —    | 333   |
| Alboin vor Ticinum . . . . .                                         | —    | 334   |
| Der Grafensprung bei Neu-Eberstein . . . . .                         | —    | —     |
| Histoire von Noah . . . . .                                          | —    | 335   |
| Was wollt ihr trinken? . . . . .                                     | —    | 337   |
| Blücher am Rhein . . . . .                                           | —    | 338   |
| Psaumis und Puras . . . . .                                          | —    | 341   |
| Soldatenlied . . . . .                                               | —    | 342   |
| Das Kloster Himmelreich . . . . .                                    | —    | 344   |
| Die Histröchen . . . . .                                             | —    | 351   |
| Der Trompeter . . . . .                                              | —    | 352   |
| Tomte i Garben . . . . .                                             | —    | 355   |
| Der Klabaftermann . . . . .                                          | —    | 354   |
| Der Herenritt . . . . .                                              | —    | 356   |
| Roger und Morgane . . . . .                                          | —    | —     |
| <b>Kortüm, Arnold</b> . . . . .                                      | XIII | 7     |
| Leben, Meinungen und Thaten des Kandidaten Hieronymus Joks . . . . . | —    | 9     |
| <b>Kosgarten, Ludwig Theobul.</b> . . . .                            | XIII | 579   |
| Gedichte . . . . .                                                   | —    | 581   |
| Hymne an die Schönheit . . . . .                                     | —    | 582   |
| Hymne an die Tugend . . . . .                                        | —    | 590   |
| Der Gewitterabend . . . . .                                          | —    | 591   |
| Die Liebslingsflur . . . . .                                         | —    | 592   |
| Die Erscheinung . . . . .                                            | —    | 593   |
| Die Sterne . . . . .                                                 | —    | 595   |
| Vergänglichkeit und Treue . . . . .                                  | —    | 597   |
| Die Zweifel . . . . .                                                | —    | —     |



|                                                                   | Band  | Seite |
|-------------------------------------------------------------------|-------|-------|
| Abschied von Ida . . . . .                                        | XIII  | 599   |
| Arkona . . . . .                                                  | —     | 603   |
| Die Ausföhnung . . . . .                                          | —     | 607   |
| Margaretha und der Drache . . . . .                               | —     | 609   |
| Das Brod des heiligen Jobocus . . . . .                           | —     | 611   |
| Das Amen der Steine . . . . .                                     | —     | 613   |
| Das Gesicht des Arsenius . . . . .                                | —     | 614   |
| Die Traumung der heiligen Agnes . . . . .                         | —     | 615   |
| Agathon an Telrione . . . . .                                     | —     | 616   |
| Die Nalunken . . . . .                                            | —     | 619   |
| Schwangefang . . . . .                                            | —     | 629   |
| Der Dorffirchhof . . . . .                                        | —     | 631   |
| <b>Roschue, August von</b> . . . . .                              | XI    | 839   |
| Die deutschen Kleinstädter. Lustspiel . . . . .                   | —     | 843   |
| Die Rosen des Herrn von Malesherbes. Ländliches Gemälde . . . . . | —     | 902   |
| <b>Rürenberg (Minnesänger)</b> . . . . .                          | I     | 611   |
| Der Falke . . . . .                                               | —     | —     |
| Liebeslied . . . . .                                              | —     | —     |
| Des Geliebten Abschied . . . . .                                  | —     | —     |
| Weib und Falke . . . . .                                          | —     | 612   |
| Nur der Eine . . . . .                                            | —     | —     |
| Trennung . . . . .                                                | —     | —     |
| Der Abendstern . . . . .                                          | —     | —     |
| <b>Rulmann, Elisabeth</b> . . . . .                               | XVIII | 699   |
| Gedichte. . . . .                                                 | —     | —     |
| Der Rauch . . . . .                                               | —     | 703   |
| Der Sonnenaufgang . . . . .                                       | —     | 704   |
| Der Sonnenuntergang . . . . .                                     | —     | 705   |
| Lob der Armuth . . . . .                                          | —     | 706   |
| Der Kitz . . . . .                                                | —     | 707   |
| Die Sterne . . . . .                                              | —     | 709   |
| Die Mutter in Tempe . . . . .                                     | —     | —     |
| Bindar . . . . .                                                  | —     | 711   |
| Talent und Kunst . . . . .                                        | —     | 714   |
| Die Feile . . . . .                                               | —     | 715   |
| An die Natur . . . . .                                            | —     | —     |
| Himmelstrost . . . . .                                            | —     | 716   |
| Wanderlust . . . . .                                              | —     | —     |
| Dichterruhm . . . . .                                             | —     | 718   |
| Cortes und die mexikanischen Jünglinge . . . . .                  | —     | 719   |
| An die Nacht . . . . .                                            | —     | 720   |
| Homer . . . . .                                                   | —     | 721   |
| Der Sturm auf dem Meere . . . . .                                 | —     | —     |
| Der Mississippi-Strom . . . . .                                   | —     | 722   |
| Der Urwald . . . . .                                              | —     | 724   |
| Der Schiffer an die Liebenden . . . . .                           | —     | 726   |

|                                                                       | Band  | Seite |
|-----------------------------------------------------------------------|-------|-------|
| Das Nachen-Giland . . . . .                                           | XVIII | 727   |
| Verhängniß . . . . .                                                  | —     | 729   |
| Der Bogotafall in Amerika . . . . .                                   | —     | 731   |
| An meinen Arzt . . . . .                                              | —     | 732   |
| Abschied vom Leben . . . . .                                          | —     | 733   |
| <b>Langbein, August Friedrich</b> . . . . .                           | XIII  | 245   |
| Gedichte. . . . .                                                     | —     | —     |
| Richard Löwenherz und Blondel . . . . .                               | —     | 247   |
| Das Hemd des Glücklichen . . . . .                                    | —     | 253   |
| Das blinde Noß . . . . .                                              | —     | 260   |
| Das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeisters Bafel . . . . . | —     | 263   |
| Die neue Eva . . . . .                                                | —     | 268   |
| Des Pfarrhündchens Testament . . . . .                                | —     | 270   |
| Singebildete. . . . .                                                 | —     | —     |
| Die Bauern vor dem Bildniß ihres Gerichtshalters . . . . .            | —     | 272   |
| Der leere Topf . . . . .                                              | —     | —     |
| Einfall eines Barbiers . . . . .                                      | —     | —     |
| Entschuldigung . . . . .                                              | —     | —     |
| Der Bedrücker . . . . .                                               | —     | —     |
| <b>Langbe, Heinrich</b> . . . . .                                     | XXIV  | 365   |
| Aus den „Reisenovellen“ . . . . .                                     | —     | 369   |
| Die sächsische Schweiz . . . . .                                      | —     | 378   |
| Die Heimat . . . . .                                                  | —     | 387   |
| Tyrol . . . . .                                                       | —     | 392   |
| Sperl in Floribus . . . . .                                           | —     | 400   |
| Karl Seydelmann . . . . .                                             | —     | 404   |
| Aus: „Drei nordische Königsstädte“ . . . . .                          | —     | 410   |
| <b>Lavater, Johann Kaspar</b> . . . . .                               | VII   | 213   |
| Drei Gespräche. . . . .                                               | —     | —     |
| I. Ueber Wahrheit und Irrthum . . . . .                               | —     | 219   |
| II. Ueber Wahrheit, Sein und Schein, Sein und Nichtsein . . . . .     | —     | 224   |
| III. Ueber Wahrheit . . . . .                                         | —     | 237   |
| Aus der „Physiognomik“: . . . . .                                     | —     | —     |
| Ueber die menschliche Natur . . . . .                                 | —     | 247   |
| Von der Wahrheit der Physiognomie . . . . .                           | —     | 251   |
| Die Physiognomik, eine Wissenschaft . . . . .                         | —     | 257   |
| Von der Harmonie der moralischen und körperlichen Schönheit . . . . . | —     | 259   |
| Einige physiognomische Porträts . . . . .                             | —     | 276   |
| Ueber die Hände . . . . .                                             | —     | 297   |
| Etwas über Kleidung, Stimme, Gang, Geberdung, Stellung . . . . .      | —     | 299   |
| Vermischte Gedanken . . . . .                                         | —     | 301   |
| Bibliothek der deutschen Klassiker XXV. 7. . . . .                    | 59    |       |



|                                                                      | Band | Seite |
|----------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Aus dem „Wort eines freien Schweizers an die große Nation“ . . . . . |      |       |
| Schreiben an den Direktor Reubel . . . . .                           | VII  | 305   |
| Gedichte . . . . .                                                   |      |       |
| Der Schweizer . . . . .                                              | —    | 307   |
| Die Schlacht bei Näfels 1388 . . . . .                               | —    | 308   |
| Die Zürcherinnen im Jahr 1298 . . . . .                              | —    | 310   |
| Die Schlacht bei Granjon 1476 . . . . .                              | —    | 311   |
| Schlachtlid . . . . .                                                | —    | 312   |
| Das Licht . . . . .                                                  | —    | 313   |
| Verlangen nach Freiheit und Licht . . . . .                          | —    | 314   |
| Die Menschenherrlichkeit . . . . .                                   | —    | 315   |
| Der Rheinfall bei Schaffhausen . . . . .                             | —    | 317   |
| Die Philosophie am Rheinfall . . . . .                               | —    | 318   |
| Das Hündchen und ein Brunnenstrom . . . . .                          | —    | —     |
| An die Natur . . . . .                                               | —    | 319   |
| Recensenten-Rezept . . . . .                                         | —    | —     |
| Devisen . . . . .                                                    | —    | 320   |
| Reisewitz, Anton . . . . .                                           | VIII | 563   |
| Julius von Tarent. Trauerspiel . . . . .                             | —    | 565   |
| Poetische Gespräche . . . . .                                        | —    | 615   |
| Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter . . . . .        | —    | 618   |
| Renau, Nikolaus . . . . .                                            | XIX  | 239   |
| Gedichte . . . . .                                                   |      |       |
| Die Werbung . . . . .                                                | —    | 241   |
| Der Postillon . . . . .                                              | —    | 244   |
| Der ewige Jude . . . . .                                             | —    | 246   |
| Die Wurmliinger Kapelle . . . . .                                    | —    | 251   |
| Rauber der Nacht . . . . .                                           | —    | 252   |
| Schilflied . . . . .                                                 | —    | —     |
| Die Ferne . . . . .                                                  | —    | 253   |
| Das Gewitter . . . . .                                               | —    | 254   |
| Der Schlaf . . . . .                                                 | —    | —     |
| Die Heideschenke . . . . .                                           | —    | 255   |
| Niagara . . . . .                                                    | —    | 259   |
| Der Seelenkranke . . . . .                                           | —    | 260   |
| Die drei Zigeuner . . . . .                                          | —    | 261   |
| Miskaka . . . . .                                                    | —    | 262   |
| Der Urwald . . . . .                                                 | —    | 266   |
| Das Wiedersehen . . . . .                                            | —    | 268   |
| Aus: „Savonarola“ . . . . .                                          | —    | 270   |
| Aus: „Die Albigenfer“ . . . . .                                      | —    | 280   |
| Reffing, Gotthold Ephraim . . . . .                                  | VI   | 147   |
| Dramen . . . . .                                                     |      |       |
| Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück . . . . .                 | —    | 157   |
| Emilia Galotti . . . . .                                             | —    | 235   |
| Nathan der Weise . . . . .                                           | —    | 297   |

|                                                                                                                                                  | Band | Seite |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Gedichte und Fabeln . . . . .                                                                                                                    | VI   | 415   |
| Der Tod . . . . .                                                                                                                                | —    | 416   |
| Die drei Reiche der Natur . . . . .                                                                                                              | —    | 417   |
| Die Küsse . . . . .                                                                                                                              | —    | 418   |
| An seinen Bruder . . . . .                                                                                                                       | —    | —     |
| Faustin . . . . .                                                                                                                                | —    | 419   |
| Der Tanzbär . . . . .                                                                                                                            | —    | —     |
| Der Sperling und die Feldmaus . . . . .                                                                                                          | —    | 420   |
| Sinngebichte . . . . .                                                                                                                           | —    | 424   |
| Fabeln . . . . .                                                                                                                                 | —    | 428   |
| Recensionen . . . . .                                                                                                                            |      |       |
| Laokoön, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie . . . . .                                                                                  | —    | 433   |
| Aus der „Hamburgischen Dramaturgie“ . . . . .                                                                                                    | —    | 534   |
| Ernst und Falk, Gespräche für Freimaurer . . . . .                                                                                               | —    | 577   |
| Eine Parabe . . . . .                                                                                                                            | —    | 606   |
| Aus: „Anti-Goethe“ . . . . .                                                                                                                     | —    | 609   |
| Die Erziehung des Menschengeschlechts . . . . .                                                                                                  | —    | 619   |
| Gewald, Janny . . . . .                                                                                                                          | XXIV | 77    |
| Aus: „Dünen- und Berggeschichten“ . . . . .                                                                                                      | —    | 79    |
| Aus: „Erinnerungen aus dem Jahre 1848“ . . . . .                                                                                                 | —    | 104   |
| Nichtenberg, Georg Christoph . . . . .                                                                                                           | XII  | 7     |
| Vermischte Schriften . . . . .                                                                                                                   |      |       |
| Charakter einer mir bekannten Person . . . . .                                                                                                   | —    | 13    |
| Parakletor, oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind . . . . .                                                      | —    | 33    |
| Ueber den deutschen Roman . . . . .                                                                                                              | —    | 37    |
| Ueber die Macht der Liebe . . . . .                                                                                                              | —    | 41    |
| Gnädigstes Sendschreiben der Erde an den Mond . . . . .                                                                                          | —    | 47    |
| Patriotischer Beitrag zur Mythologie der Deutschen nebst einer Vorrede . . . . .                                                                 | —    | 55    |
| Besondere Achtung einiger Völker gegen die Damen . . . . .                                                                                       | —    | 62    |
| Ueber die Normannen . . . . .                                                                                                                    | —    | 63    |
| Ueber die Koryzeuge . . . . .                                                                                                                    | —    | 65    |
| Etwas über den Nutzen und den Cours der Stockschläge, Ohrfeigen, Liebe u. bei verschiedenen Völkern . . . . .                                    | —    | 69    |
| Das war mir einmal eine Wurst . . . . .                                                                                                          | —    | 73    |
| Verzeichniß einer Sammlung von Geräthschaften, welche in dem Hause des Sir H. S. künftige Woche öffentlich verauktionirt werden sollen . . . . . | —    | 77    |
| Rede der Ziffer 8 am jüngsten Tage des 1798ten Jahres im großen Rath der Ziffern gehalten . . . . .                                              | —    | 84    |
| Ueber Physiognomik . . . . .                                                                                                                     | —    | 93    |
| Physiognomisches Fragment von Schwänzen . . . . .                                                                                                | —    | 124   |
| Dienbare Betrachtungen für junge Gelehrte in Deutschland, hauptsächlich auf Universitäten . . . . .                                              | —    | 125   |



|                                                                                                                   | Band | Seite |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Anschlag-Zettel im Namen von Philadelphia . . .                                                                   | XII  | 131   |
| Daß du auf dem Blockberge wärst . . .                                                                             | —    | 133   |
| Vorschlag zu einem Orbis pictus für deutsche drama-<br>tische Schriftsteller, Romandichter und Schauspieler . . . | —    | 145   |
| Der dreieckige Hut . . .                                                                                          | —    | 167   |
| Amintors Morgenandacht . . .                                                                                      | —    | 169   |
| Bemerkungen und Einfälle vermischten Inhalts . . .                                                                | —    | 172   |
| <b>Lichtner, Magnus Gottfried</b> . . .                                                                           | IV   | 417   |
| <b>Fabeln.</b>                                                                                                    |      |       |
| An die Muse . . .                                                                                                 | —    | 419   |
| Das Wiesel und die Hühner . . .                                                                                   | —    | 420   |
| Das Reiterpferd . . .                                                                                             | —    | —     |
| Der Fuchs . . .                                                                                                   | —    | 421   |
| Die Laster und die Strafe . . .                                                                                   | —    | 422   |
| Boreas und die Erde . . .                                                                                         | —    | —     |
| Der Affe und der Bär . . .                                                                                        | —    | 424   |
| Der Strauß und die Vögel . . .                                                                                    | —    | 425   |
| Das schlechte Tuch . . .                                                                                          | —    | 426   |
| Der Löwe und der Wolf . . .                                                                                       | —    | 427   |
| Das aus der Erde wachsende Lamm . . .                                                                             | —    | 428   |
| Der Diamant und der Bergkrysal . . .                                                                              | —    | 429   |
| Die Schlange . . .                                                                                                | —    | 430   |
| Die Katzen und der Hausberr . . .                                                                                 | —    | —     |
| Der Vater und die drei Söhne . . .                                                                                | —    | 431   |
| Der Mohr und die Perle . . .                                                                                      | —    | 432   |
| Die Gartenluft . . .                                                                                              | —    | 433   |
| Der Adler und der Schmetterling . . .                                                                             | —    | 435   |
| Die zwei alten Weiber . . .                                                                                       | —    | 436   |
| Der Hänfling . . .                                                                                                | —    | —     |
| Der Vogel Plataea und die Reiger . . .                                                                            | —    | 437   |
| Der junge Kater . . .                                                                                             | —    | 438   |
| Die Fische . . .                                                                                                  | —    | 440   |
| Des Vulkans drei Eben . . .                                                                                       | —    | 441   |
| Die seltsamen Menschen . . .                                                                                      | —    | 442   |
| Der kleine Töfel . . .                                                                                            | —    | 443   |
| Der Koch und der Herr . . .                                                                                       | —    | 444   |
| Die Rehe . . .                                                                                                    | —    | 445   |
| Das Pferd und der Esel . . .                                                                                      | —    | 446   |
| Der Kobold . . .                                                                                                  | —    | —     |
| Die zwei Kaninchen . . .                                                                                          | —    | 448   |
| <b>Ringg, Hermann</b> . . .                                                                                       | XXI  | 689   |
| <b>Gedichte.</b>                                                                                                  |      |       |
| Lied . . .                                                                                                        | —    | 691   |
| An meine Mutter . . .                                                                                             | —    | 692   |
| Veröhnung . . .                                                                                                   | —    | 693   |
| Salamis . . .                                                                                                     | —    | —     |
| Alexander . . .                                                                                                   | —    | 694   |

|                                                                         | Band | Seite |
|-------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Römischer Triumphgesang . . .                                           | XXI  | 695   |
| Pausanias . . .                                                         | —    | 696   |
| Mondaufgang . . .                                                       | —    | 698   |
| Walbnacht . . .                                                         | —    | 699   |
| Der schwarze Tod . . .                                                  | —    | —     |
| Spartacus . . .                                                         | —    | 701   |
| Lepanto . . .                                                           | —    | 702   |
| Dodona . . .                                                            | —    | 704   |
| Lied der Städte . . .                                                   | —    | 706   |
| Die Ansiedler . . .                                                     | —    | 707   |
| Gesang der Blinden . . .                                                | —    | 708   |
| Erste Lieder . . .                                                      | —    | 709   |
| <b>Liscow, Christian Ludwig</b> . . .                                   | III  | 543   |
| Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden<br>Stribenten . . . | —    | 545   |
| <b>Logan, Friedrich von</b> . . .                                       | III  | 138   |
| Epigramme . . .                                                         | —    | —     |
| <b>Ludwig, Otto</b> . . .                                               | XXII | 685   |
| Aus: „Der Erbsörster“ . . .                                             | —    | 689   |
| Aus: „Die Maltabäer“ . . .                                              | —    | 710   |
| <b>Luther, Martin</b> . . .                                             | II   | 295   |
| An den christlichen Adel deutscher Nation . . .                         | —    | 301   |
| Zwei Predigten gegen die Bilderstürmer . . .                            | —    | 360   |
| <b>Kleinere Aufsätze.</b>                                               |      |       |
| Vorrede auf den Psalter . . .                                           | —    | 371   |
| Vom ehelichen Leben . . .                                               | —    | 374   |
| Vom Dolmetschen . . .                                                   | —    | 379   |
| Ueber den Werth der Geschichtschreibung . . .                           | —    | 383   |
| Eine neue Fabel vom Löwen und Esel . . .                                | —    | 385   |
| Klagschrift der Vögel . . .                                             | —    | 389   |
| Briefe . . .                                                            | —    | 390   |
| <b>Lieder.</b>                                                          |      |       |
| Wir glauben all an einen Gott . . .                                     | —    | 409   |
| Nun bitten wir den heil'gen Geist . . .                                 | —    | 410   |
| Der 12. Psalm . . .                                                     | —    | 411   |
| Der 67. Psalm . . .                                                     | —    | 412   |
| Veni sancto Spiritus . . .                                              | —    | 413   |
| Der 80. Psalm . . .                                                     | —    | —     |
| Auf das Osterfest . . .                                                 | —    | 414   |
| Der Lobgesang Simeonis . . .                                            | —    | 415   |
| Der 46. Psalm . . .                                                     | —    | 416   |
| Ein Kinderlied auf die Weihnachten . . .                                | —    | 417   |
| Ein Kinderlied . . .                                                    | —    | 418   |
| Frau Musica . . .                                                       | —    | 419   |
| Lied von den zween Märtern . . .                                        | —    | 420   |
| Lied vom Hofe . . .                                                     | —    | 423   |



|                                        | Band | Seite |
|----------------------------------------|------|-------|
| <b>Mahlmann, Siegfried August</b>      | XIII | 829   |
| Gedichte.                              |      |       |
| Gebet der Kinder zu ihrem ewigen Vater | —    | 831   |
| An die Natur                           | —    | 833   |
| Die drei Gaben des Vaters              | —    | 836   |
| Der Vater Martin                       | —    | 837   |
| Sehnsucht                              | —    | 838   |
| Sternhelle Nacht                       | —    | 839   |
| Alf's Lehre                            | —    | 840   |
| Lied des Trostes                       | —    | 841   |
| Der Jäger                              | —    | 842   |
| Das Reich der Freude                   | —    | 843   |
| Lied                                   | —    | 844   |
| An Lorenzo                             | —    | 845   |
| Glück im Vertrauen                     | —    | 846   |
| Der Kirchhof zu Ottersen               | —    | 847   |
| Rettung                                | —    | 850   |
| Freisinn                               | —    | 851   |
| Kroher Glaube                          | —    | —     |
| Die Nacht                              | —    | 852   |
| Der Herbst                             | —    | —     |
| Geist der Dichtkunst                   | —    | 853   |
| Amulett                                | —    | 854   |
| Die Insel Helena und ihr Grab          | —    | 855   |
| Die Todten                             | —    | 856   |
| Amor und Psyche                        | —    | —     |
| Mein Sehnen                            | —    | 857   |
| Heimat                                 | —    | 858   |
| Schwermuth                             | —    | 859   |
| Abendslied                             | —    | 860   |
| König Violon und Prinzessin Klarinette | —    | 861   |
| <b>Marner (Minnesänger)</b>            | I    | 762   |
| Dienst und Lohn                        | —    | —     |
| Der umgekehrte Igel                    | —    | 763   |
| Die Lüge                               | —    | —     |
| Geld her!                              | —    | —     |
| Dem Reich die Kleie!                   | —    | 764   |
| Der Herrenmeister                      | —    | —     |
| <b>Matheius, Johannes</b>              | II   | 436   |
| Morgenlied                             | —    | —     |
| <b>Matthiesson, Friedrich von</b>      | XIII | 435   |
| Gedichte.                              |      |       |
| Mondscheingemälde                      | —    | 437   |
| Verubigung                             | —    | 439   |
| Der Frühlingsabend                     | —    | 440   |
| Die Weihe                              | —    | —     |
| Das Grab                               | —    | 442   |

|                          | Band | Seite |
|--------------------------|------|-------|
| <b>Opferlied</b>         | XIII | 443   |
| <b>Trost an Elisa</b>    | —    | —     |
| <b>Elysium</b>           | —    | 444   |
| <b>Die Esstönigin</b>    | —    | 445   |
| <b>Die Betende</b>       | —    | 446   |
| <b>Der Abend</b>         | —    | 447   |
| <b>Das Kloster</b>       | —    | 448   |
| <b>Stolie</b>            | —    | 450   |
| <b>Lied der Liebe</b>    | —    | 451   |
| <b>Geisternähe</b>       | —    | —     |
| <b>Ruf</b>               | —    | 452   |
| <b>Alpenreise</b>        | —    | 453   |
| <b>Reenreigen</b>        | —    | 456   |
| <b>Stummes Dulden</b>    | —    | 457   |
| <b>Wiedrehall</b>        | —    | 458   |
| <b>Abelaide</b>          | —    | —     |
| <b>Abendlandschaft</b>   | —    | 459   |
| <b>Elegie</b>            | —    | 460   |
| <b>Der Alpenwanderer</b> | —    | 462   |
| <b>Babellied</b>         | —    | 464   |
| <b>Der Genfersee</b>     | —    | 465   |
| <b>Die Kinderjahre</b>   | —    | 470   |
| <b>Der Herbstabend</b>   | —    | 475   |
| <b>Lebenslied</b>        | —    | 476   |
| <b>Gelbensfolie</b>      | —    | 477   |
| <b>Wunsch</b>            | —    | 479   |
| <b>Die Bollendung</b>    | —    | 480   |
| <b>Reizner, Alfred</b>   | XXI  | 327   |
| Gedichte.                |      |       |
| Heimweh                  | —    | 329   |
| Abends am Meer           | —    | 330   |
| Nachtwache der Liebe     | —    | —     |
| Venezia                  | —    | 331   |
| Heimliches Glück         | —    | 335   |
| Abschied                 | —    | —     |
| La Dalmatina             | —    | 337   |
| Die Jüdin                | —    | 338   |
| König Wenzel             | —    | 340   |
| Eine Mutter              | —    | 343   |
| Dem trüben Freunde       | —    | 345   |
| In der Gebirgswüste      | —    | 347   |
| Jubel                    | —    | 348   |
| Eine Poetennatur         | —    | 350   |
| Aus: „Zista“             | —    | 353   |
| Den Reichen              | —    | 356   |
| Demos                    | —    | 357   |
| Nachtgesang              | —    | 361   |



|                                                                             | Band | Seite |
|-----------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Abend am Meer . . . . .                                                     | XXI  | 362   |
| Georges Sand . . . . .                                                      | —    | —     |
| <b>Mendelssohn, Moses</b> . . . . .                                         | V    | 595   |
| Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele . . . . .                   | —    | 599   |
| Kleinere Aufsätze . . . . .                                                 | —    | 678   |
| <b>Meyern, Wilhelm Friedrich</b> . . . . .                                  | XII  | 739   |
| Aus Dya-Na-Sore oder die Wanderer . . . . .                                 | —    | 741   |
| Aus den „Kleinen Schriften“ . . . . .                                       | —    | 782   |
| <b>Minnesänger</b> . . . . .                                                | I    | 603   |
| <b>Mörke, Eduard</b> . . . . .                                              | XX   | 209   |
| Gedichte . . . . .                                                          | —    | —     |
| Heimweh . . . . .                                                           | —    | 211   |
| Jägerlied . . . . .                                                         | —    | —     |
| Lied vom Winde . . . . .                                                    | —    | 212   |
| Die Soldatenbraut . . . . .                                                 | —    | 213   |
| Die Geister am Mummelsee . . . . .                                          | —    | —     |
| Die traurige Krönung . . . . .                                              | —    | 214   |
| Die schöne Buße . . . . .                                                   | —    | 215   |
| Mein Fluß . . . . .                                                         | —    | 216   |
| Tag und Nacht . . . . .                                                     | —    | 217   |
| Besuch in Urach . . . . .                                                   | —    | 218   |
| Zum neuen Jahr . . . . .                                                    | —    | 221   |
| Charwoche . . . . .                                                         | —    | 222   |
| Zuviel . . . . .                                                            | —    | —     |
| Liebeßglück . . . . .                                                       | —    | 223   |
| An die Geliebte . . . . .                                                   | —    | —     |
| Lieb . . . . .                                                              | —    | 224   |
| Verborgtheit . . . . .                                                      | —    | —     |
| Die Herbstfeier . . . . .                                                   | —    | 225   |
| Zwei Liebchen . . . . .                                                     | —    | 228   |
| Johle an J. M. . . . .                                                      | —    | 230   |
| Storchenbotschaft . . . . .                                                 | —    | 232   |
| Des Schloßküpers Geister zu Tübingen . . . . .                              | —    | 233   |
| Lammwirths Klage . . . . .                                                  | —    | 236   |
| <b>Möser, Justus</b> . . . . .                                              | V    | 739   |
| Aus den „Patriotischen Phantasien“: . . . . .                               | —    | —     |
| Die Spinnstube . . . . .                                                    | —    | 743   |
| Die Abmeierung . . . . .                                                    | —    | 752   |
| Johann, seid doch so gut! . . . . .                                         | —    | 754   |
| Das abgeschaffte Herkommen . . . . .                                        | —    | 756   |
| Schreiben eines reisenden Franzosen an seinen Wirth in Westphalen . . . . . | —    | 760   |
| Die Politik der Freundschaft . . . . .                                      | —    | 762   |
| Es ist allezeit sicherer, Original als Kopie zu sein . . . . .              | —    | 764   |
| Das leichteste Mittel, um zu gefallen . . . . .                             | —    | 768   |
| Trostgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes . . . . .                 | —    | 769   |
| Die Politik im Unglück . . . . .                                            | —    | 772   |

|                                                                                                          | Band | Seite |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Das Glück der Bettler . . . . .                                                                          | V    | 783   |
| Etwas zur Verbesserung der Armenanstalten . . . . .                                                      | —    | 786   |
| Das war der Kammerjungfer recht . . . . .                                                                | —    | 789   |
| So mag man auch noch im Alter lieben . . . . .                                                           | —    | 793   |
| Die Erziehung mag wohl sklavisch sein . . . . .                                                          | —    | 796   |
| Eine Erzählung, wie es viele gibt . . . . .                                                              | —    | 797   |
| Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelangt . . . . .                                    | —    | 800   |
| Ueber das Kunstgefühl . . . . .                                                                          | —    | 803   |
| Etwas zur Polizei der Freuden für die Landleute . . . . .                                                | —    | 806   |
| Der Werth der Komplimente . . . . .                                                                      | —    | 809   |
| Wozu der Putz diene? . . . . .                                                                           | —    | 811   |
| Sie tanzte gut und kochte schlecht . . . . .                                                             | —    | 812   |
| Der alte Rath . . . . .                                                                                  | —    | 814   |
| Der junge Rath . . . . .                                                                                 | —    | 816   |
| Die moralischen Vortheile der Landplagen . . . . .                                                       | —    | 818   |
| Etwas zur Vertheidigung des sogenannten Aberglaubens unserer Vorfahren . . . . .                         | —    | 820   |
| Der erste Jahreswechsel . . . . .                                                                        | —    | 823   |
| Johann konnte nicht leben . . . . .                                                                      | —    | 825   |
| Schreiben einer Hofdame an ihre Freundin auf dem Lande . . . . .                                         | —    | 828   |
| Antwort auf verschiedene Vorschläge wegen einer Kleiderordnung . . . . .                                 | —    | 830   |
| Das englische Gärtchen . . . . .                                                                         | —    | 832   |
| Also soll der handelnde Theil der Menschen nicht wie der spekulirende erzogen werden . . . . .           | —    | 834   |
| Ueber die Sittlichkeit der Vergnügungen . . . . .                                                        | —    | 837   |
| Ist es billig, daß Gelehrte die Kriminalurtheile sprechen? . . . . .                                     | —    | 839   |
| Sollte man nicht jedem Städtchen seine besondere politische Verfassung geben . . . . .                   | —    | 843   |
| Der Geringe bleibt doch immer ein Sklave des Mächtigen . . . . .                                         | —    | 846   |
| Also soll jeder Gelehrte ein Handwerk lernen . . . . .                                                   | —    | 847   |
| An einen jungen Dichter . . . . .                                                                        | —    | 850   |
| Schreiben einer alten Ehefrau an eine junge Empfindsame . . . . .                                        | —    | 853   |
| Es sollten die Wochenschriften auch die Anzeigen der neuesten Moden enthalten . . . . .                  | —    | 858   |
| Der jetzige Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen ist der gemeinen Freiheit gefährlich . . . . . | —    | 864   |
| Ansichten über deutsche Geschichte . . . . .                                                             | —    | 868   |
| Ueber die deutsche Sprache und Literatur . . . . .                                                       | —    | 874   |
| <b>Moscherosch, Johann Michael</b> . . . . .                                                             | III  | 231   |
| Aus den „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichten Philanders von Sittewald“ . . . . .                     | —    | 233   |
| Gedichte . . . . .                                                                                       | —    | 259   |



|                                                 | Band  | Seite |
|-------------------------------------------------|-------|-------|
| Mosen, Julius . . . . .                         | XX    | 9     |
| Gedichte.                                       |       |       |
| Sandwirth Hofer . . . . .                       | —     | 19    |
| Der sächsische Tambour . . . . .                | —     | 20    |
| Der Kreuzschnabel . . . . .                     | —     | 21    |
| Der Trompeter an der Ratzbach . . . . .         | —     | 23    |
| Heraus . . . . .                                | —     | 24    |
| Die drei Zauberstimmen . . . . .                | —     | 25    |
| Ruhe am See . . . . .                           | —     | 26    |
| Die Alce . . . . .                              | —     | 27    |
| Die Grabblume . . . . .                         | —     | 28    |
| Sehnsucht . . . . .                             | —     | 29    |
| Wanderlied . . . . .                            | —     | —     |
| Der eiserne Heinrich . . . . .                  | —     | 30    |
| Lied der Deutschen . . . . .                    | —     | 31    |
| Lied . . . . .                                  | —     | 32    |
| Heinrich der Löwe . . . . .                     | —     | 33    |
| Gott und Vaterland . . . . .                    | —     | 34    |
| Denkspruch . . . . .                            | —     | 35    |
| Die letzten Jehn vom vierten Regiment . . . . . | —     | —     |
| In das Gutenberg-Album . . . . .                | —     | 37    |
| Der Schaffhirt . . . . .                        | —     | —     |
| Der Rehschädel . . . . .                        | —     | 39    |
| Die Nixe . . . . .                              | —     | 40    |
| Der träumende See . . . . .                     | —     | —     |
| Frühlingsnacht . . . . .                        | —     | 41    |
| Vorüber . . . . .                               | —     | —     |
| Der Wasserfönig . . . . .                       | —     | 42    |
| Fahr wohl . . . . .                             | —     | 43    |
| Aus: „Ahasver“ . . . . .                        | —     | 44    |
| Aus dem „Lied vom Ritter Wahn“ . . . . .        | —     | 55    |
| Dramatische s.                                  |       |       |
| Aus: „Gola Rienzi“ . . . . .                    | XXII  | 419   |
| Aus: „Kaiser Otto III.“ . . . .                 | —     | 441   |
| Aus: „Der Sohn des Fürsten“ . . . . .           | —     | 469   |
| Mügge, Theodor . . . . .                        | XXIII | 599   |
| Aus: „Astraja“ . . . . .                        | —     | 603   |
| Müller, Friedrich . . . . .                     | VIII  | 683   |
| Idyllen.                                        |       |       |
| Bacchidon und Wilson . . . . .                  | —     | 685   |
| Die Schaffhur . . . . .                         | —     | 696   |
| Das Kupfermen . . . . .                         | —     | 720   |
| Der erschlagene Abel . . . . .                  | —     | 761   |
| Der Satyr Mopsus . . . . .                      | —     | 767   |
| Der Faun . . . . .                              | —     | 785   |
| Gedichte und dramatische Scenen.                |       |       |
| Soldaten-Abschied . . . . .                     | —     | 788   |
| Die Erle und die Geber . . . . .                | —     | 789   |

|                                                          | Band  | Seite |
|----------------------------------------------------------|-------|-------|
| Orpheus-Klopstock . . . . .                              | VIII  | 790   |
| Freudenlied . . . . .                                    | —     | 791   |
| Dithyrambe . . . . .                                     | —     | 793   |
| Der rasende Gelbar . . . . .                             | —     | 796   |
| Nach Hahns Abschied . . . . .                            | —     | 798   |
| Der Riese Roban . . . . .                                | —     | 799   |
| Auf Amors Röcher . . . . .                               | —     | 801   |
| Jägerlied . . . . .                                      | —     | —     |
| Golo's Lied . . . . .                                    | —     | 803   |
| Genovesa im Thurne . . . . .                             | —     | 804   |
| Die Pfalzgräfin Genovesa . . . . .                       | —     | 816   |
| Ghor aus „Golo und Genovesa“ . . . . .                   | —     | 823   |
| Wiegenlied . . . . .                                     | —     | 826   |
| Müller, Johannes von                                     | XI    | 7     |
| Aus den „Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft“: |       |       |
| Des Schweizerlandes erste Gestalt . . . . .              | —     | 11    |
| Das Kloster Sankt Gallen . . . . .                       | —     | 12    |
| Das Berner Oberland . . . . .                            | —     | 15    |
| Ueber die Geschichte Friedrichs II. . . . .              | —     | 17    |
| Rudolf von Habsburg . . . . .                            | —     | 19    |
| Der Schweizer Unterdrückung . . . . .                    | —     | 21    |
| König Albrechts Ermordung . . . . .                      | —     | 24    |
| Die Schlacht bei Morgarten . . . . .                     | —     | 30    |
| Die Schlacht bei Sempach . . . . .                       | —     | 33    |
| Die Schlacht bei Sankt Jakob im Siffelde . . . . .       | —     | 41    |
| Schlacht bei St. Jakob . . . . .                         | —     | 47    |
| Geschichte der burgundischen Kriege . . . . .            | —     | 52    |
| Von der Klüe . . . . .                                   | —     | 100   |
| Guldreich Zwingli . . . . .                              | —     | 104   |
| Die Religionsgeschichte . . . . .                        | —     | 115   |
| Aus Johannes Müllers Testament . . . . .                 | —     | 144   |
| Müller, Wilhelm . . . . .                                | XVIII | 557   |
| Gedichte.                                                |       |       |
| Wanderschaft . . . . .                                   | —     | 559   |
| Ungebuld . . . . .                                       | —     | 560   |
| Morgengruß . . . . .                                     | —     | —     |
| Trockne Blumen . . . . .                                 | —     | 561   |
| Der Lindenbaum . . . . .                                 | —     | 562   |
| Die Post . . . . .                                       | —     | 563   |
| Ruth . . . . .                                           | —     | —     |
| Heimkehr . . . . .                                       | —     | 564   |
| Jägers Lust . . . . .                                    | —     | —     |
| Die böse Farbe . . . . .                                 | —     | 566   |
| Die liebe Farbe . . . . .                                | —     | —     |
| Liebesgedanken . . . . .                                 | —     | 567   |
| Frühlingsseinzug . . . . .                               | —     | 568   |



|                                                                      | Band  | Seite |
|----------------------------------------------------------------------|-------|-------|
| Die Brautnacht . . . . .                                             | XVIII | 570   |
| Morgenlied . . . . .                                                 | —     | —     |
| Das Brautkleid . . . . .                                             | —     | 571   |
| Die Braut . . . . .                                                  | —     | 572   |
| Bineta . . . . .                                                     | —     | 573   |
| Warnung vor dem Wasser . . . . .                                     | —     | —     |
| Die schönsten Töne . . . . .                                         | —     | 574   |
| Rosensamen . . . . .                                                 | —     | 575   |
| Der Glodenguß zu Breslau . . . . .                                   | —     | —     |
| Die Sage vom Frankenberger See bei Nachen . . . . .                  | —     | 579   |
| Doppelte Gefahr . . . . .                                            | —     | 582   |
| Epigramme . . . . .                                                  | —     | 583   |
| Griechenlieder . . . . .                                             | —     | —     |
| Der Phanariot . . . . .                                              | —     | 584   |
| Die Mainottin . . . . .                                              | —     | —     |
| Der Greis auf Hydra . . . . .                                        | —     | 585   |
| Die heilige Schaar . . . . .                                         | —     | —     |
| Die Geister der alten Helden am Tage der Aufer-<br>stehung . . . . . | —     | 586   |
| Der Bund mit Gott . . . . .                                          | —     | —     |
| Lied vor der Schlacht . . . . .                                      | —     | 587   |
| Byron . . . . .                                                      | —     | 588   |
| Die letzten Griechen . . . . .                                       | —     | 591   |
| Hellas und die Welt . . . . .                                        | —     | —     |
| Müller, Otto . . . . .                                               | XIV   | 325   |
| Aus: „Charlotte Ackermann“ . . . . .                                 | —     | 327   |
| Müller, Wolfgang . . . . .                                           | XXI   | 467   |
| Gedichte . . . . .                                                   | —     | —     |
| Lieder . . . . .                                                     | —     | 469   |
| Wenn dir blond die Locken fliegen . . . . .                          | —     | 476   |
| Hast du von den Fischerkindern . . . . .                             | —     | 477   |
| Schönster Tod . . . . .                                              | —     | —     |
| Widder . . . . .                                                     | —     | 478   |
| Schwert und Pflug . . . . .                                          | —     | 480   |
| Das Schloß im See . . . . .                                          | —     | 481   |
| Jakob von England . . . . .                                          | —     | 483   |
| Kaiser Max und Albrecht Dürer . . . . .                              | —     | 484   |
| Der Mönch von Heisterbach . . . . .                                  | —     | 485   |
| Die nächtliche Erscheinung zu Speier . . . . .                       | —     | 487   |
| Deutschlands Wächter . . . . .                                       | —     | 489   |
| Harald . . . . .                                                     | —     | 490   |
| Der Mönch vor Heinrich IV. Leiche . . . . .                          | —     | 492   |
| Reister Lango . . . . .                                              | —     | 494   |
| Johann von Schwaben . . . . .                                        | —     | 496   |
| Ein Grab in Köln . . . . .                                           | —     | 498   |
| Die Wunderblume . . . . .                                            | —     | 500   |

|                                                                                                  | Band  | Seite |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|-------|
| Müller, Adolf . . . . .                                                                          | XVIII | 529   |
| Aus: „Die Schuld“ . . . . .                                                                      | —     | 531   |
| Dramaturgisches . . . . .                                                                        | —     | —     |
| Ueber den Narren im König Lear . . . . .                                                         | —     | 569   |
| Lady Macbeth . . . . .                                                                           | —     | 572   |
| Hamlet . . . . .                                                                                 | —     | 574   |
| Elisabeth in Maria Stuart . . . . .                                                              | —     | 577   |
| Gedichte . . . . .                                                                               | —     | —     |
| Luther . . . . .                                                                                 | —     | 581   |
| Trinkspruch nach der Schlacht . . . . .                                                          | —     | 582   |
| Journalistikum . . . . .                                                                         | —     | 583   |
| Das Gewitter . . . . .                                                                           | —     | 584   |
| Murner, Thomas . . . . .                                                                         | II    | 113   |
| Aus der „Narrenbeschwörung“: . . . . .                                                           | —     | —     |
| Vorrede . . . . .                                                                                | —     | 115   |
| Die Sattelnahrung . . . . .                                                                      | —     | 120   |
| Stühl' auf die Bänk' setzen . . . . .                                                            | —     | 122   |
| Ein' Lautenschläger im Herzen haben . . . . .                                                    | —     | 124   |
| Den Bundschuh aufwerfen . . . . .                                                                | —     | 127   |
| Aus der „Schelemezunft“: . . . . .                                                               | —     | —     |
| Aus einem hohlen Hasen reden . . . . .                                                           | —     | 130   |
| Von Reichstädten reden . . . . .                                                                 | —     | 131   |
| Die Baden kühlen . . . . .                                                                       | —     | 132   |
| Tiefe Wörter geben . . . . .                                                                     | —     | 133   |
| Der Teufel ist Abt . . . . .                                                                     | —     | 134   |
| Aus dem „Lutherischen Narren“: . . . . .                                                         | —     | —     |
| Des Bundes Hauptmann . . . . .                                                                   | —     | 135   |
| Das Fußfährlein . . . . .                                                                        | —     | 137   |
| Das Reifig-Fährlein . . . . .                                                                    | —     | —     |
| Das Troß-Fährlein . . . . .                                                                      | —     | 138   |
| Klage der gemeinen Christen, daß die drei Fährlein<br>die Lutherischen gestohlen haben . . . . . | —     | 139   |
| Das Banner der Wahrheit . . . . .                                                                | —     | 140   |
| Das evangelische Banner . . . . .                                                                | —     | 142   |
| Das Banner der Freiheit . . . . .                                                                | —     | 144   |
| Musäus, Johann Karl August . . . . .                                                             | IX    | 755   |
| Deutsche Volksmärchen . . . . .                                                                  | —     | —     |
| Roland's Knappen . . . . .                                                                       | —     | 757   |
| Legenden von Mübezahel . . . . .                                                                 | —     | 786   |
| Die Nymphe des Brunnens . . . . .                                                                | —     | 851   |
| Reidhart (Minnesänger) . . . . .                                                                 | I     | 724   |
| Die Schwalbe . . . . .                                                                           | —     | —     |
| Der Lenz ist da . . . . .                                                                        | —     | 725   |
| Die muntre Alte . . . . .                                                                        | —     | 726   |
| Wie ein Widder . . . . .                                                                         | —     | 727   |
| Das Kiglein . . . . .                                                                            | —     | —     |
| Der Federball . . . . .                                                                          | —     | 728   |



|                                                                       | Band | Seite |
|-----------------------------------------------------------------------|------|-------|
| <b>Neubed, Valerius Wilhelm</b> . . . . .                             | XIII | 637   |
| Gedichte.                                                             |      |       |
| Aus: „Die Gesundbrunnen“ . . . . .                                    | —    | 639   |
| Hymnus an Hygiea . . . . .                                            | —    | 662   |
| <b>Neumark, Georg</b> . . . . .                                       | III  | 125   |
| Wunschlief . . . . .                                                  | —    | —     |
| Trostlied . . . . .                                                   | —    | 126   |
| <b>Nibelungenlied</b> . . . . .                                       | I    | 3     |
| Ausgewählte Gesänge.                                                  |      |       |
| Wie die Königinnen sich schalteten . . . . .                          | —    | 33    |
| Wie Siegfried verrathen ward . . . . .                                | —    | 40    |
| Wie Siegfried erschlagen ward . . . . .                               | —    | 44    |
| Wie Siegfried beklagt und begraben ward . . . . .                     | —    | 54    |
| Wie der Nibelungenhort nach Worms kam . . . . .                       | —    | 62    |
| Wie die Herren alle zu den Hunnen fuhren . . . . .                    | —    | 75    |
| Wie Rüdiger die Burgunden empfing . . . . .                           | —    | 84    |
| Wie Hagen und Volker Schildwache standen . . . . .                    | —    | 94    |
| Wie sie zur Kirche gingen . . . . .                                   | —    | 97    |
| Wie Blödel erschlagen ward . . . . .                                  | —    | 105   |
| Wie die Burgunden mit den Hunnen stritten . . . . .                   | —    | 109   |
| Wie sie die Todten hinunter warfen . . . . .                          | —    | 116   |
| Wie Tring erschlagen ward . . . . .                                   | —    | 118   |
| Wie die Königin den Saal verbrennen ließ . . . . .                    | —    | 125   |
| Wie der Markgraf Rüdiger erschlagen ward . . . . .                    | —    | 131   |
| Wie Dietrichs Reden erschlagen wurden . . . . .                       | —    | 142   |
| Wie Gunther und Hagen und Kriemhild erschlagen wurden . . . . .       | —    | 153   |
| <b>Nicolai, Philipp</b> . . . . .                                     | II   | 439   |
| Ein geistlich Tagelied . . . . .                                      | —    | —     |
| <b>Niebuhr, Berthold Georg</b> . . . . .                              | XVI  | 635   |
| Aus der „Römischen Geschichte“:                                       |      |       |
| Einleitung . . . . .                                                  | —    | 637   |
| Romulus und Ruma . . . . .                                            | —    | 640   |
| L. Tarquinius der Tyrann, und die Verbannung der Tarquinier . . . . . | —    | 650   |
| Die Sage von Coriolanus . . . . .                                     | —    | 658   |
| Der erste samnitische Krieg . . . . .                                 | —    | 662   |
| Der latiniische Krieg . . . . .                                       | —    | 674   |
| Etwas über die Kolonien . . . . .                                     | —    | 684   |
| Allgemeines über die Geschichte Roms . . . . .                        | —    | 686   |
| Deutschland vor der Revolution . . . . .                              | —    | 696   |
| <b>Novalis, f. Hardenberg.</b>                                        |      |       |
| <b>Dehlenschläger, Adam Gottlob</b> . . . . .                         | XIV  | 693   |
| Dramatische Scenen.                                                   |      |       |
| Aus: „Palnatote“ . . . . .                                            | —    | 695   |
| Aus: „Correggio“ . . . . .                                            | —    | 709   |

|                                                                        | Band | Seite |
|------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| <b>Gedichte.</b>                                                       |      |       |
| Der Wasserfall . . . . .                                               | XIV  | 728   |
| Künstlers Morgen- und Abendlied . . . . .                              | —    | 729   |
| <b>Opiß, Martin.</b> . . . .                                           | III  | 3     |
| Gedichte.                                                              |      |       |
| Aus den „Trostgedichten in Widerwärtigkeit des Kriegs“, 1621 . . . . . | —    | 4     |
| Lob des Feldlebens . . . . .                                           | —    | 6     |
| Auf Leid kommt Freud . . . . .                                         | —    | 10    |
| Hirtenslied . . . . .                                                  | —    | 12    |
| Das Fieberliedlein . . . . .                                           | —    | 13    |
| Segen der Einsamkeit . . . . .                                         | —    | —     |
| Nachtlage . . . . .                                                    | —    | 15    |
| Lied . . . . .                                                         | —    | —     |
| Lebenslust . . . . .                                                   | —    | 16    |
| Auftrag . . . . .                                                      | —    | 17    |
| Sonett . . . . .                                                       | —    | 18    |
| Goldne Freiheit . . . . .                                              | —    | —     |
| An die Deutschen . . . . .                                             | —    | —     |
| Der XXIII. Psalm . . . . .                                             | —    | 19    |
| <b>Otto von Botenlauben, Graf (Minnesänger)</b> . . . . .              | I    | 704   |
| Liebesummer . . . . .                                                  | —    | —     |
| Willkommen . . . . .                                                   | —    | 705   |
| Abschied . . . . .                                                     | —    | —     |
| <b>Otto von Brandenburg, Markgraf (Minnesänger)</b> . . . . .          | I    | 751   |
| Räumt den Weg . . . . .                                                | —    | —     |
| <b>Paoli, Betty</b> . . . . .                                          | XXI  | 259   |
| Gedichte.                                                              |      |       |
| Gabe . . . . .                                                         | —    | 261   |
| In einer Abendstunde . . . . .                                         | —    | 262   |
| Was einst mir Schmerz schien oder Glück . . . . .                      | —    | 263   |
| Gelöbniß . . . . .                                                     | —    | 264   |
| Bewältigung . . . . .                                                  | —    | 265   |
| Rath . . . . .                                                         | —    | 266   |
| Einem Jugendfreunde . . . . .                                          | —    | 267   |
| Geisterspuk . . . . .                                                  | —    | —     |
| An Lenau . . . . .                                                     | —    | 269   |
| Forderung . . . . .                                                    | —    | —     |
| Entgegnung . . . . .                                                   | —    | 270   |
| Ein Menschenende . . . . .                                             | —    | 272   |
| Stolze Güte . . . . .                                                  | —    | 274   |
| Ersatz . . . . .                                                       | —    | —     |
| Voratz . . . . .                                                       | —    | 275   |
| Reisehoffnung . . . . .                                                | —    | —     |
| Rath . . . . .                                                         | —    | 276   |
| Erkenntniß . . . . .                                                   | —    | —     |
| Vermuthung . . . . .                                                   | —    | 277   |



|                                                      | Band | Seite |
|------------------------------------------------------|------|-------|
| Der Orient . . . . .                                 | XXI  | 277   |
| Sichere Richtung . . . . .                           | —    | 278   |
| Ich . . . . .                                        | —    | 279   |
| Einem Weltling . . . . .                             | —    | 280   |
| Dem Verlorenen . . . . .                             | —    | 281   |
| An Adalbert Stifter . . . . .                        | —    | —     |
| <b>Pestalozzi, Johann Heinrich</b> . . . . .         | XI   | 291   |
| Lienhard und Gertrud . . . . .                       | —    | 295   |
| Aphorismen . . . . .                                 | —    | 451   |
| Ein Brief Pestalozzi's . . . . .                     | —    | 452   |
| <b>Pfarrnus, Gustav</b> . . . . .                    | XX   | 289   |
| Gedichte . . . . .                                   | —    | 291   |
| Trinklied . . . . .                                  | —    | 292   |
| Der Trunt aus dem Stiefel . . . . .                  | —    | 293   |
| Die Gründung Kreuznachs . . . . .                    | —    | 294   |
| Michael Mord der Kreuznacher . . . . .               | —    | 295   |
| Frühling . . . . .                                   | —    | 297   |
| Wie es den Sorgen erging . . . . .                   | —    | —     |
| Des Waldes Kleid . . . . .                           | —    | 298   |
| Auf der Flucht . . . . .                             | —    | 299   |
| Reinhold und seine Kinder . . . . .                  | —    | 302   |
| Der Hütten Rauch . . . . .                           | —    | 303   |
| Der deutsche Wald, das deutsche Herz . . . . .       | —    | 304   |
| Am Quell . . . . .                                   | —    | 305   |
| Karl und Hildegard . . . . .                         | —    | —     |
| <b>Pfeffel, Gottlieb Konrad</b> . . . . .            | IV   | 719   |
| Fabeln und Erzählungen . . . . .                     | —    | 721   |
| Die zweien Hunde . . . . .                           | —    | 722   |
| Der Ketter . . . . .                                 | —    | —     |
| Der Och und der Esel . . . . .                       | —    | —     |
| Die Nachtigall und der Staar . . . . .               | —    | 723   |
| Das Johanneswürmchen . . . . .                       | —    | —     |
| Das Chamäleon . . . . .                              | —    | 724   |
| Der Schmetterling und die Biene . . . . .            | —    | 725   |
| Der Maientäfer . . . . .                             | —    | —     |
| Der Adler und der Weih . . . . .                     | —    | 726   |
| Der Mond . . . . .                                   | —    | —     |
| Der Golbfasan . . . . .                              | —    | 727   |
| Der Stockfisch . . . . .                             | —    | —     |
| Die Kirchenvereinigung . . . . .                     | —    | 728   |
| Die zwei Hunde . . . . .                             | —    | 730   |
| Der Hecht . . . . .                                  | —    | 731   |
| Die Königswahl . . . . .                             | —    | —     |
| Der Bey . . . . .                                    | —    | 732   |
| Die Gans, der Kater, die Gans und die Maus . . . . . | —    | 733   |
| Der Pelikan und der Weih . . . . .                   | —    | 734   |
| Der junge Hase . . . . .                             | —    | 735   |

|                                                       | Band | Seite |
|-------------------------------------------------------|------|-------|
| Der Ortolan . . . . .                                 | IV   | 735   |
| Das Kameel und das Trampeltthier . . . . .            | —    | 736   |
| Der Pilger . . . . .                                  | —    | —     |
| Die Tabakspfeife . . . . .                            | —    | 737   |
| Die Stufenleiter . . . . .                            | —    | 739   |
| Der Fakir . . . . .                                   | —    | —     |
| Das Gebet . . . . .                                   | —    | 740   |
| Die Harmonie der Sphären . . . . .                    | —    | 741   |
| Die Kagen . . . . .                                   | —    | 742   |
| Die zweien Griechen . . . . .                         | —    | —     |
| Ibrahim . . . . .                                     | —    | 743   |
| Das Kameel . . . . .                                  | —    | 744   |
| Der Derwisch . . . . .                                | —    | 745   |
| Hafan . . . . .                                       | —    | —     |
| Das Schiff . . . . .                                  | —    | 746   |
| Circe . . . . .                                       | —    | 747   |
| Das Weinerhaus . . . . .                              | —    | —     |
| Das Schachspiel . . . . .                             | —    | 748   |
| <b>Pfizer, Gustav</b> . . . . .                       | XX   | 67    |
| Gedichte . . . . .                                    | —    | 69    |
| Herbstfäden . . . . .                                 | —    | 70    |
| Der Junggefell . . . . .                              | —    | 71    |
| Dolce far niente . . . . .                            | —    | 72    |
| Die Sommergeister . . . . .                           | —    | 73    |
| Der blühende Kaktus . . . . .                         | —    | 74    |
| Frage nach Vollendung . . . . .                       | —    | 75    |
| Antwort . . . . .                                     | —    | —     |
| Hermes Psychopompos . . . . .                         | —    | 78    |
| Rosen im Spätherbst . . . . .                         | —    | 79    |
| Berenice's Haar . . . . .                             | —    | 79    |
| Lethé . . . . .                                       | —    | 81    |
| Der Wirthshausstisch . . . . .                        | —    | 83    |
| Griechische Spiele . . . . .                          | —    | —     |
| Griechischer Heldensinn . . . . .                     | —    | —     |
| Abhängigkeit . . . . .                                | —    | 84    |
| Flumenlabyrinth . . . . .                             | —    | 87    |
| Erinnerung an Neapel . . . . .                        | —    | 88    |
| Lied aus Rom . . . . .                                | —    | 89    |
| Blüthen . . . . .                                     | —    | 90    |
| Anachoreten-Lied . . . . .                            | —    | 92    |
| Almansor . . . . .                                    | —    | 93    |
| Gzzelin der Mönch . . . . .                           | —    | —     |
| <b>Platen-Hallermünde, August, Graf von</b> . . . . . | XIX  | 313   |
| Gedichte . . . . .                                    | —    | 315   |
| Lieder . . . . .                                      | —    | 318   |
| Aus den „Polenliedern“ . . . . .                      | —    | 323   |
| Chafelen . . . . .                                    | —    | —     |



|                                             | Band | Seite |
|---------------------------------------------|------|-------|
| Sonette . . . . .                           | XIX  | 325   |
| Der Pilger von St. Just . . . . .           | —    | 329   |
| Das Grab im Busento . . . . .               | —    | 330   |
| Die Gründung Karthago's . . . . .           | —    | 332   |
| Luca Signorelli . . . . .                   | —    | 333   |
| Harmoson . . . . .                          | —    | 334   |
| Klaglied Kaiser Otto des Dritten . . . . .  | —    | 336   |
| Die Pyramide des Cestius . . . . .          | —    | 338   |
| Florenz . . . . .                           | —    | 339   |
| Der Besuch im December 1830 . . . . .       | —    | 340   |
| Bilder Neapels . . . . .                    | —    | 343   |
| Die Fischer auf Capri . . . . .             | —    | 344   |
| Aus: „Die Abassiden“ . . . . .              | —    | 344   |
| <b>Dramatisches.</b>                        |      |       |
| Aus dem „Gläsernen Pantoffel“ . . . . .     | XXII | 291   |
| Aus der „Verhängnisvollen Gabel“ . . . . .  | —    | 299   |
| Aus dem „Romantischen Oedipus“ . . . . .    | —    | 312   |
| <b>Brut, Robert</b> . . . . .               | XXI  | 55    |
| <b>Gedichte.</b>                            |      |       |
| Christnacht . . . . .                       | —    | 57    |
| Herr Frühling . . . . .                     | —    | 58    |
| Bretagne . . . . .                          | —    | 60    |
| Nachtsille . . . . .                        | —    | 61    |
| Abends . . . . .                            | —    | 62    |
| Um Mitternacht . . . . .                    | —    | 63    |
| Die Oceaniden . . . . .                     | —    | 64    |
| Bei der Leiche . . . . .                    | —    | 65    |
| Der Verlorne . . . . .                      | —    | 67    |
| Eppelin von Geisingen . . . . .             | —    | 68    |
| Die Mutter des Rosafens . . . . .           | —    | 71    |
| Der Becker . . . . .                        | —    | 77    |
| Allerseelestag . . . . .                    | —    | 79    |
| Nachts . . . . .                            | —    | 81    |
| Der Renegat . . . . .                       | —    | 82    |
| Die erste Saat . . . . .                    | —    | 84    |
| Eine Sage . . . . .                         | —    | 86    |
| Rechtfertigung . . . . .                    | —    | 88    |
| Kriegserklärung . . . . .                   | —    | 90    |
| Alter und Jugend . . . . .                  | —    | 91    |
| Lügenmärchen . . . . .                      | —    | 92    |
| Gutten . . . . .                            | —    | 96    |
| Der Rumenstein . . . . .                    | —    | 99    |
| <b>Dramatisches.</b>                        |      |       |
| Aus: „Die politische Wochenstube“ . . . . . | XXII | 485   |
| Aus: „Moritz von Sachsen“ . . . . .         | —    | 511   |
| Aus: „Erich der Bauernkönig“ . . . . .      | —    | 528   |

|                                                                                                                                                                      | Band  | Seite |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|-------|
| <b>Pyrrer, Johann Ladislaw</b> . . . . .                                                                                                                             | XVIII | 739   |
| Die Mattabäer . . . . .                                                                                                                                              | —     | 743   |
| I. Mattathias . . . . .                                                                                                                                              | —     | 758   |
| II. Eleazar . . . . .                                                                                                                                                | —     | 764   |
| III. Die Mutter mit den sieben Söhnen . . . . .                                                                                                                      | —     | 764   |
| Aus den „Liedern der Sehnsucht nach den Alpen“ . . . . .                                                                                                             | —     | 779   |
| Der Alpengänger . . . . .                                                                                                                                            | —     | 780   |
| Der Alpenfee . . . . .                                                                                                                                               | —     | 781   |
| Meine Bäume . . . . .                                                                                                                                                | —     | 782   |
| Das Heimweh . . . . .                                                                                                                                                | —     | 783   |
| Sonnenuntergang auf der Alpe . . . . .                                                                                                                               | —     | 784   |
| Meine Berge . . . . .                                                                                                                                                | —     | 784   |
| <b>Rabener, Gottlieb Wilhelm</b> . . . . .                                                                                                                           | III   | 599   |
| Ein Schreiben von vernünftiger Erleuchtung der Sprachen und Wissenschaften auf niederen Schulen . . . . .                                                            | —     | 603   |
| Schreiben eines von Adel an einen Professor, in welchem einen guten Hofmeister zu wählen gebeten und gesagt wird, was man von ihm für Fähigkeiten verlange . . . . . | —     | 608   |
| Antwort des Professors, nebst zwei Taxen von einem geschickten und eilf ungeschickten Hofmeistern . . . . .                                                          | —     | 610   |
| Kleider machen Leute . . . . .                                                                                                                                       | —     | 615   |
| Einige der satyrischen Briefe . . . . .                                                                                                                              | —     | 620   |
| Die Kunst der Bestechung der Richter . . . . .                                                                                                                       | —     | 630   |
| Aus dem: Versuch eines deutschen Wörterbuchs . . . . .                                                                                                               | —     | 638   |
| Eine Todtenliste von Nikolaus Klimen, Küstern an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen . . . . .                                                                     | —     | 651   |
| Ein Brief Rabeners an den Cabinetssekretär Ferber in Warschau . . . . .                                                                                              | —     | 667   |
| <b>Rahel</b> . . . . .                                                                                                                                               | XVI   | 397   |
| <b>Aphorismen.</b>                                                                                                                                                   |       |       |
| Religion. Philosophie . . . . .                                                                                                                                      | —     | 399   |
| Seelen- und Gemüthsleben . . . . .                                                                                                                                   | —     | 411   |
| Kunst und Literatur . . . . .                                                                                                                                        | —     | 422   |
| Vermischtes . . . . .                                                                                                                                                | —     | 437   |
| Geständnisse über sich Selbst . . . . .                                                                                                                              | —     | 449   |
| <b>Raimund, Ferdinand</b> . . . . .                                                                                                                                  | XXII  | 29    |
| Aus: „Der Verschwenker“ . . . . .                                                                                                                                    | —     | 33    |
| <b>Ramler, Karl Wilhelm</b> . . . . .                                                                                                                                | IV    | 577   |
| <b>Gedichte.</b>                                                                                                                                                     |       |       |
| Sehnsucht nach dem Winter . . . . .                                                                                                                                  | —     | 579   |
| An die Stadt Berlin . . . . .                                                                                                                                        | —     | 580   |
| An den Frieden . . . . .                                                                                                                                             | —     | 581   |
| Auf ein Geschäft . . . . .                                                                                                                                           | —     | 582   |
| An Galinetten . . . . .                                                                                                                                              | —     | 583   |
| Uranians Lob Berlins . . . . .                                                                                                                                       | —     | 584   |



|                                                                              | Band  | Seite |
|------------------------------------------------------------------------------|-------|-------|
| An die Könige . . . . .                                                      | IV    | 585   |
| An die Göttin der Eintracht . . . . .                                        | —     | 587   |
| An Hymen . . . . .                                                           | —     | 588   |
| Auf die Wiederkunft des Königs vom Feldzuge . . . . .                        | —     | 589   |
| An die Muse . . . . .                                                        | —     | 590   |
| Der Triumph . . . . .                                                        | —     | 592   |
| Abschied von den Helden . . . . .                                            | —     | 594   |
| An den römischen Kaiser Joseph den Zweiten . . . . .                         | —     | 595   |
| Schlachtgesang . . . . .                                                     | —     | —     |
| Der Tod Jesu (Cantate) . . . . .                                             | —     | 596   |
| Ino (Cantate) . . . . .                                                      | —     | 605   |
| Lob der Gottheit . . . . .                                                   | —     | 608   |
| <b>Ranke, Leopold</b> . . . . .                                              | XXV   | 605   |
| Historische Charakterbilder.                                                 |       |       |
| Karl V. . . . .                                                              | —     | 609   |
| Philipp II. von Spanien . . . . .                                            | —     | 614   |
| Murad IV. . . . .                                                            | —     | 621   |
| Ignatius Loyola . . . . .                                                    | —     | 624   |
| Sixtus V. . . . .                                                            | —     | 633   |
| Luther . . . . .                                                             | —     | 641   |
| Heinrich IV. von Frankreich . . . . .                                        | —     | 651   |
| <b>Raumer, Friedrich von</b> . . . . .                                       | —     | 551   |
| Historische Skizzen.                                                         |       |       |
| Die Eroberung Jerusalems . . . . .                                           | —     | 553   |
| Konradin, der letzte Hohenstaufe . . . . .                                   | —     | 574   |
| Geschichte Jakobs I. von England . . . . .                                   | —     | 580   |
| <b>Rehnes, Philipp Joseph (von)</b> . . . . .                                | XXIII | 183   |
| Aus: „Scipio Cicala“ . . . . .                                               | —     | 185   |
| Aus: „Die neue Mebea“ . . . . .                                              | —     | 210   |
| <b>Reineke Fuchs</b> . . . . .                                               | II    | 3     |
| Wie Reineke verklagt wird . . . . .                                          | —     | 7     |
| Wie Braun Boten ging und was ihm dabei widerfuhr . . . . .                   | —     | 17    |
| Wie es Hünze als Boten erging und Reineke mit Grimbart zu Hofe zog . . . . . | —     | 28    |
| Wie Reineke vor Gericht erschien und verurtheilt wird . . . . .              | —     | 46    |
| Wie Reineke sich loslöst . . . . .                                           | —     | 56    |
| Wie Reineke freigesprochen wird und triumphirend davonzieht . . . . .        | —     | 65    |
| <b>Reinid, Robert</b> . . . . .                                              | XX    | 373   |
| Gedichte.                                                                    |       |       |
| Des Mädchens Geständniß . . . . .                                            | —     | 399   |
| Liebesgarten . . . . .                                                       | —     | 400   |
| Die Apfelmütze . . . . .                                                     | —     | 401   |
| Käferlied . . . . .                                                          | —     | 402   |
| König Erich . . . . .                                                        | —     | 403   |

|                                                        | Band | Seite |
|--------------------------------------------------------|------|-------|
| Zwiegesang . . . . .                                   | XX   | 404   |
| Kuriose Geschichte . . . . .                           | —    | 405   |
| Samstags am Rhein . . . . .                            | —    | —     |
| Sommernacht . . . . .                                  | —    | 406   |
| Rechtfertigung . . . . .                               | —    | 407   |
| Weihnachtsfest . . . . .                               | —    | 409   |
| Die Großmutter . . . . .                               | —    | 410   |
| Frühlingsglocken . . . . .                             | —    | 412   |
| In dem Himmel ruht die Erde . . . . .                  | —    | 413   |
| An den Sonnenschein . . . . .                          | —    | 414   |
| Ganz nothwendig . . . . .                              | —    | —     |
| Blauer Montag . . . . .                                | —    | 415   |
| Des alten Wanderers Rath . . . . .                     | —    | —     |
| Im Vaterland . . . . .                                 | —    | 416   |
| Samstagsfrühe . . . . .                                | —    | 418   |
| Der Bleicherin Nachtlieb . . . . .                     | —    | —     |
| Gefährliche Nachbarschaft . . . . .                    | —    | 419   |
| <b>Reinmar der Alte (Minnesänger)</b> . . . . .        | I    | 630   |
| Liebesklage . . . . .                                  | —    | —     |
| Votenlied . . . . .                                    | —    | 632   |
| Lebensmuth . . . . .                                   | —    | 633   |
| Auf Händen tragen . . . . .                            | —    | —     |
| Wie alt ist sie? . . . . .                             | —    | —     |
| Gnade gefunden . . . . .                               | —    | —     |
| Freude des Wiedersehens . . . . .                      | —    | 634   |
| Klage um Leopold von Oesterreich . . . . .             | —    | 635   |
| <b>Reinmar von Zweter (Minnesänger)</b> . . . . .      | I    | 755   |
| Die Gewalt . . . . .                                   | —    | —     |
| Geheiligte Liebe . . . . .                             | —    | —     |
| Die herabgekommene Ehre . . . . .                      | —    | 756   |
| Der Hausherr an den Haushahn . . . . .                 | —    | —     |
| Gegen das Würfelspiel . . . . .                        | —    | —     |
| Hofmönche und Klostersitter . . . . .                  | —    | 757   |
| Das Reich und sein König . . . . .                     | —    | —     |
| Die Hausrath . . . . .                                 | —    | 758   |
| Mensch und Thier . . . . .                             | —    | —     |
| Zweifel Baumeister . . . . .                           | —    | —     |
| Der Fisch im Traume . . . . .                          | —    | 759   |
| Guter Rath des Alten . . . . .                         | —    | —     |
| Edler Sinn . . . . .                                   | —    | 760   |
| Der englische Gruß . . . . .                           | —    | —     |
| Klage über einen abtrünnig gewordenen Freund . . . . . | —    | —     |
| Die Herrschaft des Willens . . . . .                   | —    | —     |
| Frauenwerbung . . . . .                                | —    | 761   |
| Guter Wunsch zu gutem Ende . . . . .                   | —    | —     |
| Verderbniß der Kirche . . . . .                        | —    | —     |



|                                                        | Band  | Seite |
|--------------------------------------------------------|-------|-------|
| <b>Reckhoff, Ludwig</b>                                | XXIII | 435   |
| Episoden aus dem Roman: „1812“                         | —     | 437   |
| Aus der Erzählung: „Die Steinkohlengruben“             | —     | 483   |
| <b>Richter, Jean Paul Friedrich</b>                    | XII   | 585   |
| Gedanken, Betrachtungen und Maximen                    | —     | 595   |
| Kleinere Erzählungen und Aufsätze.                     |       |       |
| Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz       |       |       |
| in Auenthal                                            | —     | 659   |
| Der doppelte Schwur der Besserung                      | —     | 691   |
| Die Neujahrsmacht eines Unglücklichen                  | —     | 695   |
| Die Testamentseröffnung                                | —     | 696   |
| Meine Christnacht                                      | —     | 702   |
| Die Taschenbibliothek                                  | —     | 708   |
| Reise nach der Insel Jschia                            | —     | 711   |
| Die Schönheit des Sterbens in der Blüthe des Lebens    | —     | 715   |
| Ueber das Immergrün unserer Gefühle                    | —     | 720   |
| Erinnerungen aus den schönsten Stunden für die letzten | —     | 725   |
| <b>Rindart, Martin</b>                                 | III   | 109   |
| Fischgebetlein                                         | —     | —     |
| <b>Ringwaldt, Bartholomäus</b>                         | II    | 649   |
| Gedichte.                                              |       |       |
| Der fromme Sohn                                        | —     | —     |
| Die fromme Magd                                        | —     | 650   |
| Des Reichs Uneinigkeit                                 | —     | —     |
| Ein Lied der Kriegsknechte                             | —     | 653   |
| Der Jungfrau Klage                                     | —     | 656   |
| Der Wittwer                                            | —     | 658   |
| <b>Ritt, Johannes</b>                                  | III   | 101   |
| Geistliche Lieder.                                     |       |       |
| Betrachtung der unendlichen Ewigkeit                   | —     | —     |
| Am ersten Adventsontage                                | —     | 104   |
| <b>Ritter, Karl</b>                                    | XXV   | 495   |
| Ueber allgemeine Erbkunde                              | —     | 497   |
| <b>Rollenhagen, Georg</b>                              | II    | 617   |
| Aus dem „Froschmäusler“:                               |       |       |
| Von Brösel diebs, des Mäuselkönigs Sohn, Rundschaft    | —     | —     |
| mit dem Froschkönig                                    | —     | —     |
| Brösel dieb rühmt sein Geschlecht und Weisheit         | —     | 624   |
| Die Felsmaus geht in die Stadt zu Gaste                | —     | 627   |
| Von dem Betrug der Priester bei den Fröschen           | —     | 633   |
| Rathschlag der Berg- und Wassergeister über den Krieg  | —     | 638   |
| Der Frösche und Mäuse Fußfall und Ermahnung an         |       |       |
| die Kriegsknecht                                       | —     | 641   |
| Des Mäuselkönigs Erbieten gegen die Frösch und         |       |       |
| ihren König                                            | —     | 644   |
| Wie die Frösch und Mäuse zusammentreffen               | —     | 646   |

|                                               | Band | Seite |
|-----------------------------------------------|------|-------|
| <b>Roquette, Otto</b>                         | XXI  | 599   |
| Gedichte.                                     |      |       |
| Neuer Frühling                                | —    | 601   |
| Weise der Nacht                               | —    | 602   |
| Vom Berg ergeht ein Rufen                     | —    | 603   |
| Abschied                                      | —    | 604   |
| Abendglocken                                  | —    | —     |
| Wandergruß                                    | —    | 605   |
| Siehst du die Spitzen der Alpen erglänzen     | —    | 606   |
| Heinrich Frauenlob                            | —    | 607   |
| Zu deinen Füßen will ich ruhn                 | —    | 609   |
| Der Todtensee                                 | —    | —     |
| Aus: „Waldmeisters Brautfahrt“                | —    | 611   |
| Aus: „Hans Haidekuckuck“                      | —    | 621   |
| <b>Rosenkranz, Karl</b>                       | XXV  | 347   |
| Aus: „Die Poesie und ihre Geschichte“.        |      |       |
| Die Poesie überhaupt                          | —    | 349   |
| Homer                                         | —    | 369   |
| Horaz                                         | —    | 373   |
| Das hohe Lied Salomons und Hiob               | —    | 374   |
| Shakespeare                                   | —    | 380   |
| Das Ideal der Humanität in der neueren Poesie | —    | 387   |
| <b>Rüdert, Friedrich</b>                      | XIX  | 13    |
| Gedichte.                                     |      |       |
| Des Stromes Liebe                             | —    | 17    |
| An die Sterne                                 | —    | 18    |
| O süße Mutter                                 | —    | 19    |
| An die Sprache                                | —    | 20    |
| Die zwei und der dritte                       | —    | 21    |
| Freiheitslied                                 | —    | 22    |
| Aus der Jugendzeit                            | —    | 23    |
| Das Licht                                     | —    | 24    |
| Die sterbende Blume                           | —    | 26    |
| Die Scheidungsbrücke                          | —    | 28    |
| Abendlied                                     | —    | 30    |
| Dschelaleddin Rumi spricht                    | —    | 31    |
| Sonne und Rose                                | —    | —     |
| Abschied                                      | —    | 34    |
| Liebesfrühling                                | —    | 35    |
| Geharnischte Sonette                          | —    | 42    |
| Die Gräber zu Ottersen                        | —    | 45    |
| Allgemeines Grablied                          | —    | 50    |
| Körners Geist                                 | —    | 51    |
| Barbarossa                                    | —    | 52    |
| Auf die Schlacht von Leipzig                  | —    | 53    |
| Herr Kongreß                                  | —    | 54    |
| Des Mohrenkönigs Günstling                    | —    | 55    |



|                                                                       | Band | Seite |
|-----------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Die Göttin im Putzzimmer . . . . .                                    | XIX  | 58    |
| An die Nacht . . . . .                                                | —    | 60    |
| Sicilianen . . . . .                                                  | —    | 61    |
| Mitornelle . . . . .                                                  | —    | 62    |
| Chafelen . . . . .                                                    | —    | 63    |
| Parabeln . . . . .                                                    | —    | 66    |
| Aus: „Edelstein und Perle“ . . . . .                                  | —    | 68    |
| Weisheit der Brahmanen . . . . .                                      | —    | 75    |
| <b>Morgenländische Dichtungen.</b>                                    |      |       |
| Die Vergeltung . . . . .                                              | —    | 83    |
| Die vier Pflichten . . . . .                                          | —    | —     |
| Trost der Krankheit . . . . .                                         | —    | 84    |
| Chawarnak . . . . .                                                   | —    | 85    |
| Das Wunder auf der Flucht . . . . .                                   | —    | 86    |
| Abubekr und Omar . . . . .                                            | —    | 87    |
| Amru Ben Nadifar . . . . .                                            | —    | 88    |
| Gebalet Ben Echem . . . . .                                           | —    | 89    |
| Der Trunk im Feste . . . . .                                          | —    | 94    |
| Der scharfe Blick . . . . .                                           | —    | 96    |
| Jakub Ben Leith, Alfossar . . . . .                                   | —    | —     |
| Dabshelim . . . . .                                                   | —    | 99    |
| Die unterthänigen Würfel . . . . .                                    | —    | 102   |
| Hidimba . . . . .                                                     | —    | —     |
| Aus: „Rossem und Suhrab“ . . . . .                                    | —    | 107   |
| Aus: „Ral und Damajanti“ . . . . .                                    | —    | 123   |
| Aus den „Verwandlungen des Abu Seid von Serug“ . . . . .              | —    | 142   |
| <b>Sachs, Hans.</b> . . . .                                           | II   | 443   |
| <b>Gedichte.</b>                                                      |      |       |
| Die wittenbergisch Nachtigall, So man jetzt höret überall . . . . .   | —    | 447   |
| Geistliches Lied . . . . .                                            | —    | 463   |
| Der Eigennutz . . . . .                                               | —    | 464   |
| Die ungleichen Kinder Eva . . . . .                                   | —    | 474   |
| Das Schauraffenland . . . . .                                         | —    | 479   |
| Der Schneider mit dem Panier . . . . .                                | —    | 482   |
| Sankt Peter mit der Geiß . . . . .                                    | —    | 487   |
| Gespräch Sankt Peters mit dem faulen Bauernknecht . . . . .           | —    | 491   |
| Gespräch Sankt Peters mit den Landsknechten . . . . .                 | —    | 493   |
| Der Teufel läßt keinen Landsknecht mehr in die Hölle fahren . . . . . | —    | 495   |
| Landsknecht-Spiegel . . . . .                                         | —    | 499   |
| Von dem Teufel, dem die Hölle will zu eng werden . . . . .            | —    | 507   |
| Klagred ob der Leich Doktor Martini Lutheri . . . . .                 | —    | 514   |
| Das Alter und die Jugend . . . . .                                    | —    | 516   |
| Der Müller mit dem Studenten . . . . .                                | —    | 541   |
| Das Kifferbeskraut . . . . .                                          | —    | 544   |
| Das Narrenschneiden. Ein Fastnachtspiel . . . . .                     | —    | 549   |

|                                                               | Band | Seite |
|---------------------------------------------------------------|------|-------|
| Der Noßdieb zu Hünfing. Ein Fastnachtspiel . . . . .          | II   | 559   |
| Der Pfarrherr mit den Ehrecherbauern . . . . .                | —    | 568   |
| Die wunderbarlich gut und böß Eigenschaft des Gelds . . . . . | —    | 570   |
| Das bitterfüß ehelich Leben . . . . .                         | —    | 573   |
| <b>Salis, Johann Gaudenz von</b> . . . . .                    | XIII | 483   |
| <b>Gedichte.</b>                                              |      |       |
| Elegie an mein Vaterland . . . . .                            | —    | 485   |
| Ländliches Glück . . . . .                                    | —    | 486   |
| Winterlied . . . . .                                          | —    | 487   |
| Märzlied . . . . .                                            | —    | 488   |
| Abendbilder . . . . .                                         | —    | 489   |
| Lied eines Landmanns in der Fremde . . . . .                  | —    | 490   |
| Frühlingslied . . . . .                                       | —    | 492   |
| An die Erinnerung . . . . .                                   | —    | —     |
| Ermunterung . . . . .                                         | —    | 493   |
| Mai-lied . . . . .                                            | —    | 495   |
| Abendsehnsucht . . . . .                                      | —    | 496   |
| Letzter Wunsch . . . . .                                      | —    | 497   |
| Das Mitleid . . . . .                                         | —    | 499   |
| Die Herbstnacht . . . . .                                     | —    | 500   |
| An ein Thal . . . . .                                         | —    | 502   |
| Bild des Lebens . . . . .                                     | —    | 504   |
| Lied bei einer Wasserfahrt . . . . .                          | —    | 506   |
| Herbstwind . . . . .                                          | —    | 507   |
| Morgenpsalm . . . . .                                         | —    | 508   |
| Der Gottesacker im Vorfrühling . . . . .                      | —    | —     |
| Berenice . . . . .                                            | —    | 511   |
| Die Kinderzeit . . . . .                                      | —    | 512   |
| Die Einsiedelei . . . . .                                     | —    | 514   |
| Die stillende Mutter . . . . .                                | —    | 515   |
| Fischerlied . . . . .                                         | —    | 517   |
| Monodie . . . . .                                             | —    | 518   |
| Entzogenheit . . . . .                                        | —    | 520   |
| Vertrauen . . . . .                                           | —    | 521   |
| Ergebung . . . . .                                            | —    | 522   |
| Vernunft und Glaube . . . . .                                 | —    | —     |
| An die edlen Unterbrückten . . . . .                          | —    | 523   |
| <b>Salzet, Friedrich von</b> . . . . .                        | XX   | 587   |
| <b>Gedichte.</b>                                              |      |       |
| Wanderlied . . . . .                                          | —    | 589   |
| Der Geiger . . . . .                                          | —    | 590   |
| Ermunterung . . . . .                                         | —    | 592   |
| Die Sternschnuppe . . . . .                                   | —    | 593   |
| Weinstock und Dichter . . . . .                               | —    | 594   |
| Ein Traum . . . . .                                           | —    | 595   |
| Weltlust . . . . .                                            | —    | 596   |
| Herr Specht . . . . .                                         | —    | 597   |



|                                                            | Band  | Seite |
|------------------------------------------------------------|-------|-------|
| Der Komet . . . . .                                        | XX    | 599   |
| Der Gebannte . . . . .                                     | —     | 600   |
| Prometheus . . . . .                                       | —     | 601   |
| Riesentod . . . . .                                        | —     | 602   |
| Nero . . . . .                                             | —     | 603   |
| Baum und Bach . . . . .                                    | —     | 605   |
| Herbstlied . . . . .                                       | —     | 606   |
| Das Volkslied . . . . .                                    | —     | 607   |
| Der Rhein und die Neben . . . . .                          | —     | 609   |
| Die 95 Thesen . . . . .                                    | —     | 610   |
| Lied des Verfolgten . . . . .                              | —     | 613   |
| Abfertigung der zahnmen Propheten . . . . .                | —     | —     |
| Geschichtliche Entwicklung . . . . .                       | —     | 614   |
| Aus dem „Laien-Evangelium“:                                |       |       |
| Die Weisen aus dem Morgenlande . . . . .                   | —     | 615   |
| Jesus in Aegypten . . . . .                                | —     | 616   |
| Die Wiedergeburt . . . . .                                 | —     | 617   |
| Selig sind die Sanftmüthigen . . . . .                     | —     | 619   |
| Das Senfkorn . . . . .                                     | —     | 620   |
| Das Reich Gottes ist inwendig in euch . . . . .            | —     | 623   |
| Wißt ihr denn nicht, weß Geistes Kinder ihr seid . . . . . | —     | 624   |
| Die Reinigung des Tempels . . . . .                        | —     | 627   |
| Seht, welch ein Mensch! . . . . .                          | —     | 629   |
| Epigrammatisches . . . . .                                 | —     | 630   |
| <b>Schefer, Gottlieb Leopold Immanuel</b> . . . . .        | XVIII | 323   |
| Aus den Novellen.                                          |       |       |
| Die Ofternacht . . . . .                                   | —     | 327   |
| Die Kuppelerleuchtung . . . . .                            | —     | 394   |
| Aus: „Der Waldbrand“ . . . . .                             | —     | 409   |
| Gedichte.                                                  |       |       |
| Der Gast . . . . .                                         | —     | 422   |
| Aus dem „Laienbrevier“ . . . . .                           | —     | 425   |
| Aus dem „Weltpriester“ . . . . .                           | —     | 445   |
| Aus den „Hausreden“ . . . . .                              | —     | 449   |
| Aus dem „Koran der Liebe“ . . . . .                        | —     | 458   |
| <b>Scheffel, Joseph Victor</b> . . . . .                   | XXI   | 637   |
| Gedichte.                                                  |       |       |
| Aus: „Der Trompeter von Säckingen“.                        |       |       |
| Wie jung Werner in den Schwarzwald einreitet . . . . .     | —     | 639   |
| Jung Werner in der Erdmannshöhle . . . . .                 | —     | 648   |
| Lieder jung Werners . . . . .                              | —     | 658   |
| Lieder des stillen Mannes . . . . .                        | —     | 661   |
| Aus dem Roman: „Ekkehard“ . . . . .                        | XXIV  | 599   |
| <b>Scheffler, Johann (Angelus Silesius)</b> . . . . .      | III   | 128   |
| Gelübde . . . . .                                          | —     | —     |
| Reimsprüche des cherubinischen Wandersmanns . . . . .      | —     | 129   |

|                                                                              | Band | Seite |
|------------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| <b>Schelling, Joseph von</b> . . . . .                                       | XVI  | 69    |
| Vermischte Aufsätze.                                                         |      |       |
| Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur . . . . .             | —    | 71    |
| Ueber den absoluten Begriff der Wissenschaft . . . . .                       | —    | 97    |
| Ueber die wissenschaftliche und sittliche Bestimmung der Akademien . . . . . | —    | 106   |
| Ueber das Studium der Geschichte . . . . .                                   | —    | 116   |
| Gedichte.                                                                    |      |       |
| Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland . . . . .            | —    | 122   |
| Thier und Pflanze . . . . .                                                  | —    | 127   |
| Loos der Erde . . . . .                                                      | —    | —     |
| Lied . . . . .                                                               | —    | 128   |
| <b>Schenkendorf, Max von</b> . . . . .                                       | XVII | 451   |
| Vaterlandslieder:                                                            |      |       |
| Landsturm . . . . .                                                          | —    | 453   |
| Warum er in's Feld zog . . . . .                                             | —    | 454   |
| Studententriegslied . . . . .                                                | —    | 455   |
| Bei den Ruinen der Höhenstaufenburg . . . . .                                | —    | 458   |
| Auf Scharnhorsts Tod . . . . .                                               | —    | 459   |
| Soldaten-Morgenlied . . . . .                                                | —    | 461   |
| Soldaten-Abendlied . . . . .                                                 | —    | 462   |
| Jägerlied . . . . .                                                          | —    | 463   |
| Das eiserne Kreuz . . . . .                                                  | —    | 465   |
| Die Preußen an der kaiserlichen Grenze . . . . .                             | —    | 466   |
| Lebeum . . . . .                                                             | —    | 468   |
| Beichte . . . . .                                                            | —    | 469   |
| Schlachtgesang . . . . .                                                     | —    | 471   |
| Das Bild in Gelnhausen . . . . .                                             | —    | 472   |
| Freiheit . . . . .                                                           | —    | 473   |
| Der Bauerstand . . . . .                                                     | —    | 474   |
| Gebet . . . . .                                                              | —    | 476   |
| Frühlingsgruß an das Vaterland . . . . .                                     | —    | 478   |
| Das Lied vom Rhein . . . . .                                                 | —    | 479   |
| Hans von Sagan . . . . .                                                     | —    | 481   |
| Schill . . . . .                                                             | —    | 484   |
| Brief in die Heimat . . . . .                                                | —    | 485   |
| Der Schwarzwald . . . . .                                                    | —    | 488   |
| Erneuter Schwur . . . . .                                                    | —    | 490   |
| Auf dem Schloß zu Heidelberg . . . . .                                       | —    | 491   |
| Das Münster . . . . .                                                        | —    | 493   |
| Die deutschen Städte . . . . .                                               | —    | 495   |
| Muttersprache . . . . .                                                      | —    | 503   |
| Das Lied vom alten Helden . . . . .                                          | —    | 504   |
| Andreas Hofer . . . . .                                                      | —    | 505   |
| Auf den Tod der Kaiserin Maria Ludovika Beatrix . . . . .                    | —    | 506   |



|                                                                     | Band | Seite |
|---------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Liebe und Glaube:                                                   |      |       |
| An das Thal zu Baden . . . . .                                      | XVII | 513   |
| Als er in Frankenberg bei Aachen wohnte . . . . .                   | —    | 514   |
| Am See . . . . .                                                    | —    | 516   |
| An ein Bild . . . . .                                               | —    | 517   |
| Die gefangenen Sängler . . . . .                                    | —    | —     |
| An das Herz . . . . .                                               | —    | 518   |
| Weihnachtslied . . . . .                                            | —    | 519   |
| Palmsonntag . . . . .                                               | —    | 520   |
| Samstagsfrühe . . . . .                                             | —    | —     |
| Schneefall . . . . .                                                | —    | 521   |
| Meiner Liebsten . . . . .                                           | —    | 523   |
| Pfingsten . . . . .                                                 | —    | 524   |
| Christ, ein Gärtner . . . . .                                       | —    | 525   |
| Bitte . . . . .                                                     | —    | 526   |
| <b>Scherenberger, Christian</b> . . . . .                           | XX   | 543   |
| Gedichte.                                                           |      |       |
| Fischerlied . . . . .                                               | —    | 545   |
| Fischers Heimfahrt . . . . .                                        | —    | 546   |
| Der goldne Ring . . . . .                                           | —    | —     |
| Der Feind . . . . .                                                 | —    | 548   |
| Die Exekution . . . . .                                             | —    | —     |
| Prinz Louis Ferdinand . . . . .                                     | —    | 550   |
| Abu Abdallah el Zogobi . . . . .                                    | —    | 554   |
| Der König Abel jagt . . . . .                                       | —    | 569   |
| Aus „Waterloo“ . . . . .                                            | —    | 576   |
| <b>Schiller, Friedrich</b> . . . . .                                | X    | 311   |
| Schiller als Mensch.                                                |      |       |
| Aus den Briefen an Körner . . . . .                                 | —    | 329   |
| Aus den Briefen an Charlotte . . . . .                              | —    | 374   |
| Aus den Briefen an Goethe . . . . .                                 | —    | 388   |
| Schiller als Dramatiker.                                            |      |       |
| Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? . . . . . | —    | 447   |
| Don Carlos, erster Akt . . . . .                                    | —    | 459   |
| Aus den „Räubern“ . . . . .                                         | —    | 511   |
| Aus „Fiesco“ . . . . .                                              | —    | 521   |
| Aus „Kabale und Liebe“ . . . . .                                    | —    | 530   |
| Schiller als poetischer Denker und als denkender Poet.              |      |       |
| Einleitung . . . . .                                                | —    | 549   |
| Brief eines reisenden Dänen . . . . .                               | —    | —     |
| Der Antiken-Saal zu Mannheim . . . . .                              | —    | 555   |
| Philosophische Briefe . . . . .                                     | —    | 560   |
| Lyrische Gedichte.                                                  |      |       |
| Freigeisterei der Leidenschaft . . . . .                            | —    | 580   |

|                                                                                 | Band | Seite |
|---------------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Resignation . . . . .                                                           | X    | 582   |
| An die Freude . . . . .                                                         | —    | 585   |
| <b>Schlegel, Friedrich von</b> . . . . .                                        | XIV  | 385   |
| Gedichte.                                                                       |      |       |
| Gefühle . . . . .                                                               | —    | 387   |
| Am Speckhart . . . . .                                                          | —    | 388   |
| Gefang . . . . .                                                                | —    | 389   |
| Das versunkene Schloß . . . . .                                                 | —    | 390   |
| Lessings Worte . . . . .                                                        | —    | 393   |
| Lied . . . . .                                                                  | —    | 394   |
| Weise des Dichters . . . . .                                                    | —    | —     |
| Bei der Wartburg . . . . .                                                      | —    | 395   |
| Im Frühlinge . . . . .                                                          | —    | 397   |
| Der Fluß . . . . .                                                              | —    | 398   |
| Klage der Mutter . . . . .                                                      | —    | 399   |
| Eintritt in die deutsche Schweiz . . . . .                                      | —    | —     |
| Calderon . . . . .                                                              | —    | 400   |
| An Camoëns . . . . .                                                            | —    | —     |
| Der Schiffer . . . . .                                                          | —    | 401   |
| Die Vögel . . . . .                                                             | —    | —     |
| Der Knabe . . . . .                                                             | —    | 402   |
| Der Hirt . . . . .                                                              | —    | —     |
| Der Dichter . . . . .                                                           | —    | 403   |
| Der Wasserfall . . . . .                                                        | —    | —     |
| Das Mädchen . . . . .                                                           | —    | 404   |
| Abendröthe . . . . .                                                            | —    | —     |
| Die neue Schule . . . . .                                                       | —    | 405   |
| An Viele . . . . .                                                              | —    | 406   |
| Gefang der Ehre . . . . .                                                       | —    | 407   |
| Deutscher Sinn . . . . .                                                        | —    | 408   |
| Geistes Licht . . . . .                                                         | —    | 409   |
| Freiheit . . . . .                                                              | —    | —     |
| Herkules Musagetes . . . . .                                                    | —    | 411   |
| Glosse . . . . .                                                                | —    | 415   |
| Aus: „Geschichte der alten und neuen Literatur“:                                |      |       |
| Einfluß der Literatur auf das Leben und den Werth der Nationen . . . . .        | —    | 417   |
| Pindar und Aeschylus . . . . .                                                  | —    | 421   |
| Apologie des Mittelalters . . . . .                                             | —    | 425   |
| Einfluß der Bibel auf die Literatur — Dante . . . . .                           | —    | 434   |
| Luther und seine Bibelübersetzung — Hans Sachs — Jakob Böhme . . . . .          | —    | 439   |
| <b>Schleiermacher, Friedrich</b> . . . . .                                      | XVI  | 7     |
| Vermischte Aufsätze.                                                            |      |       |
| Daß Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnungen keinen Werth haben . . . . . | —    | 9     |
| Die Reflexion . . . . .                                                         | —    | 21    |



|                                                        | Band | Seite |
|--------------------------------------------------------|------|-------|
| Jugend und Alter . . . . .                             | XVI  | 29    |
| Prüfungen . . . . .                                    | —    | 37    |
| Ueber die christliche Gastfreundschaft . . . . .       | —    | 50    |
| Rede an Nathanaels Grabe . . . . .                     | —    | 91    |
| Charaden . . . . .                                     | —    | 65    |
| <b>Schloebach, Arnold</b> . . . . .                    | XXI  | 713   |
| Gedichte . . . . .                                     | —    | —     |
| Aus: „Weltseele“ . . . . .                             | —    | 715   |
| Aus: „Die Hohenstaufen“:<br>König Enzo . . . . .       | —    | 720   |
| Aus: „Ulrich von Hutten“ . . . . .                     | —    | 731   |
| <b>Schlosser, Friedrich Christoph</b> . . . . .        | XXV  | 733   |
| Aus der „Weltgeschichte“ . . . . .                     | —    | —     |
| Ueber die Geschichte Roms . . . . .                    | —    | 737   |
| Aus der „Geschichte des XVIII. Jahrhunderts“ . . . . . | —    | —     |
| Ludwigs XVI. Flucht . . . . .                          | —    | 765   |
| Errichtung der Republik . . . . .                      | —    | 780   |
| <b>Schmidt von Lübeck</b> . . . . .                    | XIII | 879   |
| Gedichte . . . . .                                     | —    | —     |
| Das Menschenherz . . . . .                             | —    | 881   |
| Ritterbubens Morgenlied . . . . .                      | —    | 882   |
| Ritterbubens Nachtlieb . . . . .                       | —    | 883   |
| Der Schwur des Reuigen . . . . .                       | —    | —     |
| Die Rückkehr in's Vaterland . . . . .                  | —    | 884   |
| Des Fremdling's Abendlied . . . . .                    | —    | 885   |
| Deutsches Lied . . . . .                               | —    | 886   |
| Abendlied . . . . .                                    | —    | 887   |
| Nachtlieb . . . . .                                    | —    | 888   |
| Paul Gerhardt . . . . .                                | —    | 889   |
| <b>Schneizer, August</b> . . . . .                     | XIX  | 699   |
| Gedichte . . . . .                                     | —    | —     |
| Schwan oder Adler . . . . .                            | —    | 701   |
| Gnome . . . . .                                        | —    | 702   |
| Künstlerlied . . . . .                                 | —    | —     |
| Gottes Athem . . . . .                                 | —    | 704   |
| Heimweh . . . . .                                      | —    | 705   |
| Alpenglühn . . . . .                                   | —    | 706   |
| Die verlassene Mühle . . . . .                         | —    | —     |
| Vom Mummelsee . . . . .                                | —    | 708   |
| Die politische Nachtigall . . . . .                    | —    | 714   |
| Eine Taufe . . . . .                                   | —    | 716   |
| Die Quellen . . . . .                                  | —    | 718   |
| Hafen und Klippe . . . . .                             | —    | 729   |
| Albertus Magnus . . . . .                              | —    | 722   |
| <b>Schopenhauer, Arthur</b> . . . . .                  | XXV  | 221   |
| Aphorismen . . . . .                                   | —    | 223   |

|                                                                                         | Band | Seite |
|-----------------------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| <b>Schröder, Friedrich Ludwig</b> . . . . .                                             | XI   | 595   |
| Das Porträt der Mutter, oder die Privatkomödie.<br>Lustspiel in vier Aufzügen . . . . . | —    | 603   |
| <b>Schubart, Chr. Fr. Daniel</b> . . . . .                                              | VI   | 797   |
| Gedichte . . . . .                                                                      | —    | —     |
| Der Gefangene . . . . .                                                                 | —    | 801   |
| Deutsche Freiheit . . . . .                                                             | —    | 802   |
| Die Fürstengruft . . . . .                                                              | —    | 803   |
| Das Mutterherz . . . . .                                                                | —    | 807   |
| Aberlässe . . . . .                                                                     | —    | —     |
| Die Aussicht . . . . .                                                                  | —    | 808   |
| Bitte . . . . .                                                                         | —    | 809   |
| Die Linde . . . . .                                                                     | —    | 811   |
| Der Frühling . . . . .                                                                  | —    | 812   |
| Erstatter Preisgefang . . . . .                                                         | —    | 815   |
| Kleben an den heiligen Geist . . . . .                                                  | —    | 816   |
| Sabbathlied . . . . .                                                                   | —    | 817   |
| Der ewige Jude . . . . .                                                                | —    | 819   |
| Liebe im Kerker . . . . .                                                               | —    | 822   |
| Deutscher Provinzialwerth . . . . .                                                     | —    | —     |
| Am Geburtstage meiner Gattin . . . . .                                                  | —    | —     |
| Friedrich der Große (ein Hymnus) . . . . .                                              | —    | 825   |
| An die Freiheit . . . . .                                                               | —    | 830   |
| An die Zukunft . . . . .                                                                | —    | 831   |
| Eisels Brautlied . . . . .                                                              | —    | 833   |
| Der erste Schnee . . . . .                                                              | —    | 834   |
| Das Schwabenmädchen . . . . .                                                           | —    | —     |
| Schwäbisches Bauernlied . . . . .                                                       | —    | 835   |
| Der glückliche Ehemann . . . . .                                                        | —    | 836   |
| Guten Morgen! . . . . .                                                                 | —    | 838   |
| Abendlied . . . . .                                                                     | —    | 839   |
| Der Schneider . . . . .                                                                 | —    | 840   |
| Deutscher Freiheitsgeist . . . . .                                                      | —    | 841   |
| Der Wolf und der Hund . . . . .                                                         | —    | —     |
| Froschkritik . . . . .                                                                  | —    | 842   |
| Märchen . . . . .                                                                       | —    | 844   |
| Der gnädige Löwe . . . . .                                                              | —    | 846   |
| Der zufriedene Bauer . . . . .                                                          | —    | —     |
| Deutscher Spruch . . . . .                                                              | —    | 848   |
| Mein letztes Wort an Regina . . . . .                                                   | —    | —     |
| Jupiter und Semele . . . . .                                                            | —    | 850   |
| Kaplied . . . . .                                                                       | —    | 853   |
| Marischlied . . . . .                                                                   | —    | 854   |
| Am Grabe eines Kriegers . . . . .                                                       | —    | 855   |
| Lied eines Greisen . . . . .                                                            | —    | 856   |
| Eine Urne . . . . .                                                                     | —    | 857   |
| Aus der „Deutschen Chronik“ . . . . .                                                   | —    | —     |
| Das Münster in Ulm . . . . .                                                            | —    | 859   |



|                                                    | Band | Seite |
|----------------------------------------------------|------|-------|
| Vom Bettel . . . . .                               | VI   | 863   |
| Vom Jubiläum . . . . .                             | —    | 864   |
| Amerika . . . . .                                  | —    | 866   |
| Der rechte Glaub' . . . . .                        | —    | 870   |
| Ueber den Vaterlandspolz . . . . .                 | —    | 871   |
| Politische Physiognomie . . . . .                  | —    | 872   |
| An den Mond . . . . .                              | —    | 873   |
| Amulet . . . . .                                   | —    | —     |
| Politisches Gespräch im Hades . . . . .            | —    | 874   |
| Charakteristik der Eäne . . . . .                  | —    | 876   |
| <b>Schüding, Levin</b> . . . . .                   | XXIV | 275   |
| Aus der Novelle: „Der gefangene Dichter“ . . . . . | —    | 277   |
| Ein Geusenabenteuer . . . . .                      | —    | 305   |
| <b>Schulze, Ernst</b> . . . . .                    | XVII | 307   |
| Die bezauberte Rose, in drei Gesängen . . . . .    | —    | 311   |
| Lyrische Gedichte . . . . .                        | —    | —     |
| Wiedersehn . . . . .                               | —    | 363   |
| Musikalische Phantasie . . . . .                   | —    | 364   |
| An Cäcilie . . . . .                               | —    | 372   |
| Nachtgruß . . . . .                                | —    | 374   |
| Elegien . . . . .                                  | —    | 375   |
| Cäcilie, eine Geisterstimme . . . . .              | —    | 395   |
| Jägerlied . . . . .                                | —    | 398   |
| Lanzonen . . . . .                                 | —    | 400   |
| Die Schneeglöckchen . . . . .                      | —    | 405   |
| Sonettentranz . . . . .                            | —    | 406   |
| Auf dem Hübchenstein . . . . .                     | —    | 411   |
| Der Stern der Liebe . . . . .                      | —    | 413   |
| Hätt' ich dich nie gesehen! . . . . .              | —    | —     |
| Frühling, der mit leisen Schwingen . . . . .       | —    | 415   |
| O Herz, sei stille! . . . . .                      | —    | 416   |
| Poetische Episteln . . . . .                       | —    | 417   |
| <b>Schwab, Gustav</b> . . . . .                    | XIX  | 239   |
| Gedichte . . . . .                                 | —    | —     |
| Der Reiter und der Bodensee . . . . .              | —    | 241   |
| Das Gewitter . . . . .                             | —    | 243   |
| Die Engelskirche auf Anatolikon . . . . .          | —    | 244   |
| Die Wolke am Sternenhimmel . . . . .               | —    | 246   |
| Das Wahl zu Heidelberg . . . . .                   | —    | 247   |
| Echlittenlied . . . . .                            | —    | 251   |
| Lied eines abziehenden Burschen . . . . .          | —    | 252   |
| Kaiser Heinrich . . . . .                          | —    | 253   |
| Die neue Zeit . . . . .                            | —    | 255   |
| Romadin . . . . .                                  | —    | 256   |
| Im Jahre 2031 . . . . .                            | —    | 258   |
| Johannes Kant . . . . .                            | —    | 263   |
| Ein Flüchtling . . . . .                           | —    | 266   |

|                                                          | Band  | Seite |
|----------------------------------------------------------|-------|-------|
| An August Grafen von Platen . . . . .                    | XIX   | 268   |
| Ein Kind in der Dyferrbüchse . . . . .                   | —     | —     |
| Das Redarthal bei Cannstadt . . . . .                    | —     | 269   |
| Rückblick . . . . .                                      | —     | 271   |
| Heimkunft . . . . .                                      | —     | 272   |
| <b>Sealsfield, Charles</b> . . . . .                     | XXIII | 267   |
| Aus den „Lebensbildern aus beiden Hemisphären“ . . . . . | —     | 269   |
| Aus den „Transatlantischen Reiseskizzen“ . . . . .       | —     | 292   |
| Aus: „Der Virey und die Aristokraten“ . . . . .          | —     | 311   |
| <b>Seidl, Johann Gabriel</b> . . . . .                   | XX    | 173   |
| Gedichte . . . . .                                       | —     | —     |
| Des Himmels Augen . . . . .                              | —     | 175   |
| Nachtbelle . . . . .                                     | —     | —     |
| Schlummerlied einer Mutter . . . . .                     | —     | 176   |
| Die große Beterin . . . . .                              | —     | 177   |
| Brunnengeplätscher . . . . .                             | —     | 178   |
| Fried und Lieb . . . . .                                 | —     | —     |
| Ein trüber Gedanke . . . . .                             | —     | 180   |
| Männerwaffen . . . . .                                   | —     | 181   |
| An die moderne Muse . . . . .                            | —     | 182   |
| Der Glöckchenwalzer . . . . .                            | —     | 185   |
| Der todte Soldat . . . . .                               | —     | 186   |
| Des Menschen Bild . . . . .                              | —     | 187   |
| Charles Bessieres . . . . .                              | —     | 188   |
| Legende . . . . .                                        | —     | 190   |
| Der letzte Mann . . . . .                                | —     | 192   |
| Der beinerne Tisch . . . . .                             | —     | 193   |
| Hans Euler . . . . .                                     | —     | 196   |
| Die Schneebrant . . . . .                                | —     | 197   |
| Die Vergfrau vom Driles . . . . .                        | —     | 198   |
| Aus: „Jüngerln“ . . . . .                                | —     | 200   |
| <b>Seume, Johann Gottfried</b> . . . . .                 | XIII  | 275   |
| Seume's Selbstbiographie . . . . .                       | —     | 277   |
| Aus dem „Spaziergang nach Syrakus“ . . . . .             | —     | 319   |
| Aus „Mein Sommer“. Vorwort . . . . .                     | —     | 386   |
| Gedichte . . . . .                                       | —     | —     |
| Abschiedsschreiben an Münchhausen . . . . .              | —     | 397   |
| Der Wilde . . . . .                                      | —     | 403   |
| Mein Geburtstag . . . . .                                | —     | 406   |
| Die Gefänge . . . . .                                    | —     | 409   |
| Guter Rath . . . . .                                     | —     | 412   |
| Fragmente über den Ruß . . . . .                         | —     | 414   |
| Gebet eines Mannes, der selten betet . . . . .           | —     | 417   |
| An das deutsche Volk im Jahre 1810 . . . . .             | —     | 423   |
| Apokryphen . . . . .                                     | —     | 426   |



|                                     | Band  | Seite |
|-------------------------------------|-------|-------|
| <b>Simrock, Karl</b> . . . . .      | XIX   | 627   |
| Gedichte.                           |       |       |
| Warnung vor dem Rhein               | —     | 629   |
| Der Rattenfänger                    | —     | 630   |
| Der Schwanenritter                  | —     | 632   |
| König Robert                        | —     | 636   |
| Der Schelm von Bergen               | —     | 639   |
| Siegfried und Genovefa              | —     | 641   |
| Stavoren                            | —     | 644   |
| Habsburgs Mauern                    | —     | 648   |
| Drusus' Tod                         | —     | 649   |
| Drei Bitten                         | —     | 650   |
| Der versenkte Hort                  | —     | 652   |
| Die Wahl des Bischofs Hildebold     | —     | 653   |
| Wittichs Waffenfindung              | —     | 655   |
| <b>Spee, Friedrich von</b>          | III   | 64    |
| Aus: „Truknachtigall“.              |       |       |
| Gingangslied                        | —     | —     |
| Echo                                | —     | 66    |
| Sehnsucht nach oben                 | —     | 71    |
| Liebesgesang zur Sommerzeit         | —     | 73    |
| Franz Xaver                         | —     | 76    |
| Die fröhliche Sommerzeit            | —     | 77    |
| Konterfei des menschlichen Lebens   | —     | 82    |
| Preis des Schöpfers                 | —     | 85    |
| Christi Leiden am Delberg           | —     | 87    |
| <b>Spengler, Lazarus</b>            | II    | 427   |
| Durch Adams Fall                    | —     | —     |
| <b>Speratus, Paulus</b>             | II    | 424   |
| Ein Lied vom Gesetz und Glauben     | —     | —     |
| <b>Sperbvogel (Mimesänger)</b>      | I     | 613   |
| Weihnachtslied                      | —     | —     |
| Jugend das schönste Kleid           | —     | 614   |
| Infern                              | —     | —     |
| Lebensregel                         | —     | —     |
| Lebensmuth                          | —     | —     |
| Der gute Wirth                      | —     | 615   |
| Der Thor                            | —     | —     |
| Armuth                              | —     | —     |
| Die böse Zeit                       | —     | —     |
| Der Wolf als Mönch                  | —     | 616   |
| Hymnus                              | —     | —     |
| <b>Spielhagen, Friedrich</b>        | XXIV  | 683   |
| Aus dem Roman: „Die von Hohenstein“ | —     | 685   |
| <b>Spindler, Karl</b>               | XXIII | 15    |
| Aus: „Der Jude“                     | —     | 19    |
| Aus: „Der Invalide“                 | —     | 46    |

|                                                     | Band  | Seite |
|-----------------------------------------------------|-------|-------|
| <b>Stägemann, Friedrich August von</b> . . . . .    | XVII  | 137   |
| Gedichte.                                           |       |       |
| Bonaparte und die Fürsten des Rheinbundes zu Erfurt | —     | 139   |
| Als Oestreich den Krieg erklärte                    | —     | 141   |
| Schills Ausmarsch                                   | —     | 143   |
| Der Brand von Moskau                                | —     | 144   |
| Des Königs Aufruf vom 3. Februar 1813               | —     | 145   |
| Die Schlacht bei Kulm                               | —     | 147   |
| Bei Eröffnung der Friedensunterhandlungen in Cha-   |       |       |
| tillon                                              | —     | 149   |
| Nach der Abreise von Wien zur Armee                 | —     | 151   |
| Unsere Zeit                                         | —     | 153   |
| Sonette an Elisabeth                                | —     | 156   |
| <b>Steffens, Heinrich</b>                           | XVIII | 163   |
| Schilderungen und Geschichten.                      |       |       |
| Die Trauung                                         | —     | 169   |
| Norwegen                                            | —     | 175   |
| Eine norwegische Geschichte                         | —     | 178   |
| Ein Seesturm                                        | —     | 236   |
| <b>Steinmar (Mimesänger)</b>                        | I     | 768   |
| Beseligung                                          | —     | —     |
| <b>Sternberg, Alexander von</b>                     | XXIV  | 179   |
| Aus „Lessing“                                       | —     | 181   |
| Die Alchymisten                                     | —     | 194   |
| <b>Stifter, Adalbert</b>                            | XXIV  | 243   |
| Aus den „Studien“.                                  |       |       |
| Das Haidebort                                       | —     | 249   |
| <b>Stöber, Ludwig Adolf</b>                         | XX    | 457   |
| Gedichte.                                           |       |       |
| An Dichter und Leser                                | —     | 459   |
| Baldkloster                                         | —     | 460   |
| Gustav Adolf, der Schlangentöbter                   | —     | 461   |
| Das Grab im neuen Münster zu Würzburg               | —     | 463   |
| Das Steinthal                                       | —     | 464   |
| Die Hussiten und die Kinder von Raumburg            | —     | 466   |
| Der Käufer von Glarus                               | —     | 468   |
| Das Lügenfeld                                       | —     | 470   |
| Der Dorfkirchhof                                    | —     | 472   |
| Auf dem zerfallenen Bergschloß                      | —     | 473   |
| Wachtelschlag                                       | —     | 475   |
| Der Schatzgräber im Seelhof                         | —     | 476   |
| Das Uhrwerk im Münster zu Straßburg                 | —     | 477   |
| Die Münsterrose                                     | —     | 480   |
| Erwins Grab                                         | —     | 482   |
| Finstere Nacht                                      | —     | 483   |
| Leben ohne Lieb                                     | —     | 484   |



|                                                                | Band | Seite |
|----------------------------------------------------------------|------|-------|
| Die Tonleiter . . . . .                                        | XX   | 484   |
| Das verkannte Herz . . . . .                                   | —    | 485   |
| Sommersturm . . . . .                                          | —    | 486   |
| Eine Hand voll Staub . . . . .                                 | —    | 487   |
| Der Wiedertäuferhof . . . . .                                  | —    | 488   |
| Drei Wanderlieder . . . . .                                    | —    | 490   |
| Der Staubdach . . . . .                                        | —    | 492   |
| Die Handekalp . . . . .                                        | —    | 493   |
| Die Alpenblumen in der Wildniß . . . . .                       | —    | 494   |
| Luftfahrt auf dem Vierwaldstätter-See . . . . .                | —    | 495   |
| <b>Stolberg, Friedrich Leopold, Graf von</b> . . . . .         | VIII | 473   |
| Gedichte.                                                      |      |       |
| Der Harz . . . . .                                             | —    | 477   |
| An die Weende bei Göttingen . . . . .                          | —    | 478   |
| Lied eines deutschen Knaben . . . . .                          | —    | —     |
| Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn . . . . . | —    | 479   |
| Mein Vaterland . . . . .                                       | —    | 481   |
| Die Freiheit . . . . .                                         | —    | 482   |
| Die Natur . . . . .                                            | —    | 483   |
| Das Eine Größte . . . . .                                      | —    | 484   |
| Der Genius . . . . .                                           | —    | 485   |
| An die Natur . . . . .                                         | —    | —     |
| Das Rüsthaus in Bern . . . . .                                 | —    | 486   |
| Der Mond . . . . .                                             | —    | 487   |
| Winterlied . . . . .                                           | —    | —     |
| Abendlied eines Mädchens . . . . .                             | —    | 488   |
| Babelied . . . . .                                             | —    | 489   |
| Sie an Jhn . . . . .                                           | —    | 490   |
| Rundgesang . . . . .                                           | —    | 491   |
| Der Tod . . . . .                                              | —    | 492   |
| An den Verfasser von Stilling's Jugend . . . . .               | —    | 493   |
| Schüchterne Liebe . . . . .                                    | —    | 494   |
| Lied . . . . .                                                 | —    | 497   |
| An das Meer . . . . .                                          | —    | —     |
| Frauenlob . . . . .                                            | —    | 498   |
| An Agnes . . . . .                                             | —    | 500   |
| Warnung . . . . .                                              | —    | 501   |
| Die Bitte . . . . .                                            | —    | 503   |
| Danklied . . . . .                                             | —    | 504   |
| Die Erscheinung . . . . .                                      | —    | 507   |
| An den Kronprinzen von Dänemark . . . . .                      | —    | 508   |
| An meinen Freund Tobias Munsen . . . . .                       | —    | 510   |
| Homer . . . . .                                                | —    | 511   |
| Bei Homers Bilde . . . . .                                     | —    | 512   |
| Der Felsenstrom . . . . .                                      | —    | 513   |
| Hymne an die Sonne . . . . .                                   | —    | 514   |
| Hymne an die Erde . . . . .                                    | —    | 515   |

|                                                 | Band  | Seite |
|-------------------------------------------------|-------|-------|
| Deutschlands Beruf . . . . .                    | VIII  | 520   |
| Die Grenze . . . . .                            | —     | 521   |
| Das befreite Deutschland . . . . .              | —     | 522   |
| Romanze . . . . .                               | —     | 523   |
| Ida . . . . .                                   | —     | 525   |
| Elegie an die Lieben in der Heimat . . . . .    | —     | 527   |
| Dem Knaben durch's Leben . . . . .              | —     | 529   |
| Der Dichter und der Kritiker . . . . .          | —     | —     |
| Die Leiter . . . . .                            | —     | —     |
| Hellebeck . . . . .                             | —     | 530   |
| Der Abend . . . . .                             | —     | 533   |
| Der Wehrwolf . . . . .                          | —     | 536   |
| Die Warnung . . . . .                           | —     | 537   |
| Der Rath . . . . .                              | —     | 538   |
| Die Weigerung . . . . .                         | —     | 543   |
| Die Höhen . . . . .                             | —     | 545   |
| Der Unterschied . . . . .                       | —     | 547   |
| <b>Stolberg, Christian, Graf von</b> . . . . .  | VIII  | 473   |
| Gedichte.                                       |       |       |
| An meine sterbende Schwester . . . . .          | —     | 551   |
| Der Tod . . . . .                               | —     | 552   |
| Die Blide . . . . .                             | —     | 553   |
| Leipzigs Schlacht . . . . .                     | —     | 554   |
| Der Segen . . . . .                             | —     | 556   |
| An meine Pflgetochter . . . . .                 | —     | —     |
| Wolfenschieß . . . . .                          | —     | 557   |
| Fragment aus dem Trauerspiel „Otanés“ . . . . . | —     | 558   |
| Sterbelied . . . . .                            | —     | 560   |
| <b>Storch, Ludwig</b> . . . . .                 | XXIII | 67    |
| Aus: „Ein deutscher Leinweber“ . . . . .        | —     | 69    |
| „Müs-Al“ . . . . .                              | —     | 94    |
| <b>Strachwitz, Moriz, Graf von</b> . . . . .    | XXI   | 367   |
| Gedichte.                                       |       |       |
| Gebet auf den Wassern . . . . .                 | —     | 369   |
| Du gehst dahin . . . . .                        | —     | 370   |
| An Platens Schatten . . . . .                   | —     | —     |
| Rolands Schwanenlied . . . . .                  | —     | 371   |
| Der Dichter . . . . .                           | —     | 373   |
| Die scheue Muse wird zur Amazone . . . . .      | —     | —     |
| Ein wildes Lied . . . . .                       | —     | 374   |
| Germania . . . . .                              | —     | 375   |
| Ein Wasserfall . . . . .                        | —     | 376   |
| An die Romantif . . . . .                       | —     | 378   |
| Feierlicher Protest . . . . .                   | —     | 380   |
| Leidenschaft über Empfindsamkeit . . . . .      | —     | 381   |
| Ein Reiterlied . . . . .                        | —     | 382   |
| Hymnus an den Jörn . . . . .                    | —     | 384   |
| Streitluft . . . . .                            | —     | 385   |



|                                                           | Band | Seite |
|-----------------------------------------------------------|------|-------|
| In das Weite . . . . .                                    | XXI  | 386   |
| Wer wagt es? . . . . .                                    | —    | —     |
| Noch ein Reiterlied . . . . .                             | —    | 387   |
| Aurea medi veritas . . . . .                              | —    | 388   |
| Keine Sinesure . . . . .                                  | —    | 390   |
| Wie gerne dir zu Füßen . . . . .                          | —    | 391   |
| Nieder, nieder! . . . . .                                 | —    | 392   |
| Meerfahrt . . . . .                                       | —    | 393   |
| Meeresabend . . . . .                                     | —    | —     |
| Der Himmel ist blau . . . . .                             | —    | 394   |
| Hie Welf! . . . . .                                       | —    | 395   |
| Der gefangene Admiral . . . . .                           | —    | 396   |
| Die Jagd des Moguls . . . . .                             | —    | 397   |
| Das Herz von Douglas . . . . .                            | —    | 399   |
| Nun grüße dich Gott, Frau Minne! . . . . .                | —    | 403   |
| <b>Sturm, Helfrich Peter</b> . . . . .                    | VI   | 643   |
| Ausgewählte Schriften.                                    |      |       |
| 250 Briefe aus England und Frankreich . . . . .           | —    | 647   |
| Pitt . . . . .                                            | —    | 691   |
| Klopstock . . . . .                                       | —    | 695   |
| Bittschrift an das künftige Erziehungs-Tribunal . . . . . | —    | 699   |
| Ueber ein Paar alte Münzen . . . . .                      | —    | 700   |
| Etwas von Regenschirmen . . . . .                         | —    | 703   |
| Ueber die Verbesserung der Landschulen . . . . .          | —    | 705   |
| Ueber Linquets Vertheidigung der Todesstrafen . . . . .   | —    | 709   |
| Wer ist glücklich? . . . . .                              | —    | 713   |
| Erklärung über die Physiognomie . . . . .                 | —    | 718   |
| Der Herzog von Montagu und Randal . . . . .               | —    | 722   |
| Ein Zweikampf, wie es wenige gibt . . . . .               | —    | 723   |
| <b>Tannhäuser (Minnesänger)</b> . . . . .                 | I    | 753   |
| Das Unmögliche . . . . .                                  | —    | —     |
| Bußgesang . . . . .                                       | —    | 754   |
| <b>Tied, Ludwig</b> . . . . .                             | XIV  | 225   |
| Gedichte.                                                 |      |       |
| Sehnsucht . . . . .                                       | —    | 229   |
| Der neue Frühling . . . . .                               | —    | 230   |
| Trauer . . . . .                                          | —    | 232   |
| Nacht . . . . .                                           | —    | 233   |
| Herbstlied . . . . .                                      | —    | 234   |
| Die Luft . . . . .                                        | —    | —     |
| Arbeit . . . . .                                          | —    | 235   |
| Frühlingstreife . . . . .                                 | —    | 236   |
| Andacht . . . . .                                         | —    | 240   |
| Phantasie . . . . .                                       | —    | —     |
| Die Blumen . . . . .                                      | —    | 241   |
| Zuversicht . . . . .                                      | —    | —     |
| Im Walde . . . . .                                        | —    | 245   |

|                                                                | Band | Seite |
|----------------------------------------------------------------|------|-------|
| Heimliche Liebe . . . . .                                      | XIV  | 246   |
| Arion . . . . .                                                | —    | 247   |
| Lockung . . . . .                                              | —    | 249   |
| Die Musik . . . . .                                            | —    | 250   |
| Wald, Garten und Berg . . . . .                                | —    | —     |
| Der Arme und die Liebe . . . . .                               | —    | 258   |
| Posthornschall . . . . .                                       | —    | 260   |
| Waldlied . . . . .                                             | —    | 261   |
| Wehmuth . . . . .                                              | —    | 262   |
| Bonne der Einsamkeit . . . . .                                 | —    | 263   |
| Villa Borghese . . . . .                                       | —    | 264   |
| An Novalis . . . . .                                           | —    | 265   |
| An Wackenroder . . . . .                                       | —    | 266   |
| Dramatische Scenen.                                            |      |       |
| Aus: „Genoveva“ . . . . .                                      | —    | 267   |
| Aus: „Kaiser Octavianus“ . . . . .                             | —    | 307   |
| Aus den „Märchen und Novellen“.                                |      |       |
| Der blonde Eckbert . . . . .                                   | —    | 331   |
| Aus: „Dichterleben“ . . . . .                                  | —    | 347   |
| Aus: „Tod des Dichters“ . . . . .                              | —    | 366   |
| <b>Tiedge, Christoph August</b> . . . . .                      | XIII | 527   |
| Gedichte.                                                      |      |       |
| Der Abend . . . . .                                            | —    | 529   |
| Elegie auf dem Schlachtfelde bei Runersdorf . . . . .          | —    | 532   |
| Blume auf das Grab eines Kindes . . . . .                      | —    | 537   |
| Der Kofat und sein Mädchen . . . . .                           | —    | 538   |
| An die Natur . . . . .                                         | —    | 539   |
| Alcides . . . . .                                              | —    | 541   |
| Sehnsucht nach Ruhe . . . . .                                  | —    | 543   |
| Die Welle . . . . .                                            | —    | —     |
| An die Deutschen . . . . .                                     | —    | 544   |
| Vertrauen auf Gott . . . . .                                   | —    | 545   |
| Stolie . . . . .                                               | —    | 546   |
| Ständchen . . . . .                                            | —    | 547   |
| Die Blume der Lauenburg . . . . .                              | —    | 548   |
| An meinen alten Ueberrod . . . . .                             | —    | 551   |
| Aus: „Urania“.                                                 |      |       |
| Klagen des Zweiflers . . . . .                                 | —    | 554   |
| Fragmente . . . . .                                            | —    | 565   |
| <b>Thümmel, Moriz August von</b> . . . . .                     | XII  | 201   |
| Wilhelmine. Ein prosaisch-komisches Gedicht . . . . .          | —    | 205   |
| Aus den „Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich“. |      |       |
| Der Hypochondrist . . . . .                                    | —    | 236   |
| Margot . . . . .                                               | —    | 242   |
| <b>Töring, J. A. Graf von</b> . . . . .                        | XI   | 455   |
| Agnes Bernauerin, vaterländisches Trauerspiel . . . . .        | —    | 545   |



|                                                         | Band | Seite |
|---------------------------------------------------------|------|-------|
| <b>Uhland, Ludwig</b> . . . . .                         | XIX  | 159   |
| Gedichte.                                               |      |       |
| Des Sängers Fluch . . . . .                             | —    | 163   |
| Schwäbische Kunde . . . . .                             | —    | 165   |
| Der gute Kamerad . . . . .                              | —    | 166   |
| König Karls Meerfahrt . . . . .                         | —    | 167   |
| Graf Eberhard der Mausebarte . . . . .                  | —    | 168   |
| Des Goldschmieds Töchterlein . . . . .                  | —    | 177   |
| Die Mähderin . . . . .                                  | —    | 179   |
| Der Graf von Greiers . . . . .                          | —    | 180   |
| Das Rothhemd . . . . .                                  | —    | 181   |
| Der Schenk von Limburg . . . . .                        | —    | 183   |
| Abschied . . . . .                                      | —    | 185   |
| Die Kapelle . . . . .                                   | —    | 186   |
| Klein Roland . . . . .                                  | —    | 187   |
| Am 18. Oktober 1816 . . . . .                           | —    | 191   |
| Wanderlieder . . . . .                                  | —    | 192   |
| Die verlorene Kirche . . . . .                          | —    | 194   |
| Die deutsche Kaiserwahl . . . . .                       | —    | 195   |
| <b>Ulrich von Lichtenstein (Minnesänger)</b> . . . . .  | I    | 730   |
| Aus dem „Frauendienst“.                                 |      |       |
| Von Ulrichs Jugend und wie er sich um seiner Frauen     |      |       |
| willen den Mund schneiden läßt . . . . .                | —    | —     |
| Lieder.                                                 |      |       |
| Der Traum des Armen . . . . .                           | —    | 740   |
| Stete Liebe . . . . .                                   | —    | 741   |
| Der Winter kommt . . . . .                              | —    | 742   |
| <b>Ulrich von Singenberg (Minnesänger)</b> . . . . .    | I    | 695   |
| Stille Ruhmredigkeit . . . . .                          | —    | —     |
| Leidiger Vorzug . . . . .                               | —    | 696   |
| Das Ende vom Liede . . . . .                            | —    | —     |
| <b>Ulrich von Winterstetten (Minnesänger)</b> . . . . . | I    | 746   |
| Die verführerischen Schenkenlieder . . . . .            | —    | —     |
| Die unstatthafte Klage . . . . .                        | —    | 748   |
| <b>Uz, Johann Peter</b> . . . . .                       | IV   | 525   |
| Gedichte.                                               |      |       |
| Die Wünsche . . . . .                                   | —    | 527   |
| Der Sommer und der Wein . . . . .                       | —    | 528   |
| Der Weise auf dem Lande . . . . .                       | —    | —     |
| Die Wollust . . . . .                                   | —    | 530   |
| Das bedrängte Deutschland . . . . .                     | —    | 532   |
| Die wahre Größe . . . . .                               | —    | 534   |
| Der Tabakraucher . . . . .                              | —    | 536   |
| An Herrn Kanonikus Gleim . . . . .                      | —    | 537   |
| An die Sonne . . . . .                                  | —    | 538   |
| Die Dichtkunst . . . . .                                | —    | 540   |
| Auf den Frieden . . . . .                               | —    | 543   |

|                                                         | Band | Seite |
|---------------------------------------------------------|------|-------|
| Lob des Höchsten . . . . .                              | IV   | 544   |
| An den Dichter von Cronenst.                            | —    | 545   |
| Empfindungen an einem Frühlingsmorgen . . . . .         | —    | 546   |
| Der gute Hirt . . . . .                                 | —    | 548   |
| Das Erdbeben . . . . .                                  | —    | 549   |
| Gott, ein Erretter . . . . .                            | —    | 550   |
| Gott im Frühlinge . . . . .                             | —    | 552   |
| Ermunterung zum Vergnügen . . . . .                     | —    | 553   |
| Der Mai . . . . .                                       | —    | 554   |
| Die Grotte der Nacht . . . . .                          | —    | 555   |
| Vertrauen auf Gott . . . . .                            | —    | 556   |
| Gott im Ungewitter . . . . .                            | —    | 557   |
| Theodicee . . . . .                                     | —    | 558   |
| An die Deutschen . . . . .                              | —    | 562   |
| Die alten und heutigen deutschen Sitten . . . . .       | —    | 564   |
| Auf den Tod des Dichters von Kleist . . . . .           | —    | 565   |
| An die Freiheit . . . . .                               | —    | 566   |
| Der Patriot . . . . .                                   | —    | 568   |
| Epistel . . . . .                                       | —    | 571   |
| <b>Varnhagen von Ense, August</b> . . . . .             | XXV  | 105   |
| Vermischte Aufsätze.                                    |      |       |
| Schlacht bei Kesselsdorf am 15. December 1745 . . . . . | —    | 109   |
| Aus: „Leben des Generals von Seydlitz“ . . . . .        | —    | 114   |
| Die Schlacht bei Waterloo . . . . .                     | —    | 124   |
| Wilhelm von Humboldt . . . . .                          | —    | 135   |
| <b>Varnhagen von Ense, Rahel, f. Rahel.</b>             |      |       |
| <b>Vischer, Friedrich Theodor</b> . . . . .             | XXV  | 301   |
| Ueber das Römische . . . . .                            | —    | 305   |
| <b>Volksbücher</b>                                      | II   | 661   |
| Geschichte von Griseldis und dem Markgrafen Walther     |      |       |
| Aus: „Grobianaus“.                                      |      |       |
| Vom Aufstehen . . . . .                                 | —    | 681   |
| Von langem Haar . . . . .                               | —    | 682   |
| Von Spazieren . . . . .                                 | —    | 683   |
| Ein guter Schwanz von einem Hechtkopf . . . . .         | —    | —     |
| Ganz Kleider stunden etwan sein u. . . . .              | —    | 685   |
| Grobiana . . . . .                                      | —    | 686   |
| Historia von Dr. Faust . . . . .                        | —    | 688   |
| Hassverus . . . . .                                     | —    | 707   |
| Eyll Eulenspiegel . . . . .                             | —    | 711   |
| <b>Volkslieder</b> . . . . .                            | II   | 147   |
| Ich will zu Land ausreiten . . . . .                    | —    | 153   |
| Da zu Mitternachten es geschah . . . . .                | —    | 157   |
| Es reiten drei Reiter zu München hinaus . . . . .       | —    | 158   |
| Was wollen wir aber heben an? . . . . .                 | —    | 160   |
| Aber so woll'n wir's heben an . . . . .                 | —    | 161   |



|                                          | Band | Seite |
|------------------------------------------|------|-------|
| Es ist nicht lang, daß es geschah        | II   | 162   |
| Es reit ein Türk aus Türkenland          | —    | 163   |
| Nun will ich aber heben an               | —    | 164   |
| Mugsburg ist eine kaiserliche Stadt      | —    | 167   |
| Mein Herz ist aller Freuden voll         | —    | 168   |
| An einem Montag es geschah               | —    | 173   |
| Es wohnet Lieb bei Liebe                 | —    | 175   |
| Wenn ich weggieh, wenn ich weggieh       | —    | 177   |
| Der liebste Buhle, den ich han           | —    | 178   |
| Wie schön blüht uns der Maie             | —    | —     |
| Ich stund an einem Morgen                | —    | 179   |
| Innsbruck, ich muß dich lassen           | —    | 180   |
| Ich ritt einmahl zu Braunschweig aus     | —    | 181   |
| Ich schell mein Horn in's Jammerthal     | —    | 182   |
| Jungfräulein, soll ich mit euch gahn     | —    | —     |
| Ich eh nicht gerne Gerste                | —    | 184   |
| Gott geb' ihm ein verdorben Jahr         | —    | —     |
| Bei meines Buhlen Haupte                 | —    | 185   |
| Ich hört ein Sichel ein raufen           | —    | 186   |
| Ich weiß ein fein brauns Mädelein        | —    | —     |
| Schein uns, du liebe Sonne               | —    | 187   |
| Der Maie, der Maie                       | —    | —     |
| Der Guckguck hat sich zu Tod gefallen    | —    | —     |
| Herzlich thut mich erfreuen              | —    | 188   |
| Da droben auf jenem Berge                | —    | 189   |
| Drei Fürsten haben sich eins bedacht     | —    | 190   |
| Der Papst ruft König und Kaiser an       | —    | 192   |
| Was wolln wir heben an                   | —    | 193   |
| Ach Gott, ich mag wohl trauern           | —    | 198   |
| Es reit ein Herr und auch sein Knecht    | —    | 200   |
| Ach Gott, wie weh thut Scheiden          | —    | 201   |
| Es jagt ein Jäger wohlgemuth             | —    | —     |
| Ich bin ein armer Reutersknaab           | —    | 202   |
| Ach Karle, großmächtiger Mann!           | —    | 203   |
| Mir kam ein schwerer Unmuth an           | —    | 207   |
| Ich ritt mit Lust durch einen Wald       | —    | 210   |
| So wünsch' ich ihr ein gute Nacht        | —    | —     |
| Traut Hanslein über die Haide reit       | —    | 211   |
| O Bauernknecht, laß die Möselein stan    | —    | 212   |
| Ich kam vor einer Frau Wirthin Haus      | —    | —     |
| Der in Krieg will ziehen                 | —    | 213   |
| Unser liebe Fraue                        | —    | 214   |
| Kriech auf, gut Gsell, laß rummer gan!   | —    | 215   |
| Wo soll ich mich hinlehren               | —    | —     |
| Ich laß die Vögel sorgen                 | —    | 216   |
| Nun schürz' dich, Gretlein, schürz' dich | —    | 218   |
| Mein' Mutter zeiget mich                 | —    | 219   |
| Sekunder geht mein Trauern an            | —    | —     |

|                                               | Band | Seite |
|-----------------------------------------------|------|-------|
| Mit Gott so wollen wir loben und ehren        | II   | 220   |
| Ich weiß mir ein Haselen-Sträuchlein          | —    | 221   |
| Ich hab mir eines erwählet                    | —    | 222   |
| Es gingen zwei Gespielen gut                  | —    | 223   |
| Der süße Schlaf, der sonst stülft alles wohl  | —    | 224   |
| Leucht heller als die Sonne                   | —    | —     |
| Es liegt ein Schloß in Oesterreich            | —    | 225   |
| Es waren zwei Königsfinder                    | —    | 226   |
| Es reit der Herr von Falkenstein              | —    | 228   |
| Es spielt ein Ritter mit einer Magd           | —    | 229   |
| Stund ich auf hohen Bergen                    | —    | 231   |
| Es waren einmal drei Reiter gefangen          | —    | 232   |
| Als ich ein jung Gefelle war                  | —    | 233   |
| Es wollt ein Mädchen Rosen brechen gehn       | —    | 234   |
| Es stand eine Lind' im tiefen Thal            | —    | 235   |
| Es stehen drei Stern am Himmel                | —    | 236   |
| Da droben auf jenem Berge                     | —    | 237   |
| Es wollt ein Mädchen früh aufstehn            | —    | —     |
| Als ich ein kleiner Knabe war                 | —    | 238   |
| <b>Boß, Johann Heinrich</b>                   | VIII | 275   |
| Lulse. Ein ländliches Gemälde in drei Idyllen | —    | 281   |
| <b>Gedichte.</b>                              |      |       |
| Die Bundesseiche                              | —    | 329   |
| Die beiden Schwestern bei der Rose            | —    | 330   |
| Die Hirtin                                    | —    | 332   |
| Trinklied für Freie                           | —    | —     |
| Der Sklave                                    | —    | 334   |
| An Göttingk                                   | —    | 335   |
| Schwergerreimte Ode                           | —    | 337   |
| An den Wind                                   | —    | 339   |
| Lischlieb                                     | —    | 341   |
| Rundgesang beim Rheinwein                     | —    | 342   |
| Empfang des Neujahrs                          | —    | 344   |
| An Selma                                      | —    | 346   |
| Der siebzigste Geburtstag                     | —    | 347   |
| Maislied eines Mädchens                       | —    | 354   |
| Frühlingsliebe                                | —    | 355   |
| Heureigen                                     | —    | 356   |
| Der Freier                                    | —    | 357   |
| Die Trennung                                  | —    | 359   |
| Die Sterne                                    | —    | 360   |
| Stand und Würde                               | —    | 362   |
| Dröschelieb                                   | —    | —     |
| Der Flaugrod                                  | —    | 363   |
| Madrigal                                      | —    | 365   |
| Die Spinnerin                                 | —    | 366   |
| Das Brautfest                                 | —    | 367   |



|                                                | Band  | Seite |
|------------------------------------------------|-------|-------|
| Hymnus an die Freiheit . . . . .               | VIII  | 369   |
| Gefang der Deutschen . . . . .                 | —     | 371   |
| Morgenlied . . . . .                           | —     | 373   |
| Die kleine Näherin . . . . .                   | —     | 374   |
| Ghorgefang beim Rheinwein . . . . .            | —     | 375   |
| An Klopstock . . . . .                         | —     | 376   |
| Darstellung . . . . .                          | —     | 378   |
| Die Kartoffelernte . . . . .                   | —     | 379   |
| Das Wildrecht . . . . .                        | —     | 380   |
| Entschlossenheit . . . . .                     | —     | 381   |
| Der Herbstgang . . . . .                       | —     | 382   |
| Gott die Liebe . . . . .                       | —     | 383   |
| Die Bewegung . . . . .                         | —     | 384   |
| Warnung an Stolberg . . . . .                  | —     | 385   |
| Die Andersdenkenden . . . . .                  | —     | 386   |
| Vaterlandsliebe . . . . .                      | —     | 388   |
| Friedensreigen . . . . .                       | —     | 389   |
| Der Geist Gottes . . . . .                     | —     | 390   |
| Die erneute Menschheit . . . . .               | —     | 391   |
| Der Winterschmaus . . . . .                    | —     | 393   |
| Trinklied . . . . .                            | —     | 394   |
| Der Gesunde . . . . .                          | —     | 395   |
| Die Braut am Gestade . . . . .                 | —     | 396   |
| Hulbigung . . . . .                            | —     | 397   |
| Die Abendstille . . . . .                      | —     | 398   |
| Die Morgenheitre . . . . .                     | —     | 400   |
| Klingfonate . . . . .                          | —     | 401   |
| An Goethe . . . . .                            | —     | 402   |
| Aus der Uebersetzung von Homers Iliade.        |       |       |
| Hektor und Andromache . . . . .                | —     | 403   |
| Hektors Tod . . . . .                          | —     | 406   |
| <b>Wagner, Ernst</b> . . . . .                 | XV    | 723   |
| Wilibalds Ansichten des Lebens . . . . .       | —     | 725   |
| Aphorismen . . . . .                           | —     | 1001  |
| <b>Waiblinger, Friedrich Wilhelm</b> . . . . . | XVIII | 657   |
| Gedichte.                                      |       |       |
| Lieb der Weihe . . . . .                       | —     | 659   |
| Das Pantheon . . . . .                         | —     | 661   |
| Campo Vaccino . . . . .                        | —     | 663   |
| Bilder von Neapel . . . . .                    | —     | 665   |
| Pompeji . . . . .                              | —     | 670   |
| Inseln . . . . .                               | —     | 672   |
| Lieder aus Capri . . . . .                     | —     | 673   |
| Lieder des römischen Carnevals . . . . .       | —     | 683   |
| Lieb der Liebe in die Heimat . . . . .         | —     | 693   |
| Das Vaterland . . . . .                        | —     | 694   |

|                                             | Band | Seite |
|---------------------------------------------|------|-------|
| <b>Waldau, Max</b> . . . . .                | XXI  | 537   |
| Gedichte.                                   |      |       |
| Die Weltburggötterung . . . . .             | —    | 539   |
| Aus: „Canzonnen“ . . . . .                  | —    | 540   |
| Aus: „Corbula“ . . . . .                    | —    | 546   |
| Aus: „D diese Zeit“ . . . . .               | —    | 554   |
| Aus: „Nahab“ . . . . .                      | —    | 558   |
| <b>Waldis, Burchard</b> . . . . .           | II   | 591   |
| Fabeln.                                     |      |       |
| Vom Frosch und Ochsen . . . . .             | —    | 592   |
| Vom Fuchs und Hahnen . . . . .              | —    | 593   |
| Vom reichen und armen Mann . . . . .        | —    | 597   |
| Von zweien Brüdern . . . . .                | —    | 600   |
| Von einer Bohnen . . . . .                  | —    | 607   |
| Vom Knaben und einem Stieglitz . . . . .    | —    | 609   |
| Vom Schiffmann und einem Diebe . . . . .    | —    | 610   |
| Vom Bauern und dem Gott Hercule . . . . .   | —    | 611   |
| Von einem gelben Schleier . . . . .         | —    | —     |
| Von einer römischen Reise . . . . .         | —    | 613   |
| Vom Fuchs und Igel . . . . .                | —    | 615   |
| <b>Walther von der Vogelweide</b> . . . . . | I    | 646   |
| Gedichte.                                   |      |       |
| Ein Leich . . . . .                         | —    | —     |
| Deutschlands Lob . . . . .                  | —    | 651   |
| Frauenpreis . . . . .                       | —    | 652   |
| Frühling und Frauen . . . . .               | —    | 653   |
| Tanzweise . . . . .                         | —    | —     |
| Trost im Leide . . . . .                    | —    | 655   |
| Die verschwiegene Nachtigall . . . . .      | —    | —     |
| Das Halmmeissen . . . . .                   | —    | 656   |
| Schönheit und Liebreiz . . . . .            | —    | 657   |
| Walther und Hildegunde . . . . .            | —    | 658   |
| Der Kaiser als Spielmann . . . . .          | —    | 659   |
| Maienlust . . . . .                         | —    | —     |
| Traumauslegung . . . . .                    | —    | 660   |
| Gefändniß der Liebe . . . . .               | —    | 661   |
| Die Zauberin . . . . .                      | —    | —     |
| Erheuchelte Heiterkeit . . . . .            | —    | 662   |
| Die Badende . . . . .                       | —    | 663   |
| Gemeinsame Minne . . . . .                  | —    | 664   |
| Werth männlicher Schönheit . . . . .        | —    | 665   |
| Der Tausch . . . . .                        | —    | —     |
| Chret die Frauen . . . . .                  | —    | 666   |
| Die Minne . . . . .                         | —    | 667   |
| Weib oder Frau? . . . . .                   | —    | —     |
| Der siebente Tag . . . . .                  | —    | —     |
| Letzter Wille . . . . .                     | —    | 668   |



|                                                                                    | Band | Seite |
|------------------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| Freundschaft . . . . .                                                             | I    | 669   |
| Irdische und himmlische Güter . . . . .                                            | —    | 670   |
| Ich weh dir, Welt! . . . . .                                                       | —    | —     |
| Christliche Liebe . . . . .                                                        | —    | —     |
| Wahre Weisheit . . . . .                                                           | —    | 671   |
| Verfall der Zucht . . . . .                                                        | —    | —     |
| Bußlied . . . . .                                                                  | —    | 672   |
| Vergängliche Freude . . . . .                                                      | —    | 674   |
| Das täuschende Bild . . . . .                                                      | —    | —     |
| An die Jungfrau . . . . .                                                          | —    | 675   |
| Morgengebet . . . . .                                                              | —    | —     |
| Die Kreuzigung . . . . .                                                           | —    | 676   |
| Beichte . . . . .                                                                  | —    | —     |
| Guter Rath . . . . .                                                               | —    | 677   |
| Schlimme Rathgeber . . . . .                                                       | —    | 778   |
| Falschheit . . . . .                                                               | —    | —     |
| Maß im Erinken . . . . .                                                           | —    | —     |
| Erübe Zeit . . . . .                                                               | —    | 679   |
| Verfall des Gefanges . . . . .                                                     | —    | —     |
| Verkehrte Ordnung . . . . .                                                        | —    | 680   |
| Herrschaft seiner selbst . . . . .                                                 | —    | —     |
| Deutschlands Zerrüttung . . . . .                                                  | —    | 681   |
| An die Fürsten . . . . .                                                           | —    | 683   |
| Der Leistern . . . . .                                                             | —    | —     |
| Als Kaiser Otto IV. vom Papst Innocenz III. in den<br>Bann gethan worden . . . . . | —    | —     |
| Doppelzüngigkeit der Pfaffen . . . . .                                             | —    | 684   |
| Der Papst, ein neuer Judas . . . . .                                               | —    | —     |
| Der Zauberer . . . . .                                                             | —    | —     |
| Wo steht's geschrieben? . . . . .                                                  | —    | 685   |
| Der welsche Schrein . . . . .                                                      | —    | —     |
| Der Kirchenstod . . . . .                                                          | —    | —     |
| An König Friedrich II. . . . .                                                     | —    | —     |
| Das Reichsleben . . . . .                                                          | —    | 686   |
| Der Hof von Eisenach . . . . .                                                     | —    | —     |
| Simonie . . . . .                                                                  | —    | —     |
| Der jüngste Tag . . . . .                                                          | —    | 687   |
| Gut und Ehre . . . . .                                                             | —    | —     |
| Weberuf zum Kreuzzug . . . . .                                                     | —    | —     |
| Klage . . . . .                                                                    | —    | 688   |
| Abschied von der Welt . . . . .                                                    | —    | —     |
| Heimkehr . . . . .                                                                 | —    | 689   |
| Das gelobte Land . . . . .                                                         | —    | 691   |
| <b>Wederlin, Georg Rudolf</b> . . . . .                                            | III  | 20    |
| An Deutschland . . . . .                                                           | —    | —     |
| Obe . . . . .                                                                      | —    | 21    |
| Die Elge . . . . .                                                                 | —    | 22    |

|                                                                             | Band | Seite |
|-----------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| <b>Weisse, Michael</b> . . . . .                                            | II   | 431   |
| Zum Begräbniß . . . . .                                                     | —    | —     |
| <b>Weisse, Christian Felix</b> . . . . .                                    | IV   | 611   |
| <b>Gedichte.</b>                                                            |      |       |
| An die Muse . . . . .                                                       | —    | 613   |
| Liebe und Wein . . . . .                                                    | —    | 614   |
| Die Gesellschaft . . . . .                                                  | —    | —     |
| Preis der Lieder . . . . .                                                  | —    | 615   |
| Der Sieg über sich selbst . . . . .                                         | —    | 616   |
| Lied der Amazone bei der Flucht der Feinde . . . . .                        | —    | 617   |
| Loblied der Amazone auf ihres Geliebten Pferd . . . . .                     | —    | 620   |
| Die zufriedne Liebe . . . . .                                               | —    | 623   |
| Das goldne und eiserne Zeitalter . . . . .                                  | —    | —     |
| Der unschuldige Dichter . . . . .                                           | —    | 625   |
| An den Amor . . . . .                                                       | —    | 626   |
| Gelinde . . . . .                                                           | —    | —     |
| Die Linde . . . . .                                                         | —    | —     |
| An die Muse . . . . .                                                       | —    | 627   |
| Amors Pfeile . . . . .                                                      | —    | 628   |
| An ein junges Mädchen . . . . .                                             | —    | 629   |
| Der Jüngling an die Freude . . . . .                                        | —    | —     |
| Klagen einer Liebhaberin beim entfernten Getöse einer<br>Schlacht . . . . . | —    | 631   |
| Gedanken einer Geliebten bei Annäherung des Früh-<br>lings . . . . .        | —    | 633   |
| Zufriedenheit . . . . .                                                     | —    | 634   |
| Romanze . . . . .                                                           | —    | —     |
| Lied . . . . .                                                              | —    | 636   |
| Der Fächer . . . . .                                                        | —    | 637   |
| Die Jagd . . . . .                                                          | —    | —     |
| Romanze . . . . .                                                           | —    | 638   |
| Erntegesang . . . . .                                                       | —    | —     |
| <b>Lieder für Kinder.</b>                                                   |      |       |
| Der junge Baum . . . . .                                                    | —    | 639   |
| Das Weischen . . . . .                                                      | —    | 640   |
| Der Mai . . . . .                                                           | —    | —     |
| Das Kartenhäuschen . . . . .                                                | —    | 641   |
| Die kleinen Leute . . . . .                                                 | —    | —     |
| Die Freundschaft . . . . .                                                  | —    | 642   |
| Der Schneemann . . . . .                                                    | —    | —     |
| Der thörichte Wunsch . . . . .                                              | —    | 643   |
| Die Biene . . . . .                                                         | —    | 644   |
| Der Morgen . . . . .                                                        | —    | 645   |
| Der Aufschub . . . . .                                                      | —    | 646   |
| Das Schneeglöckchen . . . . .                                               | —    | —     |
| Der Fisch an der Angel . . . . .                                            | —    | 647   |



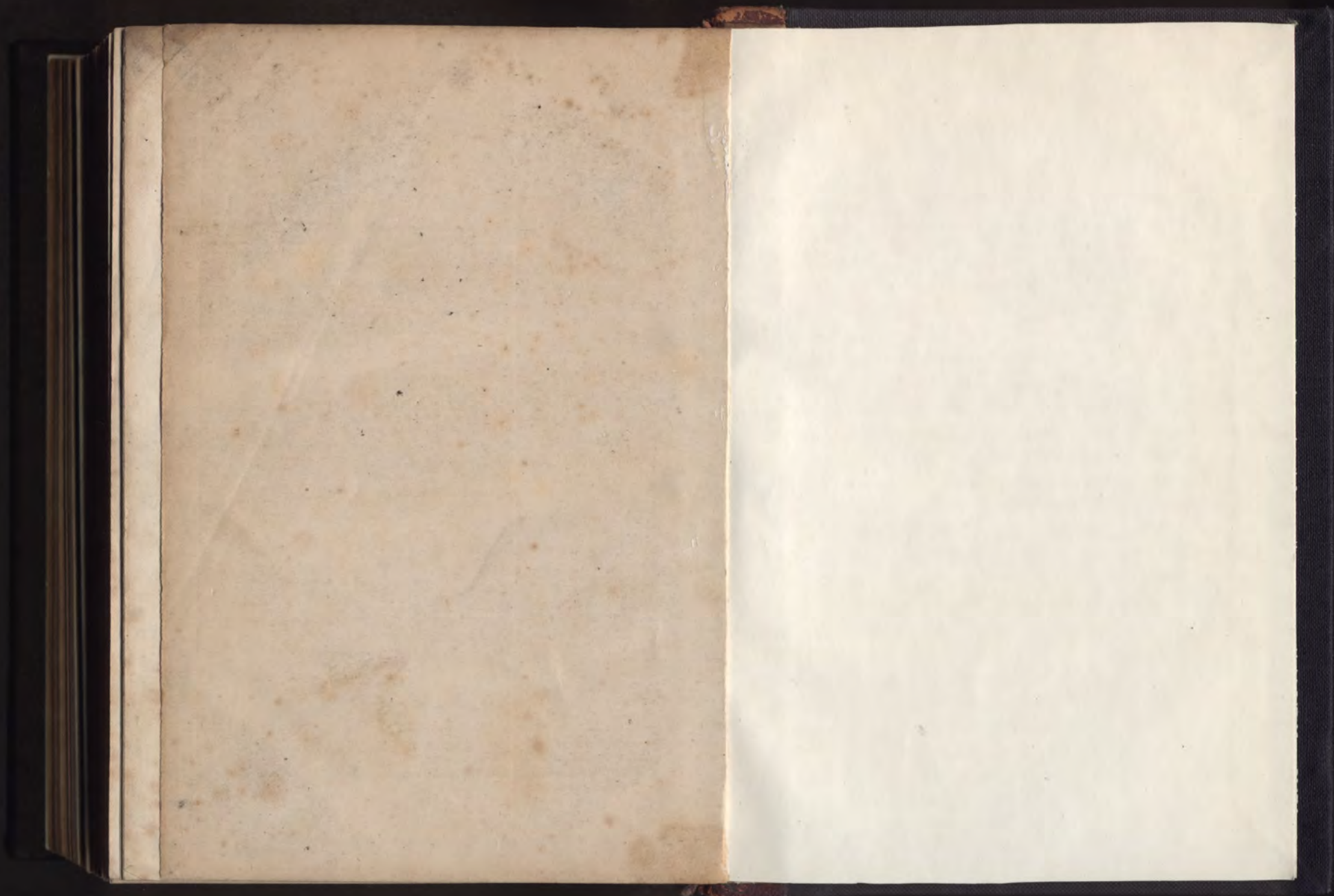
|                                                                                                                 | Band | Seite |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------|-------|
| <b>Werner, Zacharias</b> . . . . .                                                                              | XV   | 147   |
| Dramen.                                                                                                         |      |       |
| Der vierundzwanzigste Februar . . . . .                                                                         | —    | 151   |
| Die Tempel auf Cypern . . . . .                                                                                 | —    | 182   |
| Scene aus den „Kreuzesbrüdern“ . . . . .                                                                        | —    | 283   |
| Gedichte.                                                                                                       |      |       |
| Ziel des Menschen . . . . .                                                                                     | —    | 295   |
| An den Arzt Malfatti . . . . .                                                                                  | —    | 296   |
| <b>Werner, von Tegernsee (Minnesänger)</b> . . . . .                                                            | I    | 616   |
| Liebesreim . . . . .                                                                                            | —    | —     |
| <b>Werner, Bruder (Minnesänger)</b> . . . . .                                                                   | I    | 748   |
| War ich ein Herr . . . . .                                                                                      | —    | —     |
| Falschheit der Welt . . . . .                                                                                   | —    | 749   |
| <b>Wieland, Christoph Martin</b> . . . . .                                                                      | V    | 7     |
| Prosa.                                                                                                          |      |       |
| Drei Göttergespräche . . . . .                                                                                  | —    | 17    |
| Philosophie, als Kunst zu leben und Heilkunst der Seele betrachtet . . . . .                                    | —    | 45    |
| Was ist Wahrheit . . . . .                                                                                      | —    | 50    |
| Isandiar, ein Fürst, wie es viele gibt . . . . .                                                                | —    | 55    |
| Aphorismen . . . . .                                                                                            | —    | 74    |
| Aus der „Geschichte der Abberiten“.                                                                             |      |       |
| Demofritus unter den Abberiten . . . . .                                                                        | —    | 80    |
| Der Prozeß um des Esels Schatten . . . . .                                                                      | —    | 145   |
| Gedichte.                                                                                                       |      |       |
| Musarion . . . . .                                                                                              | —    | 212   |
| Geron der Abelige . . . . .                                                                                     | —    | 247   |
| Oberon . . . . .                                                                                                | —    | 273   |
| Aphorismen . . . . .                                                                                            | —    | 459   |
| <b>Windelmann, Johann</b> . . . . .                                                                             | VI   | 7     |
| Kleinere Aufsätze.                                                                                              |      |       |
| Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunst . . . . .                                                   | —    | 13    |
| Von der Grazie in Werken der Kunst . . . . .                                                                    | —    | 20    |
| Beschreibung des Torso im Belvedere zu Rom . . . . .                                                            | —    | 25    |
| Von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst . . . . .                                             | —    | 30    |
| Aus der „Geschichte der Kunst des Alterthums“.                                                                  |      |       |
| Von den Gründen und Ursachen des Aufnehmens und des Vorzugs der griechischen Kunst vor andern Völkern . . . . . | —    | 48    |
| Von dem Wesen der griechischen Kunst . . . . .                                                                  | —    | 61    |
| Die vier Style der griechischen Kunst . . . . .                                                                 | —    | 87    |
| Geschichte der griechischen Kunst von des Perikles Zeiten bis zum Tod Alexanders des Großen . . . . .           | —    | 109   |

|                                                     | Band | Seite |
|-----------------------------------------------------|------|-------|
| Der Apollo im Belvedere zu Rom . . . . .            | —    | 135   |
| Blüthe der Kunst unter den Römern . . . . .         | —    | 136   |
| <b>Wissbefe (Lehrgebiht)</b> . . . . .              | I    | 729   |
| Ehre die Frauen . . . . .                           | —    | —     |
| Lebensregel . . . . .                               | —    | —     |
| <b>Wolfram von Eschenbach</b> . . . . .             | I    | 315   |
| Aus: „Parcival“ . . . . .                           | —    | 325   |
| Parcivals Eintritt in die Welt . . . . .            | —    | 329   |
| Parcival auf der Burg des Grals . . . . .           | —    | 367   |
| Parcivals Verstoßung . . . . .                      | —    | 381   |
| Parcivals Belehrung . . . . .                       | —    | 412   |
| Die Versöhnung . . . . .                            | —    | 443   |
| Aus: „Titurel“.                                     |      |       |
| Edionatulanter und Sigune . . . . .                 | —    | 456   |
| Sigunes Klage . . . . .                             | —    | 461   |
| Minnelieber.                                        |      |       |
| Minnewerben . . . . .                               | —    | 640   |
| In eigner Sache . . . . .                           | I    | 641   |
| Wächterlied . . . . .                               | —    | —     |
| Er muß scheiden . . . . .                           | —    | 643   |
| Tagehieb . . . . .                                  | —    | —     |
| Abchied vom Wächterlied . . . . .                   | —    | 645   |
| <b>Zacharia, Justus Friedrich Wilhelm</b> . . . . . | III  | 675   |
| Gedichte.                                           |      |       |
| Aus: „Der Renommist“ . . . . .                      | —    | 677   |
| Der Phaeton . . . . .                               | —    | 683   |
| Der Knabe und der Stieglitz an der Spree . . . . .  | —    | 701   |
| Der Bischof und der Bettelbube . . . . .            | —    | 702   |
| Der Löwe und der Esel . . . . .                     | —    | 703   |
| Das Klavier . . . . .                               | —    | 704   |
| <b>Zedlig, Joseph Christian von</b> . . . . .       | XIX  | 275   |
| Gedichte.                                           |      |       |
| Die Dorfkirche . . . . .                            | —    | 277   |
| Erhörung . . . . .                                  | —    | 278   |
| Der Abendhimmel . . . . .                           | —    | 279   |
| Sehnsucht . . . . .                                 | —    | —     |
| Mariechen . . . . .                                 | —    | 280   |
| Das Weib des Räubers . . . . .                      | —    | 281   |
| Die Worte des Koran . . . . .                       | —    | 282   |
| Der sterbende Krieger . . . . .                     | —    | 283   |
| Das Auge der Schlange . . . . .                     | —    | 284   |
| Die nächtliche Heerschau . . . . .                  | —    | 285   |
| Die Haide . . . . .                                 | —    | 287   |
| Wilhelm Tell . . . . .                              | —    | 288   |
| Weltlauf . . . . .                                  | —    | 289   |
| Bei Beethovens Begräbniß . . . . .                  | —    | —     |
| Bei Goethe's Tode . . . . .                         | —    | 290   |

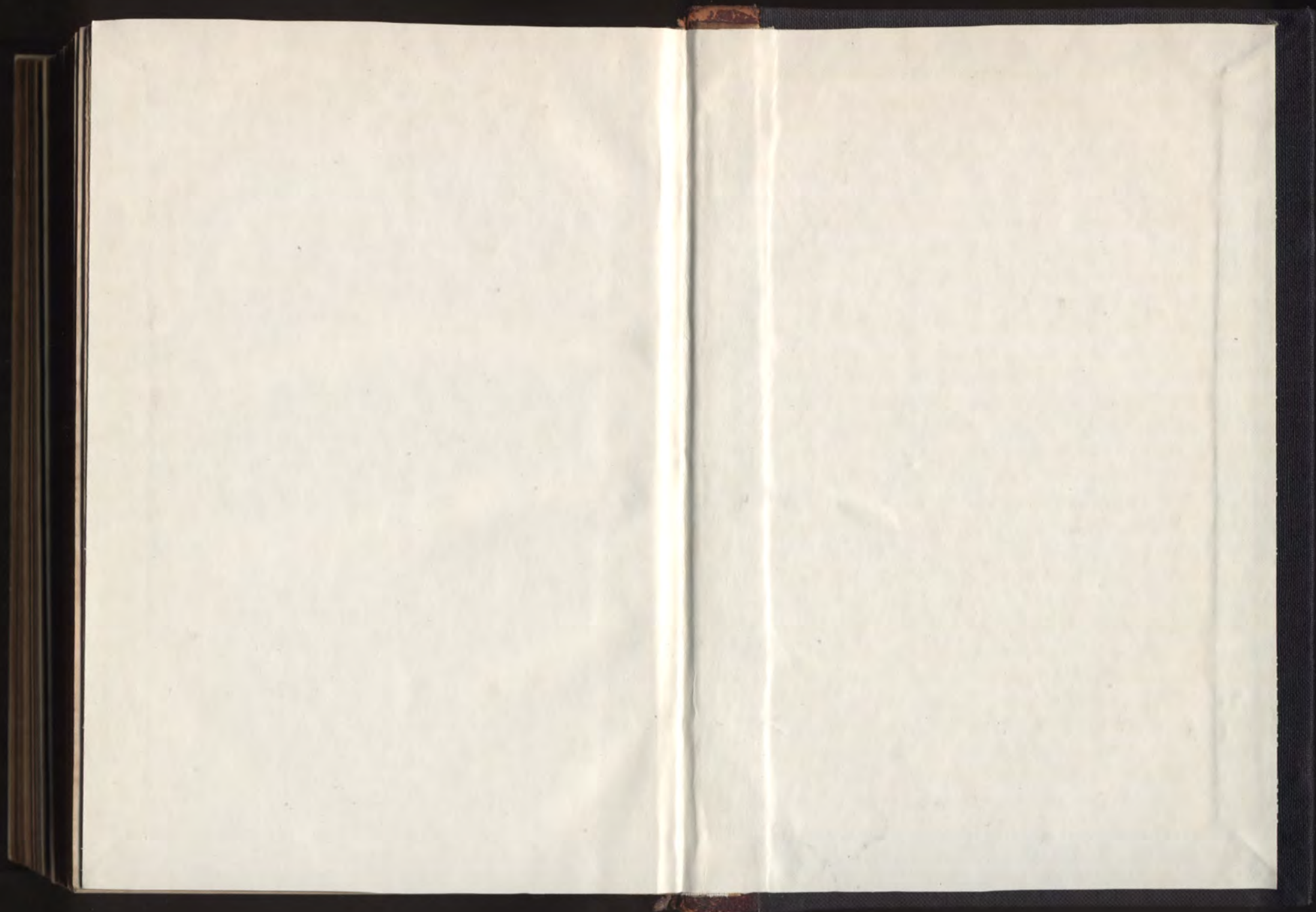


|                                                     | Band  | Seite |
|-----------------------------------------------------|-------|-------|
| Die Kirchweih zu Unkel . . . . .                    | XIX   | 292   |
| Der arme Sänger . . . . .                           | —     | 295   |
| Am deutschen Grenzstein . . . . .                   | —     | 296   |
| Aus den „Tobtenkrnzen“ . . . . .                   |       |       |
| Herzog Friedland . . . . .                          | —     | 298   |
| Torquato Tasso . . . . .                            | —     | 303   |
| Aus dem „Waldfraulein“ . . . . .                   | —     | 307   |
| <b>Zimmermann, Johann Georg von</b> . . . . .       | V     | 474   |
| Aus der Schrift: „Ueber die Einsamkeit“ . . . . .   |       |       |
| Vorthelle der Einsamkeit für das Herz . . . . .     | —     | 469   |
| Einsamkeit in Verbindung mit Geselligkeit . . . . . | —     | 499   |
| <b>Bischoffe, Johann Heinrich Daniel</b> . . . . .  | XVIII | 7     |
| Erzählungen . . . . .                               |       |       |
| Das Goldmacherdorf . . . . .                        | —     | 13    |
| Das Abenteuer der Neujahrsnacht . . . . .           | —     | 116   |
| Erhabene Demuth (Gedicht) . . . . .                 | —     | 159   |













Bibliothek

der deutschen

Klöster.





Wojewódzka Biblioteka  
Publiczna w Opolu

**4073/XXV S**



001-004085-25-0